WESTERMANN'S ILLUSTRIERTE DEUTSCHE MONATSHEFTE




REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA




REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

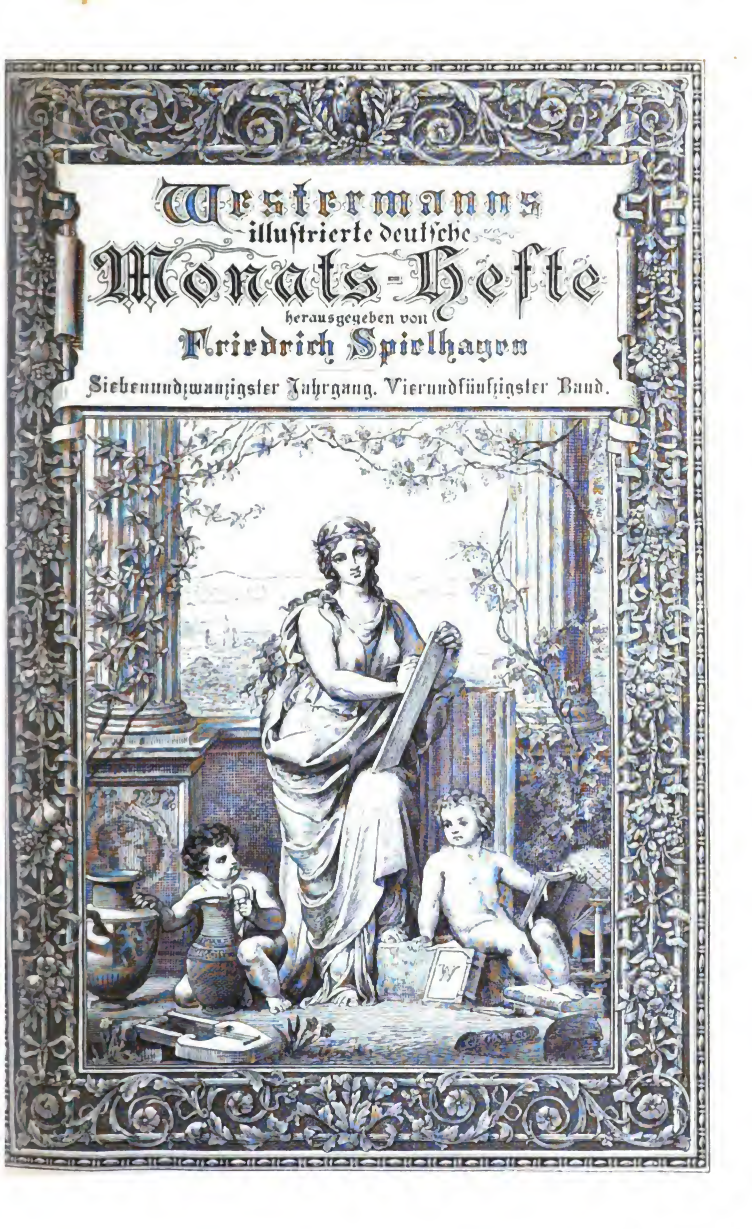
Vierundfünfzigster Band.

April 1883 bis September 1883.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1883.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen
Siebenundzwanzigster Jahrgang. Vierundfünfzigster Band.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des vierundfünfzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister

zum vierundfünfzigsten Bande.



Ingenieuse oder die Cyklopenbäuerin.

Fragment aus den nachgelassenen Papieren

von

Berthold Auerbach.

Vorbemerkung.



icht ohne Wehmut werden unsere Leser die folgenden Blätter zur Hand nehmen, welche uns aus dem reichen litterarischen Nachlasse des verewigten Dichters von den Herausgebern desselben anvertraut sind. Und sie werden, wenn sie die ach! nur allzu kurze Lektüre beendet, wiederum mit Schmerz erfüllt sein, gedenkend, daß es dem herrlichen Manne nicht vergönnt war, eine so hochoriginelle, fruchtbare Idee wie die Kritik und — Rechtfertigung seiner Dorfgeschichten durch eine von der zweifelsüchtigen Korrespondentin widerwillig miterlebte, ihm in so ganz anderer Absicht mitgeteilte Dorfgeschichte durchzuführen; daß ein in so freiem, heiter-ironischem Geiste Empfangenes, mit so schalkhafter Laune, so anmutender Frische, in seinem allerbesten Stile Begonnenes — Fragment bleiben sollte.

Aber, mit wie viel Wehmut und Schmerz gemischt — einen hohen Genuß wird die Kenntnisnahme des köstlichen Bruchstückes allen Verehrern des zu früh von uns Geschiedenen zweifellos gewähren, und wir dürfen für die Mitteilung desselben der Dankbarkeit unserer Leser von vornherein sicher sein.

An B. A.

Mein Mann ist Ingenieur beim Baue der Gebirgsbahn, mein Bruder, der Artilleriehauptmann, hat mir daher den Titel Ingenieuse beigelegt. Ich bin die älteste Tochter des Gerichtspräsidenten, ich habe mein Lehrerinexamen gemacht, bin aber nicht zur Ausübung des Lehrberufs gelangt, denn heute sind es gerade sechs Wochen seit unserem Hochzeitstage. Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, wir Geschwister sind alle hochgewachsen, mein Mann findet mich schön und ich glaube, er hat nicht ganz unrecht.

Nun wissen Sie vorerst genug von mir, und ich muß Ihnen sagen, ich wäre ganz glücklich, aber durch Sie bin ich oft traurig und verstimmt, und darum sollen Sie die bittere, die wirkliche Wahrheit von mir hören.

Wir haben keine Hochzeitsreise gemacht, ich sehnte mich wie ein Durstender nach der frischen Waldquelle, endlich unter dem Volke zu leben, das Sie so — ich finde nicht das verdiente Wort, setzen Sie es selber

— geschildert haben. Ja, gerade weil Ihre Darstellungen so viel Schein der Wahrheit haben, darum sind sie so verführerisch und trügerisch.

Es ist Frühling! Dem Himmel oder sagen wir der Erde Dank: die stumme Natur, den rauschenden Wald, die Blütenbäume, die Wiesen, den rauschenden Bach, das ist noch das einzige, was das verhätschelte Volk nicht verderben und die Dichter nicht verunwahren können.

Wir haben uns hier im Wirtshause des Hochthales wohnlich eingerichtet, ich atme Waldluft und lasse mich durchsonnen. Ich habe glücklicherweise ein von Ihnen so sehr geschmähtes Klavier bei mir, und hätte ich's nicht, ich müßte oft vergehen. Ich habe auch gute Bücher bei mir. Ich habe die Ihrigen in der ersten Zeit wiederholt eifrig gelesen, jetzt habe ich sie in die Ofenröhre gethan, bis im Winter geheizt wird. Keine auch nur entfernt ähnliche der von Ihnen geschilderten Gestalten ist mir begegnet und ich habe treu und redlich gesucht, aber Roheit, Bosheit, Geldgier — wir reden noch davon.

Ich frage mich oft, ob Sie nicht nur uns, sondern auch sich selber täuschen — doch auch davon später.

Das Haus, in dem wir wohnen, ist ein schindelbekleidetes großes Wirtshaus mit mehreren Nebengebäuden und einer Sägemühle; die zu Berg und zu Thal fahrenden Fuhrleute kehren hier ein, und es ist empörend, wie sie die müden Pferde in jedem Wetter vor dem Hause warten lassen, drin in der Stube trinken und über Unflätereien lachen, und der Übermut macht sich dann damit Luft, die alle Muskeln anspannenden Pferde, bloß um die menschliche Hoheit zur Geltung zu bringen, zu peitschen, und dann zu knallen, daß das Echo wiederhallt.

Von den Volksliedern, die ich schön gebunden, mit Klavierbegleitung gesetzt, bei mir habe, habe ich noch nichts vernommen. Ich singe nur noch, wenn mein Mann abends heimkommt, und er begleitet mich mit seinem schönen Bariton. Ich glaube, wir beide sind noch die einzigen, die singen können in der ganzen Landschaft. Manchmal kommt auch noch der Felderer-Jörg, ein wüster Geselle, dem ein Sagstamm beide Beine gebrochen; er spielt die Ziehharmonika, aber was? Die ekeln Weisen des korrupten musikalischen Witzboldes Offenbach.

Wo ist denn Ihr Volk? Immer fragt der Seufzer wo?

Unsere Zimmer sind mir wie ein Asyl inmitten der Unbildung, nein, inmitten der Unnatur. Denn das Volk, das sehe ich, ist am wenigsten Natur. Und wo sind die schönen Menschengestalten im Volke? Ich finde, daß die schönen Menschen in der gebildeten Welt weit in der Mehrzahl sind. Das Volk versteht nicht einmal das Einzige und Beste und Reinste zu genießen, die frische Luft. Es wird mir eng und wehe, wenn ich in eine Bauernstube komme, und ich muß bitten, ein Fenster öffnen zu dürfen.

Amerika hat uns die Kartoffel und das Erdöl gegeben; die Kartoffel ist krank, und auch wenn sie gesund, konstituiert sie aufgedunsene Gestalten; das Erdöl aber verpestet zu allem anderen Unsagbaren noch alle Wohnstuben.

Aber die Liebe im Volke? Der Hans, der die Grete liebt?

Ach, welche Täuschung!

Wir haben hier im Hause einen Knecht, der bergauf die Vorspannpferde führt, der einzig schöne Mensch im Hause — ich hätte Lust, ihn zu zeichnen, aber ich fürchte, ich mache ihn eitel damit — er hat auch etwas Anstelliges vom Soldatenstande her, er versteht, was man ihn fragt, und giebt auch geordnet Antwort. Ich stehe in seiner Gunst und bin nun die Vertraute seiner Liebe.

Aber welcher Liebe?

Grazian — er hat den schönen Namen — Grazian Scholderer ist der Sohn eines abgehausten Wirtes, der von seinem Wirtsgeschäft nur das übrig behalten hat, daß er viel und oft, das heißt immer, trinken kann; er ist bereits dem Schnaps verfallen. Grazian hat von seinem zwölften Jahr an den Fuhrleuten geholfen, er

ist sparsam und hat das verschuldete Haus seines Vaters gekauft, hat es aber nicht auf sich eintragen lassen, um die Einschreibegelder, oder wie man's nennt, nicht dem Staate bezahlen zu müssen. Er weiß sich groß damit, das so klug gemacht zu haben. Das ist die Ehrlichkeit und Geradheit im Volke. Übrigens ist er eine treuherzige und nicht unedle Natur, etwas weich von Gemüt, aber er giebt sich schon Mühe, nach Landesbrauch hart und schelmisch zu werden. Nun hat er mir seine Liebe bekannt, eben jetzt, da er im Konflikte ist.

Da droben, wo die Vorspannpferde ausgehenkt werden und wo künftig ein Tunnel sein wird, links auf der Höhe steht ein großer einsamer Bauernhof, und mit der zweiten Tochter, Stefana — Stefana und Grazian, ist das nicht schön! — mit dieser hat mein Vorspann schon seit fünf Jahren ein Liebesverhältnis. „Sie ist rechtschaffen, ich aber auch, ich hab mir nichts vorzuwerfen," ist der Ausspruch, den er oft wiederholte.

„Ihr habt Euch also einander gern?"

„Natürlich. Und sie bekommt vom Bruder, der den Hof übernimmt, fünftausend Mark, und ich hab auch was, aber es langt noch nicht. Und wer weiß, wenn ein Bauernsohn von einem schönen Hof kommt, wer weiß, ob sie nicht einschlägt."

„Grazian! Ihr habt selber was anderes im Sinn."

„Sie haben's erraten," erwiderte er errötend. Die Röte stand ihm gut, die Natur ist doch stärker als alles Ausgeklügelte. „Es kommt eine Fuhre, ich muß vorspannen," unterbrach er sich, da es eben von der Biegung der Straße heraufknallte, „ich werde Ihnen das Weitere heut abend oder ein andermal erzählen. Sie sollen mir raten. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen."

Er ging davon. Was meinen nun Sie, was da vorgeht?

Ich besinne mich auch. Eine Untreue ist da im Spiel, aber wie?

Ich war droben auf dem Holderhof, ich wollte Stefana kennen lernen. Ich traf den Bauer in der Stube, er hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestemmt und rauchte eine entsetzliche Cigarre in die Stickluft hinein; auf der Bank an den Fenstern, die natürlich geschlossen waren, saß eine hagere ungekämmte Frau, trat mit bloßem Fuße ein Spinnrad und spann aus einem neben ihr stehenden Korbe schwarze und weiße Wolle durcheinander.

Der Bauer kannte mich, stand auf, fragte, mit was man aufwarten könne, und als ich dankte, war's auch recht; er setzte sich wieder und zog an der halb ausgegangenen Cigarre; die Frau rührte und regte sich nicht.

Ich war wahrscheinlich in eine häusliche Scene hineingeraten oder vielleicht auch in die einfache öde Langeweile. Der Bauer, der eigentlich wenig Feld hat und nur viel Wald und Wiese, ist eben ein Holzbauer, der, wie mir mein Mann sagt, müßiggängerisch dumpf dahinlebt, derweil ihm ohne sein Zuthun schlagbares Holz und mähbares Gras zuwächst.

Er klagte mir nun, daß er vom Staat übervorteilt sei, und ich wußte doch von meinem Mann, daß ihm ein ödes Stück Land teuer bezahlt war und daß sein Wald sich im Werte fast verdoppelte, da die Bahnverwaltung die Straße verlegen, über den Wildbach eine Brücke bauen und das unruhige Gewässer überhaupt eindämmen muß.

Ist das nicht schöne naive Offenherzigkeit?

Ich lenkte das Gespräch auf seine Kinder. Er erwähnte nur der beiden Söhne.

Ich fragte nach Stefana; er schaute mich zuerst verwundert an, dann sagte er, sie sei seit einigen Tagen unlustig, er wisse aber nicht, was ihr fehle, sie sei eben draußen im Kartoffelfeld. Ich hütete mich wohl, von Grazian zu sprechen, und als ich, mit einem Glas Milch bewirtet, endlich davonging, traf ich Stefana, die mit der Hacke auf der Schulter daherkam. Sie kannte mich und begrüßte mich. Ich fragte, was ihr fehle, sie erwiderte achselzuckend: „Wüßte nicht was. Gar nichts." Ihr Ton war tieftraurig. Sie ist nicht

eigentlich schön, aber rund und voll und hat einen feinen Mund und Zähne wie Perlen. Ich fragte, ob ich niemand einen Gruß von ihr sagen solle; sie schüttelte stumm den Kopf und ging davon. Beim Rückschauen sah ich aber doch, wie sie stillstand und sich auf die Hacke stützte.

Ich mußte auf dem Heimwege eine Zeit lang warten; es stand ein Wächter am Wege, der mir sagte, daß unweit vom Wege jetzt Felsen gesprengt werden.

Ich unterhielt mich mit dem braunäugigen Italiener; er ist ganz glücklich, daß ich seine Sprache spreche. Bald knallte es in den Bergen und wiedertönte von Schlucht zu Schlucht.

Ich kam ermüdet heim. Grazian vermeidet mich seit mehreren Tagen.

Was geht vor?

* *
*

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, ich bin unterbrochen worden und ich erschrecke überhaupt, daß ich's that.

Ich weiß nicht, ob Sie je diese Briefe bekommen und wozu sie frommen werden.

Immerhin! Ich will, wie Sie so seltsam sich ausdrücken: „zu Ihnen denken". Beiläufig gesagt, ich hasse die Gänsefüßchen, die Sie so opulent verbrauchen.

Die Unterbrechung war eine sehr belebende. Mein Bruder kam mit seinen Vorgesetzten und Kameraden auf einer Generalstabsreise hierher, sie blieben zwei Tage. Dieses Thal soll militärisch wichtig sein. Gestern abend — die Herren sind abgereist — kam das Gespräch auf Sie. Ich erschrak, als ob ich mich verraten hätte, daß ich im geheimen Ihnen schreibe. Ich mischte mich nicht ins Gespräch, ich wollte hören; und ich denke, es ist Ihnen von Belang, zu erfahren, was man von Ihnen spricht, gut und schlimm.

Die Herren wollten Ihre Lorles und Amreis u. s. w. in natura finden und waren sehr enttäuscht.

Ein pommerscher Junker, der, wie das heute Mode, nur beim Militär ist, um sich zum diplomatischen Dienst vorzubereiten, behauptete: „Diese Volksgeschichten werden einst so angesehen werden wie jetzt die Geßnerschen Idyllen. Diese Herren Volksdichter haben mehrfache Verkehrtheiten in die Welt gesetzt, vor allem die, daß das ungebildete Volk den Kern der Nation darstelle, während doch nur die gebildeten und auf historischen Traditionen stehenden Kreise das zu beanspruchen haben."

„Und die anderen Verkehrtheiten?" fragte der General, der, wie mir sofort erschien, Ihnen nicht ungeneigt ist, aber gern die Untergebenen sich aussprechen ließ.

Der pommersche Junker erwiderte mit großer Sicherheit: „Diese Herren Schönfärber und Bildungsmissionäre des Volkes wollen sich allerdings nicht zur Vaterschaft bekennen, aber sie sind doch die Urheber der Socialdemokratie."

Hier fiel mein Bruder ein und verteidigte Sie und Ihre Genossen: „So wenig die Religion an den Greueln und Mißbräuchen schuld ist, die in ihrem Namen vollzogen werden, so wenig die freie Bildung an den Ausschreitungen und Betrügereien der Demagogen."

Ein Mecklenburger, ein warmherziger Verehrer Fritz Reuters, sagte: Ihnen fehle der Humor, das schöne heitere Spiel mit dem Leben, und das komme daher, weil Sie Jude seien; die Juden seien pathetisch oder witzig, aber nie humoristisch.

Ich frage nun Sie: Ist das wahr? Und sind Sie in der That noch Jude? Wie kann man Jude bleiben, da die Stimmung der Kultur, ich will nicht sagen: im Christentum — Otto und ich sind, ehrlich gestanden, keine Christen, wenn auch als solche geboren und konfirmiert — aber doch im Protestantismus sich fortbewegt.

Ein badischer Offizier, der Sie persönlich kennt — Sie sollen ein gedrungener alter Herr sein, der gern lustige Geschichten erzählt und dabei etwas sentimental — der Badenser erzählte von Ihrer Anwesenheit im Kriege bei der Belagerung

Straßburgs und wie Sie trotz Ihrer burschenschaftlichen Gehobenheit sich so unbehaglich gefühlt hätten. Da nahm der General das Wort und sagte: „Ein Dichter gehört nicht in den Krieg. Der Dichter ist darauf hingewiesen, sein Empfindungsleben zu kultivieren und den Quellen und Strömungen in den Schicksalen anderer Menschen nachzugehen. Masse und Mensch, Einzelmensch, das läßt sich nicht zusammenfassen. Im Kriege ist der Mann kein Sohn einer Mutter, eines Vaters mehr, nicht mehr aus diesem Dorfe, aus dieser Stadt, sondern Sohn des Vaterlandes. Selbst ein Göthe konnte den Krieg nicht verstehen, und es giebt nichts Seltsameres als seine Schilderungen aus der Campagne."

Das Gespräch wendete sich von Ihnen ab, kam aber doch wieder auf Sie zurück, und ich war in großer Verlegenheit, als ich um mein Urteil über Sie gefragt wurde. Ich war so betroffen, daß ich mich verriet und bekannte, ich wolle in unmittelbarer unbefangener Anschauung die Probe auf Ihre Darstellungen machen; ich hatte aber doch noch Besinnung genug, nicht zu verraten, daß ich meine Wahrnehmungen aufzeichnen und Ihnen zuschicken will.

Ich war bisher noch nicht fest entschlossen, jetzt bin ich's, und mein Mann bestärkt mich in meinem Vorsatze; er meint, ich würde mir damit manche Stunde der Langeweile vertreiben; ich hoffe, es wird mehr und anderes. Sie schreiben in die Welt hinaus und wissen nicht, wo es ankommt. Nun denn, jetzt wird einmal an Sie geschrieben und Sie wissen nicht von wo.

* * *

Die interessanteste Begegnung, die ich bisher noch hatte, ist der Löwenbenz; ich glaube Benz heißt im Kalender eigentlich Bernhard, und das Löwenattribut hat er, weil ihm ehemals das Wirtshaus zum Löwen gehörte. Das ist ein Prachtexemplar, ein Vagabund comme il faut, wie ihn Eichendorff sich nicht besser hätte wünschen können.

Vor allem lassen Sie sich sagen, ich habe wieder einen Mangel an Ihren Schriften, vielleicht an Ihnen selber entdeckt. Sie sind ein Philister, ein Fanatiker der Wohlordnung — das ist ja ein Lieblingswort von Ihnen und soll wohl Harmonie bedeuten. Sie haben keinen Sinn für das Ungebundene, keine künstlerische Freude am Polizeiwidrigen oder, schärfer gesagt, am Sittenlosen. Ist das scheue Furcht oder bewußter Wille?

Mein Löwenbenz ist der Vater des Grazian. Nach Ihren Darstellungen erschien es mir, als sei die ganze Volkswelt überaus zahm und tugendhaft, von Kriminalverbrechen abgesehen, und nun hab ich endlich einen Mann, der außer der Wilderei — man nennt das jetzt Wilddieberei — noch nie über einen Paragraphen des Strafgesetzes gestolpert ist, dabei immer lustig, freilich mit etwas Branntwein, aber mäßig; und glauben Sie, daß die Minstrels und Troubadours in Ermangelung von Wein nicht auch Schnaps getrunken hätten?

Mein Benz hat recht: Schnaps und Religion haben viel Schlechtes angerichtet, aber nur bei denen, die die schöne Gottesgabe nicht brauchen.

Er sagt derlei so schelmisch und zwinkert mit einem Auge.

Ich bin eigentlich ganz mit ihm einverstanden: die Temperenzler und die Atheisten sind ganz gleich; weil geistiges Getränk und Gottesglaube so viel Elend geschaffen haben, sollen sie ganz abgeschafft werden. Aber der Wein wächst an sonnigen Bergen und der Gottesgedanke in sonnigen Seelen fort und fort.

Von Natur, ja ich bleibe bei dem Wort, von Natur ist mein Löwenbenz eigentlich Musiker, aber wer wird ganz, was er von Natur aus soll? Wie ich höre, nicht einmal ein Baum im Walde und, erlauben Sie mir hinzuzufügen, nicht einmal ein Göthe.



Nino und Maso.

Einer sienesischen Chronik nacherzählt

von

Paul Heyse.



Um diese Zeit — der Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ist gemeint — ereignete sich in unserer Stadt eine seltsame und herzbewegende Geschichte, die wohl verdient, unter den größeren öffentlichen Vorfällen und politischen Händeln an dieser Stelle erwähnt und der Vergessenheit entrissen zu werden, wie sie denn auch in ihren Tagen die Gemüter nicht weniger erregte und viele Monate lang beschäftigte als denkwürdige Kriegsläufte und große allgemeine Kalamitäten und Heimsuchungen. Denn die beiden Personen, welche dies traurige Ereignis betraf, waren in der ganzen Stadt Siena nicht nur jede für sich bekannt und beliebt, sondern das feste und unerschütterliche Freundschaftsband, das sie vereinigte, von ihrer Knabenzeit bis zu ihrem frühen Tode, verlieh ihnen in den Augen der Mitlebenden einen eigenen Glanz und fast überirdischen Ruhm, gleichsam wie Menschen aus einer anderen Zeit, also daß die Leute sich etwas damit wußten, wie man im Altertum von Damon und Pythias oder Orest und Pylades gesungen und gesagt hatte, unter ihren Mitbürgern ein Freundespaar zu besitzen, das jenen von den Dichtern gefeierten Helden an Hingebung des einen für den anderen nicht nachstand, ja durch ihr gemeinsames Ende sie noch übertraf.

Sie waren Nachbarskinder, aber in sehr verschiedenem Stande aufgewachsen. Antonino del Garbo hieß der Sohn eines der angesehensten und reichsten Bürger der Stadt, der sogar etliche Jahre das Amt eines Gonfaloniere bekleidet hatte, bis eine schwere, in den Fehden mit Florenz davongetragene Verwundung ihn zwang, allen öffentlichen Geschäften und Würden zu entsagen. Er lebte hinfort nur der Erziehung seines einzigen Sohnes, den er selbst in den Anfängen aller Wissenschaften unterrichtete, während er ihn zugleich in Leibesübungen und schönen Künsten durch die geschicktesten Lehrmeister unterweisen ließ. Da Nino nicht nur ein aufgeweckter und dabei ernsthafter Knabe

war, sondern auch die Schönheit seiner Mutter, einer Calandrini, geerbt hatte und den Ehrgeiz fühlte, es in allen ritterlichen Künsten so weit zu bringen, wie man es seinem Vater nachrühmte, wuchs er zu einem vollendeten Musterbild eines Jünglings heran, von dem seine Vaterstadt sich dereinst der trefflichsten Dienste versehen durfte.

Nun wohnte in dem Hause nebenan, das freilich mit der Casa del Garbo sich weder an äußerem Schmuck noch innerem Reichtum messen konnte, ein kleiner Goldschmied, Meister Buonfigli genannt, dem seine früh verstorbene Frau zwei Kinder hinterlassen hatte, Tommaso oder Maso und Lisabetta. Das Mägdlein, das sehr anmutig war, wuchs in der Hut und Pflege einer alten Verwandten, die im Hause Tante Brigida genannt wurde, heran, während der Sohn in der Werkstatt des Vaters schon früh mit zugreifen mußte und im übrigen seine Bildung, so gut er wußte und konnte, sich selbst zusammensuchen mochte. Es gelang ihm dies, da er von der Natur zwar keine Schönheit, aber ein paar helle Augen und feine Ohren erhalten hatte, zum Verwundern gut, also daß ihm niemand anmerkte, wie kurze Zeit nur er eine Schulbank gedrückt hatte. Teure Lehrmeister seinem Sohne zu halten, wie der vornehme Nachbar dem seinigen, gebrach es dem wackeren Goldschmied am Nötigsten, auch wenn er den Knaben als Gehilfen am Schmelzofen und Ciseliertisch hätte missen mögen. Denn sein künstlerisches Gewerbe, obwohl er es aus dem Grunde verstand, trug ihm gerade so viel ein, daß er sein Haus auf ehrbarem Fuß erhalten und sich und die Seinigen anständig durchbringen konnte. Er hatte nämlich den Fehler, daß er ein allzu reizbares und ungenügsames Handwerksgewissen besaß und eine Arbeit nicht eher aus den Händen geben wollte, als bis sie vor der allerstrengsten Prüfung bestehen konnte, so daß selbst das geringste Versehen eines Gesellen ihn bewog, lieber das Ganze umzuschmelzen und von vorn zu beginnen. Hiermit kam er nun freilich auf keinen grünen Zweig. Doch weder ihn selbst bekümmerte das sonderlich noch seinen Sohn, der zwar nicht die peinliche Gemütsart des Vaters geerbt hatte, dafür aber einen glücklichen leichten Sinn, der ihn das Leben jeden Tag mit neuer Freude und neuer Hoffnung begrüßen ließ, so wenig auch von all seinen phantastischen Träumen in Erfüllung ging. Dazu half ihm vor allem das Glück, das er in der leidenschaftlichen Liebe zu seinem Nachbarn, dem jungen Nino del Garbo, genoß. Es schien, als ob er alles, was dieser Reichausgestattete besaß, im stillen als seinen eigenen rechtmäßigen Besitz betrachtete, worin er durch die Erwiderung seiner Neigung von seiten des ernsten und wortkargen Knaben bestätigt wurde. Denn es verging kein Tag, wo die beiden, wenn die Lektionen vorbei und Feierabend gekommen war, sich nicht zusammenfanden, meist auf den Wällen, die um die Stadt liefen, oder in den schönen busch- und baumreichen Thälern vor den Thoren, wo es dann schien, als ob sie das Heil der Welt miteinander zu bereden hätten, da sie ihres Geplauders kein Ende fanden. Von den übrigen Knaben ihres Alters hielten sie sich fern. Die Väter aber ließen sie gewähren, da jeder den Sohn des anderen sich genau darauf angesehen hatte, ob er auch zum Gefährten des seinigen tauge, und diesen ausschließlichen Umgang minder gefährlich fand als den Verkehr mit einer Rotte nichtsnutziger und händelsüchtiger Kameraden.

Als sie dann in die Jünglingsjahre kamen, weissagten die Spötter, die ihnen allerlei Spitznamen angehängt hatten als: „die beiden Tauber, das Liebespaar, die rechte und die linke Hand“, nun werde es mit ihrer Unzertrennlichkeit die längste Zeit gedauert haben, da die Weiber sich ins Mittel legen würden, die bekanntlich von jeher den Apfel der Zwietracht zwischen die Männer geworfen haben oder doch aller Sinne und Gedanken eines jungen Fants sich so ausschließend bemäch-

tigen, daß kein Raum mehr bleibt für einen Dritten, und wär es der neidloseste Gefährte und Herzensfreund.

Diese klugen Leute mußten aber zu ihrer großen Verwunderung erleben, daß ihre Prophezeiungen nicht eintrafen. Weder Nino noch Maso schienen es zu bemerken, daß sie von den jungen Frauen und Mädchen der Stadt auf die Liste derer geschrieben worden waren, von denen man verliebte Huldigung oder gar ernsthaftere Bewerbung erwartete. Mehr noch als bei dem schönen Nino, der für einen jungen Philosophen und asketischen Sonderling galt, befremdete diese Kälte bei seinem leichtherzigen Freunde, dessen Blick den schönen Augen, die nach ihm zielten, keineswegs auswich, vielmehr alles, was hold und reizend war in der Welt, mit einer unverhohlenen Freude in Augenschein nahm, freilich aber zwischen einem blitzenden Juwelenschmuck, einem blühenden Granatbaum und einem in Schönheit und Jugendfülle einherwandelnden Weibe keinen Unterschied zu machen schien. Sein Interesse an der Menschheit, als etwas, das wichtiger und erquicklicher wäre als alle anderen schönen Werke aus der Hand des Schöpfers, schien erst bei seinem Freunde zu beginnen und mit ihm zu enden, von dem zarten Geschlecht aber nur eine einzige, das Lisabettlein, für ihn vorhanden zu sein, die er, da sie mehrere Jahre jünger war als er, fast mit mütterlicher Sorge und Eifersucht als seinen Augapfel behütete.

Nun geschah es, daß Ninos Vater es an der Zeit fand, den Sohn nach Bologna zu senden, um dort etliche Jahre die Rechtskunde an der Universität zu studieren. Diese erste Trennung der beiden Freunde brachte ihnen einen so großen Kummer, wie ihn sonst nur zwei Verliebte empfinden, die voneinander scheiden müssen. Doch waren sie von zu stolzer Schamhaftigkeit, um irgend jemand zum Zeugen ihres Schmerzes zu machen. Die Nacht vor Ninos Abreise verbrachten sie ohne Schlaf auf Masos dürftiger Kammer. Als am frühen Morgen der junge Student unter dem Geleit seiner Familie und vieler Freunde zur Stadt hinausritt, war Maso nirgends unter den Abschied Zuwinkenden zu erblicken. Er saß in der Werkstatt und arbeitete eifrig an dem künstlich verzierten Griff eines Dolches, den er dem Freunde nachzusenden versprochen hatte.

Als er aber nach einem Monat damit fertig geworden war, verschwand er eines Tages aus der Stadt; niemand wußte, wo er geblieben war. Dem Vater hatte er einen Zettel hinterlassen, auf welchem stand, nach einer Woche werde er wieder zurück sein. Später erfuhr man, daß er zu Fuß den weiten Weg nach Bologna gemacht hatte, nur um einen einzigen Tag mit Nino zusammen zu verleben. Der Vater, der ihn über alles liebte, machte ihm keine Vorwürfe; nur das Lisabettlein schmollte mit ihm, weil er ihr von Nino nichts mitgebracht hatte als einen Gruß.

Die anderen schönen Kinder, die sich Hoffnung gemacht hatten, nunmehr die Erbschaft Ninos anzutreten und das unbeschäftigte Herz des jungen Einsamen sich zuzueignen, sahen sich getäuscht. In den Stunden, die er sonst mit dem Freunde geteilt, warf er sich mit Eifer auf das Lautenspiel, in welchem er es bald zu einer großen Meisterschaft brachte. Auch dichtete er selbst die schönsten Lieder und Rispetti, die man ihn in mancher warmen Nacht in dem Gärtlein hinterm Hause singen hören konnte, wie er denn auch die Schwester in dieser Kunst unterwies. Doch konnte sich keine unter den schönen Damen der Stadt, die es bei flüchtigem Begegnen auf der Gasse oder in der Kirche an aufmunternden Blicken nicht fehlen ließen, rühmen, daß er seine Kunst zu nächtlicher Zeit vor ihrem Fenster geübt hätte.

Bald auch kam er selbst in eine Lage, wo es ihm nicht mehr nach Spiel und Gesang zu Mute war. Sein Vater, der alte Meister Buonfigli, starb eines plötzlichen Todes und überließ dem Sohn die Sorge für sein Haus und die junge Schwester, die erst im fünfzehnten Jahre

stand. Nun verschwand das Lachen aus dem hellen, gutmütigen Gesicht des verwaisten Sohnes, und er ergriff mit einem Nachdruck, den man ihm kaum zugetraut hatte, die Zügel des Hausregiments. Bisher hatte er seine Kunst nur lässig, wenn auch nicht ohne Geschick betrieben. Jetzt begann er sich ihr mit Leib und Seele zu widmen, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, der Lisabettuccia eine stattliche Mitgift zusammenzubringen, was dem Vater niemals Sorge gemacht hatte.

Da er nun solchergestalt von früh bis spät über seinen kunstreichen Arbeiten saß und oft noch hernach bis an die Mitternacht die Zeichnungen entwarf für seine Gesellen, deren er ein paar sehr geschickte geworben hatte, vermehrte sich zusehends sein Vermögen wie auch das Ansehen in seiner Zunft, und er behielt zudem nicht überflüssige Zeit, sich nach seinem Jugendfreunde umzuschauen, der inzwischen auch nicht gefeiert hatte und nach etlichen Jahren, mit dem Doktorhut versehen, in seine Vaterstadt zurückkehrte. Auch seine Eltern waren inzwischen gestorben, und man glaubte nicht anders, als daß der junge Herr Doktor, sobald er das Trauerjahr hinter sich hätte, aus einem der ersten Häuser der Stadt sich ein Weib freien und um die Ehrenämter in der Bürgerschaft sich bewerben werde. Denn die alte übermäßige Liebe und Vertraulichkeit mit dem Nachbarssohne hielt man für erloschen oder doch leidlich verkühlt, da die Jugendfreunde sich so lange ohne einander beholfen hatten.

Statt dessen erfuhr man bald, daß der junge del Garbo sich zur Aufnahme in die Gilde der Advokaten gemeldet und am nämlichen Tage mit der Schwester seines Freundes verlobt habe. Hierüber ward eine Zeit lang viel Spöttliches geredet, da die losen Zungen in Siena gleich denen in Florenz sich so bald nicht zur Ruhe geben können, wenn ihnen ein gutes Futter gereicht wird. Mit der Zeit aber, da die Treuverbundenen, nunmehr drei an der Zahl oder vier, mit Einschluß der Tante Brigida, nicht viel zum Vorschein kamen, sondern höchstens in dem stillen Gärtchen bei Mond- oder Sternenschein das Lautenspiel Masos wieder erklang und die zarte Stimme der jungen Braut sich dazu vernehmen ließ, auch Nino in alter Wortkargheit seinen Geschäften nachging, wurde diese Neuigkeit wie jede andere alt und abgestanden, ja es fanden sich viele, die behaupteten, sie hätten es von jeher gesagt, so und nicht anders werde es kommen und so und nicht anders sei es auch in der Ordnung.

Die Hochzeit war auf ein halbes Jahr hinausgeschoben worden, da das Lisabettlein ihre Ausstattung selbst beschaffen mußte und Tag für Tag es mit Brigida sehr wichtig hatte. Dies wäre nun freilich für einen Bräutigam, den es tausend Jahre bedünkt hätte, bis er seine Liebste in sein wohlausgestattetes Haus führen konnte, kein ausreichender Grund zu einer so langen Zögerung gewesen. Nino aber, obwohl er zu erkennen gab, daß er das holdselige Ding für eine Perle ihres Geschlechtes hielt, legte nicht die mindeste Eile an den Tag, so daß es selbst dem guten Kinde auffiel und sie endlich in Thränen gegen ihre alte Pflegerin sich über die Kaltherzigkeit ihres Verlobten beklagte. Es dünke sie, er würde sie nie erwählt haben, wenn sie nicht des Maso Schwester gewesen wäre, der doch eigentlich seine einzige Liebe sei. Hierauf suchte die Alte, obwohl auch ihr die Sache nicht geheuer schien, ihren Augapfel, so gut sie konnte, zu trösten, nahm sich auch heimlich vor, den kalten Liebhaber zur Rede zu stellen, ob er denn ein Fisch sei oder ein Salamander, der selbst im Feuer so zärtlicher junger Augen nicht warm werde. Kam er dann am Abend mit seiner stillen träumerischen Heiterkeit und plauderte so freundlich, aber auch so gleichmütig mit der Lisabettuccia wie mit einer eigenen Schwester, so hatte sie gleichwohl nicht den Mut, mit ihrer geheimen Erboštheit herauszurücken, und dachte, daß sich's eines Tages denn doch ändern würde, wenn die Flamme eines eigenen Herdes das Eis zu schmelzen anfinge.

Da begab es sich zur Zeit des Karneval, daß Maso von einem vornehmen und sehr reichen Nobile nach Venedig berufen wurde, um über den Brautschmuck der Tochter des Hauses, die mit einem französischen Herzog verlobt worden war, seinen Rat zu vernehmen. Es sollten die Juwelen, welche in der Familie der Mutter seit Jahrhunderten von Haupt zu Haupt sich vererbt hatten, neu gefaßt und durch das Schönste, was aus der Levante herbeikam, vervollständigt werden. Maso hatte gerechnet, des ehrenvollen Auftrags binnen drei Wochen sich zu entledigen. Da man aber an seiner Person ebensoviel Gefallen fand, wie seine Kunst ihrem guten Ruf entsprach, wurde er von Woche zu Woche hingehalten, hatte alle Hände voll zu thun, um immer neue Zeichnungen zu machen und geringere Meister nach seinen Weisungen arbeiten zu lassen, und verwünschte mehr als hundertmal, daß er sich auf den ganzen Handel eingelassen.

Als dann der März zu Ende ging und immer noch kein Ende abzusehen war, schrieb er an seine Leute nach Hause, sie sollten in Gottes Namen die Hochzeit rüsten, das Aufgebot bestellen und ihm den bestimmten Tag des Festes zu wissen thun; er werde dann kommen, und wenn man ihn mit goldenen Ketten an den Campanile von San Marco festbinden wollte.

Auf diesen Brief erfolgte wohl vierzehn Tage lang keine Antwort, also daß der von Unruhe und Ungeduld Gepeinigte sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er einen vertrauten Diener als Courier nach Siena sandte, mit der Weisung, unverzüglich, sobald er die Antwort erhalten, wieder nach Venedig zurückzukehren. Der aber konnte noch nicht über Florenz hinausgelangt sein, als der so sehnsüchtig erharrte Brief, an dem er vorbeigereist, bei dem jungen Meister eintraf. Und zwar war derselbe weder von Ninos Hand, der in den letzten Monaten vor Übermaß der Geschäfte, wie er vorgegeben, überhaupt sich nicht zum Schreiben abmüßigen können, noch auch trug das Blatt die zierlich gekritzelten Schriftzüge der Braut, sondern die alte Brigida selbst hatte mit einer stockenden Feder, aber in sichtbar überwallender Gemütsbewegung folgende Zeilen geschrieben:

„Teuerster Neffe! Herzlich geliebter Maso! Seitdem du Nachrichten aus unserem Hause hast entbehren müssen, hat es gar trübselig darin ausgesehen, und wenn der gnädige Herrgott und die allerseligste Jungfrau Maria nicht noch alles zum besten kehren, wird Lust und Lachen darin für alle Zeit verstummen und die letzten Tage deiner alten Brigida in eitel Kummer und Grämen dahingehen. Weil ich aber weiß, wie der Urheber dieses elenden und betrübten Wesens dir teurer ist als das Licht deiner Augen, habe ich so lange gezögert, dir ein Wörtlein davon zu sagen, wohl wissend, lieber Maso, daß du zu deinem Werk in der Fremde einen freien Geist und frischen Mut bedarfst, um dir Ehre zu machen und deine Neider zu beschämen. Nun aber bin ich es einer anderen Person, die du nächst jener einen am herzlichsten liebst, schuldig, mein Schweigen zu brechen, damit du vielleicht, wenn du erfährst, in welcher Gefahr und Bekümmernis sie lebt, etwas beschließen könnest, was das ärgste Übel noch abwehren und uns allen wieder zu Frieden und Glückseligkeit verhelfen mag.

„Ich muß dir nämlich offenbaren, liebster Sohn, daß das Herz deines Freundes sich von seiner Verlobten, deiner unschuldigen Schwester, abgewendet hat, also daß er bereits drei Wochen lang ihren Anblick gemieden, auch keine Botschaft an sie gesendet hat, sein Ausbleiben zu erklären. Denn wenige Zeit, nachdem du uns verlassen, ist eine fremde Frau, wie man sagt aus Empoli, in unsere Stadt gekommen, eine Witwe von ganz jungen Jahren, Madonna Violante, die Schwägerin unseres Podestà, Messer Vitelli, dessen Bruder sie vor etlichen Jahren auf seinen Handelsfahrten kennen gelernt und dann geehelicht hatte. Da er nun bald darauf verstorben und, eines so frühen Ablebens sich nicht vermutend, seinen letzten Willen

nicht in völliger Ordnung hinterlassen, haben die hiesigen Verwandten die Witwe, die nicht des besten Rufes genossen, mit einem geringen Gelde abfinden wollen. Hiergegen Einspruch zu thun und zumal das Landgut ihres seligen Gatten nahe bei der Stadt als ihr Witwengut in Besitz zu nehmen, ist besagte Frau Violante nach Siena gereist, und da die Sippe des Podestà einmütig sie von ihrer Schwelle wies, hat sie sich an das Gericht gewandt und den Beistand des gelehrtesten und angesehensten Advokaten nachgesucht, als welchen ihr die öffentliche Stimme deinen Nino bezeichnete. Der hat nun in der ersten Zeit der Sache mit aller Gewissenhaftigkeit sich angenommen und, da er noch täglich in unseren Garten kam, mit der Lisabettuccia ein Stündchen zu verplaudern, von dem ganzen Handel und der schönen Klägerin so unbefangen erzählt, als ob er alles aus einem gedruckten Buche ablese. Nach etlichen Wochen aber hat er dies Gespräch sichtlich gemieden, ist auch verwirrt und rot geworden, so oft das Kind scherzweis davon anfing, und da es endlich auf eifersüchtige Gedanken kam und ihm eines Tages mit Thränen um den Hals fiel, bittend, ihr zuliebe möchte er diesen garstigen Prozeß einem seiner Freunde und Kollegen übertragen, da er ihn um alle Heiterkeit, sie aber um seine Liebe zu bringen drohe, hat er sie heftig an sich gedrückt, in großer Bewegung ein paar verstörte Worte gestammelt, dann aber sich aus ihren Ärmchen losgemacht und wie ein von bösen Geistern Gejagter sie verlassen.

„Seit diesem Tage, lieber Maso, ist er nicht wieder unter unserem Dache erschienen, trotz der Nähe unserer Häuser und der bevorstehenden Hochzeit und obwohl ich ihm Botschaft über Botschaft gesendet habe. Als ich aber endlich selbst in seine Wohnung drang, um ihm ins Gesicht zu sagen, daß er mit dieser Entfremdung das junge Herz, so sich ihm ergeben, brechen und eine Todsünde auf sein Gewissen laden würde, bin ich von einem seiner Schreiber mit dem Bescheide abgefertigt worden, der Herr Doktor sei unpaß und könne niemand empfangen.

„Du magst denken, mein teurer Sohn, daß ich diese Ausflucht nicht für bare Münze nahm. Vielmehr in der Angst und Empörung meines alten Herzens, das nur noch euch beide geliebte Kinder auf Erden hat, legte ich mich auf die Lauer und ward noch desselbigen Abends inne, daß dein sauberer Freund sich, sobald alle ehrlichen Christenmenschen sich zur Ruhe gelegt, in seinen Mantel vermummt aus dem Hause schlich, was schlecht zu seiner Unpäßlichkeit stimmte, wenn diese in etwas anderem bestand als in einem hitzigen Liebesfieber, dem keine Winternacht schädlich werden kann. Ich aber, obwohl ich vor Zorn und Frost mit den Zähnen klapperte, hielt dennoch an dem oberen Fenster tapfer aus und glaubte, ich müßte mit Augen sehen, wie dieser wortbrüchige Verräter meinem lieben Kinde ans Leben wollte. Als ich ihn endlich in der vierten Stunde nach Mitternacht wieder die Gasse daher und in sein Haus zurückschleichen sah, konnte ich kaum an mich halten, daß ich ihm nicht laut entgegenschrie, wofür ich ihn hielt, und daß ich hoffte, die himmlische Gerechtigkeit werde ihn zu finden wissen.

„Ich preßte aber die Lippen zusammen, um nicht die Schande, die er uns angethan, selbst in der Nachbarschaft ruchbar zu machen, zumal ich überlegte, daß es an dir sei und an keinem anderen, für das Glück und die Ehre deiner Schwester einzustehen. Dem Kinde aber verschwieg ich, was ich zu Nacht gesehen, obwohl auch die folgenden Nächte das Spiel seinen Fortgang nahm und das arme Herzchen, wenn es begriffen, daß es sich an einen Unwürdigen gehängt, an dieser bitteren Erkenntnis vielleicht ein Mittel fände, von seinem Irrtum zu genesen. Hierin mag ich vielleicht, da ich alt bin und nicht mehr weiß, was junge Menschen bedürfen und vermögen, nicht das Rechte finden, weshalb ich mich endlich entschlossen habe, teuerster Sohn, dir alles getreulich zu beichten und dir anheimzustellen, was du

zu thun für nötig findest. Nun aber, ehe ich dich dem Schutze der heiligen Dreifaltigkeit und aller Heiligen empfehle, muß ich dir noch ans Herz legen, mit deinem Entschlusse nicht zu zaudern. Du wirst erschrecken, wie dies Herzeleid an unserem Liebling genagt und den Flor ihrer jungen Schönheit zerrüttet hat, also daß sie wie vom Schatten des Todes überhaucht umherwandelt und es die Fremdesten erbarmt, eine junge Braut ihr Haupt wie eine welke Lilie zur Erde senken zu sehen."

* * *

Dieser Brief, der sich unter den Papieren Masos später noch gefunden hat, deutlich die Spuren einer Hand tragend, die ihn unter dem Lesen heftig zerknittert hatte, erreichte den jungen Meister auf der Piazza di San Marco, da er eben im Begriff stand, ein prachtvolles, reich mit Steinen und Masken verziertes Silbergefäß dem edlen Herrn, der es bestellt, ins Haus zu tragen. Er hatte das Blatt nicht so bald überflogen, als er seinem Diener befahl, den Gang allein zu machen, ihn aber zu entschuldigen, daß ein eiliges Geschäft ihn unverzüglich nach Hause abgerufen. In derselben Stunde noch, ohne seine übrigen Angelegenheiten zu ordnen, ließ er sich in einem Schiffchen nach der Terra ferma hinüberrudern, mietete dort ein Pferd und sprengte auf dem kürzesten Wege seiner Heimat zu, unterwegs sich nur so viel Rast gönnend, als er bedurfte, um noch im vollen Besitz seiner Sinne, wie es einem Richter und Rächer geziemt, zu Hause anzukommen.

In der letzten Nacht aber, bevor er sein Ziel erreichte, konnte er auf seinem Lager keinen Schlaf finden, und da er fürchtete, eine Krankheit möchte ihn überfallen und in dieser öden Herberge festhalten, stand er, ohne den Wirt zu wecken, auf, sattelte selbst sein Pferd, das nur notdürftig ausgeruht hatte, und ritt durch die graue, frostige Februarnacht die Straße nach Siena dahin. Als er die schöne Stadt auf ihrer Höhe erblickte, röteten sich soeben die Türme und Zinnen der Paläste vom Strahl der Morgensonne. In seiner Seele aber blieb finstere Nacht. Das Pferd stellte er in einer kleinen Schenke hart am Thore ein; er selbst schlich zu Fuß durch die verborgensten Gassen seinem Hause zu. Denn er meinte, niemand frei ins Gesicht blicken zu können, weil er das schändliche Betragen seines einzigen Freundes wie eine eigene Schuld und Schmach empfand, deren er sich vor dem Auge Gottes und der Welt zu schämen hätte.

Die alte Brigida öffnete gerade selbst die Pforte des Goldschmiedlädchens, als der Heimgekehrte ihr entgegentrat. Mit einem lauten Schrei wollte sie auf ihn zustürzen, er aber drückte ihr die Hand auf den Mund und befahl ihr zu schweigen. Sie gehorchte, an allen Gliedern bebend, da sie seine eingesunkenen Wangen und den gespenstigen Blick seiner überwachten Augen sah. Dann zog er sie in die Küche, die im Erdgeschoß neben dem Gärtchen lag, und nachdem er einen Becher Weins hinabgestürzt und einen Schwamm mit eiskaltem Wasser mehrmals über seine Stirn ausgedrückt hatte, ließ er sich von ihr berichten, wie es die letzten Tage gegangen sei.

Es war alles beim alten geblieben, nur daß man schon in der Stadt davon zu raunen anfing und neugierige Gevatterinnen sich bei der treuen Alten einfanden, zu horchen, ob das Gerücht Wahres verkünde. Sie habe tapfer geleugnet, beteuerte sie, und lieber eine Krankheit der Lisabettuccia vorgeschützt, was freilich nicht gar arg gelogen sei. Denn mancher, deren letzte Stunde geschlagen, sei minder sterbensweh zu Mute als dieser armen Kreatur.

Ob er sie sehen wolle? Sie liege oben in ihrer Kammer und sei hoffentlich, nachdem sie die Nacht vor Seufzen und Weinen wenig Ruhe gehabt, in einen leichten Morgenschlummer gefallen.

Maso schüttelte heftig den Kopf. Nicht eher habe er das Herz, dem Kinde wieder unter die Augen zu treten, bis er ihr sagen könne, daß er seine brüderliche

Schuldigkeit an ihr gethan. Dazu wolle er jetzt unverzüglich schreiten.

„O Maso“, rief die Alte und schlug die Hände über ihrem grauen Haupte zusammen, „gedenke an das Heil deiner Seele und thue nichts Gewaltsames! Vielleicht ist er unschuldiger, als wir denken, und hat nur einem höllischen Blendwerk erliegen müssen. Denn verschiedene Personen, die ich nach dieser Fremden befragt, haben mich versichert, sie sei gar kein Ausbund aller Schönheit und Anmut, und wer weiß, ob Nino, wenn du ihn an alles erinnerst, wie es früher zwischen euch war —“

„Genug!“ knirschte der Verdüsterte zwischen den Zähnen. „Sieh, hier lege ich mein Schwert ab und meinen Dolch. Mit wehrlosen Händen will ich zu ihm gehen. Wenn das Wort auf meinen Lippen sich keinen Weg zu seinem Herzen öffnen kann — dann wollen wir weiter sehen. Aber ich muß mich vor meiner eigenen Wut schützen, daß ich nicht etwas thue, was mich reut. Ist er nicht Nino? Kann ich es selbst nach allem, was er mir angethan, übers Herz bringen, in Waffen zu ihm zu gehen wie zu einem Feinde?“

Da sah er ein Kästchen aus Ebenholz mit Perlmutter eingelegt auf dem Tische, das Nino vor Jahren ihm geschenkt, und auf einmal brach seine mühsam aufrecht erhaltene Kraft, und ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen. Er bezwang sich aber sogleich wieder, erhob sich und gab der Alten die Hand. „Es hat mich erleichtert,“ sagte er, „und die Nebel von meinen Augen gewaschen. Du wirst sehen, es war nichts, wir haben ihn alle verkannt, es wird noch alles gut. Rüste mir einen Imbiß, denn ich hoffe bald wieder zurück zu sein und gute Nachrichten zu bringen, und vielleicht ihn selbst.“

So ging er aus der Thür mit festem Schritt bis an die Pforte der Casa del Garbo; als er aber den Klopfer erschallen ließ, bebte ihm das Herz. Er stieg die wohlbekannte Treppe hinauf, und da ihn als den Freund des Hausherrn niemand aufzuhalten wagte, obwohl es noch nicht die Zeit der Besuche war, fand er rasch den Weg zu Ninos Gemach, pochte auf die zwischen ihnen verabredete Weise und trat, ohne das Herein! abzuwarten, über die Schwelle.

Nino fuhr vom Bette auf, in welchem er erst kurze Stunden geruht hatte. Er schien nicht sogleich den Eintretenden zu erkennen. Der aber, da er das bleiche Gesicht, das er so sehr geliebt, aus dem helldunklen Winkel sich entgegenstarren sah, vermochte von all den bitteren Worten, die zu sagen er sich vorgesetzt, keines über die Lippen zu bringen. Er kam langsam mitten ins Zimmer, den Hut immer noch auf dem Kopf, und indem er an einem Sessel neben dem Bette stehen blieb und langsam die Handschuhe abzustreifen begann, nickte er dem anderen so verloren zu, wie um ihn einzuladen, daß er sich nicht stören lassen solle.

„Guten Tag, Nino!“ sagte er endlich mit unsicherer Stimme. „Ich komme früh. Ich gedenke aber nicht lange zu bleiben.“

„Bist du's wirklich, Maso!“ rief der nun erst völlig Ermunterte. „O Maso, warum bist du nicht früher gekommen? Warum hat kein guter Geist dir eingegeben, was allein vielleicht uns hätte retten können? Und doch — daß du endlich da bist — daß ich dein Gesicht wiedersehe — es ist seltsam, Maso, ich habe mich lange davor gefürchtet, daß du so bei mir eintreten würdest, und jetzt, obwohl du nicht mit guten Gedanken kommen konntest, jetzt ist mir doch, als fiele ein Ambos von meiner Brust, auf welchem schadenfrohe Dämonen Tag und Nacht herumgehämmert. Ich danke dir, daß du gekommen bist!“

Er streckte ihm beide Hände entgegen. Maso aber, obwohl es ihn wie mit Stricken zog, ihm an den Hals zu stürzen, sah von ihm weg, ließ sich in den Sessel sinken und bohrte seinen Blick in die Matte, die den Estrich bedeckte. Zu sprechen aber wagte er nicht, aus Furcht, es möchte dann um seine Standhaftigkeit geschehen sein.

„Du hast recht,“ sagte Nino, dessen

Haupt auf das Kissen zurücksank. „Du kannst meine Hand noch nicht wieder in der deinen halten, ehe du weißt, wie unselig der ist, den du für den leichtsinnigen Feind deines Glückes und deiner Ehre ansehen mußt. Glaube mir, Maso, hundertmal an jedem Tage habe ich mir ins Gesicht gesagt, daß ich ein Elender bin, strafbarer als ein Mörder und Kirchenräuber, daß es mich nur zwanzig Schritte kosten würde, meine große Schuld zu den Füßen des Engels, der mir sein Herz geschenkt, zu beichten und abzubüßen. Aber es giebt Dämonen, Maso, die sich an die Fersen eines bußfertigen Sünders hängen und ihn zurückhalten, daß er den Weg der Gnade nie betreten kann. Und so ist es gut, daß du gekommen bist. Dort auf dem Tische liegt der Dolch, den du mir selbst geschmiedet und nach Bologna gebracht hast. Nimm ihn und ende meine Qual und räche deine Schwester, und ich will mit meinem letzten Hauch bekennen, daß du an mir gethan nach Recht und Gerechtigkeit, und deinen Namen auf den Lippen zur Hölle fahren!"

Hierauf ward eine große Stille in dem Gemach, nur unterbrochen durch das erstickte Stöhnen des Unglücklichen, der seinen Mund gegen den Pfühl des Bettes gedrückt hatte. Da fühlte er plötzlich die Hand des Freundes, die sich sanft und zitternd auf die seinige legte.

„Nino," flüsterte der Tieferschütterte mit mühsamer Stimme, „sage mir alles. Ich hätt es ja wissen müssen, daß du mir mit freiem Willen nicht wehe thun könntest."

Der andere aber rührte sich nicht, sondern lag noch eine Weile wie abwesenden Geistes, nur daß sein Atem ruhiger wurde und der Schmerz in ihm durch die Berührung von Masos Hand sich zu lindern schien. Dann stützte er sich plötzlich in den Kissen auf und sagte: „Ich habe Messen lesen lassen im Dom für die Erlösung einer armen Seele aus dem Netz des Teufels, ich habe auf meinen Knieen zu meinem Heiligen gefleht, der doch mehr als andere davon weiß, was Versuchung heißt — alles umsonst! Sie ist eine Teufelin, aber ich bin ihr verfallen mit Seel und Leib. Vor drei Jahren, da ich zuerst auf die hohe Schule kam, hat eine Wahrsagerin mich gewarnt vor Weibern, die ein Mal an ihrem Leibe hätten. Ich lachte damals, da ich von einem Weibe überhaupt nie versucht worden war. Nun habe ich es erlebt, daß die Strega wahr geweissagt. Siehst du, Maso, in der ersten Zeit, da ich zu ihr ging in jenen Rechtsgeschäften — wer mir da gesagt hätte, daß ich um diese Frau mein Heiligstes verscherzen, meinen liebsten Freund so tödlich kränken und an dem unschuldigsten Herzen auf Erden mich versündigen würde, ich hätte ihn als einen Tollen schwatzen lassen und im Panzer meines guten Gewissens mich unverwundbar geglaubt. Und nun ist es doch so weit gekommen, daß ich dem Zauber verfallen bin, der meinen freien Willen knechtet, meinen Stolz entwaffnet, mich vor mir selbst als einen Wicht und Buben dastehen läßt, nicht wert der Gnade und des Mitleides, da er zu jämmerlich ist, das zu fliehen, was er verachtet, und die Hand zu ergreifen, die ihn aus der Verdammnis erretten möchte."

Er schlug die Hände vors Gesicht, und wieder schwiegen sie eine geraume Zeit. Maso war aufgestanden und durchmaß das Zimmer mit starken Schritten. Endlich blieb er dicht am Bette stehen.

„Willst du sie zu deinem Weibe machen?" brach es aus seiner gepreßten Brust.

„Die Madonna und alle Heiligen schützen mich vor solchem Wahnsinn!" rief der Unglückliche. „Ich sage dir, Maso, dieses Weib hat keine Seele, und wer sich ihr ergiebt, dem ist die zeitliche und ewige Verdammnis gewiß. Auch liebt sie mich nicht, obwohl sie es mich dann und wann glauben macht. Sie liebt nichts unter der Sonne als ihre Macht über arme Thoren, und ich weiß, daß ich zu ihren Füßen mich in Todesnöten winden könnte, ohne daß eine Fiber ihres Herzens zuckte. Dies alles sage ich mir und gebe ihr,

wenn ich fern von ihr bin, die wildesten, böſeſten, ſchimpflichſten Namen. Und wenn der Tag ſich neigt und es ſtill wird um mich her, höre ich ganz deutlich vor meinem Ohr ihre lockende Stimme, ſanft wie das Schmeicheln eines kleinen Kindes, und alsbald iſt es um meinen Trotz, meine Mannheit, meinen Grimm geſchehen, ich muß hin zu ihr und Tod und Leben aus ihren Blicken ſaugen!“

Der andere erwiderte nichts. Er blickte lange unverwandt auf die hohe weiße Stirn ſeines Freundes, über die das zerwühlte Haar in ſchwarzen Büſcheln herabhing. Dann bückte er ſich plötzlich zu ihm nieder, drückte einen raſchen Kuß auf das Haupt des Freundes und ſtürmte mit abgewandtem Geſicht aus dem Gemach.

* *
*

Erſt als er unten im Hausflur angelangt war, beſann er ſich, daß er etwas zu fragen vergeſſen hatte. Einer der Schreiber aber, der eben ins Haus trat, um an die Arbeit zu gehen, konnte ihm auf ſein Forſchen, wo Madonna Violante wohne, Beſcheid geben. Doch ſchärfte er dem jungen Menſchen ein, dem Herrn nicht mitzuteilen, daß er dieſe Frage gethan.

Er ſchlug den nächſten Weg nach dem bezeichneten Hauſe ein, das in einem der geringeren Stadtteile lag. Doch war es ein anſehnliches Gebäude, ehemals von einer der reicheren Familien bewohnt, die dann ausgeſtorben war. Die Erben, die dort nicht wohnen mochten, vermieteten es, wie ſich Gelegenheit bot. Als Maſo ſeiner anſichtig wurde, ſtockte plötzlich ſein Fuß. Ob eine böſe Ahnung in ihm aufſtieg oder er ſeine Gedanken erſt ſammeln wollte zu der Begegnung, die über ihrer aller Los entſcheiden ſollte, konnte er ſelbſt nicht unterſcheiden. So ſtand er eine Weile mitten in der Gaſſe, von den Vorübergehenden mit Staunen angegafft, deren die meiſten ihn erkannten. Sein Geſicht war aber ſo wunderlich, ſeine ſonſt helle und offene Miene ſo verwandelt, daß ihn niemand anzureden wagte. Endlich ſchien er mit ſich ſelbſt ins reine gekommen zu ſein und näherte ſich herzhaft dem Unglückshauſe.

Eine Dienerin zog auf ſein Klopfen die Schnur und kam ihm auf der halben Stiege entgegen, mit der Frage, was er zu ſo früher Stunde hier für ein Gewerbe habe. Ihre Herrin ſei kaum aufgeſtanden und pflege unbekannten Beſuch nicht zu empfangen. Die ſchlauen, ſpürenden Augen des Mädchens, das noch jung und nicht häßlich war, mißfielen ihm höchlich. Doch drückte er ihr eine Zechine in die Hand und ſagte kurz, daß er Frau Violante in einer Sache zu ſprechen habe, die keinen Aufſchub leide. Die Magd, nachdem ſie ihn eine kurze Zeit allein gelaſſen, kehrte zurück und fragte, wie er heiße. Als er ihr ſeinen Namen genannt, ſchien ſie einen Augenblick zu ſtutzen. Dann aber winkte ſie ihm mit den Augen, ihr zu folgen, und führte ihn in ein großes, ödes Zimmer, wo ſie ihn mit ſeinen brütenden Gedanken allein ließ.

In einem großen Kamin brannte ein Feuer von Olivenholz, an welchem noch etliche Zweige mit den Blättern und verdorrten Früchten hingen. Der Schein drang aber nicht weit umher, alſo daß die Geſtalten auf den gewirkten Tapeten, mit denen die Wände bedeckt waren, nur dann und wann hell heraustraten, ſo oft ein Windſtoß, durch den Schlot hereinfahrend, die Flammen aufjagte. Zwei Seſſel ſtanden einander gegenüber vor der Glut; auf den einen ließ Maſo ſeinen übermüdeten Leib niederſinken und wartete. Wenn er gedachte, wie manche Nacht auf dieſem Platz Nino geſeſſen haben mochte, den Reden lauſchend, die ihn um ſeine Seele betrogen, zog ihm ein jäher Krampf das Herz zuſammen.

Da ging am anderen Ende des langen Saales eine Thür auf und eine dunkle Frauengeſtalt trat herein. Sie näherte ſich mit ruhigen Schritten dem Kamin, an welchem Maſo ſich erhoben hatte; doch erſt als ſie ganz nahe war, konnte er ſie erkennen. Auf den erſten Blick erſtaunte

auch er, daß es kein schöneres Geschöpf war, dem seine junge Schwester geopfert worden. Die Frau war von mittlerer Größe, die Gestalt durch ein schwarzes Sammetkleid, mit einem feinen grauen Pelz verbrämt, eher versteckt als zu ihrem Vorteil entfaltet, zumal sie um Hals und Schultern ein langes Schleiertuch gewickelt hatte, ein dichtes zartes Gewebe von Spinnewebfarbe, mit leichten Goldfäden durchzogen, in das sie sich fröstelnd einhüllte, also daß auch ihre Arme und Hände darunter verborgen waren. Aus dieser dichten Hülle erhob sich ihr Kopf ganz strack und unbeweglich; nur die Augen, die eine bläuliche Farbe hatten, bewegten sich unstät unter den dichten Brauen. Ihr reiches Haar, von schöner kastanienbrauner Farbe, hing ihr, in einen nachlässigen Knoten geschlungen, in den Nacken herab, die Farbe ihres Gesichtes war fahl, und nur wenn sie die Lippe ein wenig zurückzog, was sie that, da sie ihren Besuch mit kaum merklichem Neigen des Hauptes begrüßte, sah Maso ihre kleinen weißen Zähne blitzen, ohne daß dieses sonderbare Lächeln ihr Gesicht in seinen Augen verschönerte.

Wahrlich, sagte er bei sich selbst, ich fange an zu glauben, daß Nino recht hat, wenn er sagt, ihm sei ein Zauber angethan. Wie könnte dies sehr alltägliche Wesen eine solche Macht über ihn gewonnen haben, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre!

Die Frau hatte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf den leeren Stuhl ihm gegenüber gesetzt und mit einer Gebärde ihm angedeutet, daß er seinen Platz wieder einnehmen möge. Sie ergriff einen eisernen Schürhaken, der im Winkel des Kamins lehnte, und begann die Flamme aufzustören und ein frisches Scheit in die Glut zu werfen. Dabei kam ihre Hand zum Vorschein, die nicht klein, aber sehr weiß und von der schönsten Schlankheit war. An ihrem Mittelfinger trug sie einen Ring mit einem blutroten Stein.

„Signora Violante," sagte er endlich, indem er einen schweren Seufzer unterdrückte, „ich weiß nicht, ob mein Name Euch schon bekannt war, ob Ihr wißt, daß ihn der Bruder jenes jungen Mädchens trägt, welche in wenig Wochen, wenn es Gottes Wille ist, die Gattin meines Freundes Nino del Garbo werden soll. Es wäre unnütz, mit hinterhaltigen Worten und Winkelzügen die Zeit zu verderben. Nachdem ich Euch so viel gesagt, werdet Ihr wissen, was mich hieher geführt. Ihr habt das Herz des Verlobten seiner Braut abtrünnig gemacht und jungen Augen bitterliche Thränen entlockt. Es ist nicht meine Absicht, Euch deshalb Vorwürfe zu machen, mögt Ihr nun viel oder wenig hiervon gewußt haben. Denn Geschehenes ist nicht zu ändern. Dem aber, was ferner geschehen soll, kann menschliche Klugheit, Entschlossenheit und guter Wille noch eine andere Bahn weisen, und deshalb habe ich Euch aufgesucht, um Euch zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen Ihr einwilligt, Nino wieder freizugeben."

Er harrte eine Weile ihrer Erwiderung. Sie aber saß, als ginge diese ganze Rede sie nicht das mindeste an, mit vorgeneigtem Kopf ihm gegenüber, beständig mit den glühenden Scheitern spielend, die sie mit dem Eisen bald auseinander zerrte, bald übereinander schichtete.

„Ich weiß," fuhr Maso nach einigem Schweigen fort, „daß ich Euch eine unliebsame Zumutung mache. Ihr seid in unsere Stadt gekommen Eures Prozesses wegen und fähet es als eine große Thorheit an, mit dem Liebhaber, der Euch anbetet, zugleich den Sachwalter fahren zu lassen, der Euch zu Eurem Recht verhelfen soll. Und doch erblicke ich keinen anderen Ausweg aus diesem traurigen Wirrsal, als daß Ihr die Stadt so schleunig als möglich verlaßt und darauf verzichtet, Euren Advokaten jemals wiederzusehen."

Ein rascher Blitz aus den gesenkten Augen der Frau schoß zu dem Sprechenden hinüber, und wieder rümpfte sich die Lippe verächtlich. Auch war ihr eine leichte Röte in die Wange gestiegen, die sie plötzlich jugendlicher erscheinen ließ.

Es war, als ob sie etwas entgegnen wollte. Doch zuckte sie nur mit den Achseln, wickelte sich fester in das graue Tuch und fuhr fort in die Glut hineinzustochern.

„Ich danke Euch, daß Ihr mich ruhig anhört," redete Maso weiter. „Das Opfer, das ich Euch zumute, scheint unerschwinglich, und ich könnte es Euch nicht verdenken, wenn Ihr mich wie einen Irrsinnigen abgefertigt hättet. Doch hört, was ich Euch zum Ersatz zu bieten habe. Wenn Ihr die Stadt zu verlassen einwilligt, will ich Nino bewegen, Eure Sache zweien seiner rechtskundigsten und einflußreichsten Kollegen zu übertragen, die fernerhin schriftlich mit Euch verhandeln sollen. Zugleich will ich Euch eine Urkunde ausstellen, daß ich, falls Ihr dennoch den Prozeß verlieren solltet, mit meinem ganzen Vermögen Euch für jeden Schaden haften und, dafern es noch nicht reichte, so lange als eine Art leibeigener Sklave nur zu Eurem Vorteil mein Gewerbe treiben will, bis alles, worauf Ihr jetzt Anspruch erhebt, auf Heller und Pfennig Euch zu teil geworden ist. Somit lauft Ihr keinerlei Gefahr, durch Eure Entfernung am Vermögen geschädigt zu werden. Wenn es Euch ein Verlust dünkt, einen Liebhaber aufzugeben, nun, so seid Ihr jung und schön genug, statt eines so viele zu gewinnen, wie Euch beliebt, ohne darum einer anderen zu nehmen, was, durch heilige Gelübde bekräftigt, ihr Eigentum war."

Darauf entstand eine Stille zwischen ihnen, während deren Maso mit ängstlicher Seele in dem verschlossenen Gesicht zu lesen suchte, welchen Eindruck seine dringenden Worte gemacht hatten. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er mußte gewaltsam die Hand aufs Herz pressen, um dessen Pochen zu bändigen. Denn es ward ihm je länger je mehr unheimlich in ihrer Nähe, ja er fand bereits die etwas stumpfe Nase der Frau, deren Nüstern leise zuckten, und die kleinen Ohren und das weiche Kinn mit dem Grübchen darin reizender als zu Anfang, so daß ihm Ninos Sünde und Thorheit nicht mehr als der helle Wahnsinn erschienen. Da öffnete sie zum erstenmal die Lippen, und er hörte jetzt die schmeichelnde Kinderstimme, die Nino jeden Tag, wenn die Dämmerung kam, von fern zu vernehmen glaubte.

„Ihr redet wie ein verständiger Mann und warmer Freund Eures Freundes, Signor Buonfigli," sagte sie ruhig, ohne ihn dabei anzusehen. „Was aber soll ich machen? Wenn ich die Stadt verlasse und Euer Freund wirklich so heftig, wie Ihr sagt, in mich verliebt ist, wird er seine Braut nun plötzlich wieder anzubeten im stande sein wie vorher? wird er, wie er meinen Prozeß ohne Bedenken anderen überläßt, auch geduldig darein willigen, meine Person, wie Ihr es so gütig voraussetzt, in andere Hände übergehen zu sehen? Geht, Ihr seid ein zu kluger Mann, um das zu glauben, und wenn Ihr kein besseres Mittel wißt, Eurer Schwester ihren Verlobten zu erhalten, steht es schlimm um das gute Kind, das ich herzlich bedaure, obwohl ich es nicht kenne und das erste Wort über ihr Verhältnis zu dem Doktor del Garbo von Euch vernommen habe."

Maso war aufgestanden; der Ton ihrer Stimme und die Wahrheit dessen, was sie sagte, ließen ihn nicht auf seinem Sitz ihr gegenüber verharren. Er durchschritt den langen dunklen Saal und ließ seine Augen an den Wänden umherschweifen, als ob die Figuren der Arazzi ihm einen Rat geben sollten, wie er zu reden und zu handeln hätte. Plötzlich stand er wieder bei seinem Sessel still und sagte mit dumpfer Stimme:

„Ihr werdet begreifen, Madonna, daß ich nicht von hinnen gehen kann, ehe ich diese Sache zu einem günstigen Ende gebracht, die Ehre meines Freundes und das Glück meiner Schwester aus Euren Händen gerissen habe. Der Allwissende ist mein Zeuge: wenn ich glaubte, daß Nino in Eurem Besitze glücklicher sein würde als an der Seite meiner Schwester, würde ich den Kummer zu verwinden suchen und seinem Glück nicht im Wege stehen. Dies aber glaube weder ich — noch er selbst."

Ein flammender Blick aus ihren Augen traf ihn bis ins Herz. Er nahm aber seine ganze Standhaftigkeit zusammen und fuhr fort:

„Nein, Madonna, er glaubt es nicht, er hat es mir selbst mit den höchsten Schwüren beteuert, daß er weder an Eure Liebe glaubt, noch sein Gefühl für Euch als ein beseligendes und für ein ganzes Leben dauerhaftes empfindet. Vielmehr ist er festiglich überzeugt, daß Ihr ihn mit magischen Künsten bethört, ihm einen Zauber angethan habt, der nicht vom Himmel stammt, sondern — von der Hölle."

Er verstummte, da ihm dies Wort entfahren, das jetzt, zu seinem eigenen Schrecken, in der weiten Halle schauerlich nachklang. Die Frau am Kamin jedoch schien davon gänzlich ungerührt. Sie bückte sich nur ein wenig tiefer, um ein Scheit, das aus der Glut herausgerollt war, wieder hineinzustoßen. In diesem Augenblick aber geschah etwas Gefährliches. Das eine Ende ihres grauen Flortuches, das über ihre Kniee herabhing, geriet der aufzüngelnden Flamme zu nahe. Im Nu leckte diese daran empor, und da das Gewebe von äußerster Dünne war, loderte plötzlich das ganze lange Gespinst wie eine feurige Schlange um die dunkle Gestalt, die ein paar Sekunden lang in einer roten Lohe stand und hilflos verloren schien. Mit einem Aufschrei stürzte Maso auf sie zu. Sie aber, als wäre sie gegen die Flamme gefeit und ihre Hände von Asbest, riß mit Blitzesschnelle die feurigen Fetzen, die sie umzingelten, von Hals und Schultern ab, ehe der Brand ihr Kleid ergreifen konnte, und stand, während die glimmenden Falten in roten Flocken ihr zu Füßen sanken, auf einmal mit entblößten Schultern vor dem Tiefbetroffenen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen oder mit der geringsten Gebärde eines schwachen Weibes zu verraten, daß die Gefahr sie erschreckt habe.

Maso aber, der keinen Laut vor Herzklopfen hervorzubringen vermochte, starrte sie unverwandt an. Der Anblick des schönsten Nackens und tadellos geformter Schultern schien ihn versteinert zu haben. Doch war es noch ein anderes, was ihm fast die Besinnung raubte. Auf ihrer linken Brust, deren Weiße durch das schwarze Sammetgewand noch leuchtender erschien und von der Glut des Kamins warm angestrahlt wurde, sah er ein seltsames dunkelblaues Zeichen, ähnlich der Spur, die die Klaue eines kleinen Vogels in festgefrorenem Schnee zurückläßt. Dieser zarte Abdruck auf der weichen Haut schien zu leben, da er sich mit jedem Atemzug hob und senkte, und es war unmöglich, den Blick davon wegzuwenden, wenn man ihn einmal dahin verloren hatte. Doch dauerte dies alles nur wenige Minuten. Denn plötzlich ihr Haar, das bei der raschen Bewegung aufgegangen war, um ihre Schultern schlagend, also daß auch jenes Mal verschwand, wandte sich die Frau mit einem kalten, triumphierenden Lächeln, das Maso vollends vernichtete, und ohne ein weiteres Wort an ihn zu wenden, den Kopf in den Nacken geworfen und die Arme über die Brust gekreuzt, verließ sie langsamen Schrittes, wie sie gekommen war, das Gemach.

* *
*

Als nach einiger Zeit die junge Magd wieder hereintrat, fand sie den fremden Besucher noch unverrückt auf derselben Stelle stehend, die Augen nach der Thür gerichtet, durch welche ihre Herrin verschwunden war. Erst das Geräusch ihrer Tritte weckte ihn auf, er raffte hastig Hut und Mantel vom Boden auf, wohin sie ihm entglitten waren, und stürzte, ohne das schadenfrohe Kichern des Mädchens zu beachten, aus dem Hause.

Wo er die nächsten Stunden zugebracht, hat er sich selbst nicht mehr zu erinnern gewußt. Es scheint, daß er besinnungslos in der Umgegend der Stadt umhergeschweift ist, die Augen immer vor sich hin gekehrt und die Seele nur mit ihren inneren Bildern und Gesichten erfüllt. Bauern, die nach der Stadt zogen, wollten einen Menschen, der an Wuchs und Kleidung ihm geglichen, eine Stunde weit von

der Stadt auf freiem Felde gesehen haben, mit den Armen seltsam durch die Luft fahrend, wie um das Andringen eines bösen Geistes abzuwehren, dann wieder sich niederwerfend und die Augen gegen die harte Scholle drückend, wie ein Unglücklicher, der die Mutter Erde anfleht, ihren Schoß zu öffnen und den verzweifelnden Sohn wieder darin aufzunehmen.

Zur Zeit der Dämmerung aber trat er in die Osterie, wo er am Morgen sein Pferd gelassen, verlangte zu essen und trank in hastigen Zügen von dem Wein, den der Wirt ihm vorsetzte. Er habe ganz fahl und aschefarb ausgesehen, erzählte später der Mann, und zuweilen halblaut mit sich selbst geredet, auch dazwischen einmal aufgelacht, aber kein fröhliches Lachen, wie man es sonst von Meister Maso — denn er hatte ihn wohl erkannt — zu hören gewohnt gewesen, sondern wie wenn ein fremder Geist aus einem armen Besessenen herauslacht. Darauf habe er geheischt, in eine Kammer geführt zu werden, wo er sich sogleich in den Kleidern auf das Bett geworfen und in einen festen Schlaf gefallen sei.

Da er die vorige Nacht kein Auge geschlossen, lag er in dem stillen Hause mehrere Stunden lang in tiefem, todähnlichem Schlaf, den keinerlei Träume beunruhigten. Als aber ein Kärrner, der sich verspätet hatte, mit schellenklirrendem Gespann in den Hof der Schenke einfuhr und den Wirt samt allem Gesinde aus dem ersten Schlaf aufstörte, fuhr auch er aus seiner Betäubung auf. Das erste, was vor seine erwachenden Sinne trat, war das Gespenst mit den weißen Schultern, das ihn über Tag verfolgt und an seinem Blute gesogen hatte. Er taumelte die Treppe hinab, und einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn, daß er sein Pferd satteln und bis ans Ende der Welt reiten solle. Dann seufzte er tief auf und wandte sich nach der Stadt.

Die Thorwache ließ ihn ein, da sie ihn als einen angesessenen Bürger erkannte. Durch die menschenleeren Gassen ging er langsam dahin, immer wie einem übermächtigen Zwange gehorchend, doch mit widerstrebendem Gemüt. Was er dort wollte, wohin es ihn zog, wußte er selbst nicht. Unwillkürlich machte er mit der Rechten mehrmals das Zeichen des Kreuzes in die Luft und murmelte Stoßgebete. Aber in seinem Kopfe war es wüst und öde, wie wenn er sich im Wein übernommen hätte.

Da sah er endlich das Haus der Frau Violante und aus einem der oberen Fenster einen schmalen Lichtstreifen hervorblinzeln, an dem er erkannte, daß sie noch auf war. Er dachte nun erst, ob man ihn wohl einlassen und wen er dort finden würde, und ein jäher Schmerz durchfuhr ihn, daß er stille stehen und seine Lebensgeister sammeln mußte. Indem er aber eben bei sich zu Rate gehen wollte, was er beginnen sollte, hörte er von der anderen Seite der engen Gasse einen hastigen, leisen Schritt, der sich gleichfalls dem Hause näherte. Er wußte, wer da kam. Aber nicht wie sonst machte es ihn froh, diesem Wanderer unverhofft zu begegnen. Wie man einem Tiefverhaßten entgegengeht, mit dem man einen Handel auf Leben und Tod auszumachen hat, so raffte er sich auf, daß jener ihm auf dem Wege nach diesem Hause nicht zuvorkäme.

Dicht vor den Stufen, die zu der kleinen Pforte hinaufführten, trafen sie zusammen.

„Du bist's, Maso!"

„Ich und kein anderer, Nino!"

„Ich habe dich über Tag vergebens erwartet, Maso. Jetzt ist die Zeit nicht, uns zu unterreden. Komm morgen zu mir. Jetzt — erwartet man mich hier."

Dieses sagend, wollte er an Maso vorbei und streckte schon die Hand nach dem Klopfer aus. Da fühlte er seinen Arm heftig zurückgerissen und hörte die rauh hervorgestoßenen Worte:

„Man wird dich heute und alle künftigen Tage hier umsonst erwarten. Nie wirst du diese Schwelle wieder überschreiten, so wahr mir Christ gnade und seine heiligste Mutter!"

Einen Augenblick verstummte der so

heftig Zurückgewiesene, dann sagte er mit trauriger, aber gelassener Stimme: „O Maso, warum hast du mich heute früh nicht im ersten Zorn getötet, wie es dein gutes Recht und mein Wunsch war! So müßten wir uns hier nicht so gegenüberstehen! Doch nun kann ich dir nicht weichen. Wenn ich auch wollte, der Zauber ist wieder mächtig, und der ist stärker als dein Arm, der mich zurückhalten will, und die alte Freundschaft, die sich wie ein Bleigewicht an meine Füße hängt. Läge mir eine bodenlose Kluft zu Füßen und drüben stände und winkte dieses Weib, ich würde ihr entgegenstürmen, und niemand sollte sich erkühnen dürfen, mich retten zu wollen. Wenn dir dies Wahnsinn scheint, so mag's drum sein. Leb wohl und überlaß den Tollen seinem Schicksal!"

„Halt!" rief der andere mit mühsam gedämpfter Stimme. „Noch ein Wort zuvor, ehe es zum Ärgsten kommt. Wisse, daß ich sie gesehen habe und von demselben Wahnsinn ergriffen bin. Ich habe diesen langen Tag vergebens mich in dem Netz gewunden, das die Teufelin mir übers Haupt geworfen. Nun bin ich hier, ihren Besitz jedem Muttersohn streitig zu machen, und wär es der, den ich über alle anderen Menschen geliebt habe. Wer zwischen mich und dieses Weib zu treten wagt, ist mein Todfeind, den ich hasse, nach dessen Blut ich dürste, den ich mit diesen meinen Händen —"

Er ergriff plötzlich Nino an beiden Schultern und schob ihn mit solcher Gewalt von der Stufe hinweg, daß er wankend gegen die Mauer zurückgedrängt wurde. Im nächsten Augenblick hatte der Angegriffene, der nur einen dumpfen Laut der Wut und Empörung ausstieß, den Gegner umfaßt, und es begann auf den Stufen ein blindes, wütendes Ringen, wie wenn zwei Scheiternde, die auf einem allzu schwachen Brett dahintreiben, einander in die Tiefe hinabzustoßen suchen. Nur ein leiser kläglicher Seufzer, wie aus wundem Innersten, klang hin und wieder dazwischen; auf einmal aber hatten sie in ihrem jammervollen Umschlingen, von dem keiner ablassen zu wollen schien, bis er den Gegner erwürgt hätte, einander so dicht umklammert, daß ihre glühenden Wangen sich berührten. In demselben Augenblick fiel der Dolch, den Nino im Gürtel trug, von der heftigen Bewegung gelöst, mit Klirren zu Boden. Da war es, als geschehe ein Schlag durch beider Leib und Seele hindurch, der plötzlich die alte, so unselig niedergekämpfte Liebe und Treue in ihnen aus ihrer Erstarrung weckte. „Nino!" stöhnte der eine; „Maso!" stammelte der andere, und ehe sie wußten, wie es geschah, hatte sich die feindselige Umstrickung in ein stürmisches Umfangen vier zärtlich verbundener Arme verwandelt, und während Thränen aus ihren Augen stürzten, preßten sich die Lippen so dicht aufeinander, daß alle Worte der Anklage und Entschuldigung erstickt wurden.

So hielten sie sich wohl drei Minuten lang, während deren keiner etwas anderes zu sagen vermochte als: „O Nino, war es denn möglich!" — „O Maso, hat es dahin kommen können!" — Als aber ihre erste furchtbare Verwirrung sich ein wenig gelegt hatte, ihre Augen einander nicht mehr durch Thränen anblickten und sie zur Besinnung über ihre Lage gekommen waren, faßte Maso die Hand seines Freundes und sagte: „Ich gelobe es hier mit diesem Händedruck, daß ich keiner anderen Liebe je Macht über mich verstatten will als der zu meinem Nino!" — und Nino sagte: „Ein Gleiches gelobe ich meinem Maso, so wahr mir Gott helfe!" — „Amen!" fügte Maso hinzu. Dann trocknete er sich Stirn und Augen mit der Hand, warf einen Blick nach dem Lichtschein im Fenster empor und sagte: „Wenn es uns ernst ist mit unserem Schwur, bleibt nur eine Rettung: die Zauberin, die sich zwischen uns drängen wollen, darf nicht leben." — „Du sagst die Wahrheit," erwiderte Nino. „Wenn man mit Gedanken töten könnte, wäre sie jetzt entseelt." — „Ein Arm muß sich hinter dem Gedanken erheben und eine Waffe ihm dienstbar sein," sagte Maso. „Wer von uns soll das Gericht an ihr vollstrecken?"

— Darauf verstummten sie beide. Nino aber faßte sich zuerst. „Ich bin der Schuldigere," sagte er, „und der Gequältere; Gott wird mir eher verzeihen, wenn ich mich gegen die Verdammnis aufgebäumt und die Teufelin vom Erdboden weggetilgt habe." — Damit bückte er sich, den Dolch von den Steinen aufzuheben. Maso aber hielt ihn zurück. „Wir wollen losen," sagte er hastig. „Wen es dann trifft, der hat doch nur den halben Teil der Blutthat zu vertreten vorm ewigen Richter wie vor der irdischen Gerechtigkeit. Wir wollen beide zugleich nach der Waffe greifen, die so im Dunklen liegt, daß wir sie nicht genau zu erkennen vermögen. Wer die Scheide faßt, soll nicht zur That bestimmt sein. Wer den Griff findet, der sei's, der gehe zu ihr hinauf und räche uns beide an dieser verdammten Seele, ehe sie von neuem uns zu Feinden macht!" — — —

Man hat nie erfahren, wer die Scheide und wer die Klinge ergriff, wer dann allein, nachdem die Thür auf das verabredete Zeichen geöffnet war, auf der Schwelle zurückblieb und mit pochendem Herzen ins Haus hinaufhorchte, ob nichts ihm verkünde, wann die grausige That vollbracht sei. Es blieb aber alles so still, als begegneten sich droben nur zwei zärtlich Liebende, die ihr Plaudern und Kosen heimlich zu halten bemüht seien. Nicht gar lange aber, so kamen verstohlene Schritte die Stiege wieder herab. Der, der das blutige Los gezogen, erschien mit todesbleichem Gesicht auf der Schwelle, wo er einen Augenblick in die Kniee zusammenbrach. „Es ist geschehen!" hauchte er. „Gott vergebe uns und ihr! Eine Sekunde länger, und ich hätte die Kraft nicht mehr gehabt. Und noch im Tode wirkte der Zauber. Ich war schwach genug, das Blut von ihrem Halse wegzuküssen!"

* * *

Am anderen Morgen lief schon in aller Frühe das Gerücht durch die Stadt, Madonna Violante sei ermordet in ihrem Hause gefunden worden. Daraufhin nahm der Bargello (der Beamte, der der Stadtpolizei vorstand) acht bis zehn seiner Leute mit sich und verfügte sich in großer Eile nach der Stätte des Verbrechens. Er konnte sich nur mit Mühe und Gewalt durch das dichtgescharte Volk durchdrängen, das die enge Gasse und die dunkle Stiege des Hauses selbst Kopf an Kopf erfüllte. Droben fand man die Getötete vor dem erloschenen Kamin in die zerstampfte Asche am Boden hingesunken, den Oberleib gegen den einen Sessel zurückgelehnt, auf welchem das regungslose Haupt mit den weit zerstreuten Haaren ruhte. Ihre Schultern waren entblößt; oben in der linken Brust, senkrecht hinabgestoßen, so daß er das Herz erreicht hatte, stak der Dolch mit dem kunstreich verzierten Griff, so gewaltsam in das zarte Fleisch hineingetaucht, daß es nur schwer gelang, ihn aus der Wunde herauszuziehen. Das Muttermal aber war verschwunden; der dreischneidige Stahl hatte genau den Umriß jener verhängnisvollen Vogelklaue ausgefüllt.

Da jedermann wußte, wer die Waffe gefertigt und wer sie getragen hatte, auch der nächtliche Gast in diesem Hause durch die junge Magd, die sich schreiend über ihre tote Herrin warf, laut der Blutthat bezichtigt wurde, säumte der Bargello nicht, mit seinem Geleit, an das ein dichter Menschenstrom sich anschloß, sich in die Casa del Garbo zu begeben, so wunderlich es ihm und allen erschien, daß ein Mann wie Nino, von untadeligem Ruf und selbst der Themis zugeschworen, den nächtlichen Greuel verübt haben sollte, zumal auch verschmähte Liebe ihn nicht zu solchem Äußersten verleiten konnte. Als sie aber bei Nino eintraten, fanden sie diesen und seinen Freund ruhig beieinander sitzend, einen Krug mit Wein und ein einziges Glas auf dem Tische, aus welchem beide getrunken zu haben schienen, ferner eine Abschrift vom Purgatorio des großen Dante Allaghiero, daraus Nino seinem Freunde mit volltönender Stimme vorlas, während dieser auf einer Laute, die er auf den Knieen hielt, von Zeit zu Zeit einige leise Accorde griff. Befragt, ob

dieser Dolch ihm gehöre und ob er wisse, auf welche Art die fremde Witwe, Madonna Violante, damit vom Leben zum Tode gebracht sei, erwiderte der Doktor, ohne sich zu besinnen: die Waffe gehöre ihm, und den Tod dieser Frau hätten sie beide beschlossen und vollführt, da sie eine Zauberin und, solange sie geatmet, kein Entrinnen vor ihr gewesen sei.

Hierbei blieben sie beide, auch als sie vor den Richter geführt und dringend aufgefordert wurden, die Wahrheit zu gestehen, da es undenkbar sei, daß der eine tödliche Stoß von zwei verbündeten Mördern geführt worden sei. Denn es war den Vätern der Stadt ein betrübender Gedanke, durch die Sühne dieser schreckenvollen That, die freilich nicht zu umgehen war, die Stadt zur gleichen Zeit zweier so trefflicher und bisher unbescholtener Bürger zu berauben. Sie aber weigerten jede weitere Auskunft, wie sie denn auch, aufgefordert, über die magischen Künste der Getöteten sich näher zu erklären, nur ein hartnäckiges Stillschweigen beobachteten. Der einzigen Brigida, als sie ihren unglücklichen Neffen und Liebling im Gefängnis besuchte, öffnete dieser sein Herz und enthüllte ihr, wie alles gekommen sei. Wer aber den Todesstoß geführt, hat er auch ihr nicht gestehen wollen. Er trug ihr einen Gruß an seine arme junge Schwester auf, die zu Hause in einem hitzigen Fieber lag und seit der ersten Kunde von dem Entsetzlichen noch nicht wieder zur Besinnung gekommen war. Sie möge, bat er, zunächst in einem Kloster Zuflucht suchen, bis die Zeit diesen Schlag ausgeheilt hätte. Nino aber kniete vor der Alten nieder, stumm, doch mit so demütiger Gebärde, daß sie trotz ihres Zorns und Jammers sich nicht entbrechen konnte, dem Urheber so großen Herzeleids die Hände aufs Haupt zu legen und mit strömenden Thränen ihn der himmlischen Barmherzigkeit zu empfehlen.

Am achten Tage nach der That führte man die beiden Verurteilten zur Stätte, wo sie ihre Strafe erleiden sollten. Sie gingen in ihrer Büßerkleidung, nicht trotzig, doch auch ohne jegliche Zerknirschung den sauren Weg Hand in Hand und grüßten ernst mit leichtem Neigen diesen oder jenen unter der Menge, der ihnen ein Lebewohl zuwinkte. Als sie das schwarzbehangene Gerüst betreten hatten, fielen sie einander noch einmal in die Arme und hielten sich so fest umschlungen, daß kein Auge unter dem zuschauenden Volke trocken blieb. Dann kniete, was sich Maso als eine Gunst von ihm erbeten hatte, Nino zuerst nieder und empfing, nachdem er mit lauter Stimme für seine und des Freundes Seele gebetet hatte, ohne jedes Zeichen der Schwäche den Todesstreich. Da riß Maso das Gewand an seinem Halse auf, und indem er seinen Nacken dem Schwerte darbot, rief er: „Ich folge dir, du getreueste und geliebteste Seele, sei es zur Gnade oder zur Verdammnis; denn ohne dich würde mir selbst das Paradies eine Hölle sein!“ — Ein paar Augenblicke darauf rollte auch sein Haupt auf die blutige Bühne nieder, und man erzählte sich, daß die beiden Häupter selbst im Tode noch sich mit den Augen gesucht und gegrüßt hätten.

Das Lisabettlein hat das Kloster, in welches ihre treue Pflegerin sich mit ihr flüchtete, nie mehr verlassen. Der Schreiber dieser Geschichte erinnert sich noch gar wohl, da er ein zwölfjähriger Knabe war, beim Feste der Patronin eine zarte schlanke Gestalt gesehen zu haben, die man ihm als die Äbtissin bezeichnete, zugleich jene wundersame Geschichte erzählend, die sie aus der Welt in die heilige Abgeschiedenheit getrieben. Noch damals, obwohl sie eine Greisin mit wachsbleichen Zügen war, erschien sie von so hoher, schier überirdischer Anmut, daß der Knabe nicht glauben wollte, man habe ihr in ihrer Jugend ein anderes Weib, das nicht einmal für schön gegolten, vorziehen mögen. Späterhin hat er selbst von den Zauberkünsten, deren die Weiber mächtig sind, genug erfahren, um die buchstäbliche Wahrheit dessen, was hier berichtet worden ist, nicht länger in Zweifel zu ziehen.



Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Ostende.



Es wird mir nicht leicht, die gewünschte Fortsetzung dieser Lebenserinnerungen zu geben. Ich habe sie freilich abgebrochen in dem Zeitpunkt, wo sie eine weitere und großartigere Scenerie zum Hintergrunde bekommen, wo eine Fülle markanter Gestalten nicht aufhört, durch sie hindurch ihre Schatten gleiten zu lassen, denn zumeist handelt es sich dabei ja jetzt um Schatten Dahingeschiedener; wo die stürmisch erregte Zeit der vierziger Jahre ihre hohen Wogen schlägt — Wogen, deren tosendste Bewegung ich in Italien, im Rom von 1847, im Neapel von 1848, beobachten konnte, mit verehrenden Blicken damals an der hohen weißen Priestergestalt hängend, welche über diese Schaumwellen mit segnender Hand dahinschritt — um endlich auch als Schaum zu zerfließen, vom Höhenwahnsinn glücklich getäuscht über die Bodenlosigkeit des Elements, auf dem er wandelte in den letzten Jahren seines Wirkens.

Aber zu Lebenserinnerungen zurückzukehren, dazu gehören die Stimmungen des Gemüts, die wie Wolken über uns dahinziehen, und beginnt solch eine Wolke sich auf uns zu senken, so bringt sie uns wohl das Verlangen, einsam zu träumen, den stillen Gedanken an unwiederbringlich Verlorenes oder innerlich Durchkämpftes nachzuhängen und sich der reimlosen Lyrik, von der wir uns ergriffen fühlen, hinzugeben; nicht aber zu schreiben, zu erzählen und uns Mühe zu geben, das, was farbenreich und in seinen festen Umrissen vor unserer Seele steht, denen zu zeichnen, welche ja doch nur kühl und flüchtig ein verschwimmendes Schemenbild davon in sich aufnehmen können. Mit der rückwärts gewendeten, über dem Vergangenen sinnenden Stimmung ist auch immer jenes Zurückschrecken vor dem Versuche verbunden, das so völlig Subjektive unseres Empfindens durch Wort oder Schrift für andere eine Geltung gewinnen zu lassen, deren Ausbleiben doch nur erkältend und verletzend auf uns wirkt.

Mit Vorliebe aber rückwärts zu schauen, stets bei dem Vergangenen zu weilen, das hat mich das Alter bisher nicht gelehrt. Mein Gedankenleben richtet sich dem Kommenden, dem Zukünftigen entgegen, es geht heute noch mit dem Strome der Zeit, wie es immer und seit je gegangen, und das Schaffen, Arbeiten und Gestalten des morgigen Tages nimmt mein Denken mehr in Anspruch als die im Meere der Zeit verschwindenden Dinge des Gestern und Vorgestern.

Doch ich hasse auch alles Halbfertige, Fragmentarische, alles Stückwerk und Unvollendete; ich muß den unromantischen Charakterzug bekennen, daß mir das Verständnis für die Poesie der Ruine fehlt und daß ich das Heidelberger Schloß lieber wieder aufgebaut und hergestellt

sähe, als nur noch in epheu- und poesieumwobenen Fragmenten vorhanden. Das nicht Abgeschlossene, nur halb zu stande Gebrachte quält mich — und wenn das ganze Endergebnis meines Lebens auch nur ein kleiner Bruchteil dessen sein wird, was ich als Frucht und Ziel im Auge hatte und erstrebte, so mag das Schicksal das verantworten, es soll dabei aber nicht sagen können, ich hätte selber nur Halbes geliefert. Muß doch ohnehin von unserer abgeschlossenen Arbeit so vieles Halbes bleiben.

Ans Ufer des Meeres habe ich mich zu versetzen, um wieder zu beginnen. In Ostende, in tiefgrauer Dämmerung, mit meiner Frau auf dem langen Bohlenweg dahinschreitend, der am Hafen entlang zum Leuchtturm führte, habe ich es zuerst gesehen, das Meer, und sein Schäumen unter den Füßen tosen hören. Wenn es so tost und rauscht und schäumt, ist es schön, das Meer. Nicht wie die Alpenwelt, an sich, durch sich allein. Es muß etwas hinzukommen, es bedarf einer Beihilfe, um schön zu werden: der Lichtwirkungen einer besonderen Beleuchtung, des Farbenspiels, welches ihm die ziehenden Wolken verleihen, und vor allem des Sturmes, der uns die entfesselte elementare Gewalt in der Furchtbarkeit ihrer Wirkungen enthüllt.

Gustav Kolb war vor uns nach Ostende gereist, im Sommer 1845, und hatte uns dort ein Quartier bereitet — am Ende der Welt, es lag Rue Bout du Monde. Heinrich König, der den Wortwitz liebte, scherzte viel darüber. Er ebenfalls traf, begleitet von einer Schwägerin, in Ostende ein und hat seinen damaligen Aufenthalt dort in seinen „Briefen aus dem Seebade“ beschrieben. Indem er darin mit großer Herzlichkeit unserer gedenkt, scherzt er, daß er sagen könne, er folge uns des Abends bis ans Ende der Welt, wo seine sinnige Schwägerin Agathe die hübschesten Geschichten erzähle, um die versammelten drei Novellistenfedern zum Wettkampf zu reizen. Ob H. König diese seine „Briefe aus dem Seebade“ damals ebenfalls in seiner tiefgründigen Weise ausarbeitete, weiß ich nicht; seine Romane pflegte er, zum Teil auf einsamen Spaziergängen, mit Bleistift in sein Taschenbuch zu schreiben, dann im Brouillon auszuarbeiten und dies endlich noch mit großer Sauberkeit abzuschreiben. — Heute ist er von dem jüngeren Geschlecht kaum noch gekannt, der brave König, die festgebaute, kaum mittelgroße Gestalt mit dem plebejischen Kopfe. Ein Plebejer war er ja, seine Mutter eine Näherin, sein Vater ein Soldat; aber in das dürftige Stübchen, worin er geboren, waren dennoch gute Feen eingetreten, die ihm ihre Gaben an die Wiege gelegt: ein tiefes Gemüt, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein großes künstlerisches Gestaltungstalent; und was eine böse Fee unter diese Gaben als die ihre geschoben: die Neigung zu ein wenig skabrösen Witzen, war bei seinem vorwiegend starken sittlichen Gefühl nicht bedenklich geworden. Seine litterarische Bedeutung, das Verdienst seiner Musterromane „Die Klubisten in Mainz“ und „König Jeromes Karneval“ überragt entschieden das, was seine hessischen Landsleute Dingelstedt und Mosenthal für die Litteratur gewesen sind; natürlich aber hat der arme ehrliche König es nie halb so weit im Leben gebracht als sie.

Ich traf in Ostende einen Bekannten aus der westfälischen Heimat, einen regsamen kleinen Mann, der, wie denn der Menschen Anlagen und Gemütsrichtungen mannigfach sind, sich durch eine absonderliche Gabe auszeichnete. Es hat wohl nie ein Litteraturkenner — denn nach dieser Richtung hin gingen seine Bestrebungen — so gründlich die schmutzige Wäsche der deutschen Litteratur gekannt wie er. Er war unerschöpflich in der Chronique scandaleuse aller derer, die jemals einen bekannten Namen getragen. Daß dabei die Romantiker: die Schlegel, die Brentano, die Z. Werner, die Heinse, die Hoffmann, seine Leib- und Lieblingsautoren waren, brauche ich nicht zu erwähnen; aber auch Jean Paul, Gentz, ja Altvater

Göthe selbst schloß er von seiner lebhaftesten Teilnahme nicht aus und war unerschöpflich in lachend vorgebrachten Charakterzügen von ihnen. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Akten des Oberlandesgerichts zu M. und nahm in den Sitzungen des Kriminalsenats ein Eckchen in einer sella curulis an dem grünen Tische ein.

Ich muß seiner erwähnen, weil er eines Tages sich mir anschloß zu einem Besuche eines höchst merkwürdigen Menschen, der damals in dem nahen Brügge wohnte. Ein wie ein englischer Reverend aussehender ältlicher Herr, die Physiognomie ein wenig morgenländisch und sehr gebräunt, mit schwarzen funkelnden Augen, wie ich seit denen Klemens Brentanos keine mehr so glühen sah, kam an unserem „Weltende" zu uns, um Dr. Kolb bei uns zu suchen, den er kennen lernen wollte. Er stellte sich diesem und uns als der Doktor Wolf vor, der damals sehr bekannte Reisende, der die große gefahrenumgebene Fahrt nach Khiwa und Bochara gemacht, der ein höchst interessantes Buch darüber in englischer Sprache veröffentlichen werde und der Bruchstücke daraus in deutscher Übertragung der Allgemeinen Zeitung einverleibt zu sehen wünsche. Es sprach ein eigentümliches Wesen aus dem Manne, etwas Bewegliches, ja Geriebenes und dann wieder etwas priesterlich Salbungsvolles — in der That war er Priester, Pfarrer sogar, Seelenhirt der anglikanischen Gemeinde in Brügge nämlich. Und welche Schicksale hatte der Mann erlebt, wie sich nun in den nächsten Stunden, die er in unserer Gesellschaft blieb, entwickelte! — denn unser Reverend war im Mitteilen seiner Erlebnisse nicht spröde — galt es doch auch, Kolb für die Willfahrung seines Wunsches zu gewinnen. Ursprünglich deutscher Israelit, war er Christ geworden, Katholik — dieser Übertritt hing auf irgend eine Weise, deren ich mich nicht mehr entsinne, mit dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg zusammen — zum Priester geweiht, war er nach Rom gekommen, hatte sich hier von seinem Thatendrang zum Aussprechen ketzerischer Grundsätze verleiten lassen, bis man ihn in Haft genommen und tief unten in die Kerker der Inquisition eingesperrt hatte. Es war dies jedoch eine Lebensepisode, bei der er — in der richtigen Empfindung, daß er nicht übermäßig viel Glauben damit bei uns finde — nicht sehr lange verweilte; nur so lange, wie nötig war, um sich, nachdem er sich einmal leichtsinnigerweise in den Kerker gebracht, auch auf nicht gar zu unglaubliche Weise wieder herauszubringen. Nachdem dies glücklich bewerkstelligt war, gelangten wir mit ihm nach England, wo die durch gründliche Studien gewonnene Überzeugung, daß allein die anglikanische Hochkirche in ihren zweiunddvierzig vom Erzbischof Thomas Cranmer aufgesetzten Artikeln die lautere evangelische Wahrheit enthalte, ihn in den Schoß der Episkopalkirche geführt hatte, in welcher er es denn wohl wieder zur Aufnahme in den Priesterstand gebracht, nicht aber, schien es, in den Schoß einer jener fetten Sinekuren, welche einen so angenehmen Vorzug dieser Kirche vor vielen anderen bilden. Nebenbei hatte er orientalische Sprachstudien betrieben, auch eine Reise ins Morgenland gemacht; und dadurch vorbereitet, hatte er sich einer Gesellschaft zur Disposition stellen können, welche sich in England zu dem Ende gebildet, um zu ergründen, was aus Stoddart und Conolly geworden.

Heute freilich wird niemand in der Welt mehr ein Interesse empfinden, zu erfahren, was aus Stoddart und Conolly geworden. Aber es gab eine Zeit, wo sehr viele Leute in und außer England von dieser Frage aufs lebhafteste bewegt waren. Es handelte sich dabei um zwei englische Obersten, die nicht gerade mit offiziellem Charakter, aber jedenfalls mit offiziösen Aufträgen der Regierung von Indien aus sich in die lebensgefährliche Gegend gewagt hatten, in welcher die Namen Samarkand, Chokand, Bochara so viel Ideenverbindungen mit den Gestalten der „Tausend und eine Nacht" hervor-

rufen. Aus dieser märchenhaften Welt waren die beiden englischen Offiziere niemals zurückgekehrt; die nach ihnen eingeleiteten Nachforschungen hatten die Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß der Chan von Bochara sie habe ums Leben bringen lassen; und nun sollte entweder diese Thatsache festgestellt oder, wenn sie noch am Leben seien, ermittelt werden, wie ihnen zu Hilfe zu kommen sei. Die britische Regierung, welche keine Mittel hatte, auf den Chan von Bochara eine Pression zu üben, wenn sich dazu die Notwendigkeit herausstellen sollte, lehnte eine offizielle Abordnung ab, und so bildete sich ein Privatverein, und in seinem Auftrage war unser Reverend Wolf wohl equipiert ausgezogen, um dahinten im fernsten Morgenland Stoddart und Conolly zu suchen.

Er fand sie nicht, weder den einen noch den anderen; aber was er fand, das waren erschreckliche Gefahren und unglaubliche Abenteuer. In Konstantinopel, in Ispahan, überall hatte man ihn gewarnt, sich in den Machtbereich des blutdürstigen Chan von Bochara zu wagen. Ehren-Wolf aber war unerschrocken weiter und weiter vorgedrungen; er hatte sich auf die Macht des Schwindels auch im Wunderlande der Tausend und einen Nacht verlassen, und darum hatte er dafür gesorgt, daß der Ruf seines Namens vor ihm herziehe und sein Auftreten ihm eine gewisse Unverletzlichkeit sichere. Er kam als großes Religionsoberhaupt des Occidents, ich weiß nicht mehr, ob um für Glaubensfragen schwieriger Art die Lösung im Orient zu suchen oder um zu ergründen, ob das sunnitische Bekenntnis der Bocharesen sich nicht auch passend auf England übertragen lasse, oder unter sonst einem ähnlichen, der überall in der Welt einflußreichen Klasse der Mollahs und Schriftgelehrten angenehmen und schmeichelhaften Vorgeben. Mit Gefolge kam er, wie es im Orient nicht entbehrt werden kann, hochthronend auf dem Höcker seines Kamels, im leuchtenden Seidenkaftan und auf der Brust ein großes Plakat, worauf weithin sichtbar zu lesen stand: „Der Großderwisch von Inglistan und Frankistan.“ Kein Wunder, daß, als er endlich nach vielen Mühseligkeiten am Ziele seiner Wanderfahrt war und in Bochara einzog, alle Straßen, alle Dächer von Menschen wimmelten, den großen Heiligen des Abendlandes anzustaunen.

Bochara aber war damals etwas wie die Höhle des Löwen, und auch für den anglikanischen Reverend nahmen die Dinge bald eine Wendung, als ob er aus dieser Höhle, in welcher die beiden gesuchten Obersten richtig ermordet worden waren, niemals wieder herauskommen werde. Nicht eigentlich der Chan war so blutdürstiger Natur, aber sein Vezier. Der Mann war eigentlich und ursprünglich seines Zeichens preußischer Oberfeuerwerker und — wie denn ein tüchtiger Unteroffizier zu allem verwendbar ist — jetzt nach mancherlei Schicksalen des Herrschers von Bochara allmächtiger Vezier und Minister geworden; um sich in dieser Stellung zu sichern, um keines Fremden Kritik seines Schaltens und Waltens fürchten zu brauchen, ließ er einfach köpfen, was sich von Europäern ins Land wagte. Nach mancherlei Verhandlungen ward auch über Wolf dieses Schicksal verhängt; schon ist der Scharfrichter an ihn abgeschickt, schon bereitet der abendländische Doktor, auf einem Erdhügel knieend, sich durch Gebet zum Tode vor, den im nächsten Augenblick das Schwert ihm geben soll — da, in der höchsten Not, ist auch die Rettung da. Mit Trompetenschall und Paukenschlägen reitet eine feierliche Gesandtschaft des Schahs von Persien ein, abgeordnet, um sich nach dem Schicksal des wunderbaren Großderwischs, den die englische Diplomatie dem König der Könige aufs dringendste empfohlen hat, zu erkundigen. Sie rettet durch ihr providentielles Erscheinen den armen Reverend, erlangt seine Auslieferung und geleitet ihn sicher wieder zum Lande hinaus.

Nach England heimgekehrt, findet er hier einen, je nachdem man will, über-

schwenglichen Lohn, der doch nicht ganz „of unquestionable shape“ ist. Denn wie einst von Othello Desdemona gewonnen ward durch die Erzählung seiner Abenteuer und Gefahren, schenkt ihm eine schöne Tochter Albions, Lady Georgiana Walpole, eine Enkelin des großen Robert Walpole — so wenigstens behauptete er — ihre Hand; und nebenbei macht man ihn zum Pfarrer der anglikanischen Kirche zu Brügge in Flandern.

Dort ihn an seinem häuslichen Herde zu besuchen, seine Bibliothek zu besehen, lud er — er tauchte nun öfter in Ostende auf — dringend ein. Ich entschloß mich, da ich auch Brügge genauer kennen lernen wollte, dazu, und mein Bekannter aus M., neugierig wie eine Nachtigall und begierig, in das Heimwesen eines so großen Mannes zu blicken, begleitete mich. Es war eine schöne Wohnung in einem stattlichen alten Patricierhause, mit goldgepreßten Ledertapeten, mit stuccaturgeschmückten Decken, mit reichem Täfelwerk, die von Lady Georgiana bewohnt wurde; denn Lady Georgiana war am häuslichen Herde unseres Weltfahrers ganz offenbar das einzig und allein bestimmende Element. Sie hatte eine ältliche, sehr fromme, sehr bibelfeste Gräfin Egloffstein aus Oldenburg zum Besuche bei sich und schien nicht sehr geneigt, uns unser schlechtes Englisch und die allgemeine Unerheblichkeit unserer Persönlichkeiten zu verzeihen und mit Nachsicht aufzunehmen. Und dann war noch ein hoffnungsvoller Jüngling im blühenden Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren da, von Lady Georgianas offenbarem „Mütterwahnsinn“ zu einem Schlingel von ganz unglaublicher Unbefangenheit des Verhaltens seinem würdigen Papa gegenüber auferzogen.

Dieser würdige Papa schien überhaupt hier im häuslichen Kreise den Seinen noch weniger zu imponieren, wie er mit seinem Großderwischplakat dem Chan von Bochara und seinem Vezier aus dem Unteroffizierstande imponiert hatte. Ich muß leider bekennen, daß auch bei uns, seinen Besuchern, seine Autorität und der Respekt vor seiner Gelehrsamkeit um ein Erhebliches abnahmen, als er uns seine von ihm vielgerühmte Bibliothek zeigte. Er schloß nämlich einen mäßig großen Wandschrank auf, und alles, was wir darin erblickten, bestand aus einigen Scharteken und Stolbergs bändereicher Geschichte der Religion Jesu Christi. Doch muß ich hinzusetzen, daß sich meine Achtung wieder einigermaßen hob, als er, von der viel fragenden pietistischen Gräfin Egloffstein endlich noch um eine Auslegung der Geschichte von der Rotte Korah und der Bedeutung dieses hebräischen Wortes angegangen, mit seinem verschmitzten Augenfunkeln antwortete: diese Geschichte sei eine Warnung für alles fürwitzige Laienvolk, das seine geistlichen Führer mit zudringlichen Fragen und Besserwissenwollen belästigt.

Ich habe später von dem merkwürdigen Manne nichts weiter vernommen. Nur fand ich in dem Werke Vamberys „Reise nach Persien“ seiner ausführlich erwähnt, aber mit völlig anderen Angaben über seine Schicksale als die hier von mir nach dem, was er uns damals in Ostende erzählte, gegebenen. Die Diskordanz ist am Ende nicht schwer zu erklären, und es würde sich vielleicht eine noch gründlichere herausstellen, wenn mir das in London seiner Zeit erschienene Buch Wolfs: Travels to Bochara zur Hand wäre.

Die für das Seebadleben bestimmten vier Wochen verflossen rasch in unserem eng geschlossen bleibenden Kreise; Kolb und König reisten ab, wir nahmen den Rückweg über Antwerpen, um vorher diese Stadt kennen zu lernen. Ich suchte hier den damals berühmten, durch das, was man die vlämische Bewegung nannte, getragenen Hendrik Conscience auf — sprich Konziens; er protestierte sehr laut dagegen, daß man ihn durch die französische Aussprache seines Namens zum „Franskillon“ mache — und fand eine durchaus nicht sympathische Persönlichkeit in dem vlämischen Dichter, der die Geschichte seines Vaterlandes zu historischen Romanen in

einer Weise verarbeitet hat, welche von der in Belgien allmächtigen klerikalen Partei patronisiert wurde — man kennt den Fuß, auf welchem diese Partei mit der historischen Wahrheit lebt, und weiß also, was von Consciencescher Romantik und Darstellung historischer Epochen zu halten.

Ein sehr lebhaftes Bild ist mir dagegen in der Erinnerung geblieben von einem anderen, bedeutenderen und anziehenderen Manne als der gefeierte Vater des „Löwen von Flandern“. Queen Victoria nämlich und Prinz Albert wurden dort erwartet; sie kamen zu der ersten Kontinentreise der Königin, zu ihrem Besuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf Stolzenfels. An einem schönen sonnigen Vormittage rauschte über dem breiten Spiegel der Schelde die große königliche Jacht „Victoria und Albert“ heran, das goldene Banner mit dem Leoparden- und Harfenwappen von England am höchsten Mast, begrüßt von den Geschützen der Citadelle. Und als die Ausschiffung erfolgt war, als das Fürstenpaar im offenen Wagen, sich langsam durch die zusammengeströmte Menge bewegend, dicht an uns vorüberfuhr, frappierte mich die Schönheit des noch so jugendlichen Mannes an der Seite der Königin, dieser edle Kopf mit den klaren Zügen, aus denen neben dem Ausdruck selbstbewußter Ritterlichkeit so viel geistiges Leben sprach. Auch König Leopold von Belgien, den ich einige Zeit später auf einem Künstlerfeste in Brüssel sah, hatte einen so eigentümlich schönen anziehenden Kopf, doch lag etwas zu Weiches, Weibliches, Seelenstilles darin, es war das jedenfalls ein entschieden konstitutionelles Königsantlitz. An des Horaz „Ætas parentum, pejor avis, nos tulit nequiores“ konnte ich jedenfalls nicht denken beim Anblick des musterhaften Ehepaares auf dem Thron von Großbritannien, nachdem ich als Knabe, wie früher erwähnt, das aufgeschwemmte, fettgewordene Laster, genannt Georg IV., sich in einer unter ihm ächzenden Karosse wälzen gesehen.

An den Sommeraufenthalt in Belgien schloß sich ein Herbstaufenthalt in Bonn, wo wir vor der Rückkehr nach Augsburg noch für einige Wochen uns des Rheins erfreuen wollten: der Verkehr mit Karl Simrock, sowie der mit Mitgliedern der liebenswürdigen Familie Kaufmann fesselte uns dort; wir lernten Gottfried Kinkel und seine brave und in der unscheinbaren Hülle so seelen- und geistvolle Frau Johanna Kinkel kennen, die den guten oder eigentlich gar nicht guten Bonnern so viel zu reden gaben und in ihrem „Maikäferbunde“ doch so harmlose Bestrebungen verfolgten. Alexander Kaufmann, der mir später befreundet wurde, war damals nicht in Bonn; eine seiner Schwestern und Doktor Laurenz Lersch, ein der Hoffnungslosigkeit deutschen Privatdocententums früh erlegener liebenswürdiger Mensch, schloß sich uns zu den täglichen Partien in der schönen Umgegend Bonns an. Eine nicht sehr mühevolle litterarische Thätigkeit lief nebenher, denn ich war schwach genug gewesen, mich von einem Kölner Buchhändler gewinnen zu lassen, um seine fixe Idee, ein neues Rheinisches Jahrbuch, wenn nur mit einem ganz außergewöhnlichen Luxus ausgestattet, mit Kunstbeilagen geschmückt, müsse einem dringenden Zeitbedürfnis entgegenkommen, durch die Redaktion eines solchen Buches zu unterstützen. Das Buch erschien denn auch in jenem Herbst, aber obwohl durch Professor Böcking mit Beiträgen aus dem Nachlaß von A. W. v. Schlegel, von Annette v. Droste mit Gedichten versehen, lockte weder sein rotseidener Einband, noch seine Holzschnitte nach Gemälden de Keisers, noch sein Inhalt Käufer an — die Zeit der illustrierten Prachtausgaben war noch nicht gekommen, und ich war froh, nicht einen zweiten Jahrgang eines Unternehmens redigieren zu müssen, dessen erster mir schon so fragwürdig in seiner Existenzberechtigung geschienen. Ein Buch soll ein Ganzes, die Arbeit eines Kopfes, das Werk einer Idee sein, und nicht ein Bazar von den mannigfaltigsten Dingen. Eine Zeit, welche in ihren litterarischen Her-

vorbringungen dürftig ist, mag die noch seltenen Blüten der Dichtkunst in einem „Musenalmanach“ zu einem Strauße sammeln; wenn aber die litterarische Produktion ohnehin an Hypertrophie leidet, helfen alle diese sie fördernden Jahrbücher, Almanache und Albums nur, die Fahrigkeit und Unordnung in den Köpfen, für welche schon hinreichend unsere viel zu üppig wuchernde Journalistik sorgt, zu mehren.

Bei der Durchreise durch Köln hatte ich Karl Andree besucht, der damals dort die Kölnische Zeitung redigierte, welche unter ihm zuerst sich zu einer gewissen Bedeutung aufgeschwungen hatte. Frau Markus DuMont-Schauberg, die berühmte Dame, welche lange Jahre das altehrwürdige Geschäft, in dem die Zeitung erschien, in originell patriarchalischer Weise geleitet hatte, war kurz vorher gestorben und ihr ältester Sohn, Joseph DuMont, also nun Herr und Meister des Spieles der Welt geworden, nicht der wirklichen freilich, wie Papst Julius II., sondern ihres Spiegelbildes in dem gelesensten Blatte der Rheingegend. Joseph DuMont aber, obwohl ohne gelehrte Bildung, war eine Natur, die sich geistig so entwickelt hatte, wie es ihr in ihrer Umgebung, den alten reichsstadtkölnischen Anschauungen und Verhältnissen, nur möglich gewesen; er war thätig und energisch, und das englische „Where is a will, is a way“ paßte auf ihn, wenn je auf einen Mann.

Mit diesem Willen hatte er sich vorgenommen, in der immer gährender, politisch bewegter werdenden Zeit die Kölnische Zeitung auf ein ganz anderes Niveau zu heben. Karl Andree trat, weil seine schutzzöllnerischen Ansichten nicht zu denen des Eigentümers und zu den Interessen der großen, immer mehr aufblühenden Handelsstadt stimmten, von der Redaktion zurück. An seiner Statt wurde ein junger in Berlin lebender Gelehrter, mein engerer Landsmann Karl Heinrich Brüggemann, dessen staatswissenschaftliche und nationalökonomische Studien ihn mehr der Richtung, welche man Manchestertum nennt, zugeführt hatten, als Redacteur gewonnen. Er hatte in den Tagen der Demagogenverfolgung unglaublich Schweres erlitten und jahrelang die unwürdigste Behandlung erduldet. Aber es war bewundernswürdig, wie wenig sein heiterer Optimismus dadurch erschüttert und seine Lebensanschauung verdunkelt worden, wie wenig die Verfolgung ihm die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt hatte. Mit einem Arbeitseifer sondergleichen unternahm er die schwere Arbeit eines gründlichen Umbaus des Fahrzeuges, welches seiner Führung anvertraut wurde, und blieb mit immer gleich heiterem Mut in den Stürmen, welchen es entgegenging, der feste Pilot.

Mir wurde während jenes Aufenthalts in Bonn die Pflegschaft des Feuilletons der Zeitung angeboten unter Bedingungen, welche abzulehnen thöricht gewesen wäre. Nach einer Unterredung mit Herrn DuMont in dem Ladenstübchen auf der Hochstraße, hinter dem im dunklen Hofe die Redaktionsräume und die Druckerei lagen — wie klein und eng alles damals noch im Vergleich mit den Cottaschen Räumen in Augsburg! — übernahm ich, was mir anvertraut wurde, und stand jetzt nur der bitteren Notwendigkeit gegenüber, die Lage der Dinge Kolb mitzuteilen und an den Abschied von den Freunden in Augsburg zu denken. Kolb schrieb mir, als ich, was ich gethan, ihm bekannt:

„Liebe Freunde! Ihre Zeilen haben mich schmerzlich berührt und doch nicht ganz überrascht. Ich traute der Rheinnixe nicht, sowie ich hörte, Sie wollten ein paar Wochen da zubringen. Ich weiß nicht, wie ich mich daran gewöhnen soll, Sie nicht hier zu wissen, nicht zu Ihnen gehen zu können, wenn mir das Herz voll ist von freudigen oder leidigen Eindrücken! Und doch, sehe ich, muß ich mich daran gewöhnen. Die Stellung am Rhein ist um so viel schöner, freier, lockender als hier, die Arbeit so viel weniger in An-

spruch nehmend und so viel entsprechender Ihrer ganzen Richtung als die unter peinlichsten Geburtsschmerzen langsam sich hervormühende deutsche Politik, daß ich mich bloß beklagen, Ihnen bloß Glück wünschen kann. Es ist sonderbar, wir weichen in so vielem voneinander ab, daß wir zuletzt die Unterhaltung über allerlei Dinge vermieden, um uns durch Zank die gute Laune nicht zu verderben, und doch ist mir jetzt, wo ich Sie verlieren soll, als ginge ein Stück mir vom Leben mit! ... Versprechen Sie mir eines: wir müssen uns jedes Jahr einmal sehen. Die Welt soll uns so ganz nicht trennen können, daß am Ende selbst die Erinnerung erbleichte. Wir wollen sie auffrischen, ja wir wollen uns überzeugen, daß, was in der Nähe nicht immer zusammenklingen wollte, in der Ferne zusammenwächst, als wäre es einem Stamme entsprossen —"

Und was die anderen Augsburger Freunde anging — nun ja, wir trennten uns schwer von ihnen; aber man leidet, solange man jung ist, solange man noch die Welt offen vor sich daliegen sieht, an einer verruchten Zigeunerhaftigkeit des Gefühls. Man weiß die herzliche warme Zuneigung, die man gefunden, nie nach dem ganzen Umfang des Wertes zu schätzen, den nur das Gemüt des gereifteren Menschen ermißt. Und so reißt man sich leichtherzig aus einem Boden, in dem unser Wesen Wurzeln geschlagen hat, los — daß manche Wurzeln dabei abgerissen und in dem Boden stecken geblieben sind, fühlt man erst später, wo sie leise nachzubluten beginnen.

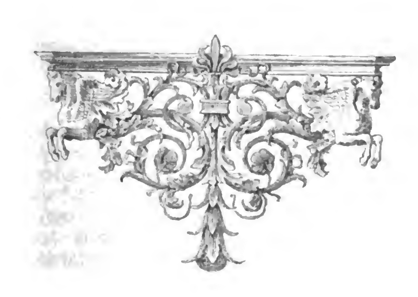
Also Köln! Ich stehe auf meinem Rundgang durchs Leben vor einem neuen Glase des Panoramas und sehe dahinter die Stadt der heiligen drei Könige im weitgeschwungenen Halbkreis am breithinflutenden Strom gelagert. Die Stadt mit Römertürmen und hundert alten Kirchen, voll Schöpfungen des Mittelalters, voll Historien, Legenden, Sagen und eigentümlichem Volkstum, durchschwirrt vom schnödesten Volksdialekt, der in Deutschland gesprochen wird, und dabei doch die Heimstätte des allermodernsten Lebens, wie es der Weltverkehr, die Weltbeziehungen der Industrie, des Handels, der Börse hervorrufen und ausprägen — dies Köln, das mir stets, wenn ich es auf Durchreisen berührt hatte, einen Eindruck so ganz absonderlicher Art gemacht.

Ich erinnere mich eines lebhaft erregten Abends zum Beispiel, den ich auf einer dieser Durchreisen in Köln zubrachte in völliger Einsamkeit; ich saß in meinem im Parterre liegenden Zimmer des Gasthauses und blickte auf einen kleinen Garten hinaus — ich glaube noch das rot- und gelbgefärbte Laub der Weinreben zu sehen, auf welchen der helle Abendsonnenschein lag, langsam emporsteigend und leise den von unten aufklimmenden Schatten weichend. Aber über die Gartenmauer blickte der Turm irgend eines Heiligen mit seiner Rundbogenstellung und seinen eigentümlichen Bauformen, welche man damals niederrheinisch-byzantinisch nannte, und aus dem Turme tönte das Geläut der Glocken mit seinem fremden ungewohnten Klang — und stets hat nichts für mich eine eigentümlichere, die Phantasie erregendere Wirkung gehabt als der Schall einer Glocke, die mit einem ganz neuen und fremden Organ aus ihrem altersgrauen Turme herabsprach von all dem Zeitenwechsel, den Gestaltungen und Ereignissen der Jahrhunderte, die an seinem Fuß vorübergezogen. Die Steinfigur eines alten römischen Imperators stand, halb von dem gelbroten Weingerank bedeckt, in der Ecke der Mauer. Was bedurfte es mehr, um, der ganzen Gegenwart entrückt, in eine fremdartige Welt versetzt, den ganzen dramatisch bewegten Roman der Geschichte dieser mirakulösen heiligen Stadt Köln an sich vorübergehen zu sehen. Ich dachte an Agrippina, die eine Kölnerin war, an Germanikus, an die Cäsaren, welche vom Kapitol dieser Stadt aus in die rauschenden unendlichen Bergwälder jenseits des Rheins zogen zu unfruchtbarem Ringen mit dem gefährlichen gelb-

haarigen Volk da drüben; an die Herrscher der großen Frankenmonarchie, die auf demselben Kapitol ihre Königspfalz bauten und von dort aus das große austrasische Reich lenkten, nebenbei wohl auch sich einander dort erwürgten, wie es dem armen Könige Dietbert geschah; an Plektrudis, die arme verlassene Frau, welche auf dem Kapitol die hochragende alte Kirche baute. Plektrudis! Von dem Kirchenbau dieser von ihrem Gatten verstoßenen Frau hatte ich in einer Schrift voll überschäumender Romantik („Der Dom zu Köln und seine Vollendung", Köln 1842) eben vorher geschrieben: „Die weinende Treue hat sich eine stille Zuflucht gegen die unendliche Betrübnis bauen wollen — und siehe, es ist ein Haus Gottes daraus geworden. Während Plektrudis auf den Steinen dieser Kirche liegt und für ihren Gemahl um die Gnade des Himmels betet, zieht Pipin von Heristall aus seinem Saalhof zu Chelles dem Walde von Livry zu, um den Reiher zu jagen; und er ist nicht allein: eine weibliche Hand schaukelt an seiner Seite das schellenklingende Federspiel und zügelt das flüchtige Jagdroß. Die Strahlen derselben Sonne, welche durch die Scheiben der Marienkirche zu Köln auf die bleiche Stirn seiner Gattin fallen, verfangen sich in den wehenden Gewänden eines schönen, dunklen fränkischen Weibes, das mit Pipin dem Walde von Livry zureitet. Dieses fränkische Weib ist Alpais, vor deren Hochmut die vertriebene Plektrudis in Köln hat Schutz suchen müssen."

Plektrudis! Was ist mir, was ist der Welt heute diese Hekuba; aber solche Gestalten der Vergangenheit, schon der Klang von Namen großer Erscheinungen der Geschichte konnten mich damals wunderbar bewegen; und Köln hatte der Erinnerungen an solche Gestalten, in denen sich die großen Wandlungen der Epochen und der die Menschheit beherrschenden Gedanken ausdrückten, ja über und über genug. Und in dieser merkwürdigen Stadt, welche ganz so düster, enge und winkelig aussah, wie es solch einer Hochwarte der Geschichte zukam, sollte ich nun die sieben nächsten Jahre meines Lebens zubringen.

(Fortsetzung folgt.)





Das alte Druckerhaus zu Antwerpen.

Von

Adalbert Meinhardt.

ährend in unserer Zeit Regierungen und Gesetzgebungen sich auf jede Weise bestreben, das Leben der Völker von einer Hand, von einem Punkt aus zu leiten, neigen Wissenschaft und Kunst mehr und mehr der Decentralisation zu, indem sie ihr großes Ganze in tausend kleine Einzelfächer, Einzelwissenschaften und Zweige zerlegen. Michelangelo konnte noch Maler, Dichter, Bildhauer und Architekt zugleich sein, heute ist kein Maler im stande, das Gesamtgebiet seiner eigenen Kunst zu beherrschen; Genre, Porträt, Landschaft, Historienmalerei sind jede ein Kunstzweig für sich, dessen vollendete Ausübung einen ganzen Mann erfordert. Die Kunstliebhaber in alten Zeiten sammelten alles, was ihnen schön und ungewöhnlich erschien: Bilder, Büsten, Bücher, Fayencen und Edelsteine; heute sucht der Sammler auf kleinem Felde sich anzubauen, glücklich, wenn er nur antike Bruchstücke, rostige Schlüssel oder ein paar Miniaturen noch für sich und seine Specialleidenschaft zu erobern vermag. Selbst die Ausstellungen entsagen der allumfassenden Größe und ziehen es vor, auf beschränkterem Gebiet als Provinzial-, Woll-, Fischerei-, Jagd- oder Hygienische Ausstellungen für ihr Fach Gutes und Nutzbringendes zu leisten.

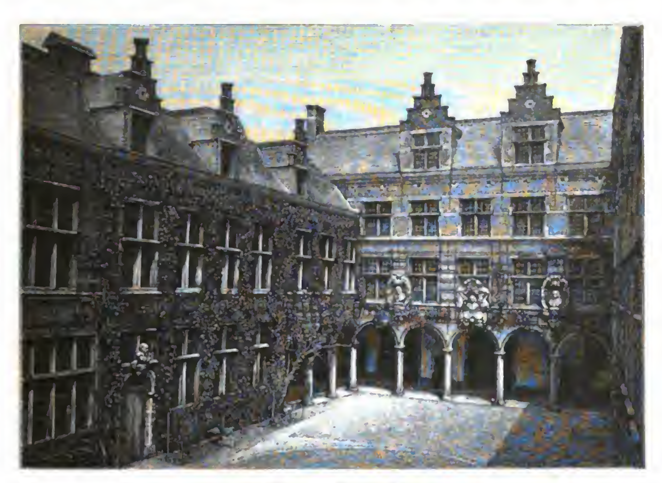
Eine solche Specialsammlung und Specialausstellung der vollendetsten Art ist das Musée Plantin-Moretus zu Antwerpen, das Museum der Buchdruckerkunst im weitesten Sinne, der Druckerkunst von ihren Anfängen bis auf unsere Tage, mit ihren Vorläufern, ihren Werkzeugen, ihren Schwesterkünsten, dem Holzschnitt und dem Kupferstich, in einem Wort mit ihrer ganzen mehr als vierhundertjährigen Geschichte. Was aber die Vollkommenheit dieses Museums und seinen größten Reiz ausmacht, das ist eben seine Geschichte. Diese Sammlung von Druckwerkzeugen und Drucken ist nicht durch mühsamen Sammelfleiß von Gelehrten in unseren Tagen zusammengebracht worden, sie ist entstanden und gewachsen mit der Geschichte ihrer Kunst selbst, ist langsam emporgestiegen, sich vergrößernd und erweiternd gleich dem alten Hause, in dem sie sich noch heute befindet und das in den dreihundert Jahren seines Bestehens sich ebenso wie sie vergrößert, erweitert und vervollkommnet hat.

Denn dieses alte Haus am Freitagsmarkt zu Antwerpen ist nicht der zufällige Aufbewahrungsort der Schätze, die es enthält: seine Säle und Kammern, seine Korridore und Treppen gehören so gut zu der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels wie ihr Inhalt, wie jene Pressen, Lettern, Bücher und Einbände, wie jene Gußformen und Öfen, Korrekturbogen und Korrespondenzen, welche die Ausdehnung, den Wert und den Ruhm des uralten Hauses bezeugen.

Die neun Generationen von Descendenten, welche dies altehrwürdige Patri-

cierhaus dreihundert Jahre lang bewohnten, haben so wenig seinen Charakter verändert wie die Gelehrten, welche es seit 1876 zum Museum umgeschaffen haben.

Christoph Plantin, der Gründer der großen Firma, ihres Ruhmes, ihres Reichtums wie dieses Hauses, gehörte zu jener Schar von Druckern, den Manutii, den Giunta, Estienne, Elzevir u. s. w., die in dem ersten Jahrhundert nach der Erfindung ihrer Kunst dieselbe auch schon dadurch die Sage, daß beide wirklich Brüder und zwar die Söhne des edlen Herrn Charles de Tiercelin, Seigneur de la Roche du Maine seien, die, nach dem Tode ihres Vaters durch Armut gezwungen, jeder ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, bei einem Spaziergang im Felde beschlossen hätten, ihren adeligen Namen mit denen der gemeinen Pflanzen zu ihren Füßen, des Wegerich oder plantain, des Lauch oder porrée, zu vertauschen. Wie



Hof des Museums Plantin-Moretus.

zu einer Höhe brachten, welche unsere Zeit mit ihren fortgeschrittenen Hilfsmitteln nur nachzuahmen, kaum zu übertreffen vermag. In der Gegend von Tours 1514 geboren, war Christoph Plantin mit seinem Vater nach Lyon in den Dienst eines dortigen Geistlichen, Claude Porret, gekommen, mit dessen beiden Neffen er erzogen wurde und durch sein ganzes Leben in Freundschaft verbunden blieb; wie denn der eine von ihnen, Pierre Porret, Apotheker zu Paris, später zeitweise mit ihm associiert war und sich stets seinen Bruder nannte. Es entstand wenig Wahres an dieser Erzählung ist, wird am besten dadurch bewiesen, daß Plantin, auch als er reich und angesehen genug war, um jeden, selbst den höchsten Namen mit Ehren zu tragen, den seinen nie veränderte und daß ebenso seine Nachkommen bei ihrer späteren Erhebung in den Adelsstand niemals etwas von einer adeligen Abkunft ihres Geschlechts verlanten ließen. Es scheint festzustehen, daß Plantin bei dem Drucker Robert Macé zu Caen in die Lehre trat, wo er sich cirka 1546 mit Jeanne Rivière verheiratete, mit der er sich anfänglich in Paris

niederließ. 1549 kam er nach Antwerpen, wurde im nächsten Jahre Bürger und Mitglied der berühmten Lukasgilde dort, der Vereinigung aller Künstler und Maler, die in Verbindung mit der „Rederijkamer der Violiere“ durch mehrere Jahrhunderte alles umschloß, was die Niederlande in ihrem Mittelpunkt Antwerpen Großes und Schönes hervorbrachten und in deren Listen wir heute in langen Reihen berühmter Namen das Zeugnis ihrer einstigen Größe nachlesen können. Das Antwerpen jener Tage, in welches Plantin eintrat und in welchem er bald nahe der Börse sein kleines Geschäft als Buchbinder und Lederarbeiter eröffnete, stand auf einer Höhe von Ruhm und Macht, die es bis in unsere Zeit nicht wieder erreicht hat. Wenn auch heute Ausdehnung und Einwohnerzahl der Stadt größer sind als damals, ihr Handel ein weitausgebreiteter, ihr Schiffsverkehr der zahlreichste auf dem Kontinent ist, so sind doch genug Rivalinnen da, ihr den Rang streitig zu machen, und man würde kaum wie im sechzehnten Jahrhundert Antwerpen als den Edelstein am Ringe Europens bezeichnen. Damals aber konnte der Florentiner Lodovico Guicciardini mit Recht sagen, daß es in jeder Beziehung zu den ersten Städten in Europa gehöre, daß es diesseits der Berge mit Ausnahme von Paris die mächtigste und reichste Stadt, unter den Handelsplätzen aber die Metropolis der ganzen Welt sei. Nach dem Versanden des Hafens von Brügge, nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien überflügelte die Scheldestadt selbst Venedig; begünstigt durch seine Herrscher, von denen Karl V. ihr vor allen wohlgewogen war, hob sich ihr Handel und ihre Macht, und die Stadt selbst, die stets eine kunstliebende gewesen, wie sie es auch geblieben ist, verschönerte sich von Jahr zu Jahr.

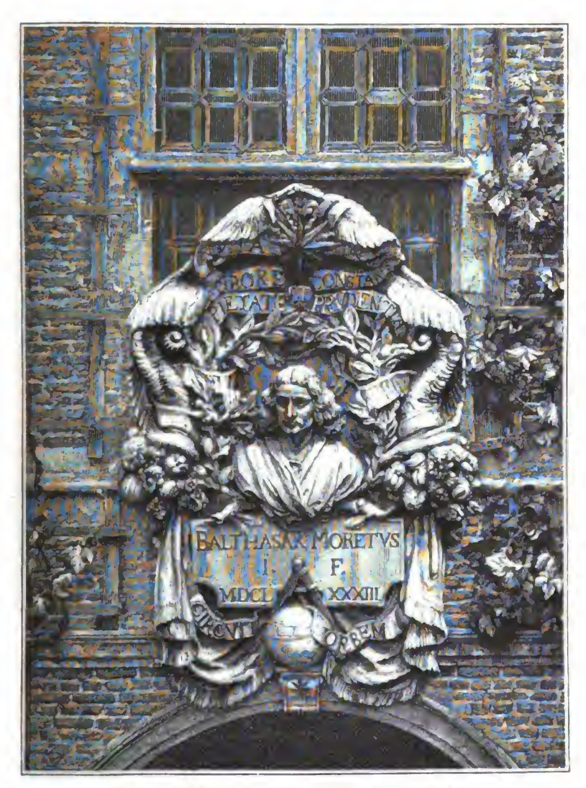
Zur Zeit, da Plantin sich dort niederließ, waren die Kirchen, die wir heute bewundern, teils eben vollendet, teils noch im Bau begriffen, das Rathaus und das Ostersche oder Osterlingshaus, die Niederlage der Hansestädte, wurden in den sechziger Jahren desselben Jahrhunderts erbaut. Die Börse, dieses Ideal einer Versammlungshalle der Kaufmannschaft, das, recht im Mittelpunkte der Stadt gelegen, zugleich eine Straßenkreuzung bildet und sie umschließt, dieser reizvolle spätgotische Bau mit den Fischblasenverzierungen an den Galerien, den vier reichen Eingangsthoren und den rings umlaufenden Arkaden, war seit 1531 neu vollendet, so wie er heute wieder, nachdem 1858 ein Brand ihn zerstört hatte, in getreuer und vergrößerter Kopie unser Auge entzückt. Die Abbildung, die Guicciardini von diesem köstlichen Bauwerk, „zum Nutzen der Handeltreibenden aller Nationen, aller Zungen und aller Städte“, giebt, zeigt in dem dichten Gewimmel das Spiegelbild unserer Tage, wenn auch spanisches Mäntelchen, Krause, Spitzhut und Degen die Antwerpener Handelsherren von dazumal sehr viel zierlicher erscheinen lassen, als es die mit Überzieher und Cylinder bekleideten Kaufleute unserer Börsen zu sein vermögen. Doch die Schlußworte der Inschrift auf jenem Bilde sind heute noch so treffend, wie sie es damals waren, und passen leider auch für manch anderen Ort als nur für die Börse: Hic tibi si Nummus, non peregrinus eris. (Hier wirst du, so Geld dein ist, kein Fremder sein.) — Dort eröffnete nun der Sohn der Touraine seinen kleinen Laden, in dem er Bücher, seine Frau aber Leinen verkaufte, bis er, nachdem eine nachts auf der Straße erhaltene Verwundung ihn unfähig gemacht hatte, weiter als Buchbinder zu arbeiten, 1555 sein erstes Buch verlegte: „La institutione di una fanciulla nata nobilmente“, zugleich mit französischem und italienischem Text und auf blauem Papier gedruckt. In jenem Jahre war Antwerpen, waren die Niederlande überhaupt noch in Frieden mit ihrer Regierung, und wenn auch schon 1562 Plantin sich eines ketzerischen Buches, der „Briefve instruction pour prier“, wegen vor Margareta von Parma zu verteidigen hatte, wenn auch drei seiner Arbeiter

deshalb zu den Galeeren verurteilt wurden, er selbst sich gezwungen sah, zeitweise nach Paris zu flüchten, so hatte die ernstere Verfolgung doch noch nicht begonnen, er vermochte sich von diesem wie von manchem späteren minder unbegründeten Verdacht der Begünstigung der Ketzerei zu reinigen und genoß die volle Gunst des Stadtsekretärs Andreas Graphens, des königlichen Sekretärs Gabriel de Cayas und die mächtigere des Kanzlers Granvella. So kam es, daß Philipp II. dem neugegründeten Verlag Plantins schon 1568 die große Aufgabe anvertraute, eine vielsprachige Bibel, eine vervollständigte Wiederholung jener von Alcalà, die einst Kardinal Ximenes unter der Regierung von Philipps Urgroßeltern Ferdinand und Isabella veranstaltet hatte, herauszugeben. Philipp II. sandte einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten, den Benedictus Arias, der sich nach der Sierra, in welcher sein Heimatsdorf lag, den Bergbewohner, Montanus, benannte, auf seine Kosten für vier Jahre nach Antwerpen zur Korrektur und Überwachung der verschiedenen Texte und streckte dem Verleger die Summe von 21 200 Gulden zu den großen Kosten der Bibel vor. Diese Biblia Regia, welche endlich 1573, nachdem Arias Montanus in Rom die Approbation des Papstes eingeholt hatte, vollendet wurde, legte trotz der Verluste, die sie ihrem Herausgeber schließlich verursachte — denn vierzig Arbeiter sollen vier Jahre lang an ihr gearbeitet und das Werk einen Aufwand von 40000 Thalern erfordert haben —, den Grundstein zu dem Gedeihen des Hauses. Plantin hatte inzwischen seine Wohnung nahe der Börse verlassen, um in einem Hause der Kammerstraat, welche bei der modernen Französierung aller Namen zu einer Rue des peignes (Kammstraße) geworden ist, unter dem Schilde des goldenen Einhorns seine Buchhandlung zu eröffnen; später verlegte er die Druckerei in ein Haus der Falkenstraße, dem er sein stehendes Emblem und Druckerzeichen, den goldenen Zirkel, zum Schilde gab. Endlich aber übertrug er Namen und Schild auf ein Haus in der Rue haute, das er, nachdem er es anfangs nur gemietet hatte, am 22. Juni 1579 käuflich erwarb, das Haus, welches, später mit den anderen Gebäuden am Freitagsmarkt verbunden, heute noch uns die alten Räume zeigt, in welchen die Plantinsche Offizin von 1579 bis 1865 ununterbrochen fortbestanden hat. Selbst der Aufruhr, bekannt unter dem Namen der spanischen Furie, im Jahre 1576, bei welchem 7000 Menschen getötet wurden und die ganze Stadt der Plünderung anheimfiel, schadete Plantin verhältnismäßig wenig. Ja selbst die Eroberung Antwerpens nach vierzehnmonatlicher Belagerung durch Alexander Farnese von Parma am 16. und 17. August 1585, welche die Einwohnerzahl der Stadt in kurzer Zeit von 85000 auf 55000 Seelen herabbrachte, welche Plantin zur Flucht zwang und ihn veranlaßte, mit seinem Verlag für ein Jahr nach Leyden zu übersiedeln, vermochte nicht das mächtige Aufblühen seines Geschäfts zu hemmen, wie sie sonst Handel und Wandel in der Stadt untergrub, die aus einer machtgebietenden Stellung infolge jener religiösen Wirren und Kriege gar bald zu einer untergeordneten herabsank.

Wissenschaft und Kunst gehen ja seltsamerweise meist nicht mit der Macht eines Staates den gleichen Schritt; Antwerpen hatte als Stadt die Höhe seines Ruhmes längst überschritten, als seine Kunst in den Gestalten des Rubens, van Dyck u. s. w. in den Scheitelpunkt des ihrigen trat. So litt denn der Verlag Plantins verhältnismäßig wenig unter dem allgemeinen Niedergang; konnte er auch nach der Eroberung nicht mehr zweiundzwanzig Pressen zu gleicher Zeit aufstellen wie vorher, so bezeugt doch der französische Geschichtschreiber de Thou es ausdrücklich als Merkwürdigkeit, daß er nach der Eroberung der Stadt noch siebzehn Pressen bei ihm in Thätigkeit sah, während bei anderen Druckern, z. B. bei dem berühmten Estienne zu Paris, nie mehr als vier Pressen gleichzeitig arbeiteten. Die Druckerei Plantins ward denn auch im sechzehnten

Jahrhundert als ein achtes Weltwunder angestaunt, und wie sehr sie damals, ebensogut wie heute ihre Überreste im Musée Plantin, als eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten von Antwerpen galt, lehrt uns wieder Guicciardini, der nach der Erwähnung des Rathauses, der Börse und der Hauptkirchen sich mit Übergehung so mancher anderen Merkwürdigkeiten sofort zu der Betrachtung dieses „größten und berühmtesten Typographeion" wendet, „das der gelehrte und erfindungsreiche Christophorus Plantinus, getrennt von der eigentlichen Buchhandlung, in wohl dafür geeigneten Kammern und Räumen betreibt und wo täglich über 200 fl. allein an Arbeitslöhnen bezahlt werden". Es würde hier zu weit führen, wollte ich den ganzen Passus aus Guicciardini hersetzen, welcher mir übrigens nicht einmal in dem italienischen, bei Plantin 1582 erschienenen Original, sondern nur in einer lateinischen Übersetzung (Amsterdam, 1613) vorliegt. Es erschienen jährlich etwa fünfzig neue Werke in Plantins Verlag, dessen Gesamtsumme über 1500 Bücher beträgt; die hervorragendsten derselben waren neben der Biblia polyglotta die prächtige Beschreibung der Totenfeier Karls V. in Antwerpen, erschienen 1559, die zierlichen kleinen Klassikerausgaben nach Art der Aldinen und der Elzevirs, sein Thesaurus Theutonicæ linguæ, der erste Diktionär der vlämischen Sprache, der überhaupt existiert, die Werke vieler zeitgenössischen Gelehrten wie des schon mehrfach genannten Guicciardini, des Lipsius, Dodonäus, Ortelius, Clusius u. s. w., viele Kupferwerke und musikalische Kompositionen. Die Grundlage für den Reichtum des Hauses bildete aber wohl die Herausgabe der Andachtsbücher, Breviarien und Missalen, die Plantin seit 1568 infolge eines Vertrages mit dem päpstlichen Drucker Paul Aldus Manutius in den Niederlanden herausgab. Anfangs mußte er zwar jenem, der das alleinige Privilegium dafür besaß, den zehnten Teil zahlen, jedoch schon 1570 ward er von dieser Abgabe befreit, indem ihn Philipp II. mit dem Druck aller liturgischen Bücher für Spanien beauftragte und ihm ein Privilegium für dieselben gab, das sich über alle damals zur spanischen Monarchie gehörigen Länder erstreckte. Man weiß zwar, daß er ein eifriger Anhänger des Henri Niclaes, der eine den Anabaptisten ähnliche Sekte gründete, und später ein Freund des von jenem abgefallenen Mystikers Barrefelt war; aber ob er auch ketzerische Neigungen gehabt und begünstigt haben mag, er druckte die verschiedensten Arten von strengkatholischen Andachtsbüchern. Unter seinen Nachfolgern beschränkte sich der Verlag mehr und mehr auf die Ausnutzung dieses Privilegiums, und an der Zunahme der Breviarien, liturgischen, theologischen und kirchengeschichtlichen Werke mag man das allmähliche Stocken und endliche Einschlafen des alten Geschäftes ermessen. Christoph Plantin zählte unter seinen Mitarbeitern und Korrektoren die ersten Gelehrten seiner Zeit und seines Landes; neben Arias Montanus, der ihm bei der Herausgabe der großen Bibel behilflich war, wirkte sein späterer Schwiegersohn Franz Raphelingius oder Raveling, zuvor Lehrer der griechischen Sprache zu Cambridge, der dann Plantins während der Belagerung von Antwerpen in Leyden gegründete Buchhandlung fortführte und gleichzeitig Professor der hebräischen und arabischen Sprache an der dortigen Universität war. Endlich Poelmann und Kilianus, von denen der erstere ein ausgezeichneter Gelehrter, Walker von Beruf war und nur seine Freistunden den wissenschaftlichen Arbeiten widmen konnte, wie er denn auch von Plantin nur drei bis vier Gulden für jeden von ihm kommentierten Klassiker erhielt. Seine wissenschaftlichen Notizen, die er auf Umschläge oder Rückseiten von Briefen, auf Zettel und Zettelchen, wie sie ihm gerade zur Hand lagen, niederschrieb, bilden ebenso wie die Rechnungsbücher seines Walkereibetriebes noch heute einen Bestandteil des Museums; auch viele der alten Handschriften desselben stammen aus seinem Besitze und haben ihm einst zu seinen

Klassikerausgaben gedient. Cornelius Kiel war hauptsächlich Mitarbeiter an dem vlämischen Wörterbuch, gab dann selbst ein Dictionarium Teutonico-Latinum heraus, machte verschiedene Übersetzungen und hat, ist es wohl begreiflich, wie die mythenbildende Zeit von dem großen Drucker erzählen konnte, er habe seine Korrekturbogen vor dem Abdruck öffentlich angeschlagen und demjenigen, der noch einen



Denkmal Balthasars II. an der nördlichen Galerie im Hof.

schrieb lateinische Gedichte, deren druckfertiges Manuskript ebenfalls noch im Museum zu sehen ist. Bei solchen Korrektoren, deren Zahl man unrichtigerweise auch häufig den berühmten Lipsius, den intimen Freund des Hauses, hinzugezählt Druckfehler darin aufzufinden vermöchte, eine Belohnung zugesagt. Ebenso sagte man, um die Vortrefflichkeit seiner Drucke zu erklären, er habe silberne Lettern benutzt, eine Behauptung, die wir, trotzdem sich einzelne Lettern von Silber unter den

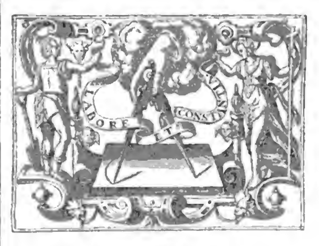
Vorräten in der Gießerei befinden sollen, getrost in den Bereich der Sage zurückverweisen dürfen. Wie sehr der ausgezeichnete Mann von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, ersieht man aus seiner Ernennung zum Architypographen des Königs im Jahre 1570, durch welche er die Oberaufsicht über alle Drucker und Druckereien der Niederlande erhielt, ein in jenen unruhevollen Zeiten schwer zu erfüllendes Amt, wie es denn auch später als bloßer Ehrentitel betrachtet wurde. Man ersieht es aus den Anerbietungen, die ihm der König von Frankreich zu wiederholten Malen machte, ihn zum Imprimeur général mit bedeutenden Begünstigungen und Privilegien ernennen zu wollen; aus den Versuchen des Herzogs von Savoyen, ihn nach Turin, und des Papstes, ihn nach Rom zur Begründung neuer Druckereien zu ziehen. Doch er blieb der einmal liebgewonnenen Heimat treu und sein Wahlspruch war bis ans Ende: Labore et Constantia, Arbeit und Beharrlichkeit, wie er es bildlich in dem Emblem des Zirkels ausgedrückt hat, der, von einer aus Wolken hervorragenden Hand gehalten, mit der Spitze des einen Schenkels in dem festen Mittelpunkt der Beständigkeit verharrt, während die andere sich in steter Arbeit, sorgsam einen Kreis ziehend, dreht. Dies symbolische Bild des Zirkels, umschlungen von dem Spruchband mit jenem Motto, bildet in den verschiedensten Umrahmungen, oft gehalten von den allegorischen Gestalten der Beständigkeit und der Arbeit, sein Druckerzeichen (s. Abbild. S. 39), gab seinem Hause den Namen und ward in diesem Hause, über dem Eingang desselben, an den Kragsteinen, in den Scheiben der Fenster, an Wand und Treppe, an Tisch und Gerät, hundertfach angebracht. Als endlich Plantin fünfundsiebzigjährig am ersten Juli 1589 starb, verdiente er wohl die Grabschrift, die noch auf seinem Denkstein in dem Chorumgang der Kathedrale Unserer lieben Frauen zu Antwerpen zu lesen ist: Christophorus situs hic Plantinus, Regis Iberi Typographus; sed Rex Typographum ipse fuit. Hier liegt Christoph Plantin, Typograph des Königs von Spanien, doch selbst ein König der Typographen.

Wie bei vielen edlen Druckern seiner Zeit, den Manutii, Estienne, Wechel und Elzevir, blieb durch die Privilegien, die das Eigentum der Familie waren, das Verlagsrecht bei derselben bestehen und das Geschäft erbte fort von Generation zu Generation. Nur der Name blieb nicht derselbe, denn Plantin hatte nur einen frühverstorbenen Sohn besessen; sein Eidam und dessen Descendenten wurden seine Nachfolger. Von den fünf Töchtern Plantins waren drei mit Druckern vermählt: die älteste, Margarete, mit dem schon genannten François Raphelingen, der das Geschäft in Leyden fortsetzte, die zweite, Martina, mit Jean Moerentorf, und die dritte, Magdalena, mit Gilles Beys, ebenfalls einem Gehilfen ihres Vaters, der dessen Haus in Paris vertrat, wie auch später ihr zweiter Gatte Adrien Périer eine Druckerei in der Rue Saint Jacques zu Paris eröffnete und den Zirkel ihres Vaters als Druckerzeichen beibehielt. Die beiden anderen Töchter hatten Kaufleute geheiratet, die jüngste den Pierre Moerentorf, einen Bruder ihres Schwagers.

Der Gatte der zweiten Tochter, Jean Moerentorf oder Moretus, wie er nach damaliger Mode seinen Namen lateinisierte, war von dem alten Schwiegervater als der Würdigste ausersehen worden, die Druckerei fortzusetzen, und unter dessen Nachkommen erbte auch stets nur der Würdigste jene Baulichkeiten wie das ganze Material als unteilbar zusammengehörendes Ganzes, so daß, durch eine Klausel in dem Testament eines jeden von ihnen aufs neue bestätigt, das also gebildete Majorat durch alle Generationen hindurch nicht dem Ältesten, sondern nur dem Befähigtsten zufiel. Jean I., wie er in den Familienregistern zum Unterschiede von seinem Sohn genannt wird, geb. 1543, gest. 22. September 1610, war der Sohn des Jakob Mourentorff oder Moerentorf, eines Seidenwebers zu Lille, der sich nach

seiner Vermählung mit Adriana Gras aus Mailand in Antwerpen niederließ. Jean befand sich seit dem Jahre 1557 in Plantins Geschäft und verließ dasselbe nur auf kurze Zeit, während welcher er in den Dienst der Scotti, der Associés Plantins zu Venedig, eintrat. Nach Antwerpen zurückgekehrt, vermählte er sich 1570 und übernahm von da an den buchhändlerischen Teil des Geschäfts, vertrat es auf den Frankfurter Messen, führte die Bücher, korrespondierte in fünf Sprachen und hat auch selbst das Werk des Lipsius „De Constantia" aus dem Lateinischen ins Vlämische übersetzt.

Natürlich gab es nach dem Tode des Alten Streitigkeiten unter den Miterben, doch schließlich verblieb Jean, der in den ersten Jahren noch mit der Witwe seines Schwiegervaters gemeinsam das Geschäft geführt hatte, der Alleinbesitz desselben, wie er nach ihm seinen Söhnen Jean II. und Balthasar zufiel. Jean hatte sich nach seinem Namen Moretus den Mohrenkönig, der von dem Stern nach Bethlehem geführt wird, als Emblem genommen, ja er hatte diesem Emblem zuliebe seinen drei ältesten Söhnen die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar gegeben. Der letztere, nachdem von seinen älteren Brüdern der eine früh gestorben, der andere Geistlicher geworden war, seit dem 1618 erfolgten Tode seines jüngeren Bruders und Miterben Jean II. Alleinbesitzer des Hauses und Geschäfts, nahm gleichfalls den Stern mit der Umschrift Stella duce zum Emblem, und so finden wir denselben überall an den Wänden des Hauses, abwechselnd mit dem Zirkel Plantins, und später auch in dem Adelswappen der Moretus wieder. Dieser Balthasar I., gestorben 1641, hob noch einmal den Glanz der Firma, der unter seinen Nachfolgern schnell erlöschen sollte. Er gab viele und wichtige Werke heraus, vergrößerte und verbesserte sein Vaterhaus, indem er den bisher von demselben getrennten, an der Hochstraße belegenen Verkaufsladen mit den übrigen Gebäuden verband, und entwickelte, obwohl er an der ganzen rechten Seite gelähmt war, einen unermüdlichen Fleiß, mit Wissen und Verstand gepaart. Er stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung und fortwährender Korrespondenz, wie er denn auch ein Freund und Schulgenosse Rubens' war und bei diesem sechsundzwanzig Gemälde, darunter zehn Porträts seiner Familie und seiner Freunde, sowie etwa dreißig Entwürfe zu Büchertiteln und Illustrationen bestellte. Viele davon sind heute noch erhalten, und ihre Authenticität, ihre genaue Entstehungszeit, Bezahlung wie Bestimmung ist aus den sorgsam geführten Geschäftsbüchern ersichtlich. Für jedes Porträt verlangte Rubens vierundzwanzig Gulden, die Zeichnungen wurden ihm je nach der Größe mit zwanzig Gulden für ein Folio und fünf Gulden für ein Sedezblatt bezahlt; er zeichnete sie nur abends oder an Festtagen, und Balthasar schreibt in einem seiner Briefe, daß der große Maler, den er stets den „Apelles unserer Zeit" benannte, sich an Werktagen mit solcher Arbeit nur befassen würde, wenn man ihm hundert Gulden per Zeichnung bezahlte.



Druckerzeichen Plantins.

Auf Balthasar I. folgte sein Neffe Balthasar II., gest. 1674, der letzte, welcher noch einige nennenswerte Werke herausgab. Als dieser 1662 ein Inventarium über seinen Besitzstand aufnahm, fand sich, daß derselbe seit dem Tode Plantins sich verdoppelt hatte und sich nunmehr auf ca. 341 000 Gulden oder zwei Millionen Franken nach heutigem Gelde belief.

Der nächste Erbe, Balthasar III., wurde 1692 vom König von Spanien in den Adelsstand erhoben, mit der Vergünstigung, sein bürgerliches Druckergewerbe, ohne dem neuen Stand zu nahe zu treten, fortführen zu dürfen. Er wie seine Nachkommen beschränkten sich auf die Ausbeutung ihres Privilegiums für den Verlag von Andachtsbüchern, und so erlosch ihr Ruhm mehr und mehr, bis Herr Eduard Moretus (geb. 1804, gest. 1880), nachdem die Druckerei seit 1865 gänzlich zu arbeiten aufgehört hatte, 1876 unter Vermittelung des Bürgermeisters Leopold de Wael das Haus mit allem Zubehör, mit seinen Archiven und Sammlungen der Stadt Antwerpen um den Preis von 1 200 000 Franken verkaufte, worauf am 19. August 1877 das nunmehr bestehende Museum Plantin-Moretus dem Publikum eröffnet wurde.

Es war notwendig, bevor wir mit der Besprechung des Museums selbst beginnen, einen kurzen Abriß von der Geschichte des Hauses und seiner Bewohner zu geben, deren Gestalten, deren Bilder, Embleme und Werke uns hier bei jedem Schritt entgegentreten. Der ausgezeichnete Konservator des Museums, Herr Max Rooses, hat viele der hier angeführten Fakta in seinem eingehenden Katalog des Museums geliefert, und welch ein Schatz noch für die Geschichte und Kunstgeschichte der Niederlande aus den Archiven dieses Hauses zu heben ist, zeigt er in seinem bei Gelegenheit der Rubensfeier preisgekrönten Werke über die Antwerpener Malerschule, auf dessen Seiten wir wieder und wieder Daten und Thatsachen angeführt finden, die durch das Studium dieser Archive erst bekannt oder festgestellt worden sind, wie er auch noch im Laufe dieses Jahres ein großes Prachtwerk über Christoph Plantin, geschmückt mit zahlreichen Illustrationen aus den Vorräten des Museums, herauszugeben beabsichtigt.

Es war im Herbst des vorigen Jahres, als ich durch die breite Straße des Meir über den Groenplaats mit dem Rubensstandbild und der stattlichen Kathedrale dahinter, von deren durchbrochenem Turm das Glockenspiel gerade sein liebliches Geklingel ertönen ließ, durch ein paar enge Gassen des alten Antwerpens zum Freitagsmarkt hinschritt. Das ehemalige Druckerhaus zeigt von außen eine ziemlich nüchterne Façade von 1763, nur über dem Hauptportal stammt das Wahrzeichen Plantins mit der Personifikation der Arbeit, in der Gestalt eines kräftigen Mannes, und der Beständigkeit in der einer ruhenden Frau, von dem Antwerpener Bildhauer Artus Quellinus, noch aus der Blütezeit des Hauses her.

Anstatt nun die wohl vorgeschriebene regelrechte Wanderung mitzumachen, welche die Besucher des Museums von Zimmer zu Zimmer durch alle Stockwerke des Hauses führt, wollen wir, gleich mit dem Schönsten beginnend, durch das Vestibül hindurchgehend, den inneren länglich viereckigen Hof betreten (s. Illustr. S. 33), dessen Ziegelwände von einem vielleicht von Plantin selbst gepflanzten Weinstock mit dichten Blättern, Ranken und Zweigen überzogen werden. Mag diese vielhundertjährige Rebe auch nicht so süße Früchte tragen wie die im Treibhaus von Hampton Court, deren Erträgnis kürzlich einer Prinzessin als Nadelgeld angewiesen wurde, so übertrifft sie jene doch bei weitem an malerischem Reiz und giebt diesem Hof mit seinen Giebeln und Arkaden eine so romantische Färbung, daß man sich unwillkürlich in jene alten Zeiten seines Entstehens zurückversetzt wähnt. Die den Hof umschließenden Bauten enthalten über dem Erdgeschoß an der Westseite ein, an den anderen Seiten zwei Stockwerke von verschiedener Höhe, wie denn auch im Inneren die Verbindung zwischen den Zimmern nach der Art vieler alten im Laufe der Zeit an- und umgebauten Häuser oft durch kleine Treppen hergestellt werden mußte. Das schräge Dach wird unterbrochen von zackigen Giebeln, die je ein Fenster mit geradem Sturz umschließen; überhaupt zeigen all diese auf den Hof gehenden Fenster dasselbe gerade Fensterkreuz, und ihre Butzenscheiben

sind, besonders im Erdgeschoß, von reichem schmiedeeisernem Netzwerk gehalten und geschmückt. An der nördlichen Schmalseite und einem kleinen Teil der längeren westlichen Hoffaçade blicken die Zimmer des Erdgeschosses nicht mit ihren Fenstern auf den Hof, sondern es ist denselben eine Galerie von fünf Bogen an der einen, drei an der anderen Seite vorgelegt, die, von steinernen Säulen getragen, von Rundbogen überwölbt ist. Auf den Schlußsteinen dieser Bogen wie auf den vortretenden Kragsteinen, die an der inneren Rückwand der Galerie die hölzernen Querbalken der Decke tragen, ist der Zirkel Plantins abwechselnd mit dem Stern der Moretus zu sehen. Über den verschiedenen Hofportalen befinden sich die Büsten Plantins, des Justus Lipsius, der ersten Glieder der Familie Moretus von Artus Quellinus und anderen Antwerpener Bildhauern des siebzehnten Jahrhunderts, meist umgeben von reichen Cartouchen und Ornamenten im Stil ihrer Zeit und versehen mit den Wappen, Emblemen und Sinnsprüchen der dargestellten Persönlichkeiten. Am reichsten ist das Denkmal des 1683 gestorbenen Balthasar II., Sohn Jeans II., das sich über dem mittleren Bogen der nördlichen Galerie aus einem Hintergrund von gekreuzten Lorbeerzweigen und umgestürzten Füllhörnern, unter einem reichbefransten Baldachin erhebt, über ihm der Stern mit den Wahlsprüchen: Stella Duce, Labore et Constantia, Pietate et Prudentia, und unter ihm eine Weltkugel, die von dem Zirkel und den Worten: Circuit orbem umspannt wird (s. Illustr. S. 37). Unter dieser Nordgalerie sieht man auch den altertümlichen Brunnen mit einer bronzenen Fratze am Hahn und den langen eisernen, aus einem zierlichen Gerüst von der Mauer herabhängenden Schwengeln. Etwas weiter rechts ist der Aufgang zu der alten, jetzt verschlossenen Wendeltreppe, deren hübsches holzgeschnitztes Geländer auf kannelierten Eckpfosten einen hockenden Löwen mit dem Wappen des 1692 geadelten Balthasar III. und seiner Gattin trägt.



Druckerei im Museum Plantin-Moretus.

Wir wenden uns nun zuerst zu der Druckerei im Erdgeschoß des südlichen Flügels, dem wichtigsten Raume des alten Druckerhauses. Derselbe bietet nicht viel anderes, als was in jeder modernen Druckerei zu finden ist (s. Illustr. S. 41). Letternkasten, Setzerpulte, an den Fenstern fünf Druckerpressen mit allem Zubehör und in so gutem Stande, als hätten die Drucker nur eben ihre Mittagspause gemacht und würden sofort wieder ihre Arbeit aufnehmen. Es ist auch wirklich noch im vorletzten Herbst in der Plantinschen Druckerei gedruckt worden und zwar eine Adresse, welche die Stadt Antwerpen dem ersten lebenden Dichter Belgiens, Henri Conscience, zur Feier seines Jubiläums überreichte und deren Wert man mit Recht durch diesen Druckort zu erhöhen vermeinte. An den Wänden sieht man noch die Regulative für die hier arbeitenden Setzer angeschlagen, dazwischen unter Glas und Rahmen einzelne Blätter zur Erinnerung an fürstliche Besuche aus allerneuester Zeit, unter anderen an den des deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin. An der Schmalseite des Saales aber stehen auf etwas erhöhtem Podium zwei Pressen von älterer Konstruktion, etwa wie Weinpressen anzuschauen und mit einer Kurbel zum Handbetrieb versehen: zwei Veteranen, die, wie es heißt, noch aus der Zeit des Christoph Plantin selbst herstammen. Eine zierliche Madonna mit dem Kinde, aus Terracotta, die wie beschirmend über einem kleinen Hause thront, ist hinter diesen beiden Pressen an der Wand angebracht (s. Illustr. S. 45).

Der Druckerei schließt sich der Letternsaal mit seinen Riolen voller Lettern und diesem wieder ein kleiner Durchgang an, an dessen Wänden sechsundzwanzig reiche holzgeschnitzte Alphabete, lateinische, gotische, griechische und hebräische, welche letztere zur Biblia polyglotta gedient haben, ausgestellt sind. Das nächste Zimmer wird schon seit dem sechzehnten Jahrhundert das des Lipsius genannt, seine Büste steht über der Eingangsthür vom Hof, sein Porträt im Alter von achtunddreißig Jahren hängt über einer der inneren Thüren, und man darf wohl annehmen, daß der berühmte Gelehrte, der Freund Plantins und des Jean Moretus, der Lehrer Balthasar I., wenn er bei seinen Freunden verweilte, dies behagliche Gemach mit der prächtigen Wandbekleidung von reichvergoldeten, gepreßten spanischen Ledertapeten, deren viereckige Stücke sorgsam aneinander gepaßt sind, in Wirklichkeit bewohnt hat. Es befinden sich in den Archiven noch 129 vlämische, französische und lateinische Briefe von seiner Hand, und seine Werke sind sämtlich in diesem Verlag erschienen, der auch — eine Ausnahme in jenen Zeiten — dem Gelehrten ein reichliches Honorar bezahlte.

Wir wollen uns nicht bei dem großen Stadtplan von Rom über dem mächtigen Kamin, noch bei den Schränken, dem eichenen Tisch und den Lederstühlen aufhalten, wir bekommen in anderen Räumen noch viel Schöneres zu sehen. Durch das Bureau mit seinen Ledertapeten und der Kopie eines Rubensschen Bildes betritt man das Zimmer der Korrektoren, in dem ein schwerer Holztisch die Breite von zwei Fenstern einnimmt; die Seiten dieses Tisches sind zum Niederklappen eingerichtet, so daß der Korrektor, der auf einer Bank mit hoher, oben von leichten Arkaden durchbrochener Rücklehne saß, auf dieser schrägen pultartigen Klappe das volle Licht durch das Hoffenster empfing und seine Blätter bequem vor sich ausbreiten konnte. Es stehen noch alte Schränke an den Wänden, hängen noch Korrekturbogen an zierlichen eisernen Haken an einem Gestell, und auch hier scheint alles unverändert so geblieben zu sein, wie es zu den Zeiten der Poelmann und Kiel, der Raphelingius und Montanus gewesen ist. Es folgt nun ein Raum mit prächtigen gewebten flandrischen Tapeten, einer reichen Renaissancethür und einem reizenden Spinett von 1735 mit der Kopie der heiligen Cäcilie von Rubens auf der Innenseite seines Deckels. Diesem schließt sich der alte Verkaufsladen an, der durch ein vergittertes Fenster von einem kleineren Rückzimmer getrennt ist und seinen

eigenen Eingang direkt von der Seitenstraße aus hat. Es stehen auf den Börtern noch die einst zum Verkauf bestimmten Bücher, meist liturgischen Inhalts, auf dem Ladentisch liegen ungebundene Meßbücher, am Fenster über dem erhöhten Pult des Verkäufers hängt ein Kalender von 1595 und eine Geldwage. Man meint, nun müßte sich jene Straßenthür aufthun und ein Käufer mit Federhut und Krause hereintreten; da ist auch, damit man ihm nichts Verpöntes verkaufe, die Liste der durch den Herzog von Alba 1569 verbotenen Bücher, auf welcher sich zwei Werke aus dem Plantinschen Verlag selbst befinden. Damit er auch nicht übervorteilt werde, hängen die Preiscourante verschiedener Druckereien von Lyon, Paris, Rom, der der Manutii von Venedig und der Plantins selbst neben dem genauen Tarif, den der Magistrat von Antwerpen über alle Arten von Büchern aufgestellt hat und der dem Buchhändler, welcher ein Werk zu hoch oder zu niedrig verkaufen würde, eine Buße von fünfundzwanzig Gulden auferlegt.

Nachdem wir unsere flüchtige Übersicht über die Geschäftsräume im Erdgeschosse vollendet haben, kehren wir quer über den sonnigen Hof zum Eingang zurück und treten vom Vestibül in das erste der drei prächtigen Familienzimmer, welche diesen östlichen Flügel einnehmen und deren Fenster sämtlich auf den Hof hinaussehen. Diese drei Säle bewahren in ihrem ganzen Stil das getreue Bild einer reichen Patricierwohnung vom Ende des sechzehnten, Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, freilich der Wohnung eines Patriciergeschlechts, wie man es nicht gar oft finden mag, das durch seine Neigungen und Verbindungen mehr zu den Edlen vom Geiste als zu denen vom Gelde gehört. Was diese Plantins und Moretus liebten, wer ihre Freunde waren, was sie geleistet haben und was sie andere auf ihren Wunsch zu leisten veranlaßten, das mag man mit Freuden von diesen Wänden ablesen. Für einen Maler von Interieurs bieten diese Räume reizvolle Aufgaben, und wer die Einrichtungen alter Zeit studieren will, darf sie nur getrost durchforschen, er wird hier die echteste Blüte der niederländischen Renaissance finden; denn wenn auch die letzten Generationen der Bewohner an Fenster, Thür oder Kamin hier und da ein wenig verändert oder modernisiert hatten, so haben die kunstverständigen Hände, welche das Familienhaus zum Museum umwandelten, mit sorgsamer Treue überall das Alte wiederhergestellt und hervorgesucht: die Gipsverkleidungen der Decken sind herabgeschlagen und darunter wieder die alten hölzernen Balken, die weißen Kragsteine mit dem Zirkel und dem Stern zum Vorschein gekommen; wo 1763 große Fenster gesetzt wurden, sind sie entfernt und wieder die kleinen gemalten Scheiben eingelassen, wie sie im zweiten Zimmer noch erhalten waren, mit einem Medaillon in der Mitte, auf dem die Namen, Daten und Wappen der einzelnen Familienglieder eingraviert sind.

Das erste dieser Zimmer mit alten flandrischen Tapeten, die in der Borde den Zirkel zeigen, enthält jetzt eine Tafel mit einer zweisprachigen (vlämischen und französischen) Inschrift zur Erinnerung an den Ankauf des Museums durch die Stadt und die Büsten der beiden Männer, welche diesen Ankauf ermöglichten, des Eduard Moretus und des Bürgermeisters Leopold de Wael. Über dem Kamin hängt eine Ansicht des Meir, der Hauptstraße von Antwerpen, mit dem „Ommegang", dem Umzug der Gewerke und der Geistlichkeit, der alljährlich am Kirmestage stattfand, als Staffage, von Pieter Casteels dem Dritten, dem jüngsten Sprossen einer zahlreichen, doch nicht bedeutenden Malerfamilie aus dem vorigen Jahrhundert. Das Ameublement besteht aus einem mit Schildkrot eingelegten Tisch und einer Kredenz aus Eichenholz, die auf ihren Börtern japanische Vasen, Fayencen mit dem Wappen der Familie, holländische geschliffene Gläser und flandrische irdene Krüge trägt.

Das zweite Zimmer aber läßt sich nicht

mit so kurzen Worten abthun: Wände mit dunkelgrünem Damastbezug, dieselben Plafonds, die Fenster mit ihren Inschriften: Christoffel Plantin, sterft den 1. Juli 1589, Joanna Rivière, sterft den 17. Augustus 1596 ꝛc.; aber an diesen Wänden, von dem Licht dieser farbigen Fenster beschienen, die Familien- und Freundesporträts von Rubens, prächtige ernste Männerköpfe, ehrsame Frauen in Haube und Krause, die, wenn sie auch wohl zum Teil nur Atelierbilder sind, das heißt die Hand der Jünger neben der des Meisters in ihrer Pinselführung zeigen, doch mehr zum Verständnis der Zeit beitragen als so manches figurenreiche Historienbild. Diese Bildnisse sind die des Jacques Moerentorf, Vater des ersten Moretus, und seiner Frau Adriana Gras, des Arias Montanus, des Gelehrten Abraham Ortelius (links vom Kamin), des Petrus Pantinus, Professor zu Löwen, des Lipsius, des Jean Moretus und seiner Frau Martina Plantin, des Christoph Plantin und seiner Frau. Sie wurden sämtlich ebenso wie die, die wir noch in dem folgenden Zimmer finden werden, von den Brüdern Balthasar I. und Jean II. bestellt. Was ihren Wert einigermaßen beeinträchtigt, ist, daß sie nicht alle nach dem Leben gemalt wurden, sondern zum Teil nur Kopien nach den existierenden Porträts der zu Rubens' Zeit schon verstorbenen Familienglieder sind, wie z. B. das des Christoph Plantin, dessen Original, von einem Unbekannten herrührend, wir in demselben Zimmer über dem Kamin sehen. Der große Drucker, der auf einem Bild von Jean Wierix in der Galerie der Kupferstiche nur ein Jahr vor seinem Tode schon alt und runzelig dargestellt ist, erscheint hier auf dem Bilde des Unbekannten, das lange für ein Werk des Franz Pourbus galt (s. Illustr. S. 49), ebenso wie auf dem des Rubens im kräftigsten Mannesalter. Anno 1578, ætatis 54, lautet die Inschrift, und wie ein gut erhaltener Fünfziger sieht uns auch dieser Mann an mit dem noch ungebleichten, dichten, zurückgestrichenen Haupthaar, der mächtigen, gebogenen Nase, dem spitzen, erst von wenigen grauen Haaren durchzogenen Barte, umrahmt von der weißen wohlgestärkten Krause, in schwarzer Schaube, in den Händen seine Wahrzeichen: Buch und Zirkel. Häßlich ist er, doch von jener Häßlichkeit, die den klugen Mann verrät, jener Häßlichkeit, die uns nicht abstößt, sondern eher anzieht, indem sie uns begierig macht, die Gedanken zu erforschen, die hinter diesen durchdringenden Augen, dem festverschlossenen Munde und der sorgenvoll gefurchten Stirn verborgen sein mögen. An jeder Seite des Kamins steht ein köstliches eingelegtes Kabinett; das zur Rechten, getragen von vier reichvergoldeten Negerfiguren als Karyatiden, ist ein besonders originelles Stück und hat auch künstlerischen Wert, denn die kleinen, von vergoldetem Kupfer eingefaßten, auf weißem Marmor gemalten Bildchen mit ihren biblischen Darstellungen in landschaftlicher Umgebung sollen sämtlich von Hans Jordaens herrühren.

Fast muß man es bedauern, daß die Illusion des Besuchers, in diesem Zimmer wirklich das zu sehen, was einst hier war, durch den Schautisch des Museums in der Mitte desselben bitter gestört wird. Doch der Inhalt versöhnt mit der Enttäuschung: es sind Handzeichnungen von Antwerpener Künstlern, von denen manche, wie z. B. Adam van Nord, der Lehrer Rubens', nur wenig andere authentisch beglaubigte Arbeiten als diese Blätter hinterlassen haben. Sie wurden sämtlich zur Illustration für im Plantinschen Verlag erscheinende Werke entworfen. Von Rubens enthält das Pult außer zwei eigenhändigen Quittungen viele Entwürfe zu Titelblättern und Druckerzeichen. Einiges davon rührt von ihm und seinem Lieblingsschüler Erasmus Quellinus gemeinsam her, indem der letztere nach des Meisters Andeutungen die Zeichnung ausführte. Es sind teils Feder-, teils Tusch- und Kreidezeichnungen, und wir lernen in Quellinus hier einen Künstler kennen, der die Art seines großen Lehrers so ganz in sich aufgenommen hatte, daß es schwer

ist, bei diesen kräftigen Figuren, den reichen Architekturen, der strotzenden Fülle der Formen ihn immer von jenem zu unterscheiden.

Bildern solche von Quellinus und Thomas Willebrord-Bosschaert, dessen Bildnis Balthasar Moretus' I. im zweiten Saal, bis man bei der Einrichtung des Mu-



Die alten Druckerpressen aus der Zeit des Christoph Plantin.

Der dritte dieser Säle enthält gleich dem zweiten an seinen Wänden eine reiche Sammlung interessanter Porträts, vor allem ein Miniaturbild Plantins aus jüngeren Jahren, und neben den Rubens-

seums die Beweise von der Autorschaft dieses Malers fand, stets für eine Arbeit des van Dyck gegolten hatte, so sehr gleicht es in vielen Teilen den besten Werken jenes edelsten und anmutvollsten Porträ-

tisten aller Zeiten, von dem dies Haus leider kein Originalwerk besitzt. Unter den drei Bildern, die sich von Bosschaert in diesem dritten Saale finden, ist von größerem Wert als die zwei Gelehrtenbildnisse das desselben Balthasars I. auf seinem Totenbette, wo sich das bleiche Antlitz ergreifend wahr von dem weißen Linnen abhebt. Ein anderer Antwerpener Porträtmaler aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, den wir hier aus verschiedenen Familienbildern kennen lernen, ist Jakob van Reesbroeck; wir heben von ihm das Bild Balthasars III. hervor, der im Alter von vierzehn Jahren in der kleidsamen Tracht seiner Zeit. langen Haaren, großem Kragen, geschlitzten Ärmeln mit weißen Puffen und schwarzen Schleifen, dargestellt ist, ein prächtiges Knabenbild. Mit Übergehung der Landschaften und Blumenstücke ist noch zu erwähnen, daß von Rubens neben den sieben ihm selbst zugeschriebenen Brustbildern von Päpsten und Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts, wie Cosmos von Medici, Matthias Corvinus u. s. w., über dem Kamin eine Kopie der bekannten Münchener Löwenjagd hängt. Das Schaupult in der Mitte dieses Saales enthält alte Handschriften, die Plantin teilweise als Grundlage für die Herausgabe seiner Drucke benutzt hat, die ersten und wichtigsten dieser Drucke selbst und endlich verschiedene Kontrakte (z. B. den über den Ankauf des Hauses vom Jahre 1579), Relationen und Briefconcepte von Plantin, sein Testament, sowie Briefe seiner Kinder und ersten Nachfolger. Von den cirka zweihundert Manuskripten, die das Museum birgt, sind hier nur die seltensten, mit den schönsten Miniaturen versehenen ausgelegt, so eine Abschrift der „Chroniques de Froissard" in mehreren Bänden mit den zierlichen Ceremonienbildern der französischen Manuskripte, verschiedene lateinische und vlämische Andachtsbücher mit Seitenumrahmungen und gemalten Initialen, eine lateinische Bibel, wahrscheinlich deutschen Ursprungs, die einer Bemerkung am Ende des zweiten Bandes zufolge 1402 von einem Konrad Münzmeister (Mgrm. monete) an der Kathedrale des heiligen Petrus (doch weiß man nicht in welcher Stadt) gekauft wurde. Unter den Manuskripten der Klassiker ist die französische Übersetzung des Cicero „De l'Amitié" dadurch interessant, daß sie für Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund, von seinem Schreiber Laurent verfaßt ward. Die hauptsächlichsten der Plantinschen Drucke kennen wir schon aus der Lebensbeschreibung ihres Urhebers; sein erstes Werk: „La institutione di una fanciulla nata nobilmente" ist dem Museum nur leihweise von einem Mitgliede der Administration desselben überlassen, dagegen ist das unvollständige Exemplar der Biblia Regia auf Velinpapier Eigentum Plantins geblieben, nachdem der König die zwölf Exemplare auf Velinpapier erhalten hatte, die er als Geschenke an den Papst, Alba, den Herzog von Savoyen ꝛc. verteilte. Wir verlassen aber die Klassiker und neueren Philosophen, den „Schat der Nederduytschen Spraken", Ariost und Grotius, kurz die Werke des allerverschiedensten Inhalts, welche dies Pult enthält, um noch eine flüchtige Umschau über die im ersten Stock des Hauses aufgestellten Schätze an Kupferstichen und Kupferplatten, Holzschnitten und Holzstöcken halten zu können.

Die Räume des ersten Stockes sind durch ihre Bauart fast noch typischer als jene des Erdgeschosses, da giebt es ein treppauf und treppab, hier ist ein Raum von dem anderen durch schöngeschnitzte Holzschranken getrennt, dort empfängt ein Zimmer sein Licht durch farbige Glasfenster in der oberen Wandhälfte eines anderen Zimmers, das ein wenig niedriger gelegen ist, und trotz der Ausstellungstische, der numerierten Stiche an den Wänden, der Aufseher und des drängenden Sonntagspublikums verlor ich nicht das Bewußtsein, daß ich mich in keinem kalten Museum, sondern in einem Wohnhause befand, in dem Wand, Thür und Fenster mitgelebt, mitgehandelt haben, in dem sie heute noch mitsprechen und von vergangenen Zeiten erzählen.

Um mich der für die Besucher vorgeschriebenen Ordnung anzuschließen, beginne ich hier oben mit den Zimmern, welche Druckwerke der hervorragendsten Zeitgenossen Plantins sowie einige Inkunabeln der Buchdruckerkunst enthalten, das wichtigste darunter ist die sogenannte sechsunddreißigzeilige Bibel, welche, wie man aus der Analogie der Lettern weiß, Albrecht Pfister cirka 1460 druckte; ein Mann, von dem es noch ungewiß ist, ob er ein Gehilfe Guttenbergs war und von diesem seine beweglichen Lettern erhalten oder ob er sie gleichzeitig mit jenem selbständig erfunden hat. Plantin kaufte dieses Buch, das, einer Notiz im dritten Band zufolge, 1514 von einem Nürnberger an ein Antwerpener Kloster geschenkt worden war, wie so manches andere, z. B. die Biblia polyglotta von Alcalá 1514, zur Grundlage für seine schon so häufig erwähnte große Bibelausgabe. Die Bücher von Froben und Fust, Colard Mansion, dem Lehrer Caxtons, des ersten englischen Druckers, Lempereur, Wechel, Estienne, Elzevir, Giunta und Aldus Manutius in diesen Sälen würden die Wonne jedes Bibliophilen bilden. Durch die kleine Bibliothek mit den in ihr ausgelegten Manuskripten, Notizen, Rechnungsbüchern und auf der Universität verteidigten Thesen von Mitgliedern der Familie, mit den Briefen ihrer Freunde, unter denen Rubens und Lipsius sowohl wie der Kardinal Baronius, wie der Conde Duque d'Olivarez vertreten sind, gelangt man in die Säle der Holzschnitte. Das Museum besitzt cirka 15000 Holzstöcke und 7000 bis 8000 Kupferplatten; ich weiß nicht genau, wie groß die Zahl der vorhandenen Holzschnitte und Stiche ist, von denen selbstverständlich nur eine Auswahl der hervorragenden Blätter aufliegt, aber was ich in den Pulten und an den Wänden dieser beiden Säle der Holzschnitte und in der darauf folgenden Galerie der Kupferstiche sah, ist schon allein eine überwältigende Menge. Es finden sich hier ganze Folgen von Platten für illustrierte Bücher, wie z. B. die Holzschnitte für die botanischen Werke von Dodoens und l'Ecluse, aus denen Plantin 1581 eine Sammlung von 2191 Blättern erscheinen ließ, oder unter den Kupfern die Bildnisse der Herzöge von Brabant, der Grafen von Holland und Seeland, die Ansichten von Antwerpen für die erste Ausgabe des Guicciardini. Hier sind auch die Platten nach den Zeichnungen des Rubens im Erdgeschoß.

Der Salon, der nun folgt, zeigt das Gepräge einer etwas späteren Zeit: ein schöner Teppich, ein prächtiger Kronleuchter von facettiertem Glas, die Tracht der Porträts von Reesbroeck so gut wie die Landschaft von Pieter Verdussen über dem Kamin, alles geht schon in die weichlichere Eleganz des vorigen Jahrhunderts hinüber. Auch hier bilden, wie in sämtlichen Familienzimmern, ganze Garnituren von alten japanischen und Delfter Vasen den krönenden Schmuck von Schränken und Truhen. Einige Stufen führen hinunter in das nächste Zimmer mit den Privilegien, welche dieser Familie das Recht verliehen, Bücher zu drucken und zu verkaufen, und welche demgemäß als der heiligste Besitz des Hauses sorgsam von Generation zu Generation bewahrt wurden. Das erste, das die Stadt Antwerpen Plantin a. D. 1555 verlieh, ist das für die Herausgabe seines oftgenannten ersten Buches. Die Erlaubnis für ihn und seine Nachfolger, im deutschen Reiche Handel zu treiben, datiert vom 28. Februar 1576 und ist von Maximilian II. eigenhändig unterschrieben. Dem lateinischen Brief Philipps II., in welchem der König Plantin anzeigt, daß er die Herausgabe der großen Bibel in seinen Schutz nimmt und Arias Montanus zur Leitung der bezüglichen Arbeiten senden will, folgen die Privilegien, durch welche Kardinal Granvella demselben Werke für das Königreich Neapel und Karl IX. für Frankreich das Monopol auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren garantierten, und endlich zwei Approbationen des Inhalts der Bibel von der theologischen Fakultät der Universität zu Löwen und von den Doktoren

der Sorbonne zu Paris. Die Privilegien für andere einzelne Bücher, die an Jean Moretus, an Balthasar und deren Nachfolger verliehen wurden, bieten geringeres Interesse.

Von den nächsten Sälen, deren Wände und Schaupulte die herrlichsten Kupferstiche enthalten, beherbergt der erste nur solche nach drei Malern: Rubens, Jordaens und van Dyck, in dem zweiten dagegen sind die Blätter weniger nach den Malern als nach den Stechern geordnet. Die Stiche nach Rubens beginnen den Reigen; sie lehren uns jene Antwerpener Meister kennen, welche der große Kolorist selbst durch die Pracht seiner Farbe herangebildet hat, die sie in ihren weichen tiefen Tönen wiederzugeben lernten, nachdem die ersten Stiche früherer Künstler den Vorbildern wenig entsprochen hatten. Die hauptsächlichsten dieser Meister sind Paul Pontius, Schelte a Bolswert, de Jode, Vorstermann u. s. w. Ich bin leider selbst zu sehr Laie in diesem Fach, um über den höheren oder geringeren Wert einzelner Blätter urteilen zu können, mir bot jener Saal nur eine heitere Rückerinnerung in kleinerem Raume an alles, was ich von Rubens kannte, an alles, was ich in den letzten Tagen zu Antwerpen an großartig schönen Werken seines Pinsels gesehen hatte. Die Kreuzaufrichtung und die wunderbare Kreuzabnahme aus der Kathedrale, ihre lieblichen Seitenbilder, jene flandrisch blühende und so lebendige Maria mit dem großen Strohhut, die der Elisabeth auf der Freitreppe ihres Hauses entgegeneilt, ich konnte sie hier noch einmal eingehender betrachten. Das bekannte Selbstbildnis von Rubens in einem Stich von Paul Pontius, avant la lettre, bildet den Schluß dieser Reihenfolge. Von dem zweiten hier vertretenen Meister Jakob Jordaens, den man nach Rubens' Tode den größten Maler der Schule von Antwerpen nennen konnte, ist ein Bild besonders hervorzuheben, das gleich seinen Darstellungen des Bohnenfestes dem alltäglichen Leben entnommen, aber dennoch von höherer Lieblichkeit erfüllt ist: „Soo d'Oude songhen, soo pepen de Jonghen"; die stattliche schöne Frau des Malers, die ihr flöteblasendes Kindchen auf dem Arm hält, bildet den Mittelpunkt eines heiter konzertierenden Kreises von Alten und Jungen. Unter den Stichen nach van Dyck finden wir hier wie im nächsten Saal hauptsächlich Folgen von seinen herrlichen Porträts, unter anderen ein Blatt von Vermeulen, nach jener lieblichen Marie Luise de Tassis, deren Original im Lichtenstein-Museum zu Wien befindlich, neuerdings in einem Stich von E. F. Vogel weit verbreitet und sehr bekannt geworden ist. Daneben begegnen wir verschiedenen Madonnenbildern, dem gekreuzigten wie dem toten Christus, der mystischen Vermählung des heiligen Hermann Joseph im Belvedere zu Wien mit der lieblichen, vollen, etwas rubensartigen Madonna und vielen anderen Stichen nach demselben Maler. Die Reihenfolge der Antwerpener Stecher im zweiten Saal beginnt mit kleinen Blättern nach Quintin Massijs, dem Schmied und Maler, von dem die tiefempfundene, doch farbenharte Beweinung Christi im Museum herrührt und der auch den allerliebsten Brunnen vor dem Hauptportal der Kathedrale geschaffen haben soll. Es sind unter diesen Stechern wie unter den Druckern jener Zeit meist ganze Familien, die forterbend dieselbe Kunst betrieben, wie im Handwerk die einmal erworbene Gerechtsame vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. Das Gildenwesen macht seinen Zwang auch hier fühlbar, ob fördernd, ob hemmend? das ist schwer zu entscheiden. In solchen Familien pflanzt sich meist eine gewisse Gediegenheit der Technik fort, die heute, gerade beim Handwerk, schmerzlich vermißt wird. Das Genie kehrte sich damals so wenig wie jetzt an den Zunftzwang. Die Sadeler, die Wiericx, die Galle waren solche Antwerpener Familien; welche Unzahl von guten Stechern die Stadt aber noch außer jenen hervorgebracht hat, mag man hier von Pult zu Pult studieren. In einem

der letzteren befinden sich Ansichten von Rubens' Haus und Garten, wie er sie selbst geplant und bewohnt hat; es sollen sich zwar in dem Hinterhause einer Seitenstraße noch Skulpturenreste von jenem Prachtbau erhalten haben, ich



Christoph Plantin nach dem Bilde eines Unbekannten.

konnte sie aber nicht auffinden; das große Haus mit reicher Façade, an der seine Büste und eine Inschrift angebracht sind, nicht weit vom königlichen Palast an der Place du Meir, stammt vom Anfang des vorigen Jahrhunderts und hat mit dem wirklichen Wohnhaus des Malerfürsten, wie es dieser Stich zeigt, gar nichts gemein.

Ein kleiner Salon, der den Kupferstichsälen folgt, bewahrt den Kaufkontrakt, durch welchen die Stadt Antwerpen am 20. April 1876 das Haus Plantin-Moretus erwarb, etliche kolorierte Drucke und Aquarelle von Jakob de Witt nach Rubens' untergegangenen Deckenbildern in der abgebrannten Jesuitenkirche, einige Nummern der ersten (1620) in Europa erschienenen Zeitung: Nieuwe Tijdinghe u. s. w. Dieser kleine Salon steht mit

zwei weiteren Räumen in Verbindung: dem echt altertümlichen Schlafzimmer Plantins mit Ledertapeten, eichenholzgeschnitztem Betpult und ebensolchem Bett mit reicher gestickter Seidendecke, und einem aufgetreppten Rückzimmer mit Alkoven, das wohl gleichfalls als Schlafgemach gedient haben wird. Dies Rückzimmer erhält sein Licht durch ein Fenster in der Wand des Kupferstichsaales, während es von dem kleinen Salon selbst durch eine vergitterte Abteilung mit bunten Scheiben getrennt wird, die in drei Medaillons Plantins Zirkel, den Mohrenkönig des Jean Moretus und Balthasars Stern mit den entsprechenden Wahlsprüchen enthalten.

Von dem kleinen Salon führt eine Treppe nach der vollständig eingerichteten Schriftgießerei im zweiten Stock hinauf, und so finden wir unter dem Dach des Hauses wieder Räume, die gleich den zuerst betrachteten im Erdgeschoß zu den Werkstätten der Druckerei zählen. Hier sieht man noch den alten Gießerofen, die Werktische, den Schleifstein, den Blasebalg, die Feilen; in den Schränken ruht ein reichlicher Vorrat von Patrizen und Matrizen, nach denen die Lettern gegossen wurden, und daneben hängen Abdrücke dieser Lettern. Der treffliche Katalog belehrt uns hier über die Namen der vorzüglichsten Gießer, von welchen Plantin sich seine Stempel und Matrizen verschaffte: die großen hebräischen Lettern der Bibel kaufte er von Guillaume le Bé in Paris, die kleinen von Bomberghen in Köln. Die Moretus ließen dagegen von 1614 bis 1660 und vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zum Aufgeben ihres Geschäfts ihre Lettern in der eigenen Offizin gießen.

Wieder steigt man eine breite Treppe hinab und gelangt zum Schluß noch in einen der wichtigsten Räume des Hauses, in die große Bibliothek, welche den größten Teil der über das ganze Museum verteilten Sammlung von zusammen etwa 12000 Bänden umschließt. Die Wände dieses von Balthasar I. 1640 erbauten Saales sind mit hohen Bücherriolen bedeckt, über welchen eine Reihe von Familienporträts, meist Kopien nach jenen im Erdgeschoß, und zahlreiche Gipsbüsten nach Antiken angebracht sind. Einer Anbetung der Hirten von Geeraard Zegers, der zu Rubens' Schülern gezählt wird, ohne je wirklich in seinem Atelier gearbeitet zu haben, hängt ein Christus am Kreuz gegenüber von Pieter Thijs, einem Antwerpener Maler des siebzehnten Jahrhunderts, der in manchen Partien dieses Bildes, besonders in der tiefen, milden Lichtwirkung und in den Engelgestalten, an van Dyck gemahnt. Dies letztere Bild nimmt die Stelle des ehemals hier befindlichen Altars ein, denn dieser Bibliotheksaal hatte seit 1655 als Kapelle gedient und die Drucker und Gießer hörten hier allmorgendlich vor dem Beginn der Arbeit die Messe. Der zweite Bibliothekraum umfaßt zumeist aus dem Verlag des Hauses hervorgegangene Werke und der den Abschluß bildende Archivsaal alle auf diesen Verlag bezüglichen Dokumente, Journale, Hauptbücher, Kontobücher der zeitweiligen Compagnons, der Buchbinder, Ausgabenverzeichnisse von der Frankfurter Messe, Briefconcepte und Familienpapiere aller Art von 1555 bis 1864.

Und damit ist die Wanderung durch das Haus aus dem sechzehnten Jahrhundert beendet, man tritt auf den Freitagsmarkt hinaus und befindet sich wieder im Antwerpen des neunzehnten Jahrhunderts. Wie sehr aber auch heute noch die alte Handelsstadt, die einst ihren Kunstsinn in guten wie in schlimmen Tagen so glänzend gezeigt hat, bestrebt ist, sich auf ihrer früheren Höhe zu erhalten, das hat sie am besten durch jenen Akt bewiesen, der zugleich Zeugnis für ihre Pietät wie für ihr Kunstverständnis ablegte: durch den Ankauf des alten Druckerhauses am Freitagsmarkt, die Gründung des Museums Plantin-Moretus.



Die Kälterückfälle im Mai.

Von

Wilhelm v. Bezold.



Wenn der Frühling seinen Einzug gehalten und Feld und Wald mit frischem Grün geschmückt hat, wenn die Knospen sich erschlossen und alles sich freut am Anblicke der neu auflebenden Natur, so legt sich nicht selten noch einmal des Winters harte Hand auf die zarten Kinder des Lenzes und zerstört mit seinem eisigen Hauche gar manches junge Blatt, gar manche duftende Blüte und mit ihr gar manche Hoffnung des schwer um seinen Unterhalt ringenden Menschen.

Die Maifröste sind der Schrecken des Landmannes; und wie erlöst atmen Weinbauer und Gärtner auf, wenn die gefürchteten Nächte des 12., 13. und 14. vorüber sind, ohne daß die „gestrengen Herren" ihr Recht geltend gemacht haben. So nennt man nämlich die Schutzheiligen dieser Kalendertage, und „Pankratius, Servatius und Bonifacius" oder in Norddeutschland, wo man schon den 11. als einen der kritischen Tage betrachtet, „Mamertus, Pankratius, Servatius" heißen deshalb auch die drei Eismänner, in Frankreich „les trois saints de glace".

Freilich sollte man auch hier wie bei allen ähnlichen Regeln den Nachdruck nicht so sehr auf das Datum legen, denn es kann sehr wohl vorkommen, daß die Fröste in einem Jahre um acht oder vierzehn Tage früher, in einem anderen um ebensoviel später eintreten, in seltenen Fällen auch wohl ganz ausbleiben oder doch nur in äußerst bescheidenem Maße sich einstellen. Immerhin haben die genannten Kalendertage für diese Erscheinung wirklich eine höhere Bedeutung, als dies bei den anderen Wetterregeln zu sein pflegt.

Bildet man nämlich aus langjährigen Beobachtungsreihen Mittelwerte der Temperatur für jeden Tag des Jahres, so findet man besonders bei deutschen Stationen, daß diese Werte für die besprochenen Tage thatsächlich tiefer ausfallen als für die ihnen vorangehenden und nachfolgenden. Man kann demnach sagen, daß eben diese Tage im Durchschnitt den Zeitpunkt angeben, an welchem die Kälterückfälle einzutreten pflegen. Auch geht daraus schlagend hervor, daß man es hier wirklich mit einer gesetzmäßig wiederkehrenden Erscheinung zu thun habe, die demnach auch tiefere Begründung besitzen muß.

Das Bestreben, eine Erklärung dafür zu finden, geht auch schon weit zurück in eine Zeit, in welcher man sich sonst noch wenig mit meteorologischen Fragen beschäftigte; mußte doch der Schaden, den diese Fröste durch ihr Zusammenfallen mit der Blütezeit brachten, in höherem Grade die Aufmerksamkeit auf sie lenken als auf manche andere, an sich nicht minder interessante Erscheinung.

Die Erklärungsversuche wurden später mehrfach wieder aufgenommen und dabei manche höchst sonderbare Theorie zu Tage gefördert.

Eine sehr gründliche, ja geradezu klas-

sische Untersuchung wurde dem Gegenstande im Jahre 1856 von Dove gewidmet und dadurch wenigstens das Thatsächliche an dem Vorgange mit einer Schärfe und Klarheit festgestellt, wie sie den Schriften dieses Altmeisters der Witterungskunde eigen ist.

In dieser Abhandlung lieferte er vor allem den schon oben erwähnten Nachweis, daß die Kälterückfälle sich wirklich in den aus langjährigen Beobachtungen abgeleiteten Mittelwerten der Temperatur für die einzelnen Tage zu erkennen geben. Dies klingt sehr einfach, und doch schließt es eine Fülle von Arbeit und rastloser, umsichtiger Thätigkeit in sich, von der sich Fernerstehende keine Vorstellung zu machen vermögen.

Sowie man überhaupt anfing, sich wissenschaftlich mit der Meteorologie zu beschäftigen, wurde man von selbst darauf geführt, aus den fast endlosen Reihen von Zahlen, wie sie durch fortgesetzte tägliche Beobachtungen aufgehäuft werden, Mittel zu bilden, um so das Charakteristische für einen bestimmten Ort oder für eine bestimmte Epoche in wenige Zahlen zusammenzufassen. So bildete man Mittel für jeden einzelnen Monat und für jedes einzelne Jahr, dann vereinigte man wieder die in Reihen von Jahren gewonnenen Mittel zu Gesamtmitteln und nach den Abweichungen von diesen langjährigen Mitteln, die man als den Ausdruck der eigentlich normalen Verhältnisse betrachtet, beurteilte man alsdann und beurteilt man es noch, ob man einen bestimmten Monat oder ein bestimmtes Jahr als zu kalt oder als besonders warm, ob man das Jahr als ein regenarmes oder ein regenreiches zu betrachten habe u. s. w. An der Hand solcher Mittelwerte kam man zuerst zu einem richtigen Bilde von den klimatischen Verhältnissen der Erde, mit ihrer Hilfe lernte man das verschiedene Verhalten der Kontinente und Meere richtig verstehen, mit einem Worte: sie lieferten die ersten Grundlagen zum Aufbau der wissenschaftlichen Meteorologie, und zwar waren es Humboldt und Dove, denen man die größten Leistungen auf diesem Gebiete zu danken hat.

Aber so wertvoll solche Mittelwerte sind, um einmal einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, um die Grundzüge festzustellen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch diese Mittelbildung gar manche Einzelheiten verwischt werden, besonders wenn sich diese Mittel über zu große Zeiträume erstrecken.

Wirklich kann man es auch als einen der leitenden Gedanken in der Entwickelung der Witterungskunde bezeichnen, diese Zeiträume immer enger und enger zu begrenzen, schließlich die Mittelwerte wieder ganz zu verlassen und die augenblickliche Lage über weitere Gebiete zum Gegenstande der Untersuchung zu machen. Das letztere ist das Kennzeichen der sogenannten modernen oder synoptischen Meteorologie, und gerade die Frage, die wir hier behandeln wollen, dürfte trefflich geeignet sein, diesen Unterschied in der älteren und neueren Methode der meteorologischen Forschung recht deutlich vor Augen zu führen.

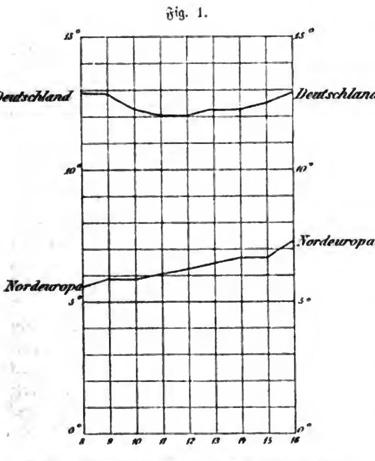
Dove gebührt vor allem das Verdienst, nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß es für große Gruppen von Fragen vollkommen unzureichend sei, nur für ganze Monate Mittelwerte zu bilden, daß man vielmehr viel kürzere Zeiträume wählen müsse, und er führte deshalb eine Teilung des ganzen Jahres in dreiundsiebzig fünftägige Abschnitte ein, für welche dann auch Mittel, die sogenannt fünftägigen, gebildet wurden. Wo hinreichend lange Beobachtungsreihen vorlagen, empfahl er sogar die Mittelbildung für jeden Tag des Jahres, und unter seiner Leitung wurden für verschiedene Orte solche Mittelbildungen durchgeführt und veröffentlicht. Dabei dürften gerade die Maifröste einer der Punkte gewesen sein, welche seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf eine Betrachtung solch kurzer Zeiträume hinlenkten.

In der genannten Arbeit giebt nun Dove zunächst die langjährigen Tagesmittel für Berlin, Breslau, Arnstadt (in

Schwarzburg-Rudolstadt), Prag und Karlsruhe für die Zeit vom 8. bis 16. Mai. Hierbei zeigt sich, daß an allen diesen Orten während dieses Zeitraumes ein entschiedener Rückgang der Temperatur eintritt und daß die tiefsten Temperaturen zwischen dem 11. und 14. erreicht werden. Schließlich vereinigt er für jeden der betreffenden Tage die den erwähnten Orten zukommenden Mittel zu einem Gesamtmittel und erhält so gewissermaßen die Durchschnittstemperaturen an den genannten Tagen für Deutschland. In ähnlicher Weise verfährt er bei einer Anzahl von Orten, welche nordöstlich von dem erstbetrachteten Gebiete liegen, nämlich Archangel, Karesuando in Lappmarken, Ust-Sissolsk im Gouvernement Wologda, Petersburg, Arys in Ostpreußen und Danzig. An diesen Orten ist von der Abkühlung nichts mehr zu bemerken. Etwas weiter macht sie sich nach Westen hin fühlbar. In den langjährigen Tagesmitteln von Paris kann sie noch deutlich, in jenen von London noch andeutungsweise erkannt werden.

Zur Versinnlichung des Gesagten findet man vorstehend ein kleines Diagramm (Fig. 1), in welchem die obere Linie den Gang der Temperatur in Deutschland, die untere jenen in Nordeuropa für die kritischen Tage versinnlicht, und zwar unter Zugrundelegung der oben erwähnten Zahlen. Diese Kurven liefern zugleich einen schlagenden Beleg dafür, wie außerordentlich stark sich alle Erscheinungen durch die Mittelbildung abstumpfen. Denn der ganze Rückgang beträgt in dem so gebildeten Mittel nicht mehr als 0,87° der hundertteiligen Skala, also noch nicht einmal einen ganzen Grad, und doch handelt es sich dabei um ein Phänomen, das im einzelnen Falle von so tief einschneidenden Folgen sein kann. Der Grund liegt eben darin, daß der Zeitpunkt in den einzelnen Jahren nicht genau eingehalten und deshalb durch die Übereinanderlagerung der verschiedenen Jahrgänge das Auffallende verwischt wird.

Fig. 1.



Gang der Temperatur zwischen dem 8. und 16. Mai.

Dafür hat man aber auch solchen Mitteln, wenn sie aus sehr langjährigen Reihen abgeleitet sind, ein um so größeres Gewicht beizulegen. Spricht doch der scheinbar unbedeutende Rückgang in diesen Zahlen deutlich genug, um die Thatsache an sich als vollkommen begründet und hinsichtlich des durchschnittlichen Zeitpunktes als richtig bestimmt erkennen zu lassen.

Nachdem er dies festgestellt hat, führt nun Dove noch nach verschiedenen Richtungen die Untersuchung weiter. Zunächst behandelt er die Frage, ob die Erscheinung innerhalb weiter Gebiete gleichzeitig eintrete oder nicht. Ersteres müßte nämlich der Fall sein, wenn der Grund in kosmischen Einflüssen zu suchen wäre, etwa

in einem Sternschnuppenschwarm, der um die gegebene Zeit die Sonne teilweise verdunkelte, wie man es als Hypothese aufgestellt hatte. Er macht deshalb Zusammenstellungen nach einzelnen Jahrgängen und findet dabei, daß von einer solchen Gleichzeitigkeit des Eintretens keine Rede sei und daß mithin Hypothesen der erwähnten Art jeder Stützpunkt fehle.

Dann stellt er die nämlichen Zahlen auch noch nach den einzelnen Orten zusammen, um zu zeigen, wie sehr der Zeitpunkt in verschiedenen Jahren verschoben sein kann. Das wichtigste Resultat, zu welchem diese letzte Untersuchung ihn führt, besteht darin, daß den Fröſten eine ungewöhnliche Erwärmung vorangegangen sein muß. Er sagt darüber: „Steigert sich die Temperatur ungewöhnlich, so ist ein Rückschlag fast mit Sicherheit zu erwarten. In Jahren, wo die kritischen Tage ungewöhnlich heiß, trifft dann die Abkühlung auf einen späteren Zeitraum.“

Am Ende der ganzen Abhandlung faßt er die gewonnenen Resultate in folgende Worte zusammen: „Diese Ergebnisse schließen jede der Erde äußere periodisch wiederkehrende Ursache aus; die besprochenen Erscheinungen erläutern sich naturgemäß aus den Bewegungen der Atmosphäre, die, wie sie im ganzen die Temperaturextreme auszugleichen suchen, so auch einen lokal hervortretenden großen Wärmeunterschied auf sein richtiges Maß zurückzuführen streben. Es sind Schwankungen um den Zustand des Gleichgewichts, von denen wir vorzugsweise nur die der einen Seite beachten, da nach dem langen Winter der Frühling uns nie früh genug erwacht und wir bei den ersten lauen Vorboten desselben meinen, daß die Kraft des Winters bereits vollkommen gebrochen. Die gestrengen Herren sind die letzten leidigen Triumphe der Reaktion des sich überlebt habenden Winters in dem fröhlich und unaufhaltsam sich entwickelnden Leben der Vegetation.“

So schön dieser Satz auch klingt, sucht man doch in ihm sowohl als in der ganzen Abhandlung vergeblich nach einer eigentlichen Erklärung. Sie muß wesentlich als eine freilich im großartigsten Stile angelegte Vorarbeit betrachtet werden, die noch des eigentlichen Abschlusses harrt. Und wirklich betrachtet man im allgemeinen noch heute die Kälterückfälle im Mai als eine zwar thatsächlich erwiesene, ursächlich aber noch dunkle Erscheinung. Freilich findet man da und dort in der Arbeit Andeutungen, die zu einer wirklichen Erklärung führen könnten, aber doch wohl nur, wenn man sie von einem Standpunkte aus betrachtet, den man damals noch nicht kannte, nämlich von dem der modernen Meteorologie.

Die moderne Meteorologie unterscheidet sich von der älteren wesentlich in zwei Punkten: erstens dadurch, daß man sich nicht mehr mit der Untersuchung von Mittelwerten begnügt, sondern daß man die Erscheinungen, wie sie sich in ganz bestimmten Augenblicken über weiten Gebieten erkennen lassen, zum Ausgangspunkte der Betrachtungen macht; und zweitens dadurch, daß man den Hauptnachdruck auf die Verteilung des Luftdruckes legt.

Schenken wir zunächst dem ersten Punkte unsere Aufmerksamkeit. Während man früher vor allem bestrebt war, Mittelwerte zu finden, und höchstens bei außerordentlichen Ereignissen, wie z. B. bei großen Stürmen, untersuchte, welche Windrichtungen u. s. w. gleichzeitig über einem größeren Gebiete herrschten und wie die Erscheinungen sich von Tag zu Tag veränderten und fortpflanzten, so macht man jetzt solche Zusammenstellungen von einem Tag zum anderen, oder auch von zwölf zu zwölf, oder gar von acht zu acht Stunden und bedient sich dabei vorzugsweise graphischer Hilfsmittel. Man trägt z. B. für acht Uhr morgens eines bestimmten Tages von möglichst vielen Orten Europas Barometerstand, Windrichtung, Bewölkung, Temperatur u. s. w. in eine Karte ein und sucht so ein Bild zu gewinnen über den Zustand der Atmosphäre in diesem Augenblicke, freilich nur in ihren untersten Schichten. Die gleiche

Zusammenstellung macht man acht Uhr abends des nämlichen sowie für acht Uhr morgens des folgenden Tages u. s. w. und verfolgt so die Veränderungen im Luftmeere von zwölf zu zwölf Stunden. Diese Art der Behandlung nennt man, besonders wenn dabei effektiv gleichzeitige — d. h. nicht nach Ortszeit angestellte — Beobachtungen zu Grunde gelegt werden, die synoptische.

Sie verdankt ihre Begründung dem holländischen Meteorologen Buys-Ballot, der im Jahre 1854 zuerst einen kleinen Aufsatz veröffentlichte unter dem Titel: „Erläuterung einer graphischen Methode zur gleichzeitigen Darstellung der Witterungserscheinungen an vielen Orten und Aufforderung der Beobachter, das Sammeln der Beobachtungen an vielen Orten zu erleichtern.“ (Poggendorffs Ann. Ergzbd. IV, S. 559 bis 567). Obwohl die dort angewendete Art der Darstellung von der heute gebräuchlichen außerordentlich stark abweicht, so daß die beigegebenen Kärtchen für uns ein ganz fremdartiges Ansehen besitzen, so war damit doch immerhin der Grund gelegt für den Aufbau der Meteorologie nach einer neuen, früher ungekannten Richtung, und da sie gleichzeitig in ungewöhnlich hohem Grade geeignet schien zur praktischen Verwertung der Witterungskunde und zur Ausnutzung der früher ungekannten Hilfsmittel, welche das damals in Aufschwung kommende Telegraphenwesen bot, so erfolgte die Entwickelung und Ausbildung der neuen Methode außerordentlich rasch. Wenn man nun auch zugeben muß, daß die synoptische Methode bei Anwendung auf sehr große Gebiete, also z. B. auf eine ganze Hemisphäre, an einem bedenklichen Gebrechen leidet, nämlich an der Nichtberücksichtigung der den verschiedenen Orten zukommenden Tageszeit, was hinsichtlich der Temperaturverhältnisse zu vollkommen falschen Bildern führen kann, so ist dieser Mangel bei Beschränkung auf kleinere Teile der Erdoberfläche, etwa auf Europa, minder fühlbar. Auch äußert sich der Einfluß der Tageszeit nicht bei allen meteorologischen Elementen in gleichem Maße. Am wenigsten beim Luftdruck, und dieser ist es eben, den man bei synoptischen Untersuchungen in erster Linie ins Auge faßt.

Aber wie man auch über die ganze Methode und insbesondere auch über den wirklichen Nutzen der praktischen Meteorologie in ihrem gegenwärtigen Entwickelungsstadium denken mag, jedenfalls kann man nicht in Abrede stellen, daß gerade das Drängen nach praktischer Verwertung und die daraus entsprungene Wettertelegraphie nebst der mit ihr eng verwachsenen synoptischen Auffassung auch die wissenschaftliche Meteorologie im höchsten Grade gefördert und die Forschung in unglaublich raschen Gang gebracht hat. Das Verfolgen der Erscheinungen von Tag zu Tag, die wissenschaftliche Betrachtung derselben noch unter dem unmittelbaren Eindrucke des eben Erlebten hat etwas unendlich Anregendes und gewährt einen Einblick in die atmosphärischen Vorgänge, von dem man sich früher nichts träumen ließ. Diese geistige Anregung bildet auch eigentlich die einzige Entschädigung für jene Meteorologen, die täglich Prognosen zu machen haben, um sich im Falle des Fehlschlagens dem Gelächter, wenn nicht gar Vorwürfen auszusetzen. Dabei vergißt das Publikum ganz, daß die Mehrzahl jener, welche Prognosen veröffentlichen, eben nur dem Drängen der öffentlichen Meinung folgten und oft genug empfahlen, sich über die Leistungen der praktischen Meteorologie im gegenwärtigen Augenblicke noch keinen Illusionen hinzugeben. Andererseits trägt sie freilich die Überzeugung, daß das, was sie bieten können, doch immer noch weit mehr sei, als was auch der erfahrenste Wetterkundige nach bloßen örtlichen Anzeichen oder nach der Himmelsschau zu erreichen im stande ist, vorausgesetzt, daß man ihn oder er sich zwingen wollte, seine Meinung über das kommende Wetter täglich zu bestimmter Stunde in gleich bestimmter Weise auszusprechen und zu Papiere zu bringen, wie dies die Prognosencentren thun müssen. Übrigens sind

die Leute sogar undankbar genug zu vergessen, wie wohlthuend es für die menschliche Natur ist, im Falle eines Mißerfolges einen Sündenbock zu haben, dem man die Schuld an dem Fehlschlagen der Landpartie, des Gartenfestes u. s. w. beimessen kann.

Doch nun zurück zur Sache! Als erstes Kennzeichen der modernen Meteorologie wurde die synoptische Methode genannt, als zweites die Betonung der Luftdruckverteilung. Die Erkenntnis, daß die Verteilung des Luftdrucks über einem größeren Gebiete den eigentlichen Schlüssel abgiebt zum Verständnisse aller atmosphärischen Vorgänge, entwickelte sich wesentlich an der Hand der Wettertelegraphie.

Schon in den vierziger Jahren des Jahrhunderts hatten der Amerikaner Henry und der Engländer John Bell den Vorschlag gemacht, telegraphische Wetterberichte von verschiedenen Orten zur Vorhersage des Wetters zu benutzen. Nachdem während des Krimkrieges am 14. November 1854 ein furchtbarer Sturm die vor Balaklawa liegenden vereinigten französischen und englischen Flotten arg mitgenommen hatte, nahm der berühmte Astronom Leverrier den Gedanken wieder auf und zwar speciell zum Zwecke, solch außerordentliche Ereignisse vorher anzukündigen. Leverrier verfolgte trotz der sich entgegenstellenden Hindernisse sein Ziel mit großer Beharrlichkeit, und am Ende des Jahres 1857 begann er mit der Herausgabe eines täglichen tabellarischen Wetterberichtes unter dem Titel: „Bulletin international“. Im September 1863 machte er das erste Mal den Versuch, tägliche Wetterkarten unter Benutzung von Linien gleichen Luftdruckes zu zeichnen, und vom 23. November des gleichen Jahres an wurde dem „Bulletin“ regelmäßig eine solche synoptische Karte beigegeben. Das Studium der täglichen Wetterkarten mußte nun beinahe von selbst zu der Erkenntnis führen, daß die Luftdruckverteilung unter den verschiedenen in Betracht kommenden Verhältnissen weitaus die bedeutendste Rolle spielt. Ein richtiges Verständnis derselben war jedoch erst möglich, seitdem Buys-Ballot den Zusammenhang zwischen dieser Verteilung und Stärke des Windes erkannt hatte und diese in einem Gesetze zum Ausdruck gebracht hat, welches eigentlich unter allen Sätzen der Witterungskunde allein mit Recht den Namen eines Gesetzes führt, da es ausnahmslose Gültigkeit besitzt, während man sich sonst in dieser Wissenschaft mit bloßen Regeln begnügen muß, die nur in einer Mehrzahl von Fällen zutreffen, in anderen aber versagen.

Dieses Gesetz kann man folgendermaßen aussprechen: „Die Luft strömt immer von Gegenden höheren Druckes (Barometerstandes) nach solchen geringeren Druckes und zwar um so heftiger, je größer bei gegebener Entfernung zweier Orte der Unterschied im Luftdrucke ist. Dieses Zuströmen nach Orten niedrigeren Druckes erfolgt jedoch nicht direkt auf kürzester Linie, sondern die Windrichtung weicht auf der nördlichen Hemisphäre von dieser kürzesten Linie immer nach rechts ab.“

Denkt man sich demnach, es sei an einer Stelle der Erdoberfläche und zwar der nördlichen Hemisphäre der Luftdruck geringer als ringsumher, so wird von allen Seiten Luft nach dieser Stelle hinstürzen, aber nicht direkt, sondern so, daß der Ort niedrigsten Druckes links liegt. Es wird mithin dieser Ort rings von Winden umkreist werden und zwar in einem dem Gange des Uhrzeigers entgegengesetzten Sinne. Umgekehrt wird es sich an Orten verhalten, an welchen der Druck höher ist als rings in der Umgebung, da wird die Abweichung des Windes nach rechts ein Umkreisen solcher Stellen im Sinne des Uhrzeigers zur Folge haben.

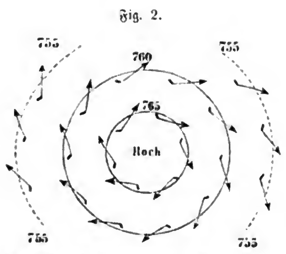
Dies wird klarer werden mit Hilfe nebenstehender Figuren, in welchen die Kreislinien eben Linien gleichen Barometerstandes (Isobaren) vorstellen und die beigeschriebenen Zahlen die Höhe dieses Standes, das heißt der Quecksilbersäule, angeben, ausgedrückt in Millimetern. Die erste dieser Figuren (Fig. 2) versinnlicht die Vorgänge in einem sogenann-

ten barometrischen Maximum, die zweite in einem sogenannten Minimum. Dabei wurden absichtlich die Isobaren in dem zweiten Falle näher aneinander gerückt, weil thatsächlich im allgemeinen die Unterschiede im Luftdruck für gleiche Entfernungszunahmen vom Centrum bei barometrischen Minimen meist viel beträchtlicher sind, als sie bei einem Maximum zu sein pflegen.

Nun sagt aber das Buys-Ballotsche Gesetz aus, daß der Wind um so stärker sein muß, je näher die für bestimmte Barometerstände, also etwa von 5 zu 5 mm, gezogenen Isobaren aneinander rücken, da dann schon verhältnismäßig Ballot hingegen gebührt das Verdienst, das Gesetz in eine allgemeingültige Form gebracht zu haben, welche gestattet, es auch auf jene Fälle anzuwenden, wo man es mit Gebieten hohen Druckes zu thun hat. Überdies bezieht sich der Satz, wie ihn Buys-Ballot aufgestellt hat, nicht nur auf die Windrichtung, sondern auch auf die Windstärken.

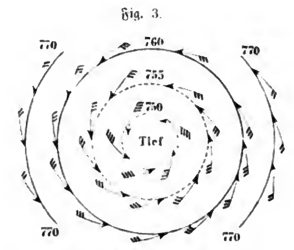
Die Betrachtung der Vorgänge unter den hier angegebenen Gesichtspunkten mußte nun auch zu der Erkenntnis führen, daß die Bewegungen der Atmosphäre in ganz anderer Weise vor sich gehen, als man früher gedacht, daß man zwar innerhalb der Wendekreise von einem Äquatorial-

Fig. 2.



Barometrisches Maximum oder Anticyklone.

Fig. 3.



Barometrisches Minimum oder Cyklone.

nahe gelegene Orte erheblich verschiedenen Luftdruck haben; man wird demnach bei der in Fig. 2 versinnlichten Luftdruckverteilung schwache, bei der in Fig. 3 dargestellten starke Winde zu erwarten haben. Dies hat in den Figuren dadurch Ausdruck gefunden, daß die Pfeile, welche die Richtung des Windes andeuten, in dem zweiten Falle stärker gefiedert sind, eine Bezeichnungsweise, welche allgemein angewendet wird.

Für einen bestimmten Fall waren nun diese Verhältnisse freilich schon von Dove erkannt worden, nämlich für den Fall, daß an einer Stelle ganz ungewöhnlich tiefer Barometerstand eintritt und daß infolge dessen eigentliche Wirbelstürme, sogenannte Cyklonen, Tornados oder Hurricans, zum Ausbruche kommen. Buys-

und Polarstrom sprechen könne, nicht aber in mittleren und höheren Breiten, wo aller Austausch der Luft in der Form von Wirbelbewegung vor sich geht und wo es eben nur Gebiete höheren und tieferen Druckes sind, sogenannte Maxima und Minima, welche die Vorgänge beherrschen, ganz ähnlich, wie es die eben gegebenen Figuren im Schema versinnlichen. Dies gilt zwar auch in den Äquatorialgegenden, doch haben dort diese Gebiete nicht die Gestalt runder, nach allen Seiten ziemlich gleichmäßig ausgebildeter, also dem Kreise nahe stehender Figuren, sondern sie sind im Sinne der Parallelkreise stark in die Länge gezogen und überdies fast unbeweglich, was zu der Entstehung der Passate Veranlassung giebt.

Es ist jedoch hier nicht der Ort, weiter

auf diese Verhältnisse einzugehen, es mag vielmehr nur noch die Bemerkung Platz finden, daß die barometrischen Minima oder Depressionen häufig kurzweg Cyklonen genannt werden, da thatsächlich die eigentlichen Cyklonen oder Wirbelstürme nichts anderes sind als die Begleiter sehr tiefer Depressionen. Im Gegensatze dazu bezeichnet man die Maxima als Anticyklonen. Ebenso soll hier nur nebenbei bemerkt werden, daß die Depressionen gewöhnlich Trübung und Niederschläge im Gefolge haben, während im allgemeinen die barometrischen Maxima die Träger ruhiger, heiterer Witterung sind.

Nach dieser etwas weit ausgreifenden Einleitung, die jedoch bei dem Leserkreis, zu welchem wir hier sprechen, nicht zu umgehen schien, wollen wir uns dem eigentlichen Thema selbst zuwenden und dabei eben die täglichen Wetterkarten zu Rate ziehen, um ein Bild zu gewinnen über die Wetterlage Europas zur Zeit der Maifröste.

Blättert man die Tageskarten, soweit solche vorhanden sind, unter diesem Gesichtspunkte durch, so entdeckt man bald, daß die Kälterückfälle mit einer ganz bestimmten Verteilung des Luftdruckes im engsten Zusammenhange stehen. Beispielsweise wähle ich den 9. Mai 1881. Es war dies der Tag, der im genannten Jahre die Rückfallsperiode einleitete, die dann hinsichtlich der tiefen Nachttemperaturen im südlichen Deutschland bis zum 14. zur vollen Entwickelung kam. Man könnte gerade so gut den einen oder anderen Tag aus einer der Rückfallsperioden in einem anderen Jahre herausnehmen, aber an dem genannten Tage war die Verteilung des Luftdrucks besonders charakteristisch und soll deshalb die Karte hier wiedergegeben werden. (Fig. 4.)

Fig. 4.

Isobaren vom 9. Mai 1882, morgens acht Uhr.

Die Linien auf dieser Karte sind eben die oben erwähnten Isobaren. Sie verbinden alle Orte, welche um acht Uhr morgens des genannten Tages den gleichen, der Linie beigeschriebenen Barometerstand hatten. Dabei ist der Stand des Barometers jedoch nur bei den im Meeresniveau gelegenen Orten unmittelbar oder nur nach kleiner Korrektur benutzt, bei allen höher gelegenen Punkten mußte zuerst der Einfluß der Höhe ausgeschlossen, beziehungsweise durch Rechnung beseitigt werden, d. h. die Stände wurden auf die Meeresfläche reduziert, wie man dies bei den täglichen Wetterkarten immer zu thun pflegt.

Dies vorausgesetzt, sieht man nun auf den ersten Blick, daß man an dem genannten Tage eine verhältnismäßig einfache Luftdruckverteilung hatte. „Über dem Meere im Nordwesten Europas, insbesondere über dem nördlichen Großbritannien sehr hoher, im Südosten und Osten Europas verhältnismäßig tiefer Druck,“ mit diesen wenigen Worten läßt sich die Luftdruckverteilung dieses Tages kennzeichnen. Dabei kann man in dem Depressionsgebiete zwei flache Kerne erkennen, ein Umstand, der übrigens nur

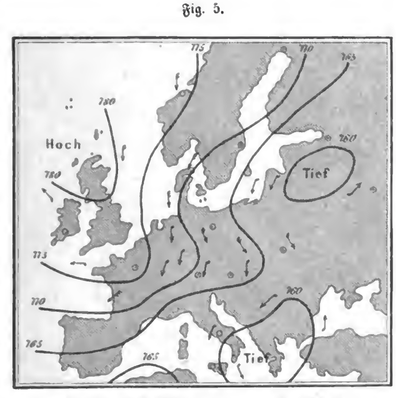
von untergeordneter Bedeutung ist, wobei höchstens noch bemerkt werden mag, daß man eine Depression flach nennt, wenn die Luftdruckdifferenzen innerhalb derselben gering sind und dementsprechend in der Umgebung ihres Mittelpunktes auch nur schwache Winde herrschen.

Wirft man aber nun wieder einen Blick auf die Figuren 2 und 3 und erinnert man sich an das, was dort über die Windrichtungen gesagt wurde, so sieht man sofort, daß hier über ganz Mitteleuropa von den Alpen bis nach Skandinavien nördliche Winde wehen mußten, genau so, wie es die nach den Beobachtungen dieses Tages eingetragenen Windpfeile wirklich zeigen. Sowohl die Anticyklone im Nordwesten als die Cyklone im Südosten verlangten in dem zwischenliegenden Gebiete nördliche Winde, so daß zwei Umstände zusammenwirkten, welche gleichzeitig in demselben Sinne thätig waren und einen lebhaften Transport von Luftmassen aus kälteren Gegenden nach wärmeren zur Folge hatten. Dadurch muß aber in den letzteren unbedingt Abkühlung, d. h. ein Kälterückfall, eintreten.

Ähnlichen Luftdruckverteilungen begegnet man beinahe in jedem Mai, und immer geht ein Kälterückfall damit Hand in Hand.

So zeigte z. B. auch im Jahre 1882 gerade der 9. Mai wieder ein sehr charakteristisches Bild, das ich hier ebenfalls beifüge (Fig. 5), da gerade zwei solche verschiedene Karten recht klar erkennen lassen, worin das eigentlich Wesentliche zu suchen sei.

Fig. 5.



Isobaren vom 9. Mai 1881, morgens acht Uhr.

An diesem Tage erstreckte sich ein barometrisches Maximum vom Ocean her bis nach England, dem Kanale und dem westlichen Frankreich, während der Osten Europas von einer flachen Depression beherrscht war. Über Deutschland mußten demnach wieder nördliche Winde wehen, die Abkühlung zur Folge hatten.

Die Frage nach der Ursache dieser Rückfälle ist demnach auf die andere zurückgeführt, woher es rührt, daß eben diese charakteristische Verteilung des Luftdrucks sich mit solcher Regelmäßigkeit um die besprochene Zeit einzustellen pflegt. Zu ihrer Beantwortung muß man nun wieder zu der Benutzung von Mittelwerten greifen, nur wird man heute zunächst den Mittelwerten des Luftdrucks den Blick zuwenden. — Hier macht es sich nun vor allem empfindlich fühlbar, daß für dieses Element keine fünftägigen Mittel vorliegen, wie dies durch Doves Verdienst für die Temperaturen der Fall ist, sondern daß man sich mit Monatsmitteln begnügen muß. Immerhin sind sie hinreichend, um zu zeigen, daß im Mai die kritische Verteilung des Druckes eintreten muß, nicht aber, daß sie im Durchschnitt gerade auf die bestimmten Tage fallen muß.

Wir betrachten zu dem Zwecke die Karten, welche die mittlere Luftdruckverteilung im April und Mai darstellen, und zwar mit Hilfe sogenannter Monatsiso-

baren, wie sie zuerst von dem schottischen Meteorologen Buchan konstruiert worden sind. Die Linien in den beiden Karten gleichen mittleren Barometerstand zeigen, natürlich wieder nach Reduktion auf das Meeresniveau. Dabei sind die Linien, wie sie

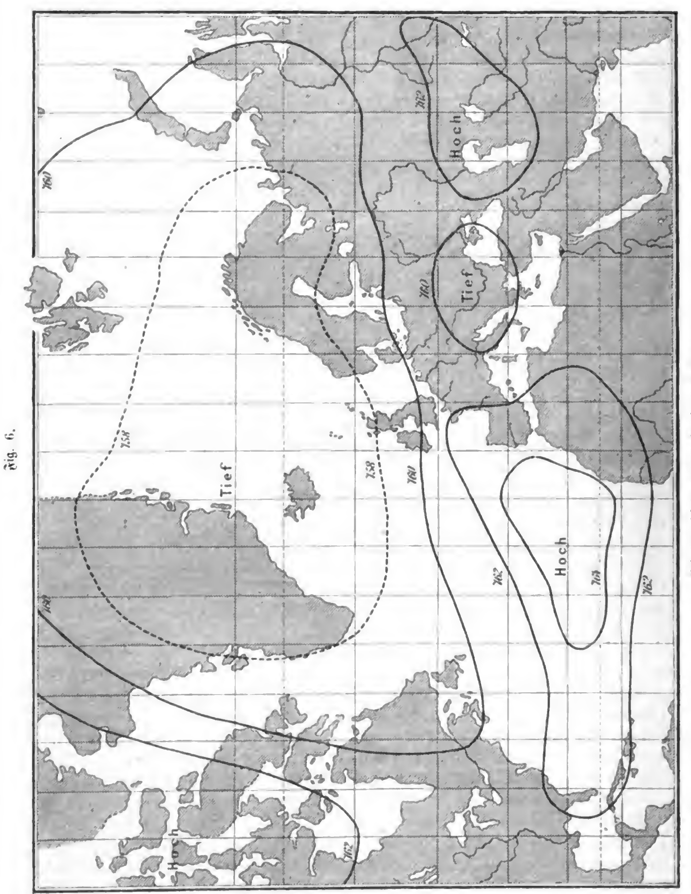


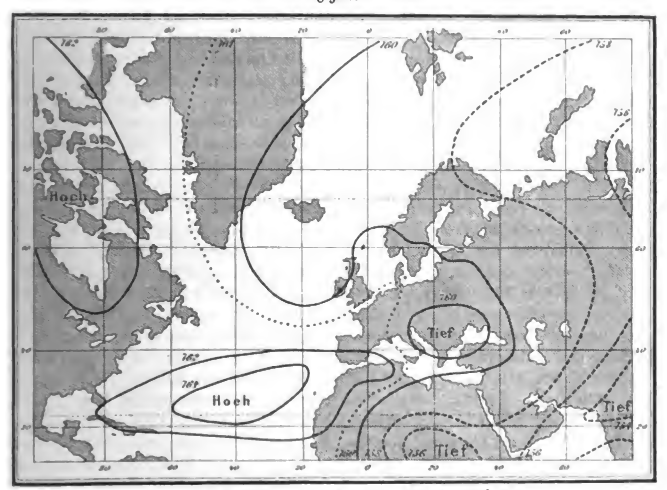
Fig. 6.

Mittlere Isobaren des April nach Buchan.

Fig. 6 und Fig. 7 verbinden nämlich alle jene Orte, welche in langjährigem Durchschnitt im April, beziehungsweise im Mai Drucken von 760 oder mehr entsprechen, ausgezogen, jene Isobaren aber, die sich auf tieferen Druck beziehen, gestrichelt worden.

Hier erblickt man auf der Karte für den April ein umfangreiches Depressionsgebiet, welches den ganzen nordatlantischen Ocean und die angrenzenden Länder, d. h. Labrador, den größten Teil von Grönland, Spitzbergen, Nowaja-Semlja, das nördliche Rußland, Skandinavien, Schottland und Irland, umfaßt, während südlich von diesem Gebiete höherer Druck lagert, der zwei deutlich ausgebildete Kerne besitzt, von denen der eine westlich von den Kanarischen Inseln gelegen ist, der andere über dem Aralsee. Zwischen beiden kann man noch ein kleines, eng umschriebenes Depressionsgebiet erkennen, dessen Centrum im südöstlichen Ungarn liegt, welchem die Donauländer, die Adria und die westliche Hälfte des Schwarzen Meeres sowie die Balkanhalbinsel mit Ausschluß von Griechenland angehören und auf welches ich hier besonderen Nachdruck legen möchte.

Fig. 7.



Mittlere Isobaren des Mai nach Buchan.

Erinnert man sich nun daran, daß man es hier nur mit Mittelwerten zu thun hat, wie sie sich aus der wechselvollen Gestaltung und Wanderung der Maxima und Minima von denen besonders die letzteren außerordentlich beweglich sind, ergeben, so versteht man leicht, was dieses Bild zu bedeuten hat. Es sagt aus, daß während des April, ähnlich wie in den Wintermonaten, die Depressionen meistens im Norden von Europa oder wenigstens über Nordeuropa hinwegzuziehen pflegen, während sowohl im subtropischen Gebiete über dem Ocean als auch noch über den großen Kontinenten meist Maxima lagern. In den Wintermonaten ist das letztere noch in viel ausgesprochenerem Maße der Fall.

Einen wesentlich anderen Anblick gewährt die Isobarenkarte des Mai (Fig 7). Hier ist ein vollkommener Umschlag eingetreten. Das dominierende Depressionsgebiet liegt nun in Centralasien, während der hohe Druck über dem Ocean und besonders an der Ostküste von Nordamerika wesentlich an Boden gewonnen hat. Das sekun-

däre Depressionsgebiet in Südosteuropa ist beinahe unverändert geblieben und nur mehr durch einen schmalen Sattel von dem großen des asiatischen Kontinents getrennt, der in der Karte für Juni gar nicht mehr vorhanden ist. Hätte man Barometermittel für kürzere Zeiträume, etwa auch fünftägige wie bei der Temperatur, so würde dieser Sattel wohl nur mehr im ersten Drittel des Mai zu erkennen sein, die zwei letzten Drittel aber wohl schon Verschmelzung dieses Partialdepressionsgebietes mit dem großen centralasiatischen zeigen. Soviel aber sieht man auch aus den mitgeteilten Karten, daß im Mai der Osten Europas den Depressionen in weit höherem Maße offen steht als im April, mit anderen Worten, daß sie im Mai häufiger und tiefer in den Osten unseres Kontinents eindringen als im April. Zugleich aber bemerkt man auch, daß ein größeres zusammenhängendes Gebiet höheren Druckes im Mai nur mehr westlich von der Linie Italien—Südskandinavien zu suchen ist und etwa durch die Isobare 761, welche hier freilich nur nach Schätzungen und deshalb auch nur punktiert eingezeichnet wurde, begrenzt wird. Überhaupt soll nicht unerwähnt bleiben, daß in dem neuen Atlas des „Atlantischen Ocean", welchen die deutsche Seewarte vor kurzem herausgegeben hat und der als eine große Bereicherung der einschlägigen Litteratur bezeichnet werden muß, die Isobaren des Mai etwas anders dargestellt sind als in der älteren Abhandlung von Buchan; da jedoch der genannte Atlas jene des April gar nicht enthält und da es sich hier wesentlich um einen Vergleich beider Monate handelte, so glaubte ich für beide die Buchanschen Karten benutzen zu sollen, jedoch nach Umrechnung in metrisches Maß. Übrigens sind die Unterschiede der in beiden Quellen gegebenen Karten gerade für die Punkte, die hier in Betracht kommen, nicht von Bedeutung.

Hätten wir hier auch noch die Monatsisobaren der zehn anderen Monate vor Augen, so würde man bald sehen, daß der Unterschied zwischen jenen des April und jenen des Mai ein außerordentlich charakteristischer ist. Die Isobaren des April tragen nämlich in ihrem Verlaufe noch im wesentlichen den Charakter der Wintermonate, jene des Mai bereits den der Sommermonate an sich. Im Winter lagen nämlich die Maxima über den großen Kontinenten, im Sommer über den Meeren, und das Umgekehrte gilt von Depressionen. Dies steht in engem Zusammenhange mit der Wärmeverteilung. Im Winter ist es im Inneren der Kontinente viel kälter als über in gleicher Breite liegenden Meeren, im Sommer ist es auf dem Meere kühler als auf dem Festlande. Man kann demnach auch sagen, die barometrischen Maxima bevorzugen stets die relativ kalten, die Depressionen die relativ warmen Gebiete.

Während der Wintermonate, wo Europa und das nördliche Asien sehr kalt sind im Vergleiche zum Ocean, wählen die Depressionen, welche das Atlantische Meer überschreiten, zu ihren meist von Westen nach Osten gerichteten Wanderungen vorzugsweise den Lauf des Golfstromes, das heißt sie schlagen einen mehr nördlichen Kurs ein, im Norden von Schottland vorüber nach dem nördlichen Norwegen, oder sie ziehen wenigstens über Nord- und Ostsee hinweg nach dem Weißen Meere hin, also auch den großen Wassermassen folgend. Den Sommer dringen sie in die Kontinente ein.

Den eben angedeuteten Zusammenhang zwischen der Verteilung des Luftdrucks und jener der Wärme versteht man am besten, wenn man die Karten der Monatsisobaren mit Karten vergleicht, welche die Wärmeverhältnisse in eigentümlicher Weise zur Anschauung bringen, nämlich durch sogenannte Isanomalen. Die letztere Art der Darstellung rührt von Dove her und bezweckt gerade den Begriff relativer kalter und relativ warmer Gebiete streng zu fassen und zu versinnlichen. Um dies zu erreichen, verfuhr er folgendermaßen: Er bildete für eine Anzahl, das heißt für je sechsunddreißig auf ein und demselben

Parallelkreise gelegene und gleich weit voneinander abstehende Punkte die mittleren Monatstemperaturen und daraus wiederum einen Mittelwert für jeden Parallelkreis; alle Punkte nun, deren Mitteltemperatur tiefer ist als jener Wert, betrachtet er als relativ zu kalte, die anderen als zu warme. Denkt man sich nun für verschiedene Parallelkreise, etwa von zehn zu zehn Grad oder besser noch von fünf zu fünf Grad, die entsprechende Rechnung ausgeführt und auf jedem dieser Kreise die Punkte markiert, welche die zu kalten Teile desselben von den zu warmen scheiden, so kann man doch offenbar alle diese Trennungspunkte durch eine Linie verbinden. Diese Linie geht dann durch lauter Punkte, an denen die Mitteltemperatur genau so hoch ist, wie sie den Parallelkreisen, auf denen sie liegen, gerade entspricht, oder wenn man es so will, wie es die geographische Breite dieser Punkte verlangt. Man kann also auch sagen, sie verbinde die Punkte normaler Mitteltemperatur, und deshalb nennt sie Dove die thermische Normale. Offenbar scheidet diese Linie die relativ zu warmen und relativ zu kalten Gebiete voneinander, und ihre Betrachtung muß deshalb vorzugsweise geeignet sein, um den oben erwähnten Zusammenhang zwischen Gebieten hohen oder tiefen Druckes mit solchen relativ hoher und relativ tiefer Temperaturen schlagend vor Augen zu führen. Dabei kann man übrigens das Bild auch noch erweitern. Man kann nämlich ebensogut, als man die Punkte verbindet, von denen die Mitteltemperatur die normale ist, im oben angegebenen Sinne des Wortes auch solche verbinden, an denen dieselbe um gleich viel von der normalen abweicht, also z. B. alle Punkte, an denen die Temperatur um fünf oder um zehn Grade u. s. w. höher oder tiefer ist, als man es nach der geographischen Breite zu erwarten hätte. Solche Linien nennt man alsdann Linien gleicher Abweichung oder Isanomalen.

Nachstehende Karte (Fig. 8) giebt die Isanomalen des April, und zwar wurden dabei für den westlichen Teil desselben, das heißt für Amerika und für den Ocean, einfach die Doveschen Angaben benutzt, für die alte Welt hingegen die Linien so gezogen, wie man sie in dem sachlich ebenso gediegenen und gründlichen als in der Ausstattung prachtvollen Werke findet, welches der Direktor des kaiserl. russischen physikalischen Centralobservatoriums in St. Petersburg, H. Wild, vor einem Jahre veröffentlicht hat unter dem Titel: „Die Temperaturverhältnisse des russischen Reiches.“ In einer besonderen Abhandlung hat Wild auch nachgewiesen, daß der Zusammenhang zwischen dem Verlaufe der Isobaren und Isanomalen ein weit innigerer ist, als man es bisher vermutete, so zwar, daß sich beide Kurvensysteme beinahe bis in Einzelheiten eng aneinander anschließen und nur die Centren geschlossener Isanomalen jederzeit etwas südöstlich liegen von jenen geschlossener Isobaren. Das heißt man erhält aus den Isobaren ein die Isanomalen mit ziemlicher Annäherung darstellendes Kurvensystem, indem man sich die ersteren über die Karte weg etwas nach Südost verschoben denkt. Daß sich ein derartiger Zusammenhang zeigen muß, folgt, wie Wild bemerkt, schon aus der innigen Beziehung, welche zwischen dem Verlaufe der Isobaren und den Windrichtungen besteht, und es bedarf nur eines Blickes auf die oben gegebenen Figuren (Fig. 2 und Fig. 3), um sich sofort davon zu überzeugen, daß es auf der Südostseite einer Depression verhältnismäßig warm, auf der Nordwestseite verhältnismäßig kalt sein muß, da auf der ersteren Luft aus wärmeren, auf der letzteren Luft aus kälteren Gegenden zugeführt wird. Bei einem Maximalgebiet verhält es sich umgekehrt, und so kommt man sofort zu dem Ergebnis, daß man etwas südöstlich von der Depression, beziehungsweise von dem Centrum, ein zu warmes, südöstlich von einer Anticyklone ein zu kaltes Gebiet zu suchen habe. Zugleich darf noch ein anderer Umstand nicht unberücksichtigt bleiben, nämlich der, daß die Depressionen mit

Vorliebe nach verhältnismäßig warmen, die Cyklonen nach verhältnismäßig kalten Gebieten hinziehen, was wohl auch den

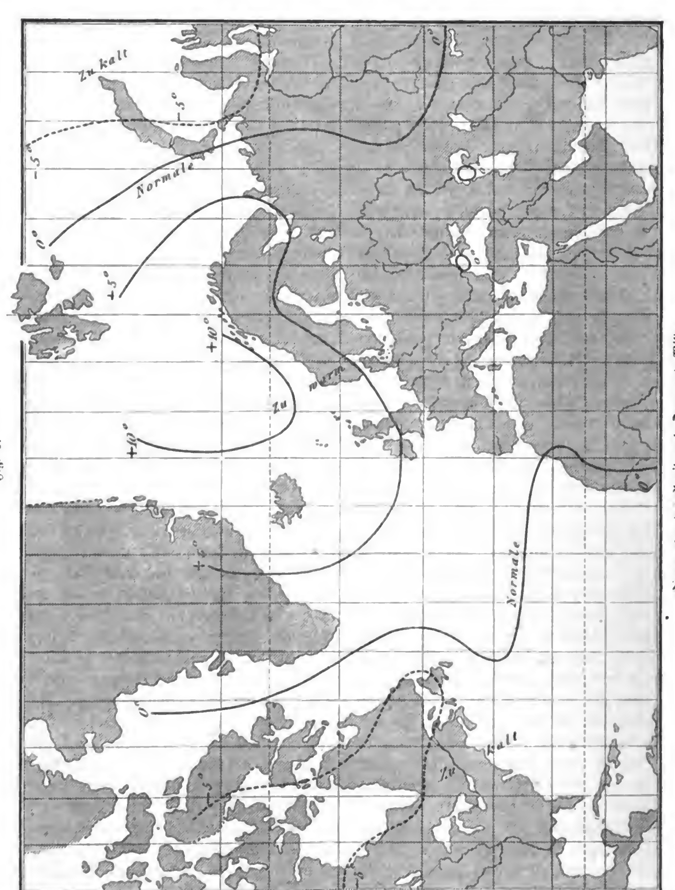


Fig. 8.

Isanomalen des April nach Dove und Wild.

Hauptgrund dafür bilden dürfte, daß die ganzen Systeme sich im allgemeinen immer von Osten nach Westen weiterbewegen, besonders bei den Depressionen, wo Niederschläge ebenfalls einseitig erwärmend wirken. Man übersieht nämlich leicht, daß im Inneren einer Depression die Luft in aufsteigender Bewegung begriffen sein muß, wenn man sich auch die-

ses Aufsteigen nicht etwa so denken darf wie das der Heizgase in einem Kamin. Aber aufsteigen muß die Luft daselbst, denn sie strömt ja unten von allen Seiten dem Centrum zu; solange nun durch dieses Zuströmen nicht die Depression ausgefüllt wird, das heißt solange nicht Herstellung des Gleichgewichtes infolge des Nachströmens eintritt, muß die Luft nach oben abfließen. Das Umgekehrte gilt von der Anticyklone, aus welcher an der Erdoberfläche allenthalben Luft her-



Fig. 9.

Isanomalen des Mai nach Dove und Wild.

ausströmt, die demnach von oben nachfließen muß. Da nun Erwärmung die Luft zum Aufsteigen, Abkühlung aber zum Niedersinken bringt, so ist es leicht erklärlich, daß Cyklonen sich vorzugsweise über verhältnismäßig warmen Stellen bilden oder nach solchen hineilen, während von den Anticyklonen das Gegenteil gilt.

Dies vorausgeschickt, wollen wir uns nun zu den oben erwähnten Isanomalenkarten wenden, uns bei der Besprechung derselben jedoch streng auf das beschränken, was zum Verständnis der Vorgänge notwendig ist, welche den eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes bilden. (Figur 8 u. 9.)

In diesen Karten sind die Linien positiver Abweichung, wie sie den zu warmen Orten entsprechen, ausgezogen, jene negativer gestrichelt. Man sieht nun sofort, daß im April (Fig. 8) der ganze nordatlantische Ocean, abgesehen von der unmittelbaren Umgebung der nordamerikanischen Küste, bis nach Spitzbergen hin verhältnismäßig warm, großenteils sogar sehr warm ist, während ganz Sibirien noch einem zu kalten Gebiete angehört.

Im Mai dagegen (Fig. 9) haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert; die thermische Normale, welche im April durch die Baffinsbai nahe bei Neufundland vorbei sich südwärts zog und dann etwa unter dem 36. Breitengrade sich plötzlich scharf ostwärts wendete, hat sich im Mai Europa bedeutend genähert und verläuft nun ziemlich direkt von Südgrönland nach der Südwestspitze von Spanien hin, so daß demnach in diesem Monat der größte Teil des Oceans zu kalt ist. Dagegen ist das kalte Gebiet im Nordosten bedeutend zusammengeschrumpft und umfaßt nurmehr die nördliche Hälfte von Sibirien, während in dessen südlicher Hälfte sich die Erwärmung schon sehr fühlbar macht. Auch das um fünf oder mehr Grade zu warme Gebiet, das im April noch einen großen Teil von Skandinavien und den größten Teil der nördlichen Atlantis umfaßte, ist auf einen kleinen, über Finn- und Lappmarken liegenden Rest zusammengeschmolzen. Dagegen bildet nun nicht nur das mittlere und südliche Asien ein Gebiet mit mehr als 5° positiver Anomalie, sondern es tritt auch, was hier die Hauptsache ist, eine solche Stelle in Ungarn auf.

Die Wärmeverteilung im Mai ist demnach vollkommen danach angethan, um ein Eindringen von Depressionen in den Osten des europäischen Kontinents zu begünstigen, sowie das Hereinragen barometrischer Maxima vom Meere her nach dem Westen und Nordwesten unseres Kontinents. Dies ist aber eben die Luftdruckverteilung, welche wir in den Tageskarten als die für die Kälterückfälle charakteristische kennen lernten.

Das Ergebnis aller hier durchgeführten Betrachtungen läßt sich demnach in Kürze zusammenfassen wie folgt:

„In der Winterszeit folgen die Depressionen, welche von Westen kommen, vorzugsweise den relativ wärmeren Meeren und ziehen demnach im Nordwesten von Europa vorüber oder wenigstens über Nord- und Ostsee hinweg dem Weißen Meere zu, während über dem verhältnismäßig kalten Kontinent, besonders über Sibirien, barometrische Maxima lagern. Wie nun die Sonne höher und höher steigt, so fängt der Kontinent an sich zu erwärmen und zwar weit rascher als das Meer, und den Depressionen öffnet sich nun der Weg zum Eintritt in den Kontinent, wobei anfangs bald diese, bald jene Stelle gewählt wird, was das charakteristische Aprilwetter zur Folge hat. Gegen Ende April und Anfang Mai aber wird die Erwärmung, besonders im Südosten, in der ungarischen Tiefebene eine äußerst kräftige, wodurch dort das Entstehen oder Eindringen von Depressionen außerordentlich begünstigt wird. Andererseits macht sich das Zurückbleiben in der Erwärmung auf dem Ocean mehr und mehr fühlbar, was nun auch der Ausbildung barometrischer Maxima im Westen oder Nordwesten Vorschub leisten muß. Ein Maximum in jenen Gegenden und eine Depression im Südosten bedingt aber für Mitteleuropa nördliche Winde und mithin, da die Er-

wärmung vorhergehen mußte, einen Kälterückfall.

„Freilich können sich ähnliche Verhältnisse im Laufe des Sommers noch öfter wiederholen, und thatsächlich treten dann auch wieder Kälterückfälle ein, von denen jedoch die folgenden minder empfindlich und im Eintritt minder regelmäßig sein werden als die auf den Mai treffenden, und zwar aus folgenden Gründen: Im Mai liegen die Temperaturen noch tief genug, um durch einen Kälterückfall bis nahe an oder sogar unter den Gefrierpunkt gebracht zu werden, d. h. um Fröste zu ermöglichen, und diese sind es eben, die den Rückfall so empfindlich machen. Ferner nehmen gerade im Beginn des Frühjahres die Temperaturen rascher zu als in irgend einem anderen Monat, was teilweise der raschen Änderung im Sonnenstande, teilweise dem Umstande zuzuschreiben ist, daß schon vor Beginn des Aprils wenigstens im mittleren Europa die Schneedecke verschwunden ist und nun keine Wärme mehr für das Schmelzen des Schnees verbraucht wird. Ob für diese Vorgänge auch noch der Transport von Eisbergen aus der Davisstraße nach dem östlichen Teile des Atlantischen Oceans, und zwar in ziemlich südliche Breiten, und die damit verbundene erhebliche Abkühlung dieses Teiles des Meeres von Bedeutung sei, diese Frage mag hier noch offen gelassen werden. Jedenfalls begünstigt eine solche Abkühlung das Zustandekommen barometrischer Maxima in jenen Gegenden des Oceans, die sich dann allmählich ostwärts weiterschieben können. Vielleicht können zur Lösung dieser Frage die gegenwärtig thätigen arktischen Expeditionen und insbesondere die in Cumberlandsund beobachtende deutsche Expedition im kommenden Frühjahr einen erheblichen Beitrag liefern.“

Hierdurch scheint das Eintreten der Kälterückfälle wenigstens im allgemeinen erklärt zu sein; eine bis ins einzelne gehende Erklärung, bei welcher insbesondere auch der Zeitpunkt genauer berücksichtigt wird, dürfte wohl so lange auf sich warten lassen, bis man von einer großen Anzahl von Stationen langjährige fünftägige Luftdruckmittel besitzt, ähnlich wie sie für die Temperatur vorliegen, ein Wunsch, dessen Erfüllung freilich noch lange auf sich warten lassen wird.

Gerade weil über die Beschaffung solchen Materiales noch Jahre hingehen dürften, schien es nicht unstatthaft, mit einem Erklärungsversuche vor die Öffentlichkeit zu treten, der, wenn auch von einem eigentlichen Abschlusse noch weit entfernt, wenigstens genügt, um die Erscheinung im großen und ganzen als eine notwendige Folge des Übergangs vom Winter in den Sommer erkennen zu lassen.

Wenn dabei oftmals etwas weit ausgeholt und Dinge erörtert wurden, die streng genommen dem eigentlichen Thema fern liegen oder wenigstens zu liegen schienen, so darf nicht übersehen werden, daß es sich hier um ein Gebiet der Wissenschaft handelt, das in den letzten Jahren die allergrößten Wandlungen erlitten hat. Die Anschauungen, mit welchen man heute an Fragen der Witterungskunde heranzutreten hat, sind nur einem kleinen Kreise von Fachleuten geläufig — nicht einmal allen jenen Physikern, die gelegentlich über Meteorologie schreiben —, und doch wäre es so außerordentlich wünschenswert, daß gerade diese Anschauungen in den weitesten Kreisen Verbreitung fänden, denn nur dann wird die wirklich praktische Verwertung meteorologischer Forschung möglich.

Der Verfasser dieser Zeilen giebt sich deshalb auch der Hoffnung hin, daß gerade diese Seitenblicke auf das Wesen und die Entwickelung der modernen Meteorologie für manchen Leser besonderes Interesse bieten werden, vielleicht sogar mehr als die Lösung der Aufgabe selbst, die hier an die Spitze des Aufsatzes gestellt wurde und die für das Ganze als leitender Faden diente.



Blumenfarben.

Von

August Vogel.



Betrachten wir die außerordentliche Farbenmannigfaltigkeit, wie sie uns in den zahllosen Blüten, Blumen und Früchten dargeboten, alle Abstufungen vom glänzendsten Weiß bis zum tiefsten Dunkelschwarz in sich schließend, so können wir einer so überraschenden Farbenverschiedenheit unsere staunende Bewunderung nicht versagen. Wohl darf der Gedanke naheliegen, daß es zunächst chemische Vorgänge sind, welche den Farbenton der Blumen und Blüten beeinflussen, auf die so vielfältigen vegetabilischen Farbenveränderungen einwirken. Wenn wir aber im stande sind, im Mineralreiche die chemischen Vorgänge, welche Farbenveränderung bedingen, zu verfolgen — wir wissen z. B. was vorgeht beim Übergang der weißen Farbe des Chlorsilbers in die schwarze —, so sind uns dagegen leider die chemischen Vorgänge in der lebenden Pflanze, wodurch sie die Mannigfaltigkeit der Farbenpracht erzeugt, bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben. Wir kennen den chemischen Vorgang nicht, welcher z. B. die unreife Frucht des Pflaumenbaumes veranlaßt, vom hellsten Grün durch die verschiedensten Abstufungen des Hellrot nach und nach in Tiefdunkelblau überzugehen; es ist uns zwar bekannt, daß während des Reifens der Stärkemehlgehalt mit Hilfe der vegetabilischen Säuren der Frucht allmählich in Zucker übergeführt werde, aber dies ist doch nicht ausreichend, um eine so außerordentliche, auffallende Farbenveränderung zu erklären. Man schreibt der Einwirkung des Lichtes einen wesentlichen Einfluß auf das Hervorbringen der Pflanzenfarben zu; daß aber die Bildung von vegetabilischen Farbstoffen auch bei völligem Lichtabschlusse möglich sei, beweisen die Farbstoffe in der gelben Rübe, in der roten Rübe, im Monatsrettich, in der Alkannawurzel und anderen, die im Schoße der Erde sich entwickeln. Nicht nur das Licht im allgemeinen, auch die Lichtstärke scheint auf die Intensität der Blumenfarbstoffe und auf die Farbenspielarten von Einfluß zu sein. Es spricht dafür schon die tiefe und lebhafte Färbung der Blüten auf hohen Gebirgen und die Zunahme des Blütenfarbstoffes einer und derselben Pflanzenart mit steigender Höhe bei sonst gleichen Boden- und Standortsverhältnissen. Diese Vermehrung der Farbstoffe, wie solche auf den Alpen und Karpaten beobachtet werden, steht sicher im Zusammenhange mit der stärkeren Sonnenbestrahlung oder Höhe. Ferner ist konstatiert, daß unter dem Einflusse der fast ununterbrochenen Lichtdauer während des kurzen skandinavischen Sommers viele Gartenblumen Centraleuropas nach ihrer Acclimatisation in Norwegen sich allmählich intensiver färben. Importierte Samen von Winterweizen, Mais, Erbsen, Bohnen werden von Jahr zu Jahr dunkler, bis sie endlich das Aussehen der einheimischen

Früchte angenommen. Durch die lange Lichteinwirkung im Sommer werden in nördlichen Breiten die Blüten, Samen, Früchte und Gemüse nicht nur aromatischer, sondern es erhöht sich auch ihre Farbe, während die Zuckerproduktion bei der daselbst herrschenden ungenügenden Wärme gering ist. Über die Wirkung des elektrischen Lichtes auf Vegetation müssen eingehende specielle Versuche in der Folge den Entscheid liefern; wir zweifeln nicht, daß auch in betreff des Einflusses dieses Lichtes auf Blumenfarben seiner Zeit interessante Resultate sich ergeben werden.

Unsere Kenntnis von dem Chemismus der vegetabilen Farbstoffe ist bis jetzt eine noch nicht genug vorgeschrittene; dies ist der Grund, weshalb der künstliche Einfluß auf den Farbenton der Blüten und Blumen vorläufig noch geringfügig erscheint. Nach meiner Ansicht spielt der Gerbstoff in der Erzeugung vegetabiler Farben lebender Pflanzen eine bedeutende Rolle; er fehlt fast in keiner Pflanze, auch nicht in den Blumenblättern, und nimmt durch die verschiedensten Agentien: Alkalien, Erden, Metallsalze, die mannigfachsten Farbentöne an, vom Hellrosa bis zum tiefsten Schwarz. Eine Düngung mit Eisensalzen bringt daher in Blumen, welche reich an Gerbstoff sind, eine dunklere Färbung hervor, indem, wie man weiß, Gerbstoff durch Eisensalze sich schwarz färbt (Tintenbildung). Man hat hiervon in der Hortensien- und Georginenzucht praktischen Gebrauch gemacht. Hortensien, welche, in gewöhnlicher Erde gewachsen, hellrot blühten, zeigten himmelblaue Blüten, wenn man die jungen Pflanzen in einen stark mit Eisenocker gedüngten Boden setzte oder die Pflanzen zeitweise mit verdünnter Alaunlösung begoß. Durch ähnliche Manipulationen gelang es in England, grüne und sogar dunkelschwarze Georginen zu ziehen. Jedem Blumenzüchter ist bekannt, daß ein Wechsel des Standortes, das heißt eine Veränderung von Licht, Temperatur und Boden (Umpflanzen), mitunter Anlaß zur Bildung neuer Farben an den Blüten geben kann. Es scheint hiernach wahrscheinlich, daß gestörte Ernährung der Pflanze unter Umständen Änderung der Blütenfarbe nach sich ziehe. Und warum sollte die bis jetzt allerdings noch vereinzelt stehende Thatsache — Einfluß geänderter Ernährung der Wurzel durch Düngung mit Eisenoxyd auf Farbenton — in der Folge nicht Anlaß zu weiterer praktischer Verwertung in der Kunstgärtnerei geben? Wird doch neuester Zeit sogar ein auffallendes Beispiel von Farbeneinfluß der Ernährung im Tierreiche erzählt. Es ist nämlich gelungen, statt der gelben und grünlichen Kanarienvögel hochrot gefiederte zu ziehen. Ein Vogelzüchter ist darauf gekommen, einen jungen Kanarienvogel mit feinpulverisiertem, in eingeweichtes Weißbrot gemengtem roten Cayennepfeffer zu füttern. Ohne dem Tiere zu schaden, geht der Farbstoff des Gewürzes in dessen Blut über und färbt das Gefieder rot. Der berühmte Ornithologe Ruß glaubt, daß es wohl nicht unmöglich wäre, durch andere ähnlich wirkende Stoffe das Gefieder der Vögel nach Belieben zu färben. „Il faut corriger la nature.“ Ob man denn vielleicht nicht auch nach Belieben Rappen oder Schimmel, überhaupt Pferde von beliebiger Farbe, oder am Ende gar den litterarisch bekannten „grünen Esel“ erziehen könnte, muß zunächst noch unentschieden bleiben. Die Welt ist nun einmal im unaufhaltsamen Fortschritt begriffen; wie wir unsere Vorfahren bedauern, daß sie auf den Gebrauch von Talgkerzen und Postwagen sich beschränken mußten, so werden unsere Nachkommen, demnächst hoffentlich im Vollgenuß der elektrischen Kräfte, dereinst uns beklagen, weil wir nichts weiter hatten als Gas und Dampfmaschinen. Der Analogie nach steht es den Zukunfts-Tier- und Pflanzenzüchtern in Aussicht, uns zu bemitleiden, da wir in unserer Ungeschicklichkeit es noch nicht ganz verstanden, Tier und Pflanze in jedem beliebigen Farbenschmuck erscheinen zu lassen. Vorläufig besorgen unsere Gärtner noch neue Farben und Farbennuancen mit Vor-

liebe auf dem alten Wege der Kreuzung (Bastardierung) verschiedener Spielarten derselben Species, indem sie den Inhalt des Pollens der einen Blume auf den Griffel der anderen übertragen. In vielen Fällen übrigens unterziehen sich auch schon längst in zuvorkommender Weise gefälligst emsige Bienen und anderes unberufenes Insektenvolk dieser gartenkünstlerischen Hilfsarbeit.

Neben chemischen Verhältnissen sind es auch physikalische, wie ich glaube, welche den Farbenton der Blumen beeinflussen. Daß ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen Farbe und Form bestehe, ist bekannte Thatsache. Wir wissen sehr wohl, welchen Einfluß feine Verteilung eines Farbstoffes auf dessen Farbenton ausübt; ein derbes Stück Zinnober hat nicht die hellrote Färbung, welche feingepulverten Zinnober auszeichnet, es ist dunkelbraun und zeigt erst beim Ritzen mit einem harten Körper hochrote Streifen. Je länger das Reiben des Zinnobers fortgesetzt wird, je weiter also die mechanische Verteilung fortschreitet, um so glänzender zeigt sich der Farbenton. Quecksilberoxyd, im krystallisierten Zustande hochrot, wird durch längeres Reiben hellpomeranzengelb. Tiefdunkelblaue Smalte kann durch Pulvern und Schlämmen in ein vollkommen farbloses Pulver umgewandelt werden, welches niemand für identisch mit der ursprünglichen grobkörnigen Smalte halten würde. Goldpulver in der feinsten Verteilung zeigt nicht die bekannte gelbe Farbe des Goldes, sondern eine blaugrüne, so daß es auf den ersten Blick kaum als metallisches Gold erkannt werden möchte. Dieses blaugrüne Goldpulver zu einem Korn zusammengeschmolzen, zeigt wieder die ursprüngliche gelbe Farbe des Goldes. Bringen wir ein dünnes Goldblättchen zwischen zwei durchsichtige Glasscheiben und halten es gegen das Sonnenlicht, so läßt es die Sonnenstrahlen mit blaugrüner Farbe durchfallen; die farbige Durchsichtigkeit des Goldes beginnt aber erst, wenn das Goldblättchen nur $^1/_{2000}$ Linie dick ist. Offenbar hängt in den beiden hier erwähnten Fällen die Farbenerscheinung von der feinen mechanischen Verteilung der Materie ab. Hiermit im Zusammenhange steht auch die Farbenänderung fester Körper, wenn sie in Gas- oder Luftgestalt übergehen. Im gasförmigen, also in sehr fein verteiltem Zustande ist das schwarze Jod violett, der gelbe Schwefel rot, der blaue Indigo purpurrot. Alle diese Beispiele, welchen unschwer noch weitere beigefügt werden könnten, beweisen den innigen Zusammenhang zwischen Farbe und Form. Etwas Ähnliches findet in Beziehung auf Form und Verteilung nach meinem Dafürhalten möglicherweise in der vegetabilen Natur statt und übt auch hier Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Blumenfarbennuancen.

Die Blumenfarbstoffe sind fast ohne Ausnahme so vergänglich und unbeständig, daß sie in der Industrie keine Anwendung finden können — sie, Kinder des Lichtes, vertragen, aus dem Lebensverbande der Pflanze ausgeschieden, die Einwirkung des Lichtes nicht, sie bleichen im Lichte. Dies ist namentlich von dem verbreitetsten aller vegetabilischen Farbstoffe, dem Blattgrün, zu bedauern. Könnte dieses zu einer dauerhaften Farbe verwendet werden, so würde wohl das giftige Schweinfurter Grün keine so ausgedehnte und gefährliche Verbreitung gefunden haben. Welch herrliche Farbe bietet uns der Saflor der distelartigen Saflorpflanze (Carthamus Tinctorius), welche zwar in der Seidenfärberei zur Erzeugung eines prachtvollen Rosenrots verwendet wird, aber leider ist dieses schöne Rosenrot höchst transitorischer Natur; ebenso das herrliche Gelb aus den Blüten der wilden Reseda (Reseda luteola). Diese Pflanze wird ungeachtet der Unhaltbarkeit des von ihr gelieferten Pigmentes in Frankreich, England und einigen Teilen Deutschlands als Farbpflanze landwirtschaftlich angebaut. Die weiße Farbe der Blumen, der Lilien, weißen Rosen und anderer, wird gewöhnlich durch einen weißen Zellsaft hervorgebracht, kann aber auch von einem weißen Farbstoff, dem Blumen-

weiß (Antholeucin) herrühren, der in dem farblosen Zellsaft schwebend enthalten ist. Wenn doch von willkürlicher Farbenerzeugung lebender Blumen die Rede sein soll, so würde das Blumenweiß wohl zunächst das Untersuchungsmaterial bieten. Wirft die Oberfläche eines Körpers das Licht unzerlegt zurück, so erscheint uns dieselbe weiß. Weiß ist daher keine eigentliche Farbe, sondern der Inbegriff aller Farben oder der gesamten Lichtstrahlen in ihrer ungetrennten Verbindung. Durch Änderung des Chemismus der Pflanze mittels entsprechender Düngung ist es denkbar, die Fasern der weißen Blumenblätter zu veranlassen, daß nicht mehr ein weißer unzerteilter, sondern vielmehr ein zerteilter farbiger Strahl in unser Auge zurückgeworfen werde. Die gelbe oder orange Farbe der Blumen, das Blumengelb (Anthoxantin) ist in der Regel durch Umänderung des Blattgrüns entstanden. Es findet sich am häufigsten in Form kleiner Körnchen, bisweilen aber auch im Zellsafte gelöst vor. Man hat daher vom Blumengelb zwei Arten zu unterscheiden: in Wasser unlösliches (Xanthin) und in Wasser lösliches (Xanthein). Ersteres löst sich in Weingeist und Äther mit goldgelber Farbe, wird weder durch Alkalien noch durch verdünnte Säuren verändert, durch konzentrierte Schwefelsäure aber grün oder tief indigoblau gefärbt. Das lösliche Blumengelb bräunt sich durch Alkalien. In den blauen, violetten und roten Blumen (Kornblumen, Hyacinthen, Enzian, Veilchen, Rittersporn, Schwertlilien, Rosen, in den roten Mohnblättern und so weiter) findet sich der Farbstoff fast ausnahmslos im Zellsaft gelöst. Die roten Farbstoffe der Rosen, Dahlien, Päonien und andere, dann die violetten Blumenfarbstoffe sind nach neueren Beobachtungen wohl nur durch Pflanzensäuren oder durch saure Salze rot gefärbtes Blumenblau (Anthocyan). Hierfür spricht die vorzugsweise saure Reaktion der Pflanzensäfte roter Blumen und die mitunter schwach alkalische Reaktion blauer Blumenblätter, wie ich solche in einigen Ausnahmsfällen nachgewiesen habe.

Bei Betrachtung der bewunderswürdigen Mannigfaltigkeit der Blumenfarben drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Für wen blüht die Blume der Einöde? für wen blüht sie in der bunten Schönheit ihres Farbenschmuckes? Kein menschliches Auge erblickt sie, aber sie blüht und prangt auch in der verlassenen Einöde unbekümmert um menschlichen Beifall. Und doch, wir dürfen den selbstlosen Reichtum der vegetabilen Farbenpracht, dessen Auftreten in den einzelnen Pflanzenspecien nicht als etwas Zufälliges betrachten; es giebt nichts Zufälliges, Überflüssiges in der schaffenden Natur, wenn es uns bisweilen auch so erscheinen mag, sie stellt sich nicht dar in zwecklosen, verworrenen Produktionen. Wie der Gesang der Vögel verstummt, wo das glänzende, mit blendenden Farben geschmückte Gefieder hervortritt, so erscheinen auch die Farben der duftenden Blüten bescheidener als die glänzenden Farben der geruchlosen Blumen. Diese bekannte, im allgemeinen richtige Thatsache, wir dürfen sie nicht als gleichgültig oder zufällig unbeachtet lassen. Der feste Glaube an einen bestimmten sinnigen Zusammenhang aller irdischen Erscheinungen ist tief in unsere Brust gelegt. In dem freien leichten Leben der Farben, wie sie uns die blütenreiche Natur darbietet, waltet ein Gesetz, und dem Auge des Forschers wird ein gewisser Zusammenhang zwischen Farbe und Funktion der Pflanzenwelt in der Folge nicht verschlossen bleiben. Die Wahrheit des berühmten Ausspruches unseres großen Naturforschers Justus von Liebig: „Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers“ — sie tritt uns auch in der stillen Werkstätte der Blumenfarben entgegen.



Lütin und Lütine.

Erzählung aus dem Bearn

von

Claire v. Glümer.

I.



n einem schönen Maimorgen des Jahres 1844 stand Monsieur Henri Gaston Lepoirier, Inhaber einer alten, gutbeleumundeten Strumpfwarenhandlung in der Grand'rue zu Pau, in ungewöhnlicher Aufregung an seinem Schreibpult im Hintergrunde des Ladens.

Nach beinahe achtjähriger kinderloser Ehe waren ihm endlich die ersehnten Vaterfreuden zu teil geworden; aber nicht der Sohn und Erbe, auf den er gerechnet hatte, sondern ein Töchterchen war ihm geboren. Nun paßte weder der Lebensplan, den er für sein Kind entworfen, noch der Name, den er ihm ausgesucht hatte.

Gaston Bernadotte würde er seinen Sohn und Erben genannt haben, um ihn beständig an die hohe Verwandtschaft zu erinnern, deren sich die Lepoiriers rühmen durften. Eine Lepoirier war mit einem Vetter der Gemahlin Bernadottes verheiratet gewesen. Aber was ließ sich in dieser Beziehung mit einem Töchterchen anfangen? Bernadotta klang nicht französisch, Bernadottine war zu lang, und abgesehen davon, schien Herrn Henri Gaston Lepoirier das kleine, rote, leise atmende Bündelchen in der Wiege oben nicht geeignet, die Familienehre gebührend zu vertreten.

Der junge Vater strich seufzend das spärliche Haar von der Stirn, fuhr aber in demselben Augenblick aus seinen Gedanken auf, denn von der Ladenthür klang ihm ein lautes Adichat (guten Tag) entgegen und eine kleine, dicke Frau im braunen Rock und roten Capuchon der Landbewohnerinnen kam mit strahlendem Gesicht auf ihn zu.

„Mein lieber Monsieur Lepoirier," rief sie schon von weitem, „ist's denn wirklich wahr? ... ist unser liebes kleines Engelchen endlich da? ... und unserer lieben Madame Hortense geht es gut? ... Heilige Mutter Gottes, was das für eine Freude ist! Aber nun lassen Sie mich

die lieben beiden Engel unseres Herrgotts gleich mal sehen, kommen Sie! kommen Sie!"

Herr Henri Gaston Lepoirier hatte seine kühle Hand den beiden heißen, roten Händen der kleinen Frau überlassen müssen; nun aber machte er sie frei und sagte mit der ihm eigenen Würde, die ihn größer erscheinen ließ, als er war:

„Ich glaube, Mutter Jeanneton, es wäre besser, Sie gingen heute noch nicht hinauf ... Madame Lepoirier befindet sich nicht gut ..."

„Nicht gut!" fiel ihm Mutter Jeanneton ins Wort; „und das höre ich jetzt erst? — und ich sollte nicht hinaufgehen? Ich bin so gut ihre Mutter wie irgend eine! — Ei, seht doch — ich nicht hinaufgehen!"

Mit diesen Worten hatte sie ihre Schuhe ausgezogen, nahm sie in die Hand, drängte sich ohne weiteres an Herrn Lepoirier vorüber, eilte durch das dunkle Ladenstübchen nach der Wendeltreppe, die zu den Wohnräumen hinaufführte, und obwohl sie sich Mühe gab, leise aufzutreten, verriet das Krachen der alten Holzstufen, wie ungeduldig sie ihrem Ziele zustrebte.

Im ersten Augenblick hatte Herr Lepoirier Miene gemacht, sie zurückzuhalten, aber dann sagte er sich selbst, daß kleine Kinder und Wöchnerinnen doch eigentlich Weiberangelegenheiten sind, schwang sich wieder auf seinen Drehstuhl und schickte sich an, einen Geschäftsbrief zu schreiben.

Aber anstatt zu berechnen, wie viel Dutzend roter Schärpen und brauner Baretts er zum nächsten Jahrmarktstage bestellen müsse, dachte er doch wieder an die beiden da oben — besonders an das blasse Leidensgesicht seiner Frau, das ihm seit Jahren verdrießlich war.

Als er sie heiratete, hieß sie die schöne Hortense, aber auf Frauenzimmer ist nun einmal kein Verlaß! Schon nach kurzer Zeit waren die lachenden Augen trübe, die fröhliche Stimme klanglos geworden, und obwohl Hortense niemals klagte, alles that, was ihr Herr und Gebieter verlangte, und sich nie den mindesten Widerspruch erlaubte, lag etwas wie ein Vorwurf in ihrem Blick, ihrem müden Lächeln, in dem Tone sogar, mit dem sie sagte: „Wie Sie wollen, Monsieur Lepoirier!"

Natürlich war das eine alberne Weiberlaune, denn was fehlte der Frau? — Sie war Madame Lepoirier, hatte wenig zu thun, gar keine Sorgen, bekam zu jeder Saison einen neuen Hut, alle zwei Jahre ein seidenes Kleid und durfte, so oft sie wollte, zur Messe und zur Beichte gehen. „Frauen müssen Religion haben," sagte Herr Lepoirier, der für sich selbst lange darüber hinaus war.

Und welche Mühe hatte er sich gegeben, um Hortense, die er als unwissendes Kind von siebzehn Jahren in sein Haus geführt, für ihre Stellung im Leben auszubilden! Sprechen, lächeln, sich verbeugen, Augen niederschlagen — alles hatte sie nach seinem strengen Anstandskodex regeln müssen. Nun wußte sie sich aber auch zu benehmen; die Frau des Herrn Präfekten konnte nicht in höherem Grade „große Dame" sein als sie, und wenn sie dereinst ihr Töchterchen nach denselben Principien erzog ...

Da knarrte die Treppe wieder, und gleich darauf erschien Mutter Jeanneton, aber nicht mehr mit freudestrahlendem Gesicht.

„O Monsieur Lepoirier!" rief sie, die Hände erhebend, „Madame Hortense ist sehr, sehr krank, und das Kindchen weint und läßt ihr keine Ruhe ... ein Prachtkind übrigens, auf das Sie stolz sein können! Ich glaube, daß es am besten ist, wir schaffen das liebe Engelchen zu meiner Tochter hinaus — denn es bleibt doch dabei, daß die Jeannette das Kind in Pflege bekommt?"

„Gewiß, Mutter Jeanneton, es bleibt immer dabei, wenn ich etwas gesagt habe," antwortete Herr Lepoirier. „Natürlich verlange ich aber auch, daß alles, was ich angeordnet habe, für das Kind gethan wird. Müßte ich sehen, daß es nicht geschieht ..."

„Nicht geschieht!" rief Mutter Jeanne-

ton, indem sie die Arme in die Seite stemmte, und ihr ehrliches, sonnenverbranntes Gesicht wurde noch um einen Schein dunkler. „Nicht geschieht! Was bilden Sie sich denn ein, mein lieber Herr? — Von mir selbst und meiner Erfahrung will ich gar nicht reden, obwohl ich auf ein Pflegekind wie Madame Hortense gewiß stolz sein kann... Aber eine Frau, die wie meine Jeannette in acht Jahren ihre vier schönen Kinder gehabt hat, während es ihre Milchschwester, Madame Hortense, erst heute zu ihrem ersten bringen konnte ... und die neben den eigenen Kindern — ich spreche von meiner Jeannette — immer noch einen Nourrisson aus den besten Familien der Stadt gehabt hat — der Milchbruder ihres Antoine ist sogar ein kleiner Maireadjunkt ..." Der Atem ging ihr aus. Herr Lepoirier machte sich diese Pause zu Nutzen.

„Meine Liebe," sagte er noch würdevoller als bisher, „wenn ich Ihnen mein teuerstes Kleinod, meine Tochter, anvertraue, so habe ich als Vater doch wohl das Recht, Ihnen die größte Sorgfalt für dieselbe anzubefehlen, und ebenso habe ich das Recht, so oft es mir beliebt, hinauszukommen und nachzusehen, wie sie gehalten wird."

„Gewiß, mein lieber Herr!" fiel ihm Mutter Jeanneton ins Wort. „Kommen Sie, sehen Sie nach! Kommen Sie alle Tage, wenn Sie wollen. — Nachsehen, wahrhaftig! — Möchte wissen, was Sie von Kindern verstehen, Sie Grünschnabel von einem Vater! — Aber wenn Sie nachsehen wollen, so will ich doch mal nachfragen, ob Sie nichts versäumt haben: hat man der Kleinen, um die bösen Geister fortzujagen, ein paar Strohhalme gekreuzt in die Wiege gelegt? — hat man ihr, damit sie gedeiht, drei Tropfen Wein eingegeben und, damit sie klug wird, die Lippen mit Knoblauch eingerieben? ... Sie brauchen mir gar nicht zu antworten, Monsieur Lepoirier, ich sehe es Ihnen an, daß Sie an nichts von alledem gedacht haben."

„Nein, Mutter Jeanneton, von solchen abergläubischen Gebräuchen weiß ich nichts," antwortete er, verächtlich lächelnd, „würde sie auch in meinem Hause nicht dulden. Ich bin ein aufgeklärter Mann, bin mit meinem Jahrhundert fortgeschritten."

„Da haben Sie was Rechtes gethan!" rief die kleine Alte mit wachsendem Zorn. „Ich weiß schon: alle, die so reden, lassen sich's angelegen sein, auszulachen und zu verachten, was — so lange die Welt steht — gut und heilsam gewesen ist. Drei Tropfen Wein von Jurançon und das Lippenreiben mit Knoblauch haben den kleinen Bearner zu dem großen König Heinrich IV. gemacht — was aus Ihrem Kinde ohne das werden soll? — eine gute Bearnerin gewiß nicht!"

Monsieur Lepoirier war im Begriff zu versichern, daß ihm an der guten Bearnerin nichts gelegen sei. Er fühlte sich als Franzose, wollte nur Franzose sein. Aber er hatte nicht Lust, Mutter Jeannetons Beredsamkeit neue Nahrung zu geben, und begnügte sich mit einem Achselzucken, während die kleine Alte ihr Capuchon zusammenzog und sich trotzig zum Gehen wendete.

Aber ehe sie den Ausgang erreichte, kam ein derber, krausköpfiger Junge von etwa sechs Jahren mit dem Freudengeschrei: „Großmutter, Großmutter, nun hab ich dich!" von der Straße hereingestürzt und hing sich an ihre Schürze. Zu gleicher Zeit rief eine ängstliche Stimme von oben: „Monsieur, Monsieur Lepoirier, um Gotteswillen kommen Sie!" und während Mutter Jeanneton mit einem drohenden: „Willst du still sein, Unglückskind!" ihren Enkel beim Arme faßte und Herr Lepoirier dem Ruf der Magd folgen wollte, wurde die Ladenthür abermals verdunkelt und ein paar Käuferinnen traten ein.

„Mutter Jeanneton, sehen Sie mal nach, was es oben giebt — mein Lehrling ist krank — alles liegt mir auf den Schultern," sagte Herr Lepoirier, und obwohl er sie geärgert hatte und auch

jetzt nicht in dem Tone sprach, der sich für einen Bittenden schickte, war Mutter Jeanneton sogleich bereit, ihm zu willfahren.

„Ich gehe schon, ich gehe schon!“ rief sie, eilig nach dem Hinterstübchen zurückkehrend, und zu dem Enkel gewendet, den sie mitgezogen hatte, fügte sie hinzu:

„Du, Nichtsnutz, bleibst hier sitzen, bis ich wiederkomme, hörst du? — Nicht von der Stelle rührst du dich und thust den Mund nicht auf zu deinem abscheulichen Singen oder Pfeifen oder Schreien, und deine Hände und Füße hältst du still wie ein hölzernes Gotteslämmchen, daß Monsieur Lepoirier nichts von dir gewahr wird, denn sonst ...“

Mit diesen Worten drückte sie den stumm Widerstrebenden auf die unterste Treppenstufe und stieg aufwärts, so schnell sie konnte.

Da saß er nun, geistig wie körperlich zu jedem Widerstande geneigt und doch durch die fremde Umgebung seltsam verschüchtert. Draußen im Dorfe hätte ihn keine Macht der Erde dazu vermocht, an einer Stelle, die er sich nicht selbst ausgesucht, sitzen zu bleiben — noch dazu wie ein „hölzernes Gotteslämmchen“. Hier aber that er sein Bestes, drückte die festgeballten Fäuste zwischen die Kniee, biß die Zähne zusammen und ließ nur die Augen mit steigendem Mißbehagen umherwandern.

Das dunkle Ladenstübchen, das als eine Art Polterkammer benutzt wurde, der lange, schmale Laden mit den bis an die Decke reichenden Schränken, Kasten und Warenballen, das Schreibpult im Hintergrunde mit der am lichten Morgen brennenden Lampe, das alles kam dem Knaben häßlicher vor als je. — Denn hier gewesen war er schon mehr als einmal; dann war er jedoch immer an der Mutter Hand nur durchgegangen, um oben am Ende der Wendeltreppe, auf deren unterster Stufe er jetzt saß, in das schönste Zimmer zu kommen, das es auf Erden geben konnte. Ein wirres Bild von Blumen, Spiegeln und Goldrahmen stieg in ihm auf, und inmitten aller dieser Herrlichkeiten befand sich eine blaße, freundliche Frau, die ihm aus einem goldenen Schächtelchen Süßigkeiten zu essen gab. Ob sie wieder da oben im Lehnstuhl saß und das goldene Schächtelchen neben sich hatte? — Wenn er sich davon überzeugte? — Das Verbot der Großmutter machte ihm keine Sorgen; sie kommandierte den ganzen Tag, er war den ganzen Tag ungehorsam und dabei blieben sie die besten Freunde — aber der fremde Mann, der so steif hinter seinem Ladentische stand und über seine steife Krawatte so streng in die Welt hinaussah, würde der ihn hinaufgehen lassen?

Vorsichtig, Herrn Lepoirier unverwandt ansehend, zog der Kleine die Holzschuhe aus und schob sie beiseite, stand auf, faßte das Treppengeländer, sprang leichtfüßig, wie man es dem derben Jungen nicht zugetraut hätte, von Stufe zu Stufe und stand nach wenigen Augenblicken oben auf dem kleinen Vorplatze.

Da waren geschlossene Thüren rechts und links und eine nur angelehnte in der Mitte. Auf den Zehen schlich er heran, sah sich jedoch getäuscht: sie führte nur auf die Haupttreppe des Hauses. Jetzt aber wurde die Thür zur Rechten geöffnet; er hörte die Stimme der Großmutter flüsternd sagen:

„Lauf, Maritorne, lauf, so schnell du kannst. Der Herr Doktor und der Herr Pfarrer sollen gleich kommen — aber gleich, sonst ist es zu spät.“

Ein Mädchen eilte an ihm vorbei, ohne ihn zu sehen; auch die Großmutter sah ihn nicht, als er in das halbdunkle Zimmer trat. Sie stand, der Thür den Rücken wendend, an dem Himmelbett im Hintergrunde und sagte mit dem sanften Ton, in dem sie sonst nur mit ganz kleinen Kindern und kleinen Tieren sprach:

„Mein armer, lieber Engel, ich möchte doch Monsieur Lepoirier rufen.“

„Nein, nein, ich bitte dich ... nicht Monsieur Lepoirier!“ antwortete eine schwache Stimme zwischen den Bettvorhängen. „Deine Jeannette soll kommen, daß ich ihr mein Kind anempfehlen kann

... aber schnell, schnell ... sonst ist es zu spät!“

Was meinten sie nur mit dem zu spät? — Die Großmutter, die das vorhin zuerst gesagt hatte, widersprach jetzt; aber die matte Stimme bat wieder:

„Geh, hole mir deine Jeannette; du sagtest ja, sie wäre zum Markt in der Stadt... Sie soll kommen ... schnell, schnell!“

„Ja, ja, mein lieber Engel, sie soll kommen. Ich werde den Jungen nach dem Markte schicken und bin gleich wieder hier,“ antwortete die Großmutter und drückte, als sie vom Bette zurücktrat, das Taschentuch an die Augen. So kam es, daß sie den Enkel nicht sah, obwohl sie dicht an ihm vorbeiging, und er ließ sie gehen, ohne sich bemerklich zu machen.

Wie gebannt hingen seine Augen an dem weißen Bette. Plötzlich bewegte sich etwas und ein kleines Kind fing an zu weinen. Jetzt erst sah er, daß auch eine Wiege dastand, und indem er unwillkürlich näher trat, stieß er an einen Stuhl.

„Wer ist da?“ fragte die matte Stimme.

„Ich bin's!“ gab er kleinlaut zur Antwort.

„Wer?“ fragte sie wieder. „Laßt doch das Kind nicht so weinen.“

Er trat an das Bett. Da lag die bleiche Frau, die früher in dem Lehnstuhl zu sitzen pflegte. Einen Moment starrte sie ihn an, dann wurden die verschleierten Augen so freundlich, wie er sie früher gesehen hatte.

„Kleiner Jean ... du bist's!“ sagte sie; dann starrte sie ihn wieder an, während das Kind leise fortweinte; endlich sagte sie:

„Ich kann es nicht mehr anhören ... Jean, gieb mir das Kind.“

Er gehorchte. Vorsichtig, wie er nie etwas angefaßt hatte, nahm er das kleine Geschöpf aus der Wiege und trug es der Mutter hin.

„Mein armes, liebes Kind!“ sagte sie und strich mit der beinahe durchsichtigen Hand über sein Köpfchen; „ich muß dich verlassen, mein armes, liebes Kind... Jean,“ fuhr sie nach einer Pause fort, und es klang seltsam feierlich, wenn sie ihn so anredete, vielleicht weil ihn sonst niemand bei diesem Namen nannte, „weißt du, was sterben ist? — Ich muß sterben, und deine Mutter wird mein armes Kind hinnehmen und es lieb haben, wenn ich tot bin. Willst du das auch thun? ... willst du es lieb haben?“

Er nickte ihr zu, sprechen konnte er nicht.

„Gieb mir die Hand darauf,“ sagte sie nach einer Pause wieder, und ihre Stimme war nur noch wie ein Hauch. Und dann legte sie die rotbraune Tatze, die er ihr zögernd reichte, auf die geballten Händchen ihrer Kleinen und hielt sie da fest. Das Kind weinte und warf das Köpfchen hin und her.

„Sei still, meine arme Jeanne ... Jean wird dich lieb haben ... sei still, meine arme Jeanne,“ hauchte die Mutter leiser und leiser; dann wurde sie ganz still, und es war nichts mehr zu hören als das Weinen des Kindes und das einförmige Ticken einer Uhr. — Der Knabe fürchtete sich wie nie im Leben; er hätte rufen mögen, sich losreißen, fortlaufen, aber er konnte nicht.

Endlich, endlich hörte er Stimmen und Schritte, und im nächsten Augenblick war das Zimmer voll Menschen.

„Lütin, Unglückskind! wie kommst du hierher?“ rief seine Mutter und zog ihn von dem Bette fort, an dem die Großmutter weinend auf die Kniee fiel, während der Pfarrer im vollen Ornat herantrat und Maritorne Küster und Chorknaben, die mit Glöckchen, Kruzifix und Weihrauchbecken auf dem Vorplatze standen, hereinkommen ließ. Und dann war plötzlich auch Herr Lepoirier da. Alle knieten nieder, und das Schluchzen der Frauen begleitete die Sterbegebete.

* * *

Daß Johannes der Täufer zu den mächtigsten Heiligen im Himmel und auf

Erden gehört, weiß im Bearn jedes Kind, und ebenso, daß dieser mächtige Heilige dem Bearn besonders gnädig ist. Darum giebt es denn auch nirgends so viele Jeans und Jeannen als in diesem gesegneten Erdenwinkel, und es ist durchaus keine Seltenheit, daß sich der Name von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie wiederholt, so daß man, um die Schutzbefohlenen des Heiligen im Alltagsleben unterscheiden zu können, zu allerlei Umbildungen und Ableitungen Zuflucht nehmen muß.

Großmutter Jeannetons Mutter hatte Jeanne geheißen, ihre Tochter wurde Jeannette genannt, und da ihr Bruder Grand-Jean, ihr Sohn Petit-Jean hieß, konnte der Schwiegersohn, Jeannettens Mann, seinen einfachen Namen, Jean, behalten.

Schwieriger war es, als Jeannettens Erstgeborener gleichfalls Jean getauft wurde. Anfangs hieß er nur der Kleine, dann, als er sich mehr und mehr als kleiner Plagegeist erwies, nannten sie ihn mit dem landesüblichen Namen der Kobolde und Poltergeister Lütin. Die Nachbarschaft ging darauf ein, und bald war er in ganz Arressi als Caduchons Lütin bekannt.

Er hatte dem Namen bis jetzt alle Ehre gemacht. Bei den dummsten Streichen, die von seinen Altersgenossen und selbst von älteren Knaben begangen wurden, war er Anführer oder hatte wenigstens die Hand im Spiele. Kräfte hatte er wie ein Zehnjähriger; im Laufen, Springen, Klettern nahm er es mit jedem auf; Holzschuhe brauchte er für drei, und nie hatte man ihn, wenn er nur für eine Viertelstunde den Augen der Mutter entrückt gewesen, mit ganzen Höschen gesehen. Auch die Schule besserte nicht viel. Für den Zwang, den er sich dort anthun mußte, hielt er sich in den Freistunden schadlos.

Daß man diesen wilden Burschen nicht wie andere seines Alters zu häuslichen Geschäften verwenden konnte, verstand sich von selbst.

„Mach, daß du fortkommst!“ war die beständige Mahnung der Mutter und Großmutter, wenn er den Lärm, den die jüngeren Geschwister machten, mit seiner Stentorstimme überschrie, und er ließ sich das nicht zweimal sagen, besonders nachdem seit etwa drei Wochen eine kleine Schwester — ebenfalls eine Jeanne — dazugekommen war, auf deren Schlaf beständig Rücksicht genommen werden sollte. Sobald er morgens seine Broyo (Maismehlbrei) verschlungen hatte, pflegte er zu verschwinden und erst zum Mittagessen wiederzukommen, wenn er nicht vorzog, sich auf irgend einem Weideplatz in den Bergen — auf ein paar Stunden Wegs kam es ihm nicht an — bei einem Hirten zu Gast zu bitten.

„Sollte man nicht den Jungen etwas mehr im Hause halten?“ hatte eines Tages Vater Jean in seiner sanften Weise zu fragen gewagt, aber Großmutter Jeanneton hatte ihm sofort die Thorheit dieses Verlangens klar gemacht.

„Den Lütin im Hause halten?“ hatte sie geantwortet. „Das, mein lieber Schwiegersohn, mögen Sie nur selbst besorgen, ich wüßte nicht, wie ich's anfangen sollte. Der Junge ist so wenig zu fassen wie der Wind, und überdies hat man auch ohne ihn genug zu thun und weiß oft nicht, wie man in dem Durcheinander mit seinen zwei Händen, die nun nachgerade alt werden, auskommen soll. Unser Zweiter, der Antoine, ist auch kein Herrgottsschäfchen und hat vom Morgen bis zum Abend seine hunderttausend Fragen im Sinn, daß es einem über alles Bescheidgeben wie ein Mühlrad im Kopfe herumgeht. Und der André, das liebe Kind, lernt seine Fäuste gebrauchen und reißt alles um, was er bewältigen kann. Und sein Milchbruder, der Henri, will doch auch besorgt sein. Und die Jeanne — Gott segne ihre Lungen! — schreit, daß man sie bis ans Ende des Dorfes hört, wenn sie nicht, sobald sie aufwacht, herumgetragen wird. Und dazu das Kochen und Waschen und Flicken und Scheuern — da möcht ich wirklich wissen,

lieber Schwiegersohn, woher man auch noch für den Lütin Hände und Atem nehmen soll."

Jean fühlte sich geschlagen wie immer, wenn die Schwiegermutter auf ihn einredete, zog sich stumm zurück und beruhigte sein väterliches Gewissen in dem Gedanken, das Seinige versucht zu haben. Weiteres mußte Gott und den Heiligen überlassen bleiben.

Das war kurz vor dem Tode der armen Hortense, und Jean, der die sanfte, blasse Frau, er wußte selbst nicht warum, immer bemitleidet hatte, nahm herzlich Teil an dem Kummer der Seinigen und gelobte sich selbst, dem Töchterchen der Verstorbenen ein treuer père nourricier zu sein, obwohl es eigentlich gegen seinen Wunsch und Willen geschah, daß abermals zu dem eigenen jüngstgeborenen Kinde ein fremdes ins Haus genommen wurde.

„Bei den ersten dreien war's etwas anderes," hatte er gesagt, als zuerst davon die Rede gewesen war. „Damals konnten wir die Einnahme nicht von der Hand weisen. Aber seitdem ich meine Erbschaft gemacht und das schöne Maisfeld und den Falben gekauft habe, ist's nicht mehr nötig, daß sich die Jeannette so abquält."

Großmutter Jeanneton war anderer Ansicht.

„Es ist nicht zu glauben, auf was für dumme Gedanken so ein Mann gerät!" rief sie, die Arme in die Seite stemmend, indes die Broyo, die sie eben gerührt hatte, in Gefahr kam anzubrennen. „Hat man je gehört, daß ein Pferd einen Nourrisson ersetzen kann? — und was Ihre Erbschaft anbetrifft, auf der Sie immer herumreiten, so berechnen Sie doch mal, mein lieber Jean, was auf jedes von Ihren Kindern kommt, wenn Sie das schöne Maisfeld und den Falben in vier Teile teilen; und wenn's noch ausgemacht wäre, daß es bei dem Kindersegen bleibt! — Was aber die Jeannette anbetrifft, so würde ich, als ihre Mutter, mich ins Herz hinein schämen, wenn sie meinte, wegen so eines Stadt-Nourrissons von abquälen reden zu können — noch dazu, nachdem zu Neujahr der kleine Maire-Adjunkt von seinen Eltern zurückgeholt ist, so daß wir von fremden Kindern nur noch den Henri im Hause haben. Ich habe auch zu jedem Kinde meinen Nourrisson gehabt — es waren freilich nur drei. Aber die Jeannette, die einen halben Kopf größer ist als ich, wird auch den vierten noch auf sich nehmen können. — Was meinst du dazu, Jeannette? — sag's frei heraus."

Und Jeannette, eine große Frau mit frischem Gesicht und mit scharfblickenden Augen, sah von ihrem Nähzeug auf und versicherte: der vierte Nourrisson wäre ihr ganz recht, besonders wenn es ein Kind ihrer lieben Madame Hortense sein könnte. So war denn Jean wie gewöhnlich überstimmt, und da er sich auch diesmal ohne Murren in sein Schicksal ergab, wurde ihm von dem Gelde, das der Nourrisson ins Haus bringen würde, ein zweites Mastschwein in Aussicht gestellt.

Von Stund an hatte er dem künftigen kleinen Hausgenossen freundlich entgegengesehen, und das Unglück des mutterlosen Kindes hatte sein Herz vollends erweicht. So war er denn auch gern bereit, nach der Kleinen zu sehen, als Jeannette zum erstenmal nach dem Tode der Milchschwester wieder mit Butter und Eiern zum Markte nach Pau fuhr und ihr eigenes Töchterchen mitnahm, während Großmutter Jeanneton mit einem Korb voll Wäsche und den drei jungen Knaben nach der Wiesenquelle ging. Jean hatte heute im Garten zu thun, da konnte er leicht hin und wieder mal ins Haus gehen.

Anfangs hatte er alles in Ordnung gefunden; das Kind schlief, wie es fast immer that. Das dritte Mal aber bewegte sich etwas hinter den grünen Sergevorhängen des Ehebettes, in dem die Kleine lag, und als Jean hastig näher trat, um die Katze fortzujagen, die er dort vermutete, sah er zu seinem unaussprechlichen Erstaunen seinen Lütin auf dem Deckbett sitzen, eine Tasse in der Faust, aus welcher

er mit Hilfe eines Löffels dem Kinde Milch einflößte.

„Lütin, du! ... Um Gotteswillen, was machst du da?“ rief der Vater.

„Sie weinte so kläglich ... das kann ich nicht hören,“ gab der Junge zur Antwort, und ein seltsam scheuer Blick kam in die sonst so kecken braunen Augen. Die Worte der sterbenden Hortense klangen ihm im Ohre wieder. Aber im nächsten Moment war es vorüber, und als echter Lütin sprang er von seinem Sitz mitten in die Stube, daß der Blechlöffel klirrend auf die Steinplatten fiel und eine Beule davontrug.

Vater Jean beachtete das nicht. Er wendete das Kindchen hin und her; aber der Lütin schien ihm nichts Böses gethan zu haben. Es blinzelte, streckte die dünnen Glieder, an denen nichts gebrochen war, drückte die geballten Händchen vor den Mund und schlief wieder ein.

Kopfschüttelnd kehrte Jean zu seiner Arbeit zurück. Als er in den Garten trat, saß sein Erstgeborener rittlings auf der Stange des Ziehbrunnens, fuhr, als er den Vater erblickte, mit Blitzesschnelligkeit herunter, sprang über ein Salatbeet, drängte sich durch das Gezweig der Kirschlorbeerhecke, war, als Jean herantrat, ihn zurückzurufen, schon über die Hälfte des Gemeindeangers weggelaufen und begann eben mit entsprechenden Gebärden und gellender Kinderstimme sein Lieblingslied:

„Mon père m'a fait cordonnier,
Tire la lignole,* tire la lignole,
Mon père m'a fait cordonnier,
Tire la lignole de mon soulier.“

Nach reiflicher Überlegung hatte Jean beschlossen, weder Frau noch Schwiegermutter etwas von Lütins wunderlicher Sorgfalt für das Pflegekind zu sagen; aber er selbst behielt den Jungen im Auge und überzeugte sich, daß diese Sorgfalt nicht einer vorübergehenden Laune entsprungen war. Der Gedanke an das Kind schien den Lütin förmlich zu verfolgen; mitten im wildesten Spiel brach er plötzlich ab, um nach der Kleinen zu sehen; wenn sie weinte, quälte er Mutter und Großmutter bis aufs Blut, ihr beizuspringen, während sich sein Schwesterchen halb tot schreien konnte, ohne daß er nur den Kopf danach umwendete, und eines schönen Tages — der Frühling war inzwischen herangekommen — entdeckte ihn Großmutter Jeanneton am äußersten Ende des Obstgartens im Grase sitzend, das Kind auf dem Schoße, dem er, wie sich Jeanneton ausdrückte, „ernsthaft wie ein Küster“ etwas vorsang.

Auf die Vorwürfe der Großmutter — Dieb und Räuber nannte sie ihn, weil er die Kleine heimlich fortgeschleppt hatte — auf alle diese Vorwürfe gab er auch diesmal einfach zur Antwort: „Sie weinte so jämmerlich, das kann ich nicht hören,“ und brachte sich damit unbewußt um ein Stück seiner goldenen Freiheit.

Von Stund an hieß es täglich so und so oft: „Lütin, die Kleine weint!“ — Großmutter Jeanneton hatte sich überzeugt, daß sie ihm anvertraut werden konnte — und dann nahm er das kleine Geschöpf ohne Widerrede in die Arme und schien immer zu wissen, ob es zu seinem Behagen Schatten oder Sonnenschein haben mußte.

Unter den Kameraden gab es ein Hallo, als auch der Lütin, wie so viele seiner Altersgenossen, dem verhaßten, verspotteten Kinderwarten verfiel.

„Der Lütin und die Lütine ... der Lütin und die Lütine!“ schrieen sie, als sie ihn zum erstenmal mit der Kleinen auf dem Gemeindeanger erblickten, faßten sich bei den Händen und tanzten einen wilden Rundtanz um ihn her.

Einen Augenblick kam das Kind in Gefahr, in ein Handgemenge zu geraten, aber plötzlich wurde der Zorn, der in Lütins Augen loderte, von einem lustigen Aufleuchten besiegt.

„Ja, ja!“ schrie er, daß es die Stimmen der Kameraden übertönte, „der Lütin und die Lütine!“ und die Kleine auf steifen Armen vor sich hinhaltend, drehte er sich langsam um sich selbst, indes die an-

* Lignole, Provinzialismus für ligneul, Pechdraht.

deren im Kreise um ihn hertanzten. Die beabsichtigte Verhöhnung war zur Huldigung geworden.

Damit hatte das Kind gleichsam eine zweite Taufe erhalten; nach kurzer Zeit hieß es bei alt und jung nur noch die Lütine, und es war so bequem, die beiden kleinen Jeannen auf diese Weise zu unterscheiden, daß sich auch die Pflegeeltern bald an den Namen gewöhnten, obwohl sie anfangs gefürchtet hatten, Monsieur Lepoirier würde sich dadurch gekränkt fühlen.

Von dieser Sorge kamen sie jedoch zurück: Monsieur Lepoirier kümmerte sich so wenig um sein „teuerstes Kleinod“, seine Tochter, daß es ihm gleichgültig sein konnte, welchen Namen sie in Arressi trug.

* *
*

Lütine hatte seit kurzem das erste Lebensjahr vollendet, als Jean von einer Marktfahrt nach Pau die Kunde mitbrachte, Monsieur Lepoirier hätte sein Geschäft verkauft und würde nach Paris übersiedeln.

Großmutter Jeanneton war empört; ein so gutes, altes Geschäft mit fester Kundschaft aufzugeben, wäre mehr als Thorheit, wäre geradezu eine Sünde, erklärte sie. Jean gab ihr recht; Jeannette wagte daher nicht, ihre Freude über diese Wendung der Dinge — durch die sie von der Lütine befreit zu werden hoffte — gegen die Ihrigen auszusprechen. Gewöhnt, mit ihren Pflegekindern sowohl wie mit den eigenen Sprößlingen Staat zu machen, hatte sie kein Herz für das zarte, blasse Geschöpf mit den seltsamen Augen, die groß, dunkel, wie mit ängstlicher Verwunderung Welt und Menschen ansahen.

„Als ob man dem dummen Dinge etwas zuleide thäte,“ klagte Jeannette; „es wird doch gehalten wie eine Prinzessin; bekommt zu trinken, so viel es mag, wird alle Tage gewaschen und trägt Häubchen mit rosa oder blauen Schleifen, während meine Jeanne nur ihre lieben, blonden Härchen auf dem Kopfe hat. Aber die ist trotzdem zehnmal hübscher und ansehnlicher als die Lütine. Es ist geradezu eine Bosheit von dem Kinde, daß es nicht gedeihen will.“

Dennoch hätte sich Jeannette unter gewöhnlichen Verhältnissen tief gekränkt gefühlt, wäre ihr die Lütine vor dem vierten oder fünften Lebensjahre abgenommen worden — so lange blieben alle Nourrissons auf dem Lande. Aber wenn Monsieur Lepoirier nach Paris zog, war es selbstverständlich, daß er seine Kleine dort in der Gegend unterbrachte.

Von Tag zu Tag wartete sie auf die Mitteilung dieses Entschlusses, und als sie am nächsten Sonntage um die Vesperzeit ein Korbwägelchen von der Dorfgasse abbiegen und ihrem Hause zufahren sah, war sie überzeugt, daß Monsieur Lepoirier darin sitzen müsse.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Aus dem Hause tretend, erkannte sie schon von weitem seine steife Haltung und seinen hohen Hut, aber neben ihm saß eine verschleierte Frau — wer konnte das sein?

Der Wagen hielt. Nach allen Seiten grüßend — Jean und die Großmutter waren gleichfalls aus dem Hause getreten — kletterte Monsieur Lepoirier herunter, half seiner Begleiterin absteigen und sagte, während sie ein bleiches, gedunsenes Gesicht mit grünen, leicht schielenden Augen entschleierte:

„Erlauben Sie ... Sie kennen Madame Anastasie, verwitwete Bonnechose... erlauben Sie, daß ich sie Ihnen als künftige Madame Lepoirier vorstelle.“

Ein Augenblick eisigen Schweigens folgte. Abgesehen von ihrer Häßlichkeit, war Madame Bonnechose, die Inhaberin des großen, dem Lepoirierschen Laden gegenüberliegenden Modenmagazins, allgemein als zanksüchtig und hochmütig verschrieen — wie war es möglich, daß Monsieur Lepoirier diese Frau der überall beliebten Hortense zur Nachfolgerin, seinem Kinde zur Mutter gab!

Jeannette faßte sich zuerst.

„Da kann man also Glück wünschen,“

fing sie an, aber Großmutter Jeanneton fiel ihr ins Wort:

„Das wollen wir anderen überlassen," sagte sie mit bebender Stimme; „wer Madame Hortense so lieb gehabt hat wie wir, kann sich unmöglich darüber freuen, daß sie so schnell ersetzt und vergessen wird ... gestern vor vierzehn Tagen war's ein Jahr, daß sie gestorben ist ..."

„Das geht niemand etwas an!" fiel Monsieur Lepoirier zornig ein. Madame Bonnechose legte die Hand auf seinen Arm.

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Freund," bat sie; „daß man die schnelle Verlobung mißbilligen würde, habe ich Ihnen vorausgesagt. Wir sind ja nicht hergekommen, um uns beglückwünschen zu lassen, sondern weil sie vor der Abreise Ihre Kleine zu umarmen wünschten ... sobald das geschehen ist, fahren wir wieder fort."

„O nein, meine liebe Madame Bonnechose, das werden Sie uns nicht anthun!" rief Jeannette. „Meine Mutter hat es nicht bös gemeint ... bitte, treten Sie ein ... Monsieur Lepoirier, bitte! ... Sie müssen doch ausruhen, müssen eine Erfrischung zu sich nehmen. Die Kleine ist ohnehin nicht da; mein Ältester hat sie mit ins Dorf genommen."

Monsieur Lepoirier ließ sich erweichen. „Um des Kindes willen," sagte er, bot Madame Bonnechose den Arm und führte sie ins Haus, während Jean fortlief, die Lütine zu holen. Jeannette bat, sobald ihre Gäste eingetreten waren, in herkömmlicher Weise, sich's bequem zu machen und mit einer Brotrinde vorlieb zu nehmen.

Diesmal war darunter ein Vesperbrot zu verstehen, das aus kaltem gekochtem Speck, Käse, Metturo (Maisbrot) und einer Flasche Wein bestand. Aber so einladend das alles auf dem weißen, rotgeränderten Sonntagstischtuche serviert wurde, Madame Bonnechose behielt ihre hochmütige Miene und hatte kein Wort der Anerkennung für Speise und Trank. Auch Monsieur Lepoirier aß in unhöflichem Schweigen und zog die Brauen noch höher herauf als gewöhnlich. Großmutter Jeanneton fand das unanständig, unerträglich und fragte plötzlich, obwohl sie sich vorgenommen hatte, nichts mehr zu sagen:

„Ist's denn wahr, Monsieur Lepoirier, daß Sie Ihr Geschäft verkaufen und nach Paris ziehen wollen?"

„Das Geschäft ist schon verkauft," gab er zur Antwort; „ich bin hier, um Abschied zu nehmen."

Jeanneton schlug die Hände zusammen.

„Also wirklich — das schöne Geschäft!" rief sie im Tone des Bedauerns. „Mein lieber Monsieur Lepoirier, ich fürchte, das werden Sie noch einmal bereuen."

„Gewiß nicht!" sagte Madame Bonnechose. „Für einen Mann von Monsieur Lepoiriers Geist und Talent wird in Paris erst das rechte Leben anfangen."

Es lag etwas im Wesen dieser Frau, das Großmutter Jeanneton unwiderstehlich zum Widerspruch reizte.

„Anfangen, sagen Sie, meine liebe Madame Bonnechose," gab sie zur Antwort, ohne die abmahnenden Winke ihrer Tochter zu beachten. „Zum Anfangen in Paris scheint mir Monsieur Lepoirier etwas zu alt, während er hier seine Kundschaft sicher hatte."

„Kundschaft!" wiederholte Madame Bonnechose mit verächtlichem Achselzucken. „Davon, meine Liebe, ist gar nicht die Rede. Aber freilich, das verstehen Sie nicht," und mit hochmütiger Miene lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück.

Großmutter Jeanneton wurde rot und sah aus, als ob sie eine böse Antwort auf der Zunge hätte. Monsieur Lepoirier kam ihr zuvor.

„Ich habe zwar keinem Menschen Rechenschaft zu geben," sagte er; „aber da wir uns schon so lange kennen und da mir daran liegt, daß Sie die Frau richtig beurteilen, der ich es verdanke ..."

„Lieber Freund, ich bitte Sie ... Sie werden doch nicht ..." fiel Madame Bonnechose ein.

„Warum denn nicht, meine Liebe?" sagte Monsieur Lepoirier. „Wie Ihnen

die Ehre meines Namens am Herzen liegt, so möchte ich die Anerkennung der ganzen Welt für Ihre Hochherzigkeit erzwingen. Ja, meine Freunde, wenn dereinst der Name Lepoirier im Buch der Geschichte verzeichnet steht, habe ich es nur dieser edlen Frau zu danken. Sie hat mich aufgerüttelt, hat mich überzeugt, daß ich zu Höherem berufen bin, als in einer Provinzialstadt hinter dem Ladentische zu stehen, und daß sich loyale Gesinnung durch loyale Thaten beweisen muß. In Paris werde ich für mein Vaterland, für meinen König leben und sterben."

„Sterben, Monsieur Lepoirier, um Gottes willen!" rief Jeannette. Madame Bonnechose lachte.

„Da sehen Sie, lieber Freund, wie wenig Sie verstanden werden," sagte sie, und zu Jeannette gewendet, fügte sie hinzu: „Monsieur Lepoirier wird sich in Paris mit Politik beschäftigen und sich zum Deputierten wählen lassen ..."

„Und damit ich das kann," fiel er ein, „hat sich Madame Bonnechose entschlossen, gleich mit mir nach Paris zu gehen, um, während ich mich den öffentlichen Angelegenheiten widme, das Strumpfwarengeschäft zu leiten, das ich dort kaufen werde."

„Ich hoffe noch immer, Sie entschließen sich, anstatt dessen ein Modenmagazin zu kaufen," sagte Madame Bonnechose. „Ein elegantes Modenmagazin ist der Traum meines Lebens."

Jeannette, die aus dem allen nur herausgehört hatte, daß Madame Bonnechose Herrn Lepoirier gleich nach Paris folgen würde, fiel ihr ins Wort:

„Dann heiraten Sie wohl schon in den nächsten Tagen?" fragte sie; „und wollen Monsieur Lepoiriers Kleine wohl gleich mitnehmen?"

„Nach Paris? ... die Lütine? ... ich glaube, du bist verrückt!" rief Großmutter Jeanneton.

„Ich meine ja nicht, daß die Kleine dort bleiben soll," gab Jeannette in gereiztem Tone zur Antwort; „aber in seiner Nähe wird sie Monsieur Lepoirier doch unterbringen wollen. Kein Vater wird sein Kind so weit in der Ferne lassen."

Monsieur Lepoirier stutzte; wie er sich als das Muster eines Geschäftsmannes, das Muster eines Ehegatten gefühlt hatte, wollte er auch das Muster eines Vaters sein. Wenn er als solcher das Kind mitnehmen mußte, war er entschlossen, es zu thun.

„Was meinen Sie, meine Liebe," fing er an; da stürmten die Knaben ins Haus und hinter ihnen kam Jean, die beiden kleinen Mädchen auf dem Arme. Jeannette nahm ihm die Lütine ab, rückte ihr Häubchen zurecht und reichte sie Madame Bonnechose, die mit ihrem Zukünftigen herantrat.

„Welch reizendes Kind; komm her, du süße Kleine," sagte sie mit erzwungener Freundlichkeit; aber die süße Kleine wehrte sich mit Händen und Füßen und brach, als die künftige Stiefmutter sich dennoch ihrer bemächtigte, in klägliches Weinen aus.

Lütin stürzte herbei.

„Lütine, Lütine, weine nicht!" rief er, und sofort wurde sie still, streckte dem Pflegebruder die Ärmchen zu und jauchzte laut auf, als er sie Madame Bonnechose entriß, sie auf seinen Nacken setzte und, während sie mit den kleinen Händen in sein Lockenhaar griff, mit ihr herumgaloppierte. Madame Bonnechose machte ein bitterböses Gesicht.

„Nehmen Sie's der Kleinen nicht übel," sagte Großmutter Jeanneton; „man sieht es Ihnen an, daß Sie nicht gewöhnt sind, mit Kindern umzugehen; Sie werden das arme Ding ungeschickt angefaßt haben."

„Ich — ungeschickt!" rief Madame Bonnechose empört, und der alten Frau den Rücken wendend, fuhr sie, auf Lütin und Lütine deutend, fort: „Sehen Sie, sehen Sie, mein lieber Herr Lepoirier, wie vergnügt die Kleine ist ... mir scheint, daß es am besten wäre, sie vorläufig hier zu lassen ... wir werden in Paris ohnehin alle Hände voll zu thun haben."

Monsieur Lepoirier war sofort einverstanden; das Geschäftliche wurde ohne Schwierigkeiten geordnet, und nach wortreichem Abschiede, wobei er sich mehrmals die Augen trocknete, fuhr er mit seiner Anastasie davon. Mit schadenfrohem Lächeln sah ihm Großmutter Jeanneton nach.

„Das muß ich sagen — die versteht's!" rief sie, ins Haus zurückkehrend; „wenn ich bedenke, wie er die arme Hortense geknechtet hat, und nun folgt er aufs Wort, wie ein Hündchen!"

„Mir ist's lieb, daß wir das Kind behalten haben," sagte Jean; „armes kleines Ding! bei der Stiefmutter wird's ihr nicht zum besten gehen."

Jeannette schüttelte stumm den Kopf. „Wie mir dabei zu Mute war, wurde gar nicht gefragt," klagte sie in späteren Jahren, wenn sie sich den Nachbarinnen gegenüber das Herz entlastete. „Ich habe damals gleich gewußt, daß es so fortgehen, das heißt, daß die Lütine immer das Unrichtige thun würde, und so ist's ja auch geworden. — Nie zuvor war das alberne Ding so lustig gewesen — und wenn sie auch damals nicht begriff, was geschehen war, ein richtiges Kind hätte nicht gelacht und gejubelt in dem Augenblick, wo ihm solche Stiefmutter vorgeführt wurde! — Und wie sie's damals in Dummheit angefangen, so hat sie's mit vollem Verstande fortgesetzt — wenn von Verstand überhaupt bei einem Geschöpf die Rede sein kann, das sich, Gott verzeih mir die Sünde, von Kindesbeinen an mehr als wirkliche Lütine wie als das Kind christlicher Eltern benommen hat."

* *
*

Jeannette stand nicht allein mit diesem Urteil. Von ihrem zweiten Lebensjahre an hörte die Lütine nicht auf, den guten Hausfrauen und Müttern von Arressi zu Schreck und Ärgernis Anlaß zu geben. Kaum hatte man sie an der Hand des Lütin die ersten Schritte machen sehen, als sie auch schon anfing zu klettern wie eine junge Katze, so daß man sie alle Augenblicke mit Not und Gefahr von Bäumen, Dachsparren und verfallenen Weinbergsmauern herunterholen mußte. Als sie älter wurde, leistete sie Unglaubliches im Laufen und Springen; was dabei zerrissen wurde, war ihr gleichgültig. Sie an den standesmäßigen Strohhut, an Schuhe und Strümpfe zu gewöhnen, erwies sich von vornherein als Unmöglichkeit. Mochte sie noch so vollständig ausgerüstet vom Hause fortgehen, immer kam sie barhaupt und barfuß wieder, und da weder Vorwürfe noch Strafen etwas ausrichteten, blieb nichts übrig, als sie in Hemdärmeln und Zwilchröckchen, nackten Füßchen und bloßem Kopfe gehen zu lassen wie die Dorfkinder.

Dennoch sah sie anders aus als diese; sie blieb ungewöhnlich klein und zierlich, wurde von Luft und Sonne nicht gebräunt, hatte seidenweiches, hellblondes Haar, das, ohne gelockt zu sein, wild um das Köpfchen hing und die großen, dunklen, halb scheu, halb verwundert blickenden Augen beschattete. Dazu war etwas Gleitendes, Huschendes, Lautloses in ihren Bewegungen. Die Klagen über den Schrecken, den sie den Leuten verursachte, wenn sie plötzlich „stumm wie ein Mäuschen" dicht vor ihnen aus einer Hecke hervorschlüpfte, über eine Mauer sprang oder im Abenddunkel an einem Baumstamm niederschoß, hörten nicht auf.

Die größte, allgemeinste Entrüstung erregte sie aber durch den unbezwinglichen Hang, beim Gewitter, wenn alle guten Kinder unter Dach kriechen und beten: „Sankt Johann, ich fleh zu dir, deinen Schutz gewähre mir!" im Freien zu sein. — Geradezu unheimlich war es, wenn sie, wie vom Winde getragen, über Feld und Wiese lief, um die nächste Anhöhe zu erreichen, und dann oben stand, unbekümmert, ob ihr der Regen ins Gesicht schlug oder der Wind Haar und Kleider zerzauste. Mit großen Augen starrte sie in die Blitze hinein und schien sich nicht zu fürchten, wenn der Donner krachte, als ob Himmel und Erde zerbersten sollten.

Vergebens hatten die Nachbarn, wenn sie, vom Unwetter überrascht, mit der Kleinen zusammentrafen, den Versuch gemacht, sie mit nach Haus zu nehmen — sie wußte immer wieder zu entschlüpfen. Endlich überließ man sie ihrem Schicksal; ängstliche Seelen meinten wie Jeannette: „Das ist gar kein Kind, das ist wirklich und wahrhaftig eine Lütine,“ während die Aufgeklärten den Caduchons zum Vorwurf machten, daß sie sowohl dem eigenen Knaben wie dem Nourrisson zuviel Willen ließen, und kopfschüttelnd fragten, was Monsieur Lepoirier sagen würde, wenn er eines schönen Tages käme und sein Töchterchen so wiederfände.

Aber Jahr um Jahr verging, ohne daß sich Monsieur Lepoirier sehen ließ. Alle Vierteljahr kam mit dem Postgelde eine Frage nach dem Befinden des Kindes, die Jean am nächsten Sonntag im Schweiße seines Angesichts beantwortete, und im zweiten Jahre seiner Ehe meldete Monsieur Lepoirier, daß ihm seine Frau ein Söhnchen geschenkt habe; außerdem ließ er nichts von sich hören.

Dennoch blieben seine Verhältnisse in der alten Heimat nicht unbekannt. „Schlimme Nachrichten haben schnelle Füße,“ heißt es im bearnischen Sprichwort, und so wurde denn auch in Pau wie in Arressi nur zu bald erzählt, daß es mit Monsieur Lepoiriers Vermögen abwärts ging. Den Wünschen seiner Anastasie nachgebend, hatte er sich ganz der Aufgabe zugewendet, sich zum Deputierten vorzubereiten, und suchte dies Ziel durch Zeitungslesen, durch den Besuch politischer Vereine und durch endloses Besprechen der Tagesfragen zu erreichen, während die Sorge für seine Privatinteressen Anastasie überlassen blieb.

Sie hatte in der Rue Rivoli ein elegantes Modenmagazin erstanden und mußte zu ihrem Schrecken sehen, daß sich die alte Kundschaft verlor. Vielleicht mißtraute man der Provinzialin, vielleicht genügte sie wirklich nicht — und sie nahm sich das Scheitern ihrer Hoffnungen so zu Herzen, daß sie sichtlich dahinschwand.

Und dann kam der Sturm des Jahres 1848 und machte auch Herrn Lepoiriers Hoffnungen ein Ende. Ohne Anastasiens Einfluß würde es den Freunden, mit denen er, um sich populär zu machen, seit Jahren Billard und Domino gespielt, Kaffee und Absinth getrunken hatte, vielleicht gelungen sein, ihn für die Republik zu begeistern; aber Anastasie war Royalistin vom Scheitel bis zur Sohle und hoffte von Tag zu Tag, daß sich Frankreich, wie sie begeisterungsvoll sagte, wieder um den Thron seines legitimen Herrschers scharen und daß die Loyalität die Thränen des Exils trocknen würde.

Ihre Träume blieben unerfüllt. Schon im Herbst desselben Jahres erhielt Jean Caduchon einen schwarzgeränderten Brief mit der Anzeige ihres Todes. Darunter stand mit zitternden Schriftzügen geschrieben:

„Meine Freunde! Da Sie die Verstorbene gekannt haben, werden Sie fühlen, wieviel ich mit ihr verliere. Am liebsten wäre ich ihr ins Grab gefolgt, aber die Sorge für unseren Sohn macht mir das Leben zur Pflicht. Dies teure Ebenbild seiner Mutter in ihrem Geiste zu erziehen, das heißt zu einem Manne, der seinem Namen, seinem Vaterlande und seiner Zeit Ehre machen wird, ist fortan die einzige Aufgabe des unglücklichen, auf Ihre Teilnahme zählenden H. G. Lepoirier.“

Groß war diese Teilnahme nicht — im Gegenteil, Monsieur Lepoiriers Brief erregte mehr Unwillen als Mitleid.

„Thut er nicht, als ob eine Heilige gestorben wäre,“ eiferte Großmutter Jeanneton, „und wir alle wissen doch, daß sie eine hochmütige Närrin war, die vor lauter Einbildung nicht wußte, was man auf ein christliches Adichat (Gott befohlen!) zu antworten hat... Wenn Monsieur Lepoirier für Madame Hortense nur den zehnten Teil, nur den hundertsten Teil seiner jetzigen Betrübnis gezeigt hätte! — Und von seiner Tochter schreibt er nicht ein Wort, will nur für seinen Sohn leben und was Großes aus ihm machen... Ebenbild seiner Mutter nennt er ihn, wird ein hübscher Junge sein, wahrhaftig!“

Der Unwille stieg, als man erfuhr, wie sehr die Verstorbene das Vermögen des Gatten geschädigt. Nachdem Monsieur Lepoirier das elegante Modenmagazin glücklich losgeworden war, fand sich, daß Anastasie außer dem eigenen Kapital auch einen großen Teil des seinigen zugesetzt hatte. Seine Verehrung für die Geschiedene und seine Bewunderung für ihren Geist und ihre Talente wurden jedoch durch diese Entdeckung nicht erschüttert; nur die politischen Verhältnisse konnten an dem Scheitern ihres wohlberechneten Lebensplanes schuld sein. Resigniert zog sich Monsieur Lepoirier aus dem vornehmen Stadtviertel zurück, kaufte mit dem Rest seines Vermögens ein bescheidenes Strumpfwarengeschäft in der Rue des vieux Augustins, arbeitete und sparte wie ein Anfänger und seine einzige Erholung war, sich auszumalen, was aus ihm geworden wäre, wenn er das Glück gehabt hätte, seine Anastasie zu behalten, oder zu überlegen, auf welchem Wege er seinen Sohn Louis-Philippe-Bernadotte am sichersten dem Ziele zuführen könnte, das zu erreichen ihm selbst nicht beschieden war.

Lange Zeit ging er mit sich zu Rate, ob es nicht das beste wäre, den Knaben in England, unter den Augen seines exilierten Königs, erziehen zu lassen; aber noch ehe Louis-Philippe-Bernadotte, der bei seiner Amme in Bougival aufwuchs, das schulpflichtige Alter erreichte, kam der Staatsstreich von 1851 und stürzte Herrn Lepoirier, wie er selbst gestand, in ein Meer von Zweifeln.

Würde sich Anastasie mit dem Empire versöhnt haben? — hatte er nicht, wenn er es that, den Zorn des teuren Schatten zu fürchten? — Nach und nach kam er jedoch zu der Überzeugung, es wagen zu dürfen; Anastasie hatte jederzeit nur von dem Wiederaufrichten des Thrones gesprochen, und wenn sie den Tag herbeigesehnt, an welchem „die Thränen des Exils von der Loyalität getrocknet werden würden", hatte sie nie gesagt, daß diese Thränen von den Orleans geweint sein müßten. Auch die Napoleoniden waren verbannt gewesen, und ein Napoleonide war es, der den von Anastasie vorhergesehenen Sieg über die Hydra der Revolution davongetragen. So beschloß denn Monsieur Lepoirier eines schönen Tages, dem Sieger seine Anerkennung und Unterstützung nicht länger zu versagen. Er rief „Vive l'empereur!" so oft sich ihm die Gelegenheit dazu bot, stimmte und wählte im Sinne der Regierung und strich den „Philippe" aus dem Namen seines Sohnes — und hatte er für sich selbst in den ehrgeizigsten Träumen nie mehr verlangt als einen Deputiertensitz und das Band der Ehrenlegion, so ging er für Louis-Bernadotte um so weiter: vom Deputierten zum Senator, vom Senator zum Minister, auf dessen Brust das Großkreuz der Ehrenlegion gleichsam als Polarstern fungierte, um den sich alle Ehrenzeichen auswärtiger Mächte gruppierten.

Daß diese Interessen Herrn Lepoirier nicht Zeit ließen, sich um sein Töchterchen zu kümmern, war natürlich. Als sie sechs Jahre alt wurde, hatte sich Jean die Anfrage erlaubt, ob es nicht Zeit sei, die Kleine einer Pension zu übergeben, wo sie lernen könnte, sich als Demoiselle zu benehmen; aber der Vater hatte erklärt, er wünsche sie noch ein paar Jahre in kräftigender Luft zu lassen. So wuchs sie denn unter dem Schutze des Lütin in fröhlicher Wildheit weiter, half ihm nach Kräften bei den ländlichen Arbeiten, zu denen er nach und nach herangezogen wurde, stand der Großmutter im Hause bei und ging mit richtigem Instinkt der Mutter Jeannette, deren Antipathie gegen das Pflegekind sich nicht gemindert hatte, soviel als möglich aus dem Wege.

Und nun war wieder einmal Sankt Johannis, das Hauptfest des Bearn, herangekommen und wurde im Hause Caduchon mit besonderer Freude begrüßt, denn zum erstenmal seit Jahren hatte sich Jeans Bruder Pierrine, der eine Sägemühle im Gebirge besaß, wieder eingestellt, den Namenstag aller großen und kleinen Schutzbefohlenen des Heiligen mitzufeiern.

Eine Verstimmung zwischen ihm und Jeannette hatte ihn so lange fern gehalten. Sie war bemüht gewesen, ihn zu verheiraten, aber er wollte sich auf nichts einlassen, weil er seine Jugendliebe nicht verschmerzen konnte. Seine Auserkorene war ein armes Mädchen gewesen, die denn auch einsah, daß sie sich auf den Besitzer einer Sägemühle keine Hoffnung machen dürfe, und einen anderen geheiratet hatte. Pierrine aber, der übrigens die gute Stunde selber war, verstand in Bezug auf seine Herzensangelegenheiten keinen Spaß, und da er sich mit den Seinigen nicht streiten wollte, blieb er weg, bis über die Geschichte Gras gewachsen war.

Nun aber saß er wieder am Familientische, Bruder Jean gegenüber, wie zur Zeit, als sie beide Kinder waren, und dann gingen sie wie damals zur Messe, traten miteinander zur Prozession an und für beide war es ein besonderer Stolz, den Lütin im weißen Chorhemd über rotem Unterkleide, mit dem Kruzifix in den kräftigen Händen, allen vorangehen zu sehen.

Und stolzer noch als sie war die Lütine, die, statt sich den Kindern am Ende des Zuges anzuschließen, soviel als möglich neben ihrem Freunde blieb oder trotz Staub und Hitze mit rückwärts gewandtem Köpfchen vorauslief.

Durch die Dorfstraße, an blumengeschmückten Stationsaltären vorbei, geht die Prozession nach alter Sitte ins Feld hinaus. Auch die reifende Jahresernte soll den Segen der Kirche empfangen. Vor dem Gesang des Priesters müssen die bösen Kobolde weichen, die Lütins und Farfadets und wie sie alle heißen mögen; und der Mais wird voller, die Traube süßer, die Kastanienernte ergiebiger, wenn sie dem Schutze des Heiligen nochmals empfohlen sind.

Aber leicht macht es der Heilige seinen Schützlingen nicht; die Mittagssonne strahlt und brennt vom wolkenlosen Himmel nieder, die Füße ermüden auf den langen, steinigen Wegen, die Zunge klebt am Gaumen — man merkt, daß Sankt Johann an die Glut der Wüste gewöhnt war, und atmet auf, wenn nach dem beschwerlichen Rundgange das Dorf wieder erreicht ist, wo es aus allen Essen raucht, in allen Töpfen brodelt und jede Hausfrau ihren Tisch festlich gedeckt hat.

Auch Jeannette trug auf, was Garten, Hühnerhof und Keller vermochten. Pierrine hatte seine Freude daran, die schmausenden, schwatzenden Kinder um den Tisch gereiht zu sehen, und ließ sich's nicht nehmen, seinem Liebling, dem Lütin, den Teller immer wieder vollzupacken. Und dann aßen die beiden um die Wette und lachten um die Wette, und dabei hatte Pierrine beständig die Mahlzeiten in der Sägemühle vor Augen, bei denen ihm jahraus, jahrein nur der Cadet Lahorre, sein alter grämlicher Knecht, gegenübersaß.

Auch nachmittags, während seine alten Kameraden herbeikamen, ihn zu begrüßen, wurde er diesen Gedanken nicht los, und anstatt, wie seine Absicht gewesen war, beim Anbruch der Dämmerung den Heimweg anzutreten, ging er mit den Seinigen auf den Gemeindeanger.

„Ich möchte mal wieder ein Johannisfeuer in der Nähe sehen," sagte er, und als bei den letzten Tönen der Abendglocke der Holzstoß in der Mitte des Platzes aufflammte und die Jugend des Dorfes unter dem Freudengeschrei: „Saint-Jean! Saint-Jean!" mit den bereitgehaltenen Stechpalmenzweigen in die Glut schlug — sie sind dadurch geweiht, so daß sie das Haus, über dessen Kaminsims sie befestigt werden, vor Gewitterschaden behüten —, und als sich dann, wie zur Zeit, als er selber jung war, einzelne Gruppen zu Contretänzen und Ronden vereinigten, kam es ihm plötzlich vor, als könnte er die langgewöhnte Einsamkeit nicht mehr ertragen.

„Jean," sagte er, indem er den Bruder beiseite zog, „ich möchte dir einen Vorschlag machen."

In diesem Augenblick klang Freudengeschrei vom Feuer her; mit Hilfe einer Bohnenstange, die er als Springstock benutzte, schwang sich ein Knabe über den zusammensinkenden Scheiterhaufen.

„Lütin! Lütin!" jubelten die umstehenden Kameraden, und die Lütine stürzte herbei und packte die Stange — wahrscheinlich wollte sie sein Kunststück nachmachen — er aber warf die Stange fort, faßte die Kleine bei beiden Händen und zwang sie, sich mit ihm im Kreise zu drehen, während die übrigen Kinder einen Kreis um das Pärchen bildeten und mit dem alten Singsang: „Der Lütin und die Lütine! der Lütin und die Lütine!" um dasselbe herumsprangen.

Jean lachte.

„Wilde Bande — soll mich wundern, wann es der Lütin endlich an der Zeit halten wird, vernünftig zu werden!" rief er, sah aber nicht aus, als ob er diese Zeit herbeiwünschte. Pierrine legte die Hand auf seinen Arm.

„Über den Jungen wollt ich eben mit dir sprechen," sagte er. „Gieb ihn mir mit; bei mir soll er bald vernünftig werden, und gut haben soll er's auch." Und als ihn der Bruder anstarrte, als ob er seinen Ohren nicht traue, fügte Pierrine hinzu: „Du weißt, daß ich nie heiraten werde. Hält sich der Lütin, wie ich's von ihm erwarte, so schreibe ich ihm die Sägemühle zu mit allem, was drum und dran hängt."

„Wie gut du bist!" rief Jean.

„Nein, nein, zu danken hast du mir nicht," gab Pierrine zur Antwort. „Ich thue mir selbst noch mehr zuliebe als deinem Jungen — und doch vielleicht nicht; sieh dir die Kinder mal darauf an... Ja, wo sind sie denn plötzlich hingekommen? ... Wenn ich sie so beisammen sehe, muß ich immer daran denken, wie es mir und der Sylvaine ergangen ist. Man spielt und lacht und tollt miteinander und merkt nicht, wie viel Ernsthaftigkeit dahintersteckt, bis das Unglück da ist."

Jean schüttelte den Kopf. „Es sind noch solche Kinder," fing er an.

„Um so besser!" fiel ihm Pierrine ins Wort. „Solange sie das sind, wird die Trennung leicht; was später geschieht, kann niemand vorhersagen, und lange dauert's auch nicht mehr, bis der Lütin aus den Kinderschuhen heraus ist; auf St. Nikolas wird er fünfzehn Jahre alt."

„Aber was wird meine Frau dazu sagen, und Großmutter Jeanneton, und der Junge selbst?" fragte Jean; es wurde ihm schwer, sich von seinem Erstgeborenen zu trennen.

„Der Lütin müßte natürlich damit zufrieden sein; aufzwingen will ich ihm nichts," antwortete Pierrine. „Was aber deine Frauensleute betrifft" — bei diesen Worten sah ihm wieder der Schalk aus den Augen — „was die betrifft, so brauchen wir nur das Wort von wegen der Sägemühle zu sagen, und du kannst darauf rechnen, daß sie mir, wenn ich's verlange, noch eins von den kleinen Kindern in den Kauf geben."

„Jean! Jean! wo steckst du denn?" rief in diesem Augenblick Jeannette vom Hause her.

„Hier — ich komme!" rief er zurück und setzte sich in Trab; Pierrine folgte langsam nach, als plötzlich neben ihm eine kleine Gestalt aus der Hecke schlüpfte, zwei kleine Hände seinen Arm umfaßten und das weiße Gesicht der Lütine zu ihm aufsah.

„Onkel Pierrine!" rief sie mit fliegendem Atem, und ihre Augen leuchteten in der Dämmerung der Sommernacht, „wenn du den Lütin mitnimmst, mußt du mich auch mitnehmen."

Pierrine lachte. „Dich? — oh que nenni, kleine Dame!" antwortete er; „deinesgleichen kann ich in der Sägemühle nicht gebrauchen — da heißt es arbeiten und vernünftig sein ..."

„Als ob ich das nicht könnte!" rief das Kind; „frag nur den Lütin ..."

„Den du zu allem Unsinn verleitest," fiel Onkel Pierrine in ungewöhnlich strengem Tone ein; „nichts da, Lütine, du bleibst hier ..."

„Dann muß auch der Lütin hier bleiben!" unterbrach ihn die Kleine; „allein lassen darf er mich nicht und thut's auch nicht!"

Mit diesen Worten tauchte sie wieder

in die Dunkelheit zurück, und Pierrine sagte kopfschüttelnd zu sich selbst: „Es ist wirklich an der Zeit, daß die Kinder auseinander kommen.“

* * *

Die Zuversicht der armen Lütine wurde getäuscht: als sie am nächsten Morgen aufstand, war der Lütin, den sie abends nicht mehr gesprochen hatte, mit Onkel Pierrine auf und davon.

Fort, ohne ihr lebewohl zu sagen! Sie begriff es nicht, aber wenn er das gekonnt hatte, wollte sie nicht traurig sein. Sie verschluckte ihre Thränen und aß ihre Broyo, während Jeannette erzählte, wie gern der Lütin nach der Sägemühle gegangen sei und wie gut er es dort haben würde — und dann suchte das Kind die Stunden hinzubringen wie gewöhnlich.

„So ist's recht — so bist du meine gute Lütine!“ sagte Vater Jean, als er sie im Garten beim Jäten traf. „Der Lütin hat sich vor deinem Weinen gefürchtet, darum ist er ohne Abschied fortgegangen; aber ich soll dir seine Grüße ausrichten, das hat er mir immer wieder aufgetragen. Na, na, Kleine, du wirst doch jetzt nicht anfangen zu weinen? — Sei tapfer, dann nehme ich dich mit, wenn ich den Lütin besuche ... und das thue ich bald. Ich hab's dem armen Kerl versprechen müssen ... das Fortgehen ist ihm gar nicht leicht geworden, das habe ich wohl gemerkt.“

Wenn Vater Jean nur das nicht gesagt hätte! Aller Zorn und Trotz des Kinderherzens schmolz dahin, als die Lütine erfuhr, daß der Lütin sich nur tapfer gestellt hatte, und während Jean, der sich vor Unbehagen nicht zu lassen wußte, vom Garten nach der Wiese ging, brach sie in die bittersten Thränen aus, die sie je geweint hatte, und als sie endlich die Augen trocknete, hörte weder der Druck auf, der ihr die kleine Brust zusammenpreßte, noch die Unruhe, die sie hierhin und dorthin trieb — im Gegenteil, es wurde schlimmer, je weiter der Tag sich dehnte.

Am schlimmsten war es, als der Feierabend kam und das Schreien und Lachen spielender Kinder vom Gemeindeanger herüberklang. Wie hatte sonst die Lütine mitgetollt! Heute wäre es ihr unmöglich gewesen. Sie fand es geradezu unrecht, daß die Kameraden so lustig sein konnten, als wäre der Lütin, der immer die besten Spiele angegeben hatte, mitten unter ihnen.

Gehorsam wie nie kam sie ins Haus, als Großmutter Jeanneton zum Schlafengehen rief, ging mit ihrer Milchschwester Jeanne in das Dachkämmerchen hinauf, das sie mit der Großmutter teilten, und legte sich nieder.

Aber schlafen konnte sie nicht; das Lachen und Singen auf dem Anger war zu deutlich zu hören, und als das nach und nach verstummte, war es noch quälender, auf die gleichmäßigen Atemzüge der kleinen Jeanne lauschen zu müssen und im Dämmerschein der Sommernacht zu sehen, wie friedlich sie dalag und im Schlafe lächelte.

Lütine stieß sie an — was brauchte sie zu schlafen! Aber sie machte kaum die Augen auf, kehrte sich der Wand zu und schlief weiter. Lütine hätte sie gern geprügelt, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, hätte sich nicht in diesem Augenblick Großmutter Jeanneton eingestellt, um ebenfalls zu Bett zu gehen.

„Kind, warum schläfst du nicht?“ fragte die alte Frau, als sie nach gewohnter Weise noch einmal an das Bett der kleinen Mädchen trat.

„Ich kann nicht!“ antwortete Lütine, und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Was der Lütin jetzt wohl thun mag?“

„Der Lütin?“ rief Großmutter Jeanneton; „aber Kind, was soll der wohl anders thun als schlafen? Gleich thu das auch ... es schickt sich nicht für kleine Mädchen, bei nachtschlafender Zeit mit offenen Augen in die Welt zu starren. Mach sie zu, mach sie zu und sprich dein Gebet nochmal, dann schläfst du gleich.“

Großmutter Jeanneton legte sich nieder, und nach kurzer Zeit atmete sie ebenso

gleichmäßig, wenn auch viel lauter als die kleine Jeanne. Lütine dagegen half weder das Augenzumachen noch das Wiederholen des Ave Maria, sie dachte doch gleich darauf an den Lütin und die Behauptung der Großmutter, daß er jetzt nichts anderes thun könne als schlafen. Lütine konnte sich viel eher vorstellen, daß er auch so dalag wie sie, mit offenen brennenden Augen und unruhigen Gliedern ... und vielleicht hatte er Onkel Pierrine gefragt: „Was wohl jetzt die Lütine thun mag?“ und der Onkel hatte geantwortet wie die Großmutter: „Was soll die wohl anders thun als schlafen?“ ... Ob er das glaubte? — hätte sie ihn wenigstens danach fragen können. Aber wer mochte sagen, wann sie ihn wiedersah?

Ihre Unruhe wuchs; sie warf sich hin und her, seufzte, setzte sich im Bette auf; Großmutter und Pflegeschwester schliefen ruhig weiter, und die schreckliche Nacht nahm kein Ende ... und wenn sie zu Ende war, kam ein Tag wie heute, und so ging es weiter, immer weiter. Nein, das war nicht auszuhalten! Ohne sich deutlich bewußt zu werden, was sie wollte, schlüpfte die Kleine aus dem Bette; auch jetzt schliefen Großmutter und Jeanne ruhig weiter. Geräuschlos warf sie ihr Röckchen über, dann schlich sie ans Fenster, das der Hitze wegen offen stand; ein Griff, ein Schwung und sie saß oben — noch einmal lauschte sie mit angehaltenem Atem, dann glitt sie am Rebenspalier der Giebelwand nieder und kam wohlbehalten unten an.

Einen Augenblick stand sie wie verdutzt und sah sich um. Es war eine stille, warme Nacht; blasse Sterne schimmerten hell genug, ihr den Weg zu zeigen — den Weg zum Lütin. Was weiter mit ihr werden sollte, fragte sie nicht; das einzige, was sie fürchtete, war, jetzt noch festgehalten zu werden. Die Großmutter konnte erwacht sein oder Vater Jean, wie er zuweilen that, einen Rundgang durch Hof und Garten machen, oder ein Bekannter drüben aus der Schenke kommen. Licht war noch da und man hörte lachen und sprechen. Aber unbemerkt kam Lütine über den Anger, an der offenen Schenkenthür vorbei und, im Schatten der Häuser forthuschend, ans Ende des Dorfes; und nun lag die Landstraße vor ihr, weithin sichtbar zwischen dem Grün der Wiesen und Maisfelder.

Leichtfüßig wanderte sie dahin, ohne zu bedenken, ob ihre Kräfte bis ans Ziel ausreichen würden. Sie wußte nicht einmal, wie weit es bis zur Sägemühle war — dort gewesen war sie nie — wußte nur, daß sie bis Betharam auf der Landstraße fortgehen mußte und daß es dann seitab in die Berge ging. Nach Betharam hatte sie die Großmutter im vergangenen Sommer zu Mariä Himmelfahrt mitgenommen. Sie erinnerte sich, daß sie damals sehr müde geworden und auf der halben Höhe des Calvarienberges unter einem Busche liegen geblieben war, wo sie trotz des lauten Singens und Betens der Wallfahrer fest geschlafen hatte. Damals war sie freilich noch viel kleiner und es war ein glutheißer Tag gewesen, während es jetzt wie ein kühler Hauch von den taugetränkten Wiesen aufstieg.

Aber sonderbar war es, in dieser Stille und halben Dunkelheit so ganz allein zu sein und zu wissen, daß in all der dämmerigen Ferne kein Kind spielte und kein Erwachsener arbeitete, und trotz ihrer Beherztheit stieß die Lütine einen Schrei aus, als sich einmal neben ihr ein Pferdekopf über die Hecke streckte und ein anderes Mal eine Fledermaus in ihrem Zickzackfluge ihren Kopf streifte; im nächsten Moment lachte sie sich selber aus, aber es gab ihr doch ein angenehmes Gefühl von Sicherheit, als sie die Häuser von Bordes erreichte, Hundegebell hörte und durch die Spalten eines Fensterladens Licht schimmern sah.

Mit neuem Mut ging sie weiter, kam in ein zweites Dorf, dessen niedrige Häuschen von einem altersgrauen Schlosse überragt wurden, und besann sich, daß es Coarasse sein mußte, wo, wie Vater Jean häufig erzählte, der große König

Heinrich IV. gelebt hatte, als er noch Kind war, mit den Dorfkindern spielte, Mettüro (Maismehlbrot) aß und Holzschuhe trug wie sie. Wenn Lütine sich den „kleinen König“ vorzustellen suchte, sah er genau aus wie der Lütin. Ob er wohl ebenso stark, klug und mutig gewesen war wie dieser? — und wer wohl den anderen bezwungen hätte? und ob wohl der Lütin König geworden wäre, wenn er den Sieg behielt?

Unter diesen Betrachtungen hatte Lütine das andere Ende des Dorfes erreicht, und plötzlich, als sie die Landstraße wieder so fernhin schimmern sah, erinnerte sie sich, wie weit sie noch von Betharam entfernt war. Erst kam ja noch das Städtchen, wo sie damals mit den Wallfahrern gefrühstückt hatten, und dann die Brücke über den Gave und dann wieder — endlos, wie es ihr jetzt schien — eine Reihe von Dörfern, Wiesen und Feldern. Was sollte sie anfangen, wenn sie nicht mehr weiter konnte und nichts zu essen hatte? — schon jetzt meldeten sich Hunger und Müdigkeit. Hatte sie denn nicht beim Abendessen ihr Stück Mettüro in die Tasche gesteckt? — Ja, da war es. Lütine setzte sich am Wegrain nieder, es zu verzehren.

Aber während sie dasaß und mit übermüdeten Sinnen umherspähte, regte sich's unheimlich fern und nah; es huschte über den Boden, es raschelte unter der Hecke, es rauschte in der Krone des Nußbaumes — und jetzt, sie hörte es deutlich, klang ein Glöckchen in der Ferne. Nun war es still — nun klang es wieder näher, immer näher. Allerlei Geschichten von Farfadets, von Wald- und Wassergeistern, von armen Seelen, die zur Strafe spuken gehen, fielen ihr ein; Geschichten, die sich am Kamin, im Kreise der Nachbarn und Spielkameraden lustig anhören, in Nacht und Einsamkeit aber andere Bedeutung gewinnen. Dabei klang das Glöckchen mit kurzen Zwischenpausen fort, näher, immer näher. — Zum erstenmal im Leben erfuhr Lütine, was Furcht ist. Ein Schauer ging durch die kleinen Glieder; sie hätte fortlaufen mögen und war wie gebannt, hätte aufschreien mögen und fand keinen Ton in der Kehle. Auch ob das Klingeln von rechts oder links kam, unterschied sie nicht mehr. Es war bald hier, bald da — es war überall. — Nun brach es ab — Lütine lauschte mit verhaltenem Atem — war es wirklich fort? — Nein, da klang es dicht hinter ihr, jenseit der Hecke, an der sie saß. In sinnlosem Entsetzen fuhr sie auf. „Jesus, Maria!“ stieß sie hervor, stürzte mit ausgestreckten Händen quer über die Straße und sank im nächsten Moment mit einem Schmerzensschrei zu Boden, während das Glöckchen laut aufklang, etwas Großes, Schwarzes durch die Hecke brach und geradeswegs auf sie zukam. Mit einem neuen Aufschrei schloß Lütine die Augen.

Aber dann wurde sie von sanften Händen angefaßt und eine sanfte Stimme sagte: „Wer bist du Kleine? wie kommst du hierher?“ und als sie aufsah, begegnete sie dem mitleidigen Blick eines alten, dicken, freundlichen Herrn, eines Pfarrers, wie sie beschämt und getröstet im nächsten Moment erkannte. Er kam gewiß von einem Sterbenden, dem er die letzte Wegzehrung gereicht hatte. Hinter ihm stand sein Ministrant, in der einen Hand das Glöckchen, in der anderen das Allerheiligste, das ihm der Pfarrer übergeben hatte, während er dem Kinde beistand.

Lütine schlug ein Kreuz und wollte niederknieen, dem Sakrament nach gewohnter Weise ihre Ehrfurcht zu bezeugen; aber mit einem Wehlaut sank sie zurück, sie hatte sich den Fuß vertreten.

„Weine nicht!“ tröstete der Pfarrer, als sie bei dieser Entdeckung in Thränen ausbrach. „Ich nehme dich mit ins Pfarrhaus, da soll dich meine Marianotte pflegen. Wirst du sie tragen können, Jean-Marie?“

Aber Jean-Marie faßte so ungeschickt zu, daß sich die arme Lütine aufstöhnend von ihm losmachte.

„Laß es gut sein,“ sagte der Pfarrer. „Komm, Kleine, faß mich um den Hals, ich will versuchen, dich zu tragen.“

Sorgsam nahm er sie auf; hoffentlich war es keine Sünde, daß er neben dem Allerheiligsten das verirrte Lamm mit forttrug, und hoffentlich gab es seinen Beichtkindern, wenn das eine oder andere beim Ton des Glöckchens aufstand und ans Fenster trat, kein Ärgernis, das Kinderköpfchen an seiner Schulter liegen zu sehen.

Die schwierigste Aufgabe war jedenfalls, seine Köchin, die alte Marianotte, die schon bei seinem Vorgänger gedient und regiert hatte, mit dem ungebetenen Gaste auszusöhnen. Wie immer, wenn der Pfarrer nachts zu einem Sterbenden gerufen wurde, war sie aufgeblieben, seine Heimkehr betend zu erwarten; war wie immer des Fleisches Schwachheit erlegen und kam mit schlaftrunkenen Augen und verschobener Haube herbei, als das Glöckchen vor dem Pfarrhause erschallte. Was konnte das zu bedeuten haben? warum trug der Herr Pfarrer das heilige Sakrament nicht in die Kirche, ehe er nach Hause kam? Neugierig öffnete sie die Thür und hob mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens Hände und Augen gen Himmel: der Herr Pfarrer mit einem Kinde auf dem Arme!

„Jesus Maria, was ist denn das?“ fing sie an; aber ihr Herr ließ ihr nicht Zeit zu weiteren Fragen.

„Nimm mir die Kleine ab, Marianotte,“ sagte er, „sie hat sich den Fuß verletzt — du weißt ja mit dergleichen umzugehen... Nach der Kirche, Jean-Marie!“ Und ohne weitere Erklärung ließ er Marianotte mit dem Kinde stehen und folgte dem voranläutenden Knaben.

Als er zurückkam, fand er Marianotte in der als Hausflur dienenden Küche am Kaminfeuer beschäftigt. Bei seinem Eintritt richtete sie sich hastig auf.

„O Herr Pfarrer, gut, daß Sie wieder da sind!“ flüsterte sie; „ich habe mich gefürchtet, aber gefürchtet ... die Kleine sagt: sie wäre eine Lütine und auf dem Wege zu ihrem Lütin.“

„Unsinn, Marianotte!“ fiel der Pfarrer ein; „was habe ich dir über die Sündhaftigkeit des Aberglaubens gesagt? — Hast du den Fuß der Kleinen untersucht?“

„Gewiß, Herr Pfarrer, der Fuß ist verstaucht, ich habe Wasser und Essig aufgelegt, das wird ihn wohl zurechtbringen.“

„Gewiß, gewiß, ich wußte ja, daß ich das Kind keinen geschickteren Händen übergeben könnte,“ sagte der Pfarrer und nickte der Alten zu, um das harte Wort von der Sündhaftigkeit des Aberglaubens wieder gut zu machen. Aber weder dies Lob noch das Bewußtsein, sich als Samariterin bewährt zu haben, vermochte Marianotte die gewohnte Freudigkeit zu geben. Sie wußte nicht einmal, ob es recht war, den Farfadets, Lütins und wie das Gelichter sonst noch heißen mag, christlichen Beistand zu leisten, und daß sich ein solches Geschöpf im Pfarrhause befand, auf dem Sofa, das bisher nur den Gesalbten der Kirche gedient hatte. Sie schlug ein Kreuz, während der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, und blieb lauschend an der Thür stehen; sie mußte hören, ob das unheimliche kleine Ding mit den hellen Haaren und den großen schwarzen Augen dem geistlichen Herrn ebenso unverblümt Bescheid gab wie ihr.

Der Morgen graute; das Licht der Talgkerze, die auf dem Sofatische brannte, wurde durch den matten Tagesschimmer abgeschwächt, der durch das rebenumrankte Fenster fiel. Erst als der Pfarrer sich über das Sofa beugte, sah er, daß die Kleine das Gesicht auf den Arm gelegt hatte und bitterlich weinte.

„Ich will fort! ich will fort!“ schluchzte sie, ohne aufzusehen.

„Das kannst du jetzt nicht,“ antwortete der Pfarrer; „aber sag mir, woher du bist und wie deine Eltern heißen, dann will ich sie herkommen lassen.“

„Herkommen!“ wiederholte sie, indem sie sich hastig umwendete. „Ja, ja, der Lütin soll herkommen!“

Die Lauschende trat näher. Was der Herr Pfarrer nun wohl sagte? — aber er war unverbesserlich.

„Der Lütin — wen nennst du so?“ fragte er mit einer Ruhe, als ob sich's

um den gewöhnlichsten Christennamen handelte. „Und wie heißest du selbst, mein Kind?"

„Ich bin die Lütine und der Lütin ist mein Bruder," antwortete die Kleine. Marianotte schlug ein Kreuz; der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Besinne dich," sagte er, indem er einen Stuhl herbeizog und sich setzte. „Du und dein Bruder müßt doch noch andere Namen haben. Lütin und Lütine wird man nicht getauft"; und als ihn das Kind verwundert anstarrte, fügte er hinzu: „Ihr werdet doch einen Schutzheiligen haben?"

„Freilich!" rief die Kleine. „Erst vorgestern ist unser Namenstag gewesen, und da hat der Lütin in der Prozession das große Kreuz getragen, mit dem silbernen Herrgott dran ..."

„Gut, also Jean und Jeanne heißt ihr!" fiel der Pfarrer mit verstärkter Stimme ein; er wußte längst, daß Marianotte horchte. „Nun also, Jeanne, gieb mir weiter Bescheid: wie heißt dein Vater und deine Mutter und wo wohnen sie?"

„Mein Vater, Monsieur Lepoirier, ist in Paris," sagte das Kind, „und meine Mutter, Madame Hortense, ist tot; aber mein anderer Vater, der Jean Caduchon, und meine andere Mutter, die Jeannette Caduchon, wohnen in Arressi."

„Arressi!" wiederholte der Pfarrer, dem das Doppelelternpaar keine Schwierigkeiten machte; „Arressi — das liegt ja noch über Bordes hinaus... Wie kommt es denn, daß dich die Eltern mitten in der Nacht und so weit von Haus verloren haben?"

Lütine stutzte; jetzt erst kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich durch ihr Fortlaufen wieder einmal vergangen hatte. Weniger zuversichtlich als bisher gab sie zur Antwort:

„Verloren hat mich keiner; ich bin aus dem Fenster geklettert. Großmutter Jeanneton schlief so fest und Schwester Jeanne auch, und ich konnte nicht schlafen ... und da wollte ich zum Lütin, den Onkel Pierrine mit nach der Sägemühle genommen hat."

Marianotte konnte sich nicht länger bezwingen; die Hände erhebend, eine Gebärde, die sie bei jeder Gemütsbewegung anwendete, trat sie über die Schwelle und rief:

„O Herr Pfarrer, da sehen Sie nun, was für ein Kind das ist! ... so jung noch und schon aus Fenstern klettern, um den Buben nachzulaufen ... wird ein sauberes Früchtchen werden!"

„Nun, nun, Marianotte, wer das mit sieben Jahren thut, braucht es mit siebzehn nicht zu wiederholen," sagte der Pfarrer. „Mir scheint die Sorge und Angst der Pflegeeltern am bedenklichsten ... die Kleine hat sich das offenbar nicht klar gemacht ... wir müssen nun so schnell als möglich einen Boten nach Arressi schicken."

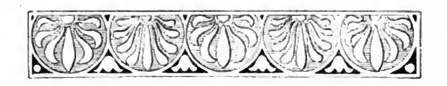
„Wenn man ihm nur das Unglückskind gleich aufpacken und mitgeben könnte!" rief Marianotte.

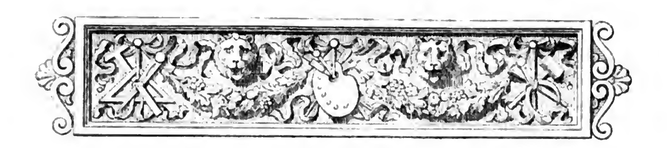
Lütine faßte die Hand ihres Beschützers.

„Nein, nein, nicht nach Arressi — zum Lütin, zum Lütin!" bat sie und sah den alten Herrn so beweglich an, daß er nicht widerstehen konnte.

„Sei ruhig, Kind," sagte er freundlich; „fort kannst du nicht, ehe dein Fuß geheilt ist; aber dein Bruder soll herkommen, das habe ich dir versprochen."

(Fortsetzung folgt.)





Anton von Werner.

Von

Friedrich Pecht.



Anton v. Werner gehört zu der Klasse von Künstlern, die erst spät, nachdem sie die mannigfaltigsten Elemente in sich aufgenommen, zur Herausbildung eines eigentümlichen Stils, einer bestimmt ausgesprochenen künstlerischen Persönlichkeit gelangen. Anfangs nur ein leichtes und glückliches Aneignungstalent für fremde Formen bei allerdings großem Phantasiereichtum und entschiedener Gestaltungskraft zeigend, hat er sich sehr allmählich, aber doch immer entschiedener bis zu einem Grade vertieft, daß viele seiner neueren Schöpfungen wohl für alle Zeiten Interesse behalten werden. Und zwar wird dies sowohl durch seine vollendete Beherrschung der künstlerischen Mittel, nicht minder aber auch dadurch geschehen, daß er uns die Hauptträger der glanzvollsten Epoche der deutschen Geschichte in einer Reihe von Bildern zu Charakterfiguren ausgeprägt hat, die sich mit der historischen Gestalt dermaßen decken und dieselbe uns so verständlich und vertraut machen, daß sie von nun an für immer im Gedächtnis der Nachwelt gerade so fortleben werden, wie er sie aufgefaßt. Er hat dadurch der Schilderung der modernsten deutschen Geschichte eine so echt künstlerische Seite abgewonnen, wie es vor ihm nur Menzel mit der Friedrichs des Großen gelungen. — Jeder Künstler aber, der es fortan, selbst nach Jahrhunderten, unternehmen wird, die nationalen Heldengestalten eines Kaisers Wilhelm, seines kühnen Sohnes, die Hünengestalt Bismarcks oder den Adlerkopf Moltkes zu schildern, wird immer wieder auf Werner als die Hauptquelle zurückgreifen müssen.

Unter keineswegs günstigen Verhältnissen aufgewachsen und zum Kampfe gestählt, ist Werner keine harmonisch und unverkümmert aufgeblühte Natur. Das lange Ringen hat ihm ein scharfes schneidiges Wesen aufgedrängt, durch das er sich viele Feinde gemacht, wie er denn, man möchte sagen im Schlachtenlärm gebildet — nicht auf sinniges Durchfühlen, sondern auf rasches, entschlossenes Ergreifen angelegt erscheint. Mit dem Urbild so unzähliger moderner Künstler, dem Götheschen Tasso, hat er höchstens das nervös bewegliche Wesen gemein. Dafür ist er ein echtes Produkt jener kargen und harten nordischen Natur, der alles erst abgezwungen werden muß, die viel eher Soldaten als Künstler hervorbringt, aber doch von Zeit zu Zeit auch sehr reichbegabte, phantasievolle und produktive Naturen letzterer Art erzeugt hat, wie wir sie in Gottfried Schadow, Chodowiecki, Menzel und unserem Werner treffen. Das Charakteristische dieser norddeutschen Künstler bleibt aber doch meistens, daß ihnen die Wahrheit weit besser als die Schönheit, die Schilderung der Kraft mehr als die der Anmut, des Individuellen weit besser als die des Idealen gelingt. Gerade dadurch sind sie aber die Schöpfer einer

wahrhaft nationalen Schule geworden, ja sie haben sich als nicht weniger echte Erben eines Holbein und Dürer erwiesen denn alle die, welche Süddeutschland gleichzeitig mit ihnen erzeugte.

Die Familie derer v. Werner zeigt sich, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, als ein Glied jenes Militäradels, der die eigentliche Grundlage, das feste Fundament der preußischen Armee bildet. Alle Vorfahren unseres Anton waren Offiziere bis auf seinen Vater, und dieser ward es nur darum nicht, weil der Großvater bei seinem frühen Tode die Familie ohne alle Mittel zurückgelassen hatte. In der trostlos armen Zeit der Befreiungskriege und der fast noch schlimmeren Periode danach, ohne genügende Pflege seiner bedeutenden geistigen Anlagen aufgewachsen, ward Antons Vater gezwungen, frühzeitig das Tischlerhandwerk zu ergreifen, um sich auf die eigenen Füße zu stellen. Dabei ward er ebenso hart und streng, als es die Zeit war. Nach den Jahren der Wanderschaft etablierte er sich in seiner Vaterstadt Frankfurt a. d. Oder, wo er durch sein außergewöhnliches Geschick, seinen praktischen Sinn und scharfen Verstand, wie durch Fleiß und Energie rasch bekannt und geschätzt wurde. Dort ward ihm nun am 9. Mai 1843 unser Anton als ein kleiner und anscheinend überaus schwächlicher, aber mit einem wahren Feuergeist ausgestatteter Sprößling geboren, der schon im dritten Jahre seine künstlerischen Anlagen verriet und alles, was er mit seinen hellen durchdringenden Augen erreichte, nachzubilden anfing. In der Schule durcheilte der rastlose Knabe, welcher mit natürlicher Begabung den im elterlichen Hause herrschenden Fleiß und Arbeitssinn verband, mit Leichtigkeit alle Klassen, von Jahr zu Jahr mit Prämien ausgezeichnet und von den Lehrern wegen seiner ausgesprochenen Anlage zum Zeichnen und Malen besonders gefördert. Trotzdem der Vater für eine gründliche und allseitige Ausbildung des Knaben — so beispielsweise auch für die musikalische — alles that, was in seinen Kräften stand, glaubte er als praktischer Mann doch dem Andrängen der Lehrer und anderer Gönner widerstehen zu sollen, welche denselben für die sogenannte höhere Carriere bestimmen wollten. Die eigene Freiheit und Selbständigkeit über alles schätzend, hielt er im Gegenteil darauf, den Knaben vor allem auf die eigenen Füße zu stellen. Damit erwies er ihm eine unsägliche Wohlthat, wenn sie auch gar nicht danach aussah. Er machte also der auffallenden Begabung Antons keine weiteren Konzessionen, als daß er ihn im vierzehnten Jahre zu einem Stubenmaler als Volontär in die Lehre gab, um ihn vor allem erwerbsfähig zu machen und ihm damit seine Zukunft in die eigene Hand zu geben.

Bei seinem ersten Lehrmeister hatte es der schwächliche Knabe schwer und hart, wie es eben bei Lehrjungen üblich ist. Farbenreiben, Bleiweiß beuteln — eine gesundheitsgefährliche Manipulation — Leitern und Körbe mit Farbkübeln schleppen, für die Gesellen Frühstück und Vesperbrot holen und derlei Annehmlichkeiten mehr waren damals sein Los, bis es selbst dem rauh gewohnten Vater zu arg wurde und er den Knaben zu einem anderen besser situierten und künstlerischer angelegten Lehrherrn brachte, welcher an der Spitze eines großen Geschäftes mit anderthalbhundert Gehilfen und Arbeitern stand. Es war dies der treffliche Atzenroth in Frankfurt a. d. Oder, dessen Andenken sein damaliger Lehrling, der heutige Berliner Akademie-Direktor, mit dankbarer Pietät bewahrt. Hier lernte er viel und mannigfach, bemächtigte sich aller Technik so rasch, daß er bald, schon als Lehrling, der beste Arbeiter ward, oft, obwohl der kleinste und jüngste, an der Spitze von einem Dutzend Gesellen als deren Führer funktionierte und zu diesem Zwecke auf Kirchen, Schlössern und Villen der Mark Brandenburg den Sommer über umherzog. Dabei zeichnete er aber in den Freistunden fleißig nach der Natur, trieb Perspektive und Mathematik, studierte Sprachen und Geschichte. Seine Thätigkeit brachte ihn nun auch in be-

ständige Berührung mit den höheren Ständen, so daß er sich dadurch eine gewisse Gewandtheit im Umgange, Leichtigkeit des Ausdrucks und durch seine Führerschaft auch die Gewohnheit, als Meister und Lehrer aufzutreten, verschaffte, also frühe Lebenserfahrung im reichsten Maße sammelte. In den Wintermonaten wurde dann mit Atzenroth zusammen nach guten Ölgemälden kopiert, es wurden Ornamente entworfen und gemalt, architektonische und sonstige künstlerische Studien getrieben. Ende 1859 stellte der Lehrmeister unserem A. v. Werner den Gesellenbrief, das Zeugnis der Reife, aus. Er stand damit auf eigenen Füßen und hat seit jener Zeit seine Existenz lediglich seiner Hände Arbeit zu verdanken gehabt.

Zahlreiche Besuche in Berlin hatten ihm indes auch allerhand Bekanntschaften und die dortigen Kunstsammlungen bessere künstlerische Ideale verschafft. Ja er versuchte sogar, ganze Bilder zu malen, zeichnete auch bereits nach Menzels Soldatenbildern der preußischen Armee, die ihm zufällig in die Hände fielen, kurz, entwickelte eine so fieberhafte Thätigkeit, daß seine Gesundheit ernsthaft darunter litt und er speciell mit Augenleiden öfters zu kämpfen hatte. Indes lernte er jetzt eben doch nicht nur die Ornamentik kennen, sondern bekam auch einen Begriff von Stilisierung der Naturformen und von den Forderungen aller monumentalen Kunst, ja eine nichts weniger als zu verachtende technische Fertigkeit. Nach Verlauf seiner dreijährigen Lehrzeit führte er denn auch den Entschluß aus, den er stets gehabt und festgehalten hatte: er übersiedelte nach Berlin, um zu seiner weiteren Ausbildung als Dekorationsmaler die Akademie zu besuchen. Maler, d. h. Künstler zu werden, fiel ihm indes damals noch um so weniger ein, als ihm sein Prinzipal bereits die Teilhaberschaft und künftige gänzliche Übergabe des großen Geschäftes in Aussicht gestellt hatte.

Die Berliner Akademie war damals in einen trostlosen Zustand der Versumpfung und Altersschwäche geraten und schien eher geeignet, ihre Schüler vom Studium der Kunst abzuschrecken als dazu anzuregen. Nur der talentvollste der Lehrer, A. v. Klöber, zeigte eingehenderes Interesse für seine Schüler. Dieser nahm sich des Neulings mit Rat und That an und brachte ihm gesunde Begriffe von historischer Komposition bei. Außerdem blieben unserem Werner zur Vervollständigung seiner Kenntnisse neben der sehr ungenügenden Gelegenheit zum Aktmalen auf der Akademie nur die öffentlichen Sammlungen und Monumente, die Natur und eigene praktische Thätigkeit. Gezwungen durch die Notwendigkeit, sich mit seiner Hände Arbeit zu ernähren, begann er jetzt, unaufhörlich zeichnend, allerhand Illustrationen für Buchhändler und Journale um Geld zu fertigen, ebenso Entwürfe zu dekorativen Arbeiten für seinen früheren Lehrmeister. Besonders nützlich aber ward ihm eine größere Arbeit über die Uniformierung der preußischen Armee, welche damals gerade reorganisiert wurde. Einen Teil dieser Blätter lithographierte er selbst. Auf der akademischen Bibliothek studierte er eifrig zu diesem Zweck Menzels „Geschichte Friedrichs des Großen", wie ihm denn dieser merkwürdige Künstler immer als unerreichbares Muster vorschwebte. Auch die ersten Bilder entstanden noch während der akademischen Studienjahre. Je selbständiger er aber durch Illustrieren und Malen ward, um so mehr verlor er jetzt allmählich die Lust, seine Dekorationsmalerei fortzutreiben. Daß er auf dieser Akademie nichts mehr lernen könne, sah er allmählich auch immer besser ein und schwankte nur noch, ob er nach München, Düsseldorf oder an eine der neuerrichteten Kunstschulen von Weimar und Karlsruhe sich wenden solle. Zunächst wollte er aber über sein Talent überhaupt im reinen sein. Er hatte schon immer Ad. Schrödters humorvolle Illustrationen mit Vorliebe studiert und nachgeahmt; als die Konsul Wagnersche Galerie 1861 an den Staat überwiesen und in der Akademie aufgestellt wurde, sah er zum erstenmal die in derselben enthaltenen Perlen der

künstlerischen Thätigkeit des Meisters. Sympathisch berührt und angezogen, faßte er den Mut und schickte ihm eine Anzahl seiner eigenen Arbeiten nach Karlsruhe, wo Schrödter als Lehrer an der polytechnischen Schule wirkte, um sich dessen Urteil über seine Befähigung und zugleich einen Rat, wohin er sich wenden solle, zu erbitten. Hier hatte ihn der Instinkt des Genies wunderbar geleitet, denn mit diesem Schritte entschied sich sein ganzes ferneres Schicksal! Offenbar überrascht von dem Talent des jungen Mannes, antwortete Schrödter auf die liebevollste und aufmunterndste Weise. Er riet ihm, nach Karlsruhe zu kommen, wo er sogar bei ihm wohnen könne und sicher sei, eine Aufmerksamkeit zu finden, die ihm an größeren Orten kaum entgegengebracht würde. So machte sich Werner denn im Oktober 1862 dahin auf den Weg, wurde von Schrödter, der einer der liebenswürdigsten Künstler war, die man kennen lernen konnte, wie von seiner hochgebildeten, geistvollen Gattin aufs freundlichste aufgenommen und bald wie ein Sohn gehalten. Hier unter diesen vortrefflichen Menschen lernte er nun erst das Glück des Familienlebens kennen. Von Schrödter ward er auch alsbald bei seinem Schwager, dem berühmten Lessing, eingeführt. Dieser nahm sich seiner ebenfalls überaus zuvorkommend an und förderte ihn bald in jeder Weise, ohne daß Werner indes jemals sein direkter Schüler geworden wäre. Durch die Gewissenhaftigkeit und den Ernst, womit Lessing selbst seine Studien trieb, wirkte er dennoch überaus vorteilhaft auf Werner ein, da er ihn zum solidesten Studium der Natur beständig antrieb und ihm bei seinen Kompositionsversuchen besonders dadurch nützte, daß er ihn stets auf die Hauptsache, auf das Wesentliche eines Gegenstandes hinwies. Bald galt Werner neben dem ungefähr gleichzeitig aus Brasilien zurückgekommenen jungen Ferd. Keller als der talentvollste unter den jüngeren Künstlern und malte rasch eine Anzahl Bilder, unter denen „Luther vor Kardinal Cajetan", 1865, jedenfalls ein interessanter koloristischer Versuch ist, der ihm von der Berliner Akademie sogar den Preis der Michael Beer-Stiftung eintrug, welcher zu einem einjährigen Aufenthalt in Italien verpflichtete. Ihm folgte 1866 „Konradin von Hohenstaufen mit Friedrich von Baden im Gefängnis vor der Hinrichtung Schach spielend". Dieses Bild ist weniger gelungen, es verrät wie das vorhergenannte noch zu sehr die Faustfertigkeit des einstigen Dekorationsmalers.

Weit bedeutender ist die große illustrative Thätigkeit, durch die Werner sich jetzt rasch einen so ausgebreiteten Ruf erwarb, wie er ihn durch jene Bilder niemals errungen hätte. Die nächste Veranlassung dazu gab Viktor Scheffel, der, in den gastlichen Häusern Schrödters und Lessings viel verkehrend, bald durch innige Freundschaft mit dem genialen jungen Mann verknüpft ward. Die lange Reihe der weltbekannt gewordenen Illustrationen seiner Werke begann dieser mit Frau Aventiure, von der die ersten Blätter schon im Frühjahr 1863 entstanden. Er schwärmte damals für Schwind, dessen Einfluß denn auch anfangs sehr sichtbar ist. Sie sind in den verschiedensten Ausgaben erschienen, die beste ist die von Bruckmann unmittelbar nach den Originalen photographierte. Sieht man, mit welcher Meisterschaft Werner hier nicht nur die stark romantisch angehauchten Figuren, sondern auch Landschaft, Architektur, Verzierung jeder Art behandelt, wie ihm offenbar immer die ganze Scene miteinander aufgeht, die einzelnen Personen des Dichters sofort lebendige Wesen von Fleisch und Blut werden, so kann man nur den größten Respekt vor seinem Talent bekommen, das niemals zusammenleimt, sondern alles gleich aus einem Stücke schnitzt, dem jeder Eindruck sofort zur Gestalt, zum Bilde wird. Und welcher köstliche Humor, ganz dem urgesunden des Dichters entsprechend, bricht überall durch! Besonders als er der Aventiure und ihren Schwindschen Reminiscenzen den Juniperus folgen ließ, wo die fein der Natur abgelauschten Züge

mit dem Heraustreten seines eigenen Charakters uns schon auf Schritt und Tritt begegnen. Das vortrefflichste aber sind die in einer großen nach den Originalen photographierten Ausgabe erschienenen Bilder zum Ritter von Rodenstein, die bereits zum besten gehören, was wir in dieser Art besitzen. Nicht weniger aber auch die anderen Illustrationen des köstlichen „Gaudeamus". Gleich das aus zwei Ichthyosauren und anderen Ungeheuern gebildete Eingangsblatt ist ein Meisterstück von barock-phantastischer Ornamentik. Welcher urkräftig tolle Humor liegt dann im weinenden Ichthyosaurus, dem „Megatherium" oder dem am A hinaufkletternden „Tazelwurm". Seine Rand- und Kopfleisten sind nahezu so trefflich als jene Dürerschen, die ihm zum Vorbild gedient. Wie schlagend und lustig ahmt er dann in der kulturhistorischen Abteilung die verschiedenen Stilformen, von den Pfahlbauern und Ägyptern bis zum Varus im Teutoburger Walde, nach!

Bei dem später, erst in Frankreich begonnenen, in Italien vollendeten „Trompeter von Säckingen" findet man das im Ritter von Rodenstein schon so stark heraustretende alemannische Element noch entschiedener ausgebildet. Man sieht, Werner war noch so voll von seinen Schwarzwälder Erinnerungen, daß ihm weder Paris noch Rom mehr dabei verschlugen als seinem Dichter, der auch auf Don Paganos Dache bei rotem Capriwein ein ebenso guter Deutscher blieb als beim Maßkrug im „Lachenden Hecht" auf der Fraueninsel am Chiemsee. — Eine andere Veränderung als der Fortschritt zu größerer Freiheit und Meisterschaft ist in diesen Illustrationen kaum wahrzunehmen; sind die Bilder zur Aventiure und dem Rodensteiner noch stilistisch strenger, erinnern sie mehr an Schwinds Formensprache, so haben die späteren dafür etwas vielleicht noch Wertvolleres in ihrer größeren Naturfrische. Das kann man immerhin wohl behaupten, daß vielleicht nie in unserer doch so reichen Illustrationslitteratur oder Kunst Dichter und Maler sich so vollkommen gedeckt, einander so durchaus entsprochen hätten. Sind einzelne Gestalten bei Scheffel noch tiefer gefühlt, so ist bei Werner der Reichtum des Ganzen fast noch größer. Vom Jahr 1868 datieren dann die köstlichen Zeichnungen zu den „Bergpsalmen", die besonders durch prächtige landschaftliche Scenerien erfreuen. Verschiedene der Kompositionen, die bei dieser Gelegenheit entstanden, hat Werner auch mit Glück gemalt, so „Irregang im Schnee". Ebenso hat er anderes in dieser Zeit illustriert, z. B. „Hug Dietrichs Brautfahrt" von W. Herz und mancherlei zu den Groteschen Klassikerausgaben. Am besten vielleicht sind die Bilder zu Fechners „Deutsch-französischem Krieg". So giebt er dort die Begegnung Bismarcks mit Napoleon in der Frühe des 2. September 1870 mit einer geradezu erschütternden Wucht und Wahrheit; die auf dunklem Roß nahende riesige Gestalt des Kanzlers ist für den ihn stehend erwartenden Kaiser die Personifikation des Schicksals, man könnte das Verhängnis selber nicht ergreifender, unwiderstehlicher darstellen.

Von noch größerem Vorteil als für seine künstlerische Bildung ward Karlsruhe für seine gesellige wie seine Carriere überhaupt. Bei dem lebhaften und wohlwollenden Interesse, welches der Großherzog und besonders seine Gemahlin an dem aufblühenden Kunstleben ihrer Residenzstadt nahmen, wurde es Werner leicht, die Gunst des hohen Paares zu gewinnen, ein Umstand, welcher später für sein Schicksal von entscheidender Bedeutung werden sollte. So verlebte er vier um so glücklichere Jahre dort, als ihn bald eine zarte Neigung mit der ältesten Tochter Schröders, seiner späteren Gattin, verband.

Indes riß Werner sich doch 1867 endlich los, um seinen durch den Michael Beer-Preis übernommenen Verpflichtungen zu genügen, und ging zunächst, reich mit Empfehlungen versehen, zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. Dort wollte er

bei Gleyre oder Leon Cogniet ins Atelier eintreten. Letzterer riet ihm aber entschieden davon ab, da er dort ja nichts mehr lernen könne, und versprach ihm dafür seinen Rat bei all seinen Bildern, was er auch ehrlich hielt. Daneben lernte Werner dann noch eine Menge berühmter französischer Künstler kennen.

Seine grenzenlose Arbeitslust und Kraft verließen ihn überhaupt auch hier im Strudel der Zerstreuungen und Genüsse der Riesenstadt nicht und setzten ihn in den Stand, die Berliner Ausstellung von 1868 mit einer ganzen Reihe von Gemälden zu beschicken — darunter ein „Hanno von Köln, Heinrich IV.. entführend“; ferner einige Genrebilder: „Vertrauliche Unterhaltung“, „Der Freier“ u. a. m. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, entstand eine Anzahl Porträts; so „Im Wald“, Bildnis von Malwine Schrödter und andere. Nach einer gemeinschaftlichen Tour mit Viktor Scheffel durch die Schweiz ging Werner noch im Herbst 1868 nach Italien ab, wo er den Winter in Rom zubrachte. Neben zahlreichen Illustrationen und einer Menge von Studien entstanden dort unter der Einwirkung des seinem Naturell unstreitig am nächsten stehenden Paul Veronese einige von seinen bedeutendsten Kompositionen. Er hatte in Rom die Bekanntschaft des Kieler Stadtbaumeisters Martens gemacht, welcher die Veranlassung zum ersten Auftrag monumentaler Malerei gab, den Werner überhaupt erhielt. Derselbe forderte ihn nämlich auf, Entwürfe zu zwei Wandbildern für die Aula des von ihm neuerbauten Kieler Gymnasiums zu fertigen. Sie sollten Luther auf dem Reichstage zu Worms und die nationale Erhebung von 1813, also die Befreiung von der geistigen und politischen Fremdherrschaft, darstellen. Diese Entwürfe reiften im Winter 1868 bis 1869. Dann machte Werner im Sommer 1869 Studien im Sabiner- und Albanergebirge, in Neapel, Sorrent und Capri. Später besuchte er noch Orvieto, Siena, Pisa, Florenz und Venedig, wo er besonders Paul Veronese studierte. Zu Weihnachten 1869 kehrte er nach Karlsruhe zurück und bereitete die Kieler Bilder vor, für die er inzwischen den Staatsauftrag erhalten hatte. Nebenher malte er noch „Don Quixote und die Hirten“ und „Irregang“. In den „Don Quixote“ hat Werner offenbar eine Menge Erinnerungen an das römische Gebirge hineingearbeitet.

Im Frühjahr 1870 ging Werner dann an die Ausführung der Kieler Bilder und hatte dieselben mit seiner riesigen Arbeitskraft schon ziemlich weit geführt, als ihn der Ausbruch des Krieges überraschte. Er hatte noch die Lieferung der ganzen ornamentalen Dekoration des Saales übernommen, vollendete indes alles in fieberhafter Eile bis Ende September, um noch rechtzeitig auf den Kriegsschauplatz nach Versailles zu kommen.

Das bessere der beiden Bilder ist unstreitig Luther. Zwar ist der Reformator als junger Mönch mit Kutte und Tonsur keine uns geläufige Figur und befriedigt daher am wenigsten. Um so besser sind alle übrigen, vorab der hinterhaltige jugendliche Karl V. sowohl als die welschen Priester und Staatsmänner um ihn herum. Nicht minder sind die dem Luther offenbar geneigten derben germanischen Gestalten vortrefflich wahr und überzeugend, die ganze Scene hat eine solche Unmittelbarkeit und Frische, daß sie den Vergleich mit dem berühmten „Konzil zu Poissy“ von Robert Fleury sicherlich nicht zu scheuen hätte.

Ob des abgeschmackten Philistercharakters des damaligen Kostüms malerisch nicht so günstig, hat doch auch das zweite Bild, das Friedrich Wilhelm III. sein Volk 1813 zum Kampfe gegen Napoleon aufrufend darstellt, große Schönheiten. Wir befinden uns auf dem Marktplatz von Breslau, wo der König die sich von allen Seiten herzudrängenden Freiwilligen mustert. Im Vordergrunde rechts sehen wir prächtig erfundene Gruppen von Abschied nehmenden Kriegern, links Bürger, welche die Opfergaben in Empfang

nehmen. Das Ganze schildert doch vortrefflich den gründlich verzopften und unbehilflichen Charakter unserer Nation zu jener Zeit, die nur durch die unsäglichste Mißhandlung zu dem Opfermut der Verzweiflung getrieben werden konnte.

In beiden Bildern bethätigte Werner jene erste Fähigkeit eines großen Künstlers: wahrhaft lebendige Menschen mit all der Bedingtheit ihrer Zeit und gesellschaftlichen Stellung wie persönlicher Eigenschaften zu schaffen, in überraschendem Grade, erwies sich in ungewöhnlichem Maße geschickt zu der Lösung der Aufgaben, die seiner jetzt in Versailles harrten, wohin er nunmehr sofort, ausgerüstet mit Empfehlungen der Großherzogin von Baden an ihren fürstlichen Bruder, den siegreichen Führer der dritten Armee, abging. Die nächste Veranlassung dazu bot dem jetzt siebenundzwanzigjährigen, dabei ebenso jugendfrischen als energischen Künstler ein Auftrag des Kieler Kunstvereins, ihm „Moltke mit seinem Generalstab vor Paris anlangend" zu malen. — Jene Empfehlung aber verschaffte ihm nun Gelegenheit, die Verbindungen anzuknüpfen, alle die Kenntnisse und Beobachtungen zu sammeln, die Studien und Arbeiten zu machen, die nachher seiner gesamten künstlerischen Thätigkeit ihre Richtung anweisen wie die Wege bahnen sollten.

Man hätte in der That keinen Geeigneteren zu diesem Zwecke wählen können, denn bei Werner traf alles zusammen, was die Aufgabe erheischte: die rascheste Auffassung, der feinste Blick für das Individuelle, dabei Bildung und Patriotismus genug, um die Wichtigkeit des Momentes vollkommen einzusehen; endlich eine niemals versagende Produktionskraft. Hier war er so sehr der rechte Mann, daß es für sein ganzes Leben entscheidend ward. Denn sowohl durch seine Stellung im Hauptquartier als durch sein frisches, keckes Wesen fand er nun täglich Gelegenheit, große Menschen im Handeln und Thun, in den verschiedensten Situationen, in weltgeschichtlichen Momenten zu beobachten, was ja den wenigsten Künstlern jemals so gut wird. Er machte sich denn auch alsbald an die Arbeit, alle berühmten Führer dieses ruhmvollen Feldzuges in sein Portefeuille zu sammeln, und entwarf eine Menge von Kompositionen, unter denen die schon erwähnte, von dem Kieler Kunstverein als Ölbild bestellte: Moltke vor Paris, die berühmteste ist. Er hat das Bild leider viel zu klein ausgeführt, als daß es hätte ganz den Eindruck machen können, den der welthistorische Moment wie die sonst vortreffliche Arbeit verdienen. Man sieht da den Feldherrn im Angesicht der Riesenstadt auf einem Hügel haltend, hinter ihm die Offiziere des Generalstabs plaudernd, während unten die Truppen vorbeiziehen. In der nachlässigen Haltung eines anstrengenden Marsches herankommend, jubeln die vordersten dem geliebten Führer entgegen, sobald sie ihn erblicken. Das ist aber mit einer Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Charaktere, einer Unmittelbarkeit und einem Naturgefühl gegeben, die des größten Lobes wert sind. Um so mehr, als sich umgekehrt, wie bei den meisten anderen Schlachtenmalern, die Schärfe der Charakteristik immer mehr steigert, je bedeutender die dargestellten Menschen werden. So bietet der hinter dem Feldherrn haltende Generalstab wahre Juwelen von lebendiger Auffassung, und Moltke selber in seiner ruhig in die Ferne spähenden Haltung ist besser, als man ihn je von anderen gesehen. Niemand kann nur einen Augenblick darüber im Zweifel bleiben, daß er der geistig weitaus bedeutendste der ganzen doch so interessanten Gesellschaft sei.

Von seinen sonstigen porträtartigen Leistungen ist nur zu sagen, daß Werner zu sehr geborener Historienmaler ist, um die Menschen nicht am besten durch Handeln und Thun, in bestimmten Situationen zu schildern, wo sie ihm dann auch ganz unverhältnismäßig besser gelingen als in der Ruhe mit obligatem Sitzgesicht. Am besten glückte ihm jetzt unter dreien besonders eine große Zeichnung des Kaisers,

die, nachmals durch den Lichtdruck vervielfältigt, den alten Helden köstlich gelungen wiedergiebt.

In Versailles wohnte er auch der Kaiserproklamation, bereits mit deren Darstellung beauftragt, bei, und so wurde es ihm denn möglich, seiner Arbeit später jene überraschende Wahrheit zu geben. Das Bild ist mit seiner unübersehbaren Fülle frappant wahrer, von den mannigfaltigsten Affekten beseelter Kriegergestalten ein geradezu einziges Denkmal jenes glanzvollsten Momentes der deutschen Geschichte geworden. Durch die Abspielung dieser Scene in dem prächtigsten aller Prunksäle des einstigen großen Gegners Deutschlands wird dieselbe noch unendlich gehoben als ein Akt sühnender Gerechtigkeit des Schicksals. — Wenn in Werners Darstellung Bismarck und Moltke unstreitig am wenigsten befriedigen, weil der Künstler mit ihren Figuren nicht rechtzeitig fertig wurde, so ist der Kaiser selber in seiner schlichten Würde um so besser gelungen, ein wahres Meisterstück historischer Charakteristik. Nicht minder viele andere neben ihm. Das Ganze aber bekam, etwas stimmungslos, wie es gemalt ist, dennoch gerade jenes überzeugende Aussehen, jene Wahrhaftigkeit, wie sie nur der nüchterne Bericht eines Augenzeugen verleihen kann.

Die Rückkehr der Sieger führte auch den Künstler nach Berlin, wo er zur Einzugsfeier in acht Tagen jenes zwanzig Fuß breite Velarium vollendete, das durch seine kühne Komposition eine so allgemeine Bewunderung erregte. Hat Werner im hohen Grade jene Fähigkeit des echten Historienmalers, sich über das Zufällige zum Wesentlichen, zum Grundgedanken einer Erscheinung emporzuschwingen, so that er dies hier in eminenter Weise, indem er die tausendjährigen Kämpfe der beiden Nationen charakterisiert in diesem neuesten. Man sieht hoch zu Roß den Kronprinzen als Führer in den Feind stürmen, sein Volk zum Kampfe rufend, Napoleon III. zu seinen Füßen niedergeworfen, im Hintergrund die Borussia und Bavaria, die Streiter antreibend. Es ist eine dämonische Wucht und Leidenschaft in dem Bilde, etwas so Überwältigendes, daß Werner von dem Moment an neben Menzel das Haupt der Berliner Künstlerschaft ward, die es lediglich diesen beiden Männern verdankt, wenn sie ihre frühere Charakterlosigkeit allmählich zu verlieren und sich zu einer wirklichen Schule zu bilden vermochte. Sie hat Werner denn auch zwei Jahre später mit ungeheurer Majorität zum Direktor der höchst reorganisationsbedürftigen Akademie vorgeschlagen. Dadurch fiel ihm denn mit dreißig Jahren das Amt zu, diesen Augiasstall zu reinigen, was fortan leider einen guten Teil seiner Kraft absorbieren sollte und ihn bei seinem Eifer in unaufhörliche Kämpfe verwickelte. Nichtsdestoweniger erfreut sich Werner als Lehrer trotz seiner Strenge großer Beliebtheit bei seinen Schülern, da sie den glühenden Eifer achten, den er hat, um sie vorwärts zu bringen. Die nächste Veranlassung zu dieser ihn so ehrenden Wahl gab die 1873 erfolgte Vollendung jener großen allegorischen Darstellung des ganzen 1870er Kampfes, welche die untere Halle der Siegessäule als Mittelpunkt zieren sollte und bestimmt ward, in Mosaik hergestellt zu werden. Er selber hat das riesige Original, das jetzt im Breslauer Museum hängt, in der unglaublich kurzen Zeit vom 14. Juni bis 20. August 1873 in Öl ausgeführt, eine kolossale Leistung, die ihm sicherlich nur wenige nachmachen dürften. Wir sehen links am Anfang der für die Erzählung so geeigneten friesförmigen Komposition die mächtige Gestalt der Germania am Ufer des Rheins, aus behaglicher Ruhe aufgeschreckt, zürnend zum Schwerte greifen, weil ihr die dämonische Gestalt des Gegners, des im ersten Napoleon verkörperten Imperialismus, herausfordernd naht, Frankreich unmittelbar hinter sich und Krieg, Pest und Hungersnot mit dem Tod als Gefolge. Er deutet mit gezücktem Schwerte fordernd auf den Rhein, der, umlagert von Winzern, erschrockenen Schnitterinnen und drohend

die Faust ballenden Fischern, die Germania von ihm trennt. Am Ufer sehen wir bereits die Verteidiger von allen Seiten herbeieilen, Friedrich Karl sprengt mit Geharnischten gegen den Feind, der Handwerker wird aus seiner Werkstätte geholt, vertauscht freudig den Hammer mit dem Gewehr, und schon stellt sich eine undurchdringliche Mauer von Bajonetten vor dem Gegner auf.

Dies die linke Seite des Bildes. In der Mitte sehen wir dann aus den Weinbergen von Wörth Bayern und Preußen vereint jubelnd die ersten eroberten Adler bringen, der Anschluß des Südens an den Norden vollzieht sich symbolisch, indem der alte General Hartmann dem deutschen Kronprinzen auf dem Siegesfeld im Vorbeisprengen die Hand drückt — eine sehr glücklich erfundene Gruppe — und von der Tann zu Fuß mit dem Großherzog von Mecklenburg dasselbe Liebeszeichen wechselt. Rechts kommen dann die Folgen des Sieges, indem ein Herold Bayerns der geharnischt vor dem Throne stehenden Borussia die Kaiserkrone darbietet, im Beisein von allen Helden, unter dem Jubel der Boten aller Stämme, zu deren Organ sich oben am Thron der Großherzog von Baden gemacht, während Bismarck den Akt vorzulesen sich anschickt, der die unauflösliche Vereinigung angelobt. Den zum Anfang gehörigen Schluß macht der erwacht zum Schwert greifende Barbarossa, die dem Ruf der Germania folgenden Gestalten Badens, Bayerns und Württembergs voraus.

Das Charakteristische liegt nicht allein in der Form, sondern noch viel mehr darin, daß die Germania und Borussia die Hauptpersonen sind, denen vom sieggekrönten Kronprinzen, den Fürsten und Helden an bis zum letzten Soldaten herab alle gleich fraglos dienen. Bekanntlich hat der Kaiser, der vom Künstler an die Stelle der Borussia projektiert war, dies abgelehnt und mit edler Bescheidenheit sie an die Stelle zu setzen befohlen. Ich kenne keinen Zug von ihm, der seine herrlich gesunde Empfindung wie seine bewunderungswürdige Pflichttreue rührender charakterisierte. Wenn er fühlte, daß das Vaterland noch hoch über allen seinen Söhnen, selbst über dem Fürsten stehe, so zeigte er nur, wie gewaltig der Unterschied zwischen den Anschauungen der Gegenwart und denen der Vergangenheit sei.

Man kann ohne Zweifel manches an dem Wernerschen Werk aussetzen. So sind weder die Germania noch selbst die viel bessere Borussia sonderlich glücklich erfunden, dann ist das Kolorit die schwächste Seite des Ganzen, wenn auch von guter Haltung, doch ziemlich reizlos, woraus sich auch hinreichend erklärt, weshalb das Ganze nicht die volle packende Wirkung macht, welche die kühne und geistreiche Erfindung, die großartig stilvolle Auffassung der Form unstreitig verdiente. Sie sichern dem Werke aber jedenfalls einen der ersten Plätze unter den Produktionen unserer Zeit.

Nun wurde endlich als Pendant zu jener in Öl ausgeführten Skizze Luthers in Worms auch ein Luther bei einem Familienfest fertig. Wir sehen da den Reformator in offener Halle, von den Seinen umgeben, sitzen, wie ihm eben die Schüler ein Ständchen draußen bringen, was die Frauen zum Aufstehen veranlaßt, während die Freunde mit ihm anstoßen.

Daran schlossen sich nun Porträts vom General-Feldmarschall Manteuffel und Feldmarschall Graf Moltke, letzterer in mehreren Gestalten; am genialsten vielleicht in einer Skizze, die den großen Feldherrn vom Rücken im Betrachten des Siegesdenkmal-Frieses verloren zeigt, an dem Werner eben malt. Hier ist er so ähnlich, daß man ihn augenblicklich erkennt, obwohl sein Gesicht gar nicht zu sehen.

Nebenher verzierte Werner unter anderem jetzt auch sein eigenes Haus in der Potsdamerstraße mit Porträts von großen Malern im Salon, die Wandfüllungen des Schlafzimmers mit Scenen von Amor und Psyche, das Kinderzimmer mit Märchen, während das Eßzimmer einen Fries und einige Aquarelle erhielt, darunter ein sehr

reizendes, das ihn mit seiner Familie in Heringsdorf darstellt.

Gleichzeitig mit dem Siegesdenkmal-Fries entstand auch der große Mosaikfries am Hause des Bankiers Pringsheim in Berlin. Er schildert das menschliche Leben in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien. Die sinnige und ebenso anmutig erfundene als frisch kolorierte Produktion ist leider nur zu hoch, um sie genau würdigen zu können. Er hat für Pringsheim später noch ein großes Porträtbild gemalt, in welchem er die ganze Familie des Bestellers im venetianischen Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts so flott und glücklich aufgefaßt darstellt, daß man das Bild im ersten Augenblick mindestens dem Tiepolo, wenn nicht dem Paul Veronese selber zuschreiben möchte.

Noch im Jahre 1876 vollendete er ein anderes Bild aus dieser Periode für Herrn Behrens in Hamburg, eine venetianische Festa in lebensgroßen Figuren darstellend. Ob der auffallenden Schönheit der Komposition ist es berühmt geworden und verdient das um so mehr, als man es beim ersten Anblick wirklich dem göttlichen Paul selber zuzuschreiben versucht ist — bis man bei näherer Betrachtung unverkennbar modern-deutsche Porträtköpfe entdeckt, welche der Künstler allerdings überaus großartig aufgefaßt hat. Das Ganze aber atmet eine Festfreude, zeigt eine geschmackvolle Pracht, einen Überfluß an schönen Menschen, daß man sich ganz in jene glänzende Zeit reicher Kaufleute und ihres verfeinerten Genußlebens im damaligen Venedig versetzt fühlt.

Daran schloß sich nun eine wahre Flut von sonstigen dekorativen Arbeiten, so die sechs Bilder im Café Bauer, die von seinen Schülern ausgeführt wurden und eine große Popularität erlangten.

Weit bedeutender sind aber doch jedenfalls die Scenen aus dem letzten Kriege, mit denen Werner von 1876 bis 1880 den Rathaussaal in Saarbrücken verzierte.

Das Hauptbild zeigt die Ankunft des Kaisers in Saarbrücken nach der Schlacht bei Spicheren. Die sechsspännige Equipage, in der er, begleitet von seinem Adjutanten, dem Oberst v. Loncadou, sitzt, hält eben an der mit Menschen dicht bedeckten Brücke über die Saar, wo der Monarch die Begrüßung des Stadtrates entgegennimmt. Offenbar fragt er den Bürgermeister um irgend welche Details der stattgehabten Ereignisse, deren Aufregung man dem zutraulich ehrerbietig nahenden Manne wie der ganzen dicht um den Wagen gedrängten und dem Kaiser zujubelnden Menge so vollkommen deutlich ansieht, daß man trotz der zu den Fenstern festlich heraushängenden Fahnen augenblicklich fühlt, daß das kein gewöhnlicher Empfang ist, sondern daß ein gewaltiges Ereignis unmittelbar vorausgegangen sein müsse. Daß es eine Schlacht war, sieht man an den Verwundeten, die von hinten her an der kaiserlichen Equipage auf Tragbahren in langer Reihe vorbeigetragen werden, während andere verwundete Soldaten an der Krücke den Kriegsherrn am Wege erwarten. Neben ihnen kräftige Handwerker in Schurzfellen und Hemdärmeln, die offenbar beschäftigt waren, Erfrischungen für die vorbeiziehenden Truppen herbeizuschaffen, dann eine Gruppe Frauen und Kinder, die den Kaiser sehen wollen, und Reitergeschwader, die ihm folgen. Vor uns die Türme und Häusermassen der Stadt. Unter all dieser vortrefflich klar in einzelnen Gruppen angeordneten unzählbaren Menge ist aber nun kein einziger, der überflüssig wäre, den man missen möchte, der nicht den Volksstamm wie den Stand, dem er angehört, ebenso unverkennbar ausspräche, als deutlich zeigte, wie die mächtige Erregung des Augenblicks sich in ihm wieder ganz individuell, ganz seiner besonderen Persönlichkeit gemäß widerspiegelt. Es ist da eine überraschende Wahrheit der Charakteristik erreicht, die sich in Gebärde und Körperstellung nicht weniger äußert als in den Physiognomien. Jeder ist interessant, weil jeder unendlich natürlich ist, sich ganz so giebt, wie es für ihn

paßt. Nicht nur die Ratsherren und Handwerker, Frauen und Kinder sind dabei echte Pfälzer, sondern auch die Grooms auf den Pferden, die in der Menge eingestreuten Soldaten und Offiziere zeigen ihre Abstammung ebenso genau; das Ganze ist von unerschöpflichem Reiz.

Man bedauert fast, daß diese so spannende Erzählung einmal irgendwo abgeschnitten werden mußte, da man sie am liebsten noch recht lange fortgesetzt sähe, weil sie den ganzen Reiz des Ungesuchten in einer Weise hat, wie ihn Werner bei seinen zeitlich weiter zurückliegenden Epochen angehörigen Darstellungen trotz alles großen darauf verwendeten malerischen Talentes so wenig jemals erreicht als andere. Wenn man noch irgend einer besonderen Bestätigung dafür bedürfte, daß man eigentlich nur seine eigene Zeit mit vollendeter Wahrheit darstellen kann und daher auch soll, so fände man sie in diesem Meisterwerk.

Die eine Seitenwand neben diesem Hauptbild enthält dann die Erstürmung der Spicherer Höhen. Diese Komposition, die uns das Hinaufklettern der preußischen Truppen an den steilen Abhängen unter dem wütendsten Feuer der Gegner zeigt, ist zwar im einzelnen von überzeugender Wahrheit, hat aber doch den Fehler, daß das Ganze des Bildes zu sehr als Episode erscheint. Rechts und links vom Kaiserbild und diesem sie flankierend stehen dann in reichverzierten gemalten Nischen der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, Bismarck und Moltke als prächtige historische Porträts in ganzer Figur gemalt. Scheint Friedrich Karl nur ein kecker Reiterführer voll jenes unverwüstlichen Mutes, wie wir ihn an Blücher bewundern, so macht der Kronprinz einen schon viel bedeutenderen Eindruck durch seine Figur wie durch sein heiter kluges, fast schlaues Aussehen. Man denkt sich bei dieser Heldenfigur unwillkürlich: war der Vater ein Mehrer des Reichs, so wird dieser es schwerlich vermindern; es ist echte Löwenbrut, ohne viel Idealismus, aber welterfahren und immer bereit, ans Schwert zu appellieren. — Noch viel interessanter sind indes die beiden anderen. So Moltke, den Mantel zusammenfassend und ruhig beobachtend. Da erschrickt man fast über die rücksichtslose Energie des adlerartigen Gesichtes. Diese kalte Berechnung, welche Tausende von Menschenleben ruhig opfert, wenn es not thut, müßte entsetzen, wenn sie nicht durch einen so herrlichen idealen Zug geadelt würde. Es ist alles Intelligenz an diesem wundervollen Kopf; Ehrgeiz, Eitelkeit, Intrigue kennt er so wenig als irgend eine Art von Furcht. Werner hat das individuelle Wesen des Feldmarschalls herrlich in seiner ganz in sich beruhenden Stellung gegeben. Und doch liegt etwas Herausforderndes in dieser anscheinend personifizierten schlichten Anspruchslosigkeit, eben weil er gar keine Stütze, nicht einmal den Säbel braucht.

Zur Gewalt zu greifen ist nun Bismarck ganz entschieden auch jeden Augenblick bereit, sie liegt dem gewaltig schweren Manne eigentlich immer am nächsten, obwohl er sich hier auf den Aktentisch und nicht auf den Pallasch stützt. Der „Barbare plein de genie“ ist keinen Augenblick zu verkennen, so ein armes geistreiches Französlein wie Thiers mußte da freilich zu kurz kommen, denn dieser Riese schlägt ihm alle Paraden durch. Vertrauenerweckend wird dieser mächtige Kopf nur durch einen Zug von derbem Humor, welcher mit dem durchdringenden Geist, der kalten Berechnung und rücksichtslosen Anwendung aller Mittel wieder aussöhnt, weil ihm ein Zug tiefen Wohlwollens bei aller Neigung zur Gewaltthätigkeit zu Grunde liegt. Bezeichnend ist, daß der Kanzler sich selber den Wahlspruch: „Ohne Kaiser kein Reich“ unten hin hat setzen lassen. Man kann zwei Pole echt deutschen Wesens nicht besser charakterisieren, als es in diesen beiden merkwürdigen Männern geschieht. Die außerordentliche Meisterschaft, mit der Werner alle Verkürzungen bewältigt und daher auch oft aufsucht, trägt dazu bei,

seiner Darstellung hier eine ungewöhnlich packende Lebendigkeit zu geben.

Auf der Thürwand wird dann die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland in der Gestalt zweier altdeutscher Krieger dargestellt, hinter denen eine prächtig erfundene, aufsteigende Viktoria die Kaiserkrone als Frucht des Sieges und der Einigung emporhält. Auch in dieser rein dem idealen Gebiet angehörenden Komposition zeigt sich doch der realistische Tick des Künstlers sehr wohlthuend darin, daß er weit entfernt ist, seine Gestalten so schematisch zu machen wie Kaulbach, sondern daß sie ihm alle vollkommen lebensfrische Wesen von Fleisch und Blut werden, etwa wie sie ein Rubens gemalt haben würde. Seine Krieger sind echt deutsch und seine Viktoria ist ein so neckisch trotziges Fräulein, daß sie sogar einen mutwilligen Zug um den Mund hat.

Inzwischen hatte sich im Juni 1878 der europäische Kongreß versammelt, welcher den Frieden von St. Stefano korrigieren sollte. Das führte nun im Auftrag des Berliner Magistrats zu dem künstlerisch nahezu bedeutendsten Werk von allen bisherigen, zu jenem rasch berühmt gewordenen Bild, in welchem Werner für das Berliner Rathaus die Teilnehmer am Kongreß in der letzten Sitzung schildert, wie sie ihre Unterschriften unter das glücklich vollendete Friedensinstrument setzen.

Das Gemälde wirkt schon beim ersten Blick so imponierend, um keinen Zweifel zu lassen, daß die da versammelten Herren nicht nur zu einer Santa Conversazione, sondern dazu da sind, mindestens ein Stück der Welt zu verteilen. Indes liegt in dem, was geschieht, durchaus nicht der Schwerpunkt der Darstellung — die Sache ist ja schon fertig —, sondern in der Charakteristik der einzelnen Acteurs in diesem Drama. Darin aber hat sich Werner wiederum als ein Maler ersten Ranges erwiesen, dem ich unter allen Lebenden nur sehr wenige an die Seite zu setzen wüßte. Er hat verstanden, uns das innerste Wesen der Dargestellten wie die historische Bedeutung derselben mit solcher Schärfe zu charakterisieren, daß sein Bild für alle Zeiten verständlich und interessant bleiben wird. Gerade in der Schilderung der Hauptperson, des Fürsten Bismarck, ist diesmal das Erstaunlichste geleistet. Nie ist das überwältigende Wesen, welches diesem unserem nationalen Helden eigen, was ihn so in Vorteil setzt bei jeder Unterhandlung mit dem Gegner, so ganz überzeugend und ungesucht wiedergegeben worden als in dieser gewaltigen Figur. In der Art, wie er den abschiednehmenden Schuwaloff halb sich vom Leibe hält, malt sich unser heutiges Verhältnis zu Rußland besser, als es zwanzig Geschichtsprofessoren in ebensoviel Bänden schildern könnten. Hier macht die bildende Kunst alle ihre Vorteile geltend. Wie vortrefflich sind aber auch die anderen, wie ist in Beaconsfield, dem bedeutendsten Gesicht nach Bismarck, der geistvolle semitische Emporkömmling sowohl als der im Kopf noch starke und nur in den Beinen schwache Greis mit gleicher Meisterschaft ausgesprochen! Dann in Andrassy der österreichische Kavalier mit dem fast zigeunerhaften Ungarn vermählt und zugleich die enge Anlehnung an Deutschland gegeben. Welche Fülle von harmloser Unschuld entwickelt der sitzende und Beaconsfield traulich die Hand auf den Arm legende Gortschakoff — kurz, wer da die Diplomaten nicht lieb gewinnt, der hat evident kein Herz im Leibe! Nur Lothar Buchers übermüdetes Gesicht sieht aus, als ob er sie im stillen sämtlich zum Teufel wünschte.

Alle aber tragen den Stempel ihrer Nationalität wie ihres Berufes neben ihren individuellen Eigentümlichkeiten so deutlich zur Schau, das Ganze giebt sich so natürlich und ungezwungen, daß es unbedingt überzeugend erscheint — schon darum, weil alle diese Männer sich so würdig, ruhig und gelassen bewegen, wie es Personen von diesem Stande ja durchaus zu thun pflegen. Da das rein artistische Vergnügen an dem besonders in

der Lebendigkeit der Verkürzungen höchst meisterhaft gezeichneten und überdies kräftig und klar gemalten Bild kaum weniger groß ist als das patriotische, so kann man wohl sagen, daß hier die moderne deutsche Geschichtsmalerei etwas geleistet habe, was die alte kaum kannte, wogegen die ähnlichen Kompositionen eines van der Helst wie Paul Veroneses immer noch hat sich durch dieses Kongreßbild zur bildlichen Festhaltung der Hauptmomente unserer nationalen Wiedergeburt so eminent befähigt gezeigt wie meines Wissens kein anderer neben ihm. Auf diesem realen Boden steht er felsenfest, während seine idealen Darstellungen auch heute nur in zweiter Linie kommen dürften, weil sie oft der Tiefe der Empfindung



Anton v. Werner.

mehr oder weniger konventionell aussehen, von dem widerwärtig affektierten Pathos der ähnlichen Davidschen gar nicht zu sprechen. In dieser Art der individualisierenden Darstellung, wo der Künstler geschichtliche Figuren mit all der Bedingtheit durch Zeit, Stand und persönliche Verhältnisse wie Anlagen schildert und sie uns dadurch nahe bringt, liegt offenbar die nächste Aufgabe unserer Historienmalerei, nachdem ihr der religiöse Boden einmal vorläufig entzogen ist. — Werner speciell ermangeln, ja selbst von Kälte nicht immer frei sind.

Allerdings mutet der mittelgroße, blaß und nervös aussehende, rasch ja unstät erscheinende, bewegliche Mann selber zunächst eigentlich nicht sympathisch an. Künstlerisch ist nichts an seiner unscheinbaren Gestalt als die langen Haare, sonst könnte man eher einen Journalisten in ihm vermuten, wenn gerade das eigentümlich Schneidige des Wesens an ihm auffällt, die durchdringende Keckheit, mit der

er aus den großen wasserblauen Augen blickt. Sie verrät aber, daß in diesem anscheinend so schwächlichen Körper eine Seele wohne voll gewaltiger Energie und ehrlicher Begeisterung für die Kunst. Man hat ihn sehr mit Unrecht sogar intrigant gescholten, während er sowohl am Hofe als beim Reichskanzler, wo er allerdings sehr beliebt ist, vielmehr durch seine Ehrlichkeit und Geradheit in Gunst kam, die freilich die Klugheit nicht ausschließt. Diese steht ihm ausreichend zu Gebote, wenn nicht, wie dies den meisten Künstlern gelegentlich geschieht, sein lebhaftes Temperament oder seine Phantasie mit ihm durchgehen. Darum erscheint er so ganz geeignet, das norddeutsche, ja speciell das Berliner Wesen im Gegensatze zum süddeutschen in seinen Werken darzustellen und zugleich jene eigentümliche Kühnheit in denselben zu zeigen, die fast immer erfrischend und interessant wirkt, ja bei solch realistischen Erzeugnissen wie dem Kongreßbild sich geradezu bis zur echten Genialität steigert, deren durchdringender Blick Dinge und Menschen eben gerade so sieht, wie sie sind.

Nach Vollendung des Kongreßbildes im Sommer 1881 malte Werner den Kaiser am Grabe seiner Eltern vor der Abreise zum Feldzug 1870. — Es war gewiß ein äußerst glücklicher Gedanke, den Monarchen gerade vor dem Abgange zu dieser verhängnisvollen Entscheidung darzustellen, obwohl sie einer künstlerischen Wiedergabe überaus große Schwierigkeiten entgegenstellt. Dennoch hat Werner dieselben mit auffallendem Glück überwunden. Auf dem Bilde sehen wir nun den Kaiser in stiller Andacht vor der von Rauch so herrlich komponierten Figur seiner Mutter stehen, voll Demut und doch wie ein echter Held. Man kann nicht besser und ansprechender die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes wiedergeben, der durch das Glück nie übermütig, durch Unglück nie verzagt gemacht worden ist. Die weihevolle Umgebung trägt dazu bei, uns es ganz deutlich zu machen, daß dieser mächtige Mensch vor einer großen, verhängnisvollen Entscheidung steht und hier Kraft holt, um sie mit Seelengröße zu bestehen, da er wohl weiß, daß wir ja alle nur Spielzeuge des Schicksals sind.

Ich habe hier vieler kleineren Schöpfungen nicht gedenken können, die neben den großen herlaufen, und will zum Beschluß nur noch eines fast miniaturartig ausgeführten kleinen Gemäldes gedenken, auf welchem der Künstler die Taufe seines ersten Söhnchens darstellt, bei der die Kronprinzessin als Patin, neben ihr Generalpostmeister Stephan und Knaus als Paten, dann der Kronprinz und eine Menge berühmter Freunde des Künstlers als Zeugen funktionierten. Zusammen mit dem Hintergrunde des durch Wandmalerei reich ausgestatteten Salons des Künstlers gab das ein köstliches kleines Bild ab, das er der erhabenen Gevatterin bei ihrer Rückkehr aus Italien schenkte. Werner beweist in dieser kleinen Arbeit so gut als nur irgendwo, wie vortrefflich er versteht, aus einer bloßen Ceremonie ein auch rein menschlich überaus interessantes Charakterbild zu machen und ihm dadurch einen eigentümlich fesselnden Reiz zu verleihen. So beherrschen hier die den noch namenlosen Weltbürger mit freundlicher Herablassung auf den Armen haltende Kronprinzessin des deutschen Reichs und der unter den übrigen Zuschauern stehende Kronprinz selber, als die beiden Pole, um welche sich alles dreht, die ganze Scene auch äußerlich. Kein Zweifel, daß sie den höchsten Rang unter den Anwesenden einnehmen. Zur Linken der Kronprinzessin sehen wir den Hofprediger Frommel, aufrecht mit der feierlichen Amtsmiene des salbungsvollen protestantischen Pastors den Jungen segnend. Der Kronprinzessin gegenüber ehrfurchtsvoll und gemessen steht der Generalpostmeister Stephan, dem man den preußischen Beamten ebenso genau ansieht als den gewaltigen, durch Geist und Thatkraft gleich hervorragenden Mann. Hinter dem Prediger steht dann die Mutter, eine echte Malersfrau, geschent und gemütvoll, voll Andacht und Rührung über die dem

Sprößling und ihr mit widerfahrende Ehre, neben ihr der Papa auch in sehr weihevoller Stimmung und leiser Wehmut darüber, daß dies wohl das erste und letzte Mal sein dürfte, daß Prinzessinnen seinen Erstgeborenen in die Arme nehmen. Neben ihm Knaus, der sein schalkhaftes Gesicht nicht minder in möglichst feierliche Falten gelegt in Gegenwart der dicht vor ihm stehenden hohen Dame. Die beiden Schwesterchen des Neugeborenen endlich, zwei prächtig aufgeputzte Mädchen, sieht man ganz im Vordergrunde, unübertrefflich wiedergegeben in Haltung und Bewegung, voll Ehrfurcht und nebenher Neugierde, was mit ihrem neugeborenen Brüderchen denn wohl Schreckliches vorgehen werde. Sie bilden den Übergang von den eigentlichen Acteurs im Drama zum übrigen zahlreichen Publikum, welches selbstverständlich die Sache weniger tragisch nimmt und im Halbkreis um den behaglich und heiter im Mittelpunkt aufgepflanzten Kronprinzen steht. Er ist in seiner stolzen, echt deutschen Heldenfigur ebenso vortrefflich dargestellt als der neben ihm stehende Moltke, der so individuell ist, daß bei ihm schon die Art, wie er den Daumen in die Uniform einklemmt, sicherlich der Natur abgelauscht ward, wie denn die Handbewegungen und Fußstellungen der anwesenden Zuschauer neben der Körperhaltung allein schon des Studiums wert sind. Meistens aus Damen oder den ausgezeichnetsten Gliedern der künstlerischen und Litteratenwelt Berlins bestehend, ist aber einem jeden der letzteren sein Charakter augenblicklich abzusehen, ebenso wie den Damen ihre mehr oder weniger hohe Geburt und die obligat devote, heiter wohlwollende oder neugierig teilnehmende Stimmung, so daß das Ganze durch diese überaus feine Schilderung unendlich interessant und unterhaltend gemacht wird als Sittenbild einer ausgezeichneten Berliner Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts.

Überblickt man dieses bereits so ungewöhnlich reiche Künstlerleben, das doch menschlichem Ermessen nach noch nicht einmal auf seiner Höhe angelangt ist, so wird man nicht umhin können, über die Fruchtbarkeit desselben zu staunen. Fruchtbar vor allem auch darin, daß es wirklich Neues errungen, dem weiten Reiche der deutschen Kunst ein bis dahin nicht gekanntes Gebiet hinzugefügt hat. Denn unsere bisherige Profanhistorienmalerei war vielfach konventionell, erst mit Menzel und seinem glücklicheren Nachfolger wird sie vollständig wahr und eben dadurch ganz originell und dem nationalen Charakter entsprechend. Werner hat daher offenbar noch eine große Zukunft, da es ihm weder an einem herrlichen Stoff noch an der Kraft fehlt, ihn vollkommen zu bewältigen.

Wenn große politische Veränderungen in der Regel nur dann Bestand zu haben pflegen, falls sie vermögend sind, neue Kunst- und Kulturformen zu erzeugen, so kann Werners Erscheinung mehr als die irgend eines anderen deutschen Künstlers uns eine Gewähr für die Dauer jener glanzvollen nationalen Schöpfung des deutschen Kaiserreiches um so eher geben, als ihr Charakter dem realistischen Geiste, der es geschaffen, durchaus entspricht.





Kriegsgeschichte und Kriegserfahrung.

Von

Kolmar Freiherrn v. d. Goltz.



Wenn der alte keltische Barde den tiefen und süßen Eindruck schildern will, den die Musik auf seine Seele macht, so sagt er, sie wirke auf ihn wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit.* Ein natürliches Gefühl zieht uns zur Geschichte hin. Des Knaben Herz pocht höher, wenn er von Alexanders rastlosem Ehrgeiz, von Hannibals Haß, von Cäsars Klugheit und Tapferkeit, von Friedrichs Stolz und von Napoleons Gewaltthätigkeit liest. Auch der reife Mann entzieht sich dem erwärmenden Einfluß nicht, den die Betrachtung der Thaten seiner Väter auf ihn macht. Nächst dem lebendigen Beispiel wirkt das geschichtliche am kräftigsten auf das Gemüt, und so könnte man Göthes Urteil auch hinsichtlich der Kriegsgeschichte beistimmen, daß ihr bestes Teil der Enthusiasmus sei, welchen sie in uns erregt. Noch gab es keinen Kriegshelden, der nicht zugleich ein begeisterter Verehrer der Geschichte war. Alexander führte die Iliade auf allen Zügen mit sich und schloß sie in das kostbarste Kästchen, das er unter den Schätzen des Darius fand. Als ihm ein Bote besonders eilig nahte, rief er ihm lebhaft entgegen: „Was bringst du mir, ist etwa Homer wieder erstanden?" — ein Homer natürlich, der die Heldenthaten der Macedonier und ihres nie besiegten Königs singen sollte.

* Ancillon.

In der Betrachtung der Vergangenheit genießt der Träumer das Vorgefühl der eigenen Zukunft, des Ruhmes, den vielleicht auch ihm die Nachwelt aufbewahrt hat, und dies nährt die Lust, Bedeutendes zu vollbringen, das die Geschichte nicht vergessen darf. — Die in jedem Menschen schlummernde Sehnsucht, das eigene Dasein zu verlängern, einen unvergänglichen Teil davon über die Schranke des Todes hinauszutragen, giebt dem Willen die bestimmte Richtung auf Ruhm und Größe.

Der Hang, sich mit der Geschichte zu beschäftigen, liegt daher tief in der empfindenden und sittlichen Natur des Menschen. Auch der Soldat läßt sich gern durch die Phantasie zurücktragen in die berühmtesten Kriegszüge; sie hilft ihm, sich mit den Helden alter und neuer Zeit eins zu denken, mit ihnen zu bangen und zu triumphieren. So nährt er während eines langen Friedens die Hoffnung auf eigenes Kriegsglück.

„Die Kriegsgeschichte erhebt aus dem flachen Kreise des alltäglichen Lebens, sie versetzt in die ungewöhnlichen Lagen, welche zu beherrschen, anstatt in ihnen zu erliegen, die Größe des Soldaten macht, sie erregt den Wunsch, die schlummernden Kräfte zu üben, sie erweckt das Selbstvertrauen, sie stählt den moralischen Mut."

Allein mag immerhin dieser veredelnde Einfluß das beste an der kriegsgeschicht-

lichen Betrachtung sein, so ist er doch nicht das einzige, was wir von ihr verlangen.

Der Soldat gehört dem praktischen Element an. Er begehrt von allem, was er ergreift, ein Erträgnis für sein Berufsleben. Er ist den nüchternen Auffassungen hold; denn er hat es im Felde mit sehr nüchternen Dingen: mit der Ernährung, Bewegung und Führung von Menschenmassen, mit Waffen und Waffenwirkung, zu thun. Ihm ist von höherem Wert, was uns ferner gesagt wird:

„Durch die Kriegsgeschichte erhält die Theorie ihre Grenze, die Wissenschaft ihren Wert, die Erfahrung ihre Rechte.“

* * *

Allgemeine Geschichte und Kriegsgeschichte haben sich erst neuerdings getrennt. Die Gesänge des Homer waren Kriegsgeschichte des Altertums. Sie haben sogar in Achilles, dem Sohn einer Göttin und eines Menschen, den noch heute geltenden Begriff des Kriegsgenies geschaffen. Wieder sind Cäsars Bücher vom gallischen und vom Bürgerkriege Weltgeschichte seiner Zeit. — Bis in das verflossene Jahrhundert hinein beschränkte sich die Kriegsgeschichte im wesentlichen auf die Erzählung der Feldzüge. Wenn sie hin und wieder von seltsamen Kriegslisten, Erfindungen, erfolgreichen Ideen berichtete, so geschah es doch nur in schlichter Erwähnung dessen, daß sich das eine hier, das andere dort bewährt habe. Sie ließ es sich genügen, die Tradition von einmal brauchbar erwiesenen Kriegsmitteln fortzupflanzen. In dieser Gestalt erschien die Kriegsgeschichte nur als eine Geschichte der Kriege, welche wiederum lediglich eine Unterabteilung der allgemeinen Weltgeschichte war.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts griff eine andere Auffassung Platz.

Den Winter nach dem siegreichen Feldzug von 1756 brachte König Friedrich bei der Armee in Dresden zu und arbeitete, in lebhaftem Briefwechsel mit Winterfeld und Schwerin, an einem Entwurf für die weiteren Unternehmungen gegen seine Feinde. Da griff er zur nämlichen Zeit auch in die Kriegsgeschichte zurück und studierte die Feldzüge des von ihm hochgeschätzten Turenne, Marlboroughs und des Prinzen Eugen, um in dem Vergleich von Ursachen und Wirkungen sein Urteil über die eigene Lage zu schärfen. Er übte das Studium der Kriegsgeschichte in modernem Sinne kritisch.

Als er ferner in der „Histoire de mon temps“ seinen ersten Feldzug in Schlesien geschildert hatte, da hielt er nachsinnend inne, und seine Feder vertraute dem Papier die Worte an, welche uns seinen geistigen Freimut im besten Lichte zeigen. „Der Leser wird ohne Zweifel bemerkt haben,“ sagt er, „daß es gleichsam um die Wette ging, wer die meisten Fehler begehen würde: der König oder der Feldmarschall Neipperg.“

Neippergs Saumseligkeit in der Ausführung eines an sich guten Planes wird dann gerügt. „Der König aber,“ heißt es weiter, „bietet noch mehr Gelegenheit zum Tadel dar. Er ward zu gehöriger Zeit von dem Vorhaben der Feinde benachrichtigt und ergriff doch keine hinlänglichen Maßregeln, um sich dagegen in Sicherheit zu setzen.“ Nun beleuchtet Friedrich alle von ihm selbst gemachten Versehen in voller Schärfe. Sogar die Anordnungen zu der siegreichen Schlacht von Mollwitz entgehen nicht der harten Beurteilung. „Aber,“ fährt er fort, „es befand sich bei der Armee nur der Feldmarschall Schwerin, der ein Mann von Kopf und ein erfahrener General war. Es herrschte viel guter Wille bei den Truppen; aber sie kannten bloß den kleinen Dienst, und weil sie noch nie einen Krieg mitgemacht hatten, so gingen sie nur furchtsam zu Werke und vermieden entscheidende Vorfälle. Was eigentlich die Preußen rettete, war ihre Tapferkeit und ihre gute Mannszucht. Mollwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen. Dieser Fürst stellte reifliche

Überlegungen über alle von ihm begangenen Fehler an und suchte sie in der Folge zu vermeiden."

So erhob sich Friedrich, der Geschichtschreiber ebenso wie der Feldherr, über die Ereignisse und redete von seinen Irrtümern wie von denjenigen eines Fremden. Er trachtete nur danach, sich an den eigenen Erfahrungen zu belehren. Das hieß Kriegsgeschichte treiben und schreiben, wie wir es heute verlangen, Kriegsgeschichte, die nicht nur Schilderungen, sondern Untersuchungen der kriegerischen Vorgänge enthält.

Durch das kritisch-belehrende Element scheidet sich die Kriegsgeschichte heute von der Weltgeschichte und wird zur militärischen Fachwissenschaft.

Es hat, trotzdem Napoleon Friedrichs Beispiel folgte, trotzdem zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Reihe von bedeutenden Schriftstellern auftrat, wie Behrenhorst, Bülow, Scharnhorst, Decken, Jomini, welche den freien Untersuchungsgeist in der Darstellung von Feldzügen walten ließen, geraumer Zeit bedurft, bis man allgemein in die neuen Bahnen einlenkte. Noch im Jahre 1845 verwahrte sich ein militärischer Schriftsteller, der über die „Kriegsgeschichte als Bildungsmittel für den jungen Offizier" schrieb, mit wahrhaft rührender Loyalität dagegen, daß man von ihm argwöhnen könne, er wolle sich in die Rolle des Feldherrn versetzen und die Schere der Kritik an die Operationen legen. An der ersten militärischen Lehranstalt des Vaterlandes begnügte man sich bis 1830 noch mit einer Übersicht über die Kriege der neuen Zeit seit 1740. Erst dann wurde die genauere Betrachtung einzelner Feldzugsepochen als besonderer Unterrichtsgegenstand aufgenommen. Bald danach erschienen Clausewitz' hinterlassene Werke. Sieben Bände einer wahrhaft glänzenden kritischen Behandlung der Kriegsgeschichte befanden sich darunter. Zum erstenmal wurde in diesen Büchern, den besten, die je ein Militärschriftsteller geschrieben, den politischen Verhältnissen, der Persönlichkeit des Feldherrn, dem Volksgeiste, den materiellen Bedingungen und vor allem den psychologischen Motiven bei der Beurteilung der Kriegsereignisse Rechnung getragen. Eine vollendete Form, einfache Sprache und klare Folgerungen hoben die Bücher zugleich auf die Höhe eines klassischen Werkes.

Wenige Jahre danach nahm den Lehrstuhl der Kriegsgeschichte in Berlin ein Historiker von Bedeutung, der General v. Höpfner, ein, der sich durch sein preisgekröntes Werk über den unglücklichen Feldzug von 1806 und 1807 bekannt gemacht hat. Er hielt seine Vorlesungen schon völlig im modernen Sinne. „Seit 1837," so berichtet er zwanzig Jahre danach, „hat sich in Bezug auf den Gang des Vortrages nichts geändert. Ich habe die von vornherein eingeschlagene Methode durchaus bewährt gefunden. Sie besteht darin, daß ich im Gegensatz zu früheren Vorträgen davon absehe, den Zuhörern eine Geschichte der Kriege von einem gewissen Zeitpunkte an zu geben, mich vielmehr darauf beschränke, etliche Feldzüge, diese aber in ganzer Ausführlichkeit vorzutragen, also das ganze Detail der Anordnungen in den Hauptquartieren nach Maßgabe des kriegerischen Zweckes, der gegenseitigen Stärken, des Terrains, der eingegangenen Nachrichten, des Charakters der Gegner u. s. w., das ganze Detail der Märsche, der Stellungen, der Gefechte, der Verpflegung 2c., um auf solche Weise fortgesetzt den Zuhörern den Gedanken, der die kriegerischen Begebenheiten hervorgerufen hat, vor Augen zu führen und sie zu befähigen, eine gesunde Kritik zu üben, zu der ich ihnen am Schluß jeder größeren Begebenheit oder jedes hervortretenden Abschnittes Anleitung zu geben versuche."

Damit wurde die Höhe erreicht, auf welcher die Kriegsgeschichte heute steht. Nur der Lehrgang selbst machte noch einen Fortschritt durch Begründung der applikatorischen Methode. Ihr zufolge wird der Vortrag an besonders interessanten Punkten unterbrochen, der Zuhörer

genau in die Lage des Feldherrn versetzt und aufgefordert, am grünen Tische die Anordnungen zu entwerfen, welche jener im Getümmel der Schlacht zu treffen gezwungen war. Dann erst teilt der Vortragende weiter mit, was in Wirklichkeit geschah, um nun in einem Vergleich zu kritischen Betrachtungen zu schreiten.

Das Mittel ist vortrefflich, um den Entschluß und das Verständnis zu üben. Die meisten kriegsgeschichtlichen Schriften nehmen deshalb jetzt gebührende Rücksicht darauf und geben die wichtigeren Originaldokumente selbst dann im Wortlaut wieder, wenn sie nicht zur Geltung kamen, sondern von den Ereignissen überholt wurden. Sie liefern oft das beste Material für die Lösung von Aufgaben. Der Scherz, daß in den modernen kriegshistorischen Werken die Hauptsachen in den Anmerkungen auf dem unteren Rande und in den am Schlusse hinzugefügten Anlagen stehen, enthält etwas Wahrheit; denn dort finden sich die Stärkeangaben, die genaue Bezeichnung der beteiligten Truppen und der Abdruck der Originaldokumente. So bildet die Kriegsgeschichte gegenwärtig mehr das Material für eine Geschichte als Geschichte selbst. Sie giebt nicht nur die Darstellung des Geschehenen, sondern auch die des Gewollten.

Erst nachdem sie diese Entwickelung durchlaufen hat, kann sie ihre Aufgabe erfüllen und zuvörderst der Theorie ihre Grenze anweisen.

Kriegsgeschichte und Theorie sind für den Soldaten nicht gleichbedeutend. Bei dem schnellen Fortschritt, welchen die Waffen und ihre Anwendung machen, veraltet jede Kriegsgeschichte in kurzer Zeit. Die amtliche Darstellung des deutsch-französischen Krieges liegt eben erst vollendet vor uns. Dennoch fehlt ihr bereits die heute wünschenswerte Erfahrung, wie man systematische Grenzbefestigungen nach dem Muster der französischen, welche von Verdun bis Belfort eine Kette von starken Bergforts gezogen hat, angreifen soll. 1870 gab es dergleichen noch nicht. Man kann also die Belehrung keineswegs nur aus der Darstellung der wirklich durchgeführten Kämpfe schöpfen. Erdachte Feldzüge, bei denen auch die neuesten Mittel und Erfindungen, ja selbst diejenigen, welche noch im Werden sind, Berücksichtigung erfahren, müssen aushelfen. Solche Idealfeldzüge werden bei dem Kriegsspiel und den Generalstabsreisen behandelt. Einige Worte über beide dürften hier nicht überflüssig sein.

Das Kriegsspiel beschäftigt sich mit dem Kampfe zweier Heere, deren Bewegungen gegeneinander auf der Karte besprochen werden. Die Teilnehmer bilden zwei Parteien. Auf jeder Seite werden die Rollen des Oberfeldherrn, der kommandierenden Generale, der Divisionsgenerale u. s. w. besetzt, soweit die Zahl der Mitglieder ausreicht. Zwischen den Streitern steht ein Schiedsrichter, der die Rolle des Schicksals zu übernehmen hat und den Ausgang der Schlachten bestimmt. Er giebt jeder Partei an, wo sie vor Beginn der Operationen steht, welches ihre Aufgabe ist und welche Nachrichten vom Feinde vorliegen. Danach werden alle Befehle, die in der Wirklichkeit zu geben wären, ausgearbeitet. Der Schiedsrichter vergleicht, von Vertrauten unterstützt, insgeheim die Anordnungen beider Teile und bestimmt nach eingehender Untersuchung, wieviel von den befohlenen Bewegungen ausführbar ist. Danach erhält Freund sowohl wie Feind einen Bericht, wie der erste Tag verlaufen ist, was vom Gegner gesehen wurde, welche Nachrichten oder Befehle von oben noch etwa eingegangen sind, und endlich, welche Punkte am Abend von den Truppen erreicht wurden. Danach erläßt der Oberfeldherr auf jeder Seite wiederum seinen Befehl für den nächsten Morgen. Auf Grund desselben fügen die Corpscommandeure oder Divisionsgenerale die ihren hinzu. So schreitet der Idealkrieg von Tage zu Tage fort. — Während der Schlachten und Gefechte wird mündlich verhandelt, weil hier oft in einer einzigen Stunde viele Anordnungen zu treffen

sind. Der Schiedsrichter bestimmt nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse und der näheren Umstände, wer Sieger bleibt, wer der Besiegte ist, bis wohin dieser zurückweichen muß, jener verfolgen darf. In zweifelhaften Fällen, wo die Lage beider Teile gleich viel Aussicht auf Erfolg gewährt, entscheidet der Würfel, damit Glück und Unglück, die im Kriege eine so große Rolle spielen, auch hier nicht ausgeschlossen seien.

Die Generalstabsreise ist ein Kriegsspiel unter freiem Himmel. Parteien und Schiedsrichter begeben sich in die Gegend, welche zum Kriegstheater gewählt worden ist. Die Anordnungen, Märsche und Gefechte werden an der Stelle besprochen, wo sie in Wirklichkeit stattfinden würden. Man erkennt, welchen Täuschungen man sich hingab, solange man nur nach der Karte urteilte, man ermißt deutlicher die Schwierigkeiten, die in Entfernungen, in der Gestalt des Bodens, in beschränkter Übersicht und ähnlichen Verhältnissen liegen. Solche Übungen kommen der Wirklichkeit näher, als es sich derjenige vorstellt, der nur von diesem Kriege ohne Soldaten, diesen Schlachten ohne Pulver und Blei erzählen hört. Auch wenn die Heere thatsächlich im Felde stehen, sehen die obersten Befehlshaber nur wenig davon. Die Hauptquartiere befinden sich hinter den Armeen. Die Feldherren müssen, ganz ähnlich wie im Kriegsspiel und bei der Übungsreise, ihre Anordnungen auf Grund der Nachrichten treffen, die ihnen aus der vorderen Linie zukommen. Nur an den Schlachttagen ändert sich das Verhältnis. Diese sind es daher auch, welche man ideal am wenigsten getreu darstellen kann.

Kriegsspiel und Reisen lassen indessen selbst bei der besten Leitung eine wesentliche Lücke. Unmöglich ist es, die vielen unvorhergesehenen Störungen und Hindernisse auszudenken, welche im Felde tagtäglich den Willen des Feldherrn kreuzen und von denen uns jede Seite der Kriegsgeschichte erzählt. Da sendet ein entferntes Corps dem Feldherrn eine wichtige Meldung zu. Auf dem Plane beim Spiel mißt der Zirkel die Entfernung, berechnet danach die Zeit, welche ein schnelles Pferd braucht, um die Strecke zurückzulegen, und stellt die Stunde des Eintreffens fest. Es giebt keinen bündigen Beweis, daß ein glatter Verlauf von Ritt, Auffinden und Ablieferung nicht möglich sei, und doch lehrt die Geschichte an hundert Beispielen, daß ganz unerklärliche Verspätungen eintrafen. Oft ist auf engbegrenztem Raum ein Befehlshaber von dem Überbringer stundenlang vergeblich gesucht worden. Die wunderbarsten Verwechslungen und Irrtümer ereignen sich. Viele Differenzen bleiben ein ewiges Rätsel. Noch heute weiß man nicht, warum Rüchel zu spät auf dem Schlachtfelde von Jena eintraf. Er brach um zehn Uhr vormittags auf, hatte nur eine Meile Wegs, kam erst zwei Uhr nachmittags auf der Wahlstatt an und ist dennoch ohne Unterbrechung marschiert. Niemand weiß wenigstens von einem längeren Halt während des mehr als vier Stunden dauernden Marsches. Unnütze Bewegungen müssen die Zeit geraubt haben, aber kein Bericht redet davon. Wer solche Zwischenfälle in das Kriegsspiel einschieben wollte, würde sich den Vorwurf zuziehen, arge Unnatürlichkeiten hineinzubringen, und doch sind Mißverständnisse und Reibungen ähnlicher Art gerade das natürliche Element des Krieges. Es ist also notwendig, die Ergebnisse der theoretischen Spekulation stets sorgfältig mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, damit man sich nicht Illusionen hingiebt. Die Geschichte lehrt, wie weit erfahrungsmäßig die Wirklichkeit hinter dem Ideal zurückbleibt, welches man sich von dem Verlauf eines Kampfes vorher gemacht hat. Ferner läßt sie erkennen, welche Episoden eines Feldzuges sich der theoretischen Erwägung entziehen. Wenigstens annähernd schildert sie die Verwirrung, das Durcheinander des Nachkampfes und warnt davor, sich mit abstrakter Spekulation zu weit in dieses Gebiet hineinzuwagen, Regeln aufzustellen, die sich hinterdrein als unausführ-

bar ergeben müßten. So weist die Kriegsgeschichte der Theorie thatsächlich ihre Grenze an.

Daß sie erst der Wissenschaft ihren Wert verleiht, lehrt das Schicksal zahlreicher Kriegsmittel, die in Zeiten langen Friedens ein geistreicher Kopf ersann, in Streitschriften glänzend verteidigte und die dann vorübergehend eine große Carriere machten, um im Ernstfalle sofort wieder in Vergessenheit unterzutauchen. Alle neuen Ideen über Kriegführung bedürfen, ehe man sie rückhaltlos anerkennen kann, der kriegsgeschichtlichen Bestätigung. Auch wenn sie sich bewähren, wird die Wirklichkeit Modifikationen in der Anwendung oder in der Abschätzung ihrer Bedeutung erheischen. Es gab Jahrzehnte, wo man aus Liebhaberei für Terrainstudien anfing, das Terrain gleichsam als lebendigen Mitstreiter anzusehen, wo der Satz galt: „Das Bataillon verteidigt den Berg und der Berg verteidigt das Bataillon.“ Er ergriff die besten Köpfe, bis die französische Revolution und Napoleon kamen, um mit natürlicher Auffassung, welche alles Gewicht in die lebendigen Kräfte legt, das luftige Gebäude über den Haufen zu werfen. Oft ist von den Wirkungssphären der Festungen die Rede gewesen. Man sieht in den darüber aufgestellten Hypothesen förmlich, wie Wälle und Mauern sich vom Platze bewegen, um demjenigen, der vorüber will, den Weg zu verlegen. Ein geistvoller Militär wies wenig Jahre vor der Niederlage von Jena sehr schlagend nach, daß Napoleon im schlimmsten Falle an den Wirkungssphären von Magdeburg und Erfurt scheitern müsse. Wie Scylla und Charybdis sollten sie ihm angeblich den Durchzug verwehren. Vor schwachen Streifparteien verschwand hinterdrein der Zauber beider Bollwerke und beider Sphären. Die Kriegsgeschichte kann am ehesten verhüten, daß durch zu weitgehende Vergeistigung der Lehren vom Kriege eine Welt der Einbildungen entsteht.

Sie gewährt auch der Erfahrung ihre Rechte. Jede praktische Erfahrung ist einseitig. Selbst im Kriege macht sie der Führer nur innerhalb des eigenen und vielleicht des unmittelbar benachbarten Berufskreises. Die praktischen Erfahrungen des jungen Offiziers und die des Generals sind in demselben Feldzuge sehr verschieden. Feind, Kriegstheater, Waffen ändern die Natur des Kampfes. Die aus dem einen Kriege gezogenen Resultate können im anderen sogar verhängnisvoll werden. Die falschen Vorstellungen, welche die preußische Armee aus den Rheinfeldzügen mitgebracht hatte, nicht aber ihre Verweichlichung und Zuchtlosigkeit waren schuld, daß sie 1806 mit Feldbetten, Küchenwagen und Hühnerkörben nach Thüringen zog, daß gar ein musikalischer Lieutenant sein Klavier auf dem Handpferde mitführte. In den Rheinfeldzügen hatte sich Muße genug für das Klavierspiel gefunden. Wieder ließ die praktische Erfahrung, welche die französischen Generale des zweiten Kaiserreichs in Algier und Mexiko reichlich gemacht, sie vollkommen im Stiche, als sie der deutschen Armee an der Saar gegenübertraten.

Nicht hoch genug kann endlich die erziehende Kraft kriegsgeschichtlicher Studien veranschlagt werden. Wir nennen die Gabe, kriegerische Lagen mit einem Schlage richtig zu verstehen, den militärischen Blick. Er ist es, welcher die meisten der großen Feldherren auszeichnete. Fast instinktiv fühlten sie auf dem Schlachtfelde das Richtige heraus, ohne sich dabei einer systematischen Gedankenarbeit bewußt zu werden. Friedrich der Große wählte, als er des österreichischen Heeres bei Leuthen ansichtig wurde, sofort den linken Flügel zum Angriffspunkt. Die Wahl kam Freund und Feind unerwartet. Viele triftige Gründe und Regeln sprachen dagegen. Dennoch hat das Nachdenken von hundertunddreißig Jahren nichts Besseres auffinden können. Der König traf die Österreicher an der empfindlichsten Stelle. Als er selbst aber später die Geschichte der Schlacht niederschrieb, da erklärte er den vielbewunderten Entschluß mit nur untergeordneten, selbst zweifelhaften Grün-

den. Ein anderer, der an Ort und Stelle vielleicht ratlos war, hätte diese Arbeit des Studierzimmers besser erledigt wie der König. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß es eben Friedrichs unvergleichlicher militärischer Blick war, welcher die Achillesferse des Gegners erkannte, ohne daß es bei ihm einer Reihe von Folgerungen und Erwägungen bedurft hätte, um zu dem Entschlusse zu gelangen. In diesem militärischen Blick geben sich freilich angeborene Eigenschaften kund. Aber die Kriegsgeschichte thut unendlich viel, dieselben zu stärken. Ja, ohne Übung pflegen die ursprünglichen Talente ihre Kraft nicht dauernd zu behaupten. Unzweifelhaft schärft die Betrachtung einer großen Zahl von kriegsgeschichtlichen Beispielen das Verständnis für kommende Begebenheiten, das Urteil und den Takt im Ergreifen zweckmäßiger Mittel.

Nicht unwichtig ist auch, daß fortgesetztes kriegsgeschichtliches Studium die Phantasie belebt und regelt. Mit Unrecht wird diese Anlage meist als Stiefkind behandelt. Sie erleichtert es dem Feldherrn, sich fortwährend ein richtiges Bild der eigenen und feindlichen Bewegungen vor Augen zu halten, und diesem Bilde muß er seine Entschließungen, seine Maßregeln anpassen. Viele Fehler, die im Kriege begangen werden, erklären sich aus einem Mangel an Vorstellungsvermögen. Da beide kämpfenden Teile sich bewegen, so wechseln ihre Stellungen unausgesetzt, wie die Figuren im Kaleidoskop. Nur eine empfängliche Phantasie wird sie richtig erfassen und, was so notwendig ist, dem Augenblick voraneilen können, ohne wesentlich zu irren. Napoleon besaß die Gabe, eingeleitete Heeresbewegungen in ihrem Verlaufe mehrere Tage voraus zu übersehen, ohne eine Minute mit Grübeln zu verlieren. Daher die Sicherheit seiner Anordnungen, die jeder rühmt, der in seiner Nähe war.

Unberührt bleibt auch der Charakter nicht. Das Studium älterer Feldzüge muß zu der Überzeugung führen, daß es im Kriege durchaus einfach hergeht, daß Ursache und Wirkung sich vom schlichten Verstande leicht erkennen lassen. Daraus entspringt Selbstvertrauen, eine der vornehmsten Bedingungen für den Heerführer. Es gewährt Sicherheit, aus der die Bestimmtheit der Anordnungen hervorgeht, und in dieser liegt die erste Bürgschaft für gute Ausführung. Wenn man aus keinem anderen Grunde Kriegsgeschichte treibt, so sollte man es um dieses einen willen thun. Derjenige, dem sie ein unbekanntes Feld bleibt, vermutet gar leicht geheime Mächte, welche den Erfolg bedingen und die sich seiner Einsicht entziehen. Er muß sie daher fürchten, und dies Gefühl wissenschaftlicher Unsicherheit führt zur inneren Ratlosigkeit, zum Schwanken des Entschlusses, welches bereits den Anfang moralischer Auflösung macht.

So kräftigt anhaltendes und sorgsames Studium der Kriegsgeschichte den Geist, schärft das Urteil, nährt die Phantasie, bildet den Willen und fördert die Erziehung des Charakters. Darin liegt ihr Wert, nicht in einer systematischen Theorie, welche man aus ihr für die Kriegführung herleiten kann, oder gar in einem Regelnschatze, einem Verzeichnis von Erfahrungen.

Freilich giebt es ewige Gesetze, die sich in den Kriegen von Alexanders Zeit bis auf die Gegenwart nicht geändert haben. Aber sie erscheinen doch in so allgemeiner Form, daß ihre Befolgung im gegebenen Falle erst die Schwierigkeit ausmacht. Daß man alles mit den gehörigen Kräften beginnen soll, daß jede halbe Maßregel verderblich ist, daß die großen Erfolge die kleinen mit bestimmen — derartiges etwa lehren jene Gesetze. Sie gleichen den delphischen Orakelsprüchen, bei welchen ja auch die Hauptsache in der Auslegung bestand. Die hier angeführten Regeln sind aber noch die einfachsten. Bei vielen Schriftstellern, welche den Krieg wissenschaftlich behandeln wollten, verschlingen sich in den Raisonnements, wie Clausewitz bemerkt, das pro et contra gegenseitig so, daß nicht einmal wie bei den beiden Löwen

die Schwänze übrig bleiben. Man ahnt dann nur, daß hier eine Regel gegeben werden sollte, ohne zu begreifen, wo sie eigentlich steckt. Da stellt z. B. ein Schriftsteller, der erst vor ganz kurzer Zeit eine allgemein sehr günstig beurteilte Arbeit herausgab, den Satz auf: „Auch Schnelligkeit ist Energie; Schnelligkeit der Bewegungen ohne Energie ist ebenso undenkbar als Energie ohne Schnelligkeit, denn die Energie hat in jener das Hauptelement erkannt, am ehesten und sichersten das Ziel zu erreichen. Je größer die eine, um so größer die andere; je größer beide, um so größer der Erfolg." Das ist unstreitig sehr richtig; aber doch wird es nicht leicht sein, eine praktische Nutzanwendung von diesem Satze zu machen, wenn der Feind uns heute oder morgen in Wald und Feld begegnet.

So wichtige Dienste die Kriegsgeschichte, ergänzt durch theoretische Spekulation, dem angehenden Truppenführer leistet, reicht sie doch für seine Ausbildung nicht vollständig hin. Gab es auch große Helden, welche, ohne sich erst durch die eigenen Erlebnisse allmählich zu entwickeln, ihr Genie schon in den ersten Schlachten zeigten, wie Gustav Adolf, Turenne, Karl XII., Bonaparte, so wird die Mehrzahl doch der Kriegserfahrung nicht entbehren können.

* *
*

Keine Kriegsgeschichte ist ganz wahr. Das erkennt am ehesten, wer Kriegserfahrung besitzt. „Seitdem ich einen großen Krieg mitgemacht und nachher dessen Geschichte gelesen habe, lese ich keine Kriegsgeschichte mehr," hat einmal ein General geäußert, der sich vor dem Feind einen bedeutenden Namen erworben.

Von den Erzählungen, welche noch während der Feldzüge in den Zeitungen stehen, kann man absehen. Sie schildern die Dinge, wie sie vielleicht hätten sein können, aber nicht wie sie gewesen sind. Die unmittelbar hinterdrein erscheinenden Darstellungen haben nur wenig mehr für sich. Ihre Verfasser kennen oft nicht einmal den äußeren Zusammenhang der Ereignisse genau, geschweige denn die Beweggründe, nach denen die Führer handelten, und gerade diese enthalten das Lehrreiche. Nur die auf Grund der amtlichen Berichte geschriebenen Werke verdienen Beachtung. Gerade diese aber haben Rücksichten zu nehmen. Sie müssen Truppenteile, lebende oder erst kürzlich verstorbene Persönlichkeiten schonen. Selbst die Angehörigen bedeutender Männer genießen noch ein Vorrecht. Es ist unmöglich, rückhaltlos kritisch aufzudecken, denn der dadurch entzündete Streit möchte mehr schaden als die Belehrung nützen. Die amtlichen Gefechtsberichte werden unmittelbar nach Beendigung der Kämpfe geschrieben, wo die Aufregung noch die Herzen durchzittert, wo wichtigere Dinge zu thun sind, die Zeit zum Schreiben karg und die Lust noch karger ist. Man kann freilich die ersten Berichte später vervollständigen lassen. Aber da mischt sich in der Vorstellung des Verfassers schon Erlebtes und Gehörtes auf die bedenklichste Weise. Die Erinnerung trügt leicht. Blücher meinte nach dem Kriege gelegentlich einmal, die Schlacht von Laon habe vor der von La Rothière stattgefunden, obschon La Rothière am 1. Februar, Laon am 9. und 10. März 1814 geschlagen ward. Als ihn ein Generalstabsoffizier auf den Irrtum aufmerksam machte, rief der Alte ärgerlich: „Hör doch mal, Gneisenau, dieser Tintenklexer will das besser wissen wie ich, der ich die Schlachten geschlagen habe!" — so sicher glaubte er zu sein. Ein und denselben Gefechtsmoment legen die Beteiligten oft um Stunden auseinander. Dasselbe, was der eine nach seiner Meinung um elf Uhr vormittags erlebte, will der andere nachmittags um drei oder vier Uhr mitgemacht haben. Ganze Scenen werden vergessen oder ineinander geschoben. Ein kleines Gehölz, in welchem der Kampf hin- und herwogte, bildet sich dem Gedächtnis zum Walde um; ein Forst, den man in der Aufregung schnell durcheilte, zum schmalen Baumstreifen. Besucht man ein Schlachtfeld, auf dem man vormals ge-

fochten, so erscheint alles so verändert, daß man es nicht wiedererkennt. Noch schwebt uns, wenn wir die Augen schließen, ein bestimmtes Bild deutlich vor, es will aber mit der Wirklichkeit durchaus nicht stimmen. Alle Täuschungen gehen in die Berichte hinüber, denn um Notizen zu machen, ist während des Kampfes die Muße nur wenigen gegeben.

Die Geschichtschreibung soll trotzdem ein klares Bild von den Begebenheiten entrollen. Sie muß sich zu Kompromissen entschließen. Die absolute Wahrheit trifft sie nur selten. Über die interessantesten Punkte, die häufig gerade auch im ärgsten Dunkel liegen, muß sie sich mit Redewendungen hinweghelfen, unter welchen sich ein jeder zu denken vermag, was er für richtig hält.

Um dies zu wissen, um in der Kriegsgeschichte gehörig zwischen den Zeilen lesen zu können, schon darum muß man Kriegserfahrung besitzen.

Streift die Kriegsgeschichte manches von dem Ideal ab, welches wir uns vom Kriegsleben gebildet haben, so vermag erst Kriegserfahrung uns ganz die Augen zu öffnen.

Derjenigen Hindernisse, von welchen wir lesen, spotten wir leichter als derer, die uns begegnen. Die Müdigkeit, von der uns erzählt wird, schlagen wir gering an; den Mangel, von dem wir hören, beklagen wir, aber wir leiden nicht darunter. Die Phantasie hilft uns leichter über die Seiten eines guten kriegsgeschichtlichen Buches hinweg als unsere Füße über das Gestein oder durch den Sand der Walstatt. Je lebendiger die Schilderung der Schrecken und Mühsale, desto mehr reizen uns diese. Es geht uns allen darin, ehe wir die Wirklichkeit kennen, wie den Kindern, die von den Schicksalen Robinsons lesen und sich nach der wüsten Insel im Ocean sehnen.

Hören wir einen erfahrenen hochgestellten Militär darüber,* welcher alle drei Kriege von 1864, 1866 und 1870 in voller Thätigkeit mitmachte:

„Groß sind die poetischen Illusionen, denen sich der unerfahrene Jünger des Mars hingiebt. Wenn er, vom Studium der Heldenthaten seiner Vorfahren begeistert, von den Erzählungen älterer Kameraden erwärmt, bei einem guten Mahle auf das Wohl von König und Vaterland getrunken hat, dann träumt er von wildem Kampf, Mann gegen Mann, Sturm und Sieg, Schlachtgetümmel und Fanfaren, und sieht sich schlimmsten Falls mit Freuden als lorbeerbekränzte Heldenleiche, mit dem Degen in der Faust auf dem Schlachtfelde, das er als Sieger dem Feinde seines Königs abgerungen hat. Da sieht er sich im Geiste, wie er seine Infanterie im meilenweiten Laufschritt dem Feinde in die Flanke führt, wie die flinken glänzenden Rosse seiner Reiter den überraschten Feind niederwerfen, wie seine Batterie in der Carriere auf entscheidendste Entfernung heranrasselt und mit sicheren Schüssen verderbenbringend die Schlacht entscheidet.

„Wie weit entfernt ist die Wirklichkeit von diesen Träumen und Phantasien. Ehe der Kampf die Gelegenheit zu Heldenthaten bietet, die das Geschick der Völker entscheiden, unternehmen wir Märsche, verbunden mit Ermüdungen und infolge der Konzentration großer Massen unvermeidlichen Entbehrungen, welche die Kräfte des menschlichen Körpers bis auf den Grund erschöpfen. Man kann sich in ruhigen Friedensverhältnissen keine Vorstellung machen von demjenigen Grad der Ermüdung, der alle Glieder des Körpers so sehr mit Schmerzen erfüllt, daß man sich nach einer feindlichen Kugel als Erretterin von diesem Zustande sehnt. Diese Ermüdung wirkt so vernichtend auf die menschliche Phantasie, daß alle Begeisterung, alle Sehnsucht nach Ruhm verschwindet. Da hilft nichts anderes als die unüberwindliche Pflichttreue und die durch Gewohnheit festgewurzelte Disciplin. Nur der fast mechanische Instinkt, das Befohlene als einen Ausfluß der eisernen

* Aus einem Vortrage über „Kriegserfahrung und Kriegsgeschichte“ von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Generallieutenant und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Notwendigkeit anzusehen, hält dann die Glieder des Heeres noch zusammen. In diesem Zustande tritt man in den langersehnten Kampf. Und dieser Kampf, wie selten ist er ein Kampf Mann gegen Mann, in welchem Feuereifer und Körperkraft entscheiden! Die Zeit des kurzen römischen Schwertes, die Zeiten der geharnischten Ritter sind vorüber. Der schwächlichste Schneidergeselle vernichtet mit einem halben Lot Blei die Kraft und den Feuereifer des stärksten Heldenkörpers. Das mutvollste Drauflosstürmen, wenn es nur von Feuereifer und Kampfbegier geboten ward, kann zur Vernichtung der besten eigenen Truppe durch gedeckt stehende, weit schlechtere und schwächere Streiter führen. Da heißt es trotz Ermüdung, trotz Entbehrungen, trotz Gefahr und Kampfbegier ruhig stehen; — der größte Teil des Kampfes ist stehendes Feuergefecht. Da heißt es ruhig überlegen und ausführen, was für Visier, Feuerart anwendbar, wie dem Feinde die Flanke abzugewinnen, wann Munition zu sparen, wann nicht damit zu geizen, welches Zielobjekt zu wählen; da heißt es streng, eisern streng darauf zu halten, daß das Befohlene ausgeführt werde und die beim gemeinen Mann durch die Ermüdung und die Gefahr gesteigerte Neigung zur Willkür nicht überhand nehme. Wenn viele Stunden, vielleicht der ganze Tag so verflossen, dann naht die Entscheidung. Wie sieht es dann mit dem meilenlangen Sturmlauf des Infanteristen aus? Hat bei all den Strapazen der ruhmdurstige Kavallerist in allen vorangegangenen Tagen daran gedacht, daß er, wenn auch zum Tode ermüdet, immer zunächst daran denken müsse, sein Roß zu pflegen, denn von seines Rosses Güte hängt seine Ehre ab? Wie sieht die in der Carriere zur Entscheidung heranrasselnde Batterie aus? Abgesessene Husaren und benachbarte Infanterie helfen den Kanonieren die Geschütze durch tiefen Acker den Berg hinan in Position schieben, denn die müden Pferde ziehen noch wenig und manche sind vor Ermattung tot im Geschirr zusammengebrochen, manche von feindlicher Kugel getroffen. Ich erzähle keine gelesenen Anekdoten, ich produziere nicht die Schlüsse einer Logik, ich entrolle nur Bilder, die ich selbst gesehen.

„Die großen Entscheidungen, die Hauptarbeiten des Krieges, müssen immer in die Zeit so großer Strapazen fallen.

„Da gestaltet sich denn das Gefecht im Vergleich zu den gehegten poetischen Träumen entsetzlich nüchtern."

Aber das Amt der Kriegserfahrung wäre ein trauriges, wenn es darauf beschränkt bliebe, den Neuling seiner Illusionen zu berauben. Sie bringt auch viel Erhebendes mit sich.

Sie läßt uns erkennen, daß die Geheimnisse großer kriegerischer Leistungen in der Seele der Feldherren und im Herzen der Soldaten zu suchen sind, nicht in geistreichen Kombinationen oder strategischer Gelehrsamkeit.

Von dem psychologischen Teile der Kriegskunst weiß die Kriegsgeschichte in der Regel nicht viel; er ist ohnehin ein sehr wenig bekanntes Feld. „Diesem Umstand haben wir es zuzuschreiben," sagt Scharnhorst in den „Militärischen Denkwürdigkeiten", „daß der Hauptnutzen der Geschichte: die schwere und doch so nützliche Kenntnis des menschlichen Herzens, die durch nichts leichter erlangt wird als durch die Untersuchung solcher Begebenheiten, die eine Folge großer, weitaussehender Entwürfe waren, beinahe ganz verloren geht."

Selbst der Feldherr, obschon er den Aufregungen des Kampfes im allgemeinen fern bleibt, wird der härtesten Charakterprobe unterworfen. In der Theorie sind die Aufgaben des Krieges gelöst, sobald eine zweckmäßige Anordnung ersonnen und in einem klar abgefaßten Befehl niedergeschrieben ist. In der Praxis fängt die Lösung damit an. Schon ehe der Gedanke das Arbeitskabinett des Hauptquartiers verläßt, macht sich oft der Einfluß bedeutender Persönlichkeiten geltend. Zahlreiche Meinungen werden laut und füllen die Brust des obersten Führers, der entscheiden und die Verantwortung tragen

soll, mit Besorgnissen, ob das, was er gewählt, auch das Richtige sei. Jede ungünstige Nachricht, vielleicht in Zufälligkeiten begründet, erscheint als Gegenbeweis. Wie leicht wird das Selbstvertrauen erschüttert und der Wunsch erregt, neuen Rat zu hören. Ideenreiche Köpfe in den Hauptquartieren sind oft das Verderben des Feldherrn geworden. Sie haben ihn verleitet, eine neue Maßregel zu beginnen und so weit durchzuführen, bis die Einwürfe irgendwie ein scheinbares Recht erhielten. Da waren aber schon triftig begründete Abhilfevorschläge bereit und wurden ergriffen. Dritte und vierte Projekte erschienen noch zweckmäßiger und führten abermaligen Wechsel herbei. Dem Befehl folgte der Gegenbefehl. Beide sind an sich nicht zu tadeln, sie waren gut und wohl überlegt; aber doch geht darüber die Sicherheit der Leitung, die Einheit des Handelns zu Grunde. Das Gefühl, daß die das Steuer führende Hand nicht fest genug ist, verbreitet sich schnell im Heere, das Vertrauen ist dahin und mit ihm der Feldzug verloren.

Noch andere geheime Feinde des Erfolgs sind rege. Wer unter gewöhnlichen Sterblichen kann sich frei sprechen von dem, was wir Stimmungen nennen? Es kommen Zeiten der Schwäche, wo man schwarz sieht, wo man das Unglückliche für das Wahrscheinliche zu halten geneigt ist. Ein mit Enttäuschungen verknüpftes Leben, trübe Erfahrungen älterer Zeit, Mühe und Sorge rächen sich nachträglich und beugen den frischen Mut, die Kraft, auch in schwierigen Lagen zu hoffen. Anwandlungen von Kleinmut so völlig zu beherrschen, daß sie niemals Einfluß auf die Entschlüsse und Handlungen gewinnen, ist nur bevorzugten Naturen gegeben.

Von diesen inneren Verhältnissen kann die Geschichte nur das wenigste berichten, weil nichts davon aufgezeichnet wird. In vertraulichen Briefen, die nach unglücklichen Feldzügen durch den Streit der Parteien ans Licht gezogen werden, findet sich wohl hin und wieder eine Andeutung. Memoiren und Tagebücher berühren, was sie davon an anderen wahrgenommen haben; sie werden aber selten ganz ehrlich über die Regungen im eigenen Herzen sprechen. Nur Kriegserfahrung lehrt hier jeden, sich und andere richtig erkennen. Folgt man im Studierzimmer den Kriegszügen Friedrichs und Napoleons mit den Gedanken, so staunt man über die Einfachheit ihres Verfahrens; man meint leicht, daß anders zu handeln gar nicht möglich gewesen wäre, ja daß man selbst nicht anders gehandelt haben würde. Aber schon geringe Kriegserfahrung zeigt hinterdrein, wie unendlich schwer das Einfache ist und wie gut man thut, den Friedrich und Napoleon nicht eher in sich zu vermuten, als bis er sich erprobt hat.

Kriegserfahrung lehrt Bescheidenheit. Auf der anderen Seite kann sie dennoch das Selbstgefühl erhöhen.

Die Begeisterung erlischt im Laufe des Krieges. Es ist unmöglich, ein halbes Jahr lang im Regen und Kot der Biwouacs, im Staub der Landstraßen begeistert zu bleiben. Dem Zustand der Erregung, welchen der Abschied von der Heimat, die ersten sehr bewegten Kriegstage, die großen Schlachten herbeiführen, folgt ganz natürlich eine Abspannung. Dennoch muß man weiter fort. Ein jeder strengt sich an, im Eifer nicht nachzulassen; aber in dieser Anstrengung verbrauchen sich die moralischen Kräfte. Das Ungewohnte, unter freiem Himmel, in überfüllten Quartieren zu hausen, die liebgewordenen alltäglichen Lebensbedürfnisse zu entbehren, erträgt man gern eine Zeit lang. Allmählich wird es zur bitteren Last. In jedem Kulturmenschen steckt ein Stückchen Philister, das sich nach den vier Pfählen sehnt und das, wenn der Krieg lange dauert, immer lauter zu murren anfängt. Der schönsten Reise wird man am Ende müde, nur weil man gezwungen ist, aus dem Koffer zu leben; wie viel mehr wird sich ein gleiches Gefühl auf der beschwerlichen Kriegsfahrt einstellen. Wer einen längeren Feldzug mitgemacht hat, weiß, daß es einen Begriff „kriegsmüde“ giebt, der seine große Rolle spielt.

Glücklicherweise erliegen nicht alle dem Übel. Allmählich treten zähe, kernige Naturen hervor, die den Körper nicht verwöhnt und den Geist in der Schule angestrengter Arbeit erzogen haben. Da bekundet sich unerwartet, welchen Wert Enthaltsamkeit, einfaches fleißiges Leben und selbst die Armut für den Soldaten besitzt. Männer machen sich bemerkbar, auf welche unter gewöhnlichen Umständen niemand achtete. Sie verlieren weder die Spannkraft noch die Lust zum Handeln. Sie ermüden nicht, auch wenn ringsumher der Flügelschlag ihrer Genossen lahm wird. Oft sind es Leute, die im Frieden gerade zurückstanden, weil sie weder über eine glänzende äußere Lage noch über bestechende Eigenschaften verfügten.

Man sagt mit Recht, daß im Kampfe jedermann brav sei. Aber es liegt ein großer Unterschied zwischen der Tapferkeit, welche wir durch Erziehung, durch das Ehrgefühl gewinnen, und derjenigen, welche ein Gnadengeschenk der Götter ist. Die meisten sehen dem Tode ins Auge, ohne ihm einen Schritt zu weichen, aber die Gefahr oder besser die Selbstbeherrschung, welche sie sich auferlegen, nimmt sie doch in Anspruch, hält ihr Urteil befangen und hemmt die Produktivität des Geistes. Sie sind mit ihrem eigenen Mute und ihrer Haltung, nicht aber ausschließlich mit ihrer Aufgabe beschäftigt. Da gewinnen wieder die Charaktere voll natürlicher Todesverachtung die Oberhand.

Die Kriegserfahrung klassifiziert die Menschen anders als der Friedensdienst. Im Frieden können nur die gefälligen Eigenschaften, wenn sie von guten geistigen Anlagen begleitet sind, den Ausschlag geben, im Kriege ist es die innere Tüchtigkeit.

Der schönste Gewinn der Kriegserfahrung wird daher die Empfindung sein, daß im Felde das wahre Verdienst immer zur Geltung kommt. Freilich darf man sich nicht an äußere Anerkennung halten. Die Heere sind heute zu zahlreich, als daß einem jeden der ihm gebührende Anteil von Auszeichnungen auch sicher zukommen könnte. Anderer Lohn bleibt indessen nicht aus. Er giebt sich kund in der Bewunderung der Waffengenossen, im Vertrauen der Soldaten, selbst in den Ansprüchen der Vorgesetzten. Es ist ein erhebendes Gefühl, wenn der eigene Name von anderen unwillkürlich mit dem Gedanken an sicheren Erfolg verknüpft wird. Kaltes Blut, Tapferkeit und fester Wille brechen sich im Kriege unter allen Umständen Bahn. Wie die blendenden Erscheinungen im Preise sinken, so steigen die bedeutenden, auch wenn ihnen die glänzende Außenseite fehlt. Jedermann hat es in der Hand, aus dem Felde das Bewußtsein mitzubringen: „Du hast die schwerste Probe ruhmvoll bestanden!“ Kriegserfahrung versichert ihn, daß ihm diese Palme nicht genommen werden kann.

Die Geschichte läßt uns das Element des Krieges verstehen; die Erfahrung es beherrschen.

Wenn die Betrachtung der Kriegsgeschichte notwendig ist, um unseren Geist zu schärfen, den Willen zu veredeln, so bedürfen wir der Kriegserfahrung, um unseren Charakter zu versuchen und seiner sicher zu werden.

Auch den Völkern wird ihre Geschichte zur Lehrmeisterin. Sie weist ihrem Streben die Richtung an. Die Prüfungen, die ihnen der Krieg auferlegt, äußern erziehende Macht. Der Volkscharakter, den das Andenken der Väter vorgebildet hat, besteht hier die Probe und kräftigt sich für die Zukunft.

Müssen wir aus der Betrachtung von Jahrtausenden erkennen, daß die Kriege unvermeidlich sind, so tröstet uns doch zugleich die Erkenntnis, daß sie stets die männlichen Tugenden zu Ehren brachten.

In dieser Erkenntnis war es sicherlich, daß Karl v. Clausewitz auf dem Wege zur Walstatt der fernen Geliebten die begeisterten Worte schrieb: „Des Krieges bedarf mein Vaterland!“



Die Himmelssöhne im Sudan.

Ein Beitrag zur Sklavenfrage

von

Karl v. Vincenti.



Das dreizehnte Jahrhundert des Islam geht zur Rüste. Seit dem 12. November vorigen Jahres schreiben die Moslems 1300. Gerade hundert Jahre sind es, daß die ersten Einflüsse abendländischer Kultur, in die klaffenden Risse des türkischen Staatsbaues eindringend, die alten Geister scheuchten. Heute rauscht eine neue Zeit über Trümmern und die alte Frage ringt nach neuer Gestaltung. Einen wichtigen Teil dieser orientalischen Frage bildet die Sklavenfrage, vornehmlich mit Rücksicht auf das ägyptische Sudanreich. Wir greifen damit dem Islam tief ins Herz hinein. Eine Spanne Zeit noch, — Fowlers Bahnprojekt erschließt uns das unermeßliche Reich der Dunkelhäutigen, und Khartum, die „Hauptstadt der Hölle", wird eine Etappe der Hochzeitstouristik, ein Reiseziel himmelsbeglückter Paare.

Mohammed Ali brach den tödlichen Zauber der oberen Nilländer. Ungeheure Pläne brüteten im Haupte dieses Mannes, welchem das Geschick in Ibrahim einen Arm gegeben, der schier das Osmanentum zerschlug. Aus dem sanften Nilbauern schufen diese beiden einen zähen Soldaten, womit sie ein neues Araberreich im Sturm gewonnen hätten, wäre nicht die alte Eifersucht der alten Mächte gewesen. Und als man Mohammed Ali die eine Faust mit Verträgen geknebelt, da griff er mit der anderen in die Tiefe Afrikas hinein, den Nilquellen entgegen, die, wie die Koranzunge singt, Paradiesekannen entströmen. Dort in jenen uralten hamitischen Königreichen war allezeit ein unablässig Völkergeschiebe. Seit das gekrönte Makrob verfallen, hatten die Priesterfürsten von Soba geherrscht, bis sie den abenteuernden Fundschi weichen mußten, die Sen-na'r am blauen Nil gegründet — Sen-na'r d. h. „Feuerzahn", weil sie dort, geht die Sage, ein Weib mit glühenden Zähnen gefunden. Diese Idolenkönige nahmen muslimische Hausmeier aus den vom Hidschaz eingewanderten Stämmen

und erlagen deren geistiger Überlegenheit. So schlug der Islam Wurzel in den Prachtländern der farbigen Ströme und ward die hohe Schule von Damer gegründet, deren Sendboten koranitisch Gesetz bis über die darfurischen Oasen trugen.

Und es kamen Menschenalter voll blutiger Erschütterungen, bis der Ägypter mit gewaltigem Griff die Herrschaft an sich riß. Alsbald feierte der Größenwahn der rumeliotischen Raubdynastie auch im Sudan seine Orgien. Episodenhaft, so nebenhin, wird erzählt, wie Mohammed Bey, der Defterdar, seinen Schwager Ismail gerächt. Dieser Ismail war des Vizekönigs Liebling; zu Schendi am Nil, wo einst Meroë gewesen, dieser Karfunkel im Busengeschmeide des schwarzen Afrika — da verbrannten die Fundschi in einer wüsten Nacht dies Herzenssöhnlein mit all seinen Weibern, Offizieren, Sklaven, Verschnittenen, schönen Knaben und Pfeifern bei lebendigem Leibe. Da rief der Vizekönig seinen Tochtermann Mohammed, den Gemahl der kleinen Nazly, aus dem Dongola herbei, welches der Defterdar gerade niedergetreten hatte. Mohammed kam voll neronischen Behagens, um seinen Schlächterruhm in die Sudangeschichte mit dicken, blutigen Zeichen einzuschreiben. Man pfählte, zerriß, zertrat und beschlug mit glühenden Hufeisen so viel Menschen, daß Stille über das Land kam. Dies geschah Ende der dreißiger Jahre. Unter Ismail Pascha, fellachenschinderischen Angedenkens, wurden die großen Westoasen des Kordofan in Darfur gewonnen, so daß heute der ägyptische Sudan wohl 24 000 Quadratmeilen umfaßt. Khartum, das Nilcapua, ist das Herz dieses Reiches und der Hauptsitz des ostafrikanischen Sklavenhandels.

Als die Leute am Sen-na'r auf dem öden Fleck, wo die beiden Nile sich vereinen, die weiße Stadt plötzlich emporwachsen sahen, da riefen sie: „Werk der Himmelssöhne!“ Woher stammt nun dieser Name, der wie ein Segensspruch tönt? Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, so erzählt man, ward eine portugiesische Elfenbeinkarawane aus Zanzibar von den Dinka niedergemacht. Als nun kurze Zeit darauf hellhäutige Sklavenjäger unsägliche Gewaltthat in jene dunklen Länder trugen, wurden die Uferbewohner der beiden Nile von der abergläubischen Kunde erschüttert, in den Führern der Weißen seien die von den Dinka Erschlagenen wiedererkannt worden. Alsbald unterwarfen sich die Eingeborenen dieser wieder zum Leben erstandenen höheren Wesen, dieselben als „Söhne des Himmels“ begrüßend. Seitdem nun führen nicht allein alle Weißen, welche als Glaubensverkünder oder Forscher, als Regierungsbeamte oder Kaufleute in jene Länder kommen, sondern auch alle ägyptischen Abenteurer, die irgendwie am oberen Nil zu Macht und Besitz gelangen, den Namen „Himmelssöhne“ — mögen sie auch jenen dunklen Völkern nur allzu oft zu Dämonen geworden sein.

Die Himmelssöhne erst haben im Sudan die Sklavenfrage zu einer Schmach der Menschheit gemacht. In wie weit übrigens das Christentum überhaupt sich am Sklavenraub und -Handel seit Jahrhunderten auf eigene Rechnung beteiligt, darüber ist das Volk am oberen Nil weit aufgeklärter, als man anzunehmen versucht wäre. Es giebt eine arabische Flugschrift, welche zur Zeit Bakers, wo bekanntlich die sudanesische Frage so starke Wellen trieb, von der Koranschule zu Damer nilaufwärts stark verbreitet wurde. Man findet in dieser Schrift alle reicherbaulichen Daten über jenen Sklavenhandel, womit sich die spanischen Könige wie die britischen Assientisten, die genuesischen Privilegisten wie die französischen Monopolisten befleckt haben. Allbekannt ist ja der schamlose Handel, welchen Karl V., Philipp II., der Spanien mit der Betschnur erdrosselte, und Philipp von Anjou mit dem „schwarzen“ Privileg getrieben. Der letztgenannte insbesondere wußte sich bei der Assientogesellschaft seinen königlichen Gewinstanteil in bester Vertragsform zu sichern. Doch dies sei nur vor-

übergehend bemerkt; unsere Aufgabe ist ja, die moslemitische Sklavenfrage als solche ins Auge zu fassen. Da müssen wir denn vor allem unterscheiden zwischen Sklaverei als Institut und zwischen Sklavengewinnung.

Erstere, bekanntlich mit dem moslimischen Familienleben aufs innigste verwachsen, zeigt bei ihrer Ausübung in den weitaus meisten Fällen ebensoviel Milde, als der Sklavengewinnung Grausamkeit zur Schuld geschrieben werden muß. Der Islam hat die Sklaverei bereits vorgefunden, der Prophet jedoch, das arabische Familienrecht und vielfache Fetwas der Religionsoberhäupter haben sich bemüht, die rechtliche Stellung der Sklaven zu umgrenzen, zu befestigen. Und was dem Gesetz an Härte geblieben, das hat der „Gebrauch“, dieser Allgebieter im morgenländischen Leben, vielfach gemildert. Im Islam ist der Sklave keine Sache, sondern eine Person; seiner Bildung wird Aufmerksamkeit gewidmet; beim Mittelstande erlernt er die Fertigkeit und das Gewerbe seines Herrn und tritt nicht selten an dessen Stelle; in vornehmen Familien findet der cirkassische Knabe aus dem Jessirbazar so oft die erste Staffel zu den Höhen des Lebens, haben doch zumeist christlich geborene Sklavenkinder die islamischen Reiche beherrscht! Der moslemitische Sklave kann vor Gericht gegen seinen Herrn zeugen; der Sklave von jener Klasse, welche die Hedaja „Mezunn“ nennt, ist berechtigt, auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Einer guten Behandlung erfreut sich der Sklave jeder Hautfarbe, mag auch sein Geldwert ein verhältnismäßig geringer sein. Nach altem arabischem Verwaltungsrecht hatten die Polizeivögte darüber zu wachen, daß kein Herr seine Sklaven mit Arbeit überbürde; der Blutpreis endlich für einen erschlagenen Sklaven war sehr bedeutend.

Die Sklavin kann zumeist mit ihrem Lose zufrieden sein; welche Chancen sie hat und wie geschickt sie dieselben zumeist auszubeuten versteht, ist oft genug dargethan worden. Heiratet sie, dann erhält sie eine Ausstattung, was gemeiniglich beim freigeborenen Mädchen nicht der Fall ist. Heirat und Freilassung gehen beim Sklavenmädchen allemal Hand in Hand, indes gilt die Heirat eines Freien mit einer Sklavin keineswegs als Mißheirat, es wäre denn bei den Paladinen der arabischen Wüste. Das Kind der Sklavin ist rechtmäßig und erbfähig sowie jenes der freien Frau, denn Bastarde kennt der Islam nicht. Die Sultane sind Söhne von Sklavinnen, denn die „Kadinen“ verharren ja in einem bedingten Sklavenstande. Es tritt übrigens überall die Absicht des arabischen Gesetzgebers hervor, die Freilassung vor der gesetzlichen Zeit (sieben bis neun Jahren) als ein verdienstliches Werk darzustellen und zu erleichtern. Nicht selten deshalb wird die Freilassung als Sühne für begangene Sünden angeordnet. Es möge diesen mildernden Zügen des islamitischen Sklavenwesens noch die praktische Erwägung hinzugefügt werden, daß dasselbe mit der uralten, bekanntermaßen keineswegs vom Islam in die Welt gebrachten Schleierfrage in engem Zusammenhange steht. Bei der Strenge des Schleiergesetzes für freigeborene Frauen könnten nämlich die Moslims die Gemächer ihrer Frauen bei Anwesenheit weiblicher Dienstboten kaum betreten und müßten im allgemeinen darauf verzichten, weibliche Bedienung im Harem zu halten, bestände dieselbe nicht aus Sklavinnen, welche der Hausherr, allerdings gar oft zum Nachteile des Hausfriedens, unverschleiert sehen darf.

Ein Diener im Sinne des Wortes ist der Sklave im Islam nur insoweit, als man ihn schonend für Hausdienste verwendet. Sklave in des Wortes mühseliger Bedeutung ist am Nil vornehmlich der Fellach. Das ist ein Menschenkind mit wehmütiger Lebensbestimmung, „freigeboren“ für die Frone auf derselben goldenen Scholle, wo jahrhundertelang mameluckische Sklavendynastien geherrscht. Der seit Menschengedenken seinen Knechtern Sandalenriemen aus seinem Fleische

schneidet, der mit seinem Blute die Ackerfurche beträufelt, der seine Verderber mästet und selbst an den vollen Brüsten seiner Heimat verschmachtet, Sklave ist der im Nilschlamm zertretene Wurm, ist der „freie“ Fellach — das Volk Pharaos, wie der Beduine hohnlachend meint — und nicht der Sklave aus den schwarzen Ländern!

Über Sklavengewinnung als solche fühle ich mich kaum berufen, den Leser zu behelligen, hat es doch dies Verbrechen der Menschheit bereits zu einer vielbändigen Litteratur für die reife, reifere und reifste Jugend gebracht. Die Geschichte Khartums als Mittelpunkt des Sklavengeschäftes und der daran, sei es als Unternehmer, sei es als Menschenjäger oder Sklavenvögte, beteiligten Abenteurer hat seit der Gründung (1828) vier Perioden zu verzeichnen: bis zum Jahre 1856 die Blütezeit des Geschäftes; bis 1862, wo das Kapital bereits große Schwierigkeiten machte und die Zölle bedenklich wurden; bis 1880, in welcher Zeit das Geschäft durch Sir Samuel Baker, Gordon Pascha und Romolo Gessi gründlich verdorben wurde, und endlich bis in unsere Tage, welche, was auch von gewisser Seite eingewendet werden mag, wieder eine empfindliche Reaktion zu gunsten des Sklavenhandels herbeigeführt haben.

„Khartum, du von den farbigen Strömen umarmte, stillgelagerte, weiße Stadt, ich grüße dich! Doch nicht als Pilgerziel, denn auf heiliger Welle schwimmst du ein unreines Eiland! Deiner Söhne Odem ist Verderben und Schmach deiner Töchter Leib; deine Lust ist zügellos! Dein einsamer Gebetrufturm ist die Leuchte der Habgier und Gewaltthat, und der Abendschimmer um dein Haupt ist wie Blut! So grüß ich dich als Hauptstadt der Hölle und deine Himmelssöhne als Dämonen!“

Diesen Gruß schrieb ich ehedem in mein Wanderbuch vom Nil. Mag auch seither durch den Verfall des schimpflich erworbenen Wohlstandes der Khartumiten das dortige Leben in seinen wildesten Ausbrüchen abgedämpft worden sein, wahr bleibt immer noch der Grundton jenes Grußes. Ich habe manchen Blick in die khartumitische Gesellschaft der zweiten Periode geworfen, welche damals so ziemlich solidarisch am Sklavengeschäfte beteiligt war. „Weißelfenbein“ war der Vorwand für „Schwarzelfenbein“, denn für das erstere hatte niemand Geld, so daß zu meiner Zeit nach annähernden Schätzungen kaum mehr als dreiviertel Million Mark im Elfenbeingeschäfte jährlich investiert sein mochten. Die ganze fränkische Kolonie bestand nur aus etwa vierzig Köpfen, worunter sechs Frauen. Dieser Mangel an europäischen Frauen, verbunden mit dem verderblichen Einflusse des Sklavengeschäftes selbst und dem beim khartumitischen Fieberklima allerdings bis zu einem gewissen Grade begreiflichen ungeheuerlichen Mißbrauche von geistigen Getränken, sind in den beiden ersten Perioden der Geschichte Khartums wohl die Hauptursachen einer schmachvollen Sittenverwilderung gewesen, wie sie kaum auf einem anderen Fleck Erde zu so giftiger Blüte gelangt als in der Hauptstadt des Sudanreiches. Nicht allein cirkassische, syrische und nubische Abenteurer bereicherten sich auf die schmachvollste Weise im Menschenhandel, sondern auch „Himmelssöhne“ aus der europäischen Kolonie, deren Namen in meinem Tagebuche stehen, waren teils notorisch beteiligt, teils der Teilnahme an jenen dunklen Geschäften verdächtig, in welchen das Schmarotzergesindel der koptischen Conceptsbeamten, die bekanntlich auf allen ägyptischen Mudirien so unentbehrliche Schurkendienste leisten, als Zwischenträger dienen.

Der öffentliche Sklavenhof, ein verworrenes Lehmgebäude voll Schmutz, Fieber und Jammer, war zwar geschlossen, das Verbot am Thorbalken angeschlagen und der Ruf der Delalin (Mäkler der Sklavenbörse) verstummt. Musa Pascha, der Gouverneur, Bakers Vorgänger, trug bereits große Strenge zur Schau, nur jedoch, um sich unter der Hand seine Mithilfe oder wenigstens Nachsicht teurer ab-

kaufen zu lassen. Alle Welt wußte, daß die Regierung einige der schamlosesten Sklavenvögte nur deshalb nach den Goldminen des Fasokl auf Zwangsarbeit geschickt hatte, um sich dadurch gleichsam ein Recht moralischer Duldsamkeit für die übrigen Honoratioren dieses Gelichters zu erkaufen. So war das „bußfertige" Khartum keineswegs arm an preiswürdiger Menschenware. Die schönsten Sklavinnen hatte Scheho, der Nubier, der sich viel auf sein Bekennertum zu gute that. Dieser achtungswerte und reiche Gellab wohnte so verwinkelt im Viertel des Suk-el-Bascha (Pascha-Marktes), daß man schwer zu ihm hineinfand. Sein Haus selbst, in einer Anhäufung von verrufenen Merissa-Schenken eingekeilt, war voller Schlupfgänge und Hinterpförtlein. Hielt der Pascha bisweilen zum Schein Nachsuche bei Scheho, dann war natürlich keine Spur von Sklaven zu finden. An „sicheren" Tagen jedoch konnte man in finsteren Zellen, auf schmierigen, lederbestriemten „Angarebs" ganze Haufen von Sklavenkindern wimmeln sehen. Da waren alle Abstufungen der äquatorialen Bunthäutigkeit vertreten: die „blauen" Gallas, die „braunen" Abessinier, die „roten" Baggara, die „grünen" Dinka, die „Schwarzen", die „Grauen", nur „Weiße" (beidâ) gab's nicht; die bezieht der wohlhabende Khartumit als Transitware über Kairo oder Suez — Sauakin. Die edelsten farbigen Rassen sind bekanntlich die Gallas und Abessinier, jene meist sehr dunkel gefärbt, diese bis zur hellsten Bronze abgetönt, weshalb die Mädchen von Gondar sich häufig mit großem Stolze „Weiße" nennen. Eine Abessinierin von zwölf bis fünfzehn Jahren, in jenem Alter, wo — wie die arabischen Frauenhändler am Nil sagen — das „Gehirn noch nicht trocken" ist, kostete damals fünfhundert bis sechshundert Franken und in Kairo das drei- und vierfache.

Die Mädchen werden gut behandelt; die hübscheren in besonderen Zellen untergebracht und von den minder wertvollen bedient. Die braunen Dämchen gewöhnen sich recht bald an den Gedanken, eine Rolle in einem Hauswesen zu spielen, wozu übrigens die Abessinierinnen unleugbar eine gewisse Eignung besitzen, denn sie sind anstellig, gelehrig und können zum Fleiße erzogen werden. In den wohlhabenden Häusern Khartums ist denn auch diese Frauenrasse die bei weitem vorherrschende, und selbst der Franke greift bisweilen zum abessinischen Mädchen als Hausfrau.

Eine schlimme Zeit brach für Khartum herein um das Jahr 1870, als Sir Samuel Baker Hukmdar (Generalgouverneur) wurde. Wenn das humane Europa diesen edlen Namen nennt, so muß es ihm Namen wie Heuglin, White, Schweinfurth, Bayssière, Giegler, Marno, Reitz, Gordon, Gessi und noch manche andere mit gleichen Ehren an die Seite geben. Sie alle waren und sind Männer voll Unerschrockenheit und Menschenliebe im Dienste der höchsten Sache. Doch wie oft glühten, litten und stritten sie für Verlorenes auf jenen verlorenen Pfaden, die in den afrikanischen Tod führen! Sei's drum: allen, die da ausgeharrt und noch ausharren, sei der bewundernde Gruß der nach freien Idealen ringenden Menschheit gebracht! Fünf Jahre kämpfte Samuel Baker gegen das nichtswürdige nubische Raubgesindel, und der gesamte Handel am oberen Nil ward für die ägyptische Regierung monopolisiert. Auf Baker folgte ein anderer Brite: Gordon Pascha, unter dessen Statthalterschaft der blutigste Krieg gegen die Sklavenhändler fällt, der je im Sudan gewütet. Unter den sieben fränkischen Mudiren war der Ravennate Romolo Gessi, der seine militärischen Studien in der Wiener-Neustädter Akademie gemacht hatte, der feurigste Bekämpfer des Sklavenhandels. Während zwei Jahren hetzte Gessi die wohlorganisierten Banden der Basinger durch die äquatorialen Sümpfe, Einöden und Urwälder. Seine Energie und Rastlosigkeit finden nicht ihresgleichen in der Geschichte der sudanischen Sklavenkämpfe. Die Berichte, welche Gessi an den Präsidenten der afri-

kanischen Gesellschaft in Wien, Freiherrn v. Hofmann, gelangen ließ, sind wie mit Blut und Feuer geschrieben; es betäubt förmlich, sie zu lesen. Gessis Programm gipfelte in der Ausrottung der Sklavenjäger um jeden Preis; es war dies das Programm eines von seiner Sendung als Rächer bis in die tiefste Seele durchglühten Schwärmers — aber ein blutiger Irrtum!

Romolo Gessis wilder, entsetzlicher Kampf mit den nubischen und darfurischen Menschenhändlern bleibt übrigens ein denkwürdiges Datum auch in der politischen Entwickelung im ägyptischen Sudan. Es ward nämlich Gessi gegeben, in einem der mächtigsten und gefährlichsten Sklavenjäger zugleich einen Prätendenten für die sudanische „Kaiserwürde" mit Glück zu bekämpfen und zu „vernichten". Ein Nubier voll Talent und Verwegenheit, Siber Pascha, welchem dieser Titel als Dank für die Eroberung der Darfur-Oasen von der Dynastie in Kairo geschenkt worden, hatte vorher den Sklavenhandel am Gazellenflusse monopolisiert und so ergiebig zu machen gewußt, daß seine Jahresausfuhr an Sklaven auf 60000 Köpfe geschätzt wurde. Da überkam den schwarzen Sklavenpascha der Fiebertraum: er wolle „Kaiser vom Sudan", Herr der beiden Nile, werden, und er entwarf den Plan der Lostrennung des Sudanreiches von Ägypten. Zu Schaka, der Oasenstadt, versammelte er die Häupter des geplanten Aufstandes unter einer Sykomore und traf Verabredung, was zu geschehen habe, wenn er, Siber, von Kairo aus das Zeichen zum Losschlagen geben werde. Der Nubier war nämlich nach Kairo entboten worden, um mit dem Paschatitel belohnt zu werden. Es gelang ihm, in der Metropole selbst für seinen geheimen Plan thätig zu sein und Waffen mit Kriegsbedarf, trotz des Verbotes der Waffeneinfuhr im Sudan, an seine Mitverschworenen in Schaka, wo sein Sohn Suleiman alle Vorbereitungen traf, zu liefern.

Eines Tages traf von Kairo eine Weisung Sibers ein: „Handelt so, wie ich euch unter dem Baume in Schaka gesagt!" Dies war das Zeichen, und kurze Zeit darauf fiel Suleiman über die Regierungsniederlassungen am weißen Nil her. Gordon Gessi und der Dongolaner Jussuf Bey führten jedoch den Kampf mit den verwegenen Empörern so energisch, daß der Sohn Sibers in elf Gefechten geschlagen und auf der Flucht nach dem Westdarfur getötet, während der Vater vom Kriegsgericht zu Khartum zum Tode verurteilt wurde. Gessi räumte furchtbar unter den Basingern auf; er ließ sie niedermachen und hinrichten, wo er ihrer nur habhaft werden konnte. Allerdings begreift man die Erbitterung des Ravenaten, wenn man die unglaubliche Verwilderung und Grausamkeit der Sklavenjäger in Betracht zieht. Entsetzliche Episoden wurden bekannt. So fand Gessi beispielsweise auf dem Wege, welchen der fliehende Suleiman mit seinen Banden und mitgerafften Sklavenvorräten eingeschlagen hatte, innerhalb drei Stunden über fünfhundert Sklavenkinder mit durchschnittener Kehle liegen. Die Unholde erschlugen und erwürgten alle ihre jungen Sklavinnen, damit sie nicht in Feindeshände fielen. Das alles geschah 1879, und am 23. Mai genannten Jahres berichtete Gessi, von Erfolg berauscht: „Ich habe den Sklavenhandel vernichtet!"

Das war ein großes Wort und leider ein noch größerer Wahn! So blutig ernst, wie Gordon und seine feurigen Lieutenants die Sache genommen, wollte man's in Kairo gar nicht nehmen. Der Sieger Gessi ward denn auch zuerst im großen, morgenländischen Stile belohnt, dekoriert, gefeiert und gepriesen und dann mit Gordon Pascha — entlassen. Die Intrigue hatte im Abdihnpalaste den „Übereifer" der fränkischen Mudire im Sudan gehörig auszunützen verstanden, und der schwärmerische Traum Gessis von einer neuen Ära für die Äquatorialvölker zerstob. Mit gebrochenem Herzen verließ er den Sudan, um in einer Spitalzelle zu Suez zu sterben. Der blühende, thatkräftige

Mann, in dessen Brust ein so mächtiges Feuer für das Wohl der Menschheit gelodert, verlosch wie ein müdes Lämplein. Tefwik Pascha und Herr v. Lesseps besuchten den Sterbenden und drückten ihm die Hand, was sehr rührend gewesen sein soll. Darauf haben sie ihn in der Düne begraben, deren stillen Totenacker die Segel von drei Welten grüßen...

Mit der Abberufung Gordon Paschas erhielt das türkisch-ägyptische Element wieder die Oberhand im Sudan. Rauf Pascha wurde Generalgouverneur und der Sklavenhandel kam wieder in Blüte. Die darfurischen Händler ließen mählich auf dem alten Sklavenhandelswege über Metemmeh ihre aufgestapelte Ware gen Siut, der malerischen Kapitale des Said, abfließen. Gegen Ende April 1880 langte die erste Sklavenkarawane mit tausend Kamelen in Siut an und schlug ihr Lager in Minaretsicht von der Stadt, wo alsbald das Geschäft ganz ungestört seinen Verlauf nahm, obwohl in Siut eigens zur Unterdrückung dieses schmachvollen Handels ein Regierungsamt unter Achmet Pascha Dasamali errichtet worden war. Hübsche Negerinnen waren um zwanzig bis fünfundzwanzig ägyptische Pfund zu haben. Natürlich kümmerte sich der Direktor des Sklavenamtes blutwenig um das ganze schamlose Treiben, bis dasselbe von Herrn Rott, einem Lehrer der amerikanischen Missionsschule in Siut, an der Centralstelle in Kairo energisch denunziert wurde. Die Regierung sah sich damit allerdings in die unentrinnbare Zwangslage versetzt, Maßregeln zu ergreifen, um vor den Konsuln das Dekorum zu wahren. Achmet Pascha wurde abgesetzt und Graf della Sala, ein talentvoller österreichischer Offizier, der sich in Mexiko tapfer geschlagen hatte, trat an dessen Stelle. Wie weit übrigens die Energie der Behörden und die Machtvollkommenheit des neuen Direktors gegangen, hat man nie erfahren, so viel aber ward gemeldet, daß nacheinander drei sudanesische Karawanen bei dreitausend Sklaven auf den Siuter Markt geworfen haben. Im Sudan selbst hatte mittlerweile das alte Unwesen neuen Aufschwung genommen. Ab und zu allerdings ward irgend ein Fellah, der's allzu unverschämt trieb oder die maßgebenden Persönlichkeiten nicht ausgiebig genug zu „beschwichtigen“ verstand, mit großem Aufwand von Offenkundigkeit und Aufsehen ergriffen, in Knöcheleisen gelegt und zur Minenarbeit nach dem Fasokl abgeführt, wo man ihn wahrscheinlich einige Zeit darauf wieder entwischen ließ. Doch nicht allein Sklavenhalter und -Jäger wurden bisweilen demonstrativ abgestraft, sondern auch koptische Rechnungsbeamte und Konsularagenten, Scheiks und Wekils, ja sogar Mudire, welche mit dem sauberen Geschäft zu thun hatten, bekamen hier und da die „Ungnade“ der Regierung, zum Schein wenigstens, zu fühlen. Nichts verhinderte jedoch andererseits, daß viele erste Beamte des Sudan, worunter vier Präfekten, sich vom Sklavenzoll bereicherten und selber Depots hielten.

Der Photograph Buchta, ein Mann von erprobter Glaubwürdigkeit, welcher vor zwei Jahren Gelegenheit hatte, den Sudan nach mehreren Richtungen zu durchstreifen, berichtete an den Präsidenten der afrikanischen Gesellschaft in Wien in ausführlicher Weise über die Beteiligung der sudanesischen Präfekten am Menschenhandel. Er nannte vornehmlich die Mudire: Achmet Bey Atrusch (Nachfolger Gessis) zu Makraka, Jussuf Pascha in Senna'r, Mohammed Tahir Pascha in Latuka und Saleh Bey zu Faschoda, an dessen Stelle zu Anfang des verflossenen Jahres Ernst Marno, ein Niederösterreicher, gekommen ist, welcher zu den unerschrockensten und verdienstvollsten Erforschern der oberen Nilländer gerechnet werden muß. Der genannte Jussuf Pascha, welcher mit seinem Wekil Fadl' Allah den Monbuttuhäuptling Munsa erschlug, um demselben die beiden Töchter zu rauben, betrieb insbesondere die Herstellung von Eunuchen für den Export in höchst schwunghafter Weise, und der Pascha von Latuka hielt ein großes Sklavendepot

am Gazellenflusse, während Saleh Bey zwei Thaler Transitzoll für jeden Skla ven erhob.

Nach glaubwürdigsten Berichten unterliegt es kaum einem Zweifel, daß trotz aller offiziellen Scheinheiligkeit Kapitäne und Mannschaften der Regierungsdampfer auf dem weißen Nil beim Sklavenhandel beteiligt sind. Um Aufsehen zu vermeiden, wird die dunkelhäutige Ware bereits in Kaua, oberhalb Khartum, ausgeschifft und des Nachts weitergebracht; in Kaua kauft man Negerknaben um dreißig bis vierzig Thaler, Mädchen um die Hälfte teurer. Ganz offenkundig vermitteln auch Sklavenbarken bisweilen den sauberen Verkehr von Khartum nach Berber am nubischen Nil, von wo die Karawanen nach Sauakin ziehen, während der Weg von Khartum nach Massaua führt, aus welchen beiden Rotmeerhäfen die Menschenware zumeist nach Dschiddeh, dem bekannten Hafen der heiligen Stadt, verfrachtet wird. Die Sklaven werden als „Diener“ von Mekkapilgern angegeben und sind mit Passierscheinen versehen, welche das Siegel des Hukmdar von Khartum tragen. Keine gottesfürchtigeren Leute als diese „Hadschis“, welche den Weizen des Herrn unaufhörlich zwischen den Zähnen zermalmen.

Natürlich herrscht rührendes Einverständnis zwischen den Kapitänen der ägyptischen Rotmeerdampfer und den sklavenhandelnden Wallfahrern, welchen trotz hundert Namen Gottes und tausend Schurkenkniffen England das Handwerk legen könnte, wenn es nur wollte. Laut Artikel 6 des Vertrages, welchen Scherif Pascha mit dem englischen Generalkonsul Vivian am 4. August 1877 abgeschlossen, hat nämlich die englische Regierung das Recht, verdächtige Schiffe im Roten Meere anzuhalten. Wenn England, dessen tönende Entrüstung über allen Sklavenunfug die Welt erfüllt, nur wollte, so könnte es durch einen Kreuzer vor dem Hafen von Dschiddeh dem ganzen bequemen Treiben einen Riegel vorschieben.

Wenden wir nun unseren Blick einer letzten Gruppe von „Himmelssöhnen im Sudan“, den Missionären, zu. Unser Missionseifer für die Nilgebiete ist im letzten Menschenalter vielleicht mehr, als der guten Sache zuträglich, in Thätigkeit gewesen. Amerikanische Presbyterianer wie römische Kongregationisten, katholische Missionsvereine wie protestantische Bibelhausierer, französische Jesuiten wie Baseler Propagandisten vom Krischonavereine haben zahlreiche Glaubensstationen von Nubien bis nach Uganda gegründet, wo Kaiser Mtesa herrscht. Über die praktische wie evangelische Ersprießlichkeit dieses gewiß aller Anerkennung würdigen Strebens will ich mich hier nur insoweit aussprechen, daß die Resultate keine glücklichen genannt werden können. Es war keine goldene Saat, und die den Weizen des Herrn im Herzen Afrikas gestreut, haben, nicht selten durch eigene Schuld, Haß und Gewaltthat geerntet. Alle Welt weiß übrigens, welche Rolle beim afrikanischen Missionswerke die „Prämie“ spielt; hat ein Missionär seine Konvertitenliste voll, dann hat er auch die Taschen leer. Dies gilt für die Glaubensboten aller Konfessionen, mag auch das schönste Ziel ihren Blicken vorschweben.

So gingen die Anstalten der Engländer bis nach Uganda zu Grunde und gerieten jene Missionen, welche unter den Auspicien der Kaiserin-Mutter von Österreich Ende der vierziger Jahre am weißen Nil mit der Centrale Khartum und den Filialen zu „Unserer lieben Frau von Gondokoro“ und „dem heiligen Kreuz von Pantentum“ gegründet worden und alljährlich 300000 Franken kosteten, in Verfall. Ich habe den Missionschef Pater Ignaz Knobbcher in Kairo gekannt, wo er in levantinischen Salons als Illustrationsprobe seiner evangelischen Thätigkeit einen in Christo „gezähmten“ Bari-Jüngling vorführte, dessen herkulische Körperformen in Damenkreisen viel christliche Bewunderung fanden. Sicherlich war der wohlgebaute Sudanese, den man mit guten Bissen und Beifall verhätschelte, mit seinem neuen Gott höchlich zufrieden, seinem Seelen-

retter gegenüber betrug er sich jedoch mit negerhafter Schnödigkeit. Pater Ignaz ist vor einigen Jahren in Neapel gestorben; das Andenken manch edler That wird auf seinem Grabe fortgrünen, der wahren großen Sache Afrikas jedoch hat er durch sein apostolisch Wirken nur zweifelhafte Dienste geleistet. Das Christentum mit seiner tiefen, herrlich begründeten Ideenwelt, mit seiner hohen Sittlichkeitslehre ist und bleibt überhaupt noch lange aussichtslos im schwarzen Weltteile, welcher dem glühenden Islam gehört. „Schaut hin, ein unverschleiert Weib stellen sie auf den Altar! Die Vielgötterer!“ erscholl es eines Tages plötzlich durch die schläfrigen Litaneien in der Marienkapelle von Gondokoro. Der so sprach, war ein Wanderprediger aus der Koranschule von Damer. Und wie oft habe ich selber es gehört: „Ihr seid dem Weiberidol ergeben, Weiberglaube — Ketzerglaube!“ Sie mögen indes verschmerzt werden, diese Mißerfolge der Glaubenseiferer am Nil, und unsere Klage gilt nicht der Aussichtslosigkeit des Missionswirkens in jenen dunklen Ländern; wir beklagen nur den unberechenbaren Schaden, welchen die Verblendung edler Schwärmer, welchen die Verbrechen verworfener Abenteurer der Wissenschaft, der Afrikakunde gebracht haben.

Unverhohlen muß es ausgesprochen werden, daß die Forschung, jene herrlichste Lebensäußerung wahrer Humanität, in den oberen Nilländern kaum je so tödliche Hindernisse gefunden hätte, wäre nicht durch die „Himmelssöhne“, die gutgesinnten wie die unwürdigen, Mißtrauen und Zwietracht gesäet und so für den wirklichen Fortschritt der Boden vielfach unfruchtbar geworden. Das Walten fast aller jener Kulturapostel, welche bis da ihre Thatglut in die Tiefe der afrikanischen Äquatorialländer getragen, hat, so bewundernswert es selbst sein mag, für den kühlen Beobachter fast nur negative Ergebnisse geliefert. Viele von diesen von den besten Absichten beseelten Männern haben unter dem Zeichen des idealistischen, gewaltsamen Übereifers nur zerstört, ohne eine Schaffensidee zur Blüte zu bringen. Auf die Gewaltthat der Barbarei haben sie nur allzuoft mit der „Gewaltthat der Civilisation“ geantwortet. Gewiß, niemand bezweifelt es wohl, können gerade in jenen Ländern civilisatorische Fragen in ihrer Verbindung von idealen und materiellen Interessen am allerwenigsten durch Schlagworte, Bibelrezepte und Rührseligkeit gelöst werden, aber gerade eine so tief mit dem innersten Leben der islamitischen Völker verwachsene Frage wie die Sklavenfrage im Sudan darf auch am allerwenigsten mit rücksichtsloser Gewalt behandelt werden.

Für die Lösung dieser Frage, welche mit der dauernden Erschließung des ägyptischen Sudanreiches so enge verknüpft ist, müßte wohl ein ganz anderer als der bisher verfolgte Weg eingeschlagen werden. Nicht bei der Sklavenfrage wären jene Bevölkerungen zu fassen, sondern bei der Arbeits- und Produktionsfrage. Die Pioniere des Fortschrittes im Sudan müßten das Geschick, den aufopfernden Mut und die Ausdauer mitbringen, in Handel und Tauschgeschäft, in Gewerben und Fertigkeiten Unterweisung zu geben. Neue Hilfsquellen müßten erschlossen, Äquivalente für den schwindenden Elfenbeinhandel, das auf diesem allmählichen Wege auszuhungernde Sklavengeschäft geschaffen werden. Es ist eines der Verdienste des verstorbenen Gessi Pascha gewesen, diesen Weg in seinen ersten Anfängen vorgezeichnet zu haben, indem er sich Mühe gab, den Landesprodukten und deren möglicher Verwertung nachzuspüren. Der Sudan ist ein reiches Stück Erde; er ist ergiebig in Kautschuk, wovon Gessi beispielsweise in einem einzigen Jahre weit über tausend Centner sammeln ließ, in Tamarinde, Marantha-sorten (Arrow-Root), in Gummi arabikum, das im Kordofan wie in den Waldungen des Gazellenflusses häufig vorkommt, Arrakbutter für Seifenerzeugung und als Maschinenfett, Bienenwachs, Eisen und Kupfer in den darfurischen Gruben. Mit dar-

furischer Tamarinde beispielsweise könnte ganz Europa versorgt werden, und doch hat infolge der schwierigen Verhältnisse im Sudan die Zufuhr dieses wichtigen Artikels seit einiger Zeit ganz aufgehört. Der Sudanese ist nicht allein ein guter Feldarbeiter, sondern er besitzt auch eine entwickelungsfähige Hausindustrie. Textilarbeiten liefern: Massaua und zwar Musseline (mürgeff) und Vorhangstoffe aus Asklepienbast (lehez); Barka (weiche Ziegenhaarstoffe), Khartum (Cotonnaden), der Dongola (damur); nicht minder entwickelt erscheinen die Leder- und Flechtarbeiten; das Fabrikat der Mattenflechter von Barka, Massaua und dem Kordofan ist in Kairo sehr geschätzt; die sudanischen Flechtarbeiter verfertigen auch aus dem Bast der syrischen Seidenstaude einen unzerreißbaren Hanf, den sie mit einem Absud von Schaurarinde sehr geschickt zu behandeln verstehen. Ebenso liefert der Sudan treffliche Gerber sowie Horn- und Holzschnitzer. Besonderes Interesse verdient auch seine Kunstindustrie. Die Filigranarbeiten und das Silbergeschmeide, welche man in Berber und im Dongola findet, die Waffen, Kriegermäntel und der Saumtierschmuck in Massaua zeugen von großer Geschicklichkeit der Erzeuger; ganz reizend ist der Schläfenschmuck der Frauen (babân), die Amulettenkapseln für Löwenklauen u. s. w., Gegenstände, welche auf der Wiener Weltausstellung gebührende Aufmerksamkeit erregten.

So muß denn Arbeit der große Zauber gegen das Sklavenunwesen, die Bezwingerin des sklavenerzeugenden Elendes im Sudan, das wahre Heilchristentum der nilitischen Äquatorialländer werden. Man wecke den Arbeitssinn und entwickele die Arbeitsfähigkeit, auf daß sie zur Arbeitsfreude werde; man spüre dem Kleinhändler nach, der überall hindringt, man lerne die kleinen Schlauheiten des arabischen Hausirers verwerten, man erspüre die Tauschbedürfnisse. Alle, die im Sudan Arbeit und deren wunderbare Segnungen fördern, sind wahrhaftige „Himmelssöhne“, Heilbringer, Herolde eines würdigen Menschentums. Ehre sei jenen Männern der Zukunft, die dieses guten Willens sind, und Friede den dunklen Völkern, bei denen sie einkehren! Im Namen der allbarmherzigen Arbeit, deren Hand voll Wunder ist, also sei es!





Korrespondenzen.

Skizzen aus St. Petersburg.

Ende Januar.

der wollte ich lieber schreiben: Mitte Februar? Es wäre ja gleichbedeutend, denn „draußen", wie man hier sagt, nämlich im lieben Deutschland, sind wir ja schon tief im Februar, und ich sehe bereits in Gedanken, wie hin und wieder an geschützten Stellen des heimlichen Frühlingswaldes die ersten verstohlenen Veilchen aufsprießen und an ihrem verschämten Duft verschollene Frühlingswanderer, will sagen Verliebte, ihr „Herz entdecken", während wir hier, in Pelzen wohl eingehüllt und mit hochaufgeschlagenem Kragen, von Veilchen und Frühlingswald nichts ahnen, sondern, Sturm und Wetter trotzend, auf glatter Bahn dahinfliegen, und wenn wir Leute sind, deren Geschäft nicht das Couponabschneiden ist, oft den halben Tag auf oder in dem „Iswoschtschik" zubringen. Der Iswoschtschik, „auf" oder „in" den man sich setzt, ist nun aber nicht etwa der Schlitten selbst, sondern vielmehr dessen würdiger Rosselenker im Kaftan und Pelzmütze, und da haben Sie denn gleich so eine echte Petersburger Redensart, welche die Vertrautheit aller mit dem oft sehr defekten Vehikel sofort offenbart. Der echte Petersburger identifiziert eben Lenker und Wagen und setzt sich kurzweg „auf" einen Iswoschtschik, wo er ihn braucht, und fährt von dannen; und das oft mehr als den halben Tag. Es ist unglaublich, was hier gefahren wird und nicht allein von vornehmen Leuten — die benutzen sogar niemals einen Iswoschtschik, wenn sie sehr fein sind — sondern selbst von den einfacheren Klassen. Es machen dies eben die großen Entfernungen, die in gewissen kostbaren Geschäftsstunden — und die Abendstunden sind für das Geschäft der Vergnügungen oft die kostbarsten — mehreremal zu durchmessen nicht eben eine Kleinigkeit ist. Es giebt ja weit volkreichere und größere Städte als Petersburg, aber was die Weitläufigkeit der Anlage derselben betrifft, so wird sie wohl ihresgleichen suchen. Freilich besitzt die Stadt seit mehreren Jahren schon ein sehr ausgebreitetes Pferdeeisenbahnnetz, welches auch fleißig benutzt wird, aber wer keine Zeit hat, kann sich derselben nicht so leicht bedienen, da der Zeitverlust ihn weit empfindlicher strafen würde, als ihn seine Sparsamkeit belohnen kann. Der Hauptgrund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß das eigentliche geometrische Centrum der Stadt, und zwar nicht etwa nur auf einem kleinen Areal, unbewohnt ist, daß heißt von dem gewöhnlichen Publikum. Da nämlich, wo die Newa sich südlich der Festung, die auch eine nicht unbedeutende Stadt umfassen könnte, in die große und kleine Newa teilt und sich zu einer Art von See ausbreitet, liegt zwischen den beiden Flußarmen die Insel Wassili-Ostrow, wo die Börse, die Zollgebäude, Universität und Akademie der Wissenschaften fast einen eigenen Stadtteil bilden, während südlich an das riesige Winterpalais mit seiner prachtvollen Aussicht und seinen geräumigen Sälen, auf die wir gelegentlich noch zurückkommen, und an das alte Admiralitätsgebäude in seiner ungeheuren Ausdehnung sich eine Reihe von Plätzen anschließt, von deren einem Ende — im Querschnitt, nicht im Längenschnitt genommen — man den besten Bekannten nicht mehr erkennen würde. Man hat berechnet, daß allein dieser Komplex von Plätzen dem Flächeninhalt entspreche, welchen die alte würdige Hansastadt Riga, natürlich nur die innere Stadt, die doch im Inneren an die vierzigtausend Bewohner barg, einnimmt, wo denn die Differenz mit dem inneren Wien nicht eben groß sein würde. Seit zehn Jahren ist bekanntlich dieser ungeheure Raum, der bis dahin im Sommer eine Staubwüste war, in einen prachtvollen Mustergarten verwandelt, welcher viele seltene Pflanzen zu acclimatisieren sucht, also neben dem Zwecke des Vergnügens auch den der

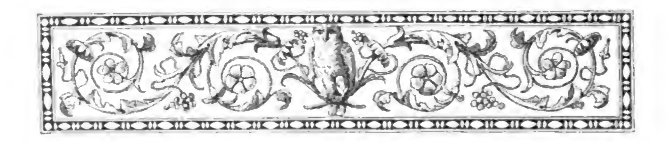
Belehrung verfolgt und an schönen Sommerabenden einigen zehntausenden erholungsbedürftiger Bewohnern der Stadt, die nicht aufs Land flüchten konnten, eine willkommene Erquickung bietet. Jetzt freilich liegt derselbe unter einer mehr als meterhohen Schneedecke, und wenn auch zuweilen, wie neulich, Tauwetter eintritt, von allen Dächern rings es tropft und die Straßen sich in Sumpf und Glatteis verwandeln, wo natürlich wieder keine Rettung bleibt als der Iswoschtschik, so braucht man doch nur die Solidität dieser Schneedecke anzusehen, um getröstet zu sein, daß mit allem milden Sonnenlächeln da oben und mit allen warmen Lüftchen noch lange nicht der Frühling hinterm Ofen sich hervorlocken lasse und daß es noch Monate brauche, um den Winter zu veranlassen, seine Lieblingsresidenz zu verlassen. Freilich wenn diese Zeilen erst im Druck vorliegen, dann hat es sich auch hier sehr verändert, und vielleicht wandeln auch dann schon hier zärtlich Liebende im späten Mondenschein im Garten, um sich die süßesten Erklärungen und die solidesten Erkältungen zu holen. Aber es sind gar nicht so viele der Liebenden, die den Frühling so zärtlich herbeisehnen. Warum sollten sie nicht die vielfache Gelegenheit benutzen, die ihnen der Winter bietet, viel enger aneinander heranzurücken? Hat man doch hier den Winter so komfortabel als möglich eingerichtet, ihn gleichsam gezähmt; und bis zum Frühjahr, bis zur milden Witterung warten diejenigen nicht, in deren Herzen bereits Tauwetter eingetreten ist, und die Theater, Bälle, Konzerte, Routs, die sich oft ins Unglaubliche häufen, sie bieten ja Gelegenheit genug, zu sehen, zu sprechen — zu seufzen, wer an letzterem Geschmack findet. Aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß es gerade viele Petersburger giebt, die irgendwie am Seufzen Geschmack finden, selbst wenn sie verliebt sind; es werden dann wahrscheinlich Eingewanderte sein, die sich noch nicht acclimatisiert haben. Der echte Petersburger — ich bin ja keiner, also kann ich hierin nur vermuten — seufzt überhaupt nie, schmachtet auch nicht und verliebt sich sicherlich nur deshalb so viel, um niemals ernstlich und ungeteilt verliebt zu sein. Also auch hierin der echte Bewohner einer Weltstadt, dem das eine Extrem, und wäre es auch das krasseste, nur die Erholung von einem anderen Extrem bedeutet. So auch nur mag es sich begreifen, welcher Umschwung sich hier in der allgemeinen Stimmung von mißmutiger Gedrücktheit zu sanguinischem Wohlbehagen in letzter Zeit vollzogen hat, ohne daß irgend eine besondere Veränderung eingetreten wäre, die diesen Umschwung rechtfertigte. Die Nation oder vielmehr der Teil derselben, der mit dem Nihilismus spielte, scheint dessen müde geworden zu sein; für eine Zeit lang natürlich nur, bis ihr wieder die Ruhe ennuyant wird. Genug, gegenwärtig herrscht, ohne daß man gerade irgendwelche epochemachenden Schritte oder Entdeckungen gemacht hätte, hier politisch der schönste Sonnenschein; und der Winter des allgemeinen Mißvergnügens ward nun glorreicher Sommer durch die Sonne der Krönung, die jetzt bereits öffentlich durch kaiserliches Manifest, wie bekannt, auf den Mai angesetzt ist, damit jedermann das Seine thue und sich in eine Begeisterungsstimmung hineinarbeite, die nunmehr das Kennzeichen der Loyalität sein muß. Nun mag es seltsam erscheinen, daß auch die Freude sich einem Volke so aufkommandieren lassen solle; aber wer will nicht lieber froh sein als besorgt? Aber man bedenke, wie drückend allein die Abwesenheit des kaiserlichen Hofes, das Geheimnis, in welches er sich hüllte, die allgemeine Besorgnis nährte und willkommenen Boden zu jedem noch so albernen neuen Gerücht von Attentaten gab und wie dazu die Furcht vor einem etwaigen auswärtigen Konflikt, der den Ruin des Handels, wo nicht des Landes überhaupt bedeuten würde, sich in der allgemeinen Geschäftsstockung und Depression der Gemütsstimmung — letztere allerdings allein unter dem intelligenten Bruchteil der Bevölkerung, und der ist ja nicht so groß — kundgab. Da begreift man, auch ohne Illusionen zugänglich zu sein, wie sehr die bloße Anwesenheit des Hofes und das Vertrauen, welches der Kaiser in die Situation setzt, allein schon genügen muß, um jene falschen Gerüchte zu zerstreuen und durch Beseitigung dieser Depression eine ganz behagliche, bei sanguinischen Charakteren sogar enthusiastische Stimmung zu erzeugen. Jedenfalls ist schon eins dabei, was neben der Geschäftswelt auch viele andere freudig aufatmen läßt: die Krönung im Mai bedeutet den Frieden, wenigstens für dieses Jahr, und für längere Zeit auf Frieden zu rechnen, ist man ja seit langer Zeit nirgendwo mehr gewohnt. Diese Feststimmung, bei deren wachsender Steigerung natürlich sehr bedenkliche Krankheitssymptome sich einstellen dürften, kommt inzwischen zunächst den Vergnügungslokalen der Residenz zu gute, deren es sehr viele giebt, und die bis jetzt, bis auf die russische Oper, bedenklich leer waren. Jetzt füllt sich alles, und der Hof geht mit bestem Beispiel voran. Die Tagesblätter sind voll von den genauesten und farbenreichsten Beschreibungen der glänzenden Feste, meist im altrussischen Stil, welche der Hof, der so lange im Schmollwinkel gesessen hat, gegenseitig sich giebt; und man kann sagen, diese Feste haben wenigstens auch das Gute, einer Menge von vornehmen Personen, die bisher aus Unthätigkeit mißvergnügt waren, nun eine für sie wenigstens ausreichende angenehme Beschäftigung zu bieten. Und darüber ist nur eine

Stimme: der Kaiser ist ein sehr liebenswürdiger Wirt, der möglichst jeden Gast auszuzeichnen sucht, und die Kaiserin eine sehr liebenswürdige Dame und vor allem eine unermüdliche Tänzerin. Und daß das Kaiserpaar sich nunmehr und zwar ohne alle Vorsichtsmaßregeln auch in den Theatern gezeigt hat, so in der russischen Oper, im russischen Theater, in der italienischen Oper und neulich auch in dem deutschen Theater, für das jetzt Haases Gastspiel eine Goldgrube geworden, ist für die Wiederkehr des öffentlichen Vertrauens ein recht erfreuliches Zeichen.

Die Theater freilich haben nicht erst auf diese Zeichen gewartet, um wie in einem neuen Lenz neue Blüten zu treiben, will heißen neue Bühnen erstehen zu lassen, denen freilich bis dahin nur die Besucher fehlten. Es ist unglaublich, welche Unternehmungslust sich gerade in diesen schlechten Zeiten auf den unsichersten aller Erwerbszweige geworfen hat. Wir haben hier jetzt außer den gewohnten alten Theatern zwei italienische Opern, nämlich auch eine opera buffa, die mit den hiesigen französischen, deutschen und russischen konkurriert; ferner ein polnisches „National“-Theater, hätte ich beinahe gesagt, da die Polen darauf so stolz sind, als hätte man dort erst die Schauspielkunst erfunden und Salvini müßte erst bei ihnen in die Schule gehen. Und als ich jüngst von einer armenischen Aufführung las, legte ich das Blatt tiefergriffen und gerührt aus der Hand. Ich malte mir nämlich den schrecklichen Fall aus, daß sämtliche vielsprachige Nationen, die im großen russischen Reich wohnen — ich war einem berühmten Professor befreundet, der allein siebzig derselben, sage und schreibe siebzig! kannte, deren Kenntnis zum Teil mit ihm in das Grab gegangen ist — hier in der polyglotten Hauptstadt eine internationale Konkurrenz von Schauspielen eröffnen möchten, und daß natürlich ein armer Kritikus wie ich dazu vereidigt würde, jeglicher Vorstellung verständnisinnig beizuwohnen. Nun, so gefährlich sind die Aussichten freilich denn noch nicht, und beispielsweise das edle Volk der Samojeden begnügt sich bis jetzt noch, seine Vorstellungen auf dem Eise zu geben. Daselbst, auf dem veritablen Eise der Newa und ohne eine sonderliche Unterlage, schlagen sie ihre Zelte aus Renntier- und Seehundsfellen auf, aus deren oben offenem Stangengebälk der Rauch des häuslichen Herdes vertraulich, aber durchaus nicht verlockend aufsteigt. In ihren primitiven Holzschlitten mit vorgespanntem Renntiergespann verstehen sie die Jugend besonders zu enthusiasmieren und mögen von derselben einen erklecklichen Batzen heimtragen, wenn sie sich anfang März auf die Heimfahrt in die Nähe des Nordpols anschicken. Denn auch das Volk will seine Schauspiele haben, und da ihm die vornehmen zu teuer und zu — reinlich sind, sucht es sich billigere und ihm amüsantere auf der Straße auf. Die Hauptsache hierbei steht noch zu erwarten, eben Ende Februar, wenn der Petersburger Karneval — bezeichnend genug für die eßlustige und fettliebende Menge die „Butterwoche“ genannt — seine ausgelassenen Sprünge entwickelt. So wäre denn alles hier eitel Glanz und Wonne, und man sollte glauben, alle Kampfbeile seien begraben, will sagen in diesem Falle die seltsamen, inkommensurabeln Eigenschaften der slavischen Rasse, in denen ein Hauptgrund der nihilistischen Fieberhitze zu suchen ist, seien erloschen. Aber es fehlt leider nicht an Anzeichen, daß auch hier alles beim alten geblieben und wir über das Seltsamste nicht mehr erstaunen dürfen. Da war jüngst hier ein Prozeß, der wahrlich einzig in seiner Art und von dem Rabbi Ben Akiba doch kopfschüttelnd sagen würde: „noch nicht dagewesen!“ Als Angeklagte figurierte ein den besseren Ständen angehöriges weibliches Wesen, Julie Ostrowlewa, Tochter eines Titularrats, welche als Iswoschtschik gekleidet unter Iswoschtschiks gelebt hat — man muß die ganze Unsauberkeit dieser sonst, wie oben ersichtlich, so unentbehrlichen Volksklasse kennen, um diesen Geschmack zu würdigen —; und dann verübt sie mit einem ihrer Kumpane und Geliebten einen Raubmordanfall — auf wen? auf einen armen Burschen von Iswoschtschik, also eigentlich einen Kollegen, mit dem sie einige Werst aus der Stadt herausgefahren sind und den sie nach Erleichterung von einigen Rubeln für tot an der Landstraße liegen ließen. Daß der Bursche mit dem Leben davonkam, hatte er nur seinem harten Schädel zu danken, auch eine Eigentümlichkeit der slavischen Rasse; bezeichnend ist noch, daß Julie Ostrowlewa während des Kampfes da draußen in der Herbstnacht ruhig zusah wie die stolzeste Spanierin einem edlen Stierkampf, bis, als ihr Kumpan sie zu Hilfe rief, weil er den Burschen allein nicht bewältigen konnte, sie selbst denselben bei den Haaren ergriff und ihn kalt machen half, wie sie meinten. Das wäre in der Chronik der Raubmorde aller Länder nun nichts so Unerhörtes, daß auch ein Weib zur Hyäne wird; aber was meinen Sie nun zu dem Urteil der Geschworenen? Freigesprochen ist sie, dieser weibliche Iswoschtschik, freigesprochen, obgleich die That evident und die Ärzte jede Unzurechnungsfähigkeit nach längerer Untersuchung weit von der Hand gewiesen haben! Schade, daß die Ärzte nicht auch die Geschworenen untersuchten, sie würden vielleicht mehr Glück gehabt haben! Aber sie war schön und ein Weib, und das genügt den Herren Geschworenen. Wahrlich, ein Roman aus dem Schmutz des Lebens, der einen Zola neidisch machen könnte. „Potbouille“ ist ein Bouquet von Wohlgeruch dagegen. Welcher

Reiz für seine Nachtreter und Anbeter, deren es hier unzählige giebt, tief in diesen Schlamm hineinzutauchen und denselben bis zum Grunde zu durchwühlen, diese Heldin und — diese Geschworenen zu verherrlichen. Denn die Freisprechung ist ja die Pointe davon! Doch nicht mit diesem Mißton lassen Sie mich schließen, wir hatten hier nicht nur ausgelassene Vergnügungen und nicht minder extravagante Freisprechungen, wir hatten auch dieser Tage eine sehr würdige Feier zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstags (29. Jan. 10. Febr.) eines Dichters, der nichts weniger als ein Zola war und den gefeiert zu haben dem russischen Volke Ehre macht. Dieser Dichter war der längst verstorbene Schukowskij. Und wer war Schukowskij? wird so mancher Ihrer Leser fragen. Nicht einer der größten, aber einer der edelsten, bescheidensten und humansten Dichter Rußlands und ein Freund der deutschen Poesie vornehmlich, und darin liegt der schöne Wert dieses Festes. Er gerade hat wie kein anderer die Balladen Schillers und einige von dessen Stücken — die Festfeier im Theater umfaßte Stellen aus der „Jungfrau von Orleans“ sowie den Halmschen „Camoëns“ — ferner auch Uhland, Halm, Hebbel in einer Weise ins Russische übersetzt, die geradezu klassisch zu nennen ist, und andere deutsche Klassiker tief in das Volk hineingetragen. Auch seine eigenen Dichtungen sind ganz von demselben edlen Geiste Schillerscher maßvoller Freiheitsliebe und Gedankenklarheit beseelt — jener Humanität, von der der Panslavismus in seinem blinden Haß gegen die abendländische, speciell deutsche Kultur sich so gern lossagen möchte. Und woher stammte der Dichter? Als der uneheliche Sohn des Gutsbesitzers Bunin im Tulaschen Gouvernement ward er 1783 von einer türkischen Sklavin Sascha, als Christin Elisabeth genannt, geboren, um später der Freund der edelsten Menschen seiner Zeit zu sein, eines Puschkin sowohl als der kaiserlichen Familie; der Schwester des deutschen Kaisers, der verstorbenen Gemahlin Nikolaus' I., war er der Lehrer in der russischen Sprache; und sie wird es wohl auch gewesen sein, die es durchsetzte, daß der edle, ebenso loyale als humane Dichter der Erzieher ihres ältesten Sohnes, des Kaisers Alexander II., ward. Und da sehen wir gleich die edlen Früchte seines Denkens und Trachtens. Er, der Sohn der fremden Leibeigenen, veredelt durch dichterische Idealität und genährt von Schillerschem Geist, wird der intellektuelle Urheber und Vermittler der Aufhebung der Leibeigenschaft, indem er dem Kaiser Alexander jene humane Richtung giebt, die demselben so rühmlich stand und so schlecht gelohnt ward. Die lebhafte Teilnahme des Volkes an seinem Jubiläum ist also ebensowohl ein Zeichen, daß die edlen Absichten des verstorbenen Kaisers nicht unter den Verdrehungen seiner nihilistischen Feinde im Volke zu verdunkeln sind, als auch daß das volle Bewußtsein, was die russische Kultur dem Abendlande und speciell auch Deutschland zu danken hat, trotz aller Schreiereien der Panslavisten, die jenen Nihilisten so nahe verwandt sind, doch immer wieder durchbricht. In dieser Hinsicht erscheint es wohl wert, auch in Deutschland von dieser schönen Gedenkfeier dauernd Akt zu nehmen als der würdigsten Einleitung für das friedliche Krönungsfest.





Litterarische Mitteilungen.

Neue Novellen.

III.



Gelegentlich der Besprechung von G. Kellers „Sinngedicht“ (Aprilheft 1882) habe ich die sich überall bestätigende Beobachtung notiert, daß die Novellendichtung in Zeiten, welche ihr günstig sind, sich niemals mit einzelnen Hervorbringungen zufrieden giebt, sondern stets als Massenproduktion auftritt. So müssen wir Deutschen denn wohl in einer derartigen, für die genannte Dichtungsart ganz besonders günstigen Zeit leben. Wenn jener römische Kaiser keinen Tag vorübergehen lassen mochte, ohne eine Zeile geschrieben zu haben, so bietet ihm die deutsche Novellendichterschar ein Paroli, indem sie jeden Tag eine Produktion ihres Genres zu Markte bringt; ja ich möchte — ohne es freilich statistisch beweisen zu können — annehmen, daß das Angebot noch bedeutend größer, vielleicht doppelt so groß ist und mithin auf der Höhe der Romanenproduktion in England steht, welche man auf zwei Bände pro Tag berechnet.

Fragen wir uns aber, worin denn nun diese Gunst der Zeit bestehen möge, so muß man zweifellos als ersten Faktor die eifrige Nachfrage nennen, die den Fleiß der Produktion unermüdlich ansporut, ja deren Eifer — man darf es wohl behaupten — der größte Fleiß dieser noch nicht einmal zu genügen vermag. Die Redaktionen der großen Monatsrevuen, der illustrierten Wochenschriften, die Feuilletons der bedeutenderen Tageblätter wissen ein Lied davon zu singen; und wenn der Einwand erhoben wird, daß diese glücklich Situierten sich doch notorisch vor dem massenhaften Angebot kaum zu retten wissen und nur die Qual der Wahl haben, so scheint das freilich richtig, aber dieser Schein verbleicht sofort vor der Freude, welche den Busen der Gequälten schwellt, wenn sie eine gute Leistung gefunden haben oder gefunden zu haben glauben. Und wie oft sie in dem Kampfe um den Besitz guter Novellen den kürzeren ziehen, eine Primaware in den Händen des Konkurrenten sehen, faute de mieux Mittelware, ja noch Schlimmeres in den Kauf nehmen müssen, nun — das sind traurige Redaktionsgeheimnisse, die der einsichtige Leser sympathetisch ahnt und deshalb gelegentlich ein Auge oder auch beide zudrückt, während der Durchschnittsleser auf sein vermeintlich gutes Recht, toujours perdrix vorgesetzt zu bekommen, pocht und sofort eine Korrespondenzkarte zur Hand hat, der Redaktion die indignierte Mitteilung zu machen, daß ihm die und die Novelle „wieder einmal gar nicht gefallen“.

Nun existiert aber neben diesem ersten Faktor: der eifrigen Nachfrage, noch ein zweiter, der vielleicht nicht weniger bedeutsam für die Massenproduktion der Novelle in unseren Tagen ist, aber keineswegs so klar zu Tage liegt, vielmehr gerade in seiner schärfsten Formulierung den Anschein eines Paradoxons gewinnt, das man etwa so fassen möchte: Die Gunst einer Zeit für die Novelle besteht in dem, was eben diese Zeit für den Roman Ungünstiges hat. Die zureichende Erklärung dieses Satzes würde eine Abhandlung erfordern, für die hier nicht der Ort ist; aber der Leser wird ahnen, welchen Weg die Beweisführung einzuschlagen hat, wenn er sich erinnert, wie sowohl die antike als auch die mittelalterliche Novelle in dem Momente einsetzt, wo das Volksepos ausgesungen ist; und bemerkt, wie die Romandichter in chaotisch bewegten oder stagnierend dumpfen Zeiten von der Breite und Weite des Lebens, die ihr Schifflein sonst mit Vorliebe sucht, in die Buchten und Flußmündungen flüchten, in welchen, als der augenscheinlichen Domäne des Novellendichters, sie im Grunde nichts zu suchen haben und freilich, wonach ihr Sinn steht, auch niemals finden.

Aber, wie gesagt, diese Untersuchungen und Erörterungen würden uns die Absolvierung

unseres heutigen Vorhabens zu sehr erschweren, das in nichts anderem bestehen soll als in der angenehmen Aufgabe, mit unseren Lesern nachträglich über eine Reihe von mehr oder weniger bedeutenden und vorzüglichen Novellensammlungen diverser Dichter wenn auch kritisch, so doch behaglich zu plaudern. Nachträglich! denn es dürfte unter den Sammlungen kaum eine sein, die der unsere moderne Litteratur mit gebührendem Eifer verfolgende Leser nicht bereits kennt, über die er sich nicht als ein denkender Leser längst sein feststehendes Urteil gebildet hat, so daß in seinen Augen mein warmes Lob oder bescheidener Tadel den betreffenden Autoren weder nützt noch schadet. Eben diese Gewißheit der Harmlosigkeit meiner Kritik ist es aber, welche mir jenes Behagen einflößt, ohne das eine richtige Plauderei nicht zu stande kommt.

Natürlich beginne ich mit der letzten Veröffentlichung des unbestrittenen primus omnium aller deutschen Novellisten: **Unvergeßbare Worte und andere Novellen.** Von Paul Heyse. Fünfzehnte Sammlung. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Fünfzehnte Sammlung! das spricht sich so leicht aus wie fünf Milliarden, während man sich doch keine annähernd adäquate Vorstellung von der ungeheuren Summe Goldes macht, die hier, von dem unermeßlichen Schatze des Geistes, der Phantasie, des Witzes, der Anmut, der tiefsinnigen Lebensphilosophie und breiten Welt- und Herzenserfahrung, der dort aufgespeichert liegt oder in dem Worte ausgesprochen ist. Wahrlich, es ist staunenswert, zu sehen, mit welcher Fülle Paul Heyse seine köstlichen Spenden austeilt, ja es wäre schier unbegreiflich, wenn man sich nicht erinnerte, daß, ihrem Horizont die weiteste Ausdehnung zu geben, der eingeborene, unverwüstliche Drang der epischen Phantasie in jeder Form ist, und zumal der Novellendichter nur durch massenhafte Produktion das Weltbild, das er in sich trägt, auszugestalten und auszurunden hoffen darf. In diesem Streben nach dichterischem Sichausleben, das ihm mit dem Romandichter gemeinschaftlich ist, scheint er vor diesem diverse gewaltige Vorteile voraus zu haben. Wir wissen, wie schwer es dem letzteren wird, in seinem weitschichtigen Werke den Anforderungen der Kunst zu genügen; wie leicht er, dem sich massenhaft zudrängenden Stoff gerecht zu werden, hier ins Triviale, dort ins Grenzenlose gerät und noch an anderen Scyllen und Charybden vorübersusteuern hat, aus deren Fährlichkeiten er sich nur mit Aufopferung eines Teiles seiner besten poetischen Qualitäten rettet. Wie anders, wieviel günstiger die Situation des Novellisten! des Glücklichen, der sich sein strengumgrenztes Rhodus aussuchen darf, auf dem er tanzen will, auf dem er nur nach den Regeln der Kunst zu tanzen braucht, um alle Herzen zu gewinnen, und nach diesen Regeln tanzen kann, weil die begrenzenden Bedingungen seiner Aufgabe mit den limitierenden Forderungen der Kunst coincidieren!

Nur freilich, daß, wo so viel Licht, es auch an dem obligaten Schatten nicht fehlt, wenn man anders die der nachrechnenden Kritik gewährte größere Leichtigkeit, etwa begangene Verstöße gegen allgemeine oder specielle Kunstgesetze ans Licht zu ziehen, so nennen will. Im Roman schlüpfen Kompositionsfehler, Übersehen, Versehen, psychologische oder moralische Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten weit leichter durch wie kleinere Fische durch die Maschen eines großen Netzes; in der Novelle feinem Gefüge macht sich jede, auch die geringste Abweichung vom Rechten, ja nur vom Schicklichen sofort bemerkbar auch für die nicht eigentlich kritischen Geister. Womit ich denn der bekannten Pensionsvorsteherinnenmoral, die alles verwirft, wovon sie fürchtet, daß es die lieben, ihrer Fürsorge anvertrauten Geschöpfchen ärgern oder schädigen möchte, bei Leibe nicht das Wort geredet haben will! Ist doch diese Reservation gerade bei Heyse, der so viel unter diesem Meltau alles frohen und kühnen dichterischen Schaffens zu leiden hat, gar sehr am Platze! Besonders wenn man in der Lage ist, wie ich es in diesem Augenblicke bin, eine oder die andere jener oben angedeuteten Abweichungen, die man herausgefunden zu haben glaubt, dem großen Meister in aller Bescheidenheit nachweisen zu wollen.

So bin ich gleich mit dem Schluß oder, wenn man will: dem Facit der novellistischen Rechnung in „Unvergeßbare Worte“ gar nicht einverstanden. Der unfreiwillige Lauscher hinter der Hecke mußte, wenn er nicht ein unheilbares Schiefohr und ein trauriger Fant war, das Geschraubte und Façonmäßige der „paar hingeworfenen, unglücklichen Worte“, die sich das geliebte Mädchen im Gespräch mit der Welt- und Modedame entschlüpfen läßt, heraushören und — verzeihen. Thut er es nicht — wie er es nicht thut — nun, für Schiefohre und Fante versetzen wir uns nicht in Mitleidskosten, und wenn der empfindliche junge Herr die Worte „nicht vergessen kann“ und darüber stirbt, so dürfen wir getrost annehmen, daß er zu jenen Bedauernswerten gehört, die, wie sie nichts zu vergessen, so auch nichts zu lernen im stande und allerdings so zu einem unrühmlichen Ende verdammt sind. Nun wäre ja durchaus nichts dagegen zu sagen, hätte uns der Dichter einen solchen Unglücklichen vorführen wollen — in der langen Reihe seiner interessanten Gestalten mochte ja auch die weniger interessante mit unterlaufen, und ein Dichter wie er weiß auch noch dem stumpfsten Kiesel blitzende Funken zu entlocken

aber sein junger Held ist kein öder Philister oder bornierter Eitelkeitsnarr, er ist ein feinfühliger, bis zu einem gewissen Grade geistvoller Mensch, der, wenn er sich auch für den Augenblick gekränkt glaubte, über kurz oder lang das Thörichte seiner Empfindung und seines Benehmens der jungen Dame gegenüber einsehen mußte. Auf der anderen Seite ist diese letztere ein Wesen von so ungewöhnlichen Gaben: von einer solchen geistigen Sichergestelltheit, einer so erprobten moralischen Energie, daß es schlechterdings unmöglich ist, anzunehmen, sie habe, nachdem sie sich den lapsus linguæ — denn weiter ist es nichts — zu schulden kommen ließ, keinen Versuch gemacht, ein so plumpes Mißverstehen ihrer eigentlichen Gefühle in das richtige Verständnis umzuwandeln; und — was durchaus hinzuzufügen ist — weiter anzunehmen, es würde dieser Versuch ihr, der Wollenden, bei ihm, der sie ja nicht geliebt hätte, wäre er ein Nichtwollender gewesen, mißlungen sein. Also haben wir hier zu dem kaum glaublichen Positiv eines schwer verzeihlichen Mißverständnisses den unglaublichen Komparativ des Verharrens zweier guter, kluger Menschen in einer für beide tödlichen Situation, die mit einem bißchen guten Willen, einem minimalen Teil von Geist, Gewandtheit und Energie in das lebensvollste und lebensfähigste Gegenteil zu verkehren war. Mit einem Worte: soll es bei dem vom Dichter beliebten Resultat bleiben, mußte entweder die Verstrickung schwerer sein und die Schlinge fester gezogen werden, oder aber die Charaktere der zum tragischen Geschick Verurteilten durften nicht diese Kraft, ihre Geister nicht diese hohe Bildung haben. So, wie die Verhältnisse hier liegen, scheint mir ein anderer Ausgang nicht sowohl möglich als notwendig.

Ganz rein dürfte auch die Rechnung in „Geteiltes Herz“ nicht aufgehen. Wenn ich nicht irre, ist das Problem in der Frage gegeben, welche der Ich-Erzähler der Geschichte, bevor er an sein Werk geht, aufstellt: „Was geschieht, wenn zwei gleich starke Affekte sich nebeneinander desselben Gemütes bemächtigen?“ oder, um es präciser auszudrücken: Ist es möglich, daß eine gleich starke Liebe zu zwei (übrigens gleichwertigen) Frauen sich desselben Mannesherzens bemächtigt? und was geschieht, wenn dieser Fall eintritt? Der Dichter geht nun mit löblichster Resolution an die Beantwortung der ersten Frage und bietet seine ganze unnachahmliche Kunst auf, den Leser dahin zu drängen, daß er sich mit ihm für das Ja entscheidet. Ja, es ist möglich; es ist gewiß: der Unglückliche liebt seine liebenswürdige edle Frau, er liebt die nicht minder liebenswürdige, nicht minder edle Fremde mit gleicher Liebe. Wir, die Leser, sind nicht nur von dem Faktum überzeugt; wir geben, wie widerwillig immer, zu, daß gegen die dämonische Gewalt, mit der hier eine Naturkraft, von der wir Durchschnittsmenschen zu unserem Glücke verschont werden, in einem exceptionellen Gemüte hervorbricht, das ganze Rüstzeug der Moral ohnmächtig ist. Nach Menschengedenken scheint also nur ein tragischer Ausgang möglich: der Untergang entweder der drei Unglücklichen (denn unglücklich sind sie doch wohl alle drei), zum mindesten dessen, den die grausame Natur mit einem zu zwei gleichen Teilen zerlegbaren Herzen ausgestattet hat. Aber was geschieht? Die eine der beiden Frauen — die zweite, zu spät gekommene, überflüssige — hat die Kraft, zu entsagen, trotzdem sie weiß, trotzdem der Geliebte ihr sagt, daß „sie leidenschaftlich geliebt wird“. Das ist edel, groß, erhaben, aber es giebt ja, Gott sei Dank, noch Seelen, denen diese Epitheta zukommen. Es giebt auch andere, die ein solches Opfer acceptieren; giebt ihrer sogar sehr viele, und der Fall, daß die unedleren, weniger großen Seelen auf Kosten des Opfers der erhabenen Seele weiter leben und, wenn auch nicht sofort, doch nach einigem (oft genug halb erheuchelten) Sträuben behaglich weiter leben, ist ein sehr, sehr häufiger. Ist er das aber, wo bleibt dann das Exceptionelle des Falles, das uns doch der Dichter versprochen hat? wo „das neue Gewächs aus der Menschenflora, das dem gedankenlosen Spaziergänger bisher noch nicht vorgekommen“? Nein, hier braucht der Dichter wahrlich nicht zu fürchten, daß man „seine Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen“, seine Geschichte „ohne weiteres als eine abenteuerliche Erfindung bezeichnen wird“. Dies ist wirklich — obgleich der Held nicht wie in der Mussetschen Geschichte, auf die er sich bezieht, „die eine liebt und mit der anderen kokettiert“, sondern seine Empfindung für die letztere ebenfalls warm und echt ist — schon „tausendmal dagewesen“, inklusive des „Schwertes“, das „unsichtbar, aber nicht unfühlbar“ nach dem Scheiden der erhabenen Überflüssigen eine Zeit lang zwischen den beiden Gatten liegt. Weiter! Es kommt die Nachricht, daß die Überflüssige sich ebenfalls getröstet, einen anderen geheiratet hat, und das Schwert, das schon längst nur noch anstandshalber dagelegen hat, wandert in die Rumpelkammer; zwischen den sich Wiedergegebenen ist — du kannst es bezeugen, heiliger Ben Akiba! — „nicht ein Hauch mehr“.

Hat nun aber der auch nur mit einiger Herzens- und Welterfahrung ausgestattete Durchschnittsleser dem Dichter bis zu diesem Punkte seiner Geschichte mühelos folgen können, so möchte ich es ihm nicht verargen, wenn ihm, was nun kommt, „zu glauben schwer wird“. Die legitime Gattin ist gestorben, bereits seit mehreren Jahren tot; die

Nachricht aber von der Vermählung der Überflüssigen ist falsch gewesen, und der Witwer trifft zufällig auf einer Reise die noch immer Freie „ganz unverändert, ihre Schönheit eher noch erhöht“. Er seinerseits fühlt „mit zu großer Bestürzung, daß ihre Gewalt über ihn so stark ist wie am ersten Tage“. Nun, denkt der Durchschnittsleser, wird der frei- und starkherzige Mann, der zwei Weiber zugleich mit gleicher Liebe lieben konnte, nachdem er der legitimen Gattin gewährt, was ihr von Rechts wegen billig war, da ihn kein göttliches oder menschliches Gebot mehr hindert, auch der anderen gewähren, worauf diese nach ihrem heldenmütigen Opfer wahrhaftig doch den allerlegitimsten Anspruch hat. Aber nein! ihm, dem am Tode seiner Gattin doch völlig Unschuldigen, klingt das Wort des schuldigen Gretchens im Ohr: „sie schlief, damit wir uns freuten“; zwischen sich und der Geliebten sieht er das unglückselige Schwert, das „damals zwischen ihm und der geliebten Frau lag“, und — er läßt sie ziehen; ziehen, trotzdem er wissen muß und weiß, daß er der Unglücklichen jetzt zum zweitenmal besagtes Schwert durch das großmütige Herz stößt. Ich gestehe, daß, wenn dies das „Nichtalltägliche“ ist, wovor dem „lesenden Durchschnittsmenschen“ so philiströs schaudert, ich für diesmal dem Alltäglichen den Vorzug geben möchte. Aber, ich glaube, der Dichter irrt sich: dies ist wirklich das Alltägliche, das die Gewohnheit zu seiner Amme hat, das Altersgraue, der Menge Heilige. Das Alltägliche sogar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Denn hier wird der Respekt, den die Menge vor dem Besitz hat (welches nach ihrer Auffassung mit dem Rechte identisch ist), gesteigert zu einer byzantinischen Ehrfurcht vor dem einmal besessenen Rechte, über das der Besitzer durch seinen Tod quittierte und das nun trotzdem dem legitimen Rechtsnachfolger grausam vorenthalten wird.

Da lobe ich mir „Das Glück von Rotenburg“. Auch hier bleibt die kleine resolute Malersfrau in ihrem Besitz und Recht gegenüber der abenteuerlichen, abenteuerlustigen Russin; aber sie hat auch recht, sogar doppelt und dreifach mit ihren zwei oder drei niedlichen Kinderchen. Die plötzliche romantische Empfindung ihres Gatten für die geschminkte Dame ist wirklich nur eine Seifenblase, die vor einem Hauch ihres hübschen Mundes zerplatzt; der gute Junge ist nichts weniger als ein starkgemuter Graf von Gleichen mit ausgebildeter Zweiherzenskammerntheorie oder gar -Praxis; auch weiter kein Genie, das eine Welt bewegen soll und also auch eine Welt, die große Welt, braucht, um sich in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit zu entfalten, sondern ein bescheidenes Talentchen, dem es in seinem Winkelchen an der Rotenburger Stadtmauer sicherlich wenn nicht heute, so doch morgen und alle kommenden Tage am wohlsten und einzig wohl sein wird. Wie die Sache freilich abgelaufen wäre, wenn sie anders gelegen, und die Russin, nicht ganz so großmütig und etwas weniger geschminkt, in des Rotenburger Aquarellisten Brust ein Herz entdeckt hätte, für das „Ruhe eine Hölle“ ist — aber das sind hier gar nicht aufzuwerfende Fragen. Man muß den Fall nehmen, wie ihn der Dichter hinstellt; mit ihm rechten darf man erst, wenn man überzeugt ist, daß seine Prämissen unmöglich sind oder er aus übrigens richtig gestellten Prämissen falsche Konklusionen zieht. Dann darf man, muß man mit ihm rechten, besonders wenn er ein Dichter ist, den man so herzlich liebt, den man so hoch verehrt, daß es einem ordentlich eine moralische Beruhigung gewährt, hat man trotz aller Bewunderung einmal an ihm eine Schwäche, oder was man dafür hält, entdeckt und sich pflichtschuldig beeilt, die wirklichen oder vermeintlichen Sonnenflecken urbi et orbi zu verkünden, auf die Gefahr hin, in den Augen der Bewunderer sans phrase mit dem Gelichter verwechselt zu werden, dem es Beruf und Freude ist, das Strahlende zu schwärzen.

Jener im Grunde, wenn nicht dem Dichter selbst, so doch seinem Ruhme so hochgefährlichen, mit ihrem Programm in stetem Widerspruch lebenden Bewunderer dürfte Ernst v. Wildenbruch vorläufig zu seinem Glück noch nicht allzuviele zählen (Novellen von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel); dafür hat er als Novellist das Unglück, zuerst in einem anderen Genre debütiert und auf dem Gebiete desselben höchst namhafte Erfolge errungen zu haben. Man glaubt gar nicht, was das für ein Unglück ist, besonders in dem methodischen Deutschland. Das Horazische: Vas nisi sincerum est — lautet bei uns: Hast du als Dramatiker angefangen, schmeckt uns jede Novelle, die du hinterher schreiben magst, nach dem Drama und vice versa, und da wird keine Ausnahme von der Regel statuiert. Nun mag man ja zugeben, daß der Übergang von einem Genre zum anderen in der dichterischen Produktion noch größere Schwierigkeiten hat als auf den übrigen künstlerischen Gebieten; aber gerade die ästhetische Verwandtschaft der Novelle und des Dramas liegt auf der Hand und die Vermutung nahe, es werde gerade die dramatisch gefärbte Phantasie auch einen Novellenstoff leicht ergreifen und, wenn man ihr nur die nötige Zeit zu der obligaten technischen Schulung gewährt, rite bearbeiten können. Ich habe über dies Thema an einer anderen Stelle* ausführlich

* Beiträge zur Theorie und Technik des Romans, S. 259 ff.

gehandelt und freue mich, in Wildenbruchs Novellen eine Bestätigung meiner dort aufgestellten Sätze zu finden. Der Dramatiker Wildenbruch und der Novellist Wildenbruch gleichen sich zum Verwechseln: sie sind von gleicher künstlerischer Statur und Größe, haben Vorzüge und Schwächen, Tugenden und Fehler — alles gemeinsam, operieren mit denselben legitimen Mitteln, verschmähen dieselben illegitimen Surrogate nicht und bringen es mit den identischen Eigenschaften und den identischen Methoden zu den identischen ästhetischen Resultaten. Ich wähle, diese Behauptungen zu illustrieren, die umfangreichste und zugleich in jeder Beziehung weitaus bedeutendste der in dem Bande enthaltenen drei Novellen: „Franceska von Rimini."

Das Thema von dem jungen Pagen, der zu der jungen Königin des alten Königs in Liebe entbrennt, ist nicht, wie es der Begriff der Novelle verlangt, eigentlich neu, es ist sogar uralt; aber wer einem Novellisten unserer Tage daraus einen Vorwurf machen wollte, sollte die Lektüre von Novellen ein für allemal aufgeben. Wir anderen sind völlig zufrieden, wenn es der Dichter verstanden hat, dem alten Thema eine neue Seite abzugewinnen oder es wenigstens mit anmutigen Variationen vorzutragen. Das ist denn Wildenbruch in seiner „Franceska" gar wohl gelungen. Der junge Page ist bei ihm ein schüchterner Lieutenant, den eine heiße Leidenschaft für die Frau seines Generals erfaßt, eine junge Dame, die wir noch in der Novelle als Mädchen kennen lernen, das, eigenartig von Charakter, selbständig in ihrem Denken, die Träumer und die Träumerei, wie sie selbst sagt, hassend, zu der Ehe mit dem älteren Manne prädestiniert scheint und die besten Hoffnungen und Wünsche des Lesers mit in die unter den Augen des letzteren schnell zu stande gekommene Verbindung nimmt. Natürlich gerät die Sache ganz anders und sehr schlimm: die von dem stolzen Mädchen geknechtete Natur bäumt sich in der jungen Frau auf und verlangt gebieterisch ihr gutes Recht; sie verfällt nun doch in die gehaßten Träumereien; sie muß sich, wie sehr sich auch ihr Stolz dagegen sträubt, bekennen, daß sie die glühende Leidenschaft des träumerischen Lieutenants erwidert. Durch eine fürchterliche Indiskretion, von der gleich weiter geredet werden soll, kommt der General hinter das unglückselige Geheimnis; wie die Sache liegt, muß er die Gattin für schuldig halten; Stolz und das schauderhafte Bewußtsein, nicht in dem gemeinen, aber doch im Sinne des strengen biblischen Wortes die Ehe gebrochen zu haben, verschließen ihr den Mund oder lassen sie sich in einer Weise verteidigen, aus der die Eifersucht des Gatten immerhin eine schwerere Verschuldung deduzieren muß. Und nun, nachdem sie jetzt erst erfährt, wessen man sie eigentlich zeiht und warum man sie für schuldig hält, wird sie auch schuldig, will sie es sein, vielmehr erfaßt sie diese Schuld als ihr gutes Recht, das Recht des liebenden Herzens für seine Liebe zu schlagen und — zu brechen. Sie eilt an das Lager des zum Tode verwundeten Geliebten, der seine Seele in ihren Armen, in einem ersten und letzten Kusse aushaucht; ein mitleidiges Nervenfieber sendet sie alsbald dem vorausgegangenen Geliebten nach in den erwünschten Tod.

Ich habe durch diese kurze Skizze der Erinnerung des Lesers ein wenig zu Hilfe kommen wollen, um mich leichter mit ihm darüber zu verständigen, daß der Dichter in dem ihm eigentümlichen leidenschaftlichen Erstreben seines Zieles sich wiederholt gewisser Mittel bedient, die sich bei näherer Prüfung als nicht stichhaltig erweisen. Und zwar sind es, wie ich bereits oben andeutete, dieselben bedenklichen Mittel, mit denen auch der Dramatiker Wildenbruch nicht selten operiert, nur daß die Bedenklichkeit derselben in dem rasch vorüberrauschenden Strom des Dramas weniger grell hervortritt und leichter übersehen wird, während in dem ruhigeren Fluß der erzählenden Dichtung die Klippen und Untiefen sich auch dem schwächeren Auge offenbaren. Ich muß dem Leser überlassen, die angedeutete Parallele selbst zu ziehen, während ich mich hier auf die Klarlegung der Unzulässigkeiten beschränke, welche sich der Dichter der „Franceska" nach meinem Dafürhalten hat zu schulden kommen lassen.

Da ist zuerst der Charakter des Generals, der von ihm in zwei Stücke zerbrochen ist, die nicht zueinander passen. Oder wer erkennt in dem morosen, trockenen, nur seinen politischen und militärischen Pflichten lebenden Gatten Franceskas jenen strammen, chevaleresken General, der um das schöne Mädchen warb und es an „Schneidigkeit" in jeder Beziehung mit dem jüngsten seiner Lieutenants aufnehmen konnte? Ich glaube niemand, dessen Kenntnis der menschlichen Natur aus der Beobachtung des wirklichen Lebens resultiert. Aber — der Dichter brauchte diese zwiespältige Natur, vielmehr: glaubte sie zu brauchen, um uns begreiflich zu machen, warum das verwöhnte Mädchen dem liebenswürdigen Werber willig Gehör geben und sich von dem unliebenswürdigen Gatten widerwillig abwenden mußte. Das aber ist keine regelrechte Flexion, das ist ein regelwidriges Fallen aus der Konstruktion, ein Qui, das keck für das Quo, welches man nach der ästhetischen Syntax erwarten mußte, gesetzt wird, weil es mit dem letzteren — eben nicht geht. Denn freilich, was würde aus der Geschichte, wenn der General der liebenswürdige, ritterliche Herr bliebe, den wir im

Anfang kennen lernten? Ein Minimum nur dieser Eigenschaften hätte genügt, das selbstherrliche, nichts weniger als sentimentale Mädchen von der verhängnisvollen Verirrung ihrer keinesfalls üppigen Phantasie zu bewahren.

Bricht nun so der Dichter einen Charakter, der sich seinen Zwecken nicht biegen will, mitleidslos entzwei, so zwingt er an anderen Stellen nicht weniger resolut mit Hebeln und Schrauben der Geschichte ab, was sie freiwillig, das heißt ohne die Zuhilfenahme höchster Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten, nicht hergeben würde. Die ganze Erfindung mit der Mappe, das heißt das Pivot, auf dem sich die Geschichte dreht, ist von Anfang bis zu Ende eine Kette solcher Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten. Es ist unmöglich, daß Gartenhofen bei seinem Abgang von der Stadt die Mappe, sein höchstes Heiligtum, nicht mit sich nimmt; es ist bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlich, daß der Adjutant, um einen „schlechten Witz" zu machen, etwas thut, was einem gemeinen Diebstahl, noch dazu unter den erschwerendsten Umständen, ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen; es ist unmöglich, daß ein Offizier — gesetzt, er habe sich in der Trunkenheit den unmöglichen „schlechten Witz" erlaubt — nachdem er nüchtern geworden, dem eifersüchtigen Gatten, und wäre derselbe sein oberster Kriegsherr, die Mappe ausliefert, anstatt dieselbe zu verbrennen und sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen; es ist unmöglich, daß der General die unselige Mappe, als enthielte dieselbe Generalstabskarten, unverschlossen in seinem Arbeitszimmer (also dieselbe Unmöglichkeit zum zweitenmal!) liegen läßt und so seiner Gattin die Möglichkeit gewährt, von dem Inhalt derselben Kenntnis zu nehmen; es ist schließlich unmöglich, daß die Unglückliche aus dem Gouverneurspalais, vor dem doch wohl ein Posten steht, in voller Heimlichkeit zu dem verhängnisvollen nächtlichen Besuch des Geliebten aufbricht.

Indem nun so der Dichter die wichtigsten, entscheidendsten Scenen unbedenklich auf Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten aufbaut, beeinträchtigt er in einem hohen Grade die Anerkennung und Bewunderung, die man ihm für die dichterische Kraft zollen würde, welche er dann in eben diesen Scenen entfaltet. Auch auf dem Gebiete der Kunst hat der Usurpator einen schweren Stand, willig folgt man, fügt man sich nur dem legitimen Herrscher. Ernst v. Wildenbruch wird sich die geschlossene Gefolgschaft des Publikums, an der es ihm zur Zeit, wie mir scheint, noch gebricht, erst gewinnen, wenn er lernt, das Feuer seiner Phantasie zu bezähmen, zu bewachen; wenn er ein für allemal auf den Gebrauch nicht völlig loyaler Mittel verzichtet und von seinen Charakteren nichts verlangt, was sie, solange sie noch mit sich selbst übereinstimmen, nicht leisten können. Diese energische Schulung seiner Phantasie wird auch wohlthätig auf seine Diktion wirken, die nicht immer so gewählt ist, wie man wünschen muß und von ihm bei seiner sonstigen sprachlichen Kraft und Gewandtheit verlangen kann; wird ihn endlich vor Stoffen bewahren, an denen — wie z. B. an dem der „Brunhilde" — ein peinlicher, durch keine Kunst zu überwindender Erdenrest haftet.

Freilich läßt sich eine hohe Unwahrscheinlichkeit durch dichterische Kunst denn doch zu einer Wahrscheinlichkeit machen, die auch der skrupulöseste Leser gelten lassen muß. Dafür liefert ein belehrendes Beispiel Otto v. Leixner in seiner Novelle: **Die beiden Marien.** (Berlin, Otto Janke.) Daß der um die erst vor zehn Monaten von ihm geschiedene, heißgeliebte Gattin tieftrauernde Held der Geschichte sich in einer lustigen Gesellschaft, in die er unversehens geraten, dazu bereden läßt, durch eine Zeitungsannonce nach einer zweiten Gattin zu suchen — credat Judæus Apella sagt der Leser mit Horaz und ist im Begriff, das Buch zuzumachen. Er liest aber weiter und freut sich der Zartheit, mit welcher der Dichter den angeschlagenen schrillen Ton abzudämpfen und in den harmonischen Wohlklang hinüberzuleiten versteht. Die massenhaft eingelaufenen Briefe werden von dem Reuigen unter Assistenz des nicht minder betrübten moralischen Urhebers der annoncierten Unschicklichkeit, seines Freundes und Arztes, zurückgeschickt; dann, Tage später, kommt ein Brief nachgeflattert, der, wie sich die Verhältnisse inzwischen entwickelt haben, nicht nur anständigerweise beantwortet werden kann, sondern vernünftigerweise beantwortet werden muß. Nun sind wir im Fahrwasser, und da ist nun wieder alles Lobes würdig die Sicherheit, mit der der Dichter sein Schifflein durch die mancherlei Untiefen und Klippen desselben lenkt. Wie in den beiden auf dem gedachten unfeinen Wege zusammengekommenen Gatten allmählich eine schöne, reine gegenseitige Liebe aus bitterem Herzeleid und schweren Kämpfen erblüht — das ist mit so hoher Wahrheit, so zarter Decenz geschildert, daß man das Heikle des Themas nur noch mit jenem wohligen Grausen empfindet, mit welchem wir auf einer Gebirgswanderung in einen Abgrund blicken, der unseren wohlgebahnten, von einer soliden Barriere geschützten Weg begleitet.

Da kommt uns nun auf demselben Wege ein Gesell entgegen, der nicht die mindeste Furcht vor den tiefsten Abgründen der steilsten Unwahrscheinlichkeiten und bodenlosesten Unmöglichkeiten hat, auch nicht zu haben braucht, weil, wenn er über die Barriere fällt, was ihm häufiger passiert, er heiter seine

Schwingen entfaltet und davonfliegt. Ein andermal begegnen wir ihm, wo er, wie der heilige Denys von dem Richtplatze nach seiner Kirche, mit dem Kopfe unter dem Arm einherspaziert und uns auf unsere verwunderte Frage: wie er das fertig bringt? mit dem ingenuosen Küster antwortet: Il n'y a que le premier pas qui coûte. Es ist eben das Vorrecht des Humors, daß, wie er selbst die Menschen und die Dinge scherzhaft nimmt, er seinerseits nicht ernst genommen sein will und uns zu lachen macht, wenn wir mit den inquisitorischsten cur? quo modo? quibus auxiliis ihm das leichte Leben erschweren wollen. Ganz im fröhlichen Gebrauch dieses Vorrechts sehen wir Hans Arnold in seinen **Novellen** (Berlin, Gebrüder Pätel), die wir, obgleich sie nicht mehr ganz neu sind, hier zur besseren Illustration unseres Themas erwähnen und so eine ältere Schuld, bevor sie verjährt, abtragen wollen. In diesen Geschichten sind es meistens bis zur Tollheit lustige Einfälle, aus denen sich das Ganze dann freilich ganz korrekt und logisch, ja — in Anbetracht des tolllustigen Anfangs und Ursprungs — mit höchst possierlicher Ernsthaftigkeit entwickelt. Wo sich der Verfasser, wie in der Novelle „Der tolle Junker“, nicht in dem leichten Element bewegt, für welches sein Talent geboren ist, sondern in die schwerere und trübere Atmosphäre der Leidenschaften hinabtauchen will, geht ihm bald genug der Atem aus. Dafür sind denn Geschichten wie „Hausgenossen“, „Finderlohn“, „Glück muß man haben“ wahrhaft köstliche Erzeugnisse eines heiter-witzigen, anmutigen und — was nicht gering anzuschlagen — bei aller Keckheit stets frauenhaft keuschen glücklichen Talentes.

Dieselbe Decenz, nur, so zu sagen, ins Männliche übersetzt, läßt sich neben den anderen Vorzügen der obigen Novellen den lustigen **Garnison- und Manövergeschichten** von G. Ecknah nachrühmen — einem Pseudonym, hinter welchem sich der wahre Name des zweifellos militärischen Verfassers kaum verstecken zu wollen scheint. Und auch hier möchten wir einem durchaus liebenswürdigen Talente den Rat erteilen, die schwere Arbeit der Lösung ernsterer Probleme, wie in „Wiedergefunden“, den tiefgründigen Geistern willig zu überlassen, um desto unbedenklicher die köstliche Prärogative des Humors auszunutzen: eines leichten Lebens flott skizzierte Bilder mit schalkhaft-possierlichen Arabesken zu umranken, wie in „Der Herr Baron“ und „Taktische Reformen“.

Von einem anderen Vorrecht des Humors macht Hermann Presber Gebrauch in seinen **Rheinischen Novellen** (Leipzig, Th. Thomas): dem Vorrecht, durch die Flormaske leichtgewobener Geschichten, die dritten Personen passiert sein sollen, das eigene Augenpaar durchblicken zu lassen, von dem bekanntlich das eine lacht, während das andere eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückt. Die Thräne ist manchmal freilich, z. B. in „Villa Scherr“, ein wenig sehr, sehr salzig bis zur Bitterkeit, und deswegen hätte ich für mein Teil das Lachen in den anderen Piecen etwas lustiger und herzhafter gewünscht. Denn selbst über den heitersten Partien des „Lämpeler“ — jenen Reminiscenzen des Helden aus der lieben, blöden, täppischen und, alles in allem, doch überseligen Jugendzeit — liegt es wie ein grauer Schleier, den die Erfahrungen unterdessen zwischen dem Jüngling und dem Mann gewoben haben und durch den nun der Dichter sein eigen Bild sieht. Wohl dem, der dann noch wenigstens lächeln kann!

Presber kann es, und es ist ein grundehrliches, gutherziges, echt deutsches Lächeln, das sich dem Leser sympathetisch mitteilt, ihm über die Sprünge, Risse und Brüche dieser unmethodischen Geschichten treulich weghilft und noch auf den Lippen sitzt, wenn er das Buch zuklappt. Ebenso wie dem Kritiker, der die Feder weglegt, mit welcher er dem Liebhaber der Novelle empfiehlt, auch die Produkte der laxeren technischen Observanz neben denen der strikten freundlich gelten und so das neueste Büchlein des gemütvollen rhein-mainischen Dichters und Humoristen behaglich auf sich wirken zu lassen. Fr. Sp.

Carrieres Liebeslieder und Gedankendichtungen.

Vor mir liegt ein kleines Buch in gepreßtem schwarzgrünem Ledereinband mit Goldschnitt und dem Namen „Agnes“ auf dem Titelblatt: **Liebeslieder und Gedankendichtungen** von Moriz Carriere nebst der Widmung „an Freundinnen und Freunde zum Andenken“. Der Kreis der Befreundeten vom Verfasser der „Religiösen Reden und Betrachtungen“, der „Kunst- und Kulturentwickelung“ und so vieler lichtvoller litterarischer Mitteilungen und warmer Herzensergießungen hat den Umfang für eine größere Gemeinde, für alle, die das Herz offen haben für fremdes Glück und fremdes Leid, Sinn und Verständnis für Wahrheit in der Schönheit des Ausdrucks. Sie alle werden in dem Buche ein Denkmal des bittersten Leides erkennen, aber auch durch dasselbe an das Trostwort des Dichters erinnert:

Glücklich, wem die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt im reinen Busen
Und die schöne Form dem Geist!

„Liebeslieder und Gedankendichtungen“ enthält das Buch, auf dem Titelblatte geschmückt von dem Verfasser mit dem Namen Agnes, seiner verstorbenen Gattin, der ältesten Tochter von Justus Liebig, mit welcher er sich am 28. Mai 1853 vermählt hatte, die ihm aber in der Blüte des Lebens nach kaum zehnjähriger glücklichster Ehe (am 29. Dezember 1862) vom Tode entrissen worden. Wer beiden näher gestanden, weiß es, daß selten ein Bund der Liebe so beglückend geschlossen, so beseligend vom Beraubten noch über die Grenzen des Erdenlebens hinüber ohne Wandel treu und fest gehalten worden.

In vier Gruppen hat Carriere im vorliegenden Buche seine dichterischen Ergüsse zusammengestellt und deren erste bezeichnet als „Glück und Leid der Liebe“. Es folgen dann „Lebensbilder“, „Persönliche Widmungen“ und „Geschichtsbilder“. Wenn ich immer von neuem zu der ersten zurückkehre, am liebsten bei ihr weile, so ist es nicht nur die Reinheit des Tons, der Wohllaut ihrer Melodien, auch nicht allein die innige Freude an der Neubelebung vom Bilde einer der edelsten und lieblichsten Erscheinungen aus lange vergangenen Tagen, sondern es ist die mit aller Wärme der Wahrheit durchdrungene Verherrlichung des höchsten und darum seltensten Geschenkes der Liebe, von welchem er wohl — wie er gethan — bekennen konnte, zu wissen, „wem er die schönheitfreudige Stimmung in seiner Ästhetik und in seinem Kunstbuch verdanke.“ Mit dem Sonnenaufgang dieser seiner himmlisch-irdischen Liebe war der beseligenden Empfindung zugleich der reinste Ausdruck verliehen, und in einer Folge tiefgefühlter und formvollendeter Gedichte begleiten wir ihn durch Jahre ungetrübtesten Lebensglückes. Leider nur wenige Jahre! Die Unsterblichen gönnen — so scheint es — den Erdgeborenen nicht, Teilnehmer ihres Glücks zu sein.

> Hoffnungsgrüne Epheuranken
> Hüllten ein den zarten Leib,
> Und verklärt von Lichtgedanken.
> Lagst du schlummernd, liebes Weib,
> Wie ein heilig Marmorbild
> Unter Blumen ernst und mild.

Aber auf dieser Höhe der Vergeistigung hält das Menschenherz nicht aus: es erstarrt oder es folgt mehr oder weniger zögernd dem Gesetze der Schwere des Erdenlebens; doch noch ein dritter und schönster Weg steht den Berufenen offen, nicht viele betreten ihn, aber der ihn erwählt, zieht den Himmel zur Erde nieder. Daß Carriere nur für ihn sich entscheiden konnte, dafür geben zwei Elegien in der Folge der Abteilung seiner dem „Glück und Leid“ gewidmeten Lieder Zeugnis. Beide — die eine „Nachruf“, die andere „Elegie“ überschrieben — können sich gegenseitig den Vorrang streitig machen: beide müssen wir (einige prosodische Härten abgerechnet) nach Form und Gehalt zu den Perlen ersten Ranges im Schatzhaus der deutschen Dichtkunst zählen. Im Gedanken daran, daß ihm einmal Vollendetes ward, daß er Ewiges mitten im Flusse der Zeit seelenbeseligt empfunden, segnet er aus vollem Herzen mit den Worten: „in des Wehs tiefdunkelsten Abgrund

> Niedergeschmettert das Heil, das mir die Liebe verliehn;
> Daß ich mein dich nannte, ja mein dich nenne für immer,
> Bleibt das erlösende Wort mir in dem Jammer der Nacht.“

Es ist schwer, von „Glück und Leid der Liebe“ zu scheiden; jede Strophe hält mich fest, und ich möchte den Leser auf jede Zeile, jedes Wort der Trauer sowie des Trostes hinführen, das dem blutenden Herzen entflossen, an das Grab des Töchterchens, in das der Doppeltberaubte die zertrümmerte Hoffnung auf ein Neuaufleben der Mutter senken mußte; allein ich muß mich auf die gegebenen Andeutungen beschränken, um wenigstens noch auf die Blätter zu zeigen, die (nach seinen Worten) den Ideenkreis bezeichnen, in welchem er sich mit der Gattin bewegt, Festgedichte, Lebensbilder, Stimmen der Zeit u. a. m. Voran unter den Lebensbildern geht eine Übersetzung von neun Sonetten der Vittoria Colonna, Michel Angelos edler Freundin, die sie nach dem Tode ihres Gatten, des Marchese v. Pescara geschrieben und die Carriere im Frühjahr 1863 nach dem Verluste seiner Agnes als einen Ausdruck seiner eigenen Stimmung ins Deutsche übersetzt hat.

Den griechischen, von Apulejus überlieferten von Raphael in der Farnesina zu Rom in anschauliche Bilder gebrachten tiefsinnigen Mythos von Eros und Psyche hat Carriere in eine Folgereihe von erläuternden Gedichten gefaßt, denen er besonders durch wechselnde, dem Inhalt angemessene Metra lebendigen Reiz gesichert, daran so leicht bildererklärende Dichtungen Mangel leiden, vornehmlich aber dadurch, daß das Bewußtsein vom erlebten Glück der Liebe dem ganzen Gedicht Licht, Farbe und Wärme verleiht.

Aus den „Stimmen der Zeit“ tönen uns mit lautem Schall Vaterlandsliebe, Freiheit und Reichseinheit entgegen, und mit Jubel wird der Sieg im Friedensfeste gefeiert, an „das stattliche Haus“, den Frühlingstraum der deutschen Jugend und ihr gläubiges Bekenntnis des trotz aller Zersplitterung einen gemeinsamen Vaterlandes gemahnt. — Von den an einzelne Personen gerichteten Gedichten gehört eine Anzahl in Sonettenform in die Festgabe zur Säkularfeier der Universität Göttingen 1837; andere sind als Festreden zu betrachten, gesprochen zur Feier von J. G. Fichtes hun-

dertstem Geburtstag 1862, und noch andere zu Jean Pauls hundertstem Geburtstag 1863.

In den Geschichtsbildern, deren erstes, größtes als Entwurf sich darstellt zu einem Panorama weltgeschichtlicher Kulturentwickelung, tritt uns Carrieres freier philosophischer Geist, sein mutiger Gang aus der Dämmerung zum Licht wohlthuend und erfrischend entgegen; regt im Martyrium des Mauritius, seines Namenspatrons, zum tapferen Widerstand gegen Fanatismus und religiösen Aberglauben an; feiert die Heldengröße Alexanders von Macedonien; verherrlicht Mohammed und seinen gläubigen Monotheismus, seine Humanität, sein Ringen und Streiten um Wahrheit und seinen Todesmut; besingt im „Kornagest“ freudig den frühzeitigen Tod nach einem thatenreichen frohen Leben und schließt mit dem Gedicht: „Die letzte Nacht der Girondisten.“

Wer die Liebliche gekannt, auf deren Leben, Lieben und Sterben das Buch von „Agnes“ zurückweist, dem wird sie darin zu freudiger Rührung, gleichsam zu neuem Leben erstehen; aber auch im Sänger neben ihr wird selbst derjenige, dem er bis dahin fern gestanden, den Mann preisen, der im Herzen Freude und Schmerz zu vermählen, im Verlust den Besitz festzuhalten, im erlebten Glück vergangener Tage ein ewig gegenwärtiges, unantastbares Heiligtum zu wahren, dem Ideal des Seelenlebens das Recht der Wirklichkeit zu sichern vermocht.

Ernst Förster.

Litterarische Notizen.

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen von Wilhelm Hertz. (Stuttgart, Gebr. Kröner.) Hertz hat uns schon einige Sagen des Mittelalters, wie Hugdietrichs Brautfahrt oder Lanzelot und Ginevra, in vorzüglicher Weise erneut; er gehört zu den Dichtern, von welchen man mehr wünscht, während man manchem vielgelesenen Autor zurufen möchte: Herr, halt ein mit deinem Segen! Diesmal hat er ein Klostermärchen so behandelt, daß er die alten deutschen Götter und die kleinen Geister der Elbe und Kobolde so darstellt, als wären sie wirklich das geworden, als was sie nach der Einführung des Christentums im Volksglauben fortlebten. Beim Graben in altem Gemäuer finden Mönche neben leeren Krügen das kleine Männlein schlafend, das eins der „guten Holden“ war, „den Frauen lieb, den Helden wert, von allem Volke hochgeehrt“, bis der neue Glaube sie zum Auszug trieb. Bruder Rausch ist's; er nimmt Dienste im Kloster, er bereitet den Mönchen eine glückliche Sommernacht in Liebeslust und Lebensfreude und erregt, als der Katzenjammer über sie kommt, eine ergötzliche Prügelei; der Guardian rät ihm, zu bleiben, aber ein christlich Teufelein zu werden. Da will Rausch doch lieber in seiner alten Heidenart weiterleben und kommt nun in Berührung mit einem bäuerischen Liebespaar, mit einem gelehrten Professor, mit wilden Studenten; er macht überall üble Erfahrungen, trifft zuletzt mit einem alten Freunde zusammen, einem Feuermännlein, das eine „arme Seele“ geworden ist, unterredet sich mit dem über den Wechsel und Wandel der Zeit und kehrt dann wieder in das Kloster zurück, um als lustiges Teufelchen mit den Mönchen zu hausen. Nur in der ersten Mainacht kommen die Naturgeister noch einmal in alter Gestalt zu Sang und Tanz zusammen. — Der köstliche Humor, in welchem tiefsinniger, wehmütiger Ernst mit fröhlichem Scherz verschmolzen ist, die prächtigen Bilder der Zeit und Sitte, der Kontrast des alten und neuen Glaubens, die spielende Leichtigkeit der Darstellung, in welcher die Ergebnisse der Gelehrsamkeit, von allem trocknen Staube frei, uns in reizenden Gestalten und anmutigen Worten erfreuen, all das macht das kleine Buch zu einer erquicklichen poetischen Schöpfung.

M. C.

* * *

Die freimaurerische Litteratur bietet gegenwärtig sehr reiche und inhaltsvolle Gaben. Dies deutet darauf hin, daß man in diesen Kreisen mit dem Vorurteile bricht, als ob die Zwecke und Aufgaben des Bundes unter den Wirkungen einer rückhaltlosen Publicität leiden könnten. Wir haben hiervon ein Zeugnis in den uns vorliegenden Schriften: **Bausteine zum Bau.** Von Rumpelt-Walther. **Der Geist der Freimaurerei.** Von Dr. Karl Pilz. **Logen-Arbeiten.** Von J. Viktor Carus. (Leipzig, Bruno Zechel.) Diese drei Schriften sind nicht nur für Angehörige des Ordens bestimmt, sondern auch für jene Außenstehenden, denen die Gewinnung eines weiteren Blickes über Zweck und Inhalt der freimaurerischen Bestrebungen wünschenswert erscheint. Man findet in diesen Büchern eine Fülle von bedeutenden Gegenständen, die das Gemüts- und Geistesleben der Menschheit wie des einzelnen betreffen, erörtert und dargestellt im Lichte einer faßbaren, ihr Absehen auf das Gute und Vollkommene gerichteten Weltanschauung, deren Endziele nach Art aller irdischen Dinge zwar nicht erreicht, aber in ernster Arbeit verfolgt werden.

Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Von J. G. Findel. (Findels Schrif

ten über Freimaurerei. Erster Band.) (Leipzig, J. G. Findel.) Der Verfasser giebt an der Hand der Kulturgeschichte und eines fast überreichen Citatenschatzes, dessen größere Beschränkung keineswegs ein Nachteil des Buches gewesen wäre, eine Darstellung der freimaurerischen Principien, welche, wie schon Lessing in seinen berühmten Gesprächen hervorhebt, nichts anderes sind als das ethische Grundgesetz der Menschheit überhaupt, die Erstrebung eines zu geistiger und sittlicher Harmonie führenden Allgemeinzustandes des Menschengeschlechts. Wenn die Wirksamkeit dieser Principien im Einzelleben immer wieder durch die Einflüsse der Leidenschaften und des Egoismus gelähmt wird, so darf darum ihre Anwendung auf das Völkerleben, deutlicher ausgedrückt auf die Beziehungen der Völker untereinander, nicht überflüssig erscheinen, denn wer selbst nicht an die Verwirklichung des Ideals eines „Menschheitsbundes" zu glauben vermöchte, der wird doch, vornehmlich im Sinne einer heilsamen Reaktion gegen den materialistischen Zug der Gegenwart, den Stimmen jener sein Ohr nicht versagen, die wie der Verfasser des vorliegenden Buches den Glauben an eine reinere und sittlich höhere Gestaltung der allgemein menschlichen Zustände begeisterungsvoll verfechten.

* * *

Vor uns liegt: **Histoire de la Belgique au commencement du XVIII. siècle.** Par M. Gachard. (Bruxelles, C. Muquardt.) Gerade die ersten zwanzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bilden einen sehr interessanten Abschnitt der belgischen Geschichte. Es sind die Zeiten des Übergewichts von Frankreich und des Mißbrauchs dieses Übergewichts, unter welchem auch die Niederlande so schwer zu leiden gehabt haben. Es ist dem Verfasser möglich gewesen, aus den Archiven der Niederlande und Frankreichs eine bedeutende Erweiterung unserer bisherigen Kenntnis dieser Geschichte zu gewinnen.

Auf dem Gebiete der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts nimmt ohne Frage das bekannte Werk von Hermann Hettner: „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" die erste Stelle ein, wenn es sich um eine Gesamtdarstellung handelt. Gerade unsere Kenntnis der englischen und französischen Litteratur dieses Zeitraumes konnte bisher nicht auf ein zuverlässiges deutsches Werk gestützt werden. Es ist daher von der Verlagshandlung von Friedrich Vieweg in Braunschweig ein richtiger Griff, wenn sie nunmehr in einem Separatabdruck die vierte verbesserte Auflage der „Geschichte der französischen Litteratur" auch denjenigen einzeln zugänglich gemacht hat, welche sich für diesen Bestandteil des Werkes besonders interessieren. Es ist ein auf tiefer und anhaltender Lektüre beruhendes, wohlerwogenes und gereiftes Urteil, welches hier über diese Litteratur, insbesondere über Voltaire, Rousseau, Diderot gefällt wird. Vergleicht man es mit dem von Taine in dem ersten Bande seines neuen, außerordentlichen Werkes, so erscheint es durchgehend milder, ruhiger, mehr das Urteil eines uninteressierten Zuschauers. Es ist beinahe überflüssig, den Titel des Buches noch besonders hinzuzufügen: **Geschichte der französischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert.** Von Hermann Hettner. Vierte verbesserte Auflage. (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.)

Von Lübkes „Geschichte der Plastik" geht uns eine Fortsetzung zu: **Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Von W. Lübke. Dritte verbesserte Auflage. (Leipzig, E. A. Seemann.) Das Buch hat in seiner neuen Auflage die ihm eigentümlichen Vorzüge einer außerordentlich klaren, aus vollständiger Herrschaft über den Stoff entspringenden Darstellung des gesamten Thatbestandes der heutigen Kenntnis nicht nur erhalten, sondern vermehrt, und es liegt nunmehr mit der elften Lieferung abgeschlossen vor uns. Durch seine Illustrationen und die vorzügliche Ausstattung ist es zugleich ein Schmuck jeder Bibliothek.

Ebenso ist in rüstigem Fortschritt begriffen die **Geschichte der Malerei** von Alfred Woltmann. (Leipzig, E. A. Seemann.) Wir freuen uns, daß trotz des Todes von Woltmann das Unternehmen gleichmäßig voranschreitet; die vorliegenden Lieferungen behandeln die Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Fortsetzung einer anderen Arbeit führt in die ältesten ägyptischen Zeiten: **Aus Ägyptens Vorzeit.** Von F. Lauth. Drittes bis fünftes Heft: „Das mittlere Reich." (Berlin, A. Hoffmann & Comp.) Die Geschichte, die hier geboten wird, hält sich streng an den chronologischen Faden, welcher denn freilich der wissenschaftlichen Bestreitung noch lange ausgesetzt bleiben wird. Sie schließt mit dem vorliegenden fünften Hefte.

Ein Versuch, die Grundgedanken der neueren Anthropologie auf das Studium der althebräischen Religion anzuwenden, liegt vor in: **Der Seelenkult.** Von Julius Lippert. (Berlin, A. Hoffmann & Comp.) Der Verfasser versucht eine der ältesten Kulturthatsachen, den Seelenkult, nachzuweisen in der althebräischen Religion, und zwar betrachtet er den Javekultus als einen solchen Seelenkult, ohne daß es ihm doch gelänge, für diese paradoxe Ansicht zutreffende Beweise zu liefern.

* * *

Nicht wenigen unserer Leser wird es in hohem Grade erwünscht sein, die „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“ von Karl Braun zusammengestellt zu finden, von denen einige seiner Zeit auch in diesen Blättern erschienen sind. Als diese Bilder zuerst hervortraten, wirkten sie als eine neue Entdeckung. Wohl war über das Leben der Kleinstaaten pro und kontra mannigfach gesprochen worden, hier aber erschien jemand, der dies alles erlebt und der mit einem außerordentlichen Talent, Menschen hinzustellen, Ereignisse zu schildern, ausgestattet war. So sind diese Darstellungen ein höchst wichtiger Beitrag für eine künftige Geschichte, die nicht aus diplomatischen Akten, sondern aus der Wirklichkeit der Einzelinteressen schöpfen will und zeigen, wie den Menschen in Zuständen einer nunmehr vergangenen Zeit zu Mute war. Es ist die dritte Auflage, in der das Buch heute vor uns liegt: **Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.** Von Karl Braun-Wiesbaden. (Hannover, Karl Rümpler.) Manches ist ausgemerzt, was ein mehr vorübergehendes Interesse hatte, Neues hinzugetreten, das Ganze ist eine ungewöhnlich fesselnde Lektüre; der Humor, die Unmittelbarkeit des Erblickens, die echt süddeutsche Freude am Leben, welche durch diese Schilderungen gehen, werden jeden Leser festhalten, der eins dieser Bändchen zur Hand nimmt.

Einer unserer verdientesten Staatsrechtslehrer, Bluntschli, hatte den glücklichen Gedanken, unser deutsches Staatswesen den Gebildeten unseres Volkes zugänglich zu machen: **Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt.** Von J. K. Bluntschli. (Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.) Das Werk erscheint bereits in zweiter Auflage. Der Verfasser hatte den Vorteil, auf der wissenschaftlichen Darstellung seines mehrbändigen Werkes: „Lehre vom modernen Staat“, diese für weitere Kreise bestimmte Darlegung aufbauen zu können. Er hatte recht, daß es an einer ernsten politischen Bildung in Deutschland in hohem Grade fehlt. Zeitungslektüre ist nicht im stande, eine solche Lücke auszufüllen, ja ihr Überwuchern verschuldet nicht zum wenigsten den Mangel eindringender politischer Lektüre. Das vorliegende Buch entspricht dem schönen Zweck, den es sich gestellt hat, sehr wohl.

Bei dieser Gelegenheit sei denn auch noch eine andere Schrift desselben Verfassers hier erwähnt, welche nicht ohne Zusammenhang mit den politischen Fragen ist, wenn auch eine lange Zeit hindurch von einer abstrakten Politik ein solcher Zusammenhang geleugnet wurde: **Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit.** Von J. K. Bluntschli. (Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.)

Sehr weite Ziele steckt sich eine Schrift, welche in England Aufsehen gemacht und deren Übertragung bei uns in Lieferungen erscheint: **Fortschritt und Armut.** Von Henry George. Deutsch von Gütschow. (Berlin, Elwin Staude.) Die Richtung der Schrift ist radikal. Der Verfasser findet das einzige Heilmittel der socialen Schäden in der Aufhebung des Privatgrundbesitzes. Das Heilmittel ist in der That gründlich; die Vernichtung desjenigen Standes, von welchem aus ruhiges Behagen und Naturkraft sich über die ganze Gesellschaft ergießen, läßt wenig zur Zerstörung übrig.

Eine **Sammlung von Vorträgen**, welche Frommel in Heidelberg und Pfaff herausgeben, beabsichtigt offenbar, im Gegensatz zu der von Holtzendorff geleiteten Sammlung in einem mehr konservativen Sinne wirksam zu sein. Sie erscheint im Verlage der C. Winter'schen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. — Eine ausgesprochen kirchliche Richtung verfolgen Hefte, welche unter dem Titel **Zeitfragen des christlichen Volkslebens** im Verlage von Gebr. Henninger in Heilbronn herausgegeben und von Geffken in Straßburg redigiert werden, denn der biedere, auf dem Titelblatt genannte Herausgeber ist seitdem gestorben.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Lütin und Lütine.

Erzählung aus dem Bearn

von

Claire v. Glümer.

II.



Zuerst kamen die Pflegeeltern ankutschiert; beide in ihren besten Kleidern, aber durchaus nicht in bester Stimmung. Nachdem Jeannette den Herrn Pfarrer ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, schickte sie sich an, der Lütine, die noch immer auf dem Sofa der Studierstube lag, ihre Meinung zu sagen; der hochwürdige Herr fiel ihr ins Wort:

„Die Kleine bittet herzlich um Verzeihung, und auch ich bitte, ihr dieselbe für diesmal zu gewähren," sagte er laut, und leise fügte er hinzu: „Sie hat Fieber, wir müssen sie schonen; überhaupt scheint das kleine Geschöpf von zarter, eigentümlicher Natur zu sein."

„Zart — die Lütine!" rief Jeannette. „O Herr Pfarrer, drei Knaben will ich lieber in Respekt und Ordnung halten als dies Mädchen. Aus dem Dachkammerfenster ist sie geklettert, am Weinspalier hinunter, und ist in aller Nachtzeit bis hierher gelaufen ... dazu hätte ich nicht den Mut! ... Nein, Herr Pfarrer, zart ist die nicht."

„Und doch, und doch!" sagte der alte Herr. „Es scheint mir, daß sie einen ungewöhnlich starken Willen hat, im übrigen ist sie aber feiner, kleiner und erregbarer als andere Kinder ihres Alters; ich schätze sie auf sieben Jahre ..."

„Neun, Herr Pfarrer; seit Sankt Mamertus neun Jahre," fiel Jeannette ein; „aber unverständig wie eine Fünfjährige und, wie ich schon sagte, nicht zur Ordnung zu bringen. Was mir das Kind schon für Verdruß gemacht hat, ist nicht zu glauben ... Jean, du weißt es," fügte sie zu ihrem Manne gewendet hinzu, der dem Kinde ein paar freundliche Worte gesagt hatte und jetzt hervortrat.

„Freilich, freilich, viel Not hat sie uns gemacht," bestätigte er; „aber trotzdem ist sie ein gutes, kleines Ding, weiß nichts von Bosheit und hat in ihrem ganzen Leben kein unwahres Wort gesagt."

Der Pfarrer nickte zufrieden vor sich hin; Jeannettes Gesicht verfinsterte sich.

„Auf die Manier wird der Herr Pfarrer nicht verstehen, um was wir ihn bitten wollten," begann sie vorwurfsvoll. Marianotte unterbrach sie mit der Einladung, ein kleines Frühstück anzunehmen. Der Pfarrer führte seine Gäste in die Küche, setzte sich mit ihnen an den Tisch, sprach den Segen und ließ sich während des Essens über die Familienverhältnisse der Lütine von Jeannette Bericht erstatten. Sie schloß mit der Versicherung, daß sie das Kind nach diesem letzten Streiche unter keiner Bedingung behalten würde, und bat den Pfarrer, das in ihrem und Jeans Namen Monsieur Lepoirier mitzuteilen.

„Es ist nicht nur um unseretwillen, Herr Pfarrer," schaltete Jean in seiner gutmütigen Weise ein; „die Kleine soll sich doch, wenn sie erwachsen ist, wie eine Demoiselle zu benehmen wissen. Bei uns kann sie das nicht lernen ..."

„Sie lernt überhaupt nichts," fiel ihm Jeannette ins Wort; „und kurz und gut, behalten will ich sie nicht länger, und als heute Ihr Bote kam, Herr Pfarrer, dachte ich mir, daß Sie vielleicht die Gütigkeit haben würden, Monsieur Lepoirier an seine Pflichten zu erinnern."

„Gewiß, meine liebe Madame Caduchon, den Brief wollte ich wohl schreiben," antwortete der alte Herr; „es scheint mir nur, als wäre das eigentlich die Aufgabe Ihres Seelsorgers, meines Herrn Amtsbruders von Arressi."

Jeannette schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das geht nicht!" rief sie eifrig. „Man hat doch seine Ehre und möchte nicht in die Mäuler der Leute kommen. Unser Herr Pfarrer, allen Respekt, gegen den ist nichts zu sagen — aber unsere Pfarrköchin . . . die ist die schlimmste Zunge im Lande von Pau. Wenn die hört — noch weiß es keine Seele — daß die Lütine nachts aus dem Fenster gestiegen und fortgelaufen ist ... die Vögel auf den Bäumen würden davon singen, ehe nur die Sonne untergeht. Nein, Herr Pfarrer, wenn Sie uns nicht helfen wollen ..."

„Ich sage durchaus nicht, daß ich das nicht will," fiel der Pfarrer ein, dem Jeannette mehr und mehr mißfiel. „Im Gegenteil — sobald Sie sich aus irgend einem Grunde nicht an meinen Herrn Amtsbruder wenden mögen, erscheint es mir als Pflicht, den Brief zu schreiben. Geben Sie mir die genaue Adresse des Vaters, lieber Herr Caduchon, ich schreibe heute noch."

Jeannette bedankte sich, aber so recht von Herzen kam es ihr nicht. Es war doch eigentlich kränkend, daß der Herr Pfarrer nicht versuchte, sie umzustimmen, und überdies machte die alte Marianotte ein Gesicht wie „Karneval am Aschermittwoch". Mit Unbehagen trieb Jeannette zum Aufbruch. Sie hatte Decken und Kissen mitgebracht, um der Lütine auf dem Wagen ein Lager zu bereiten; der Pfarrer war jedoch zweifelhaft, ob er sie fortlassen sollte, und als er zu ihr trat, ihr den Puls zu fühlen, und sie, mit traurigen Augen zu ihm aufsehend, leise klagte: „Nun ist der Lütin doch nicht zu mir gekommen!" beschloß er, das Seinige zu thun, um sie hier zu behalten.

Vor allem zog er Marianotte beiseite.

„Das Fieber der Kleinen ist stärker geworden," sagte er; „und daß die Fahrt ihrem Fuße nicht gut thun wird, ist gewiß. Was meinst du, könnten wir sie nicht ein paar Tage hier behalten? Ich glaube," fügte er diplomatisch hinzu, „daß sie sich in deiner Pflege besser befinden wird als bei dieser Frau, die offenbar kein Herz für sie hat."

Das hatte Marianotte auch nicht, aber sie wollte sich benehmen, als ob sie's hätte, und erklärte sich bereit, nach Kräften für die kleine Kranke zu sorgen. Sie wollte beweisen, was eine Pfarrköchin sein kann.

Jeannette war sogleich einverstanden, und als Jean Schwierigkeiten machte, zog sie ihn beiseite.

„Sei doch nur dies einzige Mal verständig," sagte sie; „auf diese Weise kommen wir ja aus aller Verlegenheit. Kei-

ner weiß, ob wir nicht heute morgen mit der Lütine fortgefahren sind, und wenn ich erzähle, wir hätten sie zu dem Herrn Pfarrer von Coarasse gebracht, einem Freunde von Herrn Lepoirier, der es übernommen, eine Pension für sie zu suchen, so wird das jeder glaublich finden."

Jean hätte allerlei dagegen einwenden mögen, aber wie so oft fand er auch heute die rechten Worte nicht. Es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen und ohne die Lütine heimzukehren.

Sie war gern zurückgeblieben, und in der ungewohnten Stille, die sie hier umgab, wurde ihr zu Mute, als erlebte sie eins ihrer Märchen. Leise hantierte Marianotte in der Küche, leise kritzelte des Pfarrers Feder, der an Monsieur Lepoirier schrieb, leise summten die Bienen in dem sonnendurchleuchteten Wein- und Geißblattgeranke am offenen Fenster, und jeder Lufthauch, der die weißen Vorhänge bewegte, trug den Duft der Sommerblumen ins Zimmer. Es war „schön wie hundert Sonntage", hätte sie es nur mit dem Lütin teilen können!

Der kam denn auch am folgenden Tage, aber lag es an der Stille des Pfarrhauses, oder an dem Ab- und Zugehen des alten Herrn, oder an der Unbeweglichkeit Lütines, deren Fuß noch immer kühlender Umschläge bedurfte, oder wirkte Onkel Pierrines Meinung, daß es für einen Jungen seines Alters unpassend sei, sich mit kleinen Mädchen abzugeben — er war steif, beinah unfreundlich, ließ seinen Stuhl drei Schritte weit von Lütinens Lager stehen, fand es „dumm", daß sie ihm nachgelaufen war, und erklärte wie Onkel Pierrine am Johannisabend: in der Sägemühle könne man nur Männer mit richtigen Knochen gebrauchen. „Daß du so zerbrechlich bist, habe ich nicht gewußt," fügte er mit einer Verachtung hinzu, die Lütine empörte.

Hätte sie geweint oder ihn auch nur mit ihren „beweglichen Augen" angesehen, so hätte vielleicht die Gewöhnung der Kinderzeit gesiegt. Statt dessen steifte sie sich auf, und als sich Lütin für das Brausen des Waldbachs, das Rauschen des Rades, das Klirren und Ächzen der großen Säge begeisterte, erklärte sie: das stille Pfarrhaus mit dem Blumengarten vor den Fenstern wäre ihr lieber.

„Natürlich!" rief der Lütin mit zornig aufflammenden Augen. „Du bist ja eigentlich eine Demoiselle. Onkel Pierrine sagt, du würdest dich wie alle deinesgleichen darauf besinnen, wenn du groß wärest, aber du fängst jetzt schon damit an."

„Das muß ich auch!" antwortete sie scheinbar hochmütig, innerlich aber sehr kleinlaut. „Der Herr Pfarrer sagt, daß ich es muß und daß ich nicht mehr ohne Schuhe und Strümpfe herumlaufen darf — und nicht mehr Schmuggler oder Räuber spielen —"

„Möchte wissen, was du mit dir anfangen sollst — still sitzen kannst du doch nicht!" rief Lütin.

„Warum denn nicht — wenn ich es will!" rief sie dagegen. „Und ich werde wollen — und werde eine Menge Dinge lernen, von denen ich jetzt nichts weiß ..."

„Und die auch gar nichts nützen!" fiel ihr Lütin ins Wort. „Onkel Pierrine sagt: eine richtige Demoiselle stickt das Blaue vom Himmel herunter und spielt auf dem Klavier — als ob es keine Musikanten gäbe — aber eine Kohlsuppe kochen kann sie ebensowenig wie unsereins Messe lesen."

„Was du nur immer von deinem Onkel Pierrine zu reden hast!" rief Lütine gereizt. „Ich mag ihn gar nicht leiden, deinen Onkel Pierrine."

Lütin gab lachend zur Antwort: der würde sich daraus herzlich wenig machen, denn er könnte alle Frauenzimmer, jung wie alt, nicht ausstehen, am wenigsten aber die kleinen Mädchen, weil sie allesamt Heulliesen wären, was Lütine für eine dumme Behauptung erklärte, denn Onkel Pierrine hätte von ihr nie eine Thräne gesehen.

„Ich vielleicht auch nicht?" rief der Lütin, und aus weiter Ferne stieg eine herzbeklemmende Erinnerung in ihm auf; aber Lütine verscheuchte sie wieder.

„Damals war ich ein dummes, kleines Ding, wie du auch mal gewesen bist," sagte sie schnippisch. „Jetzt aber ..."

„Jetzt aber bist du eine Demoiselle!" fiel er ein und strich mit spöttischem Auflachen die Löckchen von der Stirn.

So drehten sie sich im Kreise, fanden selbst beim Abschied kein warmes Wort, obwohl er ihnen beiden weh that, und mit aller Willenskraft drängte Lütine ihre Thränen zurück.

Aber auch vor sich selbst schämte sie sich ihrer Sehnsucht und wendete, um ihr zu entfliehen, Gedanken und Wünsche der großen Aufgabe zu, eine Demoiselle zu werden. Marianotte mußte ihr immer wieder erklären, was dazu gehört. Sie hatte ihre Laufbahn als Stubenmädchen einer Doktorsfrau begonnen, war also durchaus kompetent in der Sache, und söhnte sich mehr und mehr mit der Kleinen aus, die nicht müde wurde, ihrer Weisheit zu lauschen.

Und dann schrieb Monsieur Lepoirier — zu kommen war ihm nicht möglich, und ebensowenig konnte er seine Tochter nach Paris bringen lassen —: in seinem Hause würde sie weder Pflege noch Erziehung finden und die dortigen Pensionate wären zu teuer. Vielleicht hatte der Herr Pfarrer die Güte, sich des mutterlosen Kindes auch ferner anzunehmen; wußte vielleicht in Pau oder Umgegend ein passendes Unterkommen für die Kleine. Monsieur Lepoirier hatte an das Kloster gedacht, in dem des Kindes Mutter erzogen war — was meinte der Herr Pfarrer dazu?

Der Herr Pfarrer hätte selbst nichts Besseres zu raten gewußt, erklärte sich bereit, die Verhandlungen mit der Oberin zu führen, brachte sie zum guten Ende, ließ durch Marianotte die bescheidene Aussteuer für Lütine besorgen und fuhr mit nach Pau, das Kind in seinen neuen Lebenskreis einzuführen.

Unterwegs sprachen sie in Arreſſi vor. Lütine sollte sich in aller Form bei den Pflegeeltern verabschieden und bedanken. Vater Jean war leider nicht zu Haus, aber Großmutter Jeanneton kam mit einem Freudengeschrei an den Wagen gestürzt, hob Lütine herunter und hatte so viel zu fragen, daß niemand antworten konnte. Auch Jeannette war freundlich. Monsieur Lepoirier hatte einen schönen Dankbrief geschrieben und das übliche Geschenk beigefügt. Aber trotz des freundlichen Empfangs und obwohl in Haus und Hof und Garten — bis auf die Abwesenheit des Lütin — alles beim alten war, hatte Lütine das Gefühl, als wäre sie schon ewig lange fortgewesen und gehöre nicht mehr hierher. Die Kinder standen in der Ferne, nur ihre Milchschwester Jeanne erkühnte sich, den Ärmel ihres blauen Kattunkleidchens zu streicheln.

„Du hast es gut," sagte sie dabei; „du bist nun eine Demoiselle."

Lütine antwortete nicht; wenn sie ein Wort gesagt hätte, wäre sie in Thränen ausgebrochen, so seltsam bange wurde ihr plötzlich vor diesem Demoiselle-sein. Was war es denn damit? — Der Herr Pfarrer sprach davon wie von einer Pflicht, Lütin beinahe wie von einer Schande, Jeanne wie von einem Vorzug — was war es damit und würde sie es je erreichen können?

* * *

Jahre waren vergangen, und wieder war Sankt Johannis, und bei Cadnchons sah es so blank und festlich aus wie nur je. Selbst Mutter Jeannette prangte, schon als sie die Broyo zum Frühstück anrichtete, im vollen Sonntagsstaate, um zur Messe zu gehen, und als sich die Hausgenossen eben zu Tisch setzen wollten, klang ein lautes: „Guten Tag, Großmutter, Mutter und alle miteinander!" von der Thür her, und herein stolzierte, in seinen neuen Kleidern wie ein Stadtherr anzusehen, der Antoine, der von Nay herüberkam, wo er sich als Knecht vermietet hatte. Vater und Geschwister umringten ihn; das Händeschütteln, Fragen und Berichten wollte kein Ende nehmen.

„Nun fehlt nur der Lütin," sagte Jean-

nette, als sie sich um den Frühstückstisch gereiht hatten.

„Und die Lütine," fügte Vater Jean in Gedanken hinzu. Er hatte sie lieber als die früheren Pflegekinder seiner Frau, vielleicht weil sie so gut wie verwaist war. Monsieur Lepoirier kümmerte sich noch immer nicht weiter um sie, als daß er für pünktliche Bezahlung des Klosterkostgeldes sorgte. Mit ihren Herzensansprüchen blieb Lütine an die alte Heimat verwiesen; ein Besuch in Arressi war ihre beste Freude.

Häufig wurde ihr dieselbe nicht zu teil; allein durfte sie den Weg nicht machen, und an Sonn- und Festtagen fand sich selten ein Schutz für sie. Diesmal aber hatte Jean eine alte Base eingeladen, mit der Lütine zum Johannisfest nach Arressi zu kommen und bis zum nächsten Morgen draußen zu bleiben. Die Kleine, wie er Lütine noch immer nannte, sollte einmal wieder das Johannisfeuer sehen. Er hatte dies heimlich angestellt, um den Seinigen eine Überraschung zu bereiten — warum kamen die Erwarteten nun nicht?

Es läutete zur Kirche. Vater Jean zögerte, solange er konnte, aber Jeannette wurde so ungeduldig, daß es endlich nicht mehr anging. Er verschloß die Hausthür und legte den Schlüssel in das gewohnte Versteck, ein Mauerloch im Holzschuppen; darauf besann sich die Lütine wohl, wenn sie überhaupt noch kam. Blieb sie aus, so wollte er von der beabsichtigten Überraschung nicht erst reden, um Jeannette den Tag nicht zu verderben, denn sicherlich fehlten ihr wie ihm die beiden Namenstagskinder gerade heute mehr als je.

Während Vater Jean in diesen Gedanken zur Kirche schritt, wanderte schon seit Stunden der Lütin vom Gebirge her Arressi zu. Den modischen Neuerungen zum Trotz, die den Landbewohner zum schlechtgekleideten Städter machen, trug er die alte, bequeme Tracht der Bearner: braune Kniehose, lange gleichfarbige Gamaschen, feste Lederschuhe, eine rote Schärpe mit langen befransten Enden um die Hüften und ein rotes Barett; unter dem blendend weißen Hemdkragen von derber Leinwand lag ein buntseidenes Halstuch mit langen Zipfeln; die braune Jacke hing lose über der rechten Schulter. Groß und kräftig war der Lütin geworden, sonst hatte er sich wenig verändert. Das krause Haar fiel ihm noch immer bis auf die Augen, die mit dem alten Freimut aus dem braunen Gesicht hervorblitzten. Auch zahmer schien er nicht geworden zu sein; anstatt der Fahrstraße zu folgen, ging er geradezu seinem Ziel entgegen, mitten durch Walddickicht und Heide; sprang, den Bergstock einstemmend, schroffe, steinige Abhänge hinunter; überschritt den Gave, von Felsstück zu Felsstück springend, als ob es nicht eine Viertelstunde weiter unten die schöne Brücke von Clarac gegeben hätte. Selbst, als es im Thale weiter ging, blieb er nicht auf gebahnten Wegen, sondern folgte hier einem schmalen Feldrain, schwang sich dort über eine Hecke und durchschritt, keiner Warnungstafel achtend, jede Wein- oder Kastanienpflanzung, die ihm auch nur den kleinsten Umweg bereitet hätte. Dabei sang er mit den Lerchen um die Wette, Liebeslieder, Weihnachtslieder, Tanzlieder, alles in lustigem Dur. Daß für ihn Leben und Freude gleichbedeutend waren, sah man ihm an; aber heute war noch eine besondere Fröhlichkeit in ihm. So heimisch er sich in der Sägemühle fühlte, eine Freude war es doch immer, Eltern und Geschwister zu sehen und seine Kraft und Geschicklichkeit vor den alten Kameraden zu zeigen.

„Bagnères, Bagnères,
Séjour de plaisir et d'amour,
Patrie chérie,
Me voici de retour!"

klang es ihm jubelnd aus Mund und Herzen, als er, um eine Hecke biegend, die großen Nußbäume von Arressi erblickte.

Im nächsten Augenblick aber stand er still und nahm das Barett vom Kopfe — die Prozession kam daher. Die Kirchenfahnen wehten über den Maisfeldern, der silberne Christus am schwarzen Kreuze blitzte im Sonnenschein, blaue Wölkchen stiegen aus den Rauchfässern, näher und

näher klang das Singen der Gemeinde. Ob er sich anschließen sollte? Aber vielleicht störte er die Andacht — überdies war ihm das feierlich langsame Dahinschreiten eine Qual, lieber zu Haus auf die Seinigen warten — lange ausbleiben konnten sie nicht mehr. Im Geiste hörte er den frohen Aufschrei der Mutter und Großmutter und des Vaters herzliches: „Junge, sieht man dich auch einmal!“ — Auf altbekannten Feld- und Wiesenwegen eilte er dem Vaterhause zu, ohne den Wallfahrern zu begegnen oder die Dorfstraße zu berühren.

Hatten ihn seine sonst so scharfen Augen getäuscht? er glaubte doch in der Prozession alle Glieder der Familie, von der Großmutter bis zum „Kleinen“, erkannt zu haben — und doch stand die Hausthür offen. Neugierig, wen er finden würde, schlich er heran, beschwichtigte den Spitz, der mit Freudengebell an ihm aufsprang, und sah ins Fenster.

Am Feuer kniete ein Mädchen, fast noch ein Kind. Die schweren, am Hinterkopfe aufgesteckten Zöpfe schimmerten wie blasses Gold im Sonnenschein.

„Lütine!“ schrie der junge Mann; ein Freudenruf antwortete ihm, und im nächsten Moment standen sie sich gegenüber; er hatte ihre beiden Hände gefaßt und sah ihr mit leuchtendem Blick in die Augen.

„Lütine!“ rief er wieder; „kleine Lütine, wie freue ich mich, dich zu sehen — ich wußte nicht, daß du hier bist.“

„Bin auch eben erst gekommen,“ antwortete sie in alter Weise, das Köpfchen auf die Seite legend. „Base Cathin hat mich aus dem Kloster abgeholt; unterwegs hat sie ihre Migräne bekommen und ist bei der Müllerin von Bizanos eingekehrt. Ich habe aber so lange gebeten, bis sie mir erlaubt hat, allein hierher zu gehen — und da bin ich!“

„Da bist du!“ rief er. „Aber wie siehst du denn aus?“ fügte er lachend hinzu, während er sie, ihre beiden Hände noch immer festhaltend, vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

Ein seltsamer Anblick war es, den sie bot. Das üppige blonde Haar war nach städtischer Mode geordnet; ein kurzes braunes Röckchen, wie es sonst die Bearner Bauernmädchen trugen, umschloß die zarte Gestalt; das bunte, über der Brust gekreuzte Tuch, die blaue Leinwandschürze waren ebenfalls ländlich; aber ihre Füße, die zierlichsten, die der Lütin je gesehen hatte, steckten in den dummen Absatzstiefelchen einer Städterin. Lütine errötete und machte ihre Hände frei.

„Es ist ein alter Anzug deiner Schwester,“ sagte sie; „Jeanne ist längst herausgewachsen; mir war er noch im letzten Karneval zu groß — ich zog ihn damals an, um mich zu verkleiden. Jetzt aber paßt er mir, nicht wahr?“ Mit diesen Worten drehte sie sich fröhlich lachend um sich selbst, stieß plötzlich einen kleinen Schrei aus und eilte ans Feuer, wo die Suppe zischend überkochte. Lütin ging ihr nach.

„Laß mich helfen!“ bat er, sich zu ihr niederbeugend; sie streckte abwehrend die Hand aus.

„Nein, nein, ich verstehe doch wohl mehr vom Kohlsuppekochen als du vom Messelesen!“ rief sie neckisch, und indem sie den Deckel abnahm und das Feuer durch Ascheaufschütten dämpfte, fuhr sie fort: „Es war gut, daß ich herkam. Die Suppe kochte nicht mehr, das Feuer war beinahe ausgegangen. Aber mein weißes Kleid paßte nicht für eine Köchin — ich habe mich rasch umgezogen und will nun alles soviel als möglich fertig machen: den Tisch decken, Salat schneiden — du könntest Wein heraufholen, willst du?“

Er war zu allem erbötig; aber zerstreut und ungeschickt schien er geworden, war im Begriff, mit der grünen Essigflasche in den Keller zu gehen, und als sie ihm die weiße, weithalsige Literflasche einhändigte, hätte er sie beinahe fallen lassen.

„Wirst du denn roten Wein von weißem unterscheiden können? Vater Jean trinkt nur roten,“ sagte sie in der übermütigen Weise, für die er sie als Kind so oft geschüttelt hatte. Schade, daß er das nicht mehr thun durfte! Das zierlich aufge-

steckte Haar, die kleinen Stiefelchen erinnerten ihn, daß es nicht mehr war wie sonst.

Aber als er, aus dem Keller zurückkehrend, Lütine so flink und sicher hantieren sah, als ob sie ein gewohntes Tagewerk verrichtete, und als aus allem, was sie sagte — sie hatte vom ersten Augenblick an im Bearner Dialekt gesprochen — der Kindersinn und Kinderton von ehemals hervorklang, vergaß er die Mahnung, und seine lange Trennung von ihr erschien ihm wie ein Unrecht, das — er wußte nicht von wem — an ihnen beiden begangen war. Und sie — hatte sie gar kein Verlangen gehabt, ihn wiederzusehen?

„Warum kommst du so selten hierher, Lütine?" fragte er vorwurfsvoll; „wir haben uns in Jahren und Jahren nicht guten Tag gesagt."

„Ja, warum kommst du nicht?" fragte sie zurück. „Ich bin im Karneval hier gewesen und hatte darauf gerechnet, mit dir zu tanzen. Auch ins Kloster hättest du wohl einmal kommen können."

Lütin schüttelte den Kopf.

„Oh que nenni!" rief er. „Ich bin ja früher mal dort gewesen ... aber das war schrecklich! Wohin man sich wendete, überall stieß man entweder auf ein Rudel kleiner, schnippischer Demoisellеs, die einem ins Gesicht lachten, oder auf eine spitznasige Nonne, die aussah, als ob sie gleich loszanken wollte. Nenni, nenni, hier müssen wir uns sehen — hierher gehörst du — eine Demoiselle bist du ja doch, Gott sei's gedankt, nicht geworden."

„Meinst du ... was weißt du davon!" rief sie, das Köpfchen zurückwerfend, und ehe er antworten konnte, erklang es wie in alter, lieber Zeit: „Der Lütin und die Lütine!" Eltern, Großmutter und Geschwister umringten die beiden, und Vater Jean rieb sich vergnügt die Hände und versicherte: „Das ist doch mal ein Johannisfest!"

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; das erfuhren Lütin und Lütine.

Das Mittagsmahl verlief noch in ungetrübter Heiterkeit. Die Verkleidung der Lütine gab zu allerlei Scherzreden Anlaß, und wie viel hatten Lütin und Antoine zu erzählen! Wie die Stadtleute blieb man heute stundenlang am Tische sitzen.

Endlich mahnte Mutter Jeannette, den Kindereien ein Ende zu machen und sich zum Kirchgange zu rüsten. Es mußte gleich zur Vesper läuten. Vater Jean meinte zwar, sie alle hätten durch große Messe und Prozession dem heiligen Johannes genug gethan, aber er wurde überstimmt. Lütine war nur in der Frühmesse, Lütin gar nicht in der Kirche gewesen, und warum hätte sich Jeannette den Triumph entgehen lassen sollen, ihren Lütin, den schönsten Burschen im Lande Pau, einmal wieder der versammelten Gemeinde vorzuführen? Die übrigen mußten gleichsam als sein Gefolge mit, auch die Lütine, die mit Jeanne in ihr ehemaliges Kämmerchen hinaufstieg, sich wieder in ihre Pensionskleidung zu hüllen.

Wie verwandelt kam sie zurück; der Lütin traute seinen Augen nicht und konnte den Blick nicht von ihr abwenden, während sie zwischen seiner Mutter und Schwester vor ihm her nach der Kirche ging.

Sie sah viel größer aus in dem weißen Kleide, dessen Saum auf dem Grase des Angers hinschleifte, und wie schlank und biegsam war ihre Gestalt — sie erinnerte ihn an die junge Birke, in deren säuselndes Gezweig er von seinem Kammerfenster hineinsah. Und wie sie den Kopf trug; wie die blonden Flechten unter dem blaubebänderten Strohhütchen vorquollen, wie die Enden ihrer blauen Schärpe im Winde flatterten und wie sie den Bekannten zunickte und ihnen ein fröhliches Adichat zurief — es war alles anders als bei anderen.

Auch in der Kirche, wo er ihr gegenüber kniete, sah er nur sie, dachte nur an sie und hätte ihr tausenderlei sagen mögen. Aber als endlich das Amen gesprochen war und er aufatmend dicht hinter ihr das Gotteshaus verließ, stand ihm eine neue Geduldsprobe bevor. Geradezu unerträglich war es, wie sie umringt und

begrüßt wurde. Mit Gewalt mußte er sich zurückhalten, daß er nicht die Hand ausstreckte, um sie fortzuziehen, und welche Antworten er den Kameraden gab, wußte er selber nicht.

Plötzlich hieß es: „Tanzen! tanzen!" Eine Stimme begann das Tanzlied:

„Los hillotos qué soun d'Orthez
Soun bèros et poumpousos!"
(Die Mädchen, die von Orthez sind,
Sind wunderschön und prächtig!)

Zehn andere fielen ein:

„Que s'en ban à mille pous,
Entau bener d'escarbous."
(Sie ziehn zu tausend Brücken aus
Und bieten ihre Kohlen aus.)

Und ehe die Strophe zu Ende war, hatten sich die Paare zusammengefunden und eilten dem Tanzplatze unter den Nußbäumen zu.

Der Lütin war schnell an Lütine herangetreten.

„Komm!" sagte er einfach, indem er ihr die Hand zustreckte; sie aber machte ihm den schönsten Tanzstundenknix — er sollte einsehen, daß sie eine Demoiselle zu sein verstand — und reichte ihm nur die Spitzen ihrer Finger, die noch dazu in Handschuhen steckten. Aber der Lütin nahm die ganze Hand.

„Ich will schon acht geben, daß ich sie nicht zerdrücke," sagte er; „kannst du noch laufen?"

Mit diesen Worten setzte er sich in Trab, und wohl oder übel, sie mußte mit. Alle anderen überholend, kamen sie zuerst unter den Nußbäumen an.

Schon während des Laufens hatte Lütine versucht, sich loszumachen, jetzt entriß sie ihm die Hand.

„Was fällt dir ein, ich bin kein Kind mehr!" rief sie.

„Kein Kind mehr! — oho, was denn, kleine Lütine?" gab er lachend zur Antwort; aber es klang mehr Verlegenheit als Übermut daraus hervor, und als er ihr dabei in die zornig blitzenden Augen sah, kam es wie ein Schrecken über ihn, daß sie recht hatte. „Kein Kind mehr!" wiederholte er, und wie im Zorn über die Empfindung, die er dabei hatte, fügte er spöttisch hinzu: „Ehre dem Ehre gebührt, ich werde Sie fortan Mademoiselle Lepoirier nennen. Mademoiselle," hier machte er eine Art Kratzfuß, „wir müssen antreten."

Sie lachte ihm ins Gesicht. „Monsieur Cadudhon!" sagte sie und machte wieder ihre schreckliche Verbeugung; aber plötzlich fügte sie, die Hände kreuzend, hinzu:

„Eben fällt mir ein, ich darf gar nicht tanzen... Nur zum Karneval haben wir Erlaubnis ..."

„Lütin! Lütin!" riefen die Kameraden, und „Los hillotos qué soun d'Orthez," stimmten die Nichttanzenden an. Sollte er unter allen diesen aufmerkenden Augen eine Abweisung hinnehmen? — unmöglich!

„Nichts da — heute ist mehr als Karneval, dein und mein Namenstag!" rief der Lütin, die Hand der Lütine erfassend, und ehe sie sich's versah, war sie mitten im Reigen und „ging" ihren Contretanz, als ob sie Flügel an den Sohlen hätte.

Das fand nicht der Lütin allein. Jean Vidal, der Bäckerssohn, der in Pau bei dem Epicier Pierrot in der Lehre stand, war ebenfalls zum Johannisfest gekommen und der Sohn seines Prinzipals hatte ihn zu begleiten geruht.

Monsieur Pierrot junior, Gustave oder Güß, wie ihn seine Intimen nannten, war ein junger Greis von dreißig Jahren, hatte in Paris sein Leben genossen, war jetzt aber im Begriff, sich — wie der Kunstausdruck lautet — zu rangieren und zu etablieren, wozu ihm eine Frau mit entsprechendem Vermögen helfen sollte. Auf dringendes Bitten Jeannot Vidals, der sein Ideal in ihm verkörpert fand, war er mit nach Arressi gekommen. Warum auch nicht? Langweilig war es überall in der Provinz, und Gesellschaft, die ihm genügte, gab es in Pau so wenig wie hier. So stand er in einsamer Größe inmitten der trivialen Menge, wie immer nach der neuesten Mode gekleidet, klemmte sein Monocle ins Auge, schlug mit dem feinen Stöckchen an seine Stiefelabsätze und seine Miene sagte deutlich, daß ihm alles, was

hier vorging, zu verächtlich war, um auch nur darüber zu lächeln — er hätte höchstens darüber gähnen können.

Plötzlich fiel sein Blick auf Lütine. Eigentümliche Erscheinung — wirklich, höchst eigentümlich! — Er ließ das Monocle fallen, um mit beiden Augen sehen zu können, und starrte das junge Mädchen an. Hellblondes Haar, große dunkelbraune Augen, das feine weiße Gesichtchen rosig angehaucht — und welche Grazie in jeder Bewegung, und wie elegant sie aussah, obwohl sie nicht einmal eine Krinoline trug.

„Wer ist die junge Dame?" fragte er, nachlässig mit dem Stöckchen auf sie deutend. Jeannot Vidal gab Auskunft — er hatte zu ihren früheren Spielkameraden gehört — und Monsieur Güß geruhte zu lächeln, als er ihren Beinamen erfuhr.

„Eigentümliche Erscheinung! paßt zu dem Namen," sagte er; besann sich dann darauf, daß auch sie eine Provinzialin war, klemmte sein Glas wieder ein und versuchte, sich in die frühere Blasiertheit zurückzuziehen.

Das wollte ihm jedoch nicht gelingen, und — er wußte selbst nicht, wie es kam — als ein neues Tanzlied angestimmt wurde, stand er plötzlich vor dem blonden Kinde mit den schwarzen Augen und machte seine eleganteste Verbeugung. Und dann geschah das Unglaubliche: er tanzte! tanzte auf dem Rasen eines Dorfplatzes, während die alten Weiber im Takt in die Hände schlugen und mit kreischenden Stimmen ein altes, lächerliches Tanzlied sangen.

Monsieur Gustave fand jedoch nicht, was er erwartet hatte: die Kleine war durchaus nicht so pikant, wie ihr Äußeres vermuten ließ; seine Witze verstand sie nicht, bei seinen Komplimenten machte sie große verwunderte Augen, und sobald der Tanz sich löste, trat sie, wie Schutz suchend, zu ihrem Tölpel von Pflegebruder. Mit einem Gefühl der Enttäuschung überließ sie Monsieur Gustave ihrem Ungeschmack.

Auch der Lütin war nicht mit ihr zufrieden.

„Wenn du nicht tanzen darfst, wie konntest du die Aufforderung dieses Laffen annehmen!" rief er mit mühsam beherrschtem Zorn.

Lütine hatte den Fremden albern und unangenehm gefunden; aber wenn der Lütin so gegen sie auftrat, durfte sie ihm nicht recht geben.

„Was hast du gegen ihn?" fragte sie; „er ist der eleganteste junge Mann, den ich je gesehen habe, und was das Tanzen betrifft, so ist es einerlei, mit wem man das thut ..."

„Mir nicht!" fiel er ein — „aber wenn du so denkst, würdest du dich vielleicht entschließen, es auch noch mal mit mir zu versuchen."

Mit leichtem Achselzucken reichte sie ihm abermals die Fingerspitzen, und jetzt begnügte er sich damit. So oft sie sich begegneten, warf er ihr einen grimmigen Blick zu, den sie spöttisch erwiderte, und ein Wirbelwind von Gedanken fuhr ihm durch den Kopf.

Das sollte Vergnügen sein? ... warum tanzte er denn mit ihr? ... Es waren viele junge Mädchen da, freundlichere, hübschere ... hübschere? nein! es konnte nichts Hübscheres geben als diese elfenhafte Gestalt, die sich im Tanz so anmutig wiegte, dies blaßgoldene Haar, diese tiefen, dunklen, strahlenden Augen. Und wie freundlich und gut war sie heute morgen gewesen — ganz die Lütine von ehemals! — Gewiß, nur die dummen Stadtkleider waren schuld, daß sie so stolz und fremd that. Und wie mochte sie sich erst fühlen, wenn sie wieder in ihrem Kloster war, unter den übrigen schnippischen jungen Dingern? ... Wie lange wollte sie eigentlich dort bleiben? warum war sie überhaupt hingekommen, wenn sich Monsieur Lepoirier nicht um sie kümmern wollte? ... Und wär's nicht das gescheiteste, sie käme wieder nach Arressi, ins Haus der Pflegeeltern? — Hier brach der Tanz plötzlich ab.

„Das Feuer! das Johannisfeuer!" riefen jung und alt, und alles wendete sich dem offenen Teile des Gemeindeangers zu.

Lütin blieb an Lütines Seite; die Gedanken, die ihn zuletzt beschäftigt hatten, drängten sich ihm auf die Lippen.

„Du sagtest vorhin, du wärst kein Kind mehr," fing er an. „Warum bist du denn noch immer im Kloster? ausgelernt haben mußt du doch nachgerade."

„Das geht nicht so schnell," gab sie zur Antwort; „es sind übrigens noch ältere Mädchen da als ich: achtzehnjährige, neunzehnjährige... Manche, die keine Mutter haben, bleiben, bis sie heiraten."

Er wechselte die Farbe.

„Bis sie heiraten," wiederholte er, wie mit sich selber sprechend, dann lachte er laut auf und rief: „Willst du etwa heiraten, kleine Lütine?"

Sie wurde dunkelrot, richtete sich hoch auf und antwortete so würdevoll als möglich:

„Danach hast du nicht zu fragen; ich werde thun, was mein Vater befiehlt."

„Dein Vater!" fiel er ein, mit der vollen Empfindung, daß seine Worte roh und lieblos waren; aber er fühlte sich selbst gequält und wollte sie quälen — „dein Vater! Geh doch! als ob der sich jemals um dich gekümmert hätte ... du wirst dir wohl selbst deinen Liebsten ausgesucht haben ... vielleicht den Monsieur von vorhin ... den elegantesten jungen Mann, den du je gesehen hast!"

„Pfui!" rief sie; „den Gecken," wollte sie hinzusetzen, besann sich aber und sagte statt dessen: „Pfui! wie kannst du so zu mir sprechen; von dergleichen ist für ein junges Mädchen nicht die Rede," und mit spöttisch aufleuchtenden Augen fügte sie hinzu: „Wie steht es denn aber mit dir? hast du dir noch keine zum Heiraten ausgesucht?"

Er warf den Kopf zurück und lachte.

„Heiraten — ich? Was fällt dir ein," antwortete er. „Wer ein rechter Mann bleiben will, soll nur nicht heiraten, sagt Onkel Pierrine, denn die Weiber bringen es immer dahin, daß man ihnen den Willen thut. Wenn sie jung sind, setzen sie's mit Lachen und Weinen durch, wenn sie alt sind, mit Zanken ..."

„So sprechen alle alten Junggesellen, die keine Frau gewollt hat," fiel Lütine ein.

„Oho!" rief Lütin, „den Onkel Pierrine keine gewollt ... da bist du sehr im Irrtum! Die schönsten, reichsten, jüngsten haben nach ihm ausgeschaut ... der Cadet Lahorre, unser alter Knecht, hat es mir erzählt. Aber Onkel Pierrine hat immer erklärt: ‚Oh que nenni, ich bleibe ledig!' ... und das thue ich auch ..." Plötzlich brach er ab; die Augen der Lütine blitzten ihn so spöttisch an. Was hatte er denn gesagt? — gewiß eine Dummheit; das Mädchen machte ihn ganz toll. Gut, daß sie eben das Feuer erreichten.

„Kameraden!" schrie er, daß es weit hin schallte, „Kameraden, laßt uns eine Ronde tanzen, eine richtige Sankt Johannisronde!"

„Ja, ja, eine Ronde, eine Ronde!" hieß es fern und nah. Burschen und Mädchen faßten sich bei den Händen, schlossen den Ring um das Feuer, das sie erst langsam, dann schneller, immer schneller umkreisten, und sangen dazu:

„Sankt Johann, dir singen wir,
Sankt Johann, wir flehn zu dir:
Wahre gnädig Hof und Haus,
Lösche alle Blitze aus;
Alles Unheil scheuche du,
Böse Geister laß nicht zu ..."

Plötzlich wurde der Ring von einem Rudel halbwüchsiger Burschen durchbrochen, die ihre Stechpalmen weihen wollten. Während der Ring sich wieder schloß und weiter kreiste, schlugen sie mit dem Ruf: „Saint Jean! Saint Jean!" ins Feuer, daß eine knisternde Funkengarbe aufsprühte.

„Ein wahrer Hexensabbath!" hörte man hier und da unter den Zuschauern, die halb lachend, halb kopfschüttelnd umherstanden.

Jetzt aber klang ein gellender Schreckensschrei aus all der Lust hervor. Unbemerkt hatte das leichte Sommerkleid einer der Tänzerinnen Feuer gefangen, und nun schlug eine helle Flamme daran empor. Aufkreischend stürzten die Tanzenden nach allen Seiten auseinander, vor der Unglücklichen fliehend. Nur der Lütin, der sich an der anderen Seite des Kreises befunden hatte, kam ihr zu Hilfe.

„Tücher her — Capuchons — schnell!“ schrie er, in großen Sätzen herbeispringend, und riß die brennende Gestalt zu Boden. Seine Entschlossenheit rief auch andere zur Besinnung zurück; die zunächststehenden Frauen beeiferten sich, sein Verlangen zu erfüllen. Nach wenigen Augenblicken war das Feuer gelöscht, und die Verunglückte — es war Bäcker Vidals Claudine — konnte nach Haus geschafft werden, indes die Angehörigen des Lütin diesen umringten und mit Fragen und Klagen bestürmten.

Er bat sie, sich zu beruhigen; seine Hände, nun ja, die hatten einige Brandwunden davongetragen und sein Haar war versengt — das war alles — wirklich nicht der Mühe wert, solchen Lärm darum zu machen — die arme Claudine war viel schlimmer daran! — Brandsalbe von Öl und Eiern auflegen? Watte um die Hände binden? Nein, er dankte; sie sollten ihn doch nicht wie eine Zierpuppe aus der Stadt behandeln.

Bei diesem Worte brach er ab und sah zu der Lütine hinüber. Er hatte sie nicht kränken wollen; sie aber mißdeutete seinen Blick und wendete sich hastig ab. Bis jetzt hatte sie, blaß vor Schrecken, keines Wortes mächtig, dagestanden; nun schämte sie sich ihrer Erregung, und während sie langsam folgte, indes die übrigen den Lütin nach Haus geleiteten, suchte sie dieselbe mit aller Willenskraft zu überwinden.

* *
*

Natürlich war für Arressi von Tanz und Spiel nicht mehr die Rede, aber von Ruhe ebensowenig. Überall bildeten sich Gruppen, die das Ereignis besprachen, wie es war und wie es hätte sein können, den Mut und die Geistesgegenwart des Lütin belobten und auf Nachrichten aus dem Bäckerhause fahndeten.

Sie lauteten besser, als man erwartete. Die Brandwunden der Claudine waren, dank der schnellen Hilfe, die ihr zu teil geworden, verhältnismäßig unbedeutend. Der Arzt, der glücklicherweise gleich zur Hand gewesen war, hatte die Eltern beruhigt, und die Claudine selbst konnte schon wieder an andere denken und verlangte dringend, von ihrem Retter zu hören.

Auf ihren Wunsch machte sich der Vater selbst auf den Weg, dem Lütin zu danken — für einen so bequemen Mann wie der dicke Vidal keine Kleinigkeit. Er rühmte sich, seit Jahren nicht weiter gegangen zu sein als von seinem Hause bis zur Kirche.

„Wenn ich Geschäfte habe, lasse ich anspannen,“ pflegte er zu sagen, „und Besuche mache ich nicht — denn warum? Besser als zu Hause finde ich's nirgend; die Nachbarn und Freunde mögen nur zu mir kommen.“

Jetzt aber wälzte er sich trotz der späten Stunde, die inzwischen herangekommen war, die ganze Dorfgasse entlang, über den Gemeindeanger dem Caduchonschen Hause zu, und als er es endlich mit wachsendem Gefolge erreicht hatte und keuchend auf der Schwelle erschien, verrieten die Ausrufungen und Knixe, mit denen er von Jeannette empfangen wurde, daß sie die Ehre dieses Besuchs zu würdigen wisse.

„Jeanne, schnell einen Stuhl für Monsieur Vidal ... Lütine, rufe Vater Jean und die Großmutter und vor allem den Lütin!“ befahl sie in großer Aufregung und bat Monsieur Vidal um Verzeihung, daß sie alle nicht da waren — aber sie hatten ja nicht wissen können! — Der Lütin war an den Brunnen gegangen, seine Brandwunden zu kühlen. So redete sie unablässig auf den dicken Bäcker ein, während er Platz nahm und, sich die Stirn trocknend, nach Atem rang.

Er fand ihn erst wieder, als der Held des Tages, begleitet von Vater, Großmutter und Pflegeschwester, hereinkam.

„Hast Glück, mein Junge!“ sagte er nach den ersten Begrüßungen. „Die paar Brandwunden an deinen Händen werden bald wieder geheilt sein, und dafür hast du die Tochter des reichen Vidal gerettet. Kannst dir was von mir wünschen; werde dir beweisen, daß ich dankbar bin.“

Der Lütin wurde dunkelrot.

„Pardon, excuse, Monsieur Vidal, ich habe nicht daran gedacht, daß es die reiche Claudine Vidal war, der ich beisprang; ich hätte ebensogut der ersten besten Bettlerin geholfen," antwortete er mit einer Art und Weise, für die ihm Lütine am liebsten um den Hals gefallen wäre. Mutter Jeannette war anderer Meinung.

„Sei doch nicht so unhöflich!" flüsterte sie, ihm einen Rippenstoß versetzend. Jean rieb verlegen die Hände, der Bäcker lachte.

„Weiß schon, weiß schon, das ist so die neumodische Manier!" keuchte er mit fetter Stimme. „Das geht mich nichts an ... meiner Claudine hast du nun einmal beigestanden und ich bin dir dafür Dank schuldig ... etwas schuldig bleiben ist aber nicht meine Art."

„O, Monsieur Vidal, so wird man doch nicht rechnen unter Freunden und Nachbarn," fing Großmutter Jeanneton an; er streckte abwehrend die Hand nach ihr aus.

„Warum denn nicht, Großmutter Jeanneton? warum denn nicht?" fiel er ihr ins Wort. „Rechnen ist für alle Dinge in der Welt der richtige Untergrund, und wer was thut, will was dafür haben. Ich backe meine Semmeln auch nicht umsonst; Freunde und Nachbarn müssen sie so gut bezahlen wie andere Leute, und ebenso muß ich dem Lütin vergüten, was er für mein Kind gethan hat."

Während dieser Rede des Bäckers war der Lütin ans offene Fenster getreten und hatte die Hände auf das Steinsims gelegt. Die armen verbrannten, schmerzenden Hände, dachte Lütine und warf dem Bäcker einen bösen Blick zu. Großmutter Jeanneton ließ es dabei nicht bewenden.

„Mein lieber Monsieur Vidal," rief sie und trat, die Arme einstemmend, dicht an seine Seite, „eine Lebensrettung ist doch nicht zu taxieren wie ein Laib Brot! Daß alles so gut und glatt abgehen würde, hat keiner vorher gewußt. Wenn es im Ratschluß der Heiligen gelegen hätte, konnte der Lütin bei seinem Rettungswerk zu Asche verbrennen, und Ihre Claudine wäre zu Asche verbrannt, wenn sich der Lütin benommen hätte wie die anderen, die ihre Semmel richtig bezahlen und gewiß auch sonst gute und rechtschaffene Leute sind, gegen die ich nicht das geringste sagen möchte. Aber was zu arg ist, ist zu arg! und wenn man behauptet, es wäre eins und dasselbe, einen Menschen vor dem Verbrennen zu retten oder ein Brot aus dem Bäckerladen zu holen ..."

„Aber Großmutter, das hat doch Nachbar Vidal gar nicht behauptet!" fiel Jean begütigend ein. Jeannette kam mit Wein und Gläsern, bat Monsieur Vidal, einen Schluck zu trinken, blinkte während des Einschenkens ihrer Mutter abwehrend zu und der dicke Bäcker bewies sich großmütig wie der vom Mopse angebellte Mond. Nur einen Seitenblick warf er auf seine Widersacherin, dann wendete er sich lächelnd Jeannette zu.

„Weil Sie's sind!" sagte er und nahm das Glas, das sie ihm bot. „Eigentlich trinke ich nicht bei anderen, denn warum? so guten Wein, wie ich gewöhnt bin, finde ich nirgend. Übrigens läßt sich der Ihrige auch trinken, Nachbar Cabuchon," fügte er herablassend hinzu, nachdem er gekostet hatte.

Jean hatte sich ebenfalls ein Glas gefüllt.

„Auf die Gesundheit Ihrer armen Claudine, Nachbar Vidal!" sagte er.

„Auf unsere beiden Kinder, unsere beiden Angebrannten meine ich," antwortete der Bäcker, indem er anstieß und sein Glas leerte. „Du aber, Lütin, spiele nicht den Stolzen," fuhr er fort und es lag ein Gemisch von Gutmütigkeit und Prahlerei in seinem Wesen. „Jeder junge Mensch hat was zu wünschen, ist's nicht das eine, so ist's das andere. Besinne dich und sag mir, wonach dir der Sinn steht; aber was Richtiges muß es sein. Ich heiße nicht umsonst der reiche Vidal von Arressi."

Mit diesen Worten stand er schwerfällig auf, verabschiedete sich von allen Anwesenden und ging mit dem Bewußtsein, sich so dankbar benommen zu haben, wie es „ein Christ vom anderen" nur irgend verlangen kann.

Mutter Jeannette hatte ihm bis vors

Haus Geleit gegeben. Als sie zurückkam, wechselten Sonnenschein und Gewitterwolken auf ihrem Angesicht.

„Nun sagt mir nur in aller Welt," fing sie an, indem sie sich auf den nächsten Stuhl setzte und die Hände im Schoße faltete — „sagt mir nur, ob ihr beiden, du, Mutter, und du, Lütin, euch verabredet hattet, den guten, lieben Monsieur Vidal zu beleidigen?"

Lütin, der noch immer am Fenster stand und in die Dämmerung hinaussah, wendete sich um.

„Was willst du, Mutter!" rief er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit; „soll ich mich etwa für meine Herzhaftigkeit bezahlen lassen? oder für meine derben Fäuste? oder für die Schmerzen an den verbrannten Händen? oder für das, was mir noch außerdem hätte passieren können ..."

„Recht, Junge!" fiel Großmutter Jeanneton ein, „für solchen Liebesdienst Geld bieten, ist eine Schande; wer keinen Dank im Herzen behalten kann, soll wenigstens warten, bis er auch mal einen Liebesdienst erweisen kann."

„Woher wißt ihr denn, daß Monsieur Vidal das nicht im Willen gehabt hat?" fragte Jeannette. „Kann man mehr thun, als einem jungen Menschen sagen: Verlange, was du willst, ich will dir's geben? Blind und taub müßte der Junge sein, wenn er darauf nicht hinginge und die Claudine zur Frau verlangte!"

Großmutter Jeanneton lachte laut auf. „Was du dir einbildest! Ich möcht's nicht erleben, wie der Junge heimgeschickt würde!" rief sie, und Jean sagte kopfschüttelnd:

„Zur Frau, das reiche Mädchen? Nein Jeannette, das kann nicht dein Ernst sein."

Aber Jeannette wurde wie immer durch Widerspruch nur fester in ihrer Ansicht.

„Gewiß ist's mein Ernst," antwortete sie, „und wenn ihr vernünftig seid und thut, was ich euch sage, so geb ich euch mein Wort, daß wir noch in diesem Jahre eine lustige Hochzeit feiern. Der Lütin muß eine Weile hier bleiben — mit seinen verbrannten Händen kann er ja doch nichts in der Sägemühle nützen — und muß alle Tage ins Bäckerhaus gehen und fragen, wie sich die Claudine befindet."

„Nein, Mutter, das thue ich ganz gewiß nicht!" rief der Lütin, und seine Augen blitzten im Halbdunkel. „Ich denke überhaupt an keine Frau, und an eine reiche, die mich kommandieren würde, schon gar nicht."

„Dich kommandieren!" seufzte Jeannette; „das sollte ihr schwer werden ... ein Junge, der nicht mal seiner Mutter folgt! Übrigens rede nur nicht, als ob du ein Bettler wärst. Du weißt es so gut wie wir anderen, und im Bäckerhause wissen sie's auch, daß du Onkel Pierrines Sägemühle erben sollst, also ..."

„Also brauche ich erst recht keine reiche!" fiel der Lütin lachend ein. „Wenn's später mal geheiratet sein muß — fürs erste denke ich nicht daran —, will ich eine haben, die mir gefällt."

„Nun, ist die Claudine etwa kein hübsches Mädchen?" rief Mutter Jeannette. „Möchte wissen, was du an der aussetzen könntest! Gewachsen ist sie wie eine Puppe ..."

„Und steif wie eine Puppe," fiel ihr der Lütin ins Wort. „Nein, mein Geschmack ist sie nicht; was ich gern sehen soll, muß anders sein."

Bei diesen Worten brach Lütine, die mit ihrer Milchschwester leise plaudernd am Kamin stand, mitten im Satze ab und trat zu der Gruppe am Fenster; sie mußte wissen, welche Art von Schönheit dem Lütin gefiel. Aber auch er brach ab, sobald er die Lütine erblickte.

„Ich muß fort," sagte er, „der Antoine, mit dem ich bis Nay einen Weg habe, ist schon vorangegangen. Er läßt euch allesamt grüßen; hereinkommen und adieu sagen wollte er nicht, weil Nachbar Vidal da war; ihr seht, ich bin's nicht allein, der vor dieser Sippschaft ausreißt."

„Freilich, der eine ist so dumm und kindisch wie der andere!" rief Jeannette. „Bleib wenigstens bis morgen früh."

„Ja, mein Junge, das solltest du thun!"

bat auch Vater Jean. Einen Moment schien der Lütin zu zaudern; sein Auge suchte das der Lütine; wenn sie ein Wort vom Dableiben sagte, wollte er nachgeben. Aber sie sah scheinbar gleichgültig in die Ferne. So blieb er denn dabei, daß er fort müsse, und nahm eilig Abschied, um den Bruder noch einzuholen.

Zuletzt trat er zu der Lütine, die sich wieder in den dunklen Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Leben Sie wohl, Mademoiselle ... die Hand kann ich Ihnen nicht geben, aber ich meine es eben so gut ... es hat mich gefreut, daß wir wieder einmal zusammen gewesen sind,“ sagte er in einem Tone, der mehr ingrimmig als freundlich klang, wendete ihr hastig den Rücken und ging zum Hause hinaus.

Mit großen Augen starrte ihm Lütine nach. Was fiel ihm denn ein, daß er plötzlich so fremd that, französisch sprach und Sie zu ihr sagte? War es möglich, daß er ihren Scherz von heute nachmittag für Ernst genommen hatte? Einen Augenblick war sie in Versuchung, ihm zu folgen, um noch ein freundliches Wort mit ihm zu wechseln; aber die anderen standen zusammengedrängt an der Thür und riefen ihm ihre Abschiedsgrüße nach. Lütine besann sich und blieb.

Es war so am besten. Kinder waren sie nicht mehr, und er mußte sich gewöhnen, sie als junge Dame anzusehen und zu behandeln — gut, daß er nicht ahnte, wie schwer sie sich selbst in diese Würde gefunden hatte und wie schwach es noch immer damit bestellt war.

* *
*

Sich selbst konnte Lütine leider nicht verhehlen, daß sie im Kloster eine untergeordnete Stellung einnahm. Die Nonnen hatte sie gleich anfangs dadurch verstimmt, daß sie sich schwerer als andere Kinder bei ihnen eingewöhnte, und als endlich ihre Glieder sich der Disciplin des Hauses anbequemten, so daß sie still sitzen, leise gehen, schweigen und sich manierlich bewegen konnte, blieben Augen und Ohren die alten Vagabunden und lockten auch die Gedanken inmitten des Unterrichts von Schreibheften und Lehrbüchern in alle Weiten. Natürlich lernte sie auf diese Weise so gut wie nichts, und als man sie durch Strafen zwingen wollte, wurde sie krank. Seitdem hatte man sie gewähren lassen, und die Nonnen nannten sie „Häuflingsköpfchen“, was unserem deutschen Gänschen gleichkommt.

Noch weniger Gnade hatte sie bei den Mitschülerinnen gefunden; diese wohldressierten kleinen Dämchen sahen in Lütine einen Wildling, der nicht zu ihnen gehörte. Selbst jetzt noch, nachdem Zeit und Klosterdisciplin ihr Werk gethan und Lütine zum anmutigen jungen Mädchen gemacht hatten, das sich nicht mehr gegen die Gesetze des Anstandes verging, wußten sie nichts mit ihr anzufangen und kamen überein, daß es ihr an Geschmack und feiner Empfindung fehle. Waren ihr doch Hühnerhof und Küchengarten interessanter als die Modenberichte des „Journal des Demoiselles“, und wenn die „Großen“ von den wunderbaren Erlebnissen erzählten, die sie beim letzten Ferienbesuch in Mamans Salon gehabt, und die „Kleinen“ ringsumher atemlos lauschten, war Lütine im stande, auf den Gesang einer Grasmücke oder die Farbenpracht eines vorüberflatternden Pfauenauges aufmerksam zu machen.

Dazu kam, daß sie nicht den mindesten gesellschaftlichen Anhalt hatte. Ihr Verkehr beschränkte sich jahraus, jahrein auf die Familie ihrer bäuerlichen Pflegeeltern, und weit entfernt, dies als eine Demütigung zu empfinden, begrüßte sie jeden Angehörigen des Hauses Caduchon, als ob es Gott weiß wer gewesen wäre — kurz, für junge Damen, die etwas auf sich halten, war die Lütine kein Umgang.

So war sie inmitten einer Schar von Altersgenossinnen einsam geblieben, hatte das bisher jedoch kaum beachtet. Erst jetzt, nachdem Vater Jean sie ins Kloster zurückgebracht, das sie düsterer, kahler, gefängnisartiger fand als je, kam es ihr

zum Bewußtsein und trieb sie, sich noch mehr als sonst von den Gefährtinnen fern zu halten.

Während sie früher das Ende ihrer Tagesarbeit kaum erwarten konnte, blieb sie jetzt, wenn die Glocke zum Feierabend läutete, am Stickrahmen sitzen. Es hatte sich seit kurzem herausgestellt, daß ihre zierlichen Finger zu den geschicktesten gehörten, die jemals in Seide und Goldfäden gearbeitet haben, und die klugen Nonnen nahmen dies Talent des jungen Mädchens zum Besten einer Altardecke für die Klosterkirche in Anspruch.

„Das fromme Werk wird ihr Segen bringen; vielleicht lassen ihr die Heiligen die Gnade der Klostervokation zu teil werden,“ sagten sie, wenn sie das blonde Köpfchen noch im letzten Tagesschimmer über die Arbeit gebeugt sahen.

Aber ach! während die Sinnbilder der Entsagung: Kreuz und Dornenkrone von Lilien umwunden, unter den Händen der jungen Stickerin entstanden, waren ihre Gedanken mit allen Eitelkeiten der Welt beschäftigt. Immer wieder tauchten die Bilder des Johannistages vor ihr auf: die fröhliche Tafelrunde, der Tanz im Grünen, vor allem die Morgenscene am Kamin, als der Lütin ihre Hände faßte und rief: „Kleine Lütine, wie siehst du denn aus?“ So oft sie daran dachte, ging es ihr heiß durch die Adern, und das herzbeklemmende Glücksgefühl jenes Moments kam über sie. Freilich auch jetzt nur auf Augenblicke, dann fiel ihr der unfreundliche Abschied und Mutter Jeanettes Heiratsplan erkältend auf die Seele, und sie quälte sich mit der Frage: ob der Lütin endlich nicht doch um das reiche Mädchen werben würde? Aber was hatte sie sich darum zu kümmern? Mochte der Lütin heiraten, wann und wie es ihm gefiel oder wie es die Seinigen für ihn bestimmten — Lütine ging es nichts an und sie wollte nicht mehr daran denken.

Aber sie that es immer wieder; auch als sie am zweiten Morgen der großen Ferien einsam am Stickrahmen saß und mit trüben Augen und schwerem Herzen bald in den Sommersonnenglanz hinaussah, bald mit einem Eifer stickte, als ob sie dadurch die Gedanken bannen könnte. Die meisten Kostgängerinnen waren schon abgereist, die übrigen in der fröhlichen Unruhe des Einpackens begriffen; nur sie hatte nichts zu erwarten, nicht einmal zu einem Sonntagsbesuch in Arressi war sie eingeladen. Eine lange, lange Reihe einförmiger Tage dehnte sich vor ihr aus. Und dabei hatte sie das Gefühl, als ob die goldenen Ranken, die unter ihren Händen entstanden, zu Fesseln würden, die sie hier festhielten in Öde und Einsamkeit, indes jenseit der Klostermauern das Leben flutete, dem alle angehörten, die ihr nahe standen und sie lieb gehabt hatten, sich jetzt aber gewöhnten, ohne sie vergnügt zu sein, während sie hier saß tagaus, tagein, jahraus, jahrein, um Stich an Stich zu reihen, und immer wieder Stich an Stich — es war nicht auszuhalten! Wie vor etwas Wirklichem entfliehend, sprang sie auf und eilte über Gänge und Treppen bis unter das Dach. Da war ein Giebelfensterchen, von Gerümpel verstellt, das sie seit Jahren kannte und heimlich aufsuchte, weil es über Mauern und Dächer einen Ausblick in die Ferne gewährte, den einzigen, der im Kloster zu finden war.

Arressi selbst konnte sie von hier aus nicht sehen, aber Hügel und Baumgruppen aus der Nähe des Dorfes hatte sie entdeckt, und über den Wein- und Kastanienpflanzungen, den Dörfern, Landhäusern und Schlößchen, den Wiesen und Maisfeldern des Vordergrundes, aus deren Grün und Gold hin und wieder der Gave hervorschimmerte, stiegen — überragt von der zweizackigen Schneekrone des Pic de Pau — die lieben, bekannten Berggipfel auf, die in alle ihre Kindheitsspiele und Träumereien hineingesehen hatten: waldige Kuppen, nackte Granitwände, schroffe, seltsam zerklüftete Felskegel, und zwischen ihnen öffneten sich die geheimnisvollen Schluchten, die in alle Wunder des Hochgebirges hineinführten.

Nur eine derselben hatte Lütine be-

treten. Der gute Pfarrer von Coarasse, den sie in den ersten Jahren ihres Klosterlebens, das heißt bis er krank wurde und sein Amt niederlegen mußte, ein paarmal besucht hatte, war mit ihr dort gewesen, und noch heute stand ihr alles lebendig vor der Seele.

Sie sah den ansteigenden Weg zur Seite des Waldbaches, den Blätterdom des Eichenwaldes, der die nah zusammenrückenden Bergwände bekleidete; hin und wieder eine uralte Tanne mit langen Moosbärten, und zwischen feuchtem Gestein, unter dem bald hier bald da ein Quellchen niederrieselte, prächtige, frischgrüne Farn, Dornengestrüpp, Blumen, die im Thale nicht zu finden waren. Und während sie das alles in der Erinnerung wiedersah, atmete sie den Wald- und Wasserhauch, hörte sie das Wald- und Wasserrauschen und daraus vorklingend den Schrei des Hähers, das Gurren der wilden Taube, Finkenschlag, Amselgesang und das Pochen des Spechts am Baumstamm. — Und dann wendete sich der Weg, es wurde heller zwischen den Bäumen — da war die kleine Waldwiese, in deren Mitte Onkel Pierrines Sägemühle lag, ebenso grau und verwittert wie die Felsterrassen am Ende der Schlucht — Riesenstufen, von denen der Waldbach niederschoß, der weiter unten das Rad der Sägemühle trieb. — Wie das brauste und schäumte und in aufstiebenden Dunstschleiern über Felsen und Buschwerk hing! — Lütine war kaum im stande gewesen, sich davon loszureißen. — Und wie geheimnisvoll war die Mühle, mit dem rauschenden Rade, der knirschenden Säge, dem herben Geruch der frischgeschnittenen Stämme, den Winkeln voll Gerümpel, Staub und Spinnweben. Und wie stolz hatte ihr der Lütin das alles gezeigt, und wie glücklich war sie selbst gewesen — glücklich, wie sie nie mehr sein konnte! Eine Art Heimweh kam über sie; das Fensterkreuz umfassend, legte sie die Stirn an die verschlungenen Hände und weinte bitterlich.

„Jeanne, Jeanne! — Jeanne Lepoirier, um des Himmels willen, wo ist das Kind!“ klang es plötzlich von unten herauf.

Lütine erkannte die Stimme der Schwester Mariette, trocknete die Augen und folgte dem Ruf.

Auf der Treppe zur zweiten Etage traf sie mit der Nonne zusammen.

„Kind, wo steckst du denn?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Dein Vater und dein Bruder sind im Sprechzimmer; was sollen sie davon denken, daß du so lange ausbleibst!“

Lütine war schon an der Alten vorüber und eilte nach dem Sprechzimmer hinunter. Daß diese beiden gerade jetzt kamen, wo sie so traurig war — wie ein Geschenk des Himmels erschien es ihr.

„Vater Jean!“ rief sie, die Thür öffnend, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen: vor der Oberin, die mit breiter Würde in ihrem Sessel thronte, stand ein kleiner, korpulenter Herr mit Brille und Glatze, und hinter ihm ein schmächtiger Knabe von dreizehn oder vierzehn Jahren in der blauen Uniform eines Kollegianers.

„Da ist sie — komm näher, mein Kind!“ sagte die Oberin mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. Der kleine Herr wendete sich um und kam Lütine mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Meine Tochter! meine geliebte Tochter!“ rief er, zog sie in die Arme und küßte sie auf die Stirn; dann schob er sie mit steifem Arme etwas von sich ab, und die kalten grauen Augen hinter den Brillengläsern überflogen ihr erregtes Gesicht, ihre bebende Gestalt.

„Meine geliebte Tochter, wie glücklich macht es mich, dich endlich zu sehen; komm, umarme deinen Vater!“ fuhr er fort, indem er sie wieder an sich zog; aber es war mehr Pathos als Wärme in seinem Ton, und sein Wesen war so ganz anders, als sich's Lütine — trotz der Photographie, die sie von ihm besaß — in ihren Träumen ausgemalt hatte, daß sie, unfähig ihre Empfindung zu beherrschen, aufs neue in Thränen ausbrach.

„Liebe Jeanne, wer wird sich so gehen

lassen!“ sagte die Oberin in ihrer gemessenen Weise, während Monsieur Lepoirier das junge Mädchen aus seiner väterlichen Umarmung entließ, indem er halb bedauernd, halb vorwurfsvoll bemerkte:

„Ein Erbfehler, Frau Oberin! Jeannes verstorbene Mutter — die glücklichste Frau von der Welt, wie ich wohl sagen darf — weinte auch bei jeder Gelegenheit. Und diesmal wollen wir dem Kinde die Rührung gestatten ... bin ich doch selbst ... ich habe sogar vergessen ... komm, mein Sohn, umarme deine Schwester! Liebe Jeanne, dein Bruder Louis Bernadotte.“

Linkisch-schüchtern trat der Knabe zu Lütine heran; schüchtern blickten die hellen Rehaugen zu ihr auf. „Petite sœur!“ flüsterte er, und nun war es mehr Herzensbedürfnis als Gehorsam, daß ihm Lütine um den Hals fiel, während Monsieur Lepoirier ein gelbes Foulard aus der Tasche zog und sich die Augen trocknete.

„Ein schöner Augenblick für mein Vaterherz, Madame, ein schöner Augenblick!“ sagte er; „wie lange habe ich das Glück des Familienlebens entbehren müssen ...“

„Es wird Ihnen nun um so schöner zu teil werden,“ entgegnete die Oberin in dem gerührten Tone, mit dem sie über ihre scheidenden Zöglinge zu sprechen pflegte. „Ihre Tochter, mein lieber Herr Lepoirier, hat sich vortrefflich entwickelt, und wie sie bisher die Zierde des Klosters gewesen ist, wird sie fortan die des Vaterhauses sein, denn — ich irre wohl nicht — Sie beabsichtigen, uns unseren Liebling zu entreißen?“

Liebling, Zierde des Klosters — Lütine glaubte zu träumen. Louis Bernadotte faßte des Vaters Hand.

„Ja, Papa,“ flüsterte er, „wir wollen Schwester Jeanne mit nach Paris nehmen.“

Monsieur Lepoirier schüttelte wehmütig den Kopf.

„Wie gern, wenn es möglich wäre!“ antwortete er. „Aber Sie begreifen, Madame, ich lebe als Garçon; die Aufsicht, deren ein junges Mädchen bedarf ... mit einem Worte, es geht nicht. Dennoch, meine Tochter,“ fuhr er zu Lütine gewendet fort, „wirst du in kurzer Zeit das traute Asyl deiner ersten Jugend verlassen, um es mit einer neuen Heimat zu vertauschen ... mit dem Hause deines Gatten.“

Lütine starrte ihn an; die Oberin runzelte die Stirn.

„Mein Herr, ich muß Sie bitten ... Jeanne, mein Kind, du kannst deinem Bruder den Garten und die Kirche zeigen,“ sagte sie und sah den Geschwistern nach, bis die Thür hinter ihnen zugefallen war; dann wendete sie sich wieder zu Herrn Lepoirier.

„Ich muß Sie dringend bitten!“ wiederholte sie. „Es ist hier im Hause nicht Sitte, die Phantasie der jungen Mädchen auf Ungehörigkeiten zu lenken.“

„Ungehörigkeiten nennen Sie das, Madame?“ rief Herr Lepoirier. „Ich als Vater werde doch wohl wissen ... da ich meine Tochter in nächster Zeit zu verheiraten denke ...“

„Das Kind!“ fiel ihm die Oberin ins Wort. „Verzeihen Sie, mein lieber Herr, für so unvernünftig hätte ich Sie nicht gehalten.“

„Meine Tochter ist im siebzehnten Jahre ... ihre Mutter war nur um wenige Monate älter, als wir uns heirateten,“ antwortete er in gereiztem Tone. „Übrigens ist meine Tochter weder so kindlich, noch so wohlbehütet, wie Sie mir einreden möchten, Madame.“

Die Oberin fuhr auf. „Mein Herr,“ rief sie, „Sie sprechen in einem Tone ...“

„Der mir als Vater zukommt!“ fiel er ein, indem er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete. „Wie darf es geschehen, Frau Oberin, daß junge Mädchen, die Ihrer Obhut anvertraut sind, ohne Wissen und Willen der Eltern mit heiratsfähigen jungen Männern zusammentreffen? — jungen Männern, welche die Gelegenheit benutzen, die ihnen durch die Schutzlosig-

keit und Unerfahrenheit des jungen Mädchens geboten wird ..."

„Lieber Herr Lepoirier, diese Hirngespinste," fiel die Oberin ein.

„Hirngespinste!" rief Monsieur Lepoirier. „Einen Augenblick Geduld, Madame. Sie kennen den großen Epicier Armand Pierrot an der Ecke der Place Royale? nicht wahr, den kennen Sie?"

„Ich weiß, daß er dort seinen Laden hat," antwortete die Oberin.

„Nun wohl, Madame, dieser Herr Armand Pierrot, den Sie nicht für ein Hirngespinst erklären werden, hat mir geschrieben: sein Sohn Gustave wäre mit meiner Tochter zusammengekommen; sie hätte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, hätte — merken Sie auf, Madame — seine Annäherung so freundlich aufgenommen, daß er sich schmeicheln dürfe, ihr nicht gleichgültig zu sein, und so erlaube er sich, um die Hand derselben für seinen Sohn Gustave anzuhalten. Dieser Sohn Gustave ist aber ein Taugenichts, ein Mensch vom übelsten Rufe, der überall, wo er bisher angeklopft hat, abgewiesen wurde."

„So thun Sie doch einfach dasselbe, dann ist die Geschichte abgemacht," sagte die Oberin.

„Erlauben Sie! erlauben Sie! so einfach, wie Sie zu meinen belieben, liegt die Sache nicht!" rief Monsieur Lepoirier. „Vor allem müssen wir wissen, was vorgegangen ist, das heißt, wie weit sich mein armes, übelbehütetes Kind engagiert und kompromittiert hat — und darüber, Madame, verlange ich Auskunft und Rechenschaft von Ihnen. Ja, Auskunft und Rechenschaft!"

„Die sollen Sie haben," erwiderte die Oberin, indem sie sich erhob. „Vergessen Sie aber nicht, daß Sie, trotz meiner Warnungen, Ihrer Tochter einen fortgesetzten intimen Verkehr mit einer Bauernfamilie erlaubt haben. In solcher Umgebung hat das junge Mädchen natürlich nicht gelernt, was sich schickt. Sie ernten, was Sie selbst gesäet haben; ich wasche meine Hände!"

Sie klingelte, befahl der herbeieilenden Laienschwester, Jeanne Lepoirier zu rufen, trat an das nächste Fenster und sah in den Hof hinunter, während Monsieur Lepoirier mit knarrenden Stiefeln auf und nieder ging.

Beim Öffnen der Thür wendeten sich beide gleichzeitig um und sahen der eintretenden Lütine mit so strenger Miene entgegen, daß sie verwundert still stand.

„Hierher, Mademoiselle!" herrschte sie die Oberin an. Lütine gehorchte; Louis Bernadotte, der seiner Schwester gefolgt war, blieb unbeachtet an der Thür zurück.

„Ich wünsche zu hören, wann und wo Sie die Bekanntschaft eines Herrn Gustave Pierrot gemacht haben, Mademoiselle," sagte die Oberin. Monsieur Lepoirier trat an ihre Seite.

„Ja, mein Kind, wo hast du Monsieur Gustave Pierrot kennen gelernt?" fragte auch er. Lütine sah mit großen Augen von ihm zur Oberin; der Name war ihr entfallen.

„Ich kenne den Herrn nicht," antwortete sie.

„Keine Lüge, Mademoiselle!" rief die Oberin.

„Besinne dich, meine Tochter," fiel Monsieur Lepoirier ein; „du sollst mit dem jungen Manne getanzt haben."

„Ach, der!" sagte Lütine und wurde rot. „In Arressi war's ..."

„In Arressi, dacht ich's doch!" fiel ihr die Oberin ins Wort. „Die Albernheit des Heiratsprojektes ist also das Werk Ihrer Caduchons, mein lieber Herr Lepoirier."

„Erlauben Sie, Madame, durchaus keine Albernheit!" rief er, sich in die Brust werfend; dann wendete er sich an Lütine und fügte feierlich hinzu: „Mein Kind, Monsieur Gustave Pierrot hat durch seinen Vater in aller Form um dich anhalten lassen."

Sie starrte ihn an.

„Um mich!" sagte sie halblaut vor sich hin, und dann kam der Übermut ihrer siebzehn Jahre über sie, und lachend das Köpfchen schüttelnd, versicherte sie: „Ich

mag ihn aber nicht — für nichts in der Welt!"

Monsieur Lepoiriers Gesicht verfinsterte sich. „Die Sache ist ernsthaft, meine Tochter," sagte er in scharfem Tone; dann wendete er sich zu der Oberin: „Wenn dies die Früchte der Klostererziehung sind —" fing er an; sie ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Genug, mein Herr!" rief sie, die Hand erhebend, während sich ihr breites, rotes Gesicht höher färbte. „Genug! ich muß mit schmerzlicher Beschämung einsehen, daß ich mich in Ihrer Tochter vollständig geirrt habe. Aber freilich — das Mißachten meiner Ratschläge, der unpassende Verkehr . . . jedenfalls fühle ich mich nicht länger im stande, die Verantwortung für Mademoiselle Lepoirier zu tragen. Die großen Ferien haben begonnen, sie wird unverzüglich ihren Koffer packen und unser Haus verlassen. Mein Herr, ich habe die Ehre!"

Mit diesen Worten machte sie eine würdevolle Verbeugung und verließ das Zimmer. Verblüfft sah ihr Monsieur Lepoirier nach.

Lütine kämpfte mit ihren Thränen; so wenig sie am Kloster hing — auf diese Art daraus zu scheiden, that ihr weh und beschämte sie tief. Der Bruder schien ihre Empfindungen zu erraten.

„Gräme dich nicht darum, Schwesterchen," sagte er, zu ihr tretend, und faßte ihre Hand. „Du kommst ja nun nach Paris . . ."

Der Vater unterbrach seine Tröstungen.

„Du wirst so schnell als möglich deinen Koffer packen, meine Tochter," befahl er, sich noch mehr aufsteifend als gewöhnlich. „Nicht eine Minute länger, als nötig ist, sollst du in einem Hause verweilen, wo man deinen Vater so rücksichtslos behandelt. In einer Stunde bin ich wieder hier, dich abzuholen. Mein Sohn, umarme deine Schwester und komm."

Louis Bernadotte gehorchte.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte er; „wie ich mich freue — nun gehst du mit nach Paris!"

„Nach Paris!" wiederholte Lütine, indem sie Bruder und Vater nachsah; aber ihr Ton war kein freudiger, und mit gepreßtem Herzen fragte sie sich selbst, was wohl der Lütin dazu sagen würde?

* * *

Seltsamerweise hatte sich der Lütin in Bezug auf Lütine fast um dieselbe Stunde dieselbe Frage vorgelegt.

Bis zu dem Tage, der dem Klosterleben des jungen Mädchens so unerwartet ein Ende machte, war auch er im alten, gewohnten Geleise weiter gegangen, wenn auch nicht im alten Schritt. Seine Hände konnten wieder zugreifen wie sonst, aber das quälende Gefühl, halb Unruhe, halb Druck, das seit Sankt Johannis auf seiner Seele lag und das er für eine Folge der erzwungenen Unthätigkeit gehalten hatte, wollte auch jetzt nicht weichen und trieb ihn umher ohne Zweck und Ziel.

Endlich bemerkte auch Onkel Pierrine, daß es mit dem Lütin nicht in Ordnung war.

„Junge, was fehlt dir?" fragte er eines Tages; „es schmeckt dir nicht wie sonst und ich höre dich bei der Arbeit nie mehr singen. Du wirst doch nicht das Fieber bekommen? Solltest mal einen Kräuterschnaps nehmen."

„O que nenni! ich bin gesund," antwortete der Lütin und lachte; aber das Lachen kam nicht von Herzen, und Onkel Pierrine sah ihm kopfschüttelnd nach, als er — wie um weiteren Erkundigungen zu entfliehen — hastig hinausging.

Cadet Lahorre, der alte lahme Knecht, der Frage und Antwort gehört hatte, stieß einen kurzen, heiseren Laut aus, der halb wie Lachen, halb wie Husten klang.

„Nun, Cadet, was soll das heißen?" fragte Pierrine. „Habe ich nicht recht, findest du nicht auch, daß der Junge verändert ist?"

„Freilich, not' maitre, freilich ist er's; nur mein ich, daß, was im Blute steckt, nicht mit Kräuterschnaps kuriert werden kann," antwortete der Knecht und lachte

wieder. Dann hinkte er dicht an den Herrn heran und flüsterte: „Verliebt ist der Lütin, das ist der richtige Name für seine Krankheit.“

„Verliebt — Diou di Diou!“ rief Pierrine. „Er kümmert sich ja um keine ... kriegt kein junges Mädchen zu sehen.“

„Oho, not' maître, besinnen Sie sich nur mal!“ sagte der Knecht, und sein zahnloser Mund zog sich von Ohr zu Ohr. „Ist der Lütin nicht zu St. Johannis in Arressi gewesen? hat er dort nicht mit dieser und jener getanzt und endlich sogar die Claudine Vidal aus dem Feuer geholt? — dabei hat er selber Feuer gefangen.“

„Das glaub ich nicht ... das darf nicht sein!“ rief Pierrine erschreckt. „Die Claudine ist das reichste Mädchen in Arressi, die bekommt der Junge nicht. Daß du ihm in dieser Thorheit nicht etwa nach dem Munde redest, hörst du wohl — ich verbiet es dir! Es wär ein Unglück, wenn er sich dergleichen in den Kopf setzte.“

„Nun, nun, das wollen wir doch erst abwarten,“ meinte der Knecht. „Ist sie die reichste, so ist er der schönste, und im Sprichwort heißt's ja: Reich und schön giebt guten Klang.“

Aber Pierrine dachte an seine Jugendliebe, blieb kleingläubig und wollte nichts weiter von den Vermutungen des Knechtes hören.

„Als ob die Sache anders würde, wenn er mir den Mund verbietet!“ murrte der Alte. „Schweigen kann ich schon — hab's immer gekonnt; aber was ich weiß, bleibt darum doch, wie es ist; not' maître wird es schon einsehen müssen.“

Seitdem waren einige Wochen vergangen; Lütin hatte des Onkels wiederholte Aufforderungen, nach Arressi zu gehen, abgelehnt, und Pierrine gab sich mehr und mehr der Zuversicht hin, daß entweder Cadets Vermutung eine irrige gewesen oder daß der Lütin zu vernünftig sei, einer aussichtslosen Neigung nachzuhängen.

Um so größer war daher seine Überraschung, als eines Morgens — es war um die Stunde, als Lütine am Dachfenster des Klosters stand — der Cadet Lahorre atemlos in die Sägemühle gehinkt kam, dem Herrn zu sagen, daß Bäcker Vidal vorgefahren sei und ihn zu sprechen verlange.

„Es muß was ganz Apartes sein, was er auf dem Herzen hat,“ fügte der Knecht hinzu. „Schnauben thut er wie zehn Dampfkessen, und seine Miene könnte nicht wichtiger sein, wenn er Kaiser von Frankreich geworden wäre.“

Pierrine erschrak; sollte sich doch etwas zwischen dem Lütin und der Claudine angesponnen haben, so daß man seine Hilfe verlangte, um den Jungen zur Vernunft zu bringen? Aber beim ersten Blick auf den dicken Mann, der noch immer atemlos von der Anstrengung des Aussteigens auf der Bank am Fenster saß, schwand jede Besorgnis. Wichtig sah der Bäcker Vidal aus, aber von Zorn oder Übelwollen war in dem breiten Gesicht keine Spur zu sehen. Schon von weitem streckte er Pierrine die Hand entgegen, und die ersten Worte, die er hervorbrachte, waren die üblichen Erkundigungen.

Endlich, nachdem von beiden Seiten über Gesundheit, Geschäfte und Angehörige weitläufig Bescheid gegeben war und die unerläßliche Literflasche mit zwei Gläsern auf dem Tische stand, rückte sich der dicke Mann behaglich zurecht, faltete die Hände über dem Bauche und sagte feierlich:

„Pierrine Caduchon, Sie sind ein ehrlicher Mann und werden mir eine Frage ehrlich beantworten: Versteht sich der Lütin aus dem Grunde auf die Sägemüllerei?“

„Auf die Sägemüllerei?“ wiederholte Pierrine erstaunt.

„Ja, aber verstehen Sie mich recht,“ fuhr der Bäcker fort. „Ich meine nicht, ob er Ihnen ein geschickter Handlanger ist, sondern, ob er das Ganze zu regieren weiß, so daß man ihm eine Sägemühle mit allem, was drum und dran hängt, in die Hände geben könnte?“

„Freilich könnte man das,“ antwortete

Pierrine mit steigender Verwunderung; „aber pardon, excuse, Monsieur Vidal, soviel ich weiß, hat der Lütin nicht im Willen, von mir fortzugehen.“

„Nur Geduld!“ fiel der Bäcker ein. „Glaub's schon, daß der Junge nicht ans Fortgehen denkt, aber was nicht ist, kann werden, denn warum? Jeder muß auf seinen Vorteil bedacht sein. Ihre Sägemühle, Pierrine Caduchon, ist gewiß keine von den schlechtesten und ich will nichts dagegen gesagt haben, aber die vom alten Henriot in Arressi ist doch noch besser. Der Henriot hat die Absicht, sich zur Ruhe zu setzen, da will ich ihm das Anwesen abkaufen und will's meiner Claudine als Mitgift geben. Die Claudine will nämlich partoutement einen Sägemüller haben... Na, Pierrine Caduchon, was meinen Sie nun? — wird der Junge nicht mit beiden Händen zugreifen?“

Pierrines Augen waren immer größer geworden.

„Diou di Diou, daß ich von der Geschichte nichts gemerkt habe!“ rief er, als der Bäcker schwieg.

„War auch nichts zu merken,“ antwortete Monsieur Vidal würdevoll. „Der Lütin, das muß ich ihm zur Ehre nachsagen, hat gar nicht gethan, als ob ihm die Claudine was schuldig wäre. Aber sie hat ein dankbares Herz und kann's nicht vergessen, daß er sich um ihretwillen in Gefahr begeben... Unter uns gesagt, mir wäre ein reicherer Schwiegersohn lieber gewesen. Da ist zum Beispiel der Mathurin Bonnicaut von Jurançon, der nähme die Claudine lieber heut als morgen und meine Bäckerei dazu, und ließe sich von seinem Bruder auszahlen, aber das Mädchen will nicht. Bitterlich geweint hat sie, als ich ihr damit gekommen bin, und hat versichert: den Lütin wollte sie haben oder keinen. Na, was habe ich machen wollen? Die Hauptsache ist denn doch, daß man seine Kinder glücklich und zufrieden sieht, und das arme Ding, die Claudine, hat so viel aushalten müssen, und warum wäre sie denn die Tochter vom reichen Vidal, wenn sie nicht einen Mann nach ihrem Herzen haben sollte? Kurz und gut, ich gebe meinen Segen, der Lütin kriegt meine Tochter und die Sägemühle dazu, denn hier in der Einöde kann die Claudine nicht leben.“

Der Backer schwieg, aber der erwartete Ausbruch freudiger Dankbarkeit erfolgte nicht. Pierrine sah vollkommen ein, welch großes Glück dem Lütin geboten wurde — wie kam es denn, daß er gleichsam davor erschrak? Hatte er sich etwa eingebildet, daß der Junge Zeit seines Lebens bei ihm bleiben würde, in der Einöde, wie Bäcker Vidal sagte? Nach Worten suchend, stammelte er etwas von Ehre und Überraschung.

„Schon gut, schon gut!“ fiel der Bäcker ein. „Das alles versteht sich von selbst, wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Eigentlich hätte ich mit der ganzen Geschichte zu den Eltern des jungen Mannes gehen müssen; aber da sind drei Frauenzimmer im Hause — natürlich hätte da gleich ganz Arressi Bescheid erfahren, und das soll nicht sein. Die Claudine will erst wissen, ob der Lütin sie auch wirklich lieb haben kann — junge Mädchen haben nun einmal ihre Schrullen! — Die paar Narben, die sie von ihrem Brande im Gesicht behalten hat, machen ihr Sorge.“

„Hoffentlich können die noch ausheilen!“ rief Pierrine. Eine Frau mit entstelltem Gesicht erschien ihm für seinen Lütin unmöglich.

„Freilich können sie das — und wenn nicht, so ist's weiter auch kein Unglück,“ gab Monsieur Vidal gleichmütig zur Antwort. „Da kommt der Lütin,“ fuhr er, aus dem Fenster deutend, fort. „Wir sagen ihm also, daß ich ihn einlade, auf acht bis vierzehn Tage mit nach Arressi zu gehen, um mir bei Ankauf und Übernahme der Sägemühle mit Rat und That zur Hand zu sein. Auf die Manier trifft er alle Tage mit der Claudine zusammen und kann sein Sprüchlein anbringen. Mir hat das dumme Mädchen das Wort abgenommen, dem Lütin nichts zu sagen, aber Sie können's ihm immer stecken, daß

ich mich darein ergeben will, wenn er mein Schwiegersohn wird. — Glück hat der Junge, bekommt die Tochter vom reichen Vidal zur Frau!“

„Und die Claudine bekommt den schönsten Burschen weit und breit!“ rief Pierrine in gereiztem Ton; aber der Eintritt des Lütin brachte ihn zur Besinnung. Was er auf dem Herzen hatte, konnte er dem Alten nach der Hochzeit sagen — jetzt durfte er das Glück seines Lieblings nicht durch Empfindlichkeit aufs Spiel setzen.

Bäcker Vidal begrüßte den Lütin mit großer Herzlichkeit und wiederholte sein Anliegen; Onkel Pierrine stimmte zu — dem Lütin blieb also nichts übrig, als sich, seinem inneren Widerstreben zum Trotz, ebenfalls bereit zu erklären, Monsieur Vidal zu begleiten.

Als er in sein Kämmerchen hinaufstieg, seine Sachen zusammenzupacken, ging ihm Onkel Pierrine nach.

„Junge, Junge, du machst ja ein Gesicht wie Karneval, wenn Aschermittwoch im Anzuge ist!“ sagte er in seiner gutmütig-neckischen Weise; aber dem Lütin war nicht scherzhaft zu Mute.

„Soll ich etwa freundlich dreinsehen, wenn ich plötzlich hier fort muß, um diesem hochnäsigen Menschen zu Diensten zu sein?“ rief er, indem er ingrimmig in den Quersack stopfte, was ihm gerade in die Hände kam. „Warum sagtest du nicht, wir hätten zu viel zu thun, ich könnte jetzt nicht fort?“

„Weil man seinen Freunden und Nachbarn gefällig sein muß,“ gab Onkel Pierrine zur Antwort; und nach einer Pause fügte er hinzu: „Diesmal soll die Gefälligkeit aber nur den Vorwand abgeben. Die Claudine hat ihr Herz an dich gehängt, und wenn ich dir sage, daß der Alte einwilligt ...“

Lütin fuhr auf.

„Damit soll er warten, bis man danach verlangt!“ rief er. „Ich nehme keine Reiche!“

Pierrine trat an das kleine Giebelfenster und sah einen Augenblick in das säuselnde Laub der davorstehenden Birke; dann wendete er sich um und sagte ernst: „Man soll in solchen Dingen niemand zureden; nach Geld heiraten, wenn man zwei gesunde Fäuste hat und seine Arbeit versteht, ist eine Feigheit, die ich dir am allerwenigsten zutraue. Aber wenn sich zwei lieb haben, sollen sie nicht fragen, ob reich, ob arm; das ist auch eine Feigheit, die Unglück bringt — ich hab's erfahren.“

„Ja, wenn man sich lieb hat!“ rief der Lütin. Ohne den Einwurf zu beachten, fuhr Onkel Pierrine fort:

„Für die Sylvaine war ich reich, und in ihrem Stolz hat sie mich ausgeschlagen, den sie lieb hatte, und einen anderen geheiratet, mit dem sie unglücklich geworden ist, und ich bin einsam geblieben, bis ich dich hergenommen habe. Das sind traurige Jahre gewesen, mein Junge, und ich möchte dir's ersparen, daß du Ähnliches erlebst.“

In diesem Augenblick streckte sich der struppige Kopf des Cadet zur Thür herein.

„Hier stecken Sie, not' maître, und der Gast ist allein!“ sagte er vorwurfsvoll; „und Frühstück soll's doch auch geben, und mehr als zwei Hände habe ich nicht ...“

„Schon gut, schon gut, ich komme,“ antwortete Pierrine und ging mit dem Alten hinunter, während sich der Lütin halb belustigt, halb ingrimmig fragte, wie Onkel Pierrine wohl auf den Gedanken gekommen sei, daß er die Claudine Vidal lieb hätte? — Das Mädchen that ihm leid; er wollte sich Mühe geben, ihr so sanft als möglich ihre Täuschung klar zu machen.

Dann trat auch er an das kleine Fenster, sah in die Birke hinein, die, schlank und biegsam wie die Gestalt der Lütine, ihn immer an sie erinnerte, und fragte sich selbst: was sie wohl zu seiner Brautfahrt wider Willen sagen würde?

Um dieselbe Zeit, als Bäcker Vidal und Lütin gen Arressi fuhren und sich gegenseitig gerade nicht die beste Gesellschaft waren, holte Monsieur Lepoirier seine Tochter aus dem Kloster ab, installierte sie in dem bescheidenen Gasthause der Vorstadt, wo er sich einquartiert hatte,

und wies die Geschwister darauf an, sich so gut sie könnten miteinander zu unterhalten, da er durch Geschäfte in Anspruch genommen sei.

Monsieur Lepoirier war nach Pau gekommen, die Erbschaft eines Vetters anzutreten, der in der ganzen Stadt als reicher Geizhals gegolten hatte. Voll froher Erwartungen war er auf die Nachricht vom Tode des Alten herbeigeeilt, hatte sich sogar den Luxus gestattet, Louis Bernadotte mitzunehmen, und mußte nun erfahren, daß sich die ganze Hinterlassenschaft auf einen Weinberg bei Jurançon beschränkte — alles übrige war durch unglückliche Spekulationen verloren gegangen.

Von einem längeren Aufenthalt in Pau konnte für Monsieur Lepoirier unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Am liebsten wäre er auf der Stelle wieder abgereist und hätte die Erbschaftsangelegenheit einem Advokaten übertragen; aber was sollte er mit seiner Tochter anfangen? In seine Häuslichkeit konnte er sie nicht bringen, da gab es kein Winkelchen zu ihrer Aufnahme, und das Wirtshausleben, das er seit dem Tode seiner Anastasia führte, konnte sie auch nicht teilen. Je länger er die Sache in Erwägung zog, um so mehr kam er zu der Einsicht, daß ihm nichts übrigbleiben werde, als den Heiratsantrag des Herrn Gustave Pierrot anzunehmen. Der junge Mann war freilich nicht zum besten beleumdet, aber hoffentlich hatte er sich die Hörner abgelaufen. Wie oft sind leichtsinnige junge Leute die besten Ehemänner geworden! Und das Geschäft des Vaters war gut, die ganze Familie wohl angesehen. Und war's denn nicht ein unverkennbarer Wink des Schicksals, daß dieser Antrag gerade jetzt erfolgte, wo das arme Mädchen haltlos und obdachlos war? Monsieur Lepoirier redete sich nach und nach in die Überzeugung hinein, daß er nicht besser als durch diese Heirat für das Glück seiner Tochter sorgen könne.

So machte er denn Monsieur Pierrot senior einen Besuch und wurde gebeten, „ohne Umstände“ mit seinen Kindern zum Abendessen zu kommen. Monsieur Gustave wäre leider in Geschäften verreist und käme erst in einigen Tagen zurück, aber Mademoiselle Lepoirier konnte die übrigen Familienglieder kennen lernen, die vor Verlangen brannten, sie zu sehen. Monsieur Lepoirier nahm die Einladung an und gab im Laufe des Gesprächs diplomatisch zu verstehen, daß er bedaure, sein Kind unter diesen Verhältnissen erst noch in das für junge Gemüter so berauschende Pariser Leben einführen zu müssen. Im Kloster, fügte er hinzu, möge er sie aber auch nicht lassen, da sich die Oberin über die beabsichtigte Verbindung in einer Weise geäußert, die seine Tochter mit Mißtrauen erfüllen müsse. Darauf schlug Monsieur Pierrot vor, die junge Dame bis zur Hochzeit, die möglichst beschleunigt werden sollte, seiner Schwester anzuvertrauen. Monsieur Lepoirier ging freudig auf dies Anerbieten ein und kam, um eine große Sorge erleichtert, zu seinen Kindern zurück.

Die Geschwister hatten sich in den wenigen Stunden des Beisammenseins innig zusammengefunden. In beiden lag halb unbewußt die Sehnsucht nach einem Heimischwerden im Vaterhause, das Lütine nie, Louis Bernadotte nur unvollkommen zu teil geworden war; der Bruder, die Schwester waren ein Teil desselben, das sie mit dankbarer Freude in Besitz nahmen. Und außerdem gefielen sie sich so gut. Louis Bernadotte fand die Lütine hübscher als die Schwestern aller Kameraden, in deren Familien er verkehrte; auch lachte sie nicht über seine Schülermanieren, wie diese spottsüchtigen jungen Damen zu thun pflegten, und hörte aufmerksam zu, als er von seinen Studien berichtete — viel aufmerksamer als der Vater, der ihm beständig von seiner künftigen Mission als Politiker vorsprach, während dem Knaben das kleinste Insekt, das geringste Moos wichtiger erschien als Ministerwechsel oder parlamentarische Zänkereien.

„Ich will ein Gelehrter werden, ein

Professor," sagte Louis Bernadotte mit aufleuchtenden Augen, „und du sollst mein erster Schüler sein. Wenn ich Donnerstags und Sonntags nach Haus komme, gebe ich dir Unterricht, zeige dir mein Herbarium, meine Käfersammlung und alle die herrlichen Tiere im Jardin des plantes. Bis jetzt habe ich niemand gehabt, der sich mit mir darüber freute; nun wirst du mein Kamerad, und es wird das schönste Leben, was du dir denken kannst!"

Mit trübem Lächeln und gemischter Empfindung hörte ihm Lütine zu. Einesteils fühlte sie sich zu dem Bruder hingezogen, der ihr mit so warmem Herzen entgegenkam; andereuteils wurde es ihr schwer, sich von allem loszureißen, was ihr bisher vertraut gewesen war. Ob ihr Paris wohl je so lieb werden konnte wie Arressi, und Louis Bernadotte so lieb wie der Lütin?

Müßige Frage! Sobald der Vater zurückkam, erfuhr sie, daß von ihrer Übersiedelung nach Paris nicht mehr die Rede war. Aber unter diesen Bedingungen in der Heimat bleiben, war schlimmer, als sich davon losreißen müssen.

„O nein, nein!" rief sie und streckte wie zur Abwehr die Hände aus, als der Vater ihre Heirat mit Monsieur Gustave Pierrot für beschlossen erklärte.

„Keine Kindereien, meine Tochter!" sagte Monsieur Lepoirier streng, indem er die Arme kreuzte und den Kopf in den Nacken warf. „Als du dich heute morgen zu der unpassenden Äußerung hinreißen ließest, du möchtest Monsieur Gustave nicht, habe ich das mit deiner Überraschung entschuldigt; jetzt aber, da du Zeit gehabt hast, darüber nachzudenken ..."

„Lieber Papa, ich kann ihn wirklich nicht heiraten!" rief Lütine; „nie im Leben ist mir ein Mensch so unangenehm gewesen!"

„Unsinn!" fiel ihr Monsieur Lepoirier ins Wort. „Was weißt du denn von ihm? was weiß überhaupt solch ein Kindskopf wie du vom Heiraten? Ich, dein Vater, habe den passenden Mann für dich auszuwählen, ich allein, da dir die Mutter durch den Tod entrissen ist. Ich bin für dein Glück verantwortlich im Himmel und auf Erden und werde mich in dem, was ich als gut und richtig erkannt habe, nicht irre machen lassen... Geh, Kind," fuhr er nach einer Pause in milderem Tone fort, „zieh dein Sonntagskleid an, mache dich überhaupt so hübsch du kannst; deine zukünftige Familie soll mit dir zufrieden sein."

Lütine ging — was blieb ihr anders übrig, als zu gehorchen. Ihr Sonntagsstaat war das weiße Kleid mit blauer Schärpe, in dem sie den Lütin zum letztenmal, den ihr bestimmten Gatten zum erstenmal gesehen — wer ihr damals gesagt hätte, daß diese Begegnung über ihr Leben entscheiden sollte! Was war's denn mit dem Schicksal der Menschen, wenn ein Zufall darüber bestimmte? Oder wenn das Zusammentreffen mit dem jungen Manne eine Fügung gewesen, warum wählten die Heiligen gerade ihn für sie aus, von dem sie zum voraus wußte, daß sie ihn niemals lieb gewinnen konnte? — Ach, und das Liebhaben, wie traurig war es damit bestellt, wenn sie und der Lütin so voneinander gehen konnten wie das letzte Mal! Tiefe Mutlosigkeit, dumpfe Resignation kam über sie, und als sie am Arm des Vaters dem Pierrotschen Hause zuging, hatte sie jenes seltsame Gefühl von Willenlosigkeit, mit dem wir uns zuweilen, wie von fremder Kraft gelenkt, im Traume bewegen.

Traumhaft unbestimmt waren auch die Eindrücke, die sie empfing, als sie, in das Prunkzimmer des Pierrotschen Hauses eingeführt, von einer Anzahl fremder Menschen umringt wurde, eine Anzahl fremder Namen hörte, sich nach links und rechts verbeugte, eine Flut von Schmeicheleien über sich ergehen ließ, auf eine Flut von Fragen Antwort gab und dabei das Gefühl hatte, als wäre sie von dem allen wie durch einen Nebel abgetrennt, aus dem nur hin und wieder einzelne Menschen und Dinge auftauchten.

Und dann saß man bei Tisch. Eine wirre Unterhaltung wogte an Lütine vorüber, Reden wurden gehalten, Toaste aus-

gebracht; alles schrie und lachte durcheinander. Plötzlich klangen aus dem Lärm zwei Stimmen zornig-scharf hervor. Lütine schrak zusammen — der Traum war zerstoben; mit wachen Sinnen und klopfendem Herzen hörte sie jedes Wort.

„Den Weinberg verkaufen — einen Weinberg in Jurançon — das wäre eine Sünde und Schande!“ rief der alte Pierrot; „Ihrer Tochter werden Sie ihn mitgeben, mein lieber Monsieur Lepoirier. Wer eben solche Erbschaft gethan hat, darf es auf ein paar Acker Weinland nicht ansehen.“

„Meinen Sie!“ antwortete Monsieur Lepoirier in gereiztem Tone. „Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß die ganze Erbschaft nur aus diesem Weinberge besteht?“

Lautes Gelächter erschallte; nur Monsieur Pierrot zog die Brauen zusammen und fragte:

„Ist das Ihr Ernst, Monsieur Lepoirier?“

„Mein völliger Ernst,“ antwortete dieser.

„Dann hat man mich belogen und betrogen!“ rief der andere wieder, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Um Gottes willen, Monsieur Pierrot!“ — „Lieber Bruder!“ — „Lieber Vetter!“ klang es von allen Seiten auf ihn ein; aber er wollte nicht hören.

„Nein, ich lasse mir das nicht bieten!“ schrie er wieder. „Auf der Stelle will ich wissen, was Sie Ihrer Tochter mitgeben können, wenn es mit dieser Erbschaft nichts ist!“

„Lieber Herr Lepoirier, hören Sie nicht auf ihn ... antworten Sie ihm nicht; Sie sehen wohl, er hat zu viel getrunken,“ baten einige der Familienglieder. Aber Monsieur Lepoirier war nicht der Mann dazu, solche Beleidigungen ruhig hinzunehmen.

„Was ich meiner Tochter mitgeben kann, hat niemand zu fragen, sondern höchstens, was ich ihr mitgeben will!“ antwortete er, bleich vor Zorn, mit bebender Stimme. „Sie hätten das längst von mir erfahren können! Meine Tochter bekommt die Aussteuer ihrer Mutter und ihren Anteil am Eingebrachten derselben, das heißt 8600 Franken.“

Monsieur Pierrot lachte laut auf.

„8600 Franken!“ rief er, während die Seinigen mit langen, verlegenen Gesichtern dreinschauten. „Das wagt man mir zu bieten! Halten Sie mich für einen Narren, Monsieur Lepoirier?“

„Sie scheinen mich dafür gehalten zu haben!“ fiel ihm der kleine Mann erbost ins Wort. „Schreiben mir, als ob Ihr Taugenichts von Sohn eine große Passion für meine Tochter gefaßt hätte und nur aus Liebe zu ihr wieder auf den rechten Weg kommen könnte. — Passion für die Erbschaft war's! — Nun, so hören Sie denn, daß meine Tochter auch nach meinem Tode nichts weiter bekommt, als was ihr von ihrer Mutter zufällt. Alles, was ich habe, verdiene oder erbe, gehört meinem Sohn Louis Bernadotte, den ich zu einer glänzenden politischen Laufbahn bestimme. — Kommt, meine Kinder!“

Mit diesen Worten bot er Lütine den Arm, faßte die Hand seines Sohnes und schritt steifer als je der Thür zu.

Man versuchte ihn zurückzuhalten; er schüttelte jedoch stumm den Kopf und eilte, seine Kinder mit sich fortziehend, aus dem Zimmer, den Flur entlang, während ihm ein Durcheinander aufgeregter Stimmen nachschallte.

Aber noch ehe er die Hausthür erreichte, wurde sie aufgerissen, und herein trat Monsieur Gustave, im grau karrierten englischen Reiseanzuge, mit Plaid und Umhängetasche, das Musterbild eines Touristen.

„Darf ich meinen Augen trauen ... Mademoiselle Lepoirier! ... welch unerwartetes Glück!“ rief er. Ein Telegramm des Vaters hatte ihn zurückgerufen, um die Verlobung mit der vermeintlichen Erbin womöglich noch heute abend zu stande zu bringen. „Monsieur Lepoirier, nicht wahr?“ fuhr er, sich an diesen wendend, mit süßem Lächeln fort. „Mein Name ist Gustave Pierrot ... nun dürfen Sie noch nicht gehen! ich bitte, ich beschwöre Sie, mir noch eine halbe Stunde das Glück zu gönnen ...“

„Nicht eine Minute, mein Herr, nicht eine Minute!“ unterbrach ihn Monsieur Lepoirier. „Ich und meine Tochter sind hier im Hause gröblich beleidigt ... zwischen uns ist alles zu Ende!“

Mit diesen Worten stelzte er an dem jungen Mann vorbei und verschwand im Dunkel der Straße. Monsieur Gustave sah ihm einen Moment in starrer Verwunderung nach.

„Hol sie der Teufel!“ murmelte er dann; im nächsten Moment aber fügte er, eine klägliche Grimasse machend, hinzu:

„Was mag's denn gegeben haben? Ich hatte so fest auf die Mitgift gerechnet.“

* * *

Am nächsten Morgen kündigte Monsieur Lepoirier seinen Kindern an, daß sie — wenn es ihm möglich wäre, seine Geschäfte im Laufe des Tages zu ordnen — mit dem Pariser Nachtzuge abreisen würden. Auf Louis Bernadottes Bitten gab er ihnen Erlaubnis, Stadt und Schloß zu besehen, und wie ein paar Vögel, die dem Käfig entfliehen, eilten sie auf und davon, während der Vater in schweren Gedanken zurückblieb.

Da es zu früh war, seine Geschäftswege anzutreten, griff er zur Zeitung; aber selbst ihre Zauberstimme vermochte heute nicht, ihn von seinen persönlichen Sorgen abzulenken; immer wieder drängte sich ihm die Frage auf, was er mit seiner Tochter, dem Unglückskinde, beginnen solle.

Plötzlich schreckte ihn ein heftiges Anklopfen aus seinen Grübeleien auf; ehe er „herein!“ sagen konnte, wurde die Thür geöffnet, und herein trat in elegantem Morgenanzuge, mit blauer Kravatte und rehfarbenen Handschuhen Monsieur Gustave Pierrot.

Monsieur Lepoirier schreckte von seinem Stuhle auf.

„Sie, mein Herr!“ rief er, und Ton und Miene waren nichts weniger als freundlich. Monsieur Gustave ließ sich jedoch nicht einschüchtern.

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie zu dieser ungehörigen Stunde überfalle,“ sagte er, mit nachlässiger Verbeugung näher tretend. „Aber da mir alles daran liegt, sobald als möglich mit Ihnen zu besprechen ...“

„Mein Herr, ich wüßte nicht, daß wir noch irgend etwas zu besprechen hätten!“ fiel ihm Monsieur Lepoirier ins Wort. „Sie hätten besser gethan, mir und sich selbst diese Begegnung zu ersparen.“

Monsieur Gustave schüttelte traurig den Kopf.

„Ich war auf diesen Empfang gefaßt,“ sagte er; „Sie sind gekränkt, sind zornig und haben ein Recht dazu. Aber auf der anderen Seite wären Sie nicht der Mann, der Sie sind, wenn Sie mich ungehört verurteilen könnten.“

Monsieur Lepoiriers Miene wurde milder.

„Wohlan, mein Herr, ich höre Sie, setzen Sie sich,“ gab er zur Antwort, indem er selbst den früheren Platz wieder einnahm. Der junge Mann setzte sich ihm gegenüber.

„Ich komme, wie Sie sehen, als Bittender,“ sagte er mit selbstgefälligem Lächeln; „eigentlich hätte ich jedoch das Recht, Forderungen zu stellen. Um Ihretwillen, das heißt, weil ich dem Besitz Ihrer Fräulein Tochter nicht entsagen will, habe ich mich mit meiner Familie überworfen.“

„Das hätten Sie nicht thun sollen, mein lieber Herr,“ erwiderte Monsieur Lepoirier; „ich kann Forderungen, die sich darauf gründen, nicht als berechtigt ansehen.“

„Wie falsch Sie meine Worte deuten,“ klagte Monsieur Gustave. „Das unzarte Benehmen meines Vaters hat Ihnen Mißtrauen gegen meine Gefühle für Mademoiselle Lepoirier eingeflößt.“

„Gefühle für Mademoiselle Lepoirier, der eine bedeutende Erbschaft zugefallen sein sollte!“ rief Monsieur Lepoirier mit spöttischer Miene.

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen,“ sagte er, und nach kurzer Pause fuhr er

mit häßlichem Lächeln fort: „Wir können auch aus einer anderen Tonart, rein geschäftlich, miteinander reden, mein Herr. — Sie wünschen Ihre Tochter zu verheiraten . . .“

„Nicht um jeden Preis, mein Herr!“ fiel Monsieur Lepoirier ein; „ich fürchte sogar, daß ich im Begriff war, mich zu übereilen. Meine Tochter ist noch zu jung zum Heiraten.“

„Diese Überlegung kommt etwas spät,“ antwortete Monsieur Gustave, „die gestrige Familienzusammenkunft kann nicht unbemerkt geblieben sein; das Abbrechen eines so weit gediehenen Heiratsprojektes hat aber immer nachteilige Gerüchte zur Folge. Ein Vater, dem das Wohl seiner Tochter am Herzen liegt, sollte sie dem nicht aussetzen.“

Monsieur Lepoirier wurde dunkelrot.

„Wie dürfen Sie sich erlauben, mein Herr!“ rief er mit bebender Stimme. „Wenn ich mich übereilt habe, so war nur die Weichheit meines Vaterherzens daran schuld. In meinem Hause kann ich dem Kinde leider nicht die Heimat bieten, deren ein junges Mädchen bedarf . . .“

Er brach ab; die aufleuchtenden Augen seines Gegenüber sagten ihm, daß es unvorsichtig gewesen, seine Karten zu zeigen.

„Ein neuer Beweis für meine Ansicht der Dinge,“ sagte der junge Mann. „In Ihrem Hause ist, wie Sie selbst gestehen, kein Platz für Ihre Tochter; aus dem Kloster hat man sie, wie sie in ihrer reizenden Unbefangenheit meiner Tante verraten, gewissermaßen ausgestoßen; das beste Auskunftsmittel bleibt also eine Heirat und zwar die Heirat mit mir. Oder glauben Sie, daß sich bei der geringen Mitgift, die Sie bieten, ein anderer Bewerber finden wird? — Ihr scharfer Verstand, Ihre Menschenkenntnis werden Ihnen die richtige Antwort geben.“

Nach diesen Worten lehnte sich Monsieur Gustave in seinen Sessel zurück, während sich Monsieur Lepoirier fragte: was wohl diesen jungen Mann dazu bestimmen möge, sich mit der geringen Mitgift zu begnügen? An die Leidenschaft für seine Tochter glaubte er nicht. Aber es gab wichtigere Dinge zu erörtern.

„Angenommen, es wäre, wie Sie sagen,“ fing er nach einer Pause wieder an, „so hätte ich doch vor allem zu fragen, welche Existenz Sie meiner Tochter bieten können? Ihr Vater schrieb mir, Sie würden als Compagnon in sein Geschäft treten; dabei war wohl auf meines Vetters Erbschaft gerechnet?“

Monsieur Gustave überhörte die Frage.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich mich mit meinem Vater überworfen habe,“ gab er zur Antwort. „Aber es ist gut so — ich passe nicht mehr in die kleinlichen Verhältnisse der Provinz. Paris ist die einzige Stadt der Welt, wo ein Mann von Geist und Talent leben kann; lieber dort Commis sein als Geschäftsinhaber in diesem Winkelstädtchen. Ich werde mir in einem großen Handelshause eine Stelle suchen. Mit meinen Kenntnissen bin ich überall willkommen . . .“

„Und doch sind Sie seit Jahr und Tag außer Thätigkeit!“ schaltete Monsieur Lepoirier ein.

„Weil ich ein leichtsinniger Bursche war!“ rief der junge Mann. „Aber das ist vorbei. Ich werde mich der Neigung Ihrer Fräulein Tochter würdig zeigen . . .“

„Sie irren, mein Herr!“ fiel ihm Monsieur Lepoirier ins Wort. „Es thut mir leid, Sie zu verletzen, aber der Wahrheit die Ehre: meine Tochter hat keine Sympathie für Sie — im Gegenteil, sie sträubt sich gegen die Heirat.“

„Die Gans!“ sagte Monsieur Gustave zu sich selbst, laut aber gab er zur Antwort: „Junge Mädchen täuschen sich über ihre Empfindungen oder wünschen erobert zu werden — auch dazu fühle ich die Kraft in mir, wenn mir eine Gelegenheit gegeben wird, die junge Dame zu sehen.“

„Gut, ich will Ihnen gestatten, uns hin und wieder in Paris zu besuchen,“ sagte Monsieur Lepoirier.

„In Paris!“ wiederholte der junge Mann, und im Fluge schoß ihm durch den Kopf, daß es für seine Wünsche ge-

fährlich werden könne, wenn das junge Mädchen im Hause des Vaters heimisch würde. Monsieur Lepoirier konnte sich an sie gewöhnen, und sie hatte dann noch weniger Veranlassung als jetzt, auf einen Heiratsantrag einzugehen, der nicht nach ihrem Herzen war.

„In Paris!“ sagte er noch einmal. „Wollen Sie wirklich Mademoiselle Lepoirier dorthin mitnehmen? Ihr Hauswesen für die wenigen Wochen, um die es sich handeln kann, völlig umstürzen? Ziehen Sie lieber die guten Leute ins Vertrauen, bei denen Mademoiselle Jeanne in Arressi aufgezogen ist. Die werden das Pflegetöchterchen mit Freuden aufnehmen, bis ich im stande bin, sie als meine Gattin in ihr eigenes Haus zu führen.“

Jetzt hatte der junge Mann den richtigen Ton getroffen. Monsieur Lepoiriers Miene erheiterte sich von Wort zu Wort; auf diese Weise wurden ihm eine Menge Kosten und Unbequemlichkeiten erspart.

„Das ließe sich in Erwägung ziehen,“ sagte er in freundlicherem Tone als bisher.

Monsieur Gustaves Zuversicht wuchs.

„Warum erst noch in Erwägung ziehen, mein lieber Herr Lepoirier!“ rief er. „Haben Sie mit Ihrem raschen Blick erkannt, daß mein Vorschlag Berücksichtigung verdient, so lassen Sie uns gleich zur Ausführung schreiten. Es ist Markttag, irgend ein Mitglied der Familie — Caduchon heißt sie ja wohl? — ist sicherlich hier; da könnten Sie die Sache sofort ins reine bringen.“

Monsieur Lepoirier war einverstanden. Er nahm seinen Hut und folgte dem jungen Manne, den er im stillen seinen Retter nannte. Monsieur Gustave aber, nachdem er sich an der nächsten Straßenecke von seinem künftigen Schwiegervater verabschiedet hatte, lachte ingrimmig vor sich hin.

„Elende Krämerseele, für diese Morgenstunde sollst du mir büßen!“ sagte er in Gedanken zu sich selbst. „Jetzt muß ich dir und deiner albernen Tochter den Hof machen, denn der nächste Wechsel ist in sechs Wochen fällig, den muß die Mitgift bezahlen. Aber habe ich das Vögelchen erst im Käfig, so werden andere Saiten aufgespannt. Monsieur Lepoirier bezahlt den Rest meiner Schulden, nimmt mich als Compagnon ins Geschäft und wird sich gewöhnen, mir für meine Vergnügungen so viel Zeit und Geld zu geben, als ich brauche.“

Und mit abermaligem Auflachen das Stöckchen schwenkend, ging Monsieur Gustave siegesfroh seines Weges.

Als Lütine und Louis Bernadotte von ihrer Wanderung zurückkamen, erfuhren sie, daß sich des Vaters Pläne abermals geändert hatten.

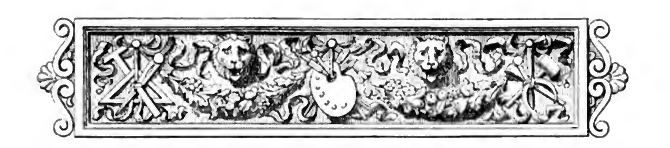
„Ich und Louis Bernadotte reisen heute abend allein,“ sagte er; „du, meine Tochter, kommst nach, wenn die nötigen Vorbereitungen zu deiner Aufnahme getroffen sind. Bis dahin wirst du dich, wohl zum letztenmal im Leben, in Arressi einquartieren. Ich habe Großmutter Jeanneton und Monsieur Caduchon getroffen. Sie sind mit dem Wagen in der Stadt und werden dich abholen.“

Von der Wiederaufnahme des Heiratsprojektes sagte Monsieur Lepoirier nichts. War es wirklich nur, wie er sich einzureden suchte, der Wunsch, eine abermalige Scene zu vermeiden, oder ein Gefühl der Scham, das ihn dazu bestimmte? Wie dem auch sein mochte, er hatte beschlossen, Lütine erst von Paris aus mit dem Beschluß über ihre Zukunft bekannt zu machen.

Louis Bernadotte war tief betrübt; sein Versuch, den Vater umzustimmen, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Die letzten Stunden des Beisammenseins vergingen; Vater Jean kam mit dem Falben vorgefahren, und die Geschwister mußten sich trennen.

„Wir wollen uns auf das Wiedersehen freuen,“ sagte Louis Bernadotte sich selbst zum Trost, als er die Schwester umarmte. — Wer ihm gesagt hätte, wie lange Zeit zwischen heute und diesem Wiedersehen liegen sollte!

(Schluß folgt.)



Gabriel Max.

Von

Adolf Kohut.



Der Genius hat seine eigene Bahn; bewegte er sich im Kreise des täglichen Lebens, so wäre er eben nicht der Genius, sondern etwas Alltägliches. Seine Bahn ist nicht notwendig eine phantastisch irrende, obwohl es oft so scheinen mag, da sie in weiten Kreisen geht. Der Genius ist gut und groß, und in seiner Güte und Größe sucht er die ewigen Gesetze der Ordnung, sucht er das Leben harmonisch zu gestalten." Dieser Ausspruch Lewes', des berühmten Biographen Göthes, findet seine trefflichste Anwendung auf einen Genius, dem diese Skizze gewidmet ist, auf Gabriel Max. Die kleinen Geister, welche an alles Große und Gewaltige ihren winzigen Maßstab anzulegen pflegen, machten ihm vom Beginn seiner glanzvollen künstlerischen Laufbahn bis auf den heutigen Tag den Vorwurf, daß er nicht auf den staubigen Heerstraßen der Historien- und Genremaler der Durchschnittsbegabung einherwandle, sondern sich Pfade gewählt habe, welche durchaus abseits vom Wege seien; daß er mit Vorliebe durch Dickicht und Gestrüpp sich eine Bahn zu ebnen suche und es nicht verschmähe, seltene Blumen und Pflanzen zu pflücken, trotzdem sie einen betäubenden Duft verbreiten und das Leben vergiften. Diese Anklagen fanden jedoch nur kurze Zeit ein Echo bei dem deutschen Volke. Je mächtiger Gabriel Max seine künstlerischen Schwingen entfaltete und je zahlreicher die Gemälde wurden, welche er auf den Markt brachte, desto mehr wuchs die Sympathie des Publikums für den eigenartigen und originellen Meister; und wenn die Stimmen der kritischen Rhadamanthusse gar zu laut wurden, konnte sich der Meister mit dem Ausruf Lessings trösten:

> Wer wird nicht einen Klopstock loben?
> Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
> Wir wollen weniger erhoben
> Und fleißiger gelesen sein.

Und in der That wurde er „fleißig gelesen", d. h. seine Bilder wurden emsig gekauft, während die Schöpfungen vieler von der Kritik belobten gebildeten Mittelmäßigkeiten zuweilen von Ausstellung zu Ausstellung wanderten, ohne Käufer zu finden. Aber von Jahr zu Jahr wird die Zahl der grundsätzlichen Tadler von Gabriel Max geringer, und in den weitesten Kreisen selbst der berufsmäßigen Beurteiler bricht sich immer mehr die Überzeugung Bahn, daß auch hier des Volkes Stimme Gottes Stimme sei und daß die allgemeine Beachtung, ja die außerordentliche Sensation, welche jedes neue Werk des Künstlers hervorrufe, als eine durchaus berechtigte und naturgemäße bezeichnet werden müsse.

Gabriel Max ist eben ein Genius, der „seine eigene Bahn hat"; den Russen Wereschagin etwa ausgenommen, der aber zumeist die Schattenseiten des Krieges auf die Leinwand gezaubert, hat es noch nie einen Helden der Palette gegeben, welcher

die Tragik, aber auch die Poesie des Leidens, die Abgründe, aber auch die Süßigkeiten des Schmerzes, die Schrecken, aber auch die Geheimnisse des Todes mit solch ergreifenden, ich möchte fast sagen, fascinierenden Farben gemalt hätte wie Max. Was Arthur Schopenhauer in der Metaphysik, ist Gabriel Max in der Malerei; wie jener vertieft auch dieser sich in die Verneinung des Lebens; wie jener hebt auch dieser den Schleier der Maja, und wir erblicken schaudernd die finsteren Gestalten, die auf Erden auf Schritt und Tritt uns entgegengrinsen; und wie jener neigt auch dieser zum Mysticismus hin: das Geheimnisvolle, Unerforschliche und Traumhafte übt auf seinen Geist eine Wirkung aus, welche der scharfe, nur mit den gegebenen Thatsachen und Erscheinungen rechnende Logiker kaum begreifen kann. Ist's daher zu verwundern, daß in unserer Zeit, wo der Pessimismus eine solch gewaltige Rolle spielt, wo die socialen Gegensätze immer schärfer sich zuspitzen und die erleuchtetsten Politiker und Denker ihre ganze Erfindungsgabe erschöpfen, um die gähnende Kluft zwischen arm und reich einigermaßen zu überbrücken, ein Maler die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte, welcher den Weltschmerz in Farben austönen läßt und den Jammer des Daseins in kunstvollen Gebilden uns veranschaulicht? Als echter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts und als Verehrer und Geistesverwandter Heinrich Heines ist aber Max nicht nur Pessimist, sondern auch Satiriker, denn wie der „ungezogene Liebling der Grazien“ ist auch er bestrebt, dem Weltschmerz eine Dosis Ironie beizumischen, und diese pikante Zugabe mußte ein Zeitalter reizen, welches die Tragik des Lebens durch Selbstironie zu mildern trachtet und das über die Wirkung mächtiger Leidenschaften und tiefer Gefühle sich durch einen Scherz oder leichten Spott hinwegzuhelfen sucht.

Alles in allem genommen, erscheint Gabriel Max am Firmament der deutschen Kunst als ein Gestirn, welches in eigenem und nicht erborgtem Glanze leuchtet, und als inkommensurable Größe, welche mit keiner anderen verglichen werden kann. Eine solche Erscheinung ist sehr schwer im Bilde festzuhalten, aber der Versuch muß doch gemacht werden, — heißt es doch auch hier: et in magnis voluisse sat est!

* *
*

Gabriel Cornelius Max stammt aus einer berühmten Künstlerfamilie. Er wurde am 23. August 1840 als Sohn des Bildhauers Joseph Max und der Bildhauerstochter Anna Max, geb. Schumann, in Prag geboren. Beide Großväter des Künstlers waren Bildhauer, und bis ins sechzehnte Jahrhundert läßt sich's nachweisen, daß in der Familie Max die edle Kunst des Praxiteles eine fleißige und würdige Vertretung gefunden. Merkwürdigerweise bestimmte ihn sein Vater nicht zum Bildhauer, sondern zum Maler; denn Joseph Max hatte eine große Vorliebe für die Malerei und malte und zeichnete selbst in den Mußestunden, namentlich aber seit seiner im Jahre 1841 unternommenen italienischen Reise, wo er in Rom die klassischen Meisterwerke italienischer Maler nicht genug bewundern konnte. Daß unser Gabriel bereits als Kind für die Malerei von ihm bestimmt war, beweist schon sein Name. Der zärtliche Vater war der Meinung, daß sein Söhnchen als dritter im Bunde mit den Erzengeln der Malerei: Raphael und Michael (Angelo), nur Gabriel heißen könne. Den ersten Unterricht in seiner Kunst genoß er beim Vater und lebte bis zum fünfzehnten Jahre im glücklichen Daheim bei den geliebten Eltern und drei Geschwistern. Zu jener Zeit gab es im Reiche der Stephanskrone ebensowenig wie in der Stadt des heiligen Nepomuk Staatsschulzwang oder einjährigen Unfreiwilligendienst, der Unterricht der Jugend wurde ausschließlich von den Eltern bestimmt. Ein Schullehrer kam regelmäßig morgens von sieben bis acht Uhr ins Haus und unterwies die Jugend in den nötigen Elementarkenntnissen; das Studium in den fremden

Sprachen, im Lateinischen, Französischen, Englischen u. s. w., fiel nicht gerade auf fruchtbaren Boden, dafür aber schwärmte der junge Gabriel in Gemeinschaft mit fünfzehn bis zwanzig Schülern und Gehilfen des Vaters für das Zeichnen, Malen, Modellieren und die Freuden der Natur. Seine freie Zeit benutzte Gabriel dazu, um sich im Garten herumzutummeln und unter Bäumen zu träumen. An schönen Abenden ging der Jüngling mit seinen Eltern den Hradschin hinauf in das einsame und poetische Altsternbergsche Palais, in welchem der Freund seines Vaters, der Maler G. Kratzmann, Inspektor der daselbst in langen Saalreihen aufgestellten städtischen Gemäldegalerie war. In diesem alten Gebäude auf der Höhe des Hirschgrabens, in den Räumen der Galerie, vor deren Fenstern die Wipfel hoher Bäume, auf welche Jahrhunderte herabblicken, rauschten, wo man bei Amselgesang in Grabesruhe mit alten Meistern verkehren konnte, hielt sich Gabriel tagelang, sich selbst überlassen, malend und zeichnend, auf. Nahe der Stelle, wo Tycho de Brahe und Johann Kepler die ewigen Geheimnisse des Himmels erforschten, umgeben von Bildern auf Gängen, Zimmern, Speichern und Gartensälen, oder, wenn Gesellschaft war, draußen im Mondschein duftender Gartenbäume, lernte er schon frühzeitig die Mysterien der Natur belauschen, und die Schauer der Einsamkeit wie die Melancholie des Daseins erfüllten seine Seele mit unverlöschlichen Eindrücken. „Die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen nimmt“, regte den jugendlichen Romantiker gar gewaltig an, und wenn er das Palais verließ und sich nach Hause begab, konnte er sich an all den mondhellen historischen Bauten, an denen die alte Hauptstadt Böhmens so reich ist, nicht satt genug sehen; und wenn der Vater ihn auf dem Heimwege begleitete, wurde die Gelegenheit benutzt, um Gabriel auf diesem praktischen Wege allerlei Lokalgeschichtskenntnisse beizubringen. Wie absonderlich es auch erscheinen mag, eine Sommernacht in dem damaligen Prag war wie eine Mondnacht in Rom, und als Gabriel Max sich später nach Rom begab, wollte es ihm fast scheinen, als ob er keine fremde Metropole, sondern seine geliebte Vaterstadt vor sich habe! Seine ernste und düstere Stimmung, erzeugt in einsamen Nächten und in geheimnisvollen Gemäldesälen, steigerte sich noch und wurde verbittert, je mehr der Sohn in die Leiden eingeweiht wurde, welche der Vater auszustehen hatte. Obzwar Joseph Max ein vorzüglicher und namentlich im Dekorationsfach tüchtiger Künstler war, dessen Studentendenkmal aus dem dreißigjährigen Kriege, sowie fünfundzwanzig allegorische und historische Figuren am Denkmal des Kaisers Franz, ferner das Radetzkydenkmal und die vier Fürstenbilder am neuen Rathause in Prag ihm in der Geschichte der Bildhauerkunst einen ehrenvollen Namen sichern, so war er doch vielfachen Chicanen in seinem Berufe ausgesetzt. Die verlotterten österreichischen Zustände jener Zeit bereiteten ihm manch herben Kummer, denn da die meisten Bestellungen durch Behörden gingen, an deren Spitzen sich selbstsüchtige Wohldiener zu behaupten verstanden, und Joseph Max in seiner schlichten und offenen Natur jeder Intrigue und Speichelleckerei abhold war, mußte er Tag und Nacht mit diesen Elementen hart ringen im Kampfe um das Dasein. Aufs tiefste erschüttert wurde der vierzehnjährige Jüngling durch den am 18. Juni 1854 erfolgten Tod seines von ihm schwärmerisch geliebten Vaters, wobei das Mysterium gleichfalls eine Rolle spielte. Tags vorher nämlich, am 17. Juni, saß Gabriel gegen neun Uhr abends mit seinen Eltern und Geschwistern bei Tisch, als plötzlich dreimal ein schußartiger Knall die Luft erschütterte und alles in Bestürzung versetzte. Damals wütete die Cholera heftig, und Joseph Max war seit wenigen Stunden unwohl. Tags darauf um dieselbe Stunde holte Gabriel den Priester zum Vater, damit jener diesem die letzte Ölung reiche; um zehn Uhr verließ der Hausarzt und Freund der Familie weinend das Maxsche Haus und

um zwölf Uhr hatte der Kranke ausgerungen, — die Fenster standen offen, draußen rauschte die Moldau und die Wasserfälle des Kaiser-Franz-Monuments, einer Schöpfung von Joseph Max, murmelten das alte Klagelied vom Tod und vom Scheiden. Da der Vater bis zu seinem Tode der ausschließliche Lehrer seines Sohnes war, kann man sich denken, welch tiefen Einfluß er auf den geistigen Entwickelungsgang Gabriels auszuüben vermochte. Joseph Max war eine strenge Natur, aber er liebte den Humor und war stets eifrig beflissen, das Gemüt seines Kindes mit den Idealen des Schönen und Guten zu befruchten. Neben der Malerei lehrte er Gabriel antike Geschichte und Geographie und las mit ihm die klassischen Werke der alten wie der deutschen Litteratur. Namentlich bevorzugte er den praktischen Anschauungsunterricht, wie dies das folgende wohlverbürgte Beispiel bekunden mag. Um dem kleinen Gabriel die malerische Anatomie recht eindringlich ad oculos zu demonstrieren, wurde dieser oft am ganzen Körper, speciell an Armen und Füßen, mit Tinte bezeichnet. Alle Muskeln wurden schwarz bemalt und mit Namen versehen, und bei jeder Bewegung war es dem jungen Schüler selbst überlassen, zu erforschen, wo die betreffende Muskel hingekommen. Das Studium der Anatomie bildete seitdem eine der Lieblingsbeschäftigungen von Gabriel Max. Alle seine Schöpfungen legen davon beredtes Zeugnis ab, daß er die tiefste Kenntnis des menschlichen Körpers besitzt. Hierin schwebt ihm als leuchtendes Vorbild stets Michel Angelo vor, der bekanntlich zwanzig Jahre hindurch im Kloster S. Spirito mit eisernem Fleiß dem Studium der Anatomie oblag, welcher Wissenschaft er vor allem jene große Meisterschaft in der Zeichnung verdankt, die noch späte Jahrhunderte an dem unvergleichlichen Altmeister italienischer Kunst bewundern werden.

Mit dem Tode des Vaters und Lehrers waren nun die verhältnismäßig „schönen Tage von Aranjuez“ vorüber. Nahrungssorgen blieben nicht aus, denn der Sensenmann kam zu unerwartet; aber die arme Mutter wollte doch nichts verabsäumen, um ihren Kindern eine gediegene Erziehung zu teil werden zu lassen. Der Onkel Gabriels, der Bildhauer Emanuel Max in Prag (geb. 1810 zu Bürgstein in Böhmen), berühmt durch zahlreiche Werke von ausdrucksvoller Haltung und geschickter Gewandung, wurde nun der Vormund, und Gabriel trat als Schüler in die Prager Malerakademie ein. Dort sollte er sich besonders mit dem Zeichnen der Antiken beschäftigen, aber dies sagte ihm nicht zu, und der bisher so fleißige Jüngling verlor fast alle Lust zur Kunst und wollte heimlich — reisender Naturforscher werden. Diese Flegeljahre des Genies kosteten der Mutter manche Thräne; denn statt die Schule zu besuchen, unternahm Gabriel Geh- und Schwimmübungen aller Art, er machte geologische Exkursionen in die Umgegend Prags, legte die wunderlichsten Sammlungen an, und was dergleichen Jugendstreiche mehr sind. Doch verschmähte er den Unterricht nicht ganz, vielmehr versenkte er sich oft tagelang in die Lektüre der Bridgewaterbücher seines Vaters, benutzte fleißig die Leihbibliotheken und das städtische Museum, und wenn der Geist der Schwermut seine finsteren Fittiche über ihn breitete, wenn trübe Stunden in seiner Schaffungskraft ihn lähmten, suchte er Zuflucht am Grabe des Vaters und erholte sich in der friedlichen Ruhe des Kirchhofs. Das erste Bild, welches er schuf, brachte er trotz alledem auf der Prager Akademie fertig: „Richard Löwenherz tritt an die Leiche seines Vaters und sie blutet.“ Die ritterlichen Thaten des kühnen Feldherrn und Regenten gaben vielfachen Stoff zu Gesängen, Erzählungen und Sagen, und die alte grausige Sage von dem Helden und Löwen, welche Gabriel Max im Bilde auffrischt, verrät schon frühzeitig die Hinneigung des noch in Gärung begriffenen jungen Mannes zum Furchtbaren und Mystischen. Trotz des Unfertigen und Mangelhaften fand das Bild doch vielfache Beachtung, so daß

der Kunstverein in Prag sich entschloß, dasselbe für 90 fl. ö. W. anzukaufen. Ungeachtet des geringen Preises war Gabriel namenlos glücklich, vielleicht glücklicher wie jetzt, wo er für seine Bilder — eine seiner letzten Schöpfungen: „Es ist vollbracht!“ hat ihm 70 000 Mark eingebracht — solch enorme Summen erhält! Meer gegangen und hätte wohl für immer die Heimat verlassen.

Um jene Zeit heiratete seine ältere Schwester Marie den Schriftsteller und Maler Rudolf Müller, einen vielseitig gebildeten Mann und kinderreichen Witwer. Seine Kirchenbilder zeichnen sich durch geschickte Komposition, sorgfältige Model-



Gabriel Max.

Denn endlich konnte nun des siebzehnjährigen Jünglings Sehnen in Erfüllung gehen: er hatte „Geld“, und sofort schüttelte er den Staub der Prager Malerakademie von seinen Füßen, indem er eine abenteuerliche Reise über Dresden, Berlin und Hamburg an die Nordseeküste unternahm, um das Meer kennen zu lernen; wäre die Mutter nicht gewesen, für die sein Herz stets warm schlug, er wäre übers

lierung und tiefes Gefühl aus. Seiner Anregung dankt es Gabriel Max, daß er nach Wien an die dortige Kunstakademie kam. Die Akademie stand damals unter der bewährten Leitung des Historienmalers Karl Ritter v. Blaas; aber auch dort war es dem Jüngling nicht recht geheuer. Statt die Akademie zu besuchen, zog er es vor, in den Museen und Galerien, sowie auf belebten Plätzen vor der Stadt

fortwährend Bewegungen zu skizzieren, welche Sekundenaufnahmen übrigens noch jetzt die Lieblingsbeschäftigung des Meisters bilden. Für seine kulturhistorischen und sonstigen mannigfachen Privatstudien bot ihm die große akademische Bibliothek sehr wertvolles Material. Er sammelte dort unglaublich viel Stoffe in Zeichnung und Abschrift für seinen kommenden Beruf. Inzwischen wurde der bereits erwähnte, ihm und seiner Familie befreundete Galerie-inspektor Kratzmann in derselben Stellung von Prag nach Wien an die fürstl. Esterhazy-Galerie versetzt. Noch einmal standen ihm die Thüren dieser Familie ebensowohl wie diejenigen der Galerie — deren Bildersäle u. a. Kupferstich- und Handzeichnungsmappen der schönsten Art enthielten — offen. Sein künstlerischer Gesichtskreis erweiterte sich außerordentlich und befruchtete ihn mit einer Fülle von Ideen, Plänen und Aufschlüssen. In dieser Gemäldegalerie traf er oft mit dem berühmten Historienmaler Ritter Joseph v. Führich zusammen, damals Professor der geschichtlichen Komposition an der Wiener Akademie. Führich zeigte für Max ein sehr lebhaftes Interesse, und dieser verehrte ihn als Mensch wie als Künstler aufs höchste und studierte von Kindheit an seine großartigen Arbeiten. In dieser Periode entstanden jene zehn farbigen Zeichnungen: „Phantasiebilder zu Tonstücken“, welche mit einem Schlage die Augen aller Kunstverständigen auf ihn lenkten und die gewissermaßen einen Eckstein im Leben des Künstlers bildeten. War auch der pekuniäre Erfolg ein recht kläglicher — der Autor verkaufte dieselben an einen Photographenhändler für 20 fl. ö. W. und drei Abdrücke —, so war doch der moralische Erfolg ein durchschlagender. Der junge Mann, von dem man bisher nur wenig sprach, war plötzlich in aller Munde, und die Tuschzeichnungen, welche die Grundideen der Werke Beethovens, Mendelssohns und anderer Komponisten verkörperten und durch geistreiche Erfindung hervorragten, fanden allgemeinen Beifall. Am meisten wurden die Zeichnungen zu Beethovens Sonaten gerühmt, von denen ein „Zwiegespräch zwischen Largo und Allegro“ die Perle bildet. Die Beethovensche Muse hat der für die Musik schwärmende Deutsch-Böhme augenscheinlich in der Sphinx, dem Weibe mit dem Löwenleib, verkörpert: „Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt, zerfleischen die Tatzen mich gräßlich.“ Der geheimnisvolle, tragische, gewaltige Beethoven hatte für Max begreiflicherweise etwas ungemein Anheimelndes und Anziehendes.

Der grüblerische und verschlossene junge Künstler fühlte sich in den drei Jahren seines Wiener Aufenthaltes (von 1858 bis 1861) in der „Stadt der Phäaken“ gar nicht wohl; das leichtlebige und genußsüchtige Wien, die Metropole des österreichischen Optimismus, war dem schwermütigen und denkenden Maler ein Greuel, und seine Professoren, welche diese innerliche und skeptische Natur nicht verstanden, trugen dadurch, daß sie ihm sogar ein kleines Stipendium entzogen und ihn der Notdurft des Lebens erbarmungslos preisgaben, wesentlich dazu bei, seine Lebenslust zu trüben und den Becher seiner Jugendfreuden vollends mit Wermutstropfen zu füllen. Bezeichnend für den jungen Max sind einige Episoden, welche vor einigen Jahren Joseph Lewinsky, ein Mitschüler desselben, in dem „Deutschen Montagsblatt“ über die damaligen Studien Gabriels erzählte. Von kleiner Gestalt, mit feingeschnittenen, etwas zusammengekniffenen Gesichtszügen, war er eine ziemlich verschlossene und scheinbar kalte Natur, die jedoch auftaute, wenn ein bedeutender Gegenstand der Kunst, der Wissenschaft oder des gesellschaftlichen Lebens ihn anregte und fesselte. Der sonst einsilbige, ruhige und bloß beobachtende Geist konnte dann, besonders in heiterem Kreise, einer der Lebhaftesten, Geistreichsten und Witzigsten sein; sein Witz hatte allerdings eine starke Beimischung von Sarkasmus. Was besonders in seinem Wesen sich ausprägte, war ein gewisser Hang zum Absonderlichen, Bizarren, der sich in allerlei naturwissenschaftlichen und philosophischen Spekula-

tionen und Liebhabereien gefiel. Die Erforschung toter Vögel beschäftigte ihn ebenso wie die Erforschung des Ursprungs aller Dinge. Es war etwas Faustisches und etwas Mephistophelisches zugleich in seiner Natur. In abgetragenen Kleidern, das Skizzenbuch in der Tasche, liebte er es, die verrufensten Lokale aufzusuchen und hier den „Leichtfertigen“ oder gar den Spitzbuben zu spielen, um dabei „Studien“ zu machen. Dergleichen das kriminelle Gebiet berührende Exkursionen hatten allerdings ihre bedenklichen Seiten, mitunter aber auch ihre ergötzlichen. So wurde einst polizeilicherseits ein Verbrechernest aufgehoben und zur Wache befördert, und als die saubere Gesellschaft dem Polizeibeamten vorgeführt wurde, befand sich auch Gabriel Max in deren Mitte. „So jung und schon auf dem Wege des Lasters,“ redete der „Großinquisitor“ den gefährlichen „Verbrecher“ an. Dieser reichte statt aller Entgegnung dem Beamten das „Verbrecheralbum“ hin, aus welchem die wohlgetroffenen Konterfeis der miteingebrachten Genossen „auf dem Wege des Lasters“ sich jenem in effigie präsentierten. Der Mann des Gesetzes erriet, lächelte befriedigt und entließ den abenteuerlichen Maler, verfehlte aber nicht, ihm zuvor den wohlgemeinten Rat zu geben, für seine Studien in Zukunft sich doch ja minder gefährliche „Modelle“ auszusuchen, da das von ihm beliebte Inkognito nicht immer gleich günstige Resultate aufzuweisen haben dürfte. Wie wenig geneigt indessen der junge Maler sich zeigte, der warnenden Stimme Gehör zu geben, sollte man bald erfahren. Eines Tages erschien Gabriel etwas entstellt in seinem Äußeren. Seine malerische Passion wäre ihm fast sehr übel bekommen. Nach seiner Gewohnheit in zerlumpter Kleidung eine der berüchtigtsten Spitzbubenversammlungen besuchend und im künstlerischen Genusse der köstlichen Zuchthäuslertypen schwelgend, war er leider in unangenehmer Weise in seinem Studium unterbrochen worden, denn nicht für einen Spitzbuben, sondern für einen „Spitzel“ hatte man ihn angesehen. Seine Versicherungen, er sei einer der gefährlichsten Einbrecher, halfen ihm nichts; man hielt ihn für einen geheimen Polizisten, und nur mit Mühe gelang es ihm, den ärgsten Mißhandlungen zu entgehen. Die künstlerische Ausbeute dieses Abends, die auserlesensten Galgenphysiognomien enthaltend, sowie ein braun und blau geschlagenes Gesicht bildeten allerdings die bestätigenden Illustrationen seines kleinen Kriminalromans. Mit diesen etwas ungewöhnlichen Mitteln zu großem künstlerischen Zweck waren die Quellengebiete seiner Studien indessen nicht erschöpft. Durch einen befreundeten Mediziner wußte er sich auch ins „Allgemeine Krankenhaus“ Zutritt zu verschaffen; und hier waren es die letzten Augenblicke der Sterbenden, im Seciersaal die anatomische Zergliederung der Toten, welche er zu Objekten der eingehendsten und eifrigsten Studien machte. Und es dürfte wohl die Frage erlaubt sein, ob diese Lazarettscenen der düsteren Phantasie des Meisters nicht die ersten Anregungen zu jenen berühmten Werken gegeben, in welchen er mit besonderer Vorliebe den Tod in allen seinen Erscheinungen zur Darstellung bringt?

Sichtlich erleichtert, verließ Max Wien auf Nimmerwiedersehen und begab sich wieder zurück nach Prag zu seiner Mutter. Not lehrt beten, und lediglich infolge pekuniärer Bedrängnisse malte er das bizarre Bild: „Judas.“ Judas Ischarioth bringt dort die Silberlinge zurück und kommt auf den Gedanken, seinem Leben durch Erhängen ein Ende zu machen. Hierauf schuf er eine „Madonna mit dem Jesusknaben“: die Mutter Gottes sucht mit dem Erlöser in der Höhle des Ölbergs Schutz. Das geistvolle allegorische Bild machte Glück: das Deficit in der Kasse war bald gedeckt, denn der Prager Kunstverein kaufte das Werk für die Summe von 400 fl. ö. W. Wieder ließ es unserem Künstler in seiner Heimat keine Ruhe; im Besitze des wenigen Geldes machte er bereits Anstalten, nach Paris zu reisen, um in der Schule des von ihm hoch-

verehrten Malers Paul Delaroche — ein photographisches Werk sämtlicher Schöpfungen Delaroches hatte einen mächtigen Eindruck auf seine künstlerische Auffassung gemacht — sich weiter auszubilden; aber gegen diesen Plan legten der Vormund und Schwager entschiedenen Protest ein. Als Ziel seines neuen Wirkungskreises wurde ihm München bezeichnet, und mit der Unterstützung eines edlen Onkels, Georg Max, trat er im August 1863 die Reise nach der Hauptstadt Bayerns, dem Sitz der bayerischen Künstlerschule, an. Die Wanderjahre im Leben Gabriels hatten nun ein Ende, die Meisterjahre sollten ihren Anfang nehmen und eine an Erfolgen und Ehren reich gekrönte Periode im Leben des Künstlers einleiten.

* * *

Im Anfang gefiel es Max in München wenig, doch bald fesselte ihn, den großen Freund des Schwimmens, der reizende Würmsee, und so söhnte er sich allmählich auch mit der Metropole Bajuvarias aus. Die Zeit der Vorbereitung war vorüber, es begann die Zeit des Schaffens, der rastlosen Arbeit. In dem sogenannten Affenkasten, das heißt der der Akademie gegenüber liegenden Augustinerbrauerei, lernte er einen Landsmann, den Geologen Dr. Schwager, kennen, und dessen Vermittelung hatte er es zu verdanken, daß er in die Schule Pilotys freundlich aufgenommen wurde. Der große Meister nahm sich seines Jüngers in gütiger Weise an, unterstützte ihn mit Rat und That und spornte ihn stets zur emsigen Thätigkeit an. Von den Schülern Pilotys übte am meisten Hans Makart mächtigen Einfluß auf ihn aus, dessen Genie wie eine frische Brise seine stürmische Seele berührte. In diese Periode fällt das Entstehen des Bildes „Die erdrosselte Herzogin Ludmilla“, welches nach Boston verkauft wurde, und das sensationelle Gemälde „Die Märtyrerin am Kreuz“, von dem Photographen Bruckmann in München fälschlicherweise „St. Julia“ getauft. Eine christliche Dulderin hängt am Kreuz, bei deren Anblick ein vom wüsten Gelage heimkehrender Jüngling wie gebannt stehen bleibt und die Rosen von seinem Haupte der Sterbenden zu Füßen legt. Seit dem Erscheinen der „Märtyrerin am Kreuz“ (1867) war der Ruf des Künstlers begründet. Friedrich Pecht erzählt in seinem liebenswürdigen Buche „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“ über die Wirkung dieses Bildes: „Es war eines Sonntags, als das ganze gebildete München in nicht geringe Aufregung geriet, alle Damen mit nassen Augen aus dem Kunstverein kamen und, ‚wo ein Bär den andern sah‘, denselben mit der Frage empfing: ‚Haben Sie die Märtyrerin schon gesehen?‘ Die Menge drängte sich derart vor der armen gekreuzigten St. Julia, daß die meisten sie gar nicht ordentlich zu Gesicht bekamen und nur um so gerührter weggingen. Sie fand gleich in den ersten Tagen ihres Auftauchens einen spekulativen Liebhaber, der ganz Deutschland mit ihr unter Wasser setzte, es nicht Sadowa, sondern auch Luxemburg, welches damals an der Tagesordnung war, vergessen ließ und dann auf der Ausstellung in Paris die halbe civilisierte Welt wie die ganze Halbwelt mit ihr fascinierte.“ Gabriel Max kam nun in Mode. Er machte das Gespräch in den künstlerischen und litterarischen Salons aus, und es bildeten sich Parteien für und gegen den Künstler. Das epochemachende Bild zeigte auf einmal die ganze Eigenart des Künstlers: die Meisterschaft der koloristischen Stimmung und der Komposition, die geistvolle und originelle Erfindungsgabe, das tiefe, echt deutsche Gemüt und die bewunderungswürdige Zeichnung des leidenden, sterbenden Weibes. Diese Vorzüge hat Max in der Folgezeit bei jedem seiner Bilder in mehr oder weniger folgerichtiger Weise entwickelt, und es ist nichts natürlicher, als daß das Publikum überall von dieser Offenbarung eines eigentümlichen schöpferischen Genius aufs tiefste ergriffen wurde. Die Gegner der Max-

schen Richtung warfen dem Meister vor, daß er sein Sujet zu sentimental behandelt habe und auf die Thränendrüsen der zartbesaiteten, nervösen Damen spekuliere. Ich kann diese Auffassung nicht teilen. Die himmlische Ruhe und Verklärung, die sich im Antlitz des zarten und herrlichen Wesens ausprägt, welches für seinen Glauben stirbt und beseligt den Kreuzestod erleidet um Jesu willen, ist echt künstlerisch und legt Zeugnis ab von den hohen Idealen, welche die Brust des Malers erfüllten. Die geisterhafte Farblosigkeit des Bildes ist noch keineswegs Effekthascherei, sondern durchaus geboten, um das entsetzliche Schicksal der entzückend schönen Dulderin und die Zerknirschung des lebenslustigen, vom Strahle der christlichen Liebe getroffenen römischen Jünglings zu veranschaulichen. Einen ähnlichen Gegenstand behandelte der Künstler einige Jahre später (1874) mit nicht geringerem Erfolge im „Letzten Gruß“. Schaudernd gewahren wir eine junge Christin im Cirkus, in der Arena zwischen zwei Löwen und einem Tiger, aber ihr Antlitz ist trotz alledem verklärt und leuchtet in himmlischer Glorie, als ein junger Römer ihr eine Rose zuwirft.

In Pilotys Schule malte Max noch „Die Verlassene“, die verzweifelte Margarete an der Stadtmauer vor der Mater dolorosa darstellend (das Bild befindet sich jetzt in Moskau); der Ausdruck der Verzweiflung im Antlitz Margaretes, die Trostlosigkeit des jungen und liebenden Weibes sind von erschütternder Wirkung. Die Hände Gretchens sind krampfhaft gerungen, der Kopf der fast Ohnmächtigen ist zurückgesunken und die kahle schwarze Mauer, sowie die beklemmende dunkle Scenerie — es ist ein Stimmungsbild, so ergreifend und großartig, daß wir in der gesamten Historienmalerei nur sehr wenige Schöpfungen ihm zur Seite stellen könnten. Die Gestalt Gretchens hat Max übrigens noch in anderen Werken verewigt, wie denn überhaupt Göthes „Faust“ auf seinen grüblerischen Geist von jeher eine besondere Anziehungskraft ausübte. Wir besitzen von ihm: „Gretchen in der Gartenscene“ (1869), „Margarete als Walpurgisnachterscheinung“ (1873), „Margarete im Kerker“ (1875) und „Faust und Margarete“ (1876). Nur das erstere Bild ist ein sonniges und freudiges. Gretchen lehnt sich an Faust und bricht die Sternblume; die heitere Lichtgestalt thut dem Auge des Beschauers wohl, die übrigen Bilder hingegen haben insgesamt etwas Dämonisches und Grauenhaftes. In der Kerkerscene finden wir das früher so blühende Gretchen gebrochen und irrsinnig, in dem Augenblicke, wo sie Faust erkennt und in die Worte ausbricht:

> Er ist's, er ist's! Wohin ist alle Qual?
> Wohin die Angst des Kerkers und der Ketten?

Und in der epochemachenden „Walpurgisnachterscheinung“, in welcher Faust Gretchen zu erkennen glaubt: „Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen“, und wobei er ein rotes Schnürchen um den Hals bemerkt: „nicht breiter als ein Messerrücken“, tritt das Unheimliche in der im langen Sterbekleid einherwandelnden Erscheinung und dem magischen Kolorit des Bildes überhaupt besonders stark hervor.

In der Schule Pilotys übte er sich auch fleißig in Illustrationen. Er lieferte unter anderen Illustrationen zu Uhlands Gedichten (1865), zu Wielands Oberon (1867), zu Lenaus Gedichten (1867), zu Schiller (1867) und zu Göthes Faust (1868). Zu Göthes Faust, welchen Grote in Berlin herausgab, steuerte er achtzig Illustrationen bei. Da jedoch die Zeichnungen Max' der Firma aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen, nicht konvenierten, brach alsbald zwischen dem Verleger und Künstler ein Konflikt aus, infolge dessen nur etwa acht Blätter nachträglich vervielfältigt wurden. Später (1874) illustrierte er auch Scheffels Ekkehard und eine Zeichnung: „Hadumoth im Gebet“, welche vielfache Beachtung gefunden hat. Für die bekannte Schillerausgabe der Firma Hallberger in Stuttgart lieferte er die Illustrationen zu

Macbeth, — aber wie sehr sich auch die meisten dieser Zeichnungen durch originelle, zuweilen freilich von Bizarrerie nicht ganz freie Auffassung auszeichnen, so kann doch denselben keine besonders hervorragende Stellung in der Illustrationslitteratur eingeräumt werden; er, dessen Stärke in der vollendeten Darstellung einzelner Gestalten liegt, sah wohl selbst ein, daß die Illustration nicht sein eigentliches Element sei. So malte und illustrierte er „mit heißem Bemühn", ohne aber seine alten Passionen zu opfern; er musizierte nach wie vor leidenschaftlich, machte philosophische und naturwissenschaftliche Studien, trieb allerlei geschichtliche Allotria und unternahm fortwährend Ausflüge in das bayerische Hochgebirge. Auf einer dieser Exkursionen im Herbst 1864 nahte sich dem ernsten und verschlossenen Jüngling der Liebesgott, der fast niemand mit seinem Pfeile verschont: er lernte die Tochter eines Münchener Oberstabsarztes kennen, und dieselbe, Fräulein Emma Kitzing, hatte im Fluge sein Herz gewonnen; allerdings vergingen noch schier zehn Jahre, bis es ihm vergönnt war, die Auserwählte als seine Gattin heimzuführen.

* *
*

Im Jahre 1869 wurde Gabriel Max mit allen älteren Schülern Pilotys entlassen, — er hatte „ausgelernt" und mußte neueren Jüngern Platz machen. Nur ungern verließ er das Atelier des geliebten Altmeisters, dessen Lehrmethode er so viel verdankte und der ihm über vier Jahre lang ein väterlicher Freund und Gönner war. Nun trat die zwingende Notwendigkeit an ihn heran, nicht nur ein eigenes Atelier aufzuthun, sondern sich auch auf eigene Füße zu stellen. Max, der stets ein zärtlicher Sohn und Bruder war, beeilte sich, seine Mutter und Schwester Lina (jetzt Frau Professor J. Benczur) sowie seinen jüngsten Bruder zu sich zu nehmen. Hier, im Kreise seiner Familie, fühlte er sich außerordentlich glücklich, aber diese Häuslichkeit war freilich auch denkwürdig genug! In einem reizenden, poetischen Gartenhäuschen, in Gesellschaft von Hunden, Papageien, Affen, im Umgang mit einigen guten Freunden verbrachte er drei vergnügte Jahre und unternahm inzwischen wiederholt Reisen nach Paris, Italien, Holland und Belgien, überall Studien und Forschungen machend. Da starb seine Mutter um Pfingsten 1872. Den Schmerz, welchen ihm dieser Verlust verursachte, konnte er lange nicht verwinden; hierzu kam, daß seine Schwester den Professor Benczur heiratete und den Bruder mit nach Prag nahm — der Künstler fühlte sich in der großen Wohnung namenlos einsam und verlassen, und die alten Schatten der Melancholie senkten sich aufs neue auf sein Gemüt; die Dämonen der Qualen und Leiden suchten ihn heim, und in dieser Stimmung schuf er jene Gemälde des Pessimismus, auf welche ich gleich zurückkommen werde. Um nicht ganz menschenscheu zu werden, war es die höchste Zeit, daß er im Mai 1873 seine heißgeliebte Braut Emma Kitzing heimführte. Die Hochzeit wurde auf der Fraueninsel am Chiemsee gefeiert, und wenn es je einen großen Künstler gegeben, der im Schoße der Seinigen sich beglückt gefunden, so ist es Gabriel Max. Seine Gemälde haben ihm nicht nur Ruhm und Auszeichnungen aller Art, sondern auch pekuniäre Erfolge eingebracht, und durch Nacht hat er sich zum Licht siegreich emporgerungen. Im Winter lebt er in München, wo er als Professor der Historienmalerei ruhmreich wirkt und einen großen Schülerkreis um sich versammelt, und im Sommer hält er sich auf seiner hübschen Besitzung in Ammerland am Starnbergersee auf, wo sein gastfreies Haus sich allen Freunden zu jeder Zeit öffnet. Gabriel Max besitzt eine der reichhaltigsten und interessantesten osteologischen, prähistorischen und ethnographischen Sammlungen Deutschlands.

Mein Porträt wäre nicht vollkommen, wenn ich nicht noch einiger charakteristischer Züge der Persönlichkeit Gabriel Max' Erwähnung thäte. Hans Makart, Basil

Wereschagin und Ludwig Knaus ausgenommen, wüßte ich keinen Maler der Gegenwart, über den in der Presse soviel geschrieben worden wäre wie über Max. Jedes größere Bild von ihm rief eine Flut von Zeitungsartikeln hervor, welche teils für ihn, teils gegen ihn plaidierten. Wenn er nun auch selbstverständlich für die Stimme der Kritik nicht unempfänglich erscheint, so ist ihm doch nichts so sehr verhaßt wie die Reklamemacherei, wie sie von gewissen Kunsthändlern betrieben wird, und er hat schon wiederholt seine Warnungssignale ertönen lassen, wenn diese Spekulanten es zu arg trieben und, um das Publikum anzulocken, unter seinem Namen allerlei Manipulationen unternahmen.

Während politische Fragen unsern Künstler nur wenig interessieren, hat er für religiöse und philosophische Erörterungen von jeher ein überaus lebhaftes Interesse an den Tag gelegt. Obzwar man glauben sollte, daß der Maler der Heiligen, ja des Göttlichen ein strenggläubiger Christ sein müßte, so ist dem doch nicht so. Als Geistesverwandter Arthur Schopenhauers schwärmt auch er für Buddha, den Stifter des Buddhaismus. Ein moderner Fakir, huldigt er dem Grundsatz, daß die Aufgabe des Menschen die Verneinung des Lebens sei, daß nur der selig genannt werden könne, welcher das Ewige habe. Die höchste Tugend ist für ihn die Barmherzigkeit, das Mitleid, mit der sich der Mensch der ringenden und kämpfenden Kreatur zuneigt und den Armen und Elenden, den Leidenden und Geängsteten das Bild des eigenen Friedens und stiller Ruhe und Entsagung entgegenhält. Darum haben Tod und Vernichtung, Krankheit und Verwesung, deren Stadien er so ergreifend und erschütternd zu malen weiß, für ihn ihre Schrecken verloren; denn nur durch die Loslösung vom Irdischen, durch Vernichtung des Begehrens gelangt der Sterbliche zur Ruhe, zur Erkenntnis, zur Erleuchtung, zum Nirwana. — Die Ähnlichkeit mit der Weltanschauung Arthur Schopenhauers geht so weit, daß er sich gleich diesem nicht allein zum Mysticismus hinneigt, sondern sogar — dem Spiritismus huldigt. Ob er gleich dem unsterblichen, aber wunderlichen Frankfurter Denker an Tischklopfen glaubt, weiß ich nicht genau, aber daß er ein Spiritist vom reinsten Wasser ist, steht fest. Durch den Umgang mit dem vor einigen Jahren verstorbenen Prof. Johannes Huber in München wurde er in seiner Verehrung für den Spiritisten Prof. Zöllner in Leipzig bestärkt, und so betreibt Gabriel Max in seinen Mußestunden allerlei spiritistische Versuche. Doch wer wird diese Absonderlichkeit nicht begreiflich finden, wenn er erwägt, mit welchen Medien und Geistern Max während seines Lebens bereits verkehrt hat! Die zahlreichen Märtyrerinnen, Kindesmörderinnen, Löwenbräute und Wahnsinnige e tutti quanti konnten auf die lebhafte Phantasie und das tiefe Gemüt ihres Herrn und Meisters nicht ohne Wirkung bleiben. Die er rief, die Geister, wird er eben nicht mehr los. In dieser seiner spiritistischen Neigung wurde er noch wesentlich ermuntert durch die Lektüre des bekannten Wunderbuches von Justinus Kerner: „Die Seherin von Prevorst“, und so können wir uns auch darüber nicht wundern, daß dieser vorzügliche Anatom, der ja die Secierung des toten menschlichen Körpers im Interesse der Wissenschaft und Kunst für geboten erachten mußte, ein Gegner der Vivisektion ist. So beschäftigt er sich gegenwärtig mit einem Bilde: „Der Vivisektor“; auf demselben erblicken wir einen Vivisektor, dem der Genius des Mitleids ein Hündchen wegnimmt und ihm an einer Wage den Ausspruch Kants demonstriert, daß ein gutes Herz mehr wert sei als ein gutes Gehirn.

Zum Schluß erwähne ich noch, daß es dem Künstler an Auszeichnungen aller Art nicht fehlt.

Es würde zu weit führen, wollte ich sämtliche Bilder des Meisters wenn auch nur mit flüchtigen Strichen skizzieren; ich muß mich daher darauf beschränken,

die namhaftesten, berühmtesten und originellsten Gemälde, in welchen sich sein Genie und seine Eigenart besonders offenbaren, mit einigen Worten näher zu bezeichnen. Es sind zunächst diejenigen, in welchen die Schattenseiten der Liebe, die gebrochenen Frauenherzen, die vernichteten Hoffnungen und qualvollen Leiden des Weibes in erschütternder Weise veranschaulicht werden. Wie kaum ein Zweiter versteht er in unglücklichen Frauenseelen zu lesen. Die Nonne z. B., welche hinter den Klostermauern ihre Jugend vertrauert und sich abhärmt, hat er in verschiedenen Bildern uns vorgeführt, so unter anderem in der „Nonne im Klostergarten“ und im „Waisenkind“. Im Klostergarten herrscht, trotzdem es Frühling in der Natur ist, trostlose Öde. Auf dem dürftigen Rasen sitzt eine wunderschöne junge Nonne und verfolgt mit vor Weinen geröteten Augen das lustige Gaukeln zweier Schmetterlinge. Wie beneidet sie die Libellen, welche hin und her flattern können, während sie in ihrem moralischen Kerker verkümmern muß! Wenn wir die verwitterte Klostermauer, die schaurige Öde, die dahinwelkende Mädchenknospe und die unsäglich melancholische Stimmung des Ganzen erblicken, schnürt sich unser Herz unwillkürlich krampfhaft zusammen. Auch im „Waisenkind“ schildert der Künstler das Schicksal einer Nonne — aber sie ist keine weiße Lilie mehr, sondern eine vor Sorgen und Kummer, Entbehrung und Seelenschmerz ergraute barmherzige Schwester, auf deren Stirn die Worte leuchten: „Du sollst entsagen!“ Der Genius des Erbarmens hat bereits ihr Gemüt beruhigt, denn er hat ihr einen Trost gesendet in Gestalt eines kleinen kranken Waisenkindes. Wie liebt sie das unschuldige Wesen, wie hegt und küßt sie es, und nur Gott allein hört den stillen Seufzer ihrer Brust: „O, daß das Kind mein wäre!“ — Noch beklagenswerter als diese Opfer des Klosters ist auf dem bereits oben erwähnten Gemälde die blühende Jungfrau, welche als „Märtyrerin im Cirkus“ dazu bestimmt ist, von Löwen und Tigern zerrissen zu werden. Der unnatürliche Tod in seiner fürchterlichen Gestalt tritt uns auch in der „Löwenbraut“ — nach dem Chamissoschen Gedicht gemalt — entgegen. Im Hochzeitsanzug, Rosen im Haar, liegt die Braut im Käfig; in ihrem entsetzlichen Todeskampfe hat sie krampfhaft ihre Finger in den Sand gegraben. Neben ihr lagert der König der Wüste; derselbe hat seine Tatzen auf sie gelegt, als wollte er sie nicht fürder loslassen, trotzdem der Bräutigam der armen Zerrissenen bereits mit der Flinte naht, um an dem Löwen die Braut zu rächen. Bei diesem Bilde vermissen wir leider das versöhnende Element, gewissermaßen die poetische Gerechtigkeit; meines Erachtens sollte kein Maler derartige bestialische Scenen überhaupt auf die Leinwand zaubern. — Eine größere Befriedigung gewährt „Julia Capulet.“ Der Graf von Paris naht am Morgen des Hochzeitstages mit den Musikanten in fröhlichster Stimmung dem Gemache seiner Braut, aber — o Entsetzen! — sie ist starr, leblos, denn Lorenzo hat ihr den Schlaftrunk eingegeben. In ihren über die Brust geschlagenen Händen hält sie welke Blumen, ein rosiger Strahl der Sonne bricht durch das Fenster und verklärt das bleiche, aber reizende Gesicht. Über dem überwältigend schönen Eindruck des Ganzen vergißt man einige Freiheiten, die der Künstler sich genommen. So ist z. B. das Schlafzimmer Julias im Stil der Renaissance dekoriert. — Eines der rührendsten Bilder ist das „Geblendete Christenmädchen“. Wäre von Max nur dieses eine hochpoetische Werk geschaffen, so hätte er sich schon in den Annalen der Kunst mit unsterblichen Lettern verzeichnet. Das unter dem Namen „Licht!“ besser bekannte Gemälde zeigt uns ein blindes Christenmädchen, welches am Eingang der Katakomben den hinabsteigenden Glaubensgenossen brennende Lampen und Palmen verkauft. Mit der ganzen Fülle seiner zauberhaften Farbengebung hat Max die Dulderin ausgestattet. Das noch blutjunge,

bildhübsche Mädchen hat ein wahres Madonnengesicht, und das unschuldige, von rabenschwarzem Haar umrahmte Antlitz ist gleichsam verklärt wie von einem Glorienschein; in ihrem Glauben an ein Jenseits und an ein göttliches Wesen erträgt sie ihr Geschick mit Ergebung, und ein himmlischer Friede ist über die edlen Züge der Ärmsten ausgebreitet. Das meisterhaft komponierte Bild ist überaus zart und fein ausgeführt. — Wehmütige Stimmungsbilder aus dem socialen Leben sind ferner die folgenden vier Bilder: „Hin ist hin, verloren ist verloren!“ denkt das traurige Mädchen, welches halb „verblüht“ früh morgens vom Balle heimkehrend, an ihrem Bette sitzt und darüber nachdenkt, daß sie einsam durchs Leben gehen müsse und daß ein Freier noch immer nicht kommen wolle. Verlassen fühlt sich auch die „Klavierspielerin“. Ihr Geliebter ist längst gestorben, aber der letzte Feldblumenstrauß, den er ihr geschenkt, liegt doch getrocknet vor ihr auf dem Klavier, und immer und immer spielt sie seine Lieblingsweise, eine gar traurige Abschiedsmelodie. In der „Zwangsversteigerung“ erblicken wir eine arme Witwe, der der „Exekutor“ alles wegnimmt, auch die Bilder und Malerutensilien ihres verstorbenen Mannes, — das Entsetzen, welches sich in den Gesichtern von Mutter und Kind bei diesem Vorgange malt, ist mit erschütternder Tragik geschildert. Die „Kindesmörderin“ endlich ist ein Bild, das auf jedermann einen tiefschmerzlichen Eindruck hervorbringen muß. Die unglückselige, verführte Mutter, welche in ihrer Verlassenheit ihr Kindchen ermordet hat, die kleine Leiche aber noch einmal herzt und küßt, bevor sie dieselbe mit den Briefen und getrockneten Blumen, Andenken an die kurze glückliche Liebeszeit, begräbt, um dann — ihr eigenes Leben zu enden, ist zwar eine Verbrecherin, aber wer wird mit ihrem Los nicht das größte Mitleid empfinden?

Auf dem Gebiete der religiösen Malerei hat Gabriel Max nicht minder Ruhmreiches geleistet. Das bedeutendste in diesem Genre ist wohl das symbolische Gemälde „Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika“. Max hat das Antlitz Christi in natürlicher Größe auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika, auf einem zerfallenen Byssus, dargestellt. In der Mitte thront das dorngekrönte Haupt des Erlösers. Das Gemälde ist mild und zart im Ausdruck und im Stile Correggios gehalten; es drückt in vollkommener Harmonie die idealste Verklärung des Schmerzes in einem Menschenantlitz aus; ebenso bringt es in staunenswerter Weise den Sieg der Unsterblichkeit über den Tod zur Darstellung. Strenge Kritiker tadelten den Doppelausdruck im Antlitz Jesu; denn während man in der Nähe die Augen des Heilands geschlossen fand, geschah in der Ferne das Wunder, daß die Augen sich zu öffnen und den Beschauer mit mildem, traurigem Blick anzusehen schienen. — Eine höchst interessante Schöpfung ist: „Christus erweckt eine Tote.“ Die Erweckung von Jairi Töchterlein haben bekanntlich auch andere Maler zum Gegenstand ihrer Darstellung gewählt, unter anderen Gustav Richter und Eduard v. Gebhardt, aber kein Gemälde wirkte durch seine Schlichtheit, Poesie und seine fein empfundene und bedeutende Komposition so mächtig auf den Beschauer wie das Maxsche. Die Farbe ist kräftig, harmonisch gestimmt und trefflich abgewogen. Als Pendant zum „Christuskopf“ schuf Max „Maria Magdalena“, sowie „Judas Ischarioth“. Dieselben behandeln das Sujet der verklärten und verzweifelten Reue. Während der Gesichtsausdruck Magdalenas den durch den Tod Christi in ihr bewirkten Umwandlungs-Prozeß treffend widerspiegelt, bekundet das Antlitz Judas Ischarioths den Ausdruck der Verzweiflung über seinen Verrat. Beide Bilder gehören zu dem technisch Vollendetsten, was Max komponiert hat. — Daß Max als Madonnen- und Heiligenmaler seinesgleichen sucht, versteht sich nach dem Gesagten von selbst, und so sei aus der Menge dieses Genres nur der „Maria

Regina“ des Künstlers Erwähnung gethan. „Maria Regina“ ist eine durchaus moderne Himmelskönigin, ausgezeichnet durch echte Poesie und den zarten Duft malerischer Ausführung. Mit unvergleichlicher Schönheit hat Max das Urbild idealer Weiblichkeit ausgestattet. — Das letzte religiöse Bild des Malers, welches viel Staub aufwirbelte, ist: „Es ist vollbracht!“ Das große Tableau stellt den Moment der Passionsgeschichte dar, in dem Jesus am Kreuze die Worte „Es ist vollbracht!“ gesprochen hat. (Evang. Joh. XIX, 30.) Das irdische Leiden Jesu erscheint in seiner furchtbarsten Gestalt, aber der Adel in den Zügen des göttlichen Dulders und die höchste Erhabenheit im Tode verleihen dem grauenhaft-schönen Bilde etwas Ideales und Hehres.

Wenn nun auch das Dämonische, Tragische und Mystische die stärkste Seite des Künstlers bilden, so besitzen wir doch mehrere Bilder von ihm, welche Heiterkeit, Glück und Frieden atmen und bezeugen, daß Max auch die Lichtseiten des Lebens mit dem glücklichsten Erfolge darstellen kann, wenn er will. Ich nenne nur das reizende „Frühlingsmärchen“, ein junges, bildschönes Mädchen, das unter blühenden Büschen sitzt und entzückt auf das Schlagen der neben ihm auf einem Zweige sitzenden Nachtigall lauscht. Der volle Zauber eines himmlischen Frühlingstages und die ganze Poesie der ersten Jugendliebe ist über das Bild ausgegossen: alles in demselben verkündet Lust und Freude, Glück und Wonne!

* * *

Neben den hier skizzierten glänzenden Eigenschaften des Maxschen Genius treten freilich auch Schwächen und Mängel desselben zu Tage, die nicht verschwiegen werden dürfen: große Kompositionen zu schaffen ist nicht seine Sache, und fast alle seine Bilder zeigen nur zwei Figuren. Nicht ohne Berechtigung ist ferner der Vorwurf, daß der Künstler sich — allerdings nur selten — von den Flügelschlägen seiner kühnen Phantasie ins Unbestimmte forttragen läßt und daß er dem Publikum geheimnisvolle Rätsel, welche eine mehrfache Deutung zulassen, zum Raten aufgiebt — aber diese Schattenseiten treten vor den Lichtseiten der durchaus selbständigen, originellen, poetischen und charaktervollen Künstlerindividualität in den Hintergrund — alles in allem genommen, ist Gabriel Max ein ebenso berufener wie hochinteressanter Vertreter der deutschen Kunst in der Gegenwart und ein Genre- und Historienmaler, der unter den größten aller Zeiten genannt zu werden verdient.





Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Köln. — Paris.

n der engen Hochstraße, nicht weit von dem kleinen Platze, den jetzt Bismarcks treffliches Standbild schmückt, nahm uns im Herbst 1845 ein geräumiges Quartier im zweiten Stock eines neugebauten Hauses auf, in dem sich zunächst sehr unangenehm der Wechsel mit der stillen friedfertigen Sankt Anna-Straße zu Augsburg fühlbar machte — man weiß, wie die schmale Hauptverkehrsader Kölns lärmerfüllt und in ewigem Tosen drangvoller Bewegung ist. Aber auch in der Menge der sich bald anknüpfenden geselligen Beziehungen zeigte sich das Leben der großen Stadt, hier noch gesteigert durch die Gastlichkeit und das offene Wesen der rheinischen Stammesart. Augsburger Freunde hatten uns durch Empfehlungen in Beziehung gebracht zu der Haute Finance der Handelsmetropole; die Litteratur war in Köln vertreten durch Roderich Benedix und Gustav Pfarrius; meine Frau fand zu ihrer Freude eine liebe Pensionsfreundin an den Chef eines Bankhauses in Köln verheiratet. Dazu gesellten sich die zahlreich diese Station des Weltverkehrs berührenden Fremden — ich erinnere mich am lebhaftesten eines, der nach einem übermütigen Pochen mit dem Ende des Stockes an meine Thür mit Roderich Benedix zugleich eintrat, laut und voll des frischen Kraftgefühls, das ihm bis heute treu geblieben, denn es war Heinrich Laube, auf der Durchreise, wenn ich nicht irre, nach Paris. Er kam, wie er sagte, „ein Hühnchen mit mir zu pflücken", er hatte die „Bernsteinhexe" dramatisiert in dem guten Glauben, es mit einer echten alten Chronik zu thun zu haben, wie alle Welt es gläubig annahm, und ich hatte in der Allgemeinen Zeitung nachgewiesen, daß das so viel gelesene Buch ein Roman des Pfarrers Meinhold sei, was ihm nun die Freude an seiner Arbeit nahm. — Ein anderes Mal war es ein Vetter meiner Frau, der anklopfte, der Kammerherr F. v. Gall — er kam aus Oldenburg, wo er Intendant des Theaters war, wo er mit Julius Mosen, mit A. Stahr vereint voll des besten Eifers für die deutsche Bühne gewirkt, und war im Begriff, nach Stuttgart, dem Schauplatz seiner späteren Thätigkeit, auf welchem sein ehrgeiziger Idealismus an sehr realen Verhältnissen sich bald erkälten sollte, dem Rufe zu folgen, den er als Bühnenlenker dahin vom Könige Wilhelm erhalten hatte. Dann kam Moritz Hartmann, der Adonis mit dem schwarzen Vollbart nach Köln — wer aber zu uns am öftesten kam, und zwar nicht aus der Ferne, sondern nur vom „Klingelpütz" in der Nähe des Gereonthores, wo er wohnte, her, das war Roderich Benedix, der bald etwas wie ein lieber Hausfreund bei uns wurde. Benedix wohnte damals in Köln, zeitweise dem von einem Direktor Spielberger geleiteten Theater attachiert und

zeitweise ohne Beziehung zu diesem; seine Dramen brachten sehr mäßige Früchte, seine Lustspiele hatten solche Theater, welche Tantièmen zahlten, sich nur sehr vereinzelt erobert; er hatte eine nicht kleine Familie, und so ging es ihm damals eigentlich trotz seines Fleißes recht schlecht. Die Frau stand tief unter dem Niveau seiner Bildung, und wem ein Einblick in seine Häuslichkeit wurde, gewahrte bald, daß hier einmal wieder ein deutscher Poet auf einem jener harten Betten liege, welche die „deutsche Reichskaserne" — würde Tissot sagen — ihren Schriftstellern damals anwies. Das aber that dem guten Humor des lebensfrohen, kräftig gebauten und von der Natur mit einem angenehmen Durst begünstigten Mannes keinen Eintrag. Ein heiteres, leichttragendes Gemüt ist der Lohn aller sehr gutmütigen Charaktere. Ihre milde Auffassung der Dinge und der Menschen läßt keinen Groll wider das Schicksal in ihnen aufkommen, und wo ein anderer sich geärgert und bitter abwendet, sehen sie „die weißen Zähne des Hundes". Roderich Benedix war dabei in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen und auf seinen regelmäßig geschnittenen Kopf mit dem reichen blonden Vollbart nicht wenig eitel. Sein Unglück war, daß er zu früh an eine „Schmiere", wie es in der Theatersprache heißt, geraten, daß die Jahre der Ausbildung und des Schulegehens an ihm vorübergegangen, ohne ihm hinlängliches Wissen zu bringen und ohne seinem Geist höhere Aspirationen einzuflößen als die, wirksame aber doch bedenklich hausbackene Lustspiele zu schaffen. In unserem langen Verkehr mit ihm, in welchem er uns die Entwürfe seiner Lustspiele vorzulesen pflegte, war es unser stetes Bestreben, ihn zu einer Pflege des Dialogs zu bewegen, welche diesen veredle, die Sprache wenigstens auf ein höheres Niveau hebe — aber umsonst; er blieb dabei, seinen Dialog zu schreiben wie ein anderer neuer Bekannter, wie der gute Wolfgang Müller von Königswinter seine trivialen Prosaaufsätze — mit jener erstaunlichen Leichtigkeit, welche die Wahrheit des Wortes: Le temps n'épargne pas ce qu'on fait sans lui, gar nicht ahnt — nur immer frisch darauf los! Wolfgang Müller war ebenfalls ein guter liebenswürdiger Mensch, der in seiner Jugend die schönsten gemütvollsten Gedichte gemacht hat — mit seiner Prosa aber, der ich einen Platz im Feuilleton der Zeitung einräumen sollte, hätte er mich nicht kränken sollen.

Ich habe in Köln viele, viele Stunden zusammen mit dem ehrlichen Roderich verlebt und zugebracht. Da wir beide Freunde des Reitens waren, so pflegten wir diese Kunst mitunter gemeinsam und sprachen dabei auf diesen Spazierritten von unseren litterarischen Plänen — beide auf Schimmeln reitend und noch zu jung, um vor dem Spott, verschimmelte Litteratur darzustellen, besorgt zu sein. Auf einem dieser Ritte entstand die Idee zu seinem Lustspiel: „Das Lügen", in welchem ebenfalls ein Schimmel eine Rolle spielt.

Roderich Benedix war in Köln sehr populär und allgemein beliebt. Als er um einen ausgeschriebenen Lustspielpreis konkurriert und den Preis nicht erhalten hatte, obwohl seine Arbeit sich später auf der Bühne als die entschieden wirksamste erwies, hatten seine guten Freunde in Köln den sinnigen Einfall, die ganze Preissumme im stillen zusammenzuschießen und ihm zu überreichen.

Einer markanten Persönlichkeit muß ich sodann erwähnen, die uns ein wenig später, im Herbst 1846, bekannt wurde. Es war ein hochgewachsener, magerer, eleganter, ein wenig vorgeneigt gehender Herr in reiferen Jahren, von dem es nicht recht erklärlich, wie er unter die Dichter geraten; denn zu ihnen rechnete er sich, seitdem er durch einen starken Band „Gedichte" (Stuttgart, 1845) den Beifall der Welt erstrebt hatte, den diese ihm, obwohl sie durchaus nicht ohne Bedeutung waren, doch schnöde versagte. Nach Köln kam er, um mich bei der Redaktion einer Unzahl von Epigrammen und Sinngedichten zu Rate zu ziehen, welche er seitdem verfaßt

hatte — jeden Abend erschien er bei uns um die Zeit der Theestunde, uns aus einem seiner zahllosen, sauber kopierten Hefte seine Chrien vorzulesen und zu hören, was uns einer Auswahl aus all diesen tausend Gedankenspänen einverleibt zu werden geeignet scheine — und beinahe jeden Abend erlebte er den Verdruß, diese Stunden, die er so gern seiner Muse gewidmet gesehen hätte, durch Abendbesuche unserer Bekannten gestört zu erblicken. Wir dagegen bedauerten den Ausfall einer Unterhaltung durch oft sehr witzige, aber am Ende doch monoton werdende Epigramme weniger und erfreuten uns des Gesprächs des klugen und vielerfahrenen Mannes, der aus seinem Leben so viel zu berichten wußte. Er nannte sich Karl Friedrich Freiherr v. Schweizer und stammte, wie er sagte, aus einer Schweizer Familie — geboren etwa 1797. Seine Jugendschicksale sind mir unenthüllt geblieben — er war nach Rußland in Militär-, in Civildienst gekommen, Referent der Bittschriften und Gnadensachen im Gefolge des Kaisers Nikolaus geworden, dann auf besonderen Wunsch des Fürsten Metternich der russischen Botschaft am Wiener Hofe zugeteilt worden. Zuletzt war er als Dirigent in die oberste Censurbehörde in Petersburg berufen. Da eine solche Thätigkeit jedoch seinen Neigungen widerstrebte und seine Gesundheit das Klima Rußlands nicht ertrug, hatte er seine Entlassung erwirkt. Er lebte seitdem als russischer Staatsrat a. D. zurückgezogen in Stuttgart, umgeben von einer wertvollen Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen. Zu diesen biographischen Notizen, welche er selber mitteilte, fügten mißtrauische Schwabengemüter als „Note unter dem Text“: einer jener spionierenden politischen Agenten, wie Rußland damals ihrer so viele in Deutschland hielt. Was daran wahr, weiß ich nicht, er machte uns durchaus nicht den Eindruck eines solchen; vielmehr den einer warmherzigen Natur voll lebhaften Gefühls und Wohlwollens, erfüllt von einem gewissen wehmütigen Bewußtsein eines Lebens ohne große Resultate und dem Gefühl innerlicher Vereinsamung. Die vollendete Weltbildung des Diplomaten wurde bei ihm von einem gewissen Humor gewürzt, der sich am ergötzlichsten entwickelte, wenn er uns von den mancherlei wunderlichen Bitten und Verlangen erzählte, welche im Kabinett des Kaisers Nikolaus durch seine Hände gelaufen; von den unglaublichsten Motivierungen der Gesuche um Gnaden aller Art und namentlich russischer Orden. Einen Sankt Annen-Orden oder etwas dergleichen hatte ein schlesischer Grande sich ausgebeten, weil Kaiser Nikolaus ihn als Knäblein einmal aufs Knie genommen, als er bei Gelegenheit eines Manövers als Gast seiner Eltern Haus betreten.

Baron Schweizers sich durch etwa fünf bis sechs Wochen ziehender Verkehr mit uns sollte ein plötzliches erschütterndes Ende finden. An einem stürmischen Abend — es war Charfreitag des Jahres 1847 — nach einer lebhaften und angeregten Unterhaltung, welche sich bis elf Uhr hingesponnen und die am folgenden Tage bei einem nachmittäglichen Spaziergang auf der über den Rhein führenden Schiffbrücke fortgesetzt werden sollte, schied er wohlgemut von uns, in sein Hotel zurückzukehren. Am folgenden Tage erschien er jedoch auf der Schiffbrücke nicht, und wir haben ihn überhaupt nie wieder gesehen. Er hatte am Abend zuvor, kaum in sein Hotel zurückgekehrt, nach frischem Wasser, nach einem Arzt verlangt — als der nächstwohnende Arzt gerufen und herbeigeeilt war, fand er ihn tot auf seinem Bette liegend; ein altes Herzleiden hatte seinem Leben so plötzlich ein Ende gemacht. Ich habe dann für die Erfüllung des Wunsches, der ihn zu uns geführt: seine Epigramme und Chrien gesichtet und die besten zusammengestellt zu sehen, zu sorgen gesucht und die Auswahl als Büchlein herausgegeben unter dem Titel: „Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten.“ (Berlin, H. Schindler, 1855.) Das kleine Buch ist wohl nicht mehr gelesen worden

als Schweizers „Gedichte“, obwohl es eine Fülle geistvoller und witziger Aphorismen voll schlagender Wirkung und Wahrheit enthält.

Niemand hat mehr Gelegenheit, seltsame Menschenkinder, verschrobene Köpfe und wunderliche Existenzen kennen zu lernen, die Begehren mannigfachster und oft unerfüllbarster Art an ihn stellen, als ein Redacteur eines großen Blattes. Zu den merkwürdigsten Menschen, deren ich mich aus jener Zeit erinnere, gehört eine schwergewichtige Männergestalt mit schwarzem Haar und dicken schwarzen Brauen, ein Mensch beinahe vom Typus des Moses von Michel Angelo, nur mit leidigen Plattfüßen versehen, die zu diesem Typus nicht stimmten — ein Mann, der sich als Herr v. W. aus Brüssel vorstellte, bereit, durch seine Geistesgaben das Feuilleton unserer Zeitung zu unterstützen. Die Leistungen dieser Geistesgaben waren nicht gerade hervorragend, aber verwendbar; seine Bildung war lückenhaft; aber der Mann sprach gewandt, lebhaft, citierte mit Witz seinen Lieblingsautor Rabelais, sang mit einer guten Baßstimme, wußte allerlei Empfehlendes geltend zu machen und zog dazu durch ein gewisses Geheimnis an, welches über seiner bisherigen Existenz lag. So entwickelte sich ein Verkehr mit ihm, der nach und nach lebhafter wurde; Herr v. W. wußte sich zuletzt sogar eine Stellung an der Zeitung als Redacteur des französischen Artikels zu gewinnen, korrespondierte auch für die Times, die Independance, wie er sagte, und lebte im übrigen sehr zurückgezogen hinter den stets sorgfältig verschlossenen Thüren seiner Wohnung. Eines Tages bewog er mich, einen Ausflug mit ihm in die Nachbarschaft des Städtchens Zülpich zu machen, wo er einen alten Edelhof, ein Burghaus mit einigem Areal anzukaufen die Absicht habe und ich mein Parere dazu geben sollte. Wir betrachteten uns also die romantische alte Burg und das historische Tolbiakum mit seinen merovingischen Erinnerungen und fuhren über Düren heim. Auf der Heimfahrt trafen wir im Coupé mit einer Familie aus Frankfurt zusammen; während ich mich mit den Eltern, braven gebildeten Leuten aus dem Kaufmannsstande, unterhielt, machte Herr v. W. mit der hübschen Tochter Bekanntschaft, flüsterte bald unausgesetzt mit ihr, und als wir, in Köln angekommen, heimgingen, erzählte er vergnügt, daß er das Herz der jungen Dame so rückhaltlos gewonnen, daß sie ihn am anderen Tage auf dem Dampfschiff, welches die Familie rheinaufwärts weiterführen sollte, erwarte, um bei ihren Eltern um sie anzuhalten — was ihm natürlich im Traume nicht einfiel. Kein weibliches Wesen widerstehe, sagte er, einem Manne, der ihr die richtige Glut rasender Leidenschaft vorzugaukeln wisse — auch wenn er nur, wie soeben er, zwei Stunden Zeit dazu habe.

Bei solchen ethischen Grundsätzen und da nach und nach ärgere Schwindeleien des Herrn v. W. zu Tage kamen, war seines Bleibens in der Redaktion und in Köln nicht länger; er zog sich aufs Land in die Nähe von Brühl zurück, und von hier dekampierte er eines Tages urplötzlich zur unangenehmen Überraschung des Herrn, der ihm daselbst eine kleine Villa vermietet hatte. Mir ist die merkwürdige Gestalt dieses Mannes immer der Typus der zahlreichen Menschen gewesen, die einen bewundernswürdigen Fond von Lebenskraft, Energie und Klugheit mit beharrlicher Konsequenz dazu verwenden, sich durch eine Kette der zweifelhaftesten und gefährlichsten Lebenslagen zu schlagen, während sie mit der Hälfte der Mühe auf ehrlichen Wegen durch ihre Begabung das beste Los erringen könnten.

Schon um des Gegensatzes willen muß ich an dieser Stelle eines anderen Mannes erwähnen, mit dem ich in jenen Tagen in Berührung kam und dem ich bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode befreundet blieb — eines guten deutschen Biedermannes mit einem warmschlagenden patriotischen Herzen, dessen Gedächtnis in seiner bergischen Heimat nicht erlöschen wird. Er hieß Vincenz von

Zuccalmaglio und stammte aus einer hochgebildeten litterarisch angeregten Familie, die zuletzt in Mülheim am Rhein ansässig geworden. Ein Bruder hat sich unter dem Namen Wilhelm v. Waldbrüel einen geachteten Namen als Dichter und Sammler von Volksliedern gemacht — Vincenz, der die Notariatscarriere eingeschlagen und damals auf einem kleinen Gute im Bergischen lebte, hatte sich mit der Geschichte seiner engeren Heimat beschäftigt und unter dem Pseudonym Montanus ein zweibändiges Werk zusammengestellt, worin er die Geschichten, Mären und Sagen der Länder Jülich, Kleve und Berg bearbeitet und gesammelt hatte. Als zwei zu Geschichtsklitterung geneigte Männer fanden wir bald genug die Berührungspunkte, deren einer sogar bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückging — er hatte unter seinen Vorfahren jenen merkwürdigen Kardinal-Erzbischof Zuccalmaglio von Graz, der das Baseler Konzil neu konstituiert fortsetzen wollte, und ich unter den meinen einen Rektor magnifikus der kölnischen Universität, der diese bei jenem Konzil vertrat ... wir fanden das aus, nicht ohne den naheliegenden Gedanken des: Heu, quantum mutati ab illis! Ich besuchte Zuccalmaglio auf seinem Gütchen im Bergischen, er machte mich mit dem stillen, in Waldbergen versteckten Wiesenthale bekannt, in dem wie in verzauberter Verschollenheit der Dom von Altenberge sich erhebt, die Kölner Kathedrale in verjüngtem Maßstabe, ein Punkt, der von da an ein Lieblingsziel späterer Ausflüge für uns wurde. Von dieser alten Abtei, von den anderen historischen Punkten, den denkwürdigen Geschehnissen und Menschen, den Sitten und Gebräuchen des Volkes wußte Montanus wie eine lebende Chronik zu erzählen; mannigfache im Laufe der Zeit von ihm herausgegebene Bücher haben ihm das bleibende Verdienst erworben, einen Teil dieses Wissens der Nachwelt zu erhalten. In seinen letzten Lebensjahren hat Zuccalmaglio als Notar in Grevenbroich mit seiner patriotischen Wärme und seinem bis ins Alter ihm treugebliebenen Eifer für Licht und Wahrheit sich als mannhafter Verfechter des Staatsgedankens im Kulturkampf erwiesen und das kleine Denkmal, das dem schlichten treuherzigen Manne seine Mitbürger dort gesetzt haben, wohl verdient. Seine Bücher haben außerhalb seiner Heimat wohl wenig Beachtung gefunden; um ein ordentliches Buch zu schreiben, fehlte ihm die künstlerische Anlage, welche dazu gehört; aber diese Schriften stecken voll charakteristischer Züge zur Kulturgeschichte, und in keinem Landstrich ist wohl mehr zur Aufzeichnung der alten Geschichten, Traditionen und Volkserinnerungen geschehen als durch ihn im bergischen Lande.

So erweiterte sich der Kreis der Bekannten in zumeist erfreulicher, oft doch auch störender Art. Köln ist der Knotenpunkt für den Verkehr zwischen Nord und Süd und Ost und West; man verlebt nicht viele Tage dort, ohne einen Bekannten, auf irgend einer Reise begriffen, erscheinen zu sehen, einen Durchziehenden, der uns zu besuchen kommt, zu empfangen. Dazu erweiterten sich unsere geselligen Beziehungen in einer Weise, welche die stille ungestörte Pflege der Muse bald äußerst schwierig machte. Ich hatte den ersten Schritt zu einem litterarischen Erfolge mit meinem Roman „Die Ritterbürtigen“ gemacht. Es währte lange, bis ich zu einem zweiten kam — die Strömung bewegten Lebens um uns her ward zu stark dazu. Dem mir anvertrauten Feuilleton suchte ich etwas von dem die geistigen Erscheinungen der Zeit berücksichtigenden Inhalt der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu geben, was aber in dem engeren Rahmen kaum gelang, obwohl ich Gutzkow, Dingelstedt, Häuser, Stahr, W. v. Chezy, Spindler, den geistreichen Francis Grund und viele andere für die Mitarbeit gewann; langatmige, nicht endende Romane waren noch ausgeschlossen, dagegen jungen auftauchenden Talenten wie W. Fischer, H. Hersch die Schranken geöffnet — zu einer gedeihlichen Entwickelung aber war bei den ent-

mutigenden Rücksichten, welche der Verleger auf die Censur und auf den in Köln noch so mächtigen Klerus zu nehmen hatte, nicht zu gelangen. Nichts war ergötzlicher, als Joseph Du Mont in humoristischer Weise Censuranekdoten aus seinem Leben erzählen zu hören, deren Mittelpunkt zumeist ein alter, mit der Censur beauftragter Polizeirat Doleschall war. Herr Doleschall hatte wirklich eines Tages die Inseratanzeige der Göttlichen Komödie gestrichen, weil man mit göttlichen Dingen nicht Komödie zu spielen habe. Und weil er einst einen Verweis erhalten, daß er einem Korrespondenzartikel „Von der Murg“ das Imprimatur erteilt, hatte er lange Zeit konsequent alle von einem kleinen Flusse in Deutschland datierten Artikel gestrichen, sie mochten nun „Von der Leine“, oder „Von der Aller“, oder „Von der Pleiße“ überschrieben sein — der Henker soll die Schreibereien von dem kleinen Bachzeug holen, hatte Doleschall gesagt und unerbittlich gestrichen. Und da in Köln nun noch die drückende nicht offizielle Censur des klerikalen Einflusses hinzukam, zogen sich die gewonnenen Mitarbeiter bald wieder zurück; nur Adolf Stahr ist — aber freilich nach 1848 — lange treu geblieben. — —

Ich bin der Zeitfolge voraufgeeilt, ich hätte, als in das Frühjahr des Jahres 1846 gehörend, eines längeren Ausflugs nach Paris erwähnen sollen. Um nach Paris zu gelangen, bedurfte es damals noch etwas, was den Namen einer Reise verdiente — die Eisenbahn führte bis Brüssel, bis zur belgisch-französischen Grenze — darüber hinaus aber hieß es, sich den Herren Lafitte u. Caillard anvertrauen, die auf dem Kieselsteinpflaster der französischen Chausseen schwerbelastete Räderungsapparate, genannt Diligencen, kursieren ließen, in welchen man zuerst Valenciennes erreichte, wo man einen regelrechten Paß auf dem Rathause zu hinterlegen hatte; gegen den ausgehändigten Schein hatte man dann in Paris auf der Polizeipräfektur ihn persönlich wieder abzuholen. Nachdem man sich diesen Vorbedingungen unterworfen und nach einer vielstündigen Fahrt durch den damals noch unendlich viel ärmlicher als heute aussehenden Teil des nordöstlichen Frankreichs gelangte man endlich in die weitgedehnten Vorstädte, die endlose Rue du Faubourg St. Martin und so in das „Herz der europäischen Civilisation“.

Hotel Violet, Passage Violet, Rue du Faubourg Poissonière hieß der vielfach von Deutschen aufgesuchte Gasthof, der mir Dach und Fach gewährte. Ich glaube, Gutzkow hatte ihn mir empfohlen; dieser war bereits seit Wochen in Paris und wohnte in der Nähe, im Hotel der Cité Bergère. Als ich ihn — vorläufig außer M. Hartmann der einzige Bekannte, den ich in Paris hatte — besuchte, fand ich ihn mit allem Sinnen und Denken in eine große Arbeit vertieft; er schrieb an einem Trauerspiel in Versen, mit dem Titel: „Uriel Acosta“, und unsere Unterredung wandte sich bald einem solchen Stoff in solcher Form zu. Ich verhehlte ihm das Bedenken nicht, daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutschlands, das so stürmisch nach einer ganz neuen, von Zeitgedanken durchtränkten Litteratur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klassische Tragödie in Jamben und fünf Akten eine Inkonsequenz begehe — er setzte jedoch auf sein Werk Hoffnungen, welche sich dann ja auch aufs glänzendste erfüllen sollten. Er ging mit mir, um mir ein Stück Paris, und zwar das glänzendste, die Place de la Concorde, zu zeigen. Dabei erzählte er, daß seine Freundin, Frau Therese v. Bacheracht aus Hamburg, die Gattin des dortigen russischen Ministerresidenten und Tochter des gelehrten Astronomen v. Struve, in Paris sei, daß sie Paris noch nicht kenne, fast so wenig als ich, daß seine Arbeit ihn abhalte, sie auf den Wegen zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu begleiten, und daß er mir seine Stellvertretung dabei übertragen wolle. Ich war damit sehr einverstanden; wir gaben uns für den Abend ein Rendezvous, und von diesem führte er mich in dem kleinen Salon

der liebenswürdigen und anmutigen Frau ein — dieser ganz aus Güte, Wohlwollen und Bescheidenheit bestehenden lauteren Seele, deren Los es war, mit treuer Hingebung die Schicksalswege eines Mannes zu begleiten, dem es nun einmal nicht gegeben war, um sich her Glückliche zu machen. Ob Frau Therese mit dem Stellvertreter für seine eigene Führung, den Gutzkow ihr vorstellte, so zufrieden war wie ich, weiß ich nicht, jedenfalls nahm sie die Sache mit der größten Güte auf, und am anderen Tage begannen wir unsere Wanderungen durch die Weltstadt — nach Notre-Dame, dem Hotel Sommerard, nach Saint Sulpice, dem Louvre und dem Pantheon und zu den Tomben von Voltaire und von Rousseau in der Krypta desselben. Eine Nichte der Frau v. Bacheracht, die im Begriffe stand, sich zu Verwandten nach Washington zu begeben, begleitete uns auf diesen Streifzügen, welche zumeist zu Fuß gemacht wurden. Es war die angenehmste und anregendste Gesellschaft, in welcher ich die großen und kleinen Wunder, die sich dem Touristen als Zollstätten der Bewunderung entgegenstellen, besuchen konnte; die vierzehn so verlebten Tage sind mir in schönster Erinnerung geblieben, und daß auch Frau v. Bacheracht ihrer später freundlich gedacht hat, beweist mir eine kleine Reihe von Briefen von ihr. Nachdem sie Paris verlassen, war sie über Frankfurt a. M. im Herbst nach Hamburg und zu einem achtwöchentlichen Aufenthalt nach Berlin gegangen, um dann den Winter in Dresden zuzubringen. Von hier aus schrieb sie mir am letzten Tage des Jahres 1846 nach einer Klage über die tödliche Ermüdung, worein das Berliner Hof- und Gesellschaftsleben sie versetzt: „Ja, ja, man ist verwöhnt durch Paris, durch diesen frischen anregenden Atem, durch diese Heiterkeit, die nirgends so als eben da ist. Doch habe ich manche interessante Bekanntschaften erneuert und habe besonders mit Varnhagen, Herrn v. Humboldt, der Paalzow, Fanny Lewald, Sternberg und Schellings verkehrt. Recht angenehm war mir die Beziehung mit der Prinzessin von Preußen, die sehr strebend, gütig und voll Teilnahme für alles Bessere ist. — Gutzkows Ernennung zum hiesigen Dramaturgen fiel in diese Zeit und bewegte mich sehr. Zuerst beweinte ich seine goldene Freiheit, die notwendigen Rücksichten, die diese Stellung hervorruft. Dann aber habe ich mich überzeugt, daß seine Frankfurter Entwurzelung unendlich wohlthätig auf ihn einwirken und ihn der prickelnden Gewohnheiten jenes Alltagslebens überheben wird. Dabei ist die Sache ehrenvoll. Herr v. Lüttichau ist voll Vertrauen, ja ich darf sagen voll Hingebung, er läßt Gutzkow volle Gerechtigkeit widerfahren und denkt gewiß nicht mit Unrecht, daß das Theater unter dieser Leitung nur gewinnen kann. Gutzkow macht es sich freilich nicht so leicht wie Dingelstedt, der gar nichts thut, im Gegenteil macht er es sich vielleicht zu schwer. Doch wird sich dieser excès de zèle wohl nach und nach geben. — Karoline konnte in Washington Ihren Bruder immer noch nicht auffinden. Das Kind ist wohl und voll europäischen Heimwehs. Grüßen Sie mir Ihre liebe schöne Frau aufs zärtlichste und empfangen Sie für sich meine allerbesten Wünsche zum neuen Jahr! Therese."

Gutzkow hat Ursprung und Beginn seiner Beziehungen zu Frau Therese, die er ihrer lebhaften ihm entgegenkommenden Teilnahme verdankte, als er durch den Mißerfolg seiner „Schule der Reichen" in der Hamburger Kaufmannswelt tief verdüstert war, in seinen „Rückblicken auf mein Leben" geschildert. Daß solche Beziehungen nicht ohne Kommentar blieben, ist natürlich — boshaft und schlecht war dabei nur, wenn man bei dieser Gelegenheit einen Stein auf Thereseus Vorleben warf und aus der Zeit ihres Aufenthalts in Rußland, wo sie in dem Fräulein-Institut der Kaiserin erzogen worden war, von Verhältnissen wissen wollte, welche nie existiert hatten und einfache Verleumdung waren. Und was die Verirrung ihres späteren Lebens anging, so hat sie

dieselbe sicherlich so schwer wie irgend eine von einer unglücklichen Leidenschaft unterjochte, von dem oft so qualvollen weiblichen Glücksdurst erfüllte Frau gebüßt. Sie ist bekanntlich früh — 1852 — gestorben, auf der Insel Java, wohin sie einem niederländischen Obersten v. Lützow als Gattin gefolgt war — und schlummert dort jenseits des Weltmeeres dem Vergessenwerden zu, in das ihre nicht eben hervorragenden Romane „Falkenberg", „Lydia", „Heinrich Burkart" längst gefallen sind.

Die nicht den Sehenswürdigkeiten von Paris, St. Cloud, Versailles gewidmeten Stunden brachten die mannigfaltigsten persönlichen Berührungen anderer Art. Paris war damals etwas wie der Rendezvousplatz deutscher Schriftsteller, es war eine ganze deutsche Litteraturkolonie da: Heine, Herwegh, Hartmann, Karl Grün, Venedey, L. v. Rochau, A. Weill, der witzige Verfasser der Elsässer Dorfgeschichten, und mit dieser Kolonie berührten sich wieder Henry Blaze de Bury und seine Gattin, Alexander Herzen, Bakunin, Ponsard und „Daniel Stern", die Gräfin d'Agoult und Freundin Liszts. Auch Mr. Buloz, den Tyrannen der Revue des deux Mondes, lernte ich kennen; er war so herablassend, mir einen Platz in seinem Baignoire im Théâtre français zur Verfügung zu stellen, eine Liebenswürdigkeit, die ich um so dankbarer aufnahm, als sie Gelegenheit gab, desto öfter das Spiel der damals auf der Höhe des Ruhmes stehenden Rachel in ihren klassischen Rollen als Phädra, als Virginie, in Les Horaces et les Curiaces u. s. w. zu bewundern. Sie riß mich in einer Weise hin, daß ich noch der Überzeugung bin, es hat nie eine größere Erscheinung die Bretter der antiken wie der modernen Welt betreten. Aber auch Frederick Le Maitre, die Dejazet und vor allem Bouffé übten eine Anziehungskraft aus, die mich, so oft es mir irgend möglich war, in das Théâtre des Variétés zogen. Ich übergehe eine Reihe anderer Namen, die das französische Theater von damals verherrlichten; die Bühnendarstellung stand auf ihrer Höhe, wie es die litterarische Produktion in Frankreich ebenfalls that — es waren die Tage unter Louis Philipp, in welchen die Viktor Hugo, die Sand, Balzac, Eugen Sue, Alexander Dumas der Ältere, Scribe in ihrer vollsten Thätigkeit wirkten. Auch Louis Philipps wurde ich ansichtig; auf einem meiner Ausflüge mit Frau v. Bacheracht begegnete uns der arme Bürgerkönig im offenen Wagen — er kam von Fontainebleau, wo man just am Tage vorher, als er an einer Gartenmauer entlang gefahren, über diese fort auf ihn geschossen hatte. Sein rotbrauner pittoresker Kopf sah mit einem Ausdruck von schwermütiger Niedergeschlagenheit auf das grüßende Volk, durch welches er fuhr. Der arme, vielbespöttelte, vielverleumdete und endlich wie eine Landeskalamität fortgejagte Mann mit dem Birnenkopfe! der arme Bürgerkönig! Und doch that Frankreich ein König so not, der nicht der der Junker wie Karl X., der der Intriganten wie Louis Napoleon, sondern der der Bürger war. Mag man von seiner Regierung sagen, was man will, so hat sie in der That die glücklichste Episode in der Geschichte Frankreichs seit achtzig Jahren gebildet; sie hat das politische Ruder in die Hände der zwei größten Staatsmänner, welche Frankreichs Geschicke seit 1815 gelenkt haben, Guizot und Thiers, gegeben, und wenn England von einem goldenen Zeitalter der Königin Anna redet, so könnte Frankreich von einem goldenen Zeitalter Louis Philipps reden, weil unter ihm die bedeutendsten wissenschaftlichen und litterarischen Größen Frankreichs in diesem Jahrhundert erstanden sind, mit ihrem glänzendsten Wirken seiner Regierungszeit angehören. Aber wie uns die Kirche bereden will, daß des Menschen Seligkeit und sein moralischer Wert von einer einzigen Kultusform abhänge, so war es in Frankreich zum Dogma geworden, daß der Menschheit irdisches Glück von einer einzigen politischen Form abhänge, der republikanischen. Und so trieben die Re-

publikaner Louis Philipp, den Mann mit dem großen Regenschirm, zum Lande hinaus, um ohne Schirm aus dem Regen unter die Traufe Louis Napoleons zu geraten.

Ich habe oben die Namen der Schriftsteller genannt, mit welchen ich außer mit Gutzkow und Frau v. Bacheracht in mehr oder minder häufige Berührung kam — am wenigsten mit Herwegh, den ich nur einmal sprach und der mir als ein in seine Größe versunkener, wie ein indischer Fakir träumerisch und faul seinen Nabel betrachtender Mensch ohne Wohlwollen und ohne mehr als eine höchst einseitige Bildung einen überaus unangenehmen Eindruck machte — ein Mensch, der mir sehr wenig von der rastlosen Sorge seiner braven Frau um ihn zu verdienen schien, die sich in dem undankbaren Streben aufrieb, seine in Hypnotismus verfallene Muse zu galvanisieren. Länger muß ich bei Heinrich Heine verweilen und folge hier dem, was ich schon früher einmal als Erinnerungen an ihn aus Tagebuch-Notizen aufzeichnete, um einer Bitte A. Strodtmanns zu genügen, als er mit seiner Biographie Heines beschäftigt war.

Gutzkow war mit Heine überworfen, er verzieh ihm sein Werk über Börne nicht, nicht daß J. Campe seine gründliche Arbeit über Börne ein Jahr lang im Pulte verschlossen gehalten, um der Heines den Vortritt zu lassen, und besuchte Heine auch nicht aus Rücksicht auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Personen, welche Börne zunächst gestanden. „Aber gehen Sie zu ihm," sagte mir Gutzkow. „Mit uns Deutschen verkehrt er zwar wenig. Nur mit einigen. Doch wird er Sie gern empfangen. Er wohnt Rue du Faubourg Poissonière, nicht weit von uns."

In derselben Straße lag das Hotel Violet, das mich beherbergte, und schon am folgenden Tage in den Nachmittagsstunden ging ich. zu seiner Wohnung. Niemand war daheim.

Am folgenden Morgen, in einer für Paris sehr frühen Stunde, vernahm ich auf dem dunklen Korridor vor meinem Zimmer ein unsicheres Hin- und Hergehen, ein Stolpern wie über ein im Wege stehendes Gerät, wie die Bewegungen eines Blinden. Ich sprang auf, die Thür zu öffnen, und auf die Schwelle trat ein ziemlich starker mittelgroßer Mann in einem dunklen grauen Anzug, der, wie andere eine Lorgnette zum Auge führen, die Linke an sein Auge legte und mit dem Zeigefinger der Hand das Lid emporhob, um mit in den Nacken zurückgeworfenem Haupte besser zu sehen.

Der Mann glich nicht im entferntesten Heinrich Heine, wie seine Porträts von damals ihn darstellten. Er sah weniger fein, weniger durchgeistigt und weit weniger schmächtig aus, als ich es erwartet hatte — von orientalischem Typus fand ich keine Spur in seinen Zügen, die auch nicht leidend aussahen. So erkannte ich ihn nicht und rief erst, als er sich genannt, hocherfreut aus:

„Ach — Sie sind Heine ... welche Freude machen Sie mir, daß Sie zu mir kommen — ich habe nur sehr schüchtern gestern den Weg zu Ihnen gewagt ..."

„Weshalb schüchtern? Glauben Sie, es wanderten so viele von euch meine Treppe hinauf, daß ich blasiert wäre gegen einen freundlichen Beweis, daß man mich in Deutschland nicht vergessen hat?"

„Als ob Sie solcher Beweise bedürften! Und Sie werden sie doch immer in zwei Kategorien teilen, in angenehme und lästige, und es werden gewiß ihrer viele von jenseits des Rheines kommen, welche Sie wünschen lassen, dieser Strom wäre der Lethe."

„Ach nein," sagte er, „der Lethe? Der Rhein, von dem Sie kommen, ist der Strom der Erinnerung für mich! Mein ganzes Herz hängt an ihm; ich bin nicht nur von Geburt, sondern auch von Natur ein Rheinländer."

„Und doch haben Sie nie ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet."

„Hab ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun auch gleich, wie ich verleumdet

werde und welch ein moralischer Poet ich bin. Aber trinken Sie den Ihren," fuhr er fort, „ich sehe, ich habe Sie bei Ihrem Frühstück gestört."

„Wollen Sie es teilen?" sagte ich, während er in dem Sessel, den ich herbeigeschoben, vom Lichte abgewendet, sich's bequem machte. „Dieser Wein ist ein ungefährlicher Stoff aus der Gironde oder Saintonge ..."

„Nein — ‚mein Gelübde ist nicht wider den Wein', aber mein Arzt ist es, mein Arzt, oder besser mein armer macerierter Körper hat mich zu einem Asceten gemacht. Ich werde bestraft für eure Sünden."

„Für unsere Sünden? das heißt?"

„Habt ihr in Deutschland mich nicht zum Erfinder oder zum Apostel der Emancipation des Fleisches gemacht?" antwortete Heine; „und nun sehen Sie in mir einen armen wassertrinkenden Tugendüber, einen Weltüberwinder, einen Asceten, einen vollständigen Trappisten ... ach, ich bin sehr krank; ich muß, wenn ich sehen will, wie Sie aussehen, dies Lid mit dem Finger in die Höhe schieben, so gelähmt ist es ... überhaupt ist meine ganze linke Seite seit Jahren gelähmt, mein Kopfweh läßt mir nur selten eine Stunde zur Arbeit ..."

Auf meine Antwort, daß er doch so wohl und kräftig aussehe, fuhr er fort: „Ich kann nur in lichten Augenblicken schreiben — was," setzte er dann lachend hinzu, „freilich besser ist, als was viele andere Narren machen, die nur in ihren Anfällen zu schreiben scheinen ..."

Heine sprach weiter von seinen Leiden, und ich sagte etwas von dem Vorschlag, den Heine einst einem Bekannten, Hailbronner, gemacht.

„Hailbronner? Welchen Vorschlag?" rief er aus.

„Haben Sie ihn nicht einmal gebeten, Ihnen auf kurze Zeit seinen Körper abzutreten? Nur standen Sie nicht für den Zustand ein, in welchem Sie ihn abliefern und seinem Eigentümer zurückgeben würden, wenn er ihn nach einigen Wochen wiederverlangte."

Heine lachte hell auf.

„Also Sie kennen Hailbronner?"

„Ich lebte in Augsburg ..."

„Ach ja, ich weiß. Und was macht er und was macht Kolb, mein unerbittlicher Censor?"

„An Hailbronner hat sich sein loses, flatterhaftes Herz gerächt — es ist ihm schwer geworden in einer langen bedenklichen Herzkrankheit — und was Kolb angeht, so werden Sie ihn noch tot ärgern, wenn Sie just Ihre schönsten Gedanken und Ihre hinreißendsten Witze in diejenigen Stellen Ihrer Briefe für die Allgemeine Zeitung bringen, die er zu seiner Verzweiflung streichen muß."

„Weshalb streichen muß ... er ist ein Vandale."

„Ach, er ist ein guter treuer Schwabe und freut sich wie ein Kind an Ihren Briefen — aber sein Joch ist nicht gelüftet, seitdem er Herrn Lüfft zum Censor hat — Sie kennen ja unsere unglaublichen Zustände ..."

„Er treibt es doch zu arg — wie wird es ihm gehen, wenn am jüngsten Tage alle von ihm erstickten Gedanken auf ihn einstürmen und alle durchstrichenen Witze sich als Ankläger wider ihn erheben und Ersatz von ihm verlangen für ihr gehindertes Leben — Dante hätte eine eigene Höllenstrafe für die Redacteure erfunden, wenn er Florentiner Korrespondent der Allgemeinen Zeitung gewesen wäre."

„Als ob die nicht ohnehin schon in der Hölle lebten zwischen Autoren wie Sie oder dem Fragmentisten — und dem Druck, den König Ludwig, Abel, Metternich, Pilat e tutti quanti auf das Blatt ausüben."

„Der Fragmentist — ach ja, das ist ein feiner, scharfer Kopf — ein Mann, der schreiben kann, obwohl er nie hier war, es zu lernen — wer sonst deutsch schreiben lernen will, der muß nach Paris kommen, es zu lernen — aber erzählen Sie mir von Fallmerayer."

Ich erzählte ihm vom Verfasser der „Fragmente aus dem Orient", von dem großen litterarischen Ereignis der letzten

Zeit in München, der Vorrede, womit Fallmerayer seine Fragmente in die Welt gesandt, und worin er so mutig in dem vom Ministerium Abel beherrschten Bayern, in Derwischabad (München) den klerikalen Geist als schleichenden Fabius Ignatius Tartuffius abgehandelt — die Sorge seiner Freunde wegen dieser Kundgebung, die Teilnahme des Kronprinzen (Max II.) daran, den Stafettenwechsel zwischen Autor und Verleger über einzelne gar zu bedenkliche Ausdrücke — und andere Züge zur Charakteristik der Verhältnisse jener Tage, die mir heute entfallen sind, die Heine aber mit großer Teilnahme anhörte und oft durch Bemerkungen von schneidendem Witze unterbrach. — Er sprach dann von den Deutschen in Paris und zwar mit ziemlich scharfer, böser Zunge. Von Gutzkow wenig, da er mich ihm befreundet fand. Länger sprach er von Herwegh. Dieser hatte unter der republikanischen Partei in Paris eine gewisse Stellung und Bedeutung erlangt; er wurde auf den Händen getragen in einem Kreise, den die Baronin Meyendorff, eine später in einer zu Köln verhandelten cause célèbre vielgenannte geistreiche Dame, aus der russischen Diplomatenwelt stammend, um sich versammelte. Armand Marrast hatte in seinem „National“ — so glaube ich mich zu entsinnen — eben ein glänzend geschriebenes Feuilleton über die Poesie Herweghs gebracht, und Heine war offenbar eifersüchtig darauf; er fürchtete die Verdunkelung in den Augen der Pariser. — Er klagte über den Mangel an Anerkennung bei diesen dummen Franzosen — und auch bei dem „deutschen Michel“, der nur noch Politik reite, wie ein Kind sein Steckenpferd, ohne daß das Pferd Leben und Kraft in den Beinen habe und vorwärts galoppiere. — „Ich habe nur noch die Frauen für mich,“ sagte er lachend, „die Frauen lieben mich doch, sie wissen, ich stehe an ihrer Spitze und führe sie an gegen die hölzernen philisterhaften Männer!“

Er sprach dann von Venedey. „Halten Sie Venedey für einen Schriftsteller?“ fragte er mich mit kaustischem Lächeln.

„Für einen ehrlichen und noblen Mann, eine treue, biedere Seele — ob Gott oder bloß die deutschen Verhältnisse, die ihn als Flüchtling nach Paris warfen, ihn zum Schriftsteller gemacht, können Sie besser entscheiden als ich,“ antwortete ich.

Er lachte und erging sich in witzigen Wendungen über den armen „Kobus“, von dem er behauptete, daß sein einziger Anspruch auf eine geistige Führerschaft im Heere des Liberalismus darauf beruhe, daß sein Vater Anno dazumal zu Köln auf dem Neumarkt schon um einen Freiheitsbaum getanzt — die Variationen dieses Themas lockten ein Sprühfeuer von Witz aus Heine. Venedey hatte ihm nie etwas zuleide gethan, soviel ich weiß; aber solch eine biedere, urteutonische Kernnatur, mit ihrem ausgesprochenen Antipodentum gegen all sein Wesen, diente ihm so lange als Scheibe, bis „Atta Troll“ all diese Banderillos und Schwärmer zugeschleudert bekommen und an seinem zottigen Bärenfell hängen hatte.

Eine Stunde oder anderthalb waren unter Geplauder und Lachen verflossen; Heine erhob sich, um zu gehen.

„Sie sollen sich nicht die Mühe machen, meinen Besuch zu erwidern,“ sagte er, „denn da ich nicht gesund genug zum Arbeiten bin, gehe ich viel aus; ich flaniere, ich mache Besuche. Morgen um diese Stunde, wenn es Ihnen recht ist, werde ich wiederkommen und wir werden weiterplaudern — Sie sollen mir mehr von Deutschland erzählen. Meine Frau ist verreist, ich bin Strohwitwer — Strohwitwer sind gefährliche Leute für ihre Bekannten ... das werden Sie inne werden, denn wenn ich von meinem Hause die Straße hinabwandle, ist Ihr Hotel Violet die erste Raststätte, wo ich meinen gezwungenen Müßiggang sich verschnaufen lassen kann.“

Ich sagte erfreut, daß ich ihn beim Worte halte, und in der That kam er am anderen Morgen gegen zehn Uhr wieder, und ebenso am folgenden Tage und so

fort, etwa acht oder zehn Tage hindurch, bis ich durch Verabredung zu größeren Partien, hauptsächlich mit Frau v. Bacheracht, um St. Cloud, Versailles u. s. w. zu sehen, nicht mehr regelmäßig die Vormittagsstunden zu Hause sein konnte.

Ich war Heine durch niemand empfohlen, ich war mit meinem naiven Novizentum noch wohl mehr eine ihm antipodische Natur als sein Freund Kobus — ich war noch sehr ein Romantiker, ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline — von dem modernen Parteitreiben, von den socialistischen Ideen, welche der „Gedankenströmung“ jener Tage ihre Richtung gaben, verstand ich nichts — es mußte die anima candida in mir sein, welcher er ein so großes Wohlwollen zuwandte. Er sprach sich höchst offen über alle seine Verhältnisse gegen mich aus, er klagte über seine geheimsten Körperleiden; er nahm es mir nicht übel, wenn ich ihn mit einer Geschichte neckte, die Hailbronner ihm nachtrug, nämlich daß er diesen angelegen habe, sich mit ihm feierlich im Bois de Vincennes zu schlagen, auf Pistolen, aber mit herausgezogenen Kugeln — das würde ihm, Heine, einen gewaltigen Nimbus und Respekt bei den windigen Franzosen zuwege bringen, wenn sie vernähmen, daß er mit dem Riesen von bayerischen Kavalleristen auf die Mensur gegangen. Heine leugnete die Geschichte natürlich; Hailbronner war eben sehr „Tourist“, ich kann also für die Wahrheit nicht einstehen. — Ja, eines Morgens brachte er mir ein mit seiner sauberen Hand geschriebenes Gedicht, das „Herr Schelm von Bergen“ überschrieben war und das er als Beitrag für das von mir redigierte Feuilleton der Kölnischen Zeitung geschrieben zu haben versicherte; es behandelte die bekannte Sage von dem in Düsseldorf zum Ritter geschlagenen Scharfrichter, einen jener Stoffe, die Heine wohl besonders anziehen mußten nach dem, was uns sein Bruder Maximilian über seine erste Neigung zu „Sefchen“, der Nichte des düsteren einsamen Mannes im Freihause zu Düsseldorf, erzählt hat.

Aber freilich machte mir Heine auch kein Hehl daraus, daß er einen außerordentlichen Wert auf einen Artikel lege, den jenes Feuilleton über ihn bringen solle und mit welchem er einen speciellen Zweck verband.

Es trat dabei eine mir unerklärliche Schwäche in dem großen Dichter hervor — das rätselhafte Gewicht, welches er darauf legte, von sich gesprochen, in den Blättern seinen Namen gedruckt, von sich „notizelt“ zu sehen. — Es war in ihm ein Mangel an vornehmem Bewußtsein, an jenem Künstlerstolz, der seine Werke der Welt giebt und, wenn er auch am Ende, um nicht mit seinem Schaffen und Wollen unbeachtet und tot zu bleiben, gezwungen ist, mit Lamartine zu sprechen: Le bon dieu a bien besoin qu'on sonne pour lui, und die wohlwollende objektive Erörterung seiner Leistungen wünscht — doch seine Persönlichkeit und sein eigenstes Leben, sa vie intime, mit natürlichem Sensitivismus der Welt entzieht und nicht allein son linge sale en famille gewaschen, sondern auch le linge blanchi nicht auf die öffentlichen Wegzäune der Journale gehängt sehen mag. Freilich mochte diesen Sensitivismus in Heine wie in vielen anderen berühmten Leuten der Umstand abgestumpft haben, daß von ihm unendlich viel und darunter eine Fülle des Falschen und Verkehrten notizelt und verbreitet worden war. Er hatte ja auch leichtsinnig selber zu oft in ein Wespennest gestochen, zu oft gegen ehrliche Leute Bosheiten ausgelassen, um nicht aufs vielfältigste wieder angegriffen und oft mit Fug und Recht zurechtgewiesen zu sein.

Damals glaubte er Grund zur Beschwerde über seinen Vetter Karl, den Erben seines Oheims Salomon Heine, zu haben. Der Details erinnere ich mich nicht mehr, aber ich irre wohl nicht, wenn ich glaube, er fürchtete, Karl Heine werde ihm die Pension, die der Onkel Salomon ihm gewährt, nicht ganz oder nur unter gewissen Voraussetzungen und nicht erfüllbaren Bedingungen auszahlen

wollen. Er sprach mir viel darüber, und eben nicht in sehr zärtlicher Weise gedachte er des Vetters. Auf diesen sollte nun eine öffentliche, aber diplomatisch gehaltene Besprechung seiner Verhältnisse wirken. Und so verlangte er von mir ein Versprechen, wenn ich daheim sei, etwas über meinen Pariser Aufenthalt zu schreiben und darin in der erörterten Weise von ihm zu reden. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich stets ein Widerstreben dawider empfunden, wenn ich eine Reise mache, sofort die Welt mit meinen ihr gewiß sehr gleichgültigen Erlebnissen und Beobachtungen zu belästigen — es seien der Leute genug da, welche dieser unliebsamen Gewohnheit frönten. Er ließ nicht nach, mich darum anzugehen, und so versprach ich ihm endlich und schrieb nach meiner Rückkehr für die Kölnische Zeitung „Ein Blatt aus einem Reisetagebuche". Es enthielt so ungefähr das, was er im ganzen damals über sich gesagt zu sehen wünschte und was ich nach meiner eigenen Ansicht darüber sagen konnte. Die Hauptsache war zusammengedrängt in die folgende Stelle:

„In der That, Heine lacht noch, obwohl er viel gelitten hat, obwohl sein Körper gelähmt ist, sein Auge erblindet. Unter den Händen französischer Ärzte hat er schmerzlichsten Kuren sich unterworfen. Aber sein poetischer Leichtsinn trägt ihn immer noch, sein Gesicht ist blühend, er geht ungebeugt, sein Wesen ist voll Elasticität, und zu einer Stunde, wo die verschlafenen Pariser sich kaum noch aus ihren Kissen erhoben haben, saß er oft mir gegenüber im ruhigen Hotel Violet, unweit seiner Wohnung in der Rue du Faubourg Poissonnière. Er sprach viel von Deutschland, von seinen Schriftgelehrten und von der Romantik seiner Jugend. Ja, er gab sogar auch zu, er habe eigentlich ein katholisches Element in sich; seine Wallfahrt nach Kevelaer hätte er nicht dichten können ohne ein inniges Verständnis der Poesie, welche im mittelalterlichen Kultus gelegen habe, und er versicherte mit großer Befriedigung, seiner Mutter sei der Antrag gemacht worden, ihn als Knaben einer geistlichen Erziehung zu übergeben, in welchem Fall man sich anheischig machen werde, ihn in die Bahn kirchlicher Ehren zu bringen. Leider habe die Mutter geschwankt und es abgelehnt, sonst werde er, Heinrich Heine, jetzt wahrscheinlich Kardinal der heiligen römischen Kirche sein. Es sei ewig schade! — Auch versicherte er, wie er Freiligrath eigentlich so lieb habe; aber — was sich liebt, das neckt sich!

„Heine geht damit um, seinen Atta Troll zu vollenden, und arbeitet, wie er versichert, an seinen Memoiren. Alles, was man sonst über seine Arbeiten berichtet, ist unwahr, ebenso unwahr wie so manche andere Angabe über ihn, die in neuerer Zeit als Zeitungsente schwamm. Er hieß nie anders als Heinrich, war nie ernstlich Handlungsbeflissener und selbst jenes charakteristische Wort seines Oheims über ihn — so ‚ben trovato' — ist nicht wahr. An dem schlechten Gedicht: ‚Auf dem Boulevard de Calvaire', welches das Album ‚Die deutsche Flagge' von Ed. Boas mitteilte, ist er vollends unschuldig — es ist nicht von ihm, sondern völlig untergeschoben. Um sich zu trösten für solche Unbill, flüchtete er seine Gedanken in die alten Regionen, in denen einst seine jugendliche Phantasie schwärmte —

> Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
> Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
> Empor zu Indras Burg, der ewig blauen . . .

Dort in jenen Regionen des fernen Ostens hat er auch Anerkennung gefunden! Die Japanesen haben seine Werke übersetzt und die ‚Calcutta Review' hat eine ausführliche Abhandlung darüber gebracht. So hat es Doktor Bürger aus Leyden, der lange in Japan war und mit Siebold ein gelehrtes Werk über dies Land edierte, ihm erzählt — als Beweis, wie weit die Weisen deutscher Dichter tönen.

„Wir haben uns nun so lange und so oft schon ein Beispiel an den Chinesen genommen, nehmen wir es auch einmal an ihren liebenswürdigen Grenznachbarn, den

Japanesen. Sehen wir immer in Heine lieber den Mann des ‚Buches der Lieder' als den Verfasser des garstigen Schlusses im Wintermärchen ‚Deutschland' oder jenes Buches über Börne, das doch so voll glänzender Partien ist. Der ungezogene Liebling der Grazien ist krank. Niedrig wäre es, eine Macht über den leidenden Dichter durch die prosaischen Hebel äußerer Verlegenheiten sichern zu wollen, wie man von gewissen Seiten her zu beabsichtigen scheint. Möge er in dieser Beziehung mindestens alle Ruhe haben, um nach und nach den innerlichen Frieden des Weisen und die wahre Schätzung des heutigen litterarischen Ruhmes bei sich einziehen lassen zu können, die wir ihm von Herzen wünschen. Ein Dichter dieses Jahrhunderts muß ruhigen Auges nachblicken können, wenn die raschen Wogen der Zeit plötzlich die Insel überströmen, auf welcher er seiner Lorbeern pflegte und sorglos das beatus ille des Horaz in ihre Rinde schnitt. Der Schwall führt diese Lorbeern dann dahin — es ist kein Schwimmer, der die entrissenen Zweige wieder einholte. Durum — sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas."

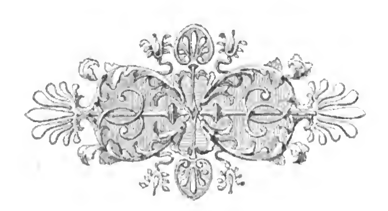
Zu diesen Zeilen, an deren Schluß ich mir herausnahm, ihm anzudeuten, daß ich seine ängstliche Sorge um Erhaltung des Tageruhms, um Lob und Tadel in allen möglichen Blättern sehr unweise finde, muß ich heute nur noch bemerken, daß die darin erwähnten Memoiren mir damals wie eine Mythe vorkamen. Es schien mir, Heine rede geflissentlich viel von diesen seinen Denkwürdigkeiten und drapiere sich dabei ein wenig wie ein heiliger Nikolaus, der frommen Kindern Süßigkeiten und den unartigen die Rute bringt; wie eine Art von stillem Wolkensammler Zeus, der, über dem Litteraturgewimmel unter ihm thronend, einst wohlthuenden Regen oder vernichtende Blitze schleudern werde — je nachdem und nach jedermanns Verdienst um Jovis Altäre. Ich mag darin unrecht gehabt haben; ich weiß nicht, ob Memoiren Heines da sind oder nicht, ich spreche nur den Eindruck aus, den mir sein Reden darüber machte, und dieser läßt mich entschieden der Behauptung zuneigen, welche in dieser Frage die Fürstin della Rocca verficht.

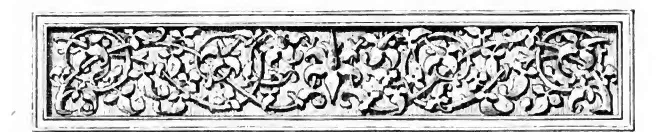
Es war anderthalb Jahre später, etwa um den 20. September 1847, als ich Heine wiedersah. Ich kam in Begleitung meiner Frau nach Paris, um weiter nach Italien zu reisen, und wir machten bald nach unserer Ankunft Heine einen Besuch. Es verlangte mich sehr, ihn wiederzusehen, um so mehr, als ich wußte, daß unterdes sein Leiden sich sehr verschlimmert habe. Wir fanden ihn in seinem Hause in derselben Rue du Faubourg Poissonnière* über zwei oder drei Treppen, in einem sehr hellen, sehr freundlichen und geräumigen Quartier — die berühmte „Matratzengruft" war ein lichtes, großes und schönes Zimmer, an dessen einer Wand ein lebensgroßes Porträt einer stattlichen Dame in breitem Goldrahmen hing; aber alles zeugte von einer erst halb fertigen Einrichtung, denn Heine kam eben von einer Sommerfrische, ich glaube aus Montmorency, zurück und klagte über die Bäder von Barèges, welche er sich selbst verordnet und die eine viel zu starke Wirkung für ihn gehabt. Ich selbst fand ihn sehr verändert. Er lag gelähmt auf seinem Ruhebett, von dem er uns, sich mühsam halb erhebend, die Hand entgegenstreckte. — Die frühere gesunde Farbe war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich uns zuwandte. Betroffen über diese wunderbare Veränderung und ebenso erschrocken, sagte ich mir, daß er in dem Zustande, worin er schien, nicht sechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch acht Jahre! Auch war er geistig fast ganz, was er früher gewesen, ebenso lebhaft, ebenso gesprächig, ebenso expansiv. — Er

* Es ist möglich, daß meine Erinnerung mich hierin täuscht und Heine damals ein freier gelegenes, luftigeres Quartier bezogen hatte.

sandte einen jungen deutschen Arzt, den wir bei ihm fanden, zu seiner Frau hinüber, um sie rufen zu lassen; unterdes deutete er auf das Bild und sagte mit einem gewissen Stolz, daß es seine Frau darstelle. Er sprach uns dann von seinem Leiden, von seiner Einrichtung, seinen Wohnungsnöten in Paris... Frau Mathilde erschien, und die Unterhaltung mußte in französischer Sprache weitergeführt werden, da Frau Heine kein Wort deutsch verstand. Sie machte keinen unvorteilhaften Eindruck — es war etwas durchaus Natürliches in ihrem Wesen, es schien etwas Derbes, aber Redliches, Schlichtbürgerliches darin zu liegen; eine Persönlichkeit, die übrigens vor dem berühmten Dichter, dessen Lebensgefährtin sie war, durchaus nicht das that, was die Franzosen s'effacer nennen — zu dem Bilde der „Femme", wie es Michelet zeichnet, konnte Frau Mathilde überhaupt wohl kaum gesessen haben. Heine behandelte sie sehr rücksichtsvoll; er beklagte sich aber bei meiner Frau halb ernst, halb scherzend, daß seine eingefleischte Pariserin auf sein deutsches Verlangen, um Mittag sein Mahl zu bekommen, nicht eingehen wolle; sie dagegen bezog sich lebhaft auf die Unmöglichkeit, in Paris anders zu leben als alle anderen Menschen, und während meine Frau, in deren polyglottem Wörterbuch das Wort „unmöglich" keine große Rolle spielte, mit ihr darüber debattierte und ihr zuredete, dem kranken Manne diesen Wunsch zu erfüllen, sprach Heine zu mir wieder deutsch, von deutschen Dingen. Leider kann ich über seine Äußerungen weder von damals noch bei späteren Besuchen Rechenschaft ablegen, ich habe mir nicht wie das erste Mal Tagebuchnotizen darüber gemacht. Ich weiß nur, daß ich sehr bewegt und überzeugt, ihn nicht wiederzusehen, endlich von ihm schied und daß er mir auftrug, das schöne Lucca zu grüßen — in eigentümlicher Weise schien sich aller Reiz und aller Zauber Italiens für ihn in Lucca zu gipfeln.

Darauf beschränken sich meine Erinnerungen an den großen Dichter des Buchs der Lieder und des Romanzero, an den ich heute nicht denken kann, ohne tief ergriffen von einem Lager im Hintergrunde eines hellen sonnigen Zimmers ein wunderbar schönes, wachsbleiches, von tiefem Leiden und von ihrer Überwindung durch Seelenkraft und Geisteswollen redendes Märtyrerhaupt, das ergreifendste Bild eines sterbenden Dichters, sich erheben zu sehen — dies Bild ward doppelt lebendig und mächtig in mir, als ich 1868, zum letztenmal in Paris, an einem warmen Maimorgen auf dem schönen schattigen Kirchhofe des Montmartre neben dem Grabe Heines stand.





Japanische Malerei.

Von

Hans Gierke.

I.

Ein vierjähriger Aufenthalt in Japan, wo ich als Anatom an der medizinischen Akademie zu Tokio wirkte, gewährte mir die Gelegenheit, mich mit der älteren und neueren Kultur dieses Landes bekannt zu machen. Mein Interesse konzentrierte sich besonders auf die Bildwerke. Sie zogen mich zunächst durch das reiche kulturhistorische Material an, welches sie dem Beschauer darbieten. Dann aber wurden sie mir bald lieb wegen der mannigfachen künstlerischen Vorzüge, die ihnen unzweifelhaft neben großen Fehlern zukommen. Ich suchte ihre Eigenart zu studieren und zu verstehen, lernte mich an ihren Lichtseiten zu erfreuen, indem ich mich an die zunächst störenden Mängel gewöhnte. Zu meiner Überraschung fand ich eine ausgebildete, weit ins Altertum zurückreichende Kunstgeschichte, deren Material in der gedruckten Litteratur und mehr noch in den oft aus alten Zeiten ererbten Aufzeichnungen der Künstler- und Kunstkenner-Familien niedergelegt ist. Da meiner Meinung nach der japanischen Malerei und zumal der Geschichte derselben im Auslande* nicht die gehörige Beachtung zu teil geworden ist, so beschäftigte ich mich in eingehender und systematischer Weise mit ihr. Das Studium des älteren Materials ist sehr umständlich und zum Teil unmöglich. Galerien sind unbekannt, die vorhandenen Sammlungen schwer zugänglich und wegen der Form der Malereien für ihr sorgsames Betrachten nicht günstig. Ich ließ es mir daher vor allen Dingen angelegen sein, eine eigene möglichst vollständige Sammlung zusammen-

* In der englisch-amerikanischen Litteratur befinden sich bereits einige, wenngleich wenig eingehende Besprechungen der japanischen Malerei. So ist besonders ein Aufsatz von Dr. Anderson: „A history of Japanese Art“ in den „Transactions of the Asiatic society of Japan“ vol. VII, part. IV zu nennen, welcher eine kurze historische Übersicht über die japanische Malerei enthält und besonders biographische Notizen der berühmten Künstler nach einheimischen Quellen bringt. Ferner ist zu erwähnen: „Art and Art-Industries of Japan“ von Sir Rutherford Alcock, und Jarves: „A glimpse at the Art of Japan“. In dem neuerdings (1880) erschienenen Werke über Japan von Sir Edward Reed: „Japan, its History, Traditions, and Religions“ ist ebenfalls ein Kapitel der Malerei gewidmet, das jedoch nur eine Aufwärmung der Arbeiten von Anderson und Alcock ist. Auch Georges Bousquet: „Le Japon des nos jours“ tom. II spricht kurz und ohne jede Kenntnis des Gegenstandes über unser Thema. Es ist hier nicht der Platz, näher auf diese Arbeiten einzugehen. In Betracht kommen eigentlich nur das Buch von Alcock und Andersons Aufsatz. Ersterer behandelt mehr das Kunsthandwerk als die Malerei, deren Produkte ihm augenscheinlich in sparsamen und wenig ausgewählten Proben zu Gesicht gekommen sind. Da ihm ferner das Bestehen einer Kunstgeschichte und die Entwickelung der japanischen Malerei unbekannt blieb, mußte die Basis, auf der er bei Abfassung seiner Arbeit stand, eine wesentlich andere sein als die meine. Anderson ist bisher außer mir der einzige Fremde gewesen, welcher einen Blick auf die japanische Kunstgeschichte geworfen hat. Seine Arbeit jedoch verfolgt andere Zwecke als die vorliegende und ist hauptsächlich ein Auszug des japanischen Werkes: „Honcho Gashi.“

zubringen. Dies gelang in einigen Jahren, also in verhältnismäßig kurzer Zeit, weil einmal die Besitzer, welche zumeist dem früheren Fürstenstand angehören, vielfach auch buddhistische Tempel sind, durch die Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse häufig in Geldverlegenheiten geraten, denen sie sich durch Veräußerung ihrer alten Kunstschätze zu entziehen suchen. Dann auch eröffneten sich mir durch allmählich sich herstellende Verbindungen mit den ersten der lebenden Maler, mit den Kunstkennern und endlich mit manchen der vornehmeren Besitzer die besten und ergiebigsten Quellen. Ich erwarb eine Sammlung,* welche einen ausreichenden Überblick über die japanische Malerei gewährt; sowohl in historischer Hinsicht, da fast alle berühmteren Meister vom Jahre 1000 an in Originalen, in einigen Fällen wenigstens in sehr guten Kopien vertreten sind; als auch in Hinsicht der verschiedenen Stilarten, Schulen und Formen der Bilder. Daneben suchte und fand ich Gelegenheit, die Mehrzahl der besseren und von einheimischen Kennern geschätzten Malereien entweder genauer zu studieren oder doch wenigstens zur Vergleichung flüchtig anzusehen. Die einschlägige, freilich etwas geringe einheimische Litteratur ließ ich, soweit es mir nötig erschien, für mich übersetzen oder in Auszügen mir mündlich vortragen. Dieses Studium der litterarischen Hilfsmittel ergänzte ich durch eifrigen persönlichen Verkehr mit den lebenden Malern, mit Antiquaren, Kunstkennern und Kritikern, welche letztere wegen ihres nüchternen, ziemlich exakten und wissenschaftlichen Verfahrens Vertrauen verdienen. Im folgenden bringe ich eine kurze orientierende Übersicht dessen, was mir von der japanischen Malerei und ihrer Geschichte für weitere Kreise Interesse zu haben scheint.

Zunächst jedoch wird es notwendig sein, einiges zum Verständnis des japanischen Charakters vorauszusenden, um manche Eigentümlichkeiten der Bilder besser zu begreifen. Denn obgleich in neuerer Zeit ja manches über die Japaner geschrieben worden ist, so besteht doch im allgemeinen, und dies gilt besonders für Deutschland, eine auffallende Unkenntnis der äußeren und inneren Verhältnisse dieses merkwürdigen und fast in jeder Hinsicht von den Europäern stark abweichenden Volkes.

Herkunft und Verwandtschaft der Japaner werden von den Forschern in verschiedener Weise dargestellt. Einige wollen in den körperlichen und geistigen Eigenschaften unserer Inselbewohner, ebenso in ihren Kulturverhältnissen Beweise für eine ursprünglich nahe Verwandtschaft mit den Malayen finden; andere nennen sie ein Mischvolk aus eingewanderten Mongolen und besiegten Ureinwohnern; noch andere bringen sie in vetterliche Beziehung zu den Ureinwohnern des mittleren Amerika; ja neuerdings bemüht sich ein eifriger, freilich nicht sehr kompetenter Ethnograph, ihre Abstammung von den Kindern Israels nachzuweisen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Streitfrage einzugehen. Es genügt, zu versichern, daß körperlich die Japaner den mongolischen Völkern des benachbarten Festlandes ganz nahe stehen und daß, da auch viele andere gewichtige Gründe dafür sprechen, wir sie als einen Zweig der großen mongolischen Rasse ansehen können.

Die einheimischen Traditionen reichen bis zu dem Jahre 660 v. Chr. zurück; über die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner vor dieser Zeit herrscht tiefes Dunkel. Im angegebenen Jahr soll Jimmu-Tenno durch kriegerische und gesetzgebende Thaten ein Reich im südlichen Teil des heutigen Japan gegründet haben. Unter seinen Nachfolgern dehnte sich das Reich mehr und mehr nach Norden aus, indem die in den späteren Geschichtswerken als Barbaren bezeichneten Bewohner dieser Gegenden unterworfen wurden. Zu einer eigenen höheren Kultur brachten es jedoch die Japaner in dem ersten Jahrtausend nach Jimmu-Tenno nicht. Erst

* Diese überaus wertvolle, im Berliner Gewerbemuseum ausgestellte Sammlung ist bekanntlich in Besitz der preußischen Regierung übergegangen.
Anm. d. Red.

die Berührungen mit den weit vorgeschrittenen Nachbarn des Festlandes erhoben sie aus gewiß ziemlich barbarischem Zustande zu einem sich entwickelnden Kulturvolk. Nach den ältesten japanischen Geschichtsbüchern* fand die erste Berührung in den Jahren 201 bis 203 n. Chr. statt, als die auf das höchste verehrte, jedoch etwas mythische Kaiserin Jingu Kogo mit großer Streitmacht nach Korea übersetzte und dies Land eroberte. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts begannen die Übersiedelungen koreanischer Handwerker nach Japan. Im vierten und noch mehr im fünften und sechsten Jahrhundert wurden dann allmählich alle Erzeugnisse der damaligen chinesischen Kultur in das Inselreich eingeführt, teils direkt von den Chinesen, teils von den Koreanern, die damals auf viel höherer Kulturstufe gestanden zu haben scheinen als jetzt. Hauptsächlich waren es Gesandtschaften des tributpflichtigen Korea, welche Kulturgewächse, Kunstwerke, Bücher und dergleichen als Tribut oder Geschenke herüberbrachten. Sie hatten auch Fachleute bei sich, welche am japanischen Kaiserhof als Lehrer zurückblieben. So kamen die verschiedenen Handwerker, Architekten, Künstler und mancherlei Gelehrte. Sie führten neben vielem anderen Töpferei, Seidenbau, Bereitung des Papieres ein; sie lehrten das Schreiben und die schönen Künste; sie brachten Wissenschaften, wie Arzneikunde, Mathematik und Astronomie, endlich eine ausgebildete Moralphilosophie und eine neue Religion. Im siebenten Jahrhundert begannen die Beziehungen zum Festlande lockerer zu werden und haben später nie wieder eine größere Lebhaftigkeit erreicht. Die Japaner waren auch hinlänglich begabt, um das, was sie empfangen hatten, sich vollkommen zu eigen zu machen und weiterzubilden. Viel weniger, ja merkwürdig wenig entnahmen sie später aus der Berührung mit den Europäern, als im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen und in den folgenden die Holländer zu ihnen in Beziehung traten. Ganz besonders blieben die Künste vollkommen unbeeinflußt, bis dann neuerdings das Land sich der europäischen Kultur mit staunenswerter Empfänglichkeit öffnete.

Es geht nun aus dem Gesagten hervor, daß die japanische Kultur keine originale ist, sondern von den rasseverwandten Chinesen übernommen. In gewisser Beziehung sind die Japaner begabter als jene, besonders stehen sie in künstlerischer Beziehung höher. Doch mangelt ihnen die Tüchtigkeit, welche die Chinesen auszeichnet. Eine psychologische Analyse des japanischen Charakters kann nicht in wenigen Worten gegeben werden, ich muß mich begnügen, die hier in Betracht kommenden Züge anzudeuten.* Das Temperament der Japaner ist halb phlegmatisch, halb sanguinisch, ihre Gemütsart ruhig, harmlos und heiter. Sie sind in jeder Beziehung mäßig und ordnungsliebend. Ihre Phantasie ist, wie bei allen Mongolen, nicht sehr reich, steht zurück hinter dem Verstand, der klar und praktisch genannt werden muß, doch niemals die höchste Stufe der Entwickelung erreicht. Ausgezeichnet ist ihr Gedächtnis, bewundernswert auch ihre Auffassungskraft und ihre Fähigkeit, nachzuahmen. Sie sind geistig fein und gewandt, aber nicht scharf.

* Kojiki, geschrieben im Jahre 710 n. Chr., und Nihongi 720 n. Chr. In ihnen werden zuerst die bisher mündlich fortgepflanzten Traditionen aufgezeichnet.

* Die fremden Urteile über den Charakter der Japaner differieren ganz ungemein. Neben den größten Enthusiasten finden wir auch häufig genug Leute, welche nach Jahre dauerndem Verkehr mit den Japanern dieselben so geringschätzig wie nur möglich beurteilen. Aus der neueren Litteratur hebe ich folgende mehr oder minder zuverlässige (in Bezug auf die Thatsachen) Werke über Japan hervor: Mohnike: Die Japaner, eine ethnographische Monographie. Münster 1872. Wernich: Geographisch medizinische Studien. Berlin 1878. Junker von Langegg: Midzuho-Gusa, Segenbringende Reisähren. Leipzig 1880. Rein: Japan. Leipzig 1881. Georges Bousquet: Le Japon des nos jours. Paris 1877. Griffis: The Mikado's Empire. New-York 1877. Reed: Japan, its History, Traditions, and Religions London 1880. Isabella Bird: Unbetretene Reisepfade in Japan. Aus dem Englischen. Jena 1882 Letzteres wird augenblicklich am meisten in Deutschland gelesen, ist auch amüsant geschrieben, aber durchaus unzuverlässig.

Ihr Charakter ist durchaus liebenswürdig, aber nicht sehr gründlich und tüchtig. Es fehlt ihnen, wie im allgemeinen der ganzen mongolischen Rasse, eine starke Leidenschaftlichkeit. Energie und Ausdauer kommen ihnen im geringen Grade zu. Daher finden wir bei dem Studium ihrer Geschichte, ihrer Kunst und Litteratur einen gewissen Mangel an Genie und gestaltender Kraft. So sind sie mehr ein receptives, weniger ein produktives Volk. Wirklich Großes und Originelles haben sie trotz hoher Begabung nicht hervorbringen können. Japan ist nie das Geburtsland epochemachender Erfindungen oder gewaltiger, die Verhältnisse umgestaltender Ideen gewesen. Um aber in die Reihe der Kulturvölker einzutreten, waren sie darauf angewiesen, dieselben der Fremde, d. h. dem allein für sie erreichbaren benachbarten Festlande, zu entnehmen. Kein Wunder daher, daß die Japaner, die den Chinesen die Handwerke, die Künste, Schrift, Wissenschaft und Philosophie verdankten, welche durch sie selbst ihre Hauptreligion erhalten hatten, daß sie, sage ich, dem chinesischen Wesen eine gar zu große Achtung bewahrten. Sie waren dem Einfluß desselben zu sehr ergeben und konnten sich auch dann nicht ganz von ihm frei machen, wenn es die freie Ausbildung ihrer eigenen Charaktereigenschaften hinderte. Obgleich ihnen in späteren Zeiten die Chinesen persönlich durchaus unsympathisch waren und sie jetzt sogar mit einem Gemisch von Widerwillen und Verachtung auf sie herabsehen, mußten sie in ihnen doch ihre Lehrmeister anerkennen, die zu übertreffen sie sich nicht zutrauten. Ebenso bildete die unklare Empfindung, selber nichts Originelles produzieren zu können, auch die aus anderen Gründen schon bestehende Pietät für das Alte weiter aus. Im Grunde genommen sind die Japaner nicht konservativ, wie die Leichtigkeit deutlich beweist, mit der sie neuerdings alles Alte über den Haufen werfen, um das Neue, welches sie von Amerikanern und Europäern kennen gelernt und als besser erkannt haben, anzunehmen. Bis zu der neuesten Berührung aber mit dem Ausland lernten sie nichts kennen, das ihre alte Kultur wesentlich umgestalten konnte. Ihre eigene Kraft genügte, um sie weiterzuführen, sie höher zu entwickeln, nicht aber, um sie zu ersetzen durch andere und bessere ihnen entstammende Geistesprodukte. Und die bedeutendsten civilisatorischen Leistungen der Chinesen gehören dem Altertum an; ihre späteren Fortschritte sind gering. Auch hörten die lebhaften Beziehungen zwischen Japan und China im neunten Jahrhundert auf. Die späteren Berührungen waren vereinzelt und gewannen nur vorübergehenden Einfluß auf die Weiterentwickelung der Japaner. So — und das ist wohl zu verstehen — erschien den letzteren das den alten Zeiten Angehörende als das Beste, über das man nicht hinausgehen und das man nicht wesentlich verändern könne. Es kam hierzu auch wohl noch der direkte geistige Einfluß der Chinesen, welche durchaus konservativen Charakters sind. Besonders befördert die Morallehre des Konfucius, die in Japan so große Herrschaft besitzt, die Pietät für das Alte, indem sie die höchste Verehrung der Eltern, der Lehrer und auch der Vorfahren verlangt.

Es ist ja schwer, zu entscheiden, in welcher Weise sich die Japaner geistig entwickelt haben würden, wenn sie durch den Einfluß der chinesischen Kultur weniger eingezwängt worden wären; so viel aber ist sicher zu behaupten, daß sie ohne diesen in ästhetischer Beziehung eine weit höhere Stufe würden erreicht haben. In keiner Beziehung stehen die Chinesen uns ferner als in Hinsicht des Geschmackes. Ihre ausgeprägte Vorliebe für das Unregelmäßige, für Verzierungen und für das Groteske und Barocke; ihre Sucht, durch Übertreibung und Überladung zu wirken, drückt ihrer reichen Kultur und ihrer Kunst den Stempel der Häßlichkeit auf. Der Europäer, welcher zum erstenmal eine chinesische Stadt sieht, mag er deren Tempel, Paläste oder Straßen betreten, erstaunt über die berechnete Sorg-

falt und über die technische Fertigkeit, die auf Erzeugung des Unschönen verwandt ist. Ganz anders in Japan. Wer, wie es so oft geschieht, in dieser Beziehung die beiden Nachbarvölker zusammenwirft, beweist damit seine vollkommene Unkenntnis derselben. Die Japaner können geradezu als ein ästhetisches Volk bezeichnet werden. Wenigstens lassen sie sich mehr, als es sonst bei einem der jetzigen Kulturvölker zu beobachten ist, in allen Einrichtungen des öffentlichen und privaten Lebens von ästhetischen Rücksichten leiten. Bei allen diesen Werken, mögen sie groß sein oder klein, der Kunst oder dem Handwerk angehören, ist die Befriedigung ihres Schönheitsgefühls der am meisten wesentliche Gesichtspunkt. Und dies Bestreben ist nicht etwa auf die Kreise der Gebildeten beschränkt, sondern findet sich mehr oder minder bei allen, auch dem niederen Volk. Sie brachten es freilich nicht dahin, ein vollkommenes Schönheitsgefühl zu entwickeln, aber das im bescheideneren Maß vorhandene ist viel allgemeiner und hat viel mehr Geltung, als wir es sonst irgendwo finden können. Es ist verlockend genug, dies näher zu beleuchten und genauer auf die Eigentümlichkeiten des japanischen Geschmacks einzugehen; doch soll es an dieser Stelle unterbleiben, da es in Kürze nicht geschehen kann. Es genüge, zu sagen, daß der Geschmack der Japaner ein feiner, hochentwickelter, zum Teil freilich etwas raffinierter ist, der im allgemeinen den gebildeten Europäer sympathisch anspricht. Das Grundprincip der japanischen Ästhetik ist, möglichst große Wirkung mit möglichst geringen Mitteln zu erzielen. Ebenso sucht man der ungeschminkten Natur möglichste Geltung zu verschaffen. Dies Bestreben ist so unmongolisch, daß es offenbar auf den Inseln selber nach der Ablösung der Bewohner von den rasseverwandten Völkern des Festlandes entwickelt sein muß. Doch scheint es, soweit sich dies aus den spärlichen Überbleibseln der alten Zeit erkennen läßt, schon sehr früh ausgeprägt gewesen zu sein. Ist nun diese specifisch japanische Geschmacksrichtung, dieses Suchen nach stilvoller Einfachheit, in allen Kunstbestrebungen, in allen Einrichtungen und Verhältnissen deutlich zu erkennen, so hat sie doch eine unbedingte Herrschaft nicht erringen können. Denn fast überall sind Spuren des chinesischen Einflusses mit seinem Zopf- und Barockwesen zu finden. Zur Ausbildung bewußter und klarer ästhetischer Ziele war man ja in Japan nicht gelangt; das oben erwähnte Bestreben war ein halb unbewußter Trieb, ein Gefühl. Daß sie aber trotz dieses Gefühls für das Bessere die chinesischen Lehren und Muster so stark auf ihre künstlerische Thätigkeit wirken ließen, ist nach dem oben Gesagten erklärlich. Ihr Mangel an Energie und Originalität erlaubte es ihnen nicht, sich ganz auf die eigene Kraft zu verlassen. Überall erkennt man den Kampf zwischen ihrem so regen Schönheitsgefühl und dem fremden, diesem diametral entgegenstehenden Geschmack. Doch wagten sie es nie, das selbstgezimmerte drückende Joch des chinesischen Einflusses zu zertrümmern.

* *
*

Die Kunst zu malen ist, wie schon angedeutet wurde, vom benachbarten Festland nach Japan gebracht worden. Ob vor der Berührung mit dem Westen, also in ältester Zeit, irgend welche, wenn auch sehr naive Bestrebungen, Naturgegenstände nachzuzeichnen, bestanden haben, ist nicht möglich, festzustellen. Denkmäler aus jenen Zeiten, die darauf hinweisen könnten, sind nicht erhalten, und die spätere einheimische Litteratur weiß in dieser Hinsicht nichts zu sagen. Sie läßt im Gegenteil die Malerei in Japan von dem Erscheinen bestimmter Koreaner und Chinesen beginnen. Die ersten Maler kamen zur Zeit des um die Civilisation seines Volkes sehr verdienten Kaisers Yuriaku-Tenno, welcher von 457 bis 479 n. Chr. regierte. Von ihnen, ihren Nachkommen und den im sechsten Jahrhundert noch weiter übergesiedelten Malern berichten die ältesten

Geschichtsbücher die Namen und einige wenige biographische Daten. Nichts aber melden diese über ihre künstlerischen Thaten und ihre lehrende Thätigkeit. Jedenfalls war unsere Kunst in diesen Jahrhunderten auf einen engen Kreis am Kaiserhof beschränkt. Wir müssen uns ja überhaupt das japanische Volk zu dieser Zeit im allgemeinen noch barbarisch denken, denn zunächst berührte die von außen kommende Kultur nur die höchsten den Kaiser umgebenden Gesellschaftsklassen, und erst ganz allmählich breitet sie sich weiter und weiter über das ganze Land aus.

Einen größeren Aufschwung und eine stärkere Ausbreitung gewann die Malerei im Dienst der buddhistischen Religion, welche um 600 n. Chr. in Japan festen Fuß faßte. Die einheimische Religion, der Shintoismus, verschmähte, solange sie unverfälscht war, die Unterstützung bildlicher Darstellungen. Nicht so der Buddhismus. Er brachte gemalte, aus Holz geschnitzte oder aus Bronze gegossene Bildnisse der Gottheiten und Heiligen mit. Zum Teil bezeugten diese an den Formen ihres Körpers, in ihrer Kleidung und in ihren Attributen ihre Abkunft aus Indien; zum Teil wiesen sie auf eine Bereicherung des Buddhismus durch Gestalten chinesischer Phantasie hin. Solche dem Kultus dienende Bilder wurden nun zunächst wohl nur kopiert, dann in freierer, freilich niemals sehr abweichender Nachahmung angefertigt und später durch neue, nur dem japanischen Buddhismus zukommende Gestalten vermehrt. So war nun der Hof des Herrschers nicht mehr der einzige Ort, an dem gemalt wurde, sondern die neubegründeten Tempel und besonders die mit ihnen zusammenhängenden Klöster bemächtigten sich der für sie so wirksamen Kunst und bildeten sie für ihre Zwecke weiter aus.

Außer der Darstellung religiöser Gegenstände wurden die Bildnisse berühmter Zeitgenossen oder Verstorbener, dann auch wohl schon Blumen- und Tierstücke gemalt. Wenigstens spricht die einheimische Litteratur davon, denn von den Malereien selbst sind uns nur außerordentlich wenige als Zeugen erhalten worden. Und diese, höchstens ein halbes Dutzend an Zahl, stehen ohne Ausnahme in Beziehung zum Buddhismus. Freilich ist es naturgemäß, daß gerade die Tempelbilder erhalten blieben, da in den furchtbaren Verwüstungen der späteren Bürgerkriege nur einige Tempel der allgemeinen Verwüstung zu entgehen vermochten.

Das neunte Jahrhundert bildet den Schluß dieser Periode der japanischen Malerei. Die folgende charakterisiert sich ihr gegenüber durch das Auftreten von Berufsmalern neben den vornehmen Dilettanten und durch stärkeres Hervortreten des Nationalen. Die japanischen Kunsthistoriker selbst bezeichnen die Malerei der ersten Periode als eine fremde und datieren die eigene, nationale von dem Erscheinen des Kose no Kanaoka. Dieser Maler lebte im zweiten Teil des neunten Jahrhunderts, d. h. zu einer Zeit, wo die Vornehmen Japans sich bereits einen bedeutenden Grad von Kultur zu eigen gemacht hatten. Man blickte schon zurück auf eine Blüteperiode einheimischer Dichtkunst; die Musik wurde eifrig gepflegt; die großartigen Tempelbauten, die Schlösser der Mächtigen hatten die Baukunst bedeutend entwickelt; die Wissenschaften wurden mit Fleiß betrieben; eine japanische Litteratur war entstanden. So war der Boden genügend vorbereitet, um auch der Malerei eine höhere und allgemeine Entwickelung zu gestatten.

In wie weit Kanaoka selbst die bis dahin eingehaltenen Bahnen verließ, ist nicht aus der Litteratur und ebensowenig aus den vier oder fünf erhaltenen Stücken, die auf seinen Pinsel zurückgeführt werden, zu erkennen. Denn diese, Darstellungen buddhistischer Gottheiten, zeichnen sich vor anderen alten Bildern der Art nur durch größere Kühnheit der Zeichnung und durch die feine Ausbildung der Technik aus. Seine Bedeutung aber für die Malerei geht deutlich genug hervor aus der großen Verehrung, die ihm von den Zeitgenossen und allen Späteren zu teil

wurde. Er gehört zu der Zahl jener Gelehrten und Künstler Japans, die zu Halbgöttern erhoben und deren Geschichte im Lauf der Zeiten mit Mythen durchflochten wurde. Hier beziehen sich dieselben besonders auf die Wunderwerke, die er mit seinem Pinsel schuf; auf Bilder so naturgetreu, daß die dargestellten Tiere, lebendig werdend, das Papier verlassen und nun als Spukgestalten allerhand Unfug treiben. Schon in den nächsten Generationen treten die Unterschiede gegen früher klarer zu Tage. Sie zeigt einen neuen Geist, der sich zunächst in der Wahl der Gegenstände und in der geistigen Behandlung des Stoffes, in der Auffassung kundgiebt. Einheimische geschichtliche, der Mythologie oder dem Volksleben entstammende Stoffe beschäftigen von nun an die Künstler. Die durch ihre Gesichtsbildung von den chinesischen unterschiedenen Gestalten tragen einheimische Kleidung und sind von japanischer Staffage umgeben. Die dargestellten Handlungen und der Ausdruck der Figuren verraten japanisches Denken und Thun. Freilich werden die älteren fremden Stoffe, zumal die religiösen, weder jetzt noch später ganz verdrängt. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten Karikaturen, besonders Tierkarikaturen. Ein hochgestellter, humor- und geistvoller Priester, Toba Soschio, führte sie zum erstenmal in höchst interessanter Weise aus, so daß später die Karikaturen überhaupt als Toba-E (Art des Toba) bezeichnet werden.* Auch in anderer Hinsicht entwickelt sich in dieser Epoche die Malerei selbständig weiter, besonders in der stärkeren Anwendung der Farbe, in der Vorliebe für Miniaturen und in der als Folge hiervon auftretenden Verfeinerung jeglicher Technik. Ein entscheidendes Verlassen aber der durch die chinesischen Regeln und Muster vorgezeichneten Bahnen trat nicht ein, ebensowenig wie später. Nur stellte man von jetzt an eine japanische Schule, einen einheimischen Stil (Yamato-E) dem chinesischen und buddhistischen gegenüber. Die Nachkommen Kanaokas bildeten Jahrhunderte hindurch den Kern der Maler. Andere schlossen sich ihnen an. Alle sind aus vornehmen Familien entsprossen, bilden aber einen eigenen Malerstand. Daneben freilich leisten auch manche vornehme Dilettanten, darunter einige Kaiser, Tüchtiges.

Bis zu dem fünfzehnten Jahrhundert war die Weiterentwickelung der Malerei keine sehr bemerkbare. Es wurde viel und nicht schlecht gemalt. Aber man verfolgte die eingeschlagenen Bahnen weiter, ohne daß ein genialer Künstler auf neue hinwies. Die Regeln des Stils bildeten sich fester aus, so daß spätere Zeiten sie nicht wieder umzustoßen wagten. Der chinesische und buddhistische Stil traten noch mehr als früher zurück; selbst die religiöse Malerei gab zwar die alten Göttergestalten nicht auf, zeigte aber eine besondere Vorliebe für Bilder, zumal Miniaturen, welche die einheimische Entwickelung des Buddhismus behandelten. Das nationale Gefühl kommt deutlich zum Durchbruch. In der That hatten in dieser Periode die Berührungen mit dem Festlande aufgehört. Nachdem die politischen Beziehungen zu Korea beendigt waren, kamen Jahrhunderte hindurch von dort und von China keine Gesandtschaften herüber. Übersiedelungen von Priestern, Künstlern und Gelehrten aus den westlichen Ländern kamen ebensowenig mehr vor wie Wallfahrten der Japaner nach dem Festlande. Die feindliche Berührung mit dem stolzen Tatarenherrscher Kublai-Khan, die mit der vollständigen Vernich-

* Die sehr merkwürdigen schwarzen Tuschzeichnungen, welche allein noch von den gewiß zahlreichen Werken des Toba Soschio übriggeblieben sind, gehören dem großen und an alten Kunstschätzen reichen Tempel Horiuji bei Kioto. Sie waren im Jahre 1880 in der Uyeno-Ausstellung zu Tokio zu sehen. Eine nicht vollständige Kopie ist in meinem Besitz. Dieselbe ist älteren Datums (Anfang dieses Jahrhunderts). Die Erlaubnis, neuerdings eine Kopie anzufertigen, war leider nicht zu erreichen, da man die vier Rollen mit äußerster Pietät betrachtet und bei dem durch die Zeit herbeigeführten zerbrechlichen Zustand des Papiers eine Beschädigung fürchtet. Dr. Anderson erwähnt l. c. eine andere im japanesischen Privatbesitz befindliche Malerei als von Toba herrührend. Dieselbe wird aber von den besten Kennern mit Bestimmtheit späteren Nachahmern zugeschrieben.

tung der gewaltigen gegen Japan gesandten Armada endete,* konnte das Nationalgefühl nur stärken und beeinflußte die Malerei nicht.

Bei einem Blick auf die Geschichte Japans ist man wohl versucht, anzunehmen, daß die zahlreichen Bürgerkriege des zwölften und der folgenden Jahrhunderte der Weiterentwickelung der Malerei wie jeder anderen Kunst äußerst hinderlich sein mußten. Zum Teil haben auch gewiß die unsicheren Verhältnisse und die blutigen Verwüstungen ungünstig auf sie gewirkt. Doch darf man sich den Einfluß dieser Kriege auf die Kunst nicht gar zu schädlich denken. Damals schon wie heute war Regel, daß dem Vornehmen eine möglichst gute Schulbildung zu teil wurde. Die Edelleute bilden den Kriegerstand und sind die herrschende Klasse, aber als Höhere fühlen sie Verpflichtung und Bedürfnis, mehr zu lernen als das Volk.

Die schwertkundige Hand weiß auch den Pinsel zu führen, um die krausen chinesischen Zeichen zu malen, und oft genug, um kunstreiche Bilder anzufertigen. Der Krieger verliert auch in dem Waffenlärm des Feldlagers nicht seinen Respekt oder gar seine Liebe für Kunst und Wissenschaft und sinkt nicht zur Roheit hinab. Ja, kommt ein siegreicher Feldherr zu hohem Ansehen, so sucht er demselben durch Heranziehen von Dichtern, Künstlern und Gelehrten größere Geltung und Dauer zu verschaffen.

So eröffneten sich durch das Aufblühen neuer Geschlechter neben dem Kaiserhof und den Tempeln der Malerei noch an-



Das chinesische alte Ehepaar Kakshi. Allegorische Darstellung des glücklichen Alters. Gemalt von Taninsai. (17. Jahrhundert.)**

* 1281 n. Chr.

** Es war meine Absicht, einige gute Bilder meiner Sammlung im Holzschnitt zu reproduzieren, um dem Leser eine Ahnung der Eigenart japanischer Malerei zu verschaffen. Leider waren nur einige wenige Stücke hierzu zu gebrauchen, und zwar durchaus nicht die besten. Zum Zwecke des Schneidens nämlich mußten die Originale erst photographiert werden, und dazu eigneten sich nur sehr wenige. Alle ganz alten Stücke und eine große Zahl der farbigen Bilder kamen auf der Photographie so schlecht zum Vorschein, daß sie ausgeschlossen werden mußten. Es kann daher die hier vorgeführte Auswahl ganz und gar nicht die japanische Malerei oder auch nur meine Sammlung repräsentieren. Außerdem ist der Holzschnitt wenig geeignet, die eigentümliche Anmut und die Farbengrazie der japanischen Bilder wiederzugeben.

dere Pflegestätten. Ganz besonders ist in dieser Beziehung auf den am Ende des zwölften Jahrhunderts entstehenden Dualismus in der höchsten Gewalt hinzuweisen. Nach langen blutigen Kriegen zwischen den Geschlechtern Taira und Minamoto gelang es dem Haupt der letzteren, seine Gegner zu besiegen und zu vernichten. Er wurde darauf der Begründer jener Macht, welche unter dem längst schon bestehenden Titel des Shogunats die Regierung des Landes übernahm, dem Scheine nach im Auftrage des Kaisers, in Wirklichkeit auch ihn beherrschend. Dem letzteren bleibt die alte Ehre und der freilich durch Geldmangel oft getrübte Glanz. Er ist noch immer der Abkömmling der alten Götter, aber an irdischer Macht besitzt er wenig. Neben Kioto giebt es von jetzt an eine zweite Hauptstadt im Lande, Kamakura, und von 1600 an Jeddo. Der Hof des Shoguns kann der Künste und besonders der Malerei nicht entbehren und wetteifert zeitweise, zumal unter der Regierung einiger vorzugsweise kunstliebhabender Herrscher der Ashikaga-Dynastie,* mit dem Kaiserhof. Aber auch dieser sucht, da ihm sonst so viel geraubt, seinen Trost in der Pflege der Wissenschaften und Künste.

Die größte Blüte erreichte die japanische Malerei in derselben Zeit wie die italienische, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert. Eine große Zahl bedeutender Maler erhob ihre Kunst auf eine Stufe, die sie bisher nicht erreicht hatte und die sie in gewisser Beziehung auch später nicht wieder erreichte. Neue zum Teil sehr fruchtbare Schulen entstanden. Unter ihnen die des Kano-Hauses, welches am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in die Reihe der Malerfamilien eintrat und hohen Einfluß auf die Kunst der Folgezeit gewann. Der Inhalt der Bilder gewann an Reichhaltigkeit; die Technik vervollkommnete sich. Doch haben wir uns die Fortschritte wieder nicht als ganz wesentliche vorzustellen. Von einer Reformation der Malerei war nicht die Rede. Interessant ist, daß diese Blüteperiode eingeleitet wurde durch erneuerte künstlerische Beziehungen zu China; daß eine neue Befruchtung von außen eintrat. Es kam wieder einige Male vor, daß japanische Maler nach dem Mutterlande ihrer Kunst fuhren, um sich dort weiter auszubilden und zu vervollkommnen. Auch wurden durch sie und auf andere Weise chinesische Bilder nach Japan hinübergebracht. So ist Seshiu,* der Maler, welcher durch seine Werke und mehr noch durch seine Lehrthätigkeit auf die weitere Entwickelung der Malerei von höchstem Einfluß war, einige Zeit in China gewesen. Freilich soll er, einer japanischen älteren Quelle nach, nicht allzu begeistert für die dortige Malerkunst gewesen sein. Folge dieser wiederaufgefrischten Beziehungen war ein stärkeres Hervortreten des chinesischen Einflusses den früheren Jahrhunderten gegenüber, sowohl in den Stoffen wie in der Malweise. Die chinesische Schule bekommt wieder mehr Anhänger, vermischt sich aber zum Teil mit der weiterblühenden japanischen, so daß Übergänge entstehen.

In politischer Beziehung ist das sechzehnte Jahrhundert jedenfalls das bedeutendste der japanischen Geschichte, weit bedeutender noch als das zwölfte. Drei gewaltige Männer, wie sie sonst Japan kaum wieder hervorgebracht hat, Nobunaga, Hideyoshi (gewöhnlich Taiko-Sama genannt) und Iyeyas, drücken dem zweiten Teil des Jahrhunderts den Stempel ihrer Größe auf. Stetige und eingreifende innere Kriege, dann auch ein gewaltiger, mit außerordentlichen Mitteln unternommener Eroberungszug nach Korea regen die Gemüter auf und wirken sichtlich fruchtbringend auf die Kunst. Jene Machthaber selber, so grimmige Krieger sie auch

* Dieselbe hatte vom Jahre 1335 bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinein das Shogunat inne.

* Er starb 1507 im Alter von siebenundachtzig Jahren.

sind, zeigen sich als Freunde und Beschützer der Malerei; Iyeyas malte sogar selber. Zu den friedlichen Beziehungen zu China und den kriegerischen zu Korea kommt in diesem Jahrhundert die erste höchst denkwürdige Berührung mit Europäern: mit den Portugiesen und später mit den Holländern. Ich brauche hier nicht näher auf diese Verhältnisse einzugehen. Es ist ja bekannt genug, wie die katholischen Ordensgeistlichen: Jesuiten, Franziskaner und Augustiner, während der Jahre 1550 bis 1590 ungemeine Fortschritte in der Bekehrung der Japaner machten und mehr und mehr festen Boden gewannen; wie dann aber eigene Schuld und die politischen Anschauungen der einheimischen Machthaber alle ihre Erfolge schnell vernichteten und ihre Verbannung aus dem Inselreich zur Folge hatten. Die vollständige Absperrung des Landes war das darauf angewandte Mittel, um ähnliche Verwickelungen, wie sie die schnelle Ausbreitung des Christentums hervorgerufen hatte, zu vermeiden. Die auf das äußerste eingeschränkte Handelsbeziehung mit den Holländern und den Chinesen wurde dem Absperrungssystem eingepaßt. Es ist nun jedenfalls merkwürdig, daß die Jahrzehnte hindurch dauernde Anwesenheit von mehreren hundert gebildeten europäischen Geistlichen auf die japanische Kunst nicht den geringsten bemerkbaren Einfluß hatte. Die Bilder des sechzehnten wie der folgenden Jahrhunderte zeigen weder in Hinsicht auf die malerische Behandlung noch auf den Inhalt Spuren einer europäischen Einwirkung. In englischen Schriften werden zwar die oft auftretenden Versuche, Perspektive und Schatten anzuwenden, auf die Einwirkung der Europäer zurückgeführt, aber sehr mit Unrecht. Denn einmal finden wir solche Versuche schon in den älteren Bildern der vergangenen Jahrhunderte, und dann ist es leicht nachzuweisen, daß die Malerei im sechzehnten und den nächsten Jahrhunderten nichts Fremdes aufgenommen hat.

Im siebzehnten, achtzehnten und dem ersten Teil unseres Jahrhunderts wird die Malerei mehr und mehr Allgemeingut des ganzen Volkes. Die Zahl der Künstler wächst, doch es fehlt an Meistern ersten Ranges. Die alten Schulen dauern fort, neue kommen dazu, aber die alten Kunstregeln stößt keine um. Alle Veränderungen in der Malweise sind unwesentlich und können zum größten Teil nicht einmal als Fortschritte bezeichnet werden. Tritt auch hier und da ein Künstler auf, der das Bedürfnis fühlt, die alten Bahnen zu verlassen, so war er doch nicht genial genug, um seine Kunst von den engen Schranken der Schule zu befreien. So betonte besonders im achtzehnten Jahrhundert ein äußerst talentvoller und geistreicher Maler mehr, als es sonst geschehen war, das Studium der Natur, zumal in den Darstellungen der Tiere und des Menschen. Seine eigenen Werke zeigen auch in der That eine weit größere Kenntnis des menschlichen Körpers, als wir es sonst finden. Auch in Anwendung der Perspektive und in der Lichtwirkung kam er ein wenig weiter als die Mehrzahl seiner Genossen, ohne es aber zu einem richtigen Verständnis derselben bringen zu können. An Ausbreitung gewinnt aber die Malerei vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts bedeutend. Die politischen Verhältnisse des Landes begünstigen dieselbe. Denn die gesicherte Stellung in dem durch Iyeyas geordneten Feudalsystem erlauben den größeren und reicheren unter den Fürsten, ihren Hof zu einem glänzenden Mittelpunkt wenigstens ihres Landes oder Ländchens zu machen. Die berühmten alten Schwertklingen, welche Jahrhunderte hindurch die Schlachten der Ahnen mitgemacht haben, ruhen unter dem strengen, aber friedlichen Regiment der Tokugawa in ihren kostbaren Scheiden und werden zu Paradestücken. Die kriegerische Thatkraft der Fürsten erlischt. Nur zu oft auch überläßt er die Regierung seines Landes den Ministern. Was in dem göttlichen Geschlecht der Kaiserfamilie schon vor Jahrhunderten eintrat: die Entartung, sie zeigt sich auch allmählich in dem mächtigen Hause der

Tokugawa; sie ergreift endlich die fürstlichen Nachkommen der alten Heldengeschlechter. Aber der Kunst kommt diese Verweichlichung zu gute. Denn der dem Kriegswesen abgewandte Sinn der Fürsten erfreute sich je nach der Begabung derselben an den Wissenschaften oder an den Künsten. Mochten auch die meisten von ihnen selber nur unbedeutende Dilettanten sein, so begünstigte ihre Kunstliebe doch die Verbreitung, wenn auch nicht die Vertiefung der Malerei. So nahm jetzt das ganze Land, besonders auch der seit Iyeyas bedeutend gehobene Norden der Hauptinsel an den Kunstbestrebungen teil. Freilich die beiden Hauptstädte blieben immer die Mittelpunkte, in denen allein die berühmtesten Künstler lebten und wirkten, die für die Malerei des ganzen Landes tonangebend waren. Kioto hatte seinen Ruf als centraler Sitz der feinsten Bildung bis in die neueste Zeit hinein aufrecht erhalten. In der stillgewordenen vornehmen Residenz der höchsten Familie Japans, mit seinen uralten Tempeln, wurden noch immer die besten Bilder gemalt. Aber in Jeddo, der lebhaften, lauten Millionenstadt mit dem ungeheuren Schloß der mächtigsten Familie des Landes, ist ihr eine gefährliche Rivalin auch im Kunstleben erbaut worden. Das Zusammenströmen aller derer, die im Lande mächtig sind — mußten doch aus politischen Gründen alle Fürsten einmal im Jahre nach Jeddo kommen und ihre dortigen Paläste beziehen —, der Zusammenfluß alles Reichtums, der große Luxus und Glanz des Shogunhofes brachten die Malerei in der neuen Hauptstadt bald zur hohen Blüte. Manche der alten Malerfamilien zogen fort, um sich in Jeddo anzusiedeln.

Im ganzen bewahrte die Malerei auch in diesen letzten Jahrhunderten ihren aristokratischen Charakter, doch wurde sie etwas weniger exklusiv und vermochte das demokratische Element nicht ganz fernzuhalten. Dies spricht sich einmal in den für die Darstellung gewählten Gegenständen aus; Scenen aus dem Leben des niederen Volkes, die früher freilich auch nicht ganz verschmäht, aber doch in bemerkbarer Weise von oben herab behandelt wurden, bildeten nun weit häufiger die Motive der Bilder und zeigen in ihrer Ausführung ein besseres Verständnis für die Eigenart der kleinen Leute. Dann auch, was früher unerhört war, vermochten vom sechzehnten Jahrhundert an einige, allerdings nur wenige begabte Männer aus den unteren Gesellschaftsklassen sich einen geachteten Namen unter den Malern zu erwerben. Der Handelsstand gewann in den langen Friedenszeiten an Bedeutung, wenn auch seine Rechte nicht größer wurden. Namentlich war dies in Jeddo der Fall, wo die Bedürfnisse einer aus allen Provinzen zusammengeströmten ungeheuren Menschenmenge die Vermittelung der Kaufleute nötig hatten. Besonders tritt das in die Malerei eingedrungene demokratische Element in diesem Jahrhundert — ich meine die Zeit vor der Ankunft der Europäer — in den Holzschnitten hervor, welche jetzt zur Vervielfältigung der Bilder benutzt wurden. Das war bis dahin nicht geschehen. Wohl hatte man hier und da gedruckten Büchern, besonders religiösen Inhalts, Holzschnitte nach Bildern älterer oder neuerer Meister als Schmuck beigegeben, doch hatte niemals ein Maler im größeren Maßstabe für die Vervielfältigung gearbeitet. In diesem Jahrhundert änderte sich das. Maler, den niederen Gesellschaftsklassen entsprossen und auf den Erwerb angewiesen, fertigten ihre Sachen nur als Vorlage für den Holzschneider an. Die Originale wurden nicht aufbewahrt, nur die Drucke kamen ins Publikum. Sie aber fanden ihrer Billigkeit wegen reißenden Abgang und außerordentliche Verbreitung. Daß diese Methode der Malerei keinen Gewinn brachte, sie im Gegenteil bedeutend schädigte, ist leicht einzusehen. Denn bei den billigen Preisen aller japanischen Druckwerke konnte nur eine gewaltige Massenproduktion dem Maler genügenden Unterhalt gewähren. Ferner mußte das Bewußt-

sein, wie wenig die gering entwickelte Technik des Holzschnittes, zumal des farbigen, in der Wiedergabe der Originale zu leisten vermochte, zur äußerst flüchtigen Behandlung aller Formen und noch mehr der Farben verleiten. Recht deutlich erkennt man die Wahrheit des Gesagten an Hokusai, dem bedeutendsten Maler dieses



Der ertappte Pfirsichdieb. Nach einem sehr seltenen Original des Hokusai. (Jetztzeit.)

Jahrhunderts und dem Hauptbegründer jener Schule, die für den Holzschnitt arbeitete. Er kann an malerischer Begabung und an Geist durchaus den besten japanischen Künstlern gleichgestellt werden. In ihm konzentrieren sich gewissermaßen einige der Hauptvorzüge japanischer Kunst. Seine Auffassungsgabe,

seine Fähigkeit zu charakterisieren sind bewunderswert. In mancher Hinsicht wird er ohne Frage von keinem der japanischen Maler übertroffen, in anderer aber bleibt er weit hinter den besseren zurück. Was uns an ihm mißfällt, tritt uns in noch viel höherem Maße bei seinen geistlosen Nachfolgern entgegen, die dann auch zuletzt nur noch für Kinder arbeiteten und dem Bilderbogenstil entgegentrieben. Von allen Künstlern Japans ist jener Hokusai daher der einzige, welcher in weiteren Kreisen des Auslandes bekannt geworden ist; haben doch mehrere englische und amerikanische Schriftsteller über Japan ihren Werken Reproduktionen seiner Holzschnitte als Illustrationen beigegeben. In der That sind seine unzähligen kleinen, in vielen Bänden erschienenen Skizzen* eine reiche Fundgrube für den, welcher japanische Sitten studieren will. Die Verbreitung seiner humoristisch angehauchten Werke ist außerordentlich, sie sind populär wie etwa in Deutschland die heiteren Illustrationen von Busch. Doch werden sie von Kennern, vom feineren Publikum nicht sonderlich geschätzt.

In neuester Zeit, zumal im letzten Decennium, ist die Malerei, sowie alle Verhältnisse in Japan, in eine neue Entwickelungsepoche getreten, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Die alte, viele Jahrhunderte hindurch blühende Kunst hat ihren sicheren Boden verloren, die neue, so plötzlich entstandene hat ihn noch nicht gewinnen können. Die gute Zeit für die Maler alten Schlages scheint unwiderruflich vorüber zu sein. Die hohen Gönner mit ihren reichen Mitteln sind nicht mehr da. Das Shogunat ist aufgehoben, die Fürsten sind mediatisiert und befinden sich nicht mehr in der Lage, die Kunst zu unterstützen. Der Kaiser ist mit dem Verlassen der alten Residenz und dem Aufheben der Göttlichkeit ein moderner Herrscher geworden; seine einfacher gewordene und durch andere Dinge vielfach in Anspruch genommene Hofhaltung pflegt zwar noch immer die Künste, aber in geringerem Grade als früher. Die neuen Größen des Landes: die hohen Beamten, die reichen Handelsherren und Kapitalisten haben als homines novi nicht die richtige Liebe für die Kunst, halten es auch wohl für zeitgemäßer, ihre nach europäischem Stil erbauten Häuser mit schlechten Öldrucken oder Lithographien zu schmücken. Der Sinn der tonangebenden jüngeren Generation, die in fremden Anschauungen erzogen wurden, ist hauptsächlich auf das Praktische gerichtet. Europäische Ideen haben reichlich Eingang gefunden, konnten aber noch nicht verarbeitet werden, sind noch nicht verstanden. Während aber dem idealen Leben nichts gewonnen wurde, ist der auf alten Grundlagen ruhende Geist tief erschüttert. Es ist eben eine Übergangsperiode, die, urplötzlich eingetreten, mit großen Nachteilen verbunden ist, die Verhältnisse und noch mehr die Geister in schwere Wirrnisse geführt hat. Welches Ende sie haben wird, kann jetzt niemand voraussehen.

Die Malerei nimmt nicht mehr die geachtete Stellung früherer Zeiten ein. Die Künstler, selbst die hervorragenderen, sind gezwungen, auf jede mögliche Weise ihren notdürftigen Erwerb zu suchen. Billigere Bilder werden noch in Menge gekauft, denn die kleinen Leute, besonders die der Provinzen, sind ihrem alten Geschmack noch treu. Daher haben sich viele Maler auf die Massenfabrikation schnell herzustellender Bilder geworfen. Andere, be-

* Die bekanntesten und interessantesten Werke Hokusais sind „Manga", auf deutsch „Zehntausend Skizzen", in vierzehn Bändchen; „Fuji Hakken" oder „Hundert Fuji-Ansichten". Daneben hat er noch mehrere andere, so auch ein Album berühmter chinesischer Helden, veröffentlicht. Der Amerikaner Griffis und die Engländer Alcock und Reed haben für ihre Werke zahlreiche Illustrationen aus diesen Holzschnittsammlungen entnommen. — In den letzten Monaten, lange nachdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, sind zwei auf unseren Maler bezügliche Arbeiten erschienen. Einmal ist in London eine englische Ausgabe der drei Bände Fuji-Landschaften mit einer Übersetzung der japanischen Vorreden und Erklärungen von Dickins herausgegeben. Dann hat Duret in der „Gazette des beaux arts" (August- und Oktoberheft 1882) einen Aufsatz über japanische illustrierte Druckwerke veröffentlicht, in dem er ausführlich auf Hokusai eingeht. Leider fehlt es mir an Raum, diese interessante Arbeit näher zu beleuchten.

sonders in der Hauptstadt, arbeiten für den fremden Markt. Sie fabrizieren Blumenstücke oder Typenbilder, auch wohl scenische Darstellungen; sauber ausgeführt und von angenehmer Wirkung der Farben, aber ohne geistige Bedeutung und ohne Spur von Originalität. Dabei aber ist die Technik eine gewandtere und hat manches von den Fremden angenommen. Schüler haben die Maler älteren Stils kaum mehr. Die Kinder der alten Malerfamilien erlernen andere Beschäftigungen, und wer von den Knaben besondere Anlage zum Malen offenbart, wendet sich der von den Europäern eingeführten Methode zu. Eine Kunstakademie, an der einige Italiener als Lehrer wirken, ist in Tokio gegründet, und auch an anderen Schulen wird vielfach im Zeichnen nach Modellen und nach der Natur unterrichtet. Man beginnt in den letzten Jahren in Öl zu malen. Vorläufig freilich sind es noch wenig erfolgreiche Versuche, doch machen sich Fortschritte von Jahr zu Jahr bemerkbar.

Der kurzen Skizze der Entwickelung der japanischen Malerei mag noch einiges über die sociale Stellung der Maler hinzugefügt werden. Das Malen wurde als höhere Kunst angesehen und stand als solche dem Handwerk gegenüber. Doch war die der Kunstindustrie dienende Malerei tiefer gestellt. Porzellanmaler und diejenigen, welche Vorzeichnungen für die Lackarbeiten lieferten, gehörten zu den Handwerkern. Gleich hoch mit der Malerei wurde die Poesie geachtet; etwas tiefer stand die Plastik, welche eine Mittelstellung zwischen Kunst und Handwerk einnahm und es auch nicht zu der Ausbildung brachte wie jene. Den japanischen socialen Verhältnissen gemäß war nun die Ausübung der eigentlichen Künste Prärogative der höheren Stände,* das heißt der Edelleute. Sie bildeten bis in die neuere Zeit hinein ausschließlich die Klasse der Berufsmaler, ihnen auch gehörten die Dilettanten zu. Wir sahen schon, daß in den ältesten Zeiten nur am kaiserlichen Hof gemalt wurde. Die chinesischen und koreanischen Künstler waren vornehmen Familien ihrer Heimat entsprossen, und die japanischen Dilettanten, die von ihnen die neue Kunst erlernten, gehörten der kaiserlichen Familie selbst oder den Kreisen der höchsten Hofleute an. Auch die malenden Priester waren alle den Familien der Vornehmen entstammt. In der Mitte des neunten Jahrhunderts entstand erst ein wirklicher Malerstand, der sich aber auch aus den höheren Kreisen, zunächst besonders aus dem Hofadel, rekrutierte. Erwähnenswert ist, daß auch Frauen malten, sowohl als Dilettantinnen als auch — und dies besonders im späteren Mittelalter — als Malerinnen von Beruf. Die Stellung der Frauen ist in Japan nicht so schlecht gewesen, wie es von Fremden oft vorausgesetzt wird

* In Bezug auf die Gesellschaftsklassen des alten Japan ist ganz kurz folgendes zu bemerken: Neben der Kaiserfamilie bestand in Japan ein hoher Adel. Ein großer Teil desselben stammte aus irgend welchen Nebenlinien des Kaiserhauses, andere Familien waren durch kriegerischen oder politischen Einfluß mächtig geworden. Aus diesem hohen Adel wurden die Gouverneure der einzelnen größeren und kleineren Distrikte gewählt. Sie wurden dann in der späteren staatlichen Entwickelung zu erblichen Lehnsfürsten, den sogenannten Daimio, ernannt. Andere blieben in der Hauptstadt am kaiserlichen Hof und bekleideten die höchsten Staatsstellen der Centralverwaltung und die hohen Hofämter. Mit dem Verfall der kaiserlichen Macht, der im zwölften Jahrhundert begann, und dem Übergang der wirklichen Regierung auf die unter dem Titel der Shogune bekannten Kronfeldherren wurde der Hofadel, die Kuge, zu einer politisch wenig bedeutenden Rolle verurteilt. Es blieb ihm seine Bildung und der Glanz und die Ehre der hohen Abstammung, aber wenig Macht und geringes Vermögen. Neben dem hohen Adel bildete sich nun im Laufe der Zeiten ein außerordentlich zahlreicher Dienst- und Militäradel aus, die Klasse der Samurai. Ihnen fielen alle höheren und niederen Beamtenstellen zu, welche der hohe Adel nicht besetzt hielt, sie auch bildeten den Kriegerstand. Als das Feudalwesen zur Entwickelung kam, war der größte Teil von ihnen im Dienstverhältnis zu den Daimio. Ihre Zahl belief sich auf Millionen. Diesen höheren Klassen gegenüber standen die Handwerker, Ackerbauer und der gering geachtete Handelsstand. Sie zusammen formierten die Klasse der Heimin. Die zahlreichen buddhistischen Priester bildeten keine eigene Kaste. Sie rekrutierten sich in früherer Zeit hauptsächlich aus den Kreisen der Vornehmen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert und besonders in der neuesten Zeit wurden viele Leute aus den unteren Klassen Bonzen.

und wie man nach Analogie mit anderen Völkern mongolischer Abkunft annehmen könnte. Die Frauen der höheren Stände erhielten eine nach japanischen Begriffen sehr feine Erziehung und wurden besonders in den Künsten und der schönen Litteratur unterrichtet. So werden auch einige vornehme Frauen in der Geschichte der japanischen Malerei an hervorragender Stelle genannt. Überblicken wir sonst die Reihen der durch ihre Bilder bekannt gewordenen Dilettanten, so finden wir in ihnen eine Anzahl von Kaisern und Prinzen des kaiserlichen Hauses, dann Shogune, berühmte Feldherren und Staatsleute, endlich bedeutende buddhistische Priester.

Die Berufsmaler waren zunächst, d. h. von dem neunten bis zu dem zwölften Jahrhundert, ebenfalls auf den Kaiserhof beschränkt. Ihre Zahl war nicht groß und mehrte sich erst allmählich nach der Schaffung einer zweiten Centralregierung und vieler kleiner Fürstenhöfe. Der Kaiser hatte schon im neunten Jahrhundert das Amt eines Hofmalers, Edokoro genannt, geschaffen. Dasselbe wurde in der ersten Zeit niemals mehr als einem verliehen, in späteren Jahrhunderten aber kam es vor, daß zwei Hofmaler zu gleicher Zeit ernannt wurden. Der Edokoro no Azukari, so lautet der vollständige Titel, hatte einmal die nötigen Arbeiten im Kaiserpalast auszuführen oder wenigstens zu überwachen, dann aber war er auch Leiter einer in freilich sehr engen Grenzen bestehenden Akademie, welche die schulgemäße Ausbildung jüngerer Talente bezweckte. Auch die Tokugawa gründeten in späterer Zeit zu Jeddo das Amt eines Edokoro. Daß in dem an Titeln so reichen Japan auch die Maler nicht vergessen wurden, ist bei dem Ansehen, das sie genossen, selbstverständlich. Verdiente Künstler wurden einmal durch die für hohe Priester, Gelehrte u. s. w. bestimmten Titel, dann aber auch durch die eigentlich den hohen Staatsbeamten und Fürsten zukommenden ausgezeichnet. So findet man berühmte, allen politischen und militärischen Dingen fernstehende Maler für ihre künstlerischen Leistungen durch die höchsten Titel des Staates geehrt. Nur der Kaiser übrigens konnte dieselben verleihen; und auch in den Zeiten des größten Verfalls seiner Macht blieb ihm dies Vorrecht.

Eigentümlich sind die japanischen Malerfamilien, welche in einzelnen Fällen sich viele Jahrhunderte hindurch als solche erhalten haben. In Japan war es seit alter Zeit üblich, daß die Söhne die Beschäftigung des Vaters ergriffen. Besonders findet diese Sitte sich in den Klassen der Handwerker, Bauern und Kaufleute, doch in etwas weniger strenger Weise auch in den höheren Klassen. Am auffallendsten ist sie in dem Malerstande. In großen Familien haben Jahrhunderte hindurch die meisten ihrer männlichen Mitglieder und oft genug auch ihre Frauen von früher Jugend an die Malerei als Lebensberuf betrieben. Zwei solcher Familien haben sich besonders lange gehalten und sind von außerordentlichem Einfluß auf die Entwickelung der japanischen Malerei gewesen. Die eine dieser Familien, das Kano-Haus, begann ihre Thätigkeit um 1500 n. Chr. und lieferte in den nächsten Jahrhunderten eine nicht unbeträchtliche Zahl Maler ersten Ranges. Sie ist auch heute noch in einer Haupt- und mehreren Nebenlinien vorhanden, die den Ruhm des Hauses aufrecht erhalten. Die andere, ebenfalls — freilich unter dem Namen Sumiyoshi — noch existierende Familie, das große Tosa-Haus, leitet ihren Ursprung als Malerfamilie sogar auf die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zurück. Sie bildete den Kern der eigentlichen japanischen Schule, die daher auch vielfach als Tosa-Schule bezeichnet wird. Etwas weniger auffallend wird die Thatsache, daß eine Familie so viele hervorragende Künstler produzierte, wenn wir bei dem Studium der Stammbäume doch auch Adoptionen angeführt finden. Die Adoption ist ja in keinem anderen Lande so gewöhnlich gewesen wie in Japan. Auch



Reisigsammlerin. (Jetztzeit.)

in jene Malerfamilien wurden talentvolle Schüler als Söhne aufgenommen, und ihre Werke halfen mit, den Glanz des alten Namens zu erhöhen. Dennoch sind nach jenen sorgsam geführten Stammbäumen die Aufnahmen genial angelegter junger Leute in diese Familien nicht so häufig, daß aus ihnen die große Summe künstlerischen Talentes erklärt werden könnte, welches sie produzierten. Es zeigt sich vielmehr, daß die Begabung für die Malerei in einigen Familien erblich wurde. Freilich waren es nur wenige, welche Jahrhunderte hindurch sich dies Erbe bewahren konnten.

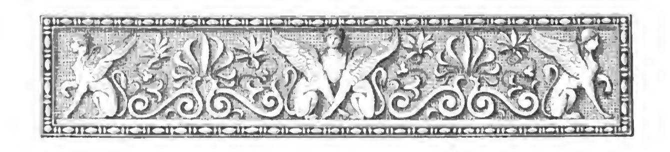
In den letzten zweihundertundfünfzig Jahren, in denen ein dauernder Friede die unteren Volksklassen mehr hob, traten diese, wie wir schon oben sahen, auch der Malerei etwas näher. Wir finden unter den berühmteren Namen einige, freilich immer nur als Ausnahmen, deren Träger Heimin waren. Dieselben entstammten zumeist den für die Lack- und Porzellanindustrie thätigen Malern des Handwerkerstandes, welche durch höheres Streben und besondere Begabung das ihnen entgegenstehende sociale Vorurteil überwinden konnten.

Die Japaner gebrauchen das Wort „Riu“ etwa wie wir „Schule“ in Bezug auf eine bestimmte Richtung der künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen. Ganz besonders wird dabei an die Personen gedacht, welche dieser Richtung angehören, so daß, da dieselbe in Japan so häufig durch die Mitglieder einer Familie vertreten wird, jenes Wort auch geradezu „Familie“ bezeichnen kann. In Bezug auf die Malerei entspricht in Zusammensetzungen die Silbe E (auch Ye geschrieben) unserem „Stil“, während sie alleinstehend überhaupt „Malerei“ bedeutet. Kano-Riu ist die Malerfamilie der Kano. Kano-E ist der Stil, den diese Künstlerfamilie ausgebildet hat. Beide Bezeichnungen werden dann füreinander gebraucht, und der Unterschied wird nicht streng festgehalten. Es giebt eine ziemlich bedeutende Anzahl verschiedener Schulen, da jeder besonders begabte Maler, der nicht einer der großen Familien angehörte, seine eigene Schule gründete. Dieselben lassen sich aber doch in drei Hauptgruppen zusammenfassen, welche nach japanischem Ausdruck als Butsu-E, Kara-E und Yamato-E bezeichnet werden. Butsu-E ist die buddhistische Schule, Kara ist eine japanische Benennung Chinas und Yamato ist die centrale Provinz der japanischen Hauptinsel, in welcher die Kaiserhauptstadt lag, Yamato-E also japanischer Stil. Die buddhistische Malerei übten Maler aus allen Schulen, wenn es auch eine Anzahl von Künstlern, besonders geistlichen Standes, gab, die nur buddhistische Götterbilder produzierten. Es existierte keine Familie oder eng zusammenhängende Gruppe, welche sich die Bezeichnung „Buddhistische Schule“ beigelegt hätte, der Begriff „Butsu-Riu“ war niemals vorhanden. Man sprach nur von dem buddhistischen Stil, dem Butsu-E, und verstand darunter die Manier, in der die Götterbilder ausgeführt wurden. Dieselben wurden stets in ganz konventioneller Weise, wahrscheinlich den ältesten aus der Fremde übernommenen Vorbildern entsprechend, gemalt. Ein solches Kultusbild aus dem achten oder neunten Jahrhundert ist auf den ersten Blick von einem gleichen unseres Jahrhunderts nicht zu unterscheiden. Die gewandtere, freiere Technik allein, welche sich in dem neueren ausspricht, gewährt zeitbestimmende Merkmale. Die göttlichen Gestalten, besonders die mannigfachen Buddhaformen, die Göttin Kwannon und verschiedene weibliche Engelfiguren sind fast ohne Ausnahme in Gold auf dunklem Grunde gemalt. Sie zeigen in ihrer Gesichtsbildung, in der umhüllenden, leichtgewebte, durchsichtige Stoffe andeutenden Kleidung und in ihren Attributen den indischen Ursprung, zuweilen mit etwas auf der Reise empfangener Beimischung. Die außerordentlich große Zahl dagegen niederer in China oder in Japan selber gebildeter Götter, Halbgötter und Dämonen wird in gewöhnlicher Weise, schwarz oder mit Farben und ohne die

fremden Charakteristika, dargestellt. Sie sind daher nicht Gegenstände des Butsu-E.

Die chinesische Schule in Japan ahmt nicht einfach die chinesischen Muster nach, wenn auch dies für die frühesten Zeiten angenommen werden muß. Auch in neuester Zeit findet man häufiger Künstler, welche sich möglichst streng an chinesische Vorbilder halten, aber im großen und ganzen hat sich der chinesische Stil in Japan eigenartig entwickelt. Besondere Eigentümlichkeiten haben sich in einigen aus ihm hervorgegangenen Schulen herausgebildet, z. B. in derjenigen der Kano-Familie. Alle diese Schulen kennen zwei sehr voneinander abweichende Arten der bildlichen Darstellung. Der eine Stil arbeitet nur mit schwarzer Tusche, höchstens noch daneben mit einem matten Gelb oder Braun. Er sucht mit möglichst wenigen Pinselstrichen oder mit einigen Klecksen die Gegenstände, seien es Landschaften, Pflanzen, Tiere oder Menschen, zu charakterisieren. Es entstehen schnell hingeworfene Bilder, die uns immer eine hohe Achtung vor der großen Geschicklichkeit abzwingen, ja, wenn es sich um Werke bedeutender Meister handelt, eine gewisse kecke Genialität zeigen, die aber nur in Ausnahmefällen einen wirklich wohlthuenden, angenehmen Eindruck auf uns hervorrufen können. Auch wird diese Art zu malen zur Renommierkunst, da es zu sehr auf das möglichste Deutlichwerden der technischen Geschicklichkeit ankommt. Der andere Stil der chinesischen Schule wirkt durch Farben. Die Gegenstände werden nicht mehr durch Umrisse angedeutet, sondern sorgsam ausgeführt. Der Stil der eigentlichen japanischen Schule ist dem letzteren verwandt, unterscheidet sich aber von ihm durch manche größere und kleinere Eigentümlichkeiten. Er liebt zunächst mehr als jener die leuchtenden Farben. Die einfachen Tuschzeichnungen sind ihm fremd. Die Umrisse der Figuren, Häuser und Naturgegenstände werden zuerst mit feinen schwarzen Pinselstrichen festgestellt, dann die farbige Ausführung begonnen. Auf die richtige Wahl, ebenso auf die Zusammenstellung der Farben wird großes Gewicht gelegt. Das Hauptcharakteristische den kräftigen breiten Pinselstrichen der chinesischen Schule gegenüber sind die scharfen und zarten Züge. Die japanische Schule, zumal die zur Tosa-Familie gehörigen Maler, legten stets ein ganz besonderes Gewicht auf feine Striche; sie brachten es daher zu großer Geschicklichkeit in feinen Miniaturmalereien, für die sie von Anfang an große Vorliebe hatten. Sorgsame Behandlung des Kostüms und der Staffage; historischer Sinn; wenig gute und äußerst konventionelle Ausführung der menschlichen Gestalten, deren Kopf- und Gesichtsbildung einen eigenen, der Wirklichkeit fernstehenden Schultypus aufweist, bilden noch außer zahlreichen kleineren Eigentümlichkeiten die Merkmale des Yamato-E. Die von den Hauptstilarten sich abzweigenden kleineren Schulen unterscheiden sich hauptsächlich durch Eigenheiten der Technik, zum Teil auch, aber weniger durch die Wahl der Stoffe, durch die geistige Auffassung und durch mehr oder minder starkes Hervortreten des koloristischen Elementes. Die Regeln der Schule wurden nicht veröffentlicht, sondern mündlich vom Meister den Schülern vorgetragen und durch Beispiele illustriert. Eine außerordentliche Geltung kam ihnen zu. Drängte den Künstler nicht seine innere Kraft zur Aufstellung eigener Regeln, zur Begründung einer neuen Schule, so hielt er sich streng an die erlernten. Das Bestreben, der Autorität sich zu beugen, die Herrschaft der klassischen Muster war in Japan stets zu stark, um der individuellen Begabung großen Spielraum zu gewähren. Jeder bessere Künstler stand inmitten einer Schule. Stillos arbeiteten nur untergeordnete Kräfte, welche von der Litteratur und den Kennern nicht weiter beachtet wurden.

(Schluß folgt.)



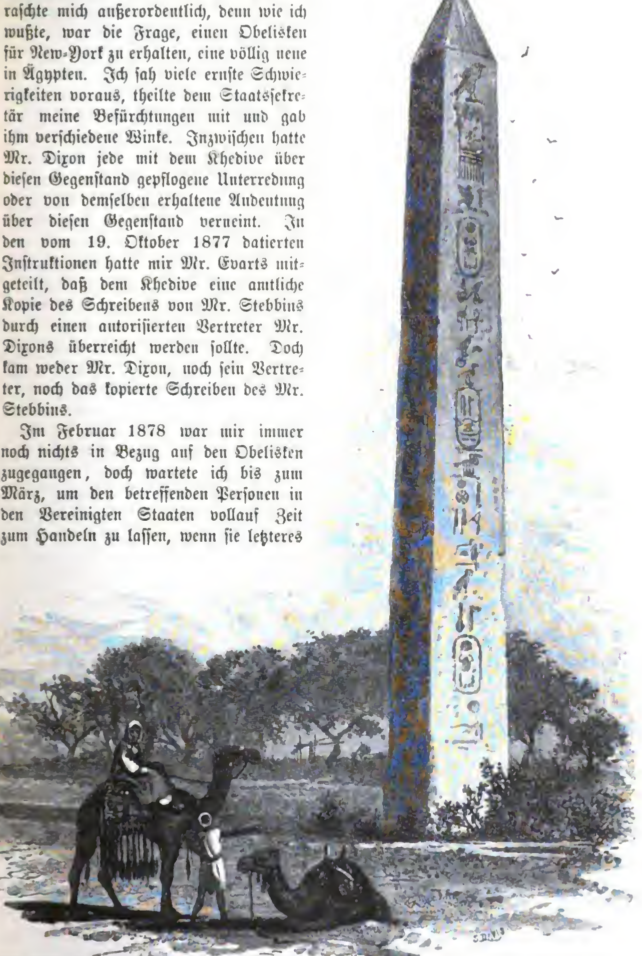
Die Nadel der Kleopatra.

on den Siegestrophäen, welche die alten Römer aus den eroberten Kulturländern nach Italien schleppten und in ihrer Stadt aufstellten, sind mehrere ägyptische Obelisken noch heute dort zu sehen. Auch Napoleon I. füllte bekanntlich Paris mit den Kunstwerken eroberter fremder Länder, von denen später das besiegte Frankreich manches zurückgeben mußte. Aber einen Obelisken brachte der große Eroberer nicht nach Paris. Erst 1831 kam Frankreich in den Besitz des Obelisken von Luxor als Geschenk Mohammed Alis. Schon früher war einer der beiden Obelisken von Alexandria, welche man die Nadeln der Kleopatra nannte, nach London gebracht worden. Der Ruhm dieser großen europäischen Städte ließ dann New-York, die Metropole der Vereinigten Staaten, nicht ruhen, und gegenwärtig ziert die zweite Nadel der Kleopatra den Centralpark der nordamerikanischen Weltstadt. Auf welche Weise dieser Obelisk in den Besitz der Amerikaner gelangte, darüber berichtet der Vermittler, Generalkonsul E. E. Farman, in der Monatsschrift „The Century“ in folgender Weise.

Die Idee, für die Stadt New-York einen Obelisken zu erlangen, wurde durch Zeitungsberichte über den im Jahre 1877 vorgenommenen Transport eines gleichen Denkmals von Alexandria nach London ins Leben gerufen. Eine New-Yorker Zeitung brachte die irrige Mitteilung, daß Seine Hoheit der Khedive von Ägypten seine Bereitwilligkeit kundgegeben habe, den noch in Alexandria zurückbleibenden Obelisken der Stadt New-York zu schenken, falls er in passender Weise darum ersucht werden würde; und zwar sollte der Khedive, wie später behauptet wurde, gegen Mr. John Dixon, der den Transport des für London bestimmten, jetzt auf dem Themsequai stehenden Obelisken kontraktlich übernommen hatte, jene Äußerung gethan haben. Mr. Henry G. Stebbins, der damalige Kommissar der Verwaltungsabteilung für die öffentlichen Parks von New-York, unterzog sich der Aufgabe, die für Transport und Errichtung des Obelisken nötigen Mittel zu beschaffen. Mr. William H. Vanderbilt wurde ersucht, die Subskription mit seinem Namen zu eröffnen, doch erbot sich derselbe großmütigerweise, die sämtlichen Kosten des Unternehmens selbst zu tragen. Nachdem einige Telegramme mit Mr. Dixon hinsichtlich der erforderlichen Summe gewechselt worden, unterschrieb Mr. Vanderbilt einen Kontrakt mit Mr. Stebbins, und am 15. Oktober, nur acht Tage nach der ersten Veröffentlichung der oben erwähnten irrtümlichen Angabe, legte Mr. Stebbins die Angelegenheit der Regierung vor und bat um konsularischen Beistand. Mr. Evarts, zu jener Zeit Staatssekretär, richtete darauf an mich, der ich in meiner Stellung als Agent und Generalkonsul in Kairo der diplomatische Vertreter der Vereinigten Staaten

von Nordamerika am Hofe des Khedive war, den Auftrag, alle geeigneten Mittel anzuwenden, um die Sache zu fördern. Die Depesche des Staatssekretärs überraschte mich außerordentlich, denn wie ich wußte, war die Frage, einen Obelisken für New-York zu erhalten, eine völlig neue in Ägypten. Ich sah viele ernste Schwierigkeiten voraus, theilte dem Staatssekretär meine Befürchtungen mit und gab ihm verschiedene Winke. Inzwischen hatte Mr. Dixon jede mit dem Khedive über diesen Gegenstand gepflogene Unterredung oder von demselben erhaltene Andeutung über diesen Gegenstand verneint. In den vom 19. Oktober 1877 datierten Instruktionen hatte mir Mr. Evarts mitgeteilt, daß dem Khedive eine amtliche Kopie des Schreibens von Mr. Stebbins durch einen autorisierten Vertreter Mr. Dixons überreicht werden sollte. Doch kam weder Mr. Dixon, noch sein Vertreter, noch das kopierte Schreiben des Mr. Stebbins.

Im Februar 1878 war mir immer noch nichts in Bezug auf den Obelisken zugegangen, doch wartete ich bis zum März, um den betreffenden Personen in den Vereinigten Staaten vollauf Zeit zum Handeln zu lassen, wenn sie letzteres überhaupt beabsichtigen sollten. Ich hatte inzwischen daran gedacht, einen Versuch



Der Obelisk von Heliopolis.

zur Erlangung eines Obelisken zu machen, falls sie das Unternehmen aufgeben würden. Während der Nilreise des Generals Grant war ich zu der Überzeugung gelangt, daß der einzige möglicherweise für uns zu erlangende und zugleich wünschenswerte Obelisk der noch in Luxor vorhandene sei. Niemand würde auf den Gedanken kommen, den Obelisken von Heliopolis von dort zu entfernen. Er datiert aus einer tausend Jahre früheren Zeit als die Nadel der Kleopatra. Der größere der beiden in Karnak befindlichen, der größte aller jetzt bekannten Obelisken, steht noch, wo er vor 3400 Jahren aufgestellt worden, und ich wußte, daß Ägypten nie darein willigen würde, sich von diesem Monument zu trennen; der kleinere, unfern von letzterem stehende (es ist der Obelisk Thotmes des Ersten, dessen Mumie man kürzlich in das Museum von Kairo gebracht hat) ist an einer Ecke zerbrochen und so rissig, daß es schwer, wenn nicht unmöglich gewesen wäre, denselben ohne weitere Beschädigung fortzuschaffen.

Am 4. März 1878 erhielt ich behufs Vortrags der Angelegenheit eine Audienz im Abdinpalast, der Winterresidenz des Khedive. Ich theilte ihm mit, daß die Bewohner der Vereinigten Staaten einen der alten Obelisken Ägyptens zu besitzen wünschten und ein reicher Herr in New-York sich erboten habe, alle Kosten des Transportes zu tragen. Ich erwähnte den Obelisken von Paris und den von London, stellte ihm den natürlichen Wunsch unseres Volkes vor, ebenfalls einen solchen in seiner Metropole zu haben, und ließ einfließen, daß der von Alexandria am günstigsten für die Verschiffung gelegen sei. Ich bemerkte, daß der Gegenstand für den Khedive völlig neu war. Er schien überrascht von dem Antrag; nach verschiedenen Fragen und Bemerkungen sagte er indessen, ein so großes Vergnügen es ihm auch sein würde, mein Gesuch zu bewilligen, und so gern er alles, was in seinen Kräften stehe, thun möchte, um den Wunsch der Vereinigten Staaten zu erfüllen, müsse die Angelegenheit doch ernstlich erwogen werden; und was den Obelisken in Alexandria beträfe, so halte er es für das beste, gar nicht davon zu sprechen, da gegen dessen Entfernung eine zu starke Opposition von den Einwohnern jener Stadt zu befürchten sei.

Bald nach dieser Unterredung war derselbe Gegenstand abermals Gesprächsthema zwischen dem Khedive und mir, und bei dieser Veranlassung führte ich einige mir in den Sinn kommende Gründe zu gunsten der Fortschaffung eines Obelisken nach New-York an. Ich sagte, daß New-York nebst den unmittelbar daran stoßenden Städten schon zwei Millionen Einwohner zähle und die Bevölkerung rapide anwachse; daß die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten sich auf beinahe fünfzig Millionen belaufe und die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie die doppelte Höhe erreicht haben werde; daß eine große Anzahl dieser Millionen Menschen während ihrer Lebensdauer ein oder das andere Mal nach der Stadt New-York kämen, und falls dort ein alter ägyptischer Obelisk aufgestellt wäre, jeder Besucher vor allem wünschen würde, diese Sehenswürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Im Verlaufe der Jahre und der Jahrhunderte würden auf diese Weise viele Millionen Menschen jenseits des Atlantischen Oceans das Monument zu sehen bekommen, alle diese größtenteils intelligenten Leute die alte Geschichte desselben kennen lernen und zugleich erfahren, daß er ein Geschenk Sr. Hoheit an das Volk der Vereinigten Staaten sei. Bleibe das Denkmal dahingegen in Ägypten, so würde es im Jahre nur von einigen hundert Ausländern besichtigt, für die es kein Verlust sei, wenn ein einziger der vorhandenen Obelisken entfernt werde.

Kurze Zeit darauf war ich bei einem Diner anwesend, das Se. Hoheit im Abdinpalast gab, und bei dieser Gelegenheit erhielt ich die ersten günstigen Andeutungen hinsichtlich des Obelisken. Die Gesellschaft bestand aus dreißig bis vierzig Personen, unter denen sich auch

Ferdinand v. Lesseps befand. Nach der Tafel bildeten sich Gruppen in den großen Empfangsräumen. Der Khedive, der seinen Platz fortwährend wechselte, schien in besserer Laune, als er in jenen traurigen Tagen der finanziellen Bedrängnisse und Verlegenheiten zu sein pflegte. Wir begegneten uns zufällig in der Nähe eines Divans, und er lud mich zum Sitzen ein. Dann richtete er die folgenden Worte an mich:

„Nicht wahr, Mr. Farman, Sie möchten gern einen Obelisken haben?"

Ich erwiderte, daß wir allerdings sehr gern einen solchen haben möchten. Darauf kam jemand auf uns zu und wir trennten uns. Einige Minuten später befand ich mich in einem Gespräch mit Herrn v. Lesseps. Es war zu der Zeit, als der Khedive im Begriff stand, eine Kommission zur Ermittelung der Nettorevenuen des Landes einzusetzen, um danach die Höhe der Zinsen zu bestimmen, welche auf die Staatsschuld bezahlt werden könnten. Der Nil hatte im vorhergehenden Jahre nicht seinen gewöhnlichen hohen Stand erreicht und ein bedeutender Teil des Thales von Oberägypten zeigte sich nicht wie sonst im grünen Schmuck des Wintergetreides, sondern als eine dürre, staubige Einöde, weshalb es unmöglich schien, fernerhin sieben Prozent Zinsen auf die nahezu einhundert Millionen Pfund Sterl. betragende ägyptische Staatsschuld zu geben. Zum Präsidenten dieser Kommission hatte der Khedive Herrn v. Lesseps ernannt oder er wollte ihn dazu ernennen. Während unserer Unterhaltung trat der Khedive zu uns heran. Herr v. Lesseps wendete sich zu ihm und wiederholte eine Äußerung, welche ich soeben hinsichtlich der besten Art, die Revenuen festzustellen, gethan hatte. Entweder überhörte Se. Hoheit dies oder wollte, was wahrscheinlicher ist, nicht auf dieses Thema eingehen. Die Konversation unterbrechend, sprach der Khedive:



Standort der Nadel der Kleopatra in Alexandria.

„Mr. Farman wünscht einen Obelisken.“

Herr v. Lesseps, der ein äußerst gewandter Gesellschafter ist und stets höflich, liebenswürdig und prompt zu antworten weiß, sagte sofort:

„Das würde für die Bewohner der Vereinigten Staaten ausgezeichnet sein“; und nach kurzem Zögern, während der Khedive seine weitere Antwort zu erwarten schien, setzte er hinzu: „Ich wüßte nicht, weshalb wir ihnen keinen geben sollten. Für uns wäre es kein großer Schaden, für sie aber eine höchst wertvolle Acquisition.“

Lesseps war schon so lange in Ägypten gewesen, daß er, wenn von ägyptischen Angelegenheiten die Rede war, gewöhnlich „wir“, „uns“ und „unser“ sagte.

Der Khedive erwiderte einfach: „Ich habe die Sache in Erwägung genommen,“ und dann wendete er sich zu einem anderen Gaste, der herankam.

Als ich einige Tage nach dem Diner meinen Besuch machte, wurde der Obelisk abermals erwähnt, und der Khedive sagte, daß er sich entschlossen habe, uns einen zu geben, doch nicht den von Alexandria. Er rief seinen Kabinettssekretär sofort herbei und erteilte ihm die Weisung, ein Billet an Brugsch Bey zu schreiben und denselben um eine Liste und Beschreibung der sämtlichen noch in Ägypten vorhandenen Obelisken und seine Ansicht darüber zu ersuchen, welcher am besten entbehrt werden könne. Ich sprach dem Khedive meinen warmen Dank aus, und als ich ging, sagte er noch, daß sein Sekretär mich in kurzer Zeit benachrichtigen würde, welchen Obelisken wir erhalten könnten.

Nicht lange nach dieser Unterredung fand ein Empfang nebst Ball im Palaste statt. Brugsch Bey und ich trafen dort zusammen, und nachdem wir einige Worte miteinander gesprochen, sagte er in etwas vorwurfsvollem Ton:

„Ich höre, Sie versuchen, einen Obelisken zu erhalten, um ihn nach New-York zu bringen.“

„Warum nicht? Paris und London besitzen einen, und die New-Yorker wünschen ebenfalls einen zu bekommen.“

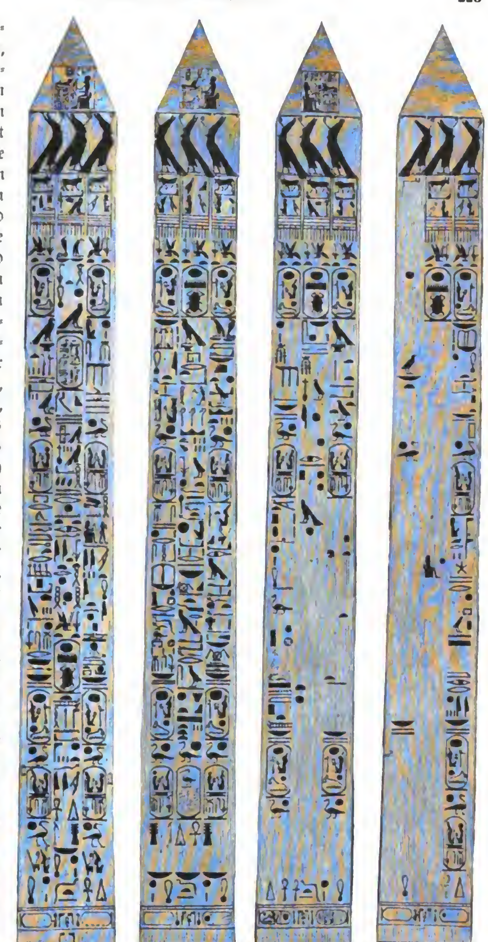
„Sie werden eine bedeutende Aufregung hervorrufen; alle Gelehrten Europas werden dagegen sein. Der Khedive hat mich gebeten, eine Beschreibung der in Ägypten befindlichen Obelisken zu geben und festzustellen, welcher am besten entbehrt werden könne; ich habe ihm eine Beschreibung der Obelisken gesandt, aber ich werde keinen für die Hinwegnahme bezeichnen, weil ich entschieden gegen die Entfernung irgend eines derselben bin.“

Da ich nicht wünschte, mich auf eine nähere Erörterung des Gegenstandes einzulassen, antwortete ich in versöhnlicher Weise und erwiderte nur, daß ich die Sache nicht von solcher Bedeutung fände; es sei eine Anzahl von Obelisken in Ägypten vorhanden, und die Entfernung eines einzigen würde nicht viel verschlagen. Dann sagte er noch, daß ich eine große Opposition finden würde. Dies Gespräch war bereits der Anfang einer Opposition, welche länger als ein Jahr die Bewilligung des Geschenkes und die Ausführung des Vorhabens verzögern sollte, für das der Khedive sich damals bereits entschieden hatte. Wäre diese Opposition von angesehenen Ägyptern ausgegangen, die das Anrecht gehabt hätten, gehört zu werden, so würde ich aus Zartgefühl jede fernere Bemühung in dieser Angelegenheit unterlassen haben. Der Widerspruch kam jedoch ganz allein von Europäern, die zeitweilig in Ägypten lebten, und diese hatten, mochten ihre Ansichten und Schlüsse noch so begründet sein, den Vereinigten Staaten gegenüber keine Rechte zu wahren und daher keinen Anspruch, von mir gehört zu werden.*

Ungefähr zu derselben Zeit teilte mir der englische Generalkonsul mit, daß der Obelisk in Luxor, der einzige, auf dessen

* Ohne Frage hatte Herr Farman von seinem Standpunkte ein Recht zu dieser Konklusion; aber ebensowenig fraglich ist, daß Herr Brugsch, indem er seine Stimme gegen die Ausführung des Projektes erhob, die Ansicht nicht bloß der „Gelehrten“, sondern aller Gebildeten Europas in der würdigsten Weise vertrat. Die Redaktion.

Erlangung ich damals hoffen durfte, seinem Volke gehöre; er sei den Engländern schon damals geschenkt worden, als die Franzosen den in Paris befindlichen erhalten hätten, und nun machten sie ihre Ansprüche geltend und würden gegen ein Fortnehmen desselben von anderer Seite Einspruch erheben. Der Generalkonsul sagte, er wisse zwar nicht, ob England das Monument jemals nehmen würde, doch das Recht, es zu thun, wollten sie nicht aufgeben. Der Khedive sagte mir später, es sei wahr, daß der Obelisk in Luxor den Engländern zur selben Zeit angeboten worden, als die Franzosen den anderen daselbst befindlichen bekommen hatten; und obwohl die Engländer ihn nicht genommen hätten, so protestierten sie doch jetzt dagegen, daß irgend ein anderer ihn haben solle; unter diesen Umständen sei es rätlich, von diesem Obelisken abzusehen. Dies war eine neue und unerwartete Schwierigkeit. Vor fünfzig Jahren hatte Mohammed Ali den Engländern das Anerbieten gemacht, weil er nicht gern durch sein Geschenk an Frankreich eifersüchtige Gefühle erregen wollte. Sie hatten diese Offerte nicht angenom-



Hieroglyphen an den vier Seiten der Nadel der Kleopatra.

men oder doch keinen Gebrauch davon gemacht, und nun, nachdem sie einen anderen Obelisken nach London gebracht hatten, erneuerten sie plötzlich ihre Ansprüche auf diesen.

Wochen vergingen, ohne daß eine Benachrichtigung von dem Khedive kam. Inzwischen hatte mir sein Kabinettssekretär mitgeteilt, daß kein Obelisk für die Vereinigten Staaten bestimmt worden, weil Brugsch Bey keine Meinung darüber abgegeben habe, welcher am besten entbehrt werden könne. Ich wußte, daß gegen jeden Obelisken speciell Einwendungen erhoben wurden, daß der ganze europäische Einfluß im Verein gegen mich war und die englischen Ansprüche nur eines der Resultate jener Vereinigung bildeten. Späterhin, im Frühjahr 1878, wurde die Angelegenheit noch einmal vom Khedive erwähnt, der noch immer keinen Obelisken bestimmt hatte, indessen sagte, daß er nicht mehr lange zögern wolle, es zu thun.

Zu jener Zeit wurde Ägypten von ernsten Schwierigkeiten befallen. Der Khedive hatte vielfach mit Verdruß und Sorgen zu kämpfen. Trotz der durch den niedrigen Stand des Nils verursachten Unfruchtbarkeit des Landes, welche eine Hungersnot im Gefolge hatte, der zehntausend Menschen zum Opfer fielen, kündigten die Regierungen Englands und Frankreichs Sr. Hoheit an, daß sie auf Zahlung der im Mai fälligen Coupons der vereinigten Staatsschuld bestehen würden. Es konnte nicht genug Geld zusammengebracht werden, um die Coupons auszuzahlen, und das Fehlende wurde auf Schuldscheine der drei Prinzen — des jetzigen Khedive und seiner beiden Brüder — unter Verpfändung der noch auf dem Halm stehenden Weizenernte beschafft. Wäre dieser Weizen im Lande geblieben und unter die Notleidenden verteilt worden, so hätte das die Hungersnot im nächsten Herbst abgewendet. Herr v. Lesseps, der recht gut wußte, daß er nicht zugleich Ägypten Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Pariser Bankiers gefällig sein konnte, war nach Frankreich gegangen, ohne den Vorsitz in der Untersuchungskommission zu übernehmen. Im Juni verlangte der Präsident der Kommission vom Khedive und dessen Familienmitgliedern die Abtretung ihrer Privatgüter. Diese Forderung wurde bewilligt, und die Regierung bekam 425 000 Morgen Landes zugewiesen, welche später als Sicherheit für die berühmte Rothschild-Anleihe von acht und einer halben Million Pfd. Sterl. verpfändet wurden. Sparsamkeitsmaßregeln, welche die Kommission forderte, machten die Entlassung vieler Regierungsbeamten notwendig, und die im Militärdienst des Khedive stehenden Amerikaner waren unter denen, welche zuerst verabschiedet wurden. Ohne vorhergehende Ankündigung erhielten sie die Information, daß ihre Dienstzeit beendet sei. Sie alle waren bedeutend mit ihrem Gehalt in Rückstand, und einige machten Forderungen und Entschädigungsansprüche, welche bestritten wurden, wodurch ihre Verhandlungen mit der Regierung und die Ausgleichung ihrer Rechnungen erschwert werden mußten. Ich wurde zur Unterstützung meiner Landsleute aufgefordert und fand mich plötzlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt. In dieser Zeit der schweren Bedrängnis für Ägypten und unter den Verlegenheiten, mit denen der Khedive zu kämpfen hatte, konnte er nicht an den Obelisken denken. Ich verließ daher Ägypten Mitte Juli auf Urlaub, um die Vereinigten Staaten zu besuchen.

Bei meiner Rückkehr nach Ägypten im November fand ich eine große Veränderung in den gouvernementalen Zuständen. Das als das „englisch-französische“ bezeichnete Ministerium, an dessen Spitze Nubar Pascha stand, war gebildet. Dieses Ministerium, welches nach dem Grundsatz der Verantwortlichkeit organisiert war, beanspruchte Unabhängigkeit vom Khedive. In Ägypten existierte kein Parlament, und die ganze gesetzgebende und vollziehende Staatsgewalt lag in den Händen des Khedive. Es war eine Notabelnkammer

vorhanden, die sich mitunter zur Abstimmung über außerordentliche Steuerbeschlüsse versammelte. Diese Kammer wurde im Dezember 1878 oder dem darauf folgenden Januar zusammenberufen; doch Mr. Wilson, der englische Vertreter Khedive kostete diesen seinen Thron. Durch jenes Ministerium mußte uns der Obelisk werden, wenn wir ihn überhaupt erhalten sollten, da der Khedive laut den von den Ministern erhobenen Ansprüchen keine Autorität mehr besaß.



Verladung des Obelisken in den Kielraum des Transportschiffes.

im Ministerium, ignorierte dieselbe vollständig und lehnte es sogar ab, ihr einen Bericht über seine Thätigkeit als Finanzminister vorzulegen. Die Minister waren nach ihrem Princip keinerlei Beschränkung unterworfen, und wie es den Anschein hatte, konnte niemand sie rechtmäßig absetzen. Wenigstens wurde dies beansprucht, und ihre spätere Absetzung durch den

Mariette Bey, der den Sommer der Ausstellung wegen in Paris verlebt hatte, war angekommen, und ich wußte, daß er eifrige Opposition gegen das Geschenk machte. Da er damals wirklich im Ressort der Altertümer die oberste Stellung einnahm, so wurden die Verhandlungen durch seine Opposition verwickelt und hingezogen; ja, zu einer Zeit schienen die Absichten des

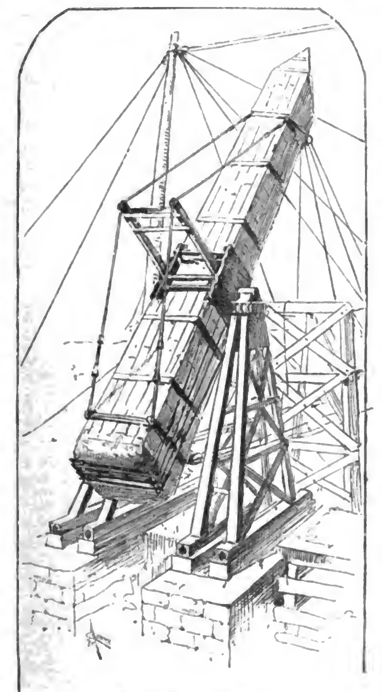
Khedive völlig vereitelt zu werden. Nach meiner Ankunft stattete ich dem Khedive den üblichen Besuch ab, doch vergingen Wochen, ehe er den Obelisken erwähnte. Endlich sagte er mir, daß er gewillt sei, das Geschenk zu überweisen, doch gab er mir gleichzeitig zu verstehen, die Sache ruhe jetzt in den Händen der Minister. Obgleich ich wenig Glauben an eine lange Dauer der herrschenden Zustände hatte, nahm ich Gelegenheit, den Gegenstand Nubar Pascha vorzutragen, welch letzteren ich nie vor meiner Rückkehr nach Ägypten gesehen, weil er beim Khedive in Ungnade gestanden und seit 1875 in Europa gelebt hatte. Ich bemerkte, daß er schon mit der Frage vertraut war, die ihm nicht durch den Khedive, sondern durch die Partei, welche gegen das Geschenk war, bekannt geworden. Dennoch betrachtete er den Gegenstand von einem wohlwollenden Gesichtspunkt und sagte, wenn der Khedive die Absicht ausgesprochen habe, uns den Obelisken zu geben, so solle es als ein fait accompli angesehen werden, und es sei für das Ministerium kein Grund vorhanden, Einspruch dagegen zu thun. Er versprach, zum Khedive zu gehen, um sich genau danach zu erkundigen, was bisher in der Sache geschehen sei, und dann die Wünsche Sr. Hoheit auszuführen. Indessen fügte er hinzu, daß er, wenn diese Frage eine neue und offene gewesen wäre, Einwendungen dagegen gemacht hätte. Bald darauf benachrichtigte er mich, daß er mit dem Khedive gesprochen habe und die zur Erfüllung des Versprechens notwendigen Verfügungen treffen wolle.

Um diese Zeit legte Mariette Bey dem Ministerrat eine Eingabe vor, in welcher er sich dringend gegen die Fortnahme irgend eines der ägyptischen Obelisken äußerte und besonders die Heiligkeit der beiden von Karnak und Heliopolis hervorhob. Diese Eingabe war es, welche später die Frage entschied, welchen Obelisken wir erhalten sollten; Mariette dachte jedenfalls, daß man von anderer Seite genügend Einsprache erheben würde, um die Entfernung des in Alexandria befindlichen zu verhindern, daß die Engländer sich den in Luxor nicht nehmen lassen würden und, wenn er nur verhindern konnte, daß einer der Obelisken zu Karnak oder der von Heliopolis gewählt werde, der Plan vernichtet sein würde.

Im Februar benachrichtigte mich Nubar Pascha, er habe beschlossen, da die Engländer den Obelisken zu Luxor beanspruchten und Mariette Bey der Entfernung eines der in Karnak oder des in Heliopolis stehenden so entschieden entgegengetreten sei, uns den in Alexandria — die Nadel der Kleopatra — zu geben. Gleichzeitig setzte er ein Schreiben an den Minister der öffentlichen Arbeiten auf, der Frankreich im Ministerium vertrat, um ihn zu bitten, die nötigen Formalitäten anzuordnen. Zwei oder drei Tage darauf traten Ereignisse ein, die Ägypten im höchsten Grade aufregten und Nubar Pascha zwangen, vom Ministerium zurückzutreten. Eine große Anzahl Offiziere und Soldaten war verabschiedet worden, ohne ihre rückständige Löhnung zu erhalten, und zu gleicher Zeit erfuhren wir Details von der Hungersnot, welche im vergangenen November und Dezember in Oberägypten geherrscht hatte. Im Publikum waren gegen das „europäische Ministerium“ sehr feindselige Gefühle entstanden. Dieser Zustand der Erregung erreichte seinen Höhepunkt am 18. Februar durch einen offenen Angriff, welchen die entlassenen Offiziere und andere Personen auf der Straße gegen Mr. Rivers Wilson und Nubar Pascha ausführten, als diese ihre Bureaux verließen, um sich zur Mittagstafel zu begeben. Die Minister wurden in roher Weise mißhandelt und nach dem Finanzministerium zurückgebracht, wo sie einige Stunden als Gefangene bleiben mußten, bis der Khedive persönlich zu ihrer Befreiung herbeikam. Dann erst wurde mit großer Mühe und nachdem einige Schüsse abgefeuert waren, die Ordnung wiederhergestellt. Nubar Pascha legte am nächsten Morgen sein Amt nieder, aber der englische und der französische

Minister, welche von ihren Regierungen unterstützt wurden, behaupteten ihre Stellungen, und nachdem dreißig Tage lang diplomatische Verhandlungen gepflogen worden, war das Ministerium reorganisiert, doch unter solchen Bedingungen, daß die beiden europäischen Minister in der That die Regierung unter ihrer Kontrolle hatten.

Die Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Plötzliche Wendungen des Schicksals kommen in Ägypten nicht allein häufig vor — sie pflegen auch stets dann einzutreten, wenn sie am wenigsten erwartet werden. Man nennt Ägypten ein Land der Überraschungen, und ein orientalisches Sprichwort besagt, daß nur das Provisorium beständig sei. Der Araber baut sein Haus aus Furcht, es werde demselben oder dessen Bewohnern ein Unfall zustoßen, nicht fertig. Um Unglück fern zu halten, läßt er das Gebäude unvollendet oder einen Teil davon in provisorischem Zustand, der in späterer Zeit durch Dauerndes ersetzt werden soll. Dies soll zwar immer geschehen, doch geschieht es nie.



Aufrichtung des Obelisken.

Es wurden dem Khedive Bedingungen auferlegt, welche bestimmt waren, die Stellungen der Minister unerschütterlich zu befestigen. Das arabische Sprichwort bestätigte sich indessen, und das Gebäude, welches auf mühsamen, dreißig Tage währenden Verhandlungen basiert worden, blieb nur achtzehn Tage stehen. Am 7. April fand das Ereignis statt, welches der coup d'état des Khedive Ismail Pascha genannt wird.

Der Khedive erklärte, um die Sicherheit des Landes nach den Begebenheiten vom 18. Februar aufrecht zu erhalten, die Regierung wieder selbst in die Hand nehmen und ein neues, gänzlich aus Ägyptern bestehendes Ministerium bilden zu müssen. Er trug Scherif Pascha für das neue Ministerium das Präsidium an, und Scherif acceptirte dasselbe. So war der Khedive wiederum das wirkliche wie das nominelle Oberhaupt der Regierung, aber die diplomatischen und politischen Kreise Europas gerieten in große Aufregung, und in Paris, wo man außerordentlich feindselige Gefühle gegen den Khedive hegte, wurde seine Entthronung

stürmisch gefordert. Ich hatte Scherif Pascha seit meiner ersten Ankunft in Ägypten gekannt. Er wurde allgemein als ein edler, ehrlicher und gerechter Mann angesehen, der sich nie auf Intriguen oder Spekulationen einließ. In seiner Jugend hatte er eine gute europäische Erziehung genossen, seine Carriere als Offizier in der Armee begonnen und den Rang eines Obersten erreicht. Stets aufrichtig und offen, genoß er das Vertrauen des Volkes mehr als irgend eine andere Persönlichkeit, welche der Khedive in seine Dienste berufen konnte. Binnen wenigen Tagen ging alles wieder seinen geordneten Gang, soweit die innere Regierung von Ägypten in Betracht kam.

Scherif Pascha war mit den Bestrebungen, einen Obelisken für New-York zu erlangen, seit längerer Zeit bekannt. Nachdem ungefähr ein Monat seit dem sogenannten Staatsstreich verflossen war und es für den Augenblick schien, als ob die europäischen Mächte sich der neuen Lage der Dinge gegenüber zustimmend verhalten wollten, gab ich Scherif Pascha zu verstehen, daß ich die Obeliskenangelegenheit gern beendigt haben möchte. Einige Tage darauf, da ich ihn in anderer Angelegenheit besuchte, sagte er mir, daß er gern noch einmal mit dem Khedive über den Gegenstand sprechen wolle und daß er ihn an demselben Abend sehen würde; wenn ich am nächsten Vormittag um elf Uhr wiederkommen wolle, würde ich eine definitive Antwort erhalten und, wie der Pascha mir zu verstehen gab, eine günstige. Am folgenden Tage war ich zur bestimmten Stunde im Ministerium, wurde dort jedoch benachrichtigt, daß Scherif Pascha im Palast und wahrscheinlich beim Khedive sei. Auf dem Rückwege zum Konsulat sprach ich bei dem Pascha vor, der das Amt des Siegelbewahrers bekleidete und dessen Zimmer in jenem Teil des Palastes lagen, welchen der Khedive bewohnte. Ich traf dort zwei der Prinzen, Brüder des jetzigen Khedive. Es wurde ein allgemeines Gespräch eingeleitet und nach orientalischer Sitte Kaffee serviert. Wenige Minuten darauf trat Scherif Pascha herein, und nach den üblichen Begrüßungen sprach er einige Worte in der Sprache des Landes mit dem Siegelbewahrer. Im Begriff zu gehen, gab er mir einen Wink, ihn zu begleiten, und wir empfahlen uns zusammen den übrigen Herren. Als wir einander die Hand gaben, bemerkte ich, daß Scherif sehr erregt war, und ich vermutete wichtige, vielleicht beunruhigende Nachrichten von den Pariser und Londoner Kabinetten. Wir waren durch eine große Halle und eine Treppe hinabgeschritten und wollten eben durch ein Thor, in dessen Nähe unsere Wagen standen, hinausgehen, als der Pascha sagte:

„Der Obelisk von Alexandria wäre Ihnen am wünschenswertesten, nicht wahr?"

Ich erwiderte, daß dieser für den Transport bequemer gelegen sei als die anderen.

„Nun denn," sagte der Pascha, „wir haben beschlossen, Ihnen denselben zu geben."

Ich sagte darauf, daß ich um eine schriftliche Bestätigung des Geschenkes bäte, die ich dem Staatssekretär nach Washington schicken müsse, und obwohl stets von dem Geschenk, als für die Vereinigten Staaten bestimmt, die Rede gewesen, New-York als der Ort angenommen sei, wo der Obelisk aufgestellt werden solle; ich hätte schon daran gedacht, ob es nicht am besten sein möchte, wenn er direkt jener Stadt geschenkt würde, weil sonst Verwickelungen entstehen könnten und erst ein Beschluß des Kongresses nötig sein dürfte. Scherif antwortete:

„Wir geben Ihnen den Obelisken; verfügen Sie nach Ihrem Belieben darüber." Und nach kurzem Besinnen setzte er hinzu: „Lassen Sie mich in einem Schreiben wissen, wie Sie es zu haben wünschen; konstatieren Sie darin, daß alle Kosten der Wegschaffung durch die Vereinigten Staaten oder die Stadt New-York, wenn Sie es so vorziehen, bestritten werden sollen. Händigen Sie das Schreiben meinem Generalsekretär ein und teilen Sie

ihm mit, er möge eine Antwort ausfertigen, durch welche das Geschenk Ihren Andeutungen gemäß bestätigt werde, und mir dieselbe dann zur Unterschrift vorlegen."

Zwei Stunden später überreichte ich dem Generalsekretär vom Ministerium des Auswärtigen einen die gewünschten Informationen enthaltenden Brief, wobei ich noch wiederholte, was der Pascha mir gesagt hatte. Am nächsten Tage erhielt ich das folgende Antwortschreiben:

Kairo, den 18. Mai 1879.

„An Mr. Farman, Agent und Generalkonsul der Vereinigten Staaten.

Herr Agent und Generalkonsul! Ich habe von dem am siebzehnten des laufenden Monats Mai datierten Schreiben, welches an mich zu richten Sie mir die Ehre erwiesen, Kenntnis genommen. In Erwiderung desselben beeile ich mich, Ihnen die Versicherung zu übermitteln, daß die Regierung des Khedive, nachdem Ihre Vorstellungen und der Wunsch, welchem Sie im Namen der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika Ausdruck gegeben haben, in Betracht gezogen worden, darein willigt, der Stadt New-York mit dem als die Nadel der Kleopatra bekannten Obelisken, der in Alexandria am Strande steht, ein Geschenk zu machen. Die städtischen Behörden werden daher die Weisung erhalten, dem Vertreter der amerikanischen Regierung den Obelisken zu übergeben und die Wegschaffung dieses Denkmals, welche laut den in Ihrem Schreiben enthaltenen Bestimmungen gänzlich auf Kosten der Stadt



Standort der Nadel der Kleopatra in New-York.

New-York zu bewerkstelligen sein wird, auf jede mögliche Weise zu erleichtern. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihnen diese Entscheidung zu verkünden habe, durch welche die große Stadt ein ägyptisches Monument erhält, das, wie Sie wissen, von wirklichem archäologischen Interesse ist und gleichzeitig, wie ich überzeugt bin, ein neues Andenken und Pfand der Freundschaft sein wird, die stets zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und der des Khedive existiert hat. Belieben Sie, Herr Agent und Generalkonsul, den Ausdruck meiner Hochachtung zu acceptieren. Scherif."

Aus diesem Schreiben erhellt, daß der Obelisk direkt der Stadt New-York und nicht den Vereinigten Staaten geschenkt wurde.

Endlich war der Obelisk gesichert — die Verwickelungen der ägyptischen Angelegenheiten dauerten fort. Seit der am 7. April stattgefundenen Entlassung der europäischen Minister hatte Frankreich unablässig auf Abdankung des Khedive gedrungen und bei allen Kabinetten von Europa darauf hingearbeitet, deren Unterstützung zur Ausführung dieses Vorhabens zu erlangen. Die englische Regierung schloß sich mit Widerstreben dieser extremen Maßregel an und stimmte den Wünschen Frankreichs Mitte Juni bei. Andere Mächte folgten bald, und am 27. desselben Monats dankte der Khedive, einer Ordre gemäß, welche Frankreich und England beim Sultan bewirkt hatten, zu gunsten seines Sohnes Mehemed Tewfik Pascha ab, der noch an demselben Tage in der Citadelle in Kairo mit dem gebräuchlichen Pomp und Ceremoniell zum Khedive von Ägypten proklamiert wurde. Drei Tage später ging der Ex-Khedive in die Verbannung. Das Experiment, europäische Minister einzusetzen, wurde nicht wieder versucht. Scherif Pascha blieb während des Sommers an der Spitze der Administration, doch im Anfang des Herbstes wurde das „Riaz-Ministerium“ gebildet, welches in Kraft blieb, bis es durch eine Revolte der ägyptischen Armee im September 1881 gestürzt und Scherif abermals zur Bildung eines neuen Ministeriums vom Khedive berufen wurde.

Die Schlußverhandlungen, durch welche uns der Obelisk zugesichert wurde, gingen so still vor sich, daß die erste Nachricht darüber aus New-York durch Vermittlung englischer Zeitungen in Ägypten lautbar wurde. In jener Zeit sprachen die lokalen Blätter sehr wenig über den Gegenstand; sobald aber das Riaz-Ministerium gebildet war, wurde infolge des Einflusses gewisser Europäer ein Versuch gemacht, die Handlung der vorigen Regierung umzustoßen. Die Angelegenheit wurde einigemal im Ministerium beraten und durch die europäische Presse von Ägypten kommentiert. Da die Minister jedoch sahen, daß das Geschenk schriftlich durch eine amtliche Korrespondenz bestätigt war, kamen sie zu dem Schluß, daß es zu spät für irgend welche Schritte ihrerseits in dieser Angelegenheit sei, und als der Kapitän-Lieutenant Gorringe im Oktober 1879 anlangte, wurden an die Behörden der Stadt Alexandria die zur Übergabe des Obelisken erforderlichen Ordres erteilt.

Im Oktober 1879 traf der Kapitän-Lieutenant, der einen Urlaub erhalten hatte, um den Obelisken nach den Vereinigten Staaten zu schaffen, in Begleitung des Lieutenant Schröder in Ägypten ein. Die schweren Maschinerien, welche, nach Zeichnungen des Befehlshabers ausgeführt, ihm zur Ausführung seiner Aufgabe dienen sollten, kamen bald darauf an, und am 6. Dezember wurde die ungeheure Säule gleich einer Mammutkanone, auf improvisierten Schildzapfen balancierend, in horizontale Lage gebracht.

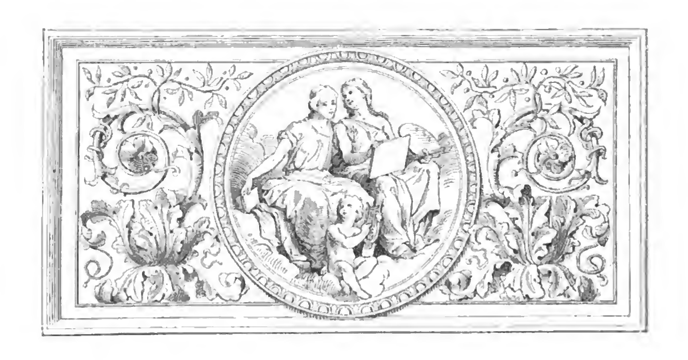
Die Nadel der Kleopatra ist bekanntlich eine rote Granitsäule in einem Stück aus den Steinbrüchen von Syene, dem jetzigen Assuan, das am ersten Nilkatarakt, siebenhundert englische Meilen vom Mittelländischen Meer liegt. Das Denkmal ist 68 Fuß 10 Zoll hoch, während seine unteren Seiten je 7 Fuß 10 Zoll und 8 Fuß 2 Zoll messen, welcher Umfang sich nach oben allmählich bis auf 6 Fuß 1 Zoll

und 6 Fuß 3 Zoll vermindert. Den Abschluß bildet eine kleine, 7 Fuß hohe Pyramide. Das Gewicht des Obelisken beträgt etwa 220 Tons. Er stand in Alexandria am Meeresgestade, 50 Fuß von der Wasserlinie entfernt, die Basis in Sand und Erde vergraben, die sich dort seit Jahrhunderten angehäuft hatten. Mr. Gorringe hat nachträglich die Ansicht ausgesprochen, daß derselbe, wenn man ihn an seinem früheren Standorte belassen hätte, während der letzten Beschießung Alexandrias zerstört worden wäre.

Als die Basis des Obelisken freigelegt war, fand man dieselbe ziemlich gerundet. Mit zwei gegenüberstehenden Ecken ruhte sie auf ein paar kupfernen Stützen, mit der dritten auf einem Stein, und die vierte Ecke war ungestützt. Die Stützen wogen jede gegen 400 Pfd., als sie aber noch vollständig waren, konnten sie nicht unter 500 Pfd. schwer gewesen sein. Als Mr. Gorringe New-York erreicht hatte, lud er bei Staaten-Island den Obelisken auf Pontons, die von der Flut gehoben wurden und denselben flott machten. Der Monolith wurde bis Manhattan-Island bugsiert und auf einer Landungsbrücke abgesetzt. Von den Docks wurde er vermittels eines auf Balken laufenden Walzenschlittens weitertransportiert. Eine Lokomobile, welche am vorderen Ende des Schlittens befestigt war, stand durch ein Seil mit einem Block in Verbindung, der in einiger Entfernung stationiert war. So bewegte die Maschine sich und ihre Last bis zu dem Block, welcher Prozeß beständig wiederholt wurde, bis der als Standort für den Obelisken bestimmte Platz im Centralpark erreicht war. Am 22. Januar 1881 wurde die Aufrichtung des Denkmals durch dieselben Mittel bewerkstelligt, welche man in Alexandria angewendet hatte, um es niederzulegen.

Die meisten Obelisken, welche von Ägypten fortgeschafft wurden, haben die Römer als Eroberer mitgenommen. In der Neuzeit sind außer der New-Yorker Nadel der Kleopatra nur zwei — die beiden in Paris und London befindlichen — fortgebracht worden. Die Verhandlungen über den Londoner Obelisken wurden vor mehr denn sechzig Jahren gepflogen, als die Zustände Ägyptens gänzlich verschieden von den heutigen waren. Dieser Obelisk hatte auch fast jahrhundertelang unter Sand und Schutt vergraben gelegen; er war vielfach beschädigt und wurde im Vergleich mit den aufrechtstehenden wenig geschätzt. Trotzdem wurde er als ein würdiges Geschenk für Se. Majestät Georg IV. in Erwiderung großer Gunstbezeigungen und wertvoller Geschenke betrachtet, die der damalige Vicekönig von Ägypten Mohammed Ali Pascha von ihm empfangen hatte. Der Obelisk in Paris wurde 1830, also zehn Jahre später, an Frankreich, und wie es heißt, als Anerkennung für dem Vicekönig erwiesene Dienste gegeben. Er befand sich in Luxor, einem kleinen, aus Lehmhütten bestehenden Dorfe, das sechshundert Miles aufwärts am Nil lag und von einigen hundert Eingeborenen bewohnt war. In seiner Nachbarschaft standen noch drei andere Obelisken und viele kolossale Ruinen, die herrlichsten und interessantesten der Welt. Zu jener Zeit indessen wurde der Platz selten von Europäern besucht, und die Fortschaffung eines der dortigen Obelisken war kein Ereignis, das irgend welche Opposition erregen konnte. Die europäische Presse in Ägypten legte auf den Umstand viel Gewicht, daß sowohl der Londoner wie der Pariser Obelisk wegen Dienstleistungen und Gunstbezeigungen seitens der Regierung derjenigen Länder, welche die Geschenke erhalten hatten, fortgegeben worden sind, wohingegen auch nicht der Schein derartiger Rücksichten bei dem Geschenk der Nadel der Kleopatra an die Stadt New-York vorlag.





Seelenadel.

Novelle
von
Hermann Grabert.



Auf einer Reise nach der Bretagne, die ich im Jahre 1868 machte, traf ich mit einem Touristen zusammen, dem ich mich sehr bald anschloß. Nachdem wir eine gute Strecke auf den felsigen Fußpfaden und unter den schattigen Kiefern einhergeschritten, die sich südlich Finisterre von Pont-Aven nach dem Meer zu erstrecken, kamen wir endlich vor dem Schlosse von Kerdalec an. Dasselbe — nur ein großer dickmaueriger Taubenschlag mit einem hübschen, modernen Häuschen, mit grünen Jalousien — ist am Ufer eines Loch oder Meerarmes und im Schatten einer Kreuzpflanzung von Nußbäumen gelegen.

Mein Weggenosse blieb plötzlich stehen und lehnte sich an einen Baum; sein von Natur blasses Gesicht wurde noch bläßer und Thränen standen ihm in den Augen. Sanft ergriff ich seine Hand.

„Das ist das Ziel unseres Weges, den Sie die Güte hatten, mit mir zurückzulegen," sagte er endlich zu mir; „es war mein Wunsch, diese Behausung wiederzusehen, welche Trauriges und Schmerzliches zugleich in mein Gedächtnis zurückruft."

„Sie haben dieselbe bewohnt?" fragte ich ihn.

„Drei Monate," antwortete er mir, „und ich hätte sie mein ganzes Leben bewohnen mögen. An jenem Orte habe ich meine schönsten Tage verlebt, und es ist kaum denkbar, daß ich jemals wieder dorthin zurückkehren werde."

Er schwieg einen Augenblick, dann hob er wieder an:

„Aber wir haben uns zu sehr genähert, man könnte mich erkennen, entfernen wir uns! Ich weiß einen Hügel, von dem aus man diese Stätte beobachten kann; kommen Sie, und sollten Sie eine vertrauliche Mitteilung nicht scheuen, so werde ich, um Ihrer Freundschaft zu danken, Ihnen sagen, was mich eigentlich hierherzieht. Ich fühle, diese Erinnerung aus meinem verfehlten Leben wird mir das Herz erfreuen."

Bald waren wir auf dem von ihm bezeichneten Hügel angelangt. Von dessen Gipfel aus hatte man eine prächtige Aussicht; das Schloß mit seinem Hof, Garten und der Umzäunung lag dicht vor uns, während sich jenseits die Landschaft in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit — lachend, schwermütig und düster — ausbreitete; Thäler wechselten mit Abhängen, fruchtbare Getreidefelder mit Heide, und im Hintergrunde erblickten wir unter dem unbegrenzten und nebeligen Himmelsgewölbe das Meer. Bei dieser Fernsicht wurde ich von stummer Bewunderung ergriffen; wir ließen uns auf dem weichen Grase nieder, und erst die Stimme meines Gefährten weckte mich aus meiner andächtigen Betrachtung.

„Ich war damals zwanzig Jahre alt," fing er an, „die revolutionäre Bewegung von 1848 hatte sich der Politik mitgeteilt und auch der Litteratur bemächtigt. Mit jugendlichem Enthusiasmus warfen sich die Geister der sogenannten romantischen Reaktion in die Arme, welche mehr versprach, als sie hielt, hierbei nur der politischen Bewegung ihrer Zeit nachahmend. Unter diesen Umständen versuchten viele junge Leute, voll Dünkel und hingerissen — auf eine mangelhafte wissenschaftliche Bildung und einige Universitätserfolge bauend — ihr Glück in der Dichtkunst, dem mehr oder weniger gegründeten Vorwand zu einem unwiderstehlichen Berufe. Ich befand mich in Paris und hatte nichts Eiligeres zu thun, als in diese pindarische Phalanx einzutreten, von der einige ihr Glück machten, während die Mehrzahl auf halbem Wege stehen blieb, um die weniger glänzenden, aber weit nutzbringenderen Pfade des Handels, der Finanzen, des Notariates und der Bureaukratie einzuschlagen. Dies that ich später auch; doch damals hätte ich nie geglaubt, daß ich eines Tages einen anderen Stand als den Chateaubriands, Lamartines und Victor Hugos ergreifen könnte, und Tag und Nacht arbeitete ich an meinem Erstlingswerke, um mich dem Publikum und dem Ruhme aufzudrängen. Es war dies ein Band Gedichte, den ich ‚Die Eingebungen des Herzens' betitelte. Nach seiner Vollendung gab ich ihn auf eigene Kosten heraus und versprach mir die glücklichsten Erfolge davon. Aber ach! Weder wollte ihn das Publikum lesen, noch der Ruhm sich einstellen, und Kummer und Verdruß warfen mich auf das Krankenlager.

„Heute, wo die Beurteilungskraft meinen Geist gereift hat und ich überdies kein Interesse mehr daran habe, meine Verse gut zu finden, begreife ich sehr wohl die Gleichgültigkeit des Publikums gegen mein sehr unvollkommenes Werk; aber als ich es veröffentlichte, besaß ich natürlich auch die ganze Eitelkeit eines jungen, sich kundthuenden Talentes und glaubte wirklich, das Opfer der menschlichen Ungerechtigkeit zu sein. Nun beschloß ich, die Welt zu meiden und ihr so die ganze Verachtung zu zeigen, die ich in meinem Innersten gegen sie hegte. Als Waise hatte ich ein kleines Vermögen, womit ich notdürftig auskam; es bestand aus einem bretonischen Pachthof — letztes Überbleibsel meines väterlichen, in unglücklichen industriellen Unternehmungen durchgebrachten Erbteils. Außerdem erfreute ich mich des Besitzes einer Art Hütte, unweit dem Meere und mitten in einer der malerischsten Gegenden gelegen; dort war ich gewillt, mich mit meinen ‚Eingebungen des Herzens' zu vergraben, die dessen nicht erst bedurften, um in Vergessenheit zu geraten. Ich nahm mir indes vor, sie mir nun selbst — zu meiner einzigen Tröstung — am Meeresstrand vorzutragen, nach dem Vorbilde Ossians, beim Getöse der lärmenden Wogen. Dieser erhabene Gedanke linderte meinen Schmerz. Als Pilger, den Sack auf dem Rücken und den Stock in der Hand, machte ich mich auf den Weg, noch einen verächtlichen Blick auf Paris werfend, dem ich den Rücken wies, ohne daß es je meine Abwesenheit bemerkt hätte. Meine Fußtour stellte mich allmählich wieder her, und als ich den bretonischen Boden betrat, hatte ich mich vollständig

erholt und empfand kaum noch das bittere Nachgefühl meiner litterarischen Enttäuschung. Das beste Heilmittel für die Wunden der Eigenliebe ist eine Ortsveränderung; deshalb sollte jedermann viel reisen.

„Eines Abends verließ ich Quimperlé, um mich nach Pont-Aven zu begeben, wo ich zu nächtigen beabsichtigte. Die Luft war ruhig und mild; die Sonne versank prächtig am blauen Horizont und gab den Bäumen der Landstraße eine magische Beleuchtung. Ein frischer Grasgeruch stieg von den umliegenden Wiesen auf und machte mir die Brust wieder weit. Glücklich und betrachtsam schritt ich vorwärts, eine der tausend Romanzen vor mich hinträllernd, mit denen man das alte Armorika überschwemmt, als ich plötzlich einen heftigen Schmerz am Kopf verspürte, der mich betäubte und taumeln machte. Ich merkte nur, daß Diebe mich überfallen; denn dies war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte, und meine Sinne schwanden. Als ich wieder zu mir kam, war die Nacht hereingebrochen, und beim Mondschein sah ich zwei Personen um mich beschäftigt; die eine richtete meinen Kopf auf, während die andere ein feuchtes, blutbeflecktes Tuch daraupreßte. Bald war ich im stande, meine Retter zu unterscheiden. Diese waren ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und ein ganz junges Weib, dessen außerordentliche Schönheit ein ergreifender Ausdruck von Trauer und Mitgefühl noch erhöhte. Ich wollte ihnen danken, aber sie schlossen mir den Mund, indem sie mich baten, nicht zu reden, da mich ein großer Blutverlust ohne Zweifel beträchtlich geschwächt. Dann halfen sie mir in eine Karriole steigen, und nachdem ich dort so gut als möglich installiert, führten sie mich auf dieses Schloß. Ein herbeigerufener Arzt legte den ersten Verband auf meine Wunden und meinte, vor vierzehn Tagen wären sie nicht geschlossen. Am nächsten Morgen sagte mir Herr von Kerdalec — so hieß mein Wirt —, er schätze sich glücklich, mich bis zu meiner völligen Genesung seinen Gast nennen zu dürfen. Ich lehnte dankend ab und bat um einen Wagen, der mich auf meinen Pachthof bei Pont l'Abbé zurückbringe, wobei ich gleichzeitig meinen Namen nannte. Der Zufall wollte, daß Herr von Kerdalec meinen Vater gekannt, dem er ein gutes Andenken bewahrt hatte, und in jenem verbindlichen Tone, der gewissen Leuten eigen, sagte er: ‚Natürlich bleiben Sie bei uns. Sie sind mir diese Freude schuldig; denn ich war Ihr Lebensretter und Sie sind mein Schuldner.‘ Das ließ allerdings keinen Widerspruch zu und ich fügte mich. Unwillkürlich kam mir die schöne junge Dame in den Sinn, die mir Hilfe geleistet und die, wie ich später erfuhr, Frau von Kerdalec selbst gewesen. Gott weiß, ob ich an Schlimmes gedacht! Die menschliche Natur ist eben eine gar zu schwache.

„Meine Verletzungen flößten keine ernstliche Besorgnis ein, erforderten indessen große Ruhe und Pflege. Ich genoß die erstere in vollen Zügen, und es giebt keine zarte Aufmerksamkeit, deren Gegenstand ich nicht gewesen wäre. Das Kind des Hauses hätte nicht mehr Rücksichten beanspruchen können. Mehrere Male wechselte Frau von Kerdalec selbst den vom Doktor auf meinen Kopf angelegten Verband, und, war es nun Einbildung oder Wirklichkeit, es schien mir, als empfände ich dann nicht die gewöhnlich mit dieser Manipulation verbundenen Schmerzen. Ein Engel hätte es nicht besser gemacht; Herr von Kerdalec sagte zu seiner Frau:

„‚Du hast entschieden deinen Beruf verfehlt, liebe Karoline, du wärest eine ausgezeichnete barmherzige Schwester geworden.‘ Ich fand keine Worte, aber meine Blicke offenbarten zur Genüge die tiefe Dankbarkeit meines Herzens.

„Nach der Vorschrift des Arztes, der fürchtete, der Brand möchte sich dazu schlagen, hütete ich eine Woche lang das Zimmer, den Kopf mit Binden umwickelt und mit einem kunstreich à la Maure arrangierten Foulard geschmückt. Meine Lage mißfiel mir nicht im geringsten; meine Wirte besuchten mich oft, und wir

unterhielten uns ein wenig — für meine rasche Wiederherstellung wohl etwas zu viel — von meinem Vater, von Paris, ihrem zurückgezogenen Leben auf dem Schlosse und meinen Einsiedlerprojekten. Ich teilte ihnen mit, daß ich Dichter sei. Bei diesem Wort sah mich Frau von Kerdalec erstaunt und wohlwollend an. Ich merkte, sie liebte die Dichtkunst, und fühlte, wie meine Achtung für sie zunahm.

„In der Provinz ist die Poesie bei den Frauen noch Mode; dort ist ihr Eldorado; man liebt und verhätschelt sie, man liest sie wieder und immer wieder und schöpft Trost in ihr. Die Provinz war immer die Vorsehung der Dichter, was man nun keineswegs von Paris behaupten kann, das sie im Spital verderben und sterben läßt. Herr von Kerdalec schien mir völlig unempfindlich für die Ehre, einen Pflegling der Musen unter seinem Dache zu haben. Er ist ein vortrefflicher aber positiver Mensch, der ebensowenig Sinn für Dichtkunst wie für den Wohlgeruch einer Blume hat und ohne weiteres einem Kürbis den Vorzug vor einer Kamelia giebt. Das ist eben Sache des Geschmackes. Er zog mich in scherzhafter Weise mit meinem Stande auf; ich erwiderte ihm ziemlich treffend, und wir sprachen nicht mehr davon. Nur Frau von Kerdalec kam mit mir auf dieses Thema zurück, das ja träumerischen und sanft gearteten Seelen immer gefällt.

„Physisch wie moralisch stand das Paar sich gänzlich entgegen, der Gemahl, eine Pferdenatur von kugelrunder Wohlbeleibtheit, und die Gattin, eine schlanke, anmutige Erscheinung von lieblicher Blässe. Der ziemlich große Unterschied ihres Alters trug nicht wenig dazu bei, den Gegensatz zu vervollständigen, und wenn ich ihnen im Garten begegnete, dachte ich unwillkürlich an die Verbindung der Satyrn mit den Napäen. Die Familie der Frau von Kerdalec war arm, und das junge Mädchen, ohne Mitgift, hatte in eine Heirat mit Herrn von Kerdalec eingewilligt. Sie hätte es noch schlechter treffen können; denn sie war glücklich, insofern die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse und die Ruhe eines eingeschläferten Herzens als Glück betrachtet werden können. Sie war gerade achtzehn Jahre alt geworden. Zwischen diesem sanften, hübschen Weibe und ihrem offenen, guten Manne fühlte ich mich ebenfalls von der Sonne angelächelt. Das Glück ist ein ausgezeichneter Balsam, und meine Wunden vernarbten so schnell, daß ich mich schon darüber zu bekümmern anfing. Mit einer geheimen Besorgnis sah ich dem Augenblick entgegen, wo ich genötigt sein würde, meine isolierte Hütte wieder aufzusuchen. Ich hatte den unüberwindlichen Geschmack an der Einsamkeit verloren und hielt es für mehr als thöricht, auf einem verlassenen Strande vor Langerweile zu sterben — weil man meine Gedichte nicht zu würdigen verstanden. ‚Nur böse Menschen leben allein,‘ sprach ich mit Diderot. Weit entfernt, mich zu diesen zu rechnen, sagte ich mir, die Einsamkeit passe ganz und gar nicht für mich. Ich glaubte ehrlich mit mir zu verfahren, lernte aber inzwischen einsehen, daß ich mein Herz betrogen hatte. Ich verlängerte denn, soviel es meine überdies wenig skrupulöse Bescheidenheit zuließ, meinen Aufenthalt auf dem Schlosse; aber endlich mußte ich doch wohl meine Abreise ankündigen, wollte ich nicht für einen Aufdringling schlimmster Sorte gelten. Mit Frau von Kerdalec sprach ich zuerst darüber. Wir saßen alle beide im Garten unter jener Bogenlaube von Waldreben, die Sie von hier sehen können. Auf ihrem Schoße lag ein Band meiner ‚Eingebungen des Herzens‘, den ich ihr als Huldigung angeboten, während ihre schönen schwarzen Augen, von süßer Sehnsucht durchdrungen, umherschweiften und sich auf mich richteten, als ich ihr gerade sagen wollte, ich würde den folgenden Tag abreisen. — Es fehlte mir an Mut; mein Herz war seltsam beklommen. Frau von Kerdalec bemerkte meine Gemütsbewegung.

„‚Was fehlt Ihnen denn?‘ frug sie mich in ihrem sanften Tone, der mir so sympathisch war. ‚Haben Sie Schmerzen? Sollten sich Ihre Wunden wieder öffnen?‘

„Wollte Gott, es wäre so! dachte ich bei mir und antwortete ihr mit gezwungenem Lächeln, meine Wunden seien geheilt, so gut geheilt, daß ich den folgenden Tag wieder in mein erbliches Heimwesen zurückzukehren gedächte.

„Ich zitterte mit der Stimme bei diesen Worten.

„‚Schon!‘ sagte sie äußerst verwundert und errötete. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr ich zusammen. Hierauf erfolgte eine augenblickliche Stille, während der unsere Blicke sich begegneten; sie unterdrückte eine Thräne. Auch meine Augen wurden feucht, ich verlor den Kopf, und ohne zu wissen, was ich that, fiel ich ihr zu Füßen. Es war dies eine heftige und unbeschreibliche Regung. Ich ergriff die Hände der Frau von Kerdalec und bedeckte sie mit Thränen.

„‚Ach! Ich werde bleiben!‘ sagte ich mit dumpfer Stimme.

„‚Nein, nein, reisen Sie ab! Um Gottes willen, reisen Sie!‘ entgegnete sie.

„Sie stand auf und eilte davon. Keiner Silbe mächtig blieb ich zurück. Ich meinte zu träumen oder verrückt zu sein.

„Ich glaube fest an die Spontanität der Liebe, aber noch fester an die plötzliche Offenbarung zweier Herzen, die nach längerer Beobachtung und gegenseitiger Wertschätzung unmerklich ineinander verschmelzen und ihre geheime Vereinigung nicht eher ahnen, bis ein entscheidender, ihre Trennung bewirkender Umstand sie belehrt, daß sie verbunden. Man findet dies hauptsächlich während der ersten Jugendjahre. Da können bisweilen Unwissenheit des Herzens und Achtlosigkeit des Geistes es erschweren, die fortschreitenden Anzeichen der von uns empfundenen und verursachten Liebe zu merken. Später erraten wir leicht — wie der Arzt, dessen geübtes Auge die unmerkbarsten Symptome der Krankheit zu erkennen weiß — die Empfindungen schon bei ihrem Entstehen und zuweilen sogar vor dem Aufkeimen.

„Wahrlich, Frau von Kerdalec und ich kannten nicht die unsichtbaren Bande, welche sich während unserer einmonatlichen Beziehungen zwischen uns gebildet — Beziehungen, deren Einfachheit keine heftigere Neigung zu dulden schien. Banale Plaudereien, einige Vorlesungen im Garten, verschiedene Wasserfahrten fast immer in Gesellschaft ihres Gatten; manchmal ein mehr wohlwollender als zärtlicher Blick, ein mehr herzliches als sympathisches Lächeln, das wir austauschten (wenigstens war ich dieser Ansicht und Frau von Kerdalec teilte meinen Irrtum) — dies war unser ganzer Verkehr, und viel Scharfblick wäre nötig gewesen, um hierin etwas anderes zu vermuten als die gewöhnliche Teilnahme eines jungen Weibes für einen Verwundeten und die warme Erkenntlichkeit eines jungen Mannes für seine hübsche Pflegerin. Die Freundschaft, welche ich für meinen Wirt hegte, und die Dankbarkeit, zu der ich ihm verpflichtet war, hielten jeden Gedanken an Liebe von meinem Geiste fern; die unvorsichtige Harmlosigkeit meiner schönen Krankenwärterin konnte ihn nicht eines Besseren belehren. Da sprühte nun plötzlich der Funken hervor und zeigte unsere Herzen in ihrem wahren Lichte. Es litt keinen Zweifel, ich liebte Frau von Kerdalec und wurde wieder geliebt. Von meiner Verwirrung erholt, fing ich an darüber nachzudenken, wie ich mich nach dem Vorgefallenen verhalten sollte. Ich sah wohl ein, wie undankbar es wäre, noch länger im Schlosse zu weilen, und nach innerlichem Kampfe bestärkte ich mich endlich in dem Entschlusse, den nächsten Tag abzureisen. In einem guten Vorhaben liegt immer eine gewisse Befriedigung; ich beruhigte mich wieder und stieg in meiner eigenen Achtung. Als ich Herrn von Kerdalec traf, teilte ich ihm meinen Vorsatz mit; er schien darüber sehr betrübt und bekämpfte ihn aus Leibeskräften; doch ich gab nicht nach. Er bestand darauf, ich solle noch acht Tage bleiben; ich schlug es ab. Endlich sprach er mir von einer Sauhatz, die den folgenden Tag im Arrondissement stattfände, und bat mich, ihn zu begleiten und meine Abreise auf den dritten Tag zu verschieben;

anfangs lehnte ich es ab, dann wich ich seinem Stürmen und befand mich somit auf dem Weg der Vergleiche. — Gott weiß, wohin der führt!

„Frau von Kerdalec sah ich erst beim Diner wieder; sie war äußerst blaß und so wunderbar hübsch, daß ich fühlte, wie mein Pflichtgefühl allmählich zu schwinden begann; in den geheimsten Falten meines Herzens frohlockte ich über mein Versprechen, noch einen Tag länger zu bleiben. In seiner jovialen Weise besprach Herr von Kerdalec unsere Erörterung und beklagte sich über meinen Eigensinn, nach meiner Besitzung abreisen zu wollen, wo doch niemand mich erwartete.

„‚Aber nun hat er sich angestrengt,‘ setzte er scherzhaft hinzu, ‚und mir den morgigen Tag bewilligt. Ist das nicht zum Erbarmen! Ja, das Sprichwort hat wirklich recht: Undank ist der Welt Lohn!‘

„Bei diesen Worten richtete Frau von Kerdalec, die seit Beginn des Diners mich noch keines Blickes gewürdigt, ihr sinnendes Auge auf mich; ich glaubte etwas wie verhaltene, von Traurigkeit angehauchte Freude in demselben zu entdecken.

„‚Unser Dasein ist nicht sehr lustig,‘ meinte sie, ‚für den, der kein Freund des Landlebens, und ich begreife, daß Sie sich hier langweilen können.‘

„‚Nun, in seiner Einsiedelei wird er sich auch nicht viel besser amüsieren,‘ versetzte Herr von Kerdalec.

„Ich beeilte mich mit der Versicherung, im Gegenteil meine schönsten Tage unter seinem gastlichen Dache verlebt zu haben und die angenehmsten Erinnerungen mit fortzunehmen; auch versprach ich, mich öfters sehen zu lassen.

„Nach dem Diner blieb Frau von Kerdalec allein im Salon, während ihr Gatte und ich nach den Hunden sahen, die uns zur Jagd begleiten sollten. Auf dem Heimwege äußerte Herr von Kerdalec den Wunsch, auf dem Loch spazieren zu fahren, und bat mich, seine Frau zu holen, indessen er den Nachen in Bereitschaft setzen würde. In der Nähe des Salons vernahm ich die Töne eines Pianos. Frau von Kerdalec sang, und wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihren Texteswortem eine Strophe aus einer meiner besten oder doch minder schlechten Elegien erkannte. Sie improvisierte eine Melodie. Mit wonneglühendem Gesicht lauschte ich ihrem Gesange, der mich Beethoven vergessen machte, die Namen Mozart und Rossini auslöschte, Weber überstrahlte wie die Sonne den Sirius und Wagner als Stümper erscheinen ließ. Dank meiner Dichtereitelkeit und Bezauberung, klang ihre musikalische Begeisterung wie eine Seraphsmelodie in meinem Herzen wieder. Einige Minuten gab ich mich ganz diesem Ohrenschmause hin, dann trat ich sachte näher und stellte mich hinter die schöne Sängerin, ohne daß sie es bemerkte. Regungslos und wonnetrunken berauschte ich mich in dem süßen Duft ihres schwarzen Haares und den lieblichen Tönen ihrer bestrickenden Stimme, als plötzlich ihre Augen, in den über dem Piano hängenden Spiegel fallend, mich entdeckten. Sie stieß einen Schrei aus.

„‚Sie hier?‘ rief sie und bemühte sich zu lächeln. ‚Ach, haben Sie mich erschreckt!‘

„In meinen Blicken sprach sich die exaltierte Dankbarkeit eines verkannten Poeten aus, dessen Dichtung zum erstenmal durch die Musik ausgeschmückt und, was noch weit mehr ist, von der Geliebten gesungen wird.

„‚O, fahren Sie fort! Fahren Sie fort, Madame!‘ bestürmte ich sie mit bebender und leidenschaftlicher Stimme. ‚Erst durch Sie lernte ich meine Muse lieben.‘

„Heuchler, der ich war, ich liebte sie schon ohnedies, aber jetzt vergötterte ich sie.

„Sie lächelte und sang noch mit fein nuanciertem Vortrag und warmer Empfindung eine Strophe; dann, sich nach mir umwendend, sagte sie:

„‚Ich habe das Klagende Ihres Liedes nur schlecht wiedergegeben; ich bin heute abend nicht recht disponiert. An einem anderen Tage wird es mir vielleicht besser gelingen.‘

„An einem anderen Tage! Es blieb mir nur noch einer, sie zu sehen!

„Derselbe Gedanke mußte ihr wohl auch gekommen sein, denn sie ließ schwermütig das Köpfchen hängen. Der sympathische Timbre ihrer Stimme, ihre Schönheit, meine nahe bevorstehende Abreise, die Glückseligkeit jenes Augenblicks, die Besorgnis vor der Zukunft — alles dies schwebte mir damals im Sinne.

„‚Sie waren unvergleichlich!‘ rief ich. Dann setzte ich leiser hinzu: ‚O Karoline, Karoline! Warum haben jene — Pfuscher im Straßenraub — mich nicht getötet!‘

„Diese Worte kamen mir aus dem Herzen. Zwischen meiner Liebe und dem Gefühl der Verpflichtung, zwischen einem engelschönen Weibe und der offenherzigen Gutmütigkeit ihres Gatten war ich wirklich wie auf die Tortur gespannt. Viele wären an meiner Stelle wohl weniger skrupulös gewesen. Ich darf mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen: schon der Gedanke an einen Verrat quälte mich und die Unterhandlungen mit meinem Gewissen machten mich unglücklich. Ich habe mich seitdem in vieler Beziehung geändert — diese ausgenommen.

„Frau von Kerdalec schien meinen Ausruf überhört zu haben.

„‚Wo ist mein Mann?‘ frug sie mich, ganz verwirrt aufstehend.

„‚Er erwartet uns zu einer Nachenfahrt am Coch.‘

„‚Je nun, davon sagten Sie mir gar nichts!‘

„‚Ich hatte es vergessen.‘

„‚Wie leichtsinnig!‘

„Lebhaft nahm sie meinen Arm, und ohne ein einziges Wort auszutauschen, eilten wir dem Meere zu.

„‚Vorwärts!‘ rief Herr von Kerdalec schon von weitem uns entgegen, ‚soll ich etwa hier übernachten? So macht doch, daß ihr hereinkommt, millionentausendsapperment!‘

„Wir bestiegen den Kahn, indem wir Gott weiß welche Entschuldigung vorbrachten. Ich ergriff das Ruder, Herr von Kerdalec saß am Steuer. Die Fahrt war still und zum Sterben traurig, trotz der Schnurren unseres Piloten, der zuletzt fand, wir glichen jenen irrenden Seelen, welche die bretagnischen Bauern des Nachts über das Meer und die Cochs hingleiten zu sehen behaupten. Den anderen Tag fand die Jagdpartie statt, und ich hatte die Ehre, den Keiler zu schießen, der sich vor den Feuermund meiner Flinte hingepflanzt. Mit blutendem Herzen traf ich am folgenden Morgen die Anstalten zu meiner Abreise, als Herr von Kerdalec in mein Zimmer trat.

„‚Sie könnten mir einen großen Gefallen erweisen,‘ fing er an.

„‚Mit tausend Freuden, Herr Baron, ich kann Ihnen nichts abschlagen.‘

„‚Nichts, verstehen Sie wohl?‘

„‚Um was handelt es sich denn?‘

„‚Ihre Reiseprojekte aufzugeben.‘

„‚Wie?‘

„‚Sie müssen noch einige Zeit hier bleiben.‘

„‚Aber —‘

„‚Es giebt kein Aber. Sie können mir nichts abschlagen, am allerwenigsten einen Gefallen; so sagten Sie, und ich nehme Sie nun beim Wort. Ich erhielt soeben zwei Briefe, wovon einer mir mitteilt, daß eine Freundin meiner Frau einige Tage mit ihr zubringen werde, während der andere mich nach Rennes ruft, wo ein Prozeß meine Anwesenheit erheischt, denn meine Interessen sind dabei ins Spiel gezogen. Ich kann meine Damen nicht ohne Kavalier lassen, sie sind zu toll und ausgelassen miteinander und flattern gern nach allen Seiten, so daß sie eines Leiters oder Begleiters und — unter uns gesagt — eines Sklaven bedürfen. Thun Sie mir also den großen Gefallen, meine Wenigkeit in meiner Abwesenheit zu ersetzen. Sie werden es schwerlich bereuen. Auf Ehre! denn mit den beiden kommt man nicht zu Langerweile. Übrigens löse ich Sie so bald als möglich wieder ab. Ich verlasse mich also auf Sie — es bleibt dabei.‘

„Die ungezwungene Weise, wie Herr

von Kerdalec über mich verfügte, befremdete mich keineswegs. Ich wußte, diese Ungeniertheit war ein ganz eigener Zug seines freimütigen, originellen Charakters. Doch überraschte mich das blinde Vertrauen, welches er zu mir gefaßt, indem er während seiner Abwesenheit mich — einen Fremden — zum Gesellschafter seiner schöneren Hälfte ernannte. — Um den Optimismus ist es doch eine schöne Sache! — Herr von Kerdalec gehörte zu jenen primitiven Anhängern der Leibnizschen Lehre, die nicht im stande, Böses zu ahnen, erst dann daran denken, wenn sie den Finger in die Wunde legen. Überdies war er berechtigt, auf meine Erkenntlichkeit zu zählen und sich meinerseits nur des besten Verfahrens zu versehen. — Dieser Standpunkt gereichte seiner Denkungsart jedenfalls mehr zur Ehre als seiner Kenntnis des menschlichen Herzens. Ich erhob einige Einwürfe, die er unschwer widerlegte. Schließlich versprach ich, was er begehrte, wobei ich nur seinen dringenden Bitten zu willfahren schien, während ich recht wohl meinem Egoismus Genüge that. Im Begriff, von seiner kordialen Gutmütigkeit Gebrauch zu machen, empfand ich Gewissensbisse und machte mir Vorwürfe über einen Vertrauensmißbrauch. Doch gelang es mir, mein Gemüt zu beruhigen, indem ich mir stolz die Versicherung gab, jeder Versuchung und der Macht meiner Liebe widerstehen zu können. — Dergleichen sagt man ja immer in ähnlichen Fällen.

„Als Frau von Kerdalec hörte, daß ich dablieb, wurde sie ganz verwirrt und brachte einige ziemlich unverständliche Worte hervor, wodurch sie mich meines Versprechens entbinden zu wollen schien. Ich rief die ganze Kaltblütigkeit, die mir damals zu Gebote stand, zu Hilfe und gab ihr auf doppelsinnige Weise zu verstehen, sie könne auf meine Zurückhaltung und Rechtlichkeit bauen. Herr von Kerdalec reiste ab. Unversehener Vorfälle wegen, die in seinem Prozeß entstanden, blieb er zwei Monate vom Schlosse abwesend — sechzig Tage, in denen ich das Glück kennen gelernt; aber nicht das leidenschaftliche und fieberhafte, welches uns die Romane mit den üppigsten Farben schildern, sondern jenes stille, zärtliche, so zu sagen durchduftete Glück, das zwei im Grunde tugendhaften, von reiner und tiefer Liebe zueinander ergriffenen Herzen ein vorwurfsfreies Bewußtsein läßt.

„Der wahren Liebe ist es eigen, daß sie, ob fessellos oder in den Schranken der Pflicht, sich mit wenigem begnügt. Mit nachlässiger Anmut läßt sie sich im Strome argloser und neuer Eindrücke treiben. Es macht ihr Vergnügen, spielend, mit einem süßen Lächeln auf den Lippen, das Grashälmchen am Strande, die unscheinbare Seeschilfblume zu pflücken. Sie weint vor Freude, wenn man ihr eine Rose anbietet; sie erbebt bei einem Händedruck und verleiht all diesen entzückenden Kleinigkeiten einen göttlichen Reiz, eine hohe Bedeutung. Da doch alles auf dieser Welt nur das ist, wozu die Einbildungskraft es macht, so kann auch jene unschuldige Liebe — Tochter eines himmlischen Sinnenwahns — uns tausendmal mehr beglücken, als es der thatsächliche Besitz selbst könnte. Die Harmlosigkeit der Liebe hat auch ihren Genuß, welcher des anderen wohl wert ist, weil er nicht aufhört, sondern unausgesetzt wirkt. Gleicherweise erglühte ich in Liebe zu Frau von Kerdalec. In stillschweigender und gemeinsamer Übereinstimmung sahen wir recht wohl ein, daß die uns mehr Freiheiten gewährende Abwesenheit ihres Gatten uns auch große Pflichten auferlegte. Diese Erwägung stimmte uns ernst, und wir wurden förmlich frostig gegeneinander. Aber das Vertrauen auf die eigene Stärke und die Ankunft der erwarteten Freundin — einer jungen, lebhaften, geistvollen und fröhlichen Persönlichkeit — brachten diese künstliche Eisdecke sehr bald zum Schmelzen und gestatteten uns, das Vollgefühl unserer Situation zu genießen. Nie in meinem Leben empfand ich das schnelle Dahinfliehen der Zeit mehr als damals.

Tag für Tag machten wir per Bankwagen die lustigsten Ausflüge in Quimperlés herrliche Umgebung — das Arkadien der Bretagne, wie Emil Souvestre sagt — oder wir dehnten unsere ausgelassenen und waghalsigen Wasserfahrten bis zum Meer aus, um erst abends, mit steigender Flut, inmitten der melancholischen Einöde, unter den erfrischenden Liebkosungen des nächtlichen Seewindes heimzukehren. Bald dinierten wir ganz hirtenmäßig im Grase blumiger Wiesen, am Rande eines krystallhellen Baches oder im Schatten irgend eines mächtigen Apfelbaumes. Bald liefen wir, lustig wie die Lerchen, außer Atem, über weite Heidestrecken, Hügel, Schluchten und Thäler. In unseren köstlichen Kindereien gingen wir selbst so weit, mit den Bauern des Weilers ihren malerischen keltischen Reigen zu tanzen. Ich gebe zu, dies war ultra-ländlich, wie im Schäfergedicht, aber ich fand es reizend; heute noch — auf die Gefahr hin, mich von sämtlichen Kritikasterlein unserer steifen Salons bespöttelt zu sehen — erkläre ich, daß ich diese Wonnezeit noch einmal durchleben möchte.

„Aber die Trennungsstunde schlug. Fräulein Henriette von Montmorillon, Frau von Kerdalecs Freundin, jenes lachlustige, liebenswürdige Wesen, das so viel Leben in unseren ländlichen Verein gebracht, verließ uns. Sie reiste ab, unser Bedauern, unseren Frohsinn mitnehmend. Diese Freundschaft, welche vielleicht unser Schutz und Schirm gegen die hinreißende Gewalt der Liebe gewesen, verwehte und überließ uns beide — uns selbst. Herr von Kerdalec zeigte noch immer nicht seine Rückkunft an. Da er sehr schreibfaul, waren seine Episteln größere Seltenheiten und noch lakonischer als diejenigen eines echten Blaublutes aus der schönen Zeit des Feudalwesens, und wir erwarteten nichts anderes, als ihn nun jeden Augenblick mit seinem gewonnenen Prozesse anlangen zu sehen.

„Wieder mit Karoline allein auf dem Schlosse, schliefen unsere Kinderspiele allmählich ein und — gleich einer Trigynie, der man eines ihrer drei Pistille geraubt — waren wir in eine Art sympathischer Sehnsucht verfallen. Nicht, daß wir, nun auf uns selbst beschränkt, uns nicht genügt hätten. O nein! Aber Fräulein von Montmorillons Abreise ermahnte uns ja auch an die meinige, und die Furcht vor dem völligen Verlust unserer schon halb entschwundenen Seligkeit trübte unsere Rosenstunden und entlockte uns mehr als eine verborgene Thräne. Es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, daß die Besorgnis für die Zukunft das Glück der Gegenwart fast immer paralysiert. Unser Eden sollte jählings zerstört werden.

„Eines Abends saßen wir am äußersten Ende des Gartens in einer dichten Jasminlaube. Das Wetter war nebelig und trübe; durch die Zwischenräume der Blätter eines großen auf uns herabhängenden Syringenstrauches hindurch sahen wir den einförmig umwölkten Himmel. Ganz in Gedanken versunken, sprachen wir nur sehr wenig miteinander. Ich hatte unvermerkt Karolinens Hand ergriffen, was sie mir anscheinend widerstandslos gewährte; ich preßte sie leise, sie erwiderte kaum meinen Druck, und dennoch hätte ich mit tausend Freuden mein ganzes Leben, eine Ewigkeit lang, so Hand in Hand mit ihr verweilen mögen! Da sprang sie plötzlich auf und wollte sich rasch entfernen; ich hielt sie zurück und nötigte sie, wieder Platz zu nehmen. Sie errötete, und das schöne Antlitz bedeckend, fing sie an zu weinen.

„‚O Himmel, es ist unrecht, seinen Mann zu hintergehen,‘ sprach sie schluchzend.

„‚Ach, Karoline,‘ antwortete ich ihr, ‚unsere Entschuldigung ist unsere Jugend — unsere Liebe!‘

„Frau von Kerdalec schüttelte wehmütig den Kopf und richtete ihre feuchten Augen gen Himmel, wie um Verzeihung zu erflehen. Ich umschlang sie mit meinen Armen und preßte sie zärtlich an meine Brust. Bemüht, sie zu trösten, vernahm ich plötzlich, wie es dicht neben uns im Laubwerk rauschte.

„‚Eure Entschuldigung wäre eher meine Unvorsichtigkeit!‘ sagte gleichzeitig eine kräftige, drohende Stimme.

„Bestürzt sahen wir uns um und erblickten Herrn von Kerdalec, der mit flammenden Augen unter dem Eingang der Laube stand. Unwillkürlich sprangen wir auf, Frau von Kerdalec an allen Gliedern zitternd und keiner Silbe mächtig, ich erregt und ernsthaft.

„‚Ich suchte euch,‘ fing Herr von Kerdalec wieder in sehr beißendem Tone an, ‚aber es ahnte mir nicht, euch so zu stören. Ich bitte übrigens tausendmal um Verzeihung, mein junger Herr, der sich in so edler Weise das Vertrauen und die Gastfreundschaft zu Nutzen macht. Bitte, meine Schöne, genieren Sie sich doch ja nicht, die Sie die Tugend so hübsch ausüben!‘

„‚Herr Baron,‘ fiel ich ihm mit bewegter, aber entschlossener Stimme in die Rede, ‚wollen Sie den Vorteil, in dem Sie sich uns gegenüber befinden, mißbrauchen, so thun Sie es wenigstens nicht in Gegenwart Ihrer Gemahlin; das kann und werde ich nicht zugeben. Lassen Sie mich Ihre ganze Strenge fühlen, ich habe sie verdient; aber ich beschwöre Sie, treten Sie beiseite und lassen Sie Ihre Gattin sich entfernen.‘

„‚Wohlan, ich bin es zufrieden,‘ erwiderte Herr von Kerdalec mit gleicher Bitterkeit; ‚du kannst dich zurückziehen, Karoline, trockne deine Thränen, sei wieder heiteren Mutes und vor allem verschwiegen. Meine Leute brauchen nicht zu merken, wie —‘ Hier unterbrach er sich plötzlich und setzte dann leiser hinzu: ‚Wie schimpflich du dich betragen!‘

„Bei diesen Worten flammte die Glut der Entrüstung in Karolinens Antlitz auf und sie betrachtete ihren Gatten mit einem so stolzen, herzzerreißenden Ausdruck in den Gesichtszügen, daß jener, sichtlich ergriffen, sofort seine Sprache mäßigte.

„‚In einigen Minuten werden wir uns im Salon wieder treffen.‘

„Frau von Kerdalec blieb noch eine kleine Weile stehen, dann schritt sie, schlaff, gesenkten Hauptes, zur Laube hinaus.

„‚Nun ein paar Worte mit Ihnen, mein Herr,‘ sprach Herr von Kerdalec zu mir, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. ‚Ich will mich gar nicht darauf stützen, wie Sie die Freundschaft oder zum allerwenigsten die Dankbarkeit auffassen; ich bitte Sie nur, mir ganz kategorisch eine Frage zu beantworten. — Verstehen Sie mich? — Ohne alle Umschweife! — Herr, was würden Sie an meiner Stelle thun?‘

„Diese Frage kam mir so überraschend, schien mir so seltsam, daß ich Herrn von Kerdalec eine Weile ansah, ohne ihm zu antworten. Er wiederholte seine Frage.

„‚Bei meiner Treue, Herr Baron,‘ entgegnete ich endlich mit ernster Würde, ‚entweder würde ich mir auf dem Wege der Ehre Genugthuung verschaffen oder etwas vielleicht noch viel Ernstlicheres und mehr den Umständen Angepaßtes fordern.‘

„‚Das wäre, mein Herr?‘

„‚Die sofortige Abreise meines Beleidigers und sein Ehrenwort, nie mehr den Versuch zu machen — die Geliebte wiederzusehen.‘

„Die letzten Worte sprach ich mit gedämpfter Stimme. Eine düstere Wolke trübte Herrn von Kerdalecs Stirn.

„‚So würden Sie es also bei einer gütlichen Ehrenerklärung bewenden lassen?‘ frug er mich, wobei er meine geheimsten Gedanken auszuforschen suchte. ‚Offen und ehrlich gesprochen — glauben Sie demnach, das Verbrechen erheische nicht noch mehr?‘

„‚Weil es Ihnen denn beliebt, was Sie gesehen, ein Verbrechen zu nennen, muß ich Ihnen bei aller mir erwiesenen Güte erklären, meine Beziehungen zu Frau von Kerdalec sind niemals strafbarer gewesen — niemals, verstehen Sie mich wohl? Sehen Sie mir in das Gesicht, Herr Baron, es wird Ihnen sagen, daß in dem Ihnen hier gemachten Geständnis weder Furcht noch Schwachheit liegt, sondern nur ein Gefühl voll Aufrichtigkeit und Loyalität. Jetzt stehe ich zu Ihren Diensten. Bestimmen Sie, was Sie wollen!‘

„Bei diesen Worten fühlte ich, wie Mut

und fester Stolz mein Herz bewegten. Die Offenheit meines Bekenntnisses mußte sich auf meiner Stirn abspiegeln. Herr von Kerdalec schaute mich stillschweigend an.

„,Frau von Kerdalec wird sich gewiß über unser Ausbleiben ängstigen, Herr Baron,' versetzte ich mit leiser Ungeduld. ,Sagen Sie nun, wofür entscheiden Sie sich?'

„,Wohlan,' gab er ruhig und langsam zur Antwort, ,ich bestimme, daß Sie in zwei Tagen abreisen — nicht eher. Ich wünsche nicht, daß ein allzu eiliger Aufbruch Anlaß zu übelwollenden Auslegungen gäbe. Sie schwören mir bei Ihrer Ehre — bei Ihrer Ehre! — daß Sie nach Ihrem Weggang nie mehr suchen, Frau von Kerdalec wiederzusehen, und daß, sollte der Zufall sie Ihnen jemals wieder in den Weg führen, Sie sofort jedes Zusammentreffen mit ihr meiden.'

„,Ich schwöre es Ihnen, Herr Baron!' entgegnete ich mit bewegter Stimme.

„,Gut, ich baue auf Ihre Ehre. Sollten Sie ihr zuwider handeln, würden wir uns auf Tod und Leben schlagen.'

„,O, Herr Baron, nehmen Sie sich in acht bei dieser Klausel!' rief ich. ,Eine Drohung ließe mich vielleicht meinen Schwur verletzen!'

„,Dann nehme ich sie zurück,' sagte er mit edlem Anstand.

„,Sehr verbunden, Herr Baron, und da es nun keine Schande mehr für mich ist, bitte ich Sie darum, mein tiefstes und aufrichtigstes Bedauern über den Schmerz, den ich Ihnen verursacht, entgegenzunehmen. Sie werden vielleicht noch eines Tages einsehen, daß ich Ihrer Achtung nicht allzu unwert bin und daß — habe ich auch unrecht gehandelt — eher ein unabwendbares Verhängnis als freiwilliger Vorbedacht dabei im Spiele gewesen.'

„Wir begaben uns in den Salon, wo Frau von Kerdalec unserer harrte. Ihre Bangigkeit entging mir nicht. Herr von Kerdalec schlug mir mit der größten Kaltblütigkeit eine Partie Imperial* vor. Ich willfahrte seinem Wunsche. Jener Abend war eine wahre Marter für mich. Glücklicherweise dauerte sie nicht lange.

„Am anderen Morgen bat mich mein Wirt, ihn auf einem Besuche zu begleiten, den er seinen Pächtern abstatten wollte. — Sonderling, der er ist, war er wieder ganz der Alte, dieselbe Güte und Herzlichkeit, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, als er mir auf eine feine und wohlwollende Art zu verstehen gab, er habe die von mir trotz der hinreißenden Gewalt einer unbewachten, uneingeschränkten Leidenschaft beobachtete Zurückhaltung vollkommen gewürdigt. Wahrscheinlich hatte er mit Frau von Kerdalec eine Unterredung gehabt, die ihn noch vollends über die Harmlosigkeit unserer Beziehungen aufgeklärt. Wenigstens ging er so weit, mir halb und halb einzugestehen, er halte **sich** für den Hauptschuldigen, sich, der mich ja zweimal gerade dann zurückgehalten, als ich mich vor Untreue und Undank zu verwahren suchte.

„Am Tage meiner Abreise verabschiedete ich mich bei ihm. Er begrüßte mich mit verlegener Miene. Ich befand mich nicht recht wohl, was er zu bemerken schien, denn er reichte mir lebhaft seine Hand. Meine Augen spähten verstohlenerweise nach Frau von Kerdalec; er erriet mein Verlangen und lächelte melancholisch.

„,Karoline! Karoline!' rief er, ,komm doch, unserem Reisenden lebewohl zu sagen!'

„Wahrlich, in jenem Augenblicke schien mir Herr von Kerdalec erhaben. Ich war fast im Begriff, ihm um den Hals zu fallen, allein ich hielt an mich.

„,O, Sie sind der beste Mensch auf Gottes Erdboden!' rief ich aus.

„,Und der nachsichtigste Ehemann,' setzte er mit gutmütigem Kopfschütteln hinzu.

„Wir befanden uns im Salon. Frau von Kerdalec trat herein, gerade als ihr Gemahl — ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande — denselben verließ. Sicherlich wollte er den Schmerz und das Schamgefühl eines letzten Lebewohls schonen. Dieser Mann besaß einen Seelenadel, den zwar mancher Spötter belächeln

* Imperial = Kartenspiel, das beinahe wie Pikett unter zwei Personen gespielt wird.

wird, der mir aber in dem egoistischen und gefühllosen Jammerthale, Welt genannt, ebenso rührend, erhaben als selten dünkt.

„‚Leben Sie wohl!‘ sagte ich, ‚auf ewig, leben Sie wohl, Madame! Ich werde zu jeder Stunde an Sie denken, wie man seines Schutzengels gedenkt, und Gott bitten, er möge Ihnen die Ruhe und das Glück schenken, welches Sie verdienen!‘

„Keiner Silbe mächtig, reichte sie mir ihre Hand. Ich preßte sie noch ein letztes Mal mit wallender Begeisterung und eilte von dannen.

„Im Hofe traf ich Herrn von Kerdalec. Er begleitete mich eine Weile.

„Hier auf diesem Hügel machten wir Halt. Ich fühlte mich wie gerädert. Ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen hervor. Er bot mir noch einmal die Hand; dann, sie rasch zurückziehend, breitete er beide Arme aus und ich stürzte mich an seine Brust.

„‚Die Zeit wird Sie schon trösten, junger Mann,‘ sagte er.

„‚Auch sie!‘ setzte ich leise hinzu. — ‚Ach, wenn bisweilen ihr Blick sich trübt, übersehen Sie es; seien Sie stets freundlich und gütig gegen sie.‘

„‚Leben Sie wohl auf immer!‘ waren seine letzten Worte.

„Wir stiegen in entgegengesetzter Richtung den Hügel hinab. Ich kehrte nach der Seinestadt zurück.

„Seit jener Zeit hat man mir oft Mißstimmung und Schwermut zum Vorwurf gemacht. Zehn Jahre sind inzwischen verflossen und große Veränderungen in meinem Dasein vorgegangen. Nachdem ich noch einige Zeit auf dem fruchtlosen Gebiete der Dichtkunst vegetiert, kam ich endlich zur Einsicht, daß mir zum Vorwärtskommen unter anderen Eigenschaften zwei unumgänglich notwendige fehlten, nämlich die Ausdauer und die Marktschreierei. Kampfesmüde bewarb ich mich dann um einen Posten bei einer Verwaltung, und es ist mir gelungen, mir in demselben eine wenn auch nicht glänzende, doch wenigstens passende und anständige Stellung zu schaffen. Im übrigen habe ich mein Versprechen gehalten, denn erst jetzt, wo Geschäftsangelegenheiten mich nach Quimper rufen, sehe ich die Bretagne wieder. Sie wissen es, wie ich meiner Gewohnheit gemäß zu Fuße pilgernd, Sie getroffen, mich Ihnen angeschlossen und Sie gebeten, etwas vom Wege nach Concarneau abzuschweifen, um hierher zu gelangen. Ich wollte noch einmal das Fleckchen Erde sehen, dieses Schloß, worin das Weib, das ich in meinem Leben am meisten geliebt, und der Mann, den ich am höchsten schätze, ruhig, im Vergessen getrübter Stunden leben müssen.“

Als mein Reisegefährte das ergreifende Drama seiner Jugend beendet, kamen zwei Personen aus dem Schloß, denen ein hübsches, zierlich gekleidetes Kind vorausspraug, das sich fröhlich auf dem blumigen Grasplatze herumtummelte.

„Das sind sie!“ sagte mein Weggenosse, während Seufzer seine Brust schwellten. „Entfernen wir uns.“

Wir standen auf. Er wollte schon umkehren, als er wieder stehen blieb und noch einmal die in der Ebene vorwärtsschreitende Gruppe betrachtete.

„Sie ist Mutter,“ murmelte er düster vor sich hin. „Wie glücklich muß sie dies machen! Nun bin ich überzeugt, daß sie mich vergessen hat. Zum wenigsten wird sie mich nicht mehr schmerzlich vermissen. Desto besser! Mir selbst macht es, abgesehen von der momentanen Überraschung, mehr Vergnügen als Kummer, sie wiederzusehen; denn mein Gewissen wirft mir nichts vor und ich habe das Gefühl, meiner Pflicht Genüge geleistet zu haben. Ja, einer unserer Dichter sagt sehr mit Recht: ‚Die Zeit hat zwei Flügel, der eine raubt uns das Glück, doch der andere trocknet unsere Thränen!‘“

Bei diesen Worten gab er mir ein Zeichen, ihm zu folgen, und wir erreichten wieder die Straße nach Concarneau; dann begaben wir uns nach Quimper, wo wir uns trennten.

Seitdem sah ich ihn niemals wieder.



Produktion, Kritik und Publikum.

Von
Friedrich Spielhagen.



Wenn ich mir vorgenommen habe, hier über Produktion, Kritik und Publikum zu handeln, bedarf es wohl kaum der Vorbemerkung, daß unsere Betrachtungen sich auf das Gebiet der Kunst beschränken werden, unter welcher ich ein für allemal auch das der Dichtkunst zu verstehen bitte.

Indessen soll und darf diese Beschränkung nicht so weit gehen, daß wir nicht zuvor die für unsere späteren Betrachtungen überaus lehrreichen Prototypen ins Auge faßten, welche jene drei Faktoren des Kunstlebens in dem naturwüchsigen gesellschaftlichen Leben haben, und nicht nur die Faktoren an und für sich, sondern auch bis zu einem hohen Grade die Verhältnisse, in welchen sie von vornherein zueinander stehen oder in welche sie nachträglich zueinander treten.

Zunächst die beiden Faktoren, welche sich uns sofort als die beiden Haupt- und Urfaktoren zu erkennen geben werden, von denen sich der dritte, anfangs von ihnen gebunden gehaltene — die Kritik — erst unter gewissen Bedingungen loslöst: Produktion und Publikum.

* * *

In jeder Gesellschaft, d. h. jeder Vereinigung von Menschen, die nicht zu einem bestimmten praktischen Endzweck, sondern nur zusammengekommen, um sich zu unterhalten, sich selbst zu genießen, zu objektivieren, mit einem Worte: zu *spielen*, wird es zwei mehr oder weniger deutlich hervortretende Klassen geben: eine Minorität der Produzierenden, eine Majorität der Konsumierenden.

Beobachte man eine Gesellschaft von Kindern. Eines hat einen Einfall, worin er immer bestehe: und wäre es nur in einem Purzelbaum, einer Grimasse; die anderen purzeln oder grimassieren hinterdrein, bis das anschlägige Kind auf einen neuen Einfall, sagen wir: ein Krähen oder einen Juchschrei, kommt, worauf dann die anderen wieder krähen oder schreien. Und wer das beobachtet, wird auch wissen, mit welcher Andacht die glänzenden Augen der kleinen Konsumenten an dem kleinen Pfiffikus von Produzenten hangen; wie sie von ihm ihr Heil erwarten.

Dasselbe Bild in den Spielen der Burschen und Mädchen. Immer ist es einer oder eine, oder sind es ein paar, die neue Spiele erfinden, alten eine neue Seite abgewinnen oder auch nur darauf sehen, daß die alten regelrecht gespielt werden, und so mit einem bezeichnenden Worte: die Hechte im Karpfenteich darstellen.

Beobachte man Soldaten auf dem Marsch, im Bivouac; Handwerker in der Feierstunde; eine Land- oder Wasserpartie — es ist immer dasselbe.

Dasselbe auch in den Gesellschaften der Exklusiven und Höchstgebildeten. Da ist immer einer an der geistreichsten Tafelrunde — man denke an Menzels Voltaire in Sanssouci! — der noch geistreicher ist als

die übrigen und dem, er mag wollen oder nicht — meistens wird er freilich wollen — der Löwenteil an der Konversation, an der Unterhaltung im allgemeinen Sinne des Wortes zufällt.

Und was wir hier unwillkürlich in Lebensbildern unserer Zeit und unserer Kulturformen sehen, war dasselbe zu allen Zeiten, unter allen Kulturformen, und wird immer dasselbe sein: immer gab es solche, wird es solche geben, die anregen, solche, die sich anregen lassen: Vortänzer, Vorspringer, Vorsänger, und solche, die hinterdrein tanzen, springen, singen — immer dasselbe qualitative und numerische Verhältnis.

Dasselbe auch in Beziehung auf ein drittes Moment, von dem zu sprechen wir noch keine Veranlassung hatten, trotzdem es von Anbeginn, und zwar hinüber und herüber, wirksam ist und auch in wenigstens einseitige Äußerung tritt.

Dieses Moment ist die Kritik.

Zunächst die Selbstkritik des Produzierenden.

Wir könnten, aber wollen noch nicht so nennen das instinktive Bestreben des Produzierenden, seine Leistung, sie bestehe nun, worin immer, auch beim allerersten Male, wo sie absolute Improvisation im eigentlichen Sinne, d. h. nicht, auch von ihm nicht, vorgesehen, vorbedacht, sondern vom Augenblicke, im Augenblicke geboren war, möglichst gut zu machen. Aber die Leistung ist absolute Improvisation auch wirklich nur das erste Mal. Bereits der zweite Fall, wo das Kind seine Grimasse, der Knabe seinen Sprung über den Graben u. s. w. produziert, hat den ersten hinter sich; der dritte den zweiten und ersten. Der Produzierende, der beim erstenmal das Risiko auf sich nahm, daß ihm die Sache nicht gelingen würde, ist jetzt mehr oder weniger sicher, daß sie ihm gelingen, ja infolge der vorhergegangenen Übung besser gelingen wird als das erste Mal. Aus dem unbewußten Improvisatoren ist ein bewußter Virtuos geworden, aus der Leistung aufs Geratewohl ein Kunststück.

Gewiß noch in der Sphäre, in der wir uns bewegen, in einem höchst primitiven, so zu sagen, embryonischen, aber doch der genaueren Betrachtung deutlich erkennbaren Stadium, das immer deutlicher wird, je mehr sich die wiederholte Leistung aus dem Niveau der allgemeinen Leistungsfähigkeit heraushebt, und in demselben Maße in das Selbstbewußtsein des Leistenden tritt, der seine Leistung bereits als seine individuelle Schöpfung im innersten Herzen spürt, dieselben mit dem Verstande kontrolliert, d. h. also an sich selbst Kritik: Selbstkritik übt.

Er weiß aber jetzt nicht bloß um seine Leistung; er weiß und kennt bereits noch etwas, was er bei dem ersten Male nicht wußte und kannte: nämlich die Wirkung, welche seine Leistung auf die anderen hervorbringen, den Eindruck, den dieselbe auf sein Publikum (das sind ja eben die anderen) machen wird.

Wie steht es um diese Wirkung, diesen Eindruck?

Erinnern wir uns, daß die Leistungen, von denen wir sprechen, in einem Kreise von Individuen vor sich gehen, deren jedes einzelne zu derselben Leistung qualifiziert erscheint und es in den meisten Fällen auch ist, so haben wir hinsichtlich des auf das Publikum hervorgebrachten Eindrucks zweierlei. Erstens, daß jeder aus dem Publikum für das Urteil über ein Etwas, das er eventuell auch leisten könnte, einen Maßstab hat: nämlich sich selbst; zweitens, daß dieser Maßstab, wie er jedem zur Hand ist, auch von jedem sofort angelegt werden, d. h. der auf das Publikum hervorgebrachte Eindruck, falls die Leistung gelingt, sich sofort als Beifall — in allen Stadien von der Anerkennung bis zur Bewunderung — äußern wird, während der sich unglücklich Produzierende für die nicht minder offen heraustretenden Zeichen des Mißfallens vom lächelnden Spott bis zum gellenden Hohn nicht weiter zu sorgen braucht.

Dieser Beifall aber, dieses Mißfallen ist Kritik, Urkritik, die also vom ganzen Publikum und zwar, wie es die Situation und der Charakter der Produktion er-

heischt, sofort, auf der Stelle geübt wird, ohne Besinnen, ohne vorhergegangenes Überlegen und Studium, genau dem ursprünglich improvisatorischen Charakter der Produktion entsprechend.

Allmählich aber und wiederum genau in demselben Maße, in welchem die Produktion infolge von Präcedenzfällen ihre Naivetät verlor und den Charakter der vorbedachten und vorgeübten Leistung annahm, wird auch die Naivetät der Kritik schwinden und aus dem Kreise der zum Urteil aufgeforderten Gesamtheit sich das Segment einer Minorität von besonders Urteilsfähigen ausscheiden.

Je öfter nämlich die betreffende Leistung von dem Erfinder oder seinen Nachahmern produziert und je mehr die Leistung durch Übung und Selbstkritik der Produzierenden vervollkommnet ist, um so häufiger und genauer ist dieselbe auch beobachtet worden von denen, welche die meiste Gelegenheit zur Beobachtung hatten oder auch diese Gelegenheit aus Interesse an der Sache besonders eifrig suchten; und indem sie so reichliches Material zur Vergleichung der Produktionen desselben Genre, etwa auch mit denen verwandter Genres sammelten, sich allmählich zu besonders qualifizierten Beurteilern ausbildeten, auch wohl diese Qualifikation in der besonderen Schärfe ihrer Sinne und Schneidigkeit des Verstandes von Haus aus mitbrachten, dazu den Mut ihrer Überzeugung, der sich so gewissermaßen dem Mut entgegenstellt, dessen der Produzierende zu seiner Leistung nicht entraten konnte.

Mit einem Worte: es hat sich eine Kennerschaft gebildet, die, gering an Zahl, wie sie sein mag, dennoch der Majorität der weniger Kenntnisreichen imponiert, in derselben dominiert: A. bis W. werden sich nicht eher äußern, als bis X., Y., Z., die dominierenden Kenner, es gethan haben. Bei den letzteren liegt jetzt das Urteil de facto und wird bald de jure liegen. Denn es wird nicht lange währen, bis diese Richter, die ursprünglich ihre Funktionen usurpierten, wie sie vorher stillschweigend anerkannt waren, jetzt öffentlich gewählt und berufen werden, um zwischen den nun schon massenhaft auftretenden Leistungen der Produzierenden als Preisrichter offiziell zu entscheiden.

Und so hätten wir denn in dem Verlauf der natürlichen, d. h. kunstlosen Dinge des gesellschaftlichen Lebens eine berufene Kritik, die, wenn sie auch vorläufig auf demokratischer Urwahl beruht, mit der berufsmäßigen souveränen, wie wir sie hernach auf dem Kunstgebiete kennen lernen werden, wenigstens in der allmählichen Weise ihres Hervortretens und Platzgreifens zwischen den beiden Urfaktoren eine gewisse vorbildliche Ähnlichkeit hat. Im übrigen freilich wird sich alsbald zeigen, daß die beiden Urfaktoren — Produktion und Publikum — in der Sphäre der Kunst von vornherein eine andere Stellung zueinander haben als auf dem Gebiete, das wir jetzt verlassen, ja eine andere als auf jedem anderen Gebiete der Bethätigung menschlicher Kräfte; und infolge dessen auch dem dritten Faktor, der Kritik, in dem Bereiche der allgemeinen kritischen Thätigkeit eine nicht leicht zu definierende Ausnahmestellung zuerkannt werden muß.

* *
*

Von allen anderen denkbaren Gebieten unterscheidet sich nämlich die Kunst ein für allemal dadurch, daß, wer in ihr produzieren soll, mit einer specifischen Kraft der Seele ausgerüstet sein muß. Diese specifische geheimnisvolle Kraft ist die Phantasie, welche die menschlichen Verhältnisse und irdischen Dinge sub specie æterni nicht denkt (das thut die philosophische Vernunft), sondern innerlich schaut und in der Darstellung des innerlich Geschauten weiter bis in die kleinste Manipulation der Technik fortwirkt; oder aber es kommt ihr Produkt: das schöne Werk, nimmer zu stande.

Deshalb, wenn ja auch in jeder anderen Sphäre die größere Begabung es weiter bringen wird als die geringere, so braucht dieselbe doch keineswegs immer eine qua-

lifizierte zu sein, sondern nur eine allgemeine körperliche Geschicklichkeit hier, eine allgemeine geistige Tüchtigkeit dort; und der so Ausgestattete kann ebensowohl ein trefflicher Schreiner, Schuster oder Schneider, in den geistigen Sphären ein wackerer Jurist, Philologe oder was immer werden. Nun scheidet sich ja auch die Kunst wieder in verschiedene Sphären, aber die unumgängliche Vorbedingung der Phantasiebegabung besteht für die Leistungsfähigkeit in jeder einzelnen, wobei denn nicht ausgeschlossen ist, daß die Begabung zur Leistung in mehreren Sphären befähigt, meistens freilich in verschiedenen Stärkegraden, manchmal (man denke an Raphael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci) in gleichen oder beinahe gleichen Graden.

Diese conditio sine qua non ist der Grund, weshalb wir, wenn wir vom Künstlerberuf sprechen, noch einen besonderen Accent auf den Hauptbegriff legen müssen; d. h. es kann eben niemand Künstler werden aus freier Macht, sondern nur, wenn er von der Natur dazu berufen ist.

Aber die Kluft, welche die genannte unumgängliche Bedingung zwischen der Minorität derer aufthut, welchen sie beiwohnt, und der Majorität der anderen, welchen sie nicht beiwohnt, wird noch bedeutend vertieft durch gewisse andere Momente, auf die wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten müssen.

Es zeigt sich nämlich, daß jene Begabung, welche den Beruf zur Kunst konstituierte, sich in eine innere Nötigung umwandelt, welche es dem Begabten nicht mehr freistellt, ob er dem Berufe folgen will oder nicht, sondern ihn zwingt, demselben nachzugehen, selbst gegen den stärksten Druck und Zwang sich ihm in den Weg türmender Hindernisse. Im strengen Sinne kann deshalb bei dem Künstler von einer Wahl des Berufes nicht die Rede sein wie bei den übrigen menschlichen Thätigkeiten, zwischen denen entweder wirklich eine Wahl stattfindet auf eine gewisse Disposition hin, welche man für die gewählte in sich zu spüren glaubt, oder aber zu deren einer man sich aus der Himmel weiß welchen äußeren Gründen bestimmen oder drängen läßt, wie man sich, hätten andere Gründe obgewaltet, zu einer anderen hätte drängen und bestimmen lassen. Nun soll ja damit gewiß nicht gesagt werden, daß es absolut gleichgültig ist, in welche Thätigkeit ein durchschnittsmäßig normal begabtes Individuum gerät oder gesteckt wird: der brave Tischler wäre vielleicht ein noch braverer Schlosser, der gute Maurer ein noch besserer Zimmermann geworden; der schneidige Jurist ein noch schneidigerer Mediziner, der ausgezeichnete Theolog ein noch ausgezeichneterer Philolog u. s. w. — Aber man darf wohl behaupten, daß die Schwankungen zwischen der Tiefe und der Höhe der Leistungsfähigkeit des betreffenden Individuums in den verschiedenen Thätigkeiten, zwischen denen er zu wählen hatte, nicht sehr bedeutend sein würden; daß er, so oder so, nicht sehr tief unter das Niveau seiner allgemeinen Leistungsfähigkeit gefallen, nicht sehr hoch über dasselbe gestiegen sein würde. Und wir dürfen uns über diesen Umstand nicht täuschen lassen durch die Klagen des betreffenden Individuums über seinen Beruf und durch seine Versicherung, daß er in einem anderen ganz etwas anderes, d. h. Bedeutenderes geleistet haben würde. Es werden das eben, in neunundneunzig Fällen unter hundert, Selbsttäuschungen sein, hervorgegangen aus der individuellen Unzulänglichkeit oder der Dürftigkeit des allgemeinen Menschenloses, die subjektiv als Unzufriedenheit empfunden und von dem Unzufriedenen, Unbefriedigten auf die Beschwerden seines speciellen Berufes abgeladen werden, von denen man Befreiung oder doch Erleichterung in einem anderen Berufe hofft, der wiederum seine, nur dem Unzufriedenen nicht bekannten Beschwerden hat, so daß er bei einem Wechsel aus Regen in Regen, vielleicht auch aus dem Regen unter die Traufe geraten müßte.

Nun wird ja dieser Wechsel bekanntlich nicht selten vorgenommen, besonders häufig

von denen, deren specieller Beruf darin zu bestehen scheint, keinen zu haben; es kann auch sehr wohl geschehen, daß dabei ein wirklicher Gewinn erzielt wird, und bestände er auch nur in der auf eine andere Weise nicht ebenso leicht zu gewinnenden Resignation. Die Generalregel aber wird sein, daß die Betreffenden, trotz ihrer lebhaften Klagen, gar keinen Versuch machen, sich in die vermeintlich bessere Lage zu bringen, und, indem sie sich so gefangen geben und die Waffen strecken, Zeugnis dafür ablegen, daß bei ihnen von jener vorhin konstatierten Nötigung, unter deren gebieterischem Zwange der zur Kunst Berufene steht, gar nicht die Rede sein kann.

Indem wir uns nun wieder zu dem letzteren zurückwenden und jene Nötigung genauer betrachten wollen, ist vorerst ein Einwurf zurückzuweisen, welcher sich hier aufdrängen muß: der Einwurf, daß doch auf jeglichem Kunstgebiet so viele angetroffen werden, welche durch die Mangelhaftigkeit ihrer Leistungen (trotz alles Strebens und Kraftaufwandes) dokumentieren, daß sie zu ihrem sogenannten Berufe — eben nicht berufen sind.

Das ist nun ohne weiteres zuzugeben, aber bewiesen wird dadurch freilich nichts, als daß selbstverständlich auf diesem Gebiete ebensogut ein Irrtum stattfinden kann wie auf jedem anderen; wobei denn sofort zu bemerken, wie der Irrtum hier verhängnisvoller als auf jedem anderen, sintemalen es nach Horaz und jedem Einsichtsvollen nichts Erbärmlicheres auf dieser Erde giebt als einen unzulänglichen Poeten oder, wie wir in unserem Sinne sagen müssen: Künstler.

Von diesen Unzulänglichkeiten sprechen wir hier nicht; sie sind nicht sowohl Ausnahmen von der Regel als vielmehr Fälle, die gar nicht in das Gebiet der Regel fallen, um die es sich hier handelt. Wohl werden wir in einem anderen Zusammenhange auf diese Fälle zurückzukommen haben und gerade aus ihrem nur allzu häufigen Vorhandensein die Notwendigkeit des Momentes der Kritik deduzieren; vorläufig sprechen wir nur von den im eigentlichen Sinne zur Kunst Berufenen oder, wie wir gleich sagen können: Auserwählten.

Für sie aber gilt, daß jener Zwang, der sie zu ihrer Kunst drängt, vorhin mit „gebieterisch" noch nicht hinreichend bezeichnet war, sondern geradezu ein „unwiderstehlicher" genannt werden muß. Man darf, man muß sagen: von jenen Auserwählten hat sich noch keiner, auch nicht durch die größten Hindernisse, abhalten lassen, seiner Natur, d. h. seinem Berufe, zu folgen; er mag an den Hindernissen zu Grunde gegangen sein, aber er hat mit ihnen gekämpft à outrance, bis zu seinem Untergang. Ja, wie keck, wie vermessen es klingt: von dieser Auserwählten ist noch keiner zu Grunde gegangen; sie haben früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt, den noch viel furchtbareren Widerstand in ihnen wühlender Leidenschaften besiegt und gebändigt. Denn auch das gehört zur Signatur des künstlerischen Genius, daß in ihm das Feuer der Leidenschaften gewaltsamer loht als in anderen Sterblichen und er es doch bezähmen und bewachen, zum Dienst seiner Gottheit verwenden lernt. Es sind die Günther, die Lenz, die Grabbe; es sind die Swift, die Chatterton, die Edgar Poe, die in Wüstheit, Wahnsinn oder durch Selbstmord enden; aber es sind die Dante, Shakespeare, Cervantes, die Göthe, Schiller, Lessing, die aus dem Kampfe mit den wildesten Leidenschaften der eigenen Seele, mit den herbsten Unbilden, den schmeichlerischsten Lockungen und Verführungen des Lebens als Sieger hervorgingen. Wahrlich, das soll denen, welche vor dem Ziele zusammenbrachen, ebensowenig zum Tadel in ihr dunkles, allzu frühes Grab nachgeredet werden als jenen, welche das äußerste Ziel erreichten, daraus ein besonderer Ruhm zu ihrem übrigen erwächst. Thaten sie, die Großen, indem sie nach und nach und in immer energischerer, rigoroserer Weise jede Kraft ihrer Seele, ja auch ihres Leibes in den Dienst des

Genius stellten, doch nur, was sie unter dem tyrannischen Zwange eben dieses Genius zu thun einfach gezwungen waren.

Aber wir haben die Kluft, die den künstlerischen Genius von dem Publikum trennt, noch lange nicht ermessen.

Jener Drang nämlich ist, als ein eingeborener, nicht nur immer, vom ersten Anfang an gewesen, sondern er ist, auch wenn er völlig latent war, mit keinem erkennbaren Zeichen sich äußerlich kundgab, immer wirksam gewesen. Das heißt die malerische, bildnerische Phantasie hat nicht mit Pinsel und Palette, mit wirklichen Farben auf wirklicher Leinwand, nicht mit Schabholz und Meißel in wirklichem Thon und Marmor; aber sie hat gearbeitet: in der heißhungrigen Aufnahme der Erscheinungswelt, in dem erst tastenden, dann immer sichereren inneren Nachbilden derselben, lange bevor die ungeschickte Hand die ersten Linien auf der Schiefertafel, das erste Kneten eines Stückchens Wachs versuchte. Dasselbe läßt sich von der dichterischen, der musikalischen, von jeder specifischen Phantasie sagen. Bei jeder muß, mag sie mit ihren Äußerungen früher oder später hervortreten, aus der Gewaltsamkeit dieser Äußerung auf ihre frühere latente unablässige Wirksamkeit geschlossen werden, wie aus der Wassermasse, mit der ein Quell dem Felsen entströmt, auf die Mächtigkeit seiner aus tausend geheimen Kanälchen im Inneren des Felsens gespeisten Reservoirs.

Diese Betrachtung, daß der Genius, wie die Kinder, seine Sprache längst innerlich gesprochen hat, bevor er zur ersten Äußerung kommt, hebt das Wunder desselben freilich nicht auf, erklärt aber doch eines: den Vorsprung nämlich, welchen derselbe auf diese Weise vor dem bloßen Talente hat, und der durch keinen Fleiß des letzteren eingebracht werden könnte, selbst wenn derselbe die Energie des Fleißes des Genius hätte. Man dürfte auch sagen: des genialen Fleißes, denn die Sache liegt so, daß der Genius in dieser seelischen virtus gerade so exceptionell ist wie in jeder anderen. Hat je ein Genie existiert, so ist es der Fleiß selbst gewesen. Wir ahnen das mit ehrfurchtsvollem Staunen, wenn wir uns klar zu machen suchen, welch ein Aufwand von Kraft, Mühe, Fleiß in den Werken des Genius, sie seien welcher Art immer, aufgespeichert ist. Das Staunen wächst, wenn wir aus den Biographien, den Briefwechseln solcher Männer verstehen lernen, welche Vor- und Nebenwerke zur Hervorbringung jener Hauptwerke nötig waren, wie vielerlei begonnen werden mußte, bis eines vollendet werden konnte. Und das Staunen würde ins Maßlose wachsen, wenn der Laie wüßte, daß dies alles, was der Genius da zu Papier brachte, alle jene auf hunderten und aberhunderten von Quadratfußen von Leinwand ausgeführten, skizzierten Malereien, Zeichnungen eines und desselben Meisters, wie sie uns etwa eine nachträgliche Kollektivausstellung zeigt; jener unermeßliche Inhalt eines Schinkel-, Rietschel-, Thorwaldsen-Museums — das, sage ich, diese unübersehbaren, unschätzbaren Offenbarungen des Genius doch immer wieder nur ein Teil der Welt sind, die er brütend in seinem Gehirne hielt. Nicht daß wir um die Blütenträume, die nicht reiften, klagen wollten! es handelt sich hier ja nur darum, die unermeßliche Fülle des Genius zu konstatieren. Ich bezweifle sehr, daß es je einen Raphael ohne Arme gegeben hat; sagt man aber, daß ein Raphael immer trotz seiner zwei Arme mit zweien zu wenig geboren ist — darüber ließe sich schon eher reden.

Den gewaltigen Abstand zwischen dem künstlerischen Genius und seinem Publikum, auch dem kunstbegabtesten und geübtesten, voll zu begreifen, muß man nun bedenken, daß dieser ungeheure Fleiß von Anfang bis zu Ende Kunstübung ist, direkt und indirekt. Direkt in der Arbeit an dem Kunstwerk selbst, von dem ersten Keimen der Idee bis zu dem letzten Strich und dem Punkt über dem I; indirekt in dem fortwährenden Bezug, in welchen der wahre Künstler alles, was er thut und unternimmt, ja auch alles, was er

ohne seinen Willen oder auch gegen seinen Willen erlebt, mit dem bringt, was sein wahrhaftes Leben, die Seele seiner Seele ist: mit seiner Kunst. Göthe, als er in die Werkstatt jenes wunderlichen Schusters in Dresden trat, sah ein Bild von Ostade. Man lese seine Briefe an Frau v. Stein: wo er geht, steht, reitet, fährt — allüberall umschwebt ihn das Bild der Geliebten, umweben das Bild der Geliebten die Gestalten seiner Dichtungen; in allem weiß er ein Bild und Gleichnis des Höheren zu sehen, das ihn erfüllt, und das in all dem Drange und der Zerstreuung eines scheinbar völlig jenen Zielen abgewandten, ja direkt feindlichen Lebens nicht nur stetig wächst, gedeiht, sondern aus diesem Leben die allerkräftigste Nahrung zieht. Denn dem Genius müssen zwar nicht, wie es in der Schrift von dem Frommen heißt: alle Dinge, aber doch fast alle zum Besten dienen, das heißt zum Besten seiner Kunst, in deren Dienst er alles zu zwingen sucht oder — fahren läßt, wenn es sich nicht zwingen lassen will. Kann er aber einem zu starken Drucke von außen gegenüber weder das eine noch das andere, so werden ihm freilich solche Heimsuchungen je nach ihrer Schwere zu seinem künstlerischen Haus und Hof kommen. Und da sind die schwersten noch lange nicht die von Platen so verspotteten Wege, welche der Dichter, der abends auf den Helikon steigt, des Morgens auf die Kanzlei geht. Man kann ausnahmsweise, wie ja Immermann selbst bewiesen, Beamter und ein wackerer Poet sein, oder ein solcher und dazu Schuster wie Hans Sachs. Viel schlimmer, ja unter Umständen wahrhaft verderblich sind dem Künstler jene Thätigkeiten, die den Anschein haben, in sein Fach zu schlagen, seine künstlerischen Fähigkeiten in Anspruch zu nehmen, in Wirklichkeit aber ihm nur sein Fach verleiden, seine Fähigkeiten verbrauchen, ohne daß ihm selbst ein künstlerischer Ertrag daraus erwächst. So, wenn ein wahrhafter Musiker sein Ohr täglich stundenlang durch schüler-, das heißt stümperhafte Musik martern lassen, ein großer Maler ebenso dilettantisches Gepinsel korrigieren, ein bedeutender Dichter fremden Ungeschmack vertieren oder einheimischen in Erfüllung kritischer oder sonstiger litterarischer Pflichten lesen muß. Das sind die wahrhaft fürchterlichen Heimsuchungen, an denen selbst die Götterkraft des Genius zeitweise und bis zu einem gewissen Grade erlahmt und seinem unter so mißlichen Umständen, in der Verdüsterung und Zerstreuung des Geistes entstandenen Werke den flüchtigen, undurchgeführten, hier übertriebenen, dort schwächlichen Produktionen des Dilettantismus eine Ähnlichkeit verleihen, die für niemand grauenhafter sein kann als für den unglücklichen Künstler selbst.

Freilich wird diese Ähnlichkeit nie so weit gehen, daß der Kenner das Werk des Genius, ja nur des berufsmäßigen Künstlers nicht auf den ersten Blick von dem des Dilettanten unterscheiden könnte. Der Dilettantismus ist eben kein Beruf, und darum giebt es ihm auch keine Meisterschaft, wie sie doch selbst dem weniger begabten Berufskünstler erreichbar ist. Dem Dilettanten kann, dem Berufskünstler muß sein Werk bis zu einem gewissen Grade gelingen. Der Dilettant kann nur arbeiten, wenn er in Stimmung ist, der Berufskünstler holt sich seine Stimmung aus der Arbeit selbst. Der Dilettant ist immer ein Improvisator, ebenso wie dieser, auch wenn er seine Kunststücke berufsmäßig produziert, nur dilettantische Ware zu Markte bringen kann. Der Dilettant arbeitet nur so lange nach Regeln, als ihm dieselben — falls er sie überhaupt kennt — bequem sind, das heißt seiner Individualität entgegenkommen und seine augenblickliche Aufgabe zu beschützen scheinen. Sobald das Gegenteil der Fall, läßt er unbedingt die Regel fahren und hört nur auf sein individuelles Belieben, genau so, wie der Berufskünstler unsicher wird, sobald die Regeln seiner Kunst sich auf seine specielle Arbeit nicht mehr wollen anwenden lassen. So bringt der Dilettant denn schließlich etwas zu stande, in

welchem er alles, was er gewollt hat, zu sehen glaubt, während der Berufskünstler in seinem abgeschlossenen Werke nur immer einen aliquoten Teil seiner Intention verkörpert findet.

Die regelrechte Schulung also und die beständige Übung — sie sind es, die den Künstler und den Meister machen. Und zwar ist es die letztere, auf welche ich das größere Gewicht legen möchte, weil sie oft genug die erstere, welche mißliche Umstände dem Genius vorenthielten, ersetzen muß. Und immer wird ersetzen müssen in der Dichtkunst, für die leider keine Schule existiert, wenigstens keine öffentliche; in der vielmehr der Schüler im stillen sich nach dem Meister zu bilden hat und, wenn ihm das Glück besonders hold, dessen Lehre privatissime entgegennehmen darf. Aber die beständige Übung ist für alle obligatorisch. Sie ist die stille Kraft, von der Leopold Schefer sagt, daß sie allein fürchterlich oder, wie wir hier sagen müssen, allein fruchtbringend ist, von deren heiliger Notwendigkeit aber auch nur der Künstler weiß. — „Wie bringt man es zu solcher Meisterschaft?“ fragte einst jemand einen großen Violinisten. — „Wenn man von seinem siebenten bis zu seinem vierzehnten Jahre allmählich bis zu vierzehn Stunden täglicher Übung steigt, vom vierzehnten täglich nie unter vierzehn Stunden übt,“ erwiderte der Meister. Dieselbe Antwort wird mutatis mutandis jeder Künstler für seine Kunst geben müssen: überall ein ewiges Trainieren, eine Gymnastik der Künstlerseele. Die Anekdote von dem griechischen Athleten, der das neugeborene Kalb aufhob und das Tier am nächsten Tage wieder aufhob und so fort, bis er zuletzt den ausgewachsenen Stier trug, ist, ins geistige Leben übersetzt, die Geschichte jeder künstlerischen Virtuosität. Auch der dichterischen, trotzdem es in der Natur der poetischen Phantasie liegt, daß dieselbe nur intermittierend ihre produktive Kraft äußert. Denn auch in den scheinbar müßigen Stunden, Tagen, Monden ruht das innere Dichten nicht: ein ewiges Suchen nach der festen Form für die gleich treibenden Wolken durch die Dichterseele fließenden Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen, bis endlich — oft wo der Grübler es am wenigsten ahnte — das Zauberwort gefunden ist, der feste Punkt, um den das Fließende sich krystallisiert, das Bild des Helden, dem sich willig die schwankenden Gestalten anreihen, scharf umrissen vor der dankbar erschrockenen Seele steht, der zagende Gedanke zur frohen künstlerischen That wird.

Und da kommt denn ein Fräulein X., eine Madame Y., ein Herr Z. eines schlimmen Tages auf den überraschenden Gedanken, daß es doch ein schönes Ding um die Poeterei, und bringen ein Etwas, das eine äußere Ähnlichkeit mit einem Gedicht, einem Drama, einer Novelle, einem Roman hat, nicht nur zu Papier — das ginge noch; das Papier ist bekannterweise seltsam geduldig — aber sie bringen dieses Etwas irgend einem Unglücklichen, der seit einem Menschenalter vielleicht tagtäglich seine poetische Kraft übt, ohne sich jemals genug gethan, ohne je auch nur den Zweifel völlig besiegt zu haben, ob er sich wahr und wahrhaftig einen meisterlichen Dichter nennen dürfe; und fragen an (denn das ist der Kern der Frage trotz aller umhüllenden Bescheidenheitsphrasen), ob sie — Fräulein X., Madame Y., Herr Z. — mit diesem ihrem Liederkranz, Drama u. s. w. den Weg vom Fuß bis zum Gipfel des Parnassus nicht mit einem Schritt zurückgelegt hätten? Nun würde ja das betreffende Etwas, wäre es ein Stück Musik, Malerei, Plastik, nie eine Aufnahme in einem Konzert-, in einem Ausstellungssaal finden, weil sich in den genannten Künsten die Mangelhaftigkeit gebildeten Ohren und Augen überzeugend demonstrieren läßt. In der Dichtkunst ist die Mangelhaftigkeit nicht um ein Haar weniger Mangelhaftigkeit, die Stümperei nicht um ein Minimum mindere Stümperei, aber die Demonstration ist bei dem Mangel einer konzentrischen Wirkung, bei dem Fehlen allgemein gültiger Regeln, bei der unendlichen Flüssigkeit der Technik

sehr schwierig; der Versuch derselben mißlingt dem bescheiden-unbescheidenen Fragesteller gegenüber regelmäßig. So kann es geschehen und geschieht es alle Tage, daß die Unberufenen sich scharenweis in die dünne Linie der Berufenen drängen, ja den Auserwählten den Boden streitig machen und so durch diese Vermischung des Allerweltsdilettantismus mit dem wahren Künstlertum in unserer wegen ihrer Prosa verrufenen Zeit, zumal bei uns, dem „Volke der Denker und Dichter“, eine traurige Karikatur entsteht jener halkyonischen Tage der Poesie, in welchen die großen dichterischen Gebilde aus der Tiefe des Volksgemütes und der Volksphantasie aufstiegen wie die Wolken aus dem Meere, um, zu leuchtenden Gestalten verklärt, himmelhoch über ihrem Urelement zu schweben, in nährenden Tropfen wieder zu demselben hinabzusinken — ein herrlicher, nach ewigen großen Gesetzen sich vollziehender Kreislauf, in welchem, wie ich es an einer anderen Stelle ausgedrückt, der Sänger nicht sowohl der dichterische Mund seines Volkes als der Mund seines dichterischen Volkes war.

Aber, wie prägnant der Ausdruck sein mag, er ist doch nur cum grano salis zu verstehen, und würde völlig mißverstanden werden, wollte man etwa meinen, es habe damals — in den homerischen Tagen — gar keine Kluft zwischen Produktion und Publikum bestanden, oder doch keine größere, als wir in jenen gesellschaftlichen Urverhältnissen zwischen dem Produzierenden und seinem Publikum sahen, wo jeder aus dem Kreise der spielenden Kinder, schwert- oder reigentanzender Jünglinge und Jungfrauen, anekdotenerzählender, toastender Männer u. s. w. sofort an die Stelle jenes treten konnte, um die betreffende Produktion vielleicht nicht ganz so gut, aber doch auch zu stande zu bringen. So liegt die Sache bezüglich der homerischen Gedichte keineswegs. Wie sehr ihnen auch Mythus und Sage vorgearbeitet — die, welche den ersten, den sechsten Gesang der Ilias oder die Ich-Erzählung des Odysseus von seinen Irrfahrten in die Gestalt gebracht, in der sie uns jetzt vorliegen — es waren Dichter ersten Ranges, von ihren Konkurrenten und dem Gros ihres Publikums gerade so weit geschieden wie Shakespeare oder Göthe von ihren Konkurrenten und der Masse ihres Publikums, wie jeder wahrhafte Genius immer von seinen Konkurrenten und seinem Publikum geschieden war und geschieden sein wird. Und selbst in dem Falle, daß der Rhapsode nicht der Dichter war, nur vortrug, was der Genius eines anderen geschaffen — die Technik des kunstvollen Vortrages, die Arbeit, dem Gedächtnis so viele tausend Verse einzuprägen, die durch Übung erlangte geistige Sicherstelligkeit und Geschmeidigkeit der Phantasie, wo ihn etwa das Gedächtnis in Stich ließ, mit einer Improvisation sich aus der Verlegenheit zu ziehen, hatte er immer vor seinen Zuhörern voraus. Er war immer ein Berufener, wenn auch kein Auserwählter. Diese seine exceptionelle Stellung wurde in der Ehre, die ihm sein Publikum erwies, voll anerkannt; und er seinerseits unterließ nicht, wo es ihm nötig schien, diese seine Ausnahmestellung nachdrücklich hervorzuheben und von dem Urteil des Publikums an die Geistermacht zu appellieren, von deren Gnade er seinen Rechtstitel herleite und der er allein verantwortlich sei.

Aber, wie tief und breit auch bereits in dieser Periode des von berufenen Künstlern exekutierten Volksgesanges die Kluft zwischen den Produzierenden und ihrem Publikum war — es führte doch noch eine Brücke über diese Kluft; eine direkte Verbindung fand noch statt zwischen beiden, zum höchsten Glück für beide. Der in der Stille meditierende Dichter, memorierende Rhapsode wußte, für wen er meditierte, memorierte. Und welche Anregungen mag ein geistreicher Sänger, wenn er nun zum erstenmal seinem Publikum Angesicht gegen Angesicht gegenüberstand, aus eben diesem Publikum für die späteren Wiederholungen des Gesanges geschöpft: wie manches neue Motiv, wie manche Mittel einer besseren Motivierung;

ja, zu wie manchem kühnen Bilde oder schwungvollen Gleichnis mag ihn die Begeisterung, die er erweckt, die ihm aus den funkelnden Augen seiner Hörer entgegensprühte, mit den Flügeln des Adlers, der vielleicht eben ob seinem Haupte schwebte, emporgetragen haben. Glückselige Sänger! aber auch glückselige Hörer! Was ist die Lust, die der einsame Leser bei der Lektüre des schönsten Buches empfindet, gegen die Wonne, diese Lust mit Hunderten, Tausenden teilen, das Hochgefühl der Begeisterung, die innigste Empfindung des Dankes dem Dichter, dem Sänger auf der Stelle in jauchzendem Zuruf oder in andachtsvoller Stille abtragen zu können! Denn man beachte wohl: noch empfängt der Dichter sein Urteil direkt vom Publikum; noch hat sich kein ehrlicher oder unehrlicher Makler zwischen den Produzenten und Konsumenten geschoben, schieben können.

Und dieses nicht zu ermessende Glück der unmittelbaren Wirkung und Rückwirkung vom Künstler auf das Publikum, vom Publikum auf den Künstler, es hat überall da bestanden, wo die Kunst, welcher Art immer, Volkssache war, auch insofern, als das ganze Volk, dessen Genius sie ausprägte, zu ihrem Genusse eingeladen werden und erscheinen konnte. Es war eingeladen und erschien und gab sein Urteil bei den großen Bühnenfestspielen der Hellenen, jenen Glücklichen, die ein andermal wieder insgesamt darüber zu entscheiden hatten, ob das neue Zeusbild eines Phidias, die Hermesstatue eines Praxiteles den hochgespannten Erwartungen entsprach. Ein schon schwächerer Abglanz dieser Gnadensonne ist es, der die Stirnen der Poeten und Künstler der italienischen Renaissance umleuchtet; — schon ist selbst Rom nicht mehr Italien, Italien nicht die Welt — immerhin ist es doch, im Vergleich mit der Trübseligkeit unserer Tage, für die Boccaccio, die Ariost, die Tasso noch eine Herrlichkeit und Lust, zu dichten, oder für die Michel Angelo, die Raphael, die Leonardo da Vinci, zu malen, zu bilden inmitten wenn nicht eines ganzen Volkes, so doch einer großen, dem Genius durch Abstammung, Sprache, Religion eng verwandten und verbundenen, durch Kunstsinn, Kunstverstand, Kunstbegeisterung kongenialen Gemeinde. Und immer noch ein Hochgefühl muß die Brust geschwellt haben der von Volksfesten zu Volksfesten fahrenden Sänger unserer großen mittelalterlichen Epen; der Minnesinger, die an den Höfen der Fürsten, bei adeligen Spielen sangen; der Troubadours, wenn sie in den Sälen ritterlicher Burgen zu dem Klang der Laute ihre neuesten Lieder ertönen ließen. Ja, bis zur heutigen Stunde soll, wenn wir den Reisebeschreibern glauben dürfen, die Quelle dieser Lust für den arabischen Dichter fließen, wenn er unter dem Glanz der Sterne den um ihn kauernden Kindern seines Stammes singt von den Großthaten ihrer Väter. Und selbst unsere blassere nordische Sonne mag gar hell dem Bildner leuchten in dem Augenblick, wo angesichts eines engeren Kreises geladener Zeugen innerhalb und einer breiteren ungeladenen Corona außerhalb der Schranken die Hülle fällt von dem Bilde, an welchem er so lange in dem stillen Atelier mit froher Zuversicht und bangem Zweifel gearbeitet. Auch dem Maler, der an der dichten Gruppe vorüberstreicht, die sich flüsternd um sein Bild auf der Ausstellung drängt, mag das Herz höher schlagen, und ganz gewiß dem dramatischen Dichter, wenn die fünfhundert oder tausend Insassen des zur Première seines neuen Stückes ausverkauften Hauses ihm — natürlich hinter den Schauspielern — die Ehre des Hervorrufes gewähren.

* * *

Aber wenn auch dergleichen vereinzelte Silberblicke einem oder dem anderen Zweige der Kunst unserer eisernen Tage noch immer blinken mögen — die goldene Zeit des Urverhältnisses, jenes Verhältnisses, in welchem der Künstler seinem Publikum direkt gegenüberstand, direkt Wohl oder Wehe aus dessen Händen empfing, wie er denn bereits Anregung und Stoff und oft genug auch Methode und

Technik seiner Kunst von ihm empfangen — die goldene Zeit ist ein für allemal vorüber. Muß vorüber sein in einer Periode menschlicher Verhältnisse, wo in den zu Millionen angewachsenen Völkern es ein Publikum in dem bisherigen Sinne für den Künstler nicht mehr geben kann; wo er im besten Falle nur einem minimalen Teil desselben jemals Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen kommt, ihm in vielen Fällen — z. B. dem lyrischen, dem epischen Dichter — diese Gunst niemals freiwillig, und wenn er sie sich zweifelnd und zögernd erbittet, zweifelnd und zögernd gewährt wird; der frühere Zustand einer durch alle Schichten der Bevölkerung hindurchgehenden, nicht gleichen, aber doch bis zu einem gewissen Grade gleichmäßigen Kultur einer unendlichen Klimax Platz gemacht hat, an welcher alle Stufen von der tiefsten sittlichen und intellektuellen Roheit bis zur höchsten Geistes- und Herzensbildung nicht von einzelnen Individuen, sondern wiederum von breiten Massen und Schichten vertreten werden, die sich untereinander nicht mehr verstehen. Und fallen doch diese Bildungsschichten nicht etwa zusammen mit den Gesellschaftsklassen und bürgerlichen Berufen, so daß, wie in den Kasten alter Völker, die Gesellschaftsklasse, der bürgerliche Beruf in sich selbst wenigstens ein geschlossenes Ganze darstellte mit annähernd denselben geistigen und moralischen Qualitäten und Bedürfnissen; und der Künstler, der sich an diese Klasse, an diesen Beruf wendete, sicher wäre, von allen betreffenden Mitgliedern verstanden und gewürdigt zu werden. Keineswegs! Jene einigermaßen gleichmäßigen Bildungsschichten rekrutieren sich wiederum aus den verschiedensten Ständen, Gesellschaftsklassen und Berufen. Oder wer wüßte es nicht, daß so mancher Hochgestellte nicht bloß an gesundem Menschenverstand und sittlicher Reinheit, sondern auch an allgemeiner humaner Bildung von dem strebsamen intelligenten Manne aus dem Volke übertroffen wird! wie manche vornehme Dame vor der schlichten Bürgersfrau, wollte oder könnte sie sich mit derselben nach diesen Hinsichten vergleichen, die Augen niederschlagen müßte! So, bei dieser Durchsetzung der horizontal gelagerten Standesschichten von den in entgegengesetzter Richtung streichenden Bildungsschichten, kann es geschehen, daß ein und dasselbe Werk in allen Ständen, vom Palast bis zur Hütte, begeisterte Verehrer und — ebenso enragierte Gegner findet. Dieses schon hinreichend bedenkliche Durcheinander wird nun noch ins völlig Unberechenbare und Unentwirrbare vermehrt durch die vielartigen, oft gegensätzlichen Anschauungen und Bedürfnisse der Städte und des platten Landes; wiederum der Bewohner der großen Centren der Bildung und des Handels und Wandels und derer der Provinzialstädte und -Städtchen. Weiter durch die genetisch und historisch bedingte Eigenart der Provinzen und Landschaften in Nord und Süd, in Ost und West. Weiter und noch einschneidender durch die Verschiedenheit der Konfessionen mit ihren Rück- und Einwirkungen auf Geist, Herz und Phantasie der Bekenner, wozu man noch die Konfessions- und Glaubenslosigkeit breiter Massen rechnen muß, die man beklagen mag, aber nicht wegleugnen kann, wiederum mit den obligaten Wirkungen auf Welt- und Lebensanschauung der Betreffenden. Endlich und schlimmstens durch die Differenz der politischen, sich einander mit Mißtrauen und Haß betrachtenden, in Wort und Schrift unablässig befehdenden, der gegeneinander zum Kampf gerüsteten, zum Kampf bis aufs Messer entschlossenen socialen Parteien.

Und nun, armer Musiker, Maler, Bildner, Dichter, finde in dieser bunt durcheinander gewürfelten Masse ein Publikum, wie du es doch bedarfst: ein geschlossenes Publikum, das dir voll herzlichen Verlangens nach deiner Kunst, mit intimem Verständnis für deine Kunst entgegenkommt!

Du verzweifelst daran; und doch habe ich für das dunkle Bild noch ein paar tiefste Schatten nachzutragen. Ich meine die Rapidität, mit welcher in unserer Zeit

der politischen Umwälzungen, der sich Schlag auf Schlag folgenden Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften die ökonomischen Verhältnisse und gesellschaftlichen Gepflogenheiten sich verändern und wandeln; und mit denselben die Anschauungen, die Denk- und Gefühlsweise, der ästhetische Geschmack der rastlosen Menschen, so daß schon das nächste Geschlecht in allen diesen Hinsichten von dem vorhergegangenen durch eine Kluft getrennt ist, wie sie früher nur Jahrhunderte schufen. Ich meine den kosmopolitischen Zug, der durch die moderne Menschheit geht und der, wie er allen Schranken feindlich ist, der Beschränkung und Umfriedung nicht günstig sein kann, in welcher doch die Kunst einzig gedeiht, die Kunst, die — und wenn sie wie die Musik von Haus aus eine Weltsprache wäre — doch, um alles, was sie in sich trägt, und gerade ihr Bestes und Heiligstes, sagen zu können, in der Muttersprache ihrer volkstümlichen Empfindung reden muß; doch in dem Vaterlande, in dem Vaterhause die tiefen Wurzeln ihrer Kraft und Originalität hat.

Und nun zuletzt der schwerste Schatten: der Materialismus und Sensualismus einer Menschheit, die in dem harten, oft verzweifelten Kampfe um das Dasein — ein in Sammet und Seide prunkendes hier, um das nackte dort — keine Zeit und Stimmung und Verständnis für die Kunst hat, deren Gebilde, wie sie aus einer im hohen Sinne des Wortes heiteren Seele geboren sein müssen, so auch nur von einem gleichgestimmten, mindestens doch stimmungsfähigen Gemüte genossen werden können. Einer Menschheit, die entweder ein- für allemal auf einen Genuß verzichtet, der ihr kein Bedürfnis mehr ist, ja wohl gar der rücksichtslosen Befriedigung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse sich feindlich erweist oder von demselben nur eines seiner Momente für sich beansprucht: den Reiz der Unterhaltung, der aber für sie keiner wäre, außer im Stadium des Überreizes, des excitement. Zu diesen Todfeinden der Kunst: den Blasierten, rechnen Sie die vielköpfigen Scharen der Laien und Halben, welche in ihrer Erziehung die Tradition überkommen haben, daß es um die Kunst eine schöne Sache sei, nur daß sie leider niemals Zeit hatten, dieselbe zu pflegen. Und sich nun mit einer platonischen Hochachtung aus der Ferne begnügen, ja zuweilen der schönen Sache auch kleine Opfer bringen in dem Besuch einer Ausstellung, die ihnen gründliche Langeweile macht, in dem Ankauf eines Romans, den sie selbst niemals lesen, zu Weihnachten für die heranwachsende Jugend. Rechne man dazu die halben und ganzen Pharisäer, denen an der Stelle des warmen Herzens und der Begeisterung für die Kunst lauwarme Gönnerhaftigkeit und eiskalte Eitelkeit sitzen, und die sich ohne wahres Empfinden und Urteil, wie sie sind, aufs Nachempfinden, Nachschwätzen und Nachbeten legen; von den ehrlichen Leuten, die aus ihrer Kunstblindheit und -Taubheit gar kein Hehl machen, ganz zu schweigen.

Und dieses grau in schwarz gemalte Bild des Publikums entspräche der Wirklichkeit? Das Publikum unserer Tage wäre wirklich nur „ein wüster Garten, der auf in Samen schießt, gänzlich erfüllt von verworfenem Unkraut?"

Man müßte in der That ein hoffnungsloser Pessimist sein, wollte man das behaupten, und nicht vielmehr anerkennen, wie allerorten in allen Ständen und Berufsklassen für die Kunst — für irgend eine Kunst — begeisterte Menschen zu finden sind, die mit ihrer Begeisterung ein schönes Verständnis verbinden. Ja, man mag sich angemutet fühlen durch die Versicherung gewisser Enthusiasten, daß in unserer Zeit zahlreiche Menschen in allen Ständen leben, die, durch die allgemeine Zweifelsucht der Epoche, durch die verblüffenden Resultate der exakten Wissenschaften in ihrem Glauben geschädigt, die Erhebungen und Tröstungen, welche ihnen vordem die Religion gewährte, in Zukunft einzig von der Kunst erhoffen; daß die Zahl dieser Menschen in bestän-

digem Wachsen sei, mithin die Kunst für die kommenden Geschlechter eine Mission von unermeßlicher Tragweite zu erfüllen habe — ich sage: man kann sich durch eine derartige Versicherung angemutet fühlen, ohne derselben in Anbetracht des mehr als zweifelhaften Erfolges von D. Fr. Strauß' „Neuer Glaube" eine andere als hypothetische Bedeutung beizumessen.

Aber fragt man hier, geht wirklich alles Dunkel in dem Verhältnis zwischen Produktion und Publikum nur von dem letzteren aus? und ist die Produktion die helle Sonne, gegen deren Strahlen sich jenes nur eigensinnig und stumpfsinnig verschließt? Oder aber ist die Kunst unserer Tage von der Parnassushöhe, auf der sie jezuweilen ihr ätherisches Leben lebte, herabgestiegen in die prosaischen Niederungen und hat da banausische Gewohnheiten angenommen, die ihre himmlische Abkunft schänden und derenwegen man ihr die geschlossene Gefolgschaft versagt, die man ihr vormals begeistert gewährte?

* * *

Versuchen wir ohne Voreingenommenheit und Parteileidenschaft die Antwort auf diese Fragen zu finden und lassen wir uns dabei nicht durch die Schwierigkeit abschrecken, welche uns aus dem mißlichen Umstande erwächst, daß in der That viel zu viel auf einmal gefragt ist; daß wir die Frage nach dem Stande der Kunst unserer Tage, um nicht nach dieser oder jener Seite ungerecht zu werden, in ebensoviele Specialfragen, als es Kunstgattungen giebt, teilen müßten. Das können wir unserem Programm gemäß: die behandelten Verhältnisse nur in ihren großen Umrissen zu zeichnen, freilich nicht. Richten wir aber unseren Blick auf diese, wird uns nicht entgehen, wie in der That unser ganzes Kunstleben ausnahmslos eine gewisse Signatur in mehr oder weniger deutlichem Gepräge zeigt, die wir mit Eklekticismus etwa am besten bezeichnen. Ein Ausdruck, der nach meiner Auffassung durchaus nicht ohne weiteres einen Vorwurf involviert und am allerwenigsten mit dem vielberufenen Epigonentum, welches die impotenten Lober der Vergangenheit so gern im welken Munde führen, zusammenfällt. Jedes Geschlecht ist der Epigone des vorhergegangenen, und dabei vergißt man nur allzu häufig, daß, wie bei politischen Revolutionen von den Frühlingstagen der allgemeinen Schilderhebung bis zu den aschgrauen Kommissionssitzungen konstituierender Versammlungen die Aufgaben freilich weniger glänzend, aber auch in demselben Maße schwieriger und komplizierter werden, so bei litterarischen und künstlerischen Umwälzungen die lohnenden und schon deshalb leichteren Aufgaben der Formulierung grundlegender und leitender Ideen den Vordermännern zufallen, während die Nachfolger zusehen mögen, wie sie das kaleidoskopisch bunte Leben der Wirklichkeit sub specie dieser Ideen zeigen, d. h. zum Ausdruck, d. h. zur Darstellung bringen mögen.

Und da meine ich denn allerdings, wie ketzerisch es klingen mag: es war nicht bloß die abnehmende Kraft des Dichters, was uns den zweiten Teil des Faust so weit hinter dem ersten, Wilhelm Meisters Wanderjahre so weit hinter den Lehrjahren zurückstehen läßt. Ich meine allerdings, es hätte die poetische Kraft, anstatt, wie sie es naturgemäß that, abzunehmen, sich noch steigern müssen, um uns Faust zu zeigen: nicht mehr in seinem Studierzimmer oder in Gretchens Stübchen, sondern als den Mann der That, der in Lebensfluten mit Stürmen sich herumschlägt und in des Schiffbruchs Knirschen nicht verzagt; Wilhelm Meister, nicht im Grafenschloß oder in Philinens Gemach oder den Boudoirs vornehm verblaßter schöner Seelen, sondern wie er seinen hochsinnigen Idealismus im Kampfe mit der hartnäckigen Derbheit, der platten Alltäglichkeit, der hohnlachenden Gemeinheit des ewig gestrigen, realen Lebens bewährt. Es gereicht Göthe zum ewigen Ruhm, daß er, der immer strebend sich Bemühende, diese Aufgaben sich in seiner Weise gestellt

und, wenn man will, auch in seiner Weise gelöst hat. Aber diese Weise, wie sie unnachahmlich ist, dürfte, wäre sie es nicht, doch nicht nachgeahmt werden von uns, die wir nur scheinbar vor denselben, in Wirklichkeit aber mittlerweile viel schwieriger, weil viel komplizierter gewordenen Aufgaben stehen und bei dem Versuch ihrer Lösung in unserer Weise vorgehen müssen.

Und ist es zu verwundern, ist es nicht vielmehr das natürlichste Ding von der Welt, wenn wir Modernen, für die an Stelle einer sicheren Tradition, auf der sich ruhig weiter bauen ließe, die verwirrende Kunde und Kenntnis aller Kunst getreten ist, die je getrieben wurde, aller Kunstformen, die je im Schwange waren; — wenn wir, genötigt und verdammt, alles zu prüfen, in mühevollem, die Elasticität der Phantasie abspannenden, die Unbefangenheit des Geistes trübenden, die Frische der Empfindung schädigenden Studium zu Eklektikern werden? Ist es uns nicht zu hohem Verdienste anzurechnen, wenn wir in der Qual der Wahl uns noch die Augen offen genug halten, um das Gute, vielleicht auch einmal das Beste zu wählen, für uns zu behalten, das heißt in unserem Sinne zu verwerten? Ist es zu verwundern, daß dabei unzählige leichtere und schwerere Mißgriffe vorkommen? Nicht aller Ehre und alles Lobes wert, wenn doch so mancher in der nachgeahmten Form seine Eigenart zur Geltung bringt? und der höchsten, wenn einer und der andere die wagende Kühnheit und die gewaltige Energie hat, sich für diese seine Eigenart auch eine eigenartige Form zu schaffen? Fehlt es denn an solchen kühnen Kraftmenschen so ganz? In dem Gebiete der Musik wird wenigstens einer als solcher genannt und anerkannt, selbst von seinen grimmigsten Gegnern.* Auf dem der Malerei, der Bildnerei, trotzdem wir keinen einzelnen, die Zustimmung oder den Widerspruch so mächtig wachrufenden Namen nennen können, zählen wir doch eine ganze Reihe origineller, formfroher Talente, auf die auch eine Periode der höchsten Blüte der Kunst stolz gewesen sein würde. Vor so manchem Prachtbau unserer Hauptstädte würde ein Bramante, ein Palladio anerkennend den Hut ziehen; ein Michel Angelo, ein Leonardo da Vinci den Gesellen, der das gemacht, zum Meister sprechen. Und wenn wir wirklich in der Poesie, wie man sagt, auf eine für uns beschämende Weise hinter unseren Altvordern zurückstehen — aber in eigener Angelegenheit zu reden, ist mißlich; die oratio wird, beim besten Willen bescheiden zu sprechen, allzu leicht zu einer pro domo. Überdies ist es hier gewiß nicht meine Aufgabe, der modernen Kunst und Poesie ein Loblied zu singen, vielmehr den ihr anhaftenden Mängeln oder ihr doch innewohnenden specifischen Eigenschaften nachzuspüren, welche es dem Publikum schwer machen, sich mit ihr zu befreunden und in jenes herzliche Verhältnis zu treten, welches bestehen muß, sollen Künstler und Dichter fröhlich schaffen, soll das Publikum das Geschaffene behaglich genießen.

Und da dürfen wir in weiterer Erwägung dieser Mängel nicht vergessen: die Schäden der Zeit, die wir bereits in dem Charakter und der geistigen Physiognomie des Publikums konstatierten: jene Unstätheit, Rastlosigkeit, jene hier grob materielle, den geistigen Genüssen unzugängliche, dort durch das Übermaß eben dieser Genüsse abgestumpfte, skeptisch-frivole, pessimistisch angehauchte und verdüsterte Denk- und Gefühlsweise — diese ganze schwere Not der Zeit, sie lastet nicht minder auf dem Künstler. Ja lastet schwerer, weit schwerer auf ihm, der doch ein Kind seiner Zeit ist; nur etwas ist, wenn er es ist; und es doch nicht nur sein darf; das Höchste nur erreichen kann, wenn er vermocht hat, sich über seine Zeit zu erheben, das heißt von jenen Schäden zu befreien. Man kann mit dem radikalsten Skepticismus, dem schwärzesten Pessimismus ein sehr erfolgreicher Kaufmann, Fabrikant, Ingenieur, Feldherr, Politiker,

* Zu denen sich inzwischen einer gesellt hat, dem er, was an ihm sterblich war, hingeben mußte. D. Verf.

Gelehrter, Philosoph, aber besten Falls nur ein sehr einseitiger Künstler sein: ein Wiertz wohl, aber kein Albrecht Dürer, geschweige denn ein Raphael; ein Zola wohl, aber kein Hans Sachs oder gar ein Göthe — kann die Welt nicht sehen, wie sie die großen Künstler und Dichter allezeit gesehen haben und sehen müssen: in ihrem „festen Leben und Männlichkeit, ihrer inneren Kraft und Ständigkeit."

So ist denn der Kampf ums Dasein für den Künstler außer mit jenen Schwierigkeiten, die ihm der unvermeidliche Eklekticismus schafft, ganz wesentlich einer mit eben den Tendenzen, welchen unser Jahrhundert, wie sehr es gemütlich darunter leiden mag, doch zum nicht geringen Teil seine großen Erfolge auf dem Gebiete des materiellen Lebens, ja selbst in der rein intellektuellen Sphäre verdankt.

Und daß ihm auch der Kampf ums Dasein im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht erspart bleibt, dafür sorgt noch jener trübselige Umstand, dessen wir bereits in einem anderen Zusammenhange Erwähnung thaten und auf den wir hier leider zurückkommen müssen.

Dieser Umstand aber ist die Überproduktion, wenn man anders so nennen will, was nur halb oder viertel oder auch gar nicht mehr Produktion, sondern nur der Schein davon ist: Nachahmen, Nachäffen mit mehr oder weniger Geschick, oft genug mit völligem Ungeschick — als einzelnes harmlos oder verächtlich, durch seine Masse bösartig und fürchterlich. Denn das Schrecklichste an dem Schrecklichen ist, daß jene unseligen Manuskripte des Fräulein X., der Madame Y. und des Herrn Z., anstatt den einzig legitimen Weg in den mitleidslosen Papierkorb einer Redaktion oder ein freiwilliges Flammengrab, doch nur noch allzu häufig den reinen Thoren finden, der seinen schönen und verantwortlichen Beruf dahin mißdeutet, es sei seine Aufgabe, die Welt mit Büchern zu füllen, gleichviel ob gut oder schlecht. Nun ist das Ding, schlecht wie es ist, ein Buch, das sich äußerlich durch nichts von dem guten unterscheidet, mit dem es innerlich nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat; auf diese äußere Gleichheit hin vielleicht ein ganz vergnügtes Dasein führt, es zu neuen Auflagen bringt, in dem Gemüt des verblendeten Autors fortzeugend weiteres Böses, das heißt Bücher desselben Gelichters zeitigt — das alles zur tiefsten Schädigung, wie des Publikums, so vor allem der Produktion, deren Wert und Würde in den Augen der verwirrten Menge durch diese unsaubere Vermischung trauriger Surrogate mit gediegener Geistesnahrung auf das schimpflichste diskreditiert wird und die angesichts der Erfolge und Triumphe poetischer Psyche und Nichtse alle Kraft aufbieten muß, den so schon erschütterten Glauben an sich selbst nicht vollends zu verlieren und mit ihm die Freudigkeit, die wie aller, so in Sonderheit der poetischen Tugenden liebreiche Mutter ist.

Nun mag ja die Notlage der Kunst, wie ich sie hier geschildert, einem und dem anderen nicht so drohend erscheinen; der Nachweis ist aber doch wohl für alle geführt, und darauf kam es an: einem so gearteten Publikum gegenüber hat die Produktion einen schweren Stand, wie es umgekehrt dem Publikum ebensowenig leicht werden kann, zu einer so beschaffenen Kunst die richtige Stellung zu gewinnen. Das auf gegenseitiger Neigung, Verständnisinnigkeit gegründete geschwisterliche Verhältnis früherer glücklicherer Zeiten zwischen beiden hat sich gelöst; statt dessen gähnt zwischen ihnen eine tiefe Kluft, die gewiß nicht unpassierbar ist und oft genug passiert wird, aber aus der doch nur allzuviele häßliche Wolken der Ungewißheit, Unsicherheit, der Mißverständnisse, der Verdrossenheit, des Zweifels und der Verzweiflung steigen, die Blicke hinüber und herüber trübend, die Verbindung hinüber und herüber erschwerend.

Da wäre denn wahrlich mit Freuden der wackere Mann zu begrüßen, der, wenn er auch jene Wolken nicht bannen könnte, es doch verstünde, durch sie hindurch den sicheren Weg zu finden; der, hüben und drüben wohl accreditiert, die

Vermittelung zwischen den beiden, die sich doch nun einmal nacheinander sehnen, einander nicht entbehren können, übernähme und so die Ungunst der Zeiten durch seine wohlwollende Kunst einigermaßen auszugleichen vermöchte.

Daß diese Kunst die Kritik ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; daß ihr Eintreten und Eingreifen in die Verhältnisse, wie sie sich nun einmal zum großen Schaden, ja bis zur äußersten Gefährdung beider Teile zwischen Produktion und Publikum entwickelt haben, notwendig ist, liegt auf der Hand. Sie ist so notwendig geworden, daß man sie — um ein bekanntes Wort zu variieren — schaffen müßte, wenn — sie nicht von jeher existiert hätte.

* * *

Freilich, ein Wunder wäre es nicht, wenn wir — von jener urwüchsigen Kritik der urwüchsigen gesellschaftlichen Produktion ganz zu schweigen — auch die vom Publikum frank und frei geübte, nur in dem prägnanten Ausdruck des momentanen Eindrucks bestehende volkstümliche Kritik der wahrhaft volkstümlichen Kunst nicht wieder erkennten in der Kritik unserer Tage, deren starke unverrottete, unverrottbare Pfahlwurzel allerdings schon in den für sie grundlegenden ästhetischen Schriften des Aristoteles steckt. Aber so wenig wir die Absicht hatten und haben konnten, eine Geschichte der beiden Urmomente zu geben, ebensowenig kann es uns beifallen, das dritte Moment in seiner genetischen Entwickelung zu verfolgen, sondern wir müssen es nehmen, wie es sich entwickelt und seine Position genommen hat mitten zwischen Produktion und Publikum.

Und nun dort erscheint als ein höchst merkwürdiges kompliziertes Gebilde, wie es in der kreatürlichen Welt und der des Geistes überall nur hervortritt, wo zwei in sich scharf abgeschlossene Sphären doch einen so genauen Bezug zueinander haben, daß sie zwischen sich Raum nur für ein Etwas lassen, welches, um auf das Dasein nicht ganz verzichten zu müssen, sich bequemt, an beiden Sphären bis zu einem gewissen Grade zu participieren, und es versteht, sich für diese seine zwitterhafte Existenz die nötigen Organe zu schaffen.

Wir nannten die Kritik vorhin eine Kunst, und sie ist es auch insofern, als zu ihrer Ausübung, wie zu der der Kunst, gewisse specifische Qualitäten unbedingt erforderlich sind; der potenzierte gesunde Menschenverstand für ihre Zwecke nicht ausreicht wie für eine lange Reihe der anderen geistigen Berufssphären. Wir werden aber zuvor nachzuweisen haben, daß sie nicht minder eine Wissenschaft ist und so genannt werden muß; eine Wissenschaft, die sogar zwei Disciplinen von sehr verschiedenem Charakter umfaßt.

Es scheint freilich, daß, um logisch vorzugehen, wir bei Aufzählung der dem Kritiker notwendigen Qualitäten mit derjenigen anfangen müßten, welche die absolut notwendige ist, ohne die alles andere nur tönend Erz und eine klingende Schelle. Indessen, wie in den Künsten, welche eine ausgesprochene Technik besitzen, wer diese Technik inne hat, es bis zu einem vielleicht sogar hohen Scheingrade der Künstlerschaft zu bringen vermag, so verhält es sich ähnlich auch in der kritischen Kunst. Auch in ihr bringt man es zu einem Scheingrade des Könnens und Vermögens durch den Besitz jenes Wissens, das allerdings, genau besehen, gar kein Wissen, wenigstens kein rechtes ist, ebensowenig wie jene Technik die echte, aber ebenso wie diese von den Unkundigen als bare Münze hingenommen wird.

Doch lassen wir die ominösen Fragezeichen in diesen Sätzen vorläufig stehen und konstatieren wir einfach, daß von einem Kritiker unbedingt zu verlangen, er solle seinen Kursus der Ästhetik oder Wissenschaft vom Schönen rite absolviert haben; speciell in der Theorie derjenigen Kunst, welche das Substrat seiner Untersuchung ist, gründlich zu Hause sein.

Denn, ohne dies: wie wäre er imstande, einmal für sich selbst die großen Gesetze zu verstehen, nach denen der Künstler aus einer gewissen inneren Nötigung heraus so treu schafft, daß seine Werke

eben diese in schöne Wirklichkeit verwandelten Gesetze und Regeln selbst sind, während der mindere Wert künstlerischer Produktionen mit dem Abweichen von jenen Regeln gleichen Schritt hält, um endlich zu völliger Regellosigkeit, d. h. zu völligem ästhetischen Unwert herabzusinken? Ich sage, wie wäre der Kritiker ohne jenes Wissen zu diesem Verstehen befähigt und weiter im stande, uns anderen das Schöne auszudeuten, indem er es gleichsam vor unseren Augen nachkonstruiert, nachmißt und dabei in einer für uns verständlichen Weise die Regeln entwickelt und formuliert, nach denen es der Genius in nachtwandlerischer Sicherheit hervorbrachte? Wie wäre er im stande, was er doch sein soll: für sich und uns das Schöne von dem minder Schönen zu sondern? sich und uns klar zu machen, worin denn nun das Abweichen von der Regel besteht und warum unser laienhaft instinktives Gefühl, daß dies nicht das Schöne sei, berechtigt ist? Da soll, da muß denn eben der Kritiker der Philosoph sein, der hereintritt und beweist: So muß es sein! so darf es nicht sein!

Und wenn wir uns nun erinnern, daß unsere moderne Kunst eine eklektische ist, die mit den Traditionen aller vorhergegangenen Zeiten arbeitet, so ist es klar, daß der, welcher ihr ratend zur Seite stehen, ihre berechtigten Tendenzen von den unberechtigten sondern, ja ihre oft recht seltsamen Velleitäten und närrischen Capricen nur verstehen will, seinen Geist mit den exakten Bildern der Erscheinungen seiner Kunst vom ersten Ursprung bis heute angefüllt haben, den Gang derselben in seinen Evolutionen und Revolutionen, Retardierungen, Abweichungen genau studiert, mit einem Worte, wie vorhin ein Stück Philosoph, so jetzt nicht weniger ein Stück Historiker, in der Geschichte mindestens seiner Specialkunst durchaus bewandert sein muß.

Aber dies philosophische, dies historische Wissen — es ist, wie wir bereits vorhin andeuteten und im Verlauf unserer letzten Betrachtungen auch immer durchblicken ließen, ein totes und leeres ohne die stillschweigende Voraussetzung, daß es eben auf einer gewissen angeborenen Befähigung, auf einer specifischen Veranlagung beruht. Fehlt dieselbe — und dem Himmel sei geklagt, wie oft sie fehlt! — so werden die gelehrten Herren, die über die Gesetze des Schönen voluminöse Kompendien schreiben, uns über ein Kunstwerk, wenn es nur die nötige Zeit alt ist, die herrlichsten Dinge verkünden, die Stellung desselben in der Kunst der betreffenden Epoche mit mathematischer Genauigkeit nachweisen, ja die Notwendigkeit seiner Entstehung in dem identischen Augenblick haarklein demonstrieren — so werden, sage ich, diese so gelehrten, wohlweisen Herren vor einem anderen Werke, das der Zufall ohne Geschichte ließ, und gar vor einem neuen, das keine haben kann, in die peinlichste Verlegenheit geraten; wenn sie klug sind, gar kein Urteil riskieren, wenn sie thöricht genug sind, eines zu wagen, durch die Falschheit oder Schiefheit desselben das Hohngelächter der Künstler hervorrufen und sich in ihrer kritischen Impotenz selbst in den Augen sehr viel weniger gelehrter Leute, die aber das eine haben, was ihnen abgeht, auf das heilloseste kompromittieren.

Dies eine ist aber eine gewisse Phantasiebegabung, die, wenn sie auch nicht stark genug ist, den Betreffenden zum künstlerischen Schaffen zu befähigen, ihn doch in stand setzt, das aus der Phantasie Geschaffene in der Phantasie nachzuschaffen mit einer Wärme, die vielleicht noch immer weit unter dem Siedepunkt der künstlerischen Phantasie steht, aber ganz gewiß nicht minder weit über dem Niveau der Feinfühligkeit, Empfindung, Liebe, Begeisterung, welche das Durchschnittspublikum den Offenbarungen der Kunst entgegenbringt.

Mußte nun aber diese Veranlagung dem Ästhetiker, dem Kunsthistoriker im allgemeinen innewohnen, soll sein sogenanntes Wissen nicht öde Kompilation und leerer Wortkram sein, so muß sie sich speciell bei dem Kritiker zu einer Höhe

erheben, um derenwillen, weil sie so selten gefunden wird fast wie die geniale künstlerische Veranlagung selbst, wir von der kritischen Thätigkeit, außer als von einer Wissenschaft, auch von einer Kunst reden müssen. Einzig und allein diese angeborene, selbstverständlich durch fortwährende Übung zur Virtuosität im engeren Sinne zu steigernde Anlage ist es, welche den Kritiker von Beruf konstituiert, denjenigen, welcher im stande ist, mit schlagfertiger Sicherheit das Wissen des Ästhetikers, des Kunsthistorikers anzuwenden auf den gegebenen Fall.

Das heißt auf unzählige Fälle.

Denn ewig und von ewigen Gesetzen umschrieben, wie die Kunst ist, sie wird nicht nur mit jedem Künstler neu geboren; will sagen: offenbart ihr ewiges Wesen in einer neuen Modifikation, sondern jedes der Hauptwerke desselben sind wieder eine Evolution dieser Modifikation; und der Kritiker muß nicht nur jene Neugeburt mitmachen, so zu sagen in jede individuelle Künstlerseele fahren können, er muß auch im stande sein, in jedem Einzelfalle ihr zögerndes Tasten nach dem betreffenden Stoff, ihr jauchzendes Aufflammen, als der rechte feste Griff gelang, ihre Wonnen und Qualen, während sie nun den rechten Stoff in die rechte Form zwang, mit durchzukosten, durchzuleiden. Wer dazu nicht im stande ist, den wird, wie gesagt, alle Gelehrsamkeit bei der Beurteilung eines neuen Falles vor dem schmählichsten Irrtume nicht bewahren, schon deshalb, weil er nie dahinterkommen kann, was denn das mit dem heiklen Ding, das man Technik nennt, in seinem letzten, nur auf die Künstlerindividualität zurückzuführenden Grunde für eine Bewandtnis hat, und warum eine Kadenz in genau demselben Zeitmaß, nach genau derselben Vorschrift von zwei gleichwertigen Sängern gesungen, so ganz verschieden lautet; derselbe Kopf, von zwei gleichwertigen Malern gemalt, bei der gleichen äußeren Ähnlichkeit einen so grundverschiedenen Eindruck macht.

Als accessorisch nun zu diesem Wissen und Können, aber freilich auch obligatorisch tritt an den Kritiker noch eine ganze Reihe von Anforderungen heran, die wir wenigstens in flüchtigen Umrissen zu skizzieren haben.

Mußte er in das Land der Kunst und Dichtkunst, zu dem Künstler und Dichter selbst gehen, ja in diese eingehen, um sie in ihrem Streben, Vollbringen und Irren zu begreifen, muß er auch die Welt, aus der Künstler und Dichter ihre Stoffe nehmen, nicht minder genau kennen wie diese selbst. Wer will eine Gebirgslandschaft beurteilen, ohne im Gebirge; ein Seestück, ohne an und auf der See; ein Drama, eine Novelle, einen Roman, die in einer hohen, mittleren, niederen Schicht der Gesellschaft spielen, ohne in der betreffenden Sphäre verkehrt zu haben und, so zu sagen, zu Hause zu sein? Und wenn man einwendet, daß ja Dichter und Künstler auch oft genug, was sie nur von Hörensagen oder doch sehr oberflächlich kennen, mit kecker Stirn vortragen und schildern, so soll ja eben der Kritiker davon den Nachweis führen.

Er muß noch etwas genau kennen, was der Künstler, der, in sein Museum eingebannt, den eifrigen Blick nur auf seine Ziele gerichtet hält, manchmal zu seinem Schaden, im ganzen aber doch zu seinem Vorteil nicht oder doch nicht so genau kennt: das Publikum in seiner vorhin von uns geschilderten kaleidoskopischen Buntheit, seinen berechtigten und unberechtigten Wünschen, Neigungen, Sympathien, Antipathien, wahren Bedürfnissen und falschen Appetiten, seiner gesunden Stabilität und nervösen Launenhaftigkeit. Denn er soll ja eben der Makler sein, der zwischen Produktion und Publikum klug und ehrlich vermittelt; der Seelenarzt, der die geistige Diät überwacht, vor der ungesunden Nahrung warnt, die gesunde dringend empfiehlt; der brave Anwalt, der nur für die gute Sache eintritt, sie liege hüben oder drüben; der gewissenhafte Richter, der unentwegt nach den Gesetzen Recht spricht; wo der Fall

zweifelhaft, die Parteien zur Einigung mahnt, sie an die höhere Instanz der Zukunft verweist, bei der die Entscheidung liegt.

Brauche ich endlich darauf aufmerksam zu machen, welche hohen moralischen Qualitäten zur Ausübung so schwieriger, so delikater, so verantwortlicher Funktionen gehören? wie fest und konziliant, wie billig und gerecht, wie warm- und großherzig, wie integer vor allem in jeder Bedeutung des schönen Wortes der Mann sein muß? stolz genug, sich vor dem Murren und Drohen des Publikums, vor der zürnenden Majestät eines künstlerischen Jupiters nicht zu beugen, und wieder demütig genug, wo ihm ein Irrtum untergelaufen, sich zu demselben frank und frei zu bekennen?

Das ist das ideale Bild der Kritik, des Kritikers, wie er sein soll.

Und nun das Bild der Wirklichkeit!

Es wird kein sehr helles sein; aber fehlte es denn in den entsprechenden Bildern des heutigen Publikums, der heutigen Kunst an schweren Schatten? So wird sich denn auch die heutige Kritik gefallen lassen müssen, wenn man ihr manches, was sie lieber nicht hörte, nachsagt. Von beiden Seiten, d. h. von seiten des Publikums und von seiten der Produktion. Allerdings in sehr verschiedenem Text und sehr verschiedener Tonart. Denn wenn das Publikum über die Oberflächlichkeit der sich überstürzenden Tageskritik, die nachhinkende Schwerfälligkeit der Kritik der großen Revuen klagt; wenn es in seinem besseren Teile die Ausschweifungen einer Kritik mißbilligt, der es nur darauf ankommt, ihren Witz leuchten zu lassen vor den Leuten; in seinem schlechteren die gepfefferten Saucen noch lange nicht pikant genug findet — so sind diese Klagen meistens im allgemeinen gehalten, finden höchstens in einem speciellen Falle, an dem das Publikum zufällig lebhafteren Anteil nimmt, einen prägnanteren Ausdruck. Weshalb denn die Kritik vielfach recht zu haben glaubt, wenn sie den Spieß umdreht und die Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit beklagt, mit welchen das Publikum ihre wohlgemeinten Bemühungen hinnimmt, und die Leichtfertigkeit, mit welcher es die gewichtigsten Resultate ihres Bestrebens in den Wind schlägt.

Ganz anders und viel herber lauten die verschiedenen Urteile der Produktion über die Kritik; ja diese Urteile lassen sich wohl gar zusammenfassen in ein einziges Verdammungsurteil, in ein leidenschaftliches: Écrasez l'infame! Fort mit dem Unkraut, das ein böser Teufel in unsere Fruchtfelder gesäet! mit dem Meltau, der sich giftig an unsere goldenen Ähren klebt! fort mit diesen weisen Perücken, die keine Ahnung davon haben, von wo wir uns den Most holen, aber jeden Augenblick bereit sind, auf die Worte von hundert Magistern mit eigenen magisterlichen Worten zu schwören, daß aus dem Zeug, das sich so absurd gebärdet, nie ein Wein werden kann! fort mit den Grünlingen, denen der Wein beim ersten Trunk zu Kopf gestiegen und die nun an uns, den echten Zechern, ihren Jammer auslassen! fort mit all diesen seichten Schwätzern und dünkelhaften Herngroßen! diesen Falschmünzern unserer Intentionen ebenso wie der öffentlichen Meinung, im besten Fall hinüber und herüber betrogenen Betrügern!

Diese konzentrierte Philippika der Produktion gegen die Kritik ist nicht übertrieben. Jeder, der den wütenden Streit, welcher unlängst zwischen den Künstlern und der Kunstgelehrsamkeit bei Gelegenheit des „Neuen Rubens" entbrannte, verfolgt hat; wer da weiß, welche Ausdrücke fallen, wenn Künstler unter sich auf ihre Kritiker zu sprechen kommen; wie unablässig im geheimen Dichter und Schriftsteller gegen Litterarhistoriker und Recensenten frondieren, um gelegentlich dem lange angesammelten Groll in offener Klage und Anklage Luft zu machen — ich sage, jeder, der das weiß und kennt, wird mir recht geben. Und wird auch zugeben müssen, daß so manche dieser Klagen vom Standpunkte des Künstlers

wohl berechtigt ist. Aber freilich wird man dabei den Künstler immer an die Einseitigkeit eben dieses seines Standpunktes erinnern müssen; daran, daß die Kritik nicht bloß für die Produktion, sondern sehr wesentlich auch für das Publikum arbeitet, und daß die Produktion sich gewaltig irrt, wenn sie derselben die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der Existenz für sie selbst abstreitet. Denn wie kommt es, muß man fragen, daß derselbe Künstler, der den Tadel der Kritik so übel nimmt, gegen das Lob derselben nichts einzuwenden hat, während er sich doch principiell gegen Lob wie Tadel gleich streng verwahren müßte? Die Sache liegt eben so, daß er — zugegeben, was ich für mein Teil keineswegs zugebe: er könne ein für allemal nichts von ihr lernen — sie einfach deshalb nicht entbehren kann, weil er ein Echo aus dem Publikum haben muß und ein solches über die tiefe Kluft, welche die Produktion vom Publikum außer in wenigen, besonderen Fällen ein für allemal trennt, nicht herüberschallt. So nehme sie denn der Stolze als ein solches Echo, ohne das er gar bald an der eigenen lieblichen Stimme keine Freude mehr haben würde; als ein Bellen des Spitzes meinetwegen aus Nachbars Stall, ihm beweisend, daß er reitet.

Sie ist freilich viel mehr, die Kritik; ist, alles in allem, wahr und wahrhaftig die Stimme des Publikums. Nur freilich, daß der Künstler und das Publikum selbst nicht die erste beste dafür nehmen dürfen, die vielleicht die schlechteste ist; nur daß man die ehrliche, gewissenhafte, erleuchtete Kritik von der feilen, gewissenlosen, stumpfsinnigen zu unterscheiden wissen muß. Diese aber, die wahre Kritik, hat noch immer recht behalten, d. h. die Folgezeit hat ihre Aussprüche bestätigt; und wenn der Bannerträger der kritischen Kunst auch nur zu allen Zeiten wenige gewesen sind und sie heute — was ich keineswegs behaupte — an den Fingern herzuzählen wären — wann traten denn jemals die künstlerischen und dichterischen Genies in Scharen auf? und können wir denn heute einen ausschweifenden Staat mit ihnen treiben? Verlangt aber die Produktion, daß die Zunft der Kritiker wenigstens die Ignoranten und Obskuranten von sich stoße, bevor sie in ihren Augen auch nur einigen Anspruch auf Respekt erheben könne, so darf die Kritik wohl erwidern, sie wolle mit dem Reinigungsprozeß beginnen, sobald die Kunst mit der Vertreibung der Pfuscher und Bönhasen aus ihrem Gebiete den Anfang dazu gemacht. Ist doch die Kritik eine freie Wissenschaft und Kunst, in der es keine staatlichen Examina giebt so wenig wie in der Kunst selbst und der simple Magister dem vornehmen Herrn Geheimrat sehr, sehr weit „über" sein kann. Wo aber die Himmelssonne der Freiheit scheint, da soll man auch die Schatten, und seien sie noch so schwarz und schwer, hinnehmen als etwas, das neben den Segnungen des Lichtes sein muß und vielleicht, wenn auch widerwillig, nicht völlig Unsegen ist. Wie manche Kritik hat den Genius, den sie vernichten sollte, nur zu noch gewaltigeren Leistungen angespornt! wie manches herb-schnöde Urteil, indem es die edelmütigen Instinkte des Publikums wachrief, den geschmähten Künstler gerade zu dem Triumphe verholfen, um den man ihn bringen wollte! Ja, liegt doch in der Thatsache, daß jemand daran geht, für den Eindruck, welchen eine künstlerische Leistung auf ihn gemacht, einen Ausdruck zu finden, gegenüber unserer habituellen Zerstreutheit und Schlaffheit, eine stählende Kraft, wie in jeder Konzentration; ich möchte sagen: etwas Versittlichendes, etwas, das zur Wahrheit und Weisheit selbst den Widerwilligen und den Thoren lockt und zwingt; und so wäre es vielleicht gar nicht so unverdienstlich, wollte man, wie Lessing einst das Gute aus schlechten Büchern, so das Gute aus übrigens schlechten Kritiken excerpieren und zusammenstellen.

Freilich schaffen kann auch die beste Kritik eine gute Kunst und Litteratur so wenig wie der beste Arzt die Gesundheit. Wie dieser wird sie, bei aller Schärfe der Diagnose und Prognose, nur in weni-

gen Ausnahmefällen positiv fördernd in den natürlichen Lauf der Dinge eingreifen können und sich im übrigen darauf beschränken müssen, aus dem Wege zu räumen, was denselben hemmen und hindern könnte.

Der natürliche Lauf der künstlerischen Dinge ist aber die unverwüstliche Tendenz der beiden Hauptfaktoren, in den Ur- und Normalzustand zurückzukehren, in welchem, wie wir uns erinnern, eine aus dem Volke hervorgegangene Poesie und Kunst zu seinem Publikum nichts geringeres hatte als eben das sanges-, formen- und farbenfrohe Volk selbst, um in dessen Beifall oder Mißfall, froher Aneignung oder kühler Ablehnung Lohn und Strafe, d. h. die Kritik direkt, ohne Dazwischenkunft eines dritten Faktors entgegenzunehmen.

Eine volkstümliche, nationale Poesie und Kunst — das ist das Ziel, nach welchem — bewußt oder unbewußt — wir alle, die wir es ehrlich meinen: Künstler, Kritiker, Laien, streben, ringen; das wir alle herbeisehnen, erhoffen, erharren. Ein Sehnen, Hoffen, Harren wie auf den Messias, der das irrende, verirrte Volk sammeln und zurückführen soll in das gelobte Land, damit es dort in Freuden und Frieden lebe bis an das Ende aller Dinge. Und den das Volk nicht erkennen will in den Propheten, die da aufstehen und im besten Falle nur eine kleine Schar von Gläubigen finden, während sie doch, jeder einzelne von ihnen des guten Glaubens ist (oder es doch einmal in einer seligen Stunde war): er sei es wirklich, der Messias, und es sei nur schuld des störrigen, verstockten Volkes, wenn es ihn nicht in seiner himmlischen Mission erkenne.

Armes Volk, arme Propheten! ihr irrt! Der Messias wird niemals kommen, er sei denn bereits mitten unter euch. Und er ist es. Er ist eben dieses Sehnen und Harren, Streben und Ringen. Das ist die Heilskraft, da liegt das Heil. In dem mannhaften Ringen des Volkes nach staatlicher Macht und Größe, wie sie seinem inneren Vermögen entsprechen; nach politischer Einheit, die ja auch die Einmütigkeit des Denkens und Empfindens im Gefolge haben muß; nach bürgerlicher Freiheit, welche allein die Achtung vor dem Gesetze, dem durch das Mühen aller für alle gleich geschaffenen, garantiert. In dem heißen Streben der Dichter und Künstler, Werke zu schaffen, die eines so großen, so thatenfrohen, so freien, so loyalen Volkes würdig sind und wiederum, indem sie demselben unablässig seine Ideale vor Augen halten, es jener politischen und civilen Segnungen immer würdiger machen.

Illusionen, sagt der Leser; vielmehr er sagt es nicht! Es kann es keiner sagen, der noch an sein Volk glaubt und für den mit dem kritischsten Kopf seines Jahrhunderts die Erziehung des Menschengeschlechts kein leerer Wahn, sondern heiliger Glaube und die höchste Angelegenheit ist.

Und wenn in diesem unablässigen Streben von beiden Seiten die dritte Potenz ins Gedränge gerät, wohl gar überflüssig wird — nun, geschähe es, könnte es je oder wäre es seiner Zeit geschehen, niemand würde dessen froher gewesen sein als eben jener kritischste Kopf, der herausgefunden hatte: die Deutschen hätten kein nationales Drama, weil sie keine Nation seien.

Und der, hätte er es erlebt, daß die Deutschen eine Nation wurden und doch kein Drama, wie er es verlangte, hervortrat, ganz gewiß nicht verzweifelt wäre, er, der den Vollbesitz seines Teuersten: der Wahrheit, demütig der Gottheit überließ, für sich selbst nur um die Kraft des unablässigen Strebens bittend.

So schreiben wir denn, wir alle: Künstler, Kritiker, Laien, auf unser Banner des großen Mannes großes Wort: Streben, unablässiges Streben nach dem Wahren, Guten, Schönen!

In diesem Zeichen, oder in keinem, werden wir siegen.



Korrespondenzen.

Die erste internationale Kunstausstellung in Rom 1883.

Von

Ernst Koppel.

ach mannigfachen Verzögerungen ist dieerste internationale Kunstausstellung am 21. Januar in feierlicher Weise eröffnet worden. Es war dies ein bedeutungsvoller Moment für die nach langer künstlicher Zurückdämmung einer neuen, freien Entwickelung entgegenreifende Stadt. Auch die hier dem Menschen so gütig gesinnte Natur schien diesen Tag verherrlichen zu wollen, denn ein blaues leuchtendes Firmament umrahmte das farbenprächtige Gemälde der Auffahrt des durch die geschmackvoll hergestellte via triumphalis nahenden Königspaares. Das Licht, die geheimnisvoll zeugende Elementarkraft bildender Kunst, überglühte die ganze Feier wie ein strahlendes, glückverheißendes Symbol und erweckte Erwartungen, die leider nur zum kleinsten Teil in Erfüllung gegangen sind.

Das Ausstellungsgebäude ist aus einem bleibenden und einem provisorischen Teil zusammengesetzt. Das Hauptgebäude, welches eine bleibende Zierde der Stadt bildet, wendet seine Front der neuen via nazionale zu. Es steht auf der Grenze zwischen Quirinal und Esquilin, in der Nähe des Königspalastes des neuen Italiens.

Als eine der hervorragendsten Bauten des jungen Königreichs überhaupt zeigt es sich in einem den modernen Bedürfnissen angepaßten, dekorativ gehaltenen Renaissancestil, der in der reichen künstlerischen Ausschmückung der Mittelfront an das Barocke streift, in der Totalität jedoch eine durchaus harmonische Wirkung hervorruft. Die breite, an altrömische Muster mahnende Freitreppe führt zu einer dreischiffigen, zu den drei Portalen emporsteigenden Eingangshalle. Sie ist durch Vierstellungen korinthischer Säulen geteilt und von antikisierenden Rundgewölben überdacht. In ihrer imposanten Erscheinung erinnert sie einerseits an die Triumphbogen des alten Rom, andererseits an das Portal des deutschen Reichstagsgebäudes in dem Entwurf von Bohnstedt. Der zu dem weithin leuchtenden Bau teilweise verwendete Travertin, eine Steinart von uralt ehrwürdiger Tradition — ist er doch das Material, aus dem ein großer Teil der antiken Bauten bestand und noch besteht —, präsentiert sich sehr schön. So leitet alles in dieser einzigen Stadt auf die mächtige Vergangenheit zurück.

Leider ist die Beteiligung des Auslandes an dieser ersten internationalen Kunstausstellung des geeinigten Italiens eine äußerst geringe. Es ist vielmehr eine fast durchaus italienische Zusammenstellung von Bildern, Skulpturen und Erzeugnissen der Kunstindustrie. Die Gründe dieser geringen Beteiligung sollen hier nicht näher untersucht werden, obgleich die Thatsache auffallend genug und zu manchen Vermutungen Anlaß giebt. Eine gewisse Scheu mag diesen oder jenen tief und zart empfindenden Künstler abgehalten haben, sich im Centrum zweier Kunstepochen, wo die größten Meisterwerke aller Zeiten unwillkürlich zu Parallelen herausfordern, dem Urteil der Menge bloßzustellen; für die große Masse der Enthaltsamen aber ist dieser Grund nicht stichhaltig. Immerhin aber bleibt diese geringe Beschickung der Ausstellung von seiten des Auslandes zu beklagen; wird doch dem italienischen Publikum dadurch die Möglichkeit eines Vergleichs genommen, der gerade hier recht heilsam wirken könnte, wo man, meistens an die Scholle gebannt, von fremden Leistungen auf den meisten Gebieten nur eine unzureichende oder einigermaßen kindliche Vorstellung hat.

Wer also eine internationale Versammlung von Kunstwerken erwartet hat, wird sich von

vorherein enttäuscht finden. Aber auch die Einteilung leidet unter dem Mangel fremder Arbeiten, da infolge dessen eine Gruppierung nach Nationalitäten, wie es doch der Brauch ist, nicht durchzuführen war. So finden sich Italien, Österreich, Deutschland und Frankreich in friedlichem Verein beisammen, und mancher vielgeplagte Politiker wird dieser Zusammenstellung gegenüber einen wehmütigen Seufzer schwerlich unterdrücken können. Die Anordnung der Innenräume an sich verdient dagegen uneingeschränktes Lob. Die Räume des Erdgeschosses sind der Skulptur, die der oberen Abteilung der Malerei und die diese umschließenden Galerien und sonstigen Räumlichkeiten der Kunstindustrie gewidmet. Die große Vorhalle, der säulengetragene, gekuppelte Mittelraum, die mächtige, für Festlichkeiten und Konzerte bestimmte Glashalle machen einen durchaus würdigen Eindruck und gereichen dem Baumeister P. Piacentini zu hohem Lobe. Auch die Kosten des Baues, die sich auf mehr als zwei Millionen Lire belaufen, scheinen dem Geleisteten gegenüber nicht zu hoch gegriffen.

Wenn nun auch Italien in auffallender Weise quantitativ die fremde Kunst überragt, so ist auf diese künstlerisch doch das Hauptgewicht zu legen. Meister wie Matjeko, Siemiradski, Rosa Bonheur, Alma Tadema, Gallait (ein deutscher Name von gleicher Bedeutung ist hier nicht anzuführen) finden sich unter den Italienern nicht. Ersterer beherrscht die überhaupt spärlich vertretene Historienmalerei mit seinem weiten Kreisen bereits bekannten Kolossalgemälde: „Huldigung Königs Sigismund I. von Polen durch Albrecht von Brandenburg am 1. April 1515." Es giebt kaum einen zweiten modernen Maler, der so umfangreichen und figurenreichen Schöpfungen eine bis ins Detail gleich liebevolle und lebenswahre Ausführung angedeihen läßt. Der Künstler ist gleichzeitig ein Kolorist, der keine Rivalität zu scheuen braucht; allein die Farbe ist ihm nie Selbstzweck, sie ist nicht das schillernde Gewand, welches Larven zu verhüllen bestimmt ist, wohl aber verleiht sie dem festen Gefüge der Komposition und Zeichnung das blühende Leben. Mit spielender Leichtigkeit beherrscht der Künstler die vielverschlungenen Farbentöne, und hier ist es der große Virtuose, der die Bewunderung herausfordert; scheint es doch, als suche er absichtlich Schwierigkeiten, um die Unfehlbarkeit, mit der er dieselben überwindet, darzuthun.

Siemiradski hat auch ein Deckengemälde von kolossalem Umfange ausgestellt, das in reicher Phantastik eine Fülle allegorischer und mythologischer Gestalten zeigt. Das nicht günstig aufgestellte Werk ist zwar nicht durch Klarheit und Einheitlichkeit des Gedankens, wohl aber durch meisterhafte Technik ausgezeichnet. Namentlich imponiert die Kühnheit und Sicherheit der Zeichnung; wie denn beispielsweise die bei dergleichen schwierigen Experimenten nur zu oft verfehlten Verkürzungen hier mit überlegener Meisterschaft behandelt sind. Im geschlossenen Raum, als dekorativ wirkender Plafond dürften die Vorzüge des eigenartigen Gemäldes erst völlig hervortreten.

Alma Tademas Darstellungen aus dem Leben des antiken Rom sind einem größeren kunstliebenden Publikum seit lange vertraut. Die drei ausgestellten Gemälde des Künstlers sind denn auch keineswegs neu, sondern durch den Stich bereits weit und breit bekannt geworden. „Das Fest der Weinlese im antiken Rom" und das „Atelier eines römischen Bildhauers" waren bereits im Pariser Salon von 1874 und 1873, das „Römische Maleratelier" ebendaselbst im Jahre 1875 ausgestellt.* Neues ist über diese Bilder daher nicht zu berichten; sie wecken hier wie überall Bewunderung; allerdings kommt hier noch ein gewisses Etwas hinzu, welches man versucht ist, lokales Interesse zu nennen. Bisher war den Römern der Anblick von Gemälden versagt, welche mit so großer Kühnheit und gleichzeitiger, auf intimstem archäologischen Wissen beruhender Vertiefung Scenen aus dem privaten Leben des alten Rom darstellen, da die moderne Kunst, wenn sie sich dem Altertum zuwendet, fast nur historische Stoffe zu gestalten pflegt. Tadema hat sich die Errungenschaften der Archäologie mit weisem Sinne zu eigen gemacht, und wenn seine Gemälde dennoch einen gewissen modernen Zug nicht verleugnen, so bringt dieser Umstand sie dem Geschmack und Verständnis des großen Publikums um so näher. Alles in allem üben diese durch einen Meisterpinsel hervorgezauberten Darstellungen antiken Lebens auf dem Boden der ewigen Stadt einen erhöhten Reiz aus. Lokale oder persönliche Beziehungen erweisen sich selbst bei wirklichen Kunstwerken als der stärkste Magnet für die Menge.

Rosa Bonheur ist nicht nur, trotz ihres Geschlechts, der größte Tiermaler der Gegenwart, sie ist auf der Ausstellung überhaupt eigentlich ohne Rivalen, einige wenig umfangreiche und unbedeutende Arbeiten ausgenommen. Ihr stolz aus dem Waldesdunkel dem Beschauer entgegenschreitender Hirsch, die mit wunderbarer Kraft auf die Leinwand gebannten „Wildschweine", der mit erstaunlicher Technik gemalte „Eselskopf" zeigen die merkwürdige Frau auf der Höhe ihrer realistischen und doch stets die Grenzen eines Kunstwerkes innehaltenden Meisterschaft. Man muß der Malerin das Prädikat einer „Psychologin des Tieres" zuerkennen; ist es doch nicht nur die äußere Erscheinung, son-

* Die beiden letzten Bilder auch auf der Berliner akademischen Kunstausstellung von 1874.

Anmerk. d. Red.

dern eine Veranschaulichung des so wenigen erkennbaren Innenlebens des Tieres, was sie in jedem neuen Bilde dem Beschauer bietet. Es ist bezeichnend, daß es eine Französin ist, deren Kunst Eigenschaften zeigt, die bei dem weiblichen Geschlecht und dessen Kunstübung nicht eben häufig zu finden sein dürften, als da sind: Energie, ungetrübte Sicherheit des Auges und der Hand, tiefer Naturblick und manches andere. Das Wesen der Französin nähert sich eben mehr dem des Mannes, und sie nimmt an seinem Streben und Ringen wenn auch keinen innigeren, so doch jedenfalls einen thätigeren Anteil, als es bei den übrigen civilisierten Nationen der Fall ist. So verkörpert Rosa Bonheur gewisse Seiten des französischen Frauencharakters und erhöht dadurch die Anziehungskraft, die ihre Kunst, frei von jeder Nebenbedingung, in so hohem Grade ausübt.

Wenn eben erwähnt wurde, daß die Ausstellung an Darstellungen aus dem Tierleben überaus arm sei, so ergeben sich aus diesem Umstande weitere, für die moderne italienische Kunst charakteristische Betrachtungen. Die Natur an und für sich übt wenig Reiz auf den Italiener aus, wie er denn beispielsweise Fußwanderungen in schöner Gegend durchaus nicht als eine Quelle des Genusses zu begreifen vermag. Er schätzt die Natur nur von der praktischen Seite; soweit sie nützt, ist sie ihm ans Herz gewachsen, das übrige erscheint ihm als Sentimentalität. Dieser geringe Anteil an der umgebenden Natur drückt auch den nicht allzu zahlreichen Landschaftsbildern den Stempel auf. Man kopiert ein Stück Natur, ungefähr wie man es vorfindet, oft mit scharfem Blick für die äußere Erscheinung, aber ohne liebevolles Versenken in die jeweilige Eigentümlichkeit, ohne Eingehen in Charakter und Stimmung. Namentlich letztere ist dem Italiener fast nur dem Namen nach bekannt, wie die lyrische Poesie dieses Landes, welches eine so große Litteratur aufweist, bestätigt.

Es ist kaum möglich, von den Gemälden italienischer Landschafter irgend welche als der Beachtung besonders würdig hervorzuheben. Hier und da sind tüchtige Eigenschaften bemerkbar, nirgends aber zeigt sich eine wirkliche künstlerische Eigenart, bei der Wollen und Können sich decken. Auch hier ist es wieder ein Ausländer, ein Norweger, Normann Adelsteen, der durch zwei seiner Heimat entlehnte Landschaften die übrigen um Hauptеslänge überragt. Dieses innige Verhältnis zur Natur, dieses liebevolle Belauschen ihres Wesens ist nur den germanischen Nationen eigen. Die Verschiedenheit der Naturauffassung, welche auf dem tiefsten Grunde des Gemütes wurzelt, ist einer jener unausfüllbar scheinenden Abgründe, welche Germanen und Romanen voneinander scheiden.

Charakteristisch für die Empfindungsweise des modernen Italiens ist ferner der Mangel an religiösen Bildern im Vaterlande religiöser Kunst, die so herrliche Blüten gezeitigt, und was davon vorhanden, ist anempfunden oder dient nur als Vorwand zur Darstellung gestaltenreicher Vorgänge, wie das große, nicht vollendete Gemälde von Michetti: „Das Gelübde.“ Dieser Maler besitzt übrigens eine bedeutende Naturauffassung, wie mehr noch als das in seiner jetzigen Gestalt nicht endgültig zu beurteilende Gemälde die neben demselben ausgestellten Studienköpfe für dasselbe beweisen. Es ist ein fast brutal zu nennender Realismus, der dem Beschauer hier entgegentritt, der in seiner Wahrheit aber dennoch zur Anerkennung zwingt. Ein Werk von hervorragender Bedeutung jedoch ist das große Gemälde von Ferrari: „Via dolorosa“ betitelt. Es stellt die Rückkehr der drei Marien von Golgatha dar und redet eine eindringliche Sprache, wenn es auch in der Komposition nicht ganz selbständig erscheint, was bei der Fülle großer Vorbilder, wie sie die italienische Kunst aufweist, kaum einen Tadel bedeutet. Es ist nicht nur das hervorragendste religiöse Gemälde, sondern eins der bedeutendsten der Ausstellung überhaupt. Es zeichnet sich durch rein menschliche Auffassung, frei von jedem dogmatischen Beiwerk, wie durch Adel der Empfindung aus. Auch die harmonische Abtönung des Kolorits, die weise Verteilung von Licht und Schatten, das künstlerische Raumgefühl sind Vorzüge, die man bei der Mehrzahl der ausgestellten Arbeiten nur zu sehr vermißt.

Die geringe Bedeutung, welche die religiöse Kunst naturgemäß im neuen Italien beansprucht, ist durch kein künstlerisches Gegengewicht ausgeglichen; es ist bis jetzt eben nichts annähernd Gleichwertiges an deren Stelle getreten, und ebenso scheint die einst so blühende Kunst des Porträts mit den großen Meistern ins Grab gesunken zu sein. Von großen Historienbildern seien noch angeführt: „Christus imperat“ von Laccetti und „Ein Sieg des Christentums zur Zeit Alarichs“ von Tallone, letzteres übrigens nicht vollendet, beide der Völkerwanderung entlehnt, sowie: „Die letzten Stunden der Freiheit Sienas“ von Aldi, Werke, in denen wenigstens ein bedeutender Gehalt erfreulich wirkt. Der vaterländischen Geschichte der Neuzeit ist das große Schlachtenbild des Neapolitaners Michele Cammarano entlehnt: „Der Kampf von San Martino am 24. Juni 1855.“ Es zeigt König Viktor Emanuel inmitten seiner Truppen, wirkt aber durch krassen Realismus eher abstoßend als anziehend, trotzdem eine gewisse Kraft und Kühnheit nicht zu verkennen ist. Der mit glücklichem Talent begabte Künstler hat in kleineren Gemälden bereits Besseres geleistet,

und so ist anzunehmen, daß seine Begabung für einen so großen Gegenstand wie den gewählten nicht ausreiche.

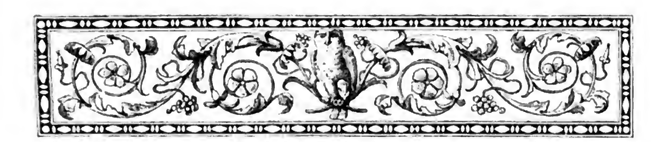
Es ist überhaupt eine eigentümliche Erscheinung, daß sich in der modernen italienischen Malerei eine Fülle von Eigenschaften findet, die in ihrer Vereinigung höchst schätzenswerte Arbeiten zu Tage fördern müßten, vereinzelt aber, wie sie auftreten, selten ein Gefühl der Befriedigung hervorrufen. Vor allem ist es der instinktiv scharfe Blick für die Außenwelt, die leichte Auffassung und prägnante Wiedergabe des Geschauten, was sich in der Mehrzahl der gestellten Arbeiten ausdrückt. Dieser Umstand mag auch der Grund für die Überflutung mit Genrebildern aller Art und Größe sein, welche der Ausstellung den Stempel aufprägen. In der Ausführung dagegen macht sich durchgängig eine bedenkliche Flüchtigkeit, ein Mangel an Vertiefung in den jeweiligen Gegenstand wie die Abwesenheit künstlerischen Raumgefühls bemerkbar. Auch der Farbensinn ist nur unvollkommen entwickelt, wenn sich auch hier und da Ansätze zu koloristischer Kunst zeigen. Alles in allem scheint die italienische Kunst in ein neues Kindheitsalter getreten zu sein. Keime neuer künstlerischer Entfaltung sind, wie es bei diesem hochbegabten Volke nicht anders zu erwarten ist, vorhanden, diese aber bedürfen unausgesetzter Pflege, um Blüte und Frucht zu zeitigen. Bis jetzt scheint der Begriff der Kunst den modernen Italienern nur in einem mehr oder weniger oberflächlichen, in der Malerei möglichst bunten Scheinen zu bestehen; das Wesen der Dinge zu erfassen und wiederzugeben, muß das Ziel sein, nach welchem sie zu ringen haben, und hier wäre die deutsche Kunst der Gegenwart in ihren hervorragendsten Vertretern geeignet, als Vorbild zu dienen, während nach der technischen Seite hin die Franzosen als Leiter empfohlen werden können, um so mehr, als eine gewisse Verwandtschaft in der Technik dieser beiden Nationen zu erkennen ist, die aber bei den Franzosen fertig und bedeutend erscheint, während die italienische noch die Wege sucht, auf denen sie vorzuschreiten hat. So mag sich dereinst bei steter Selbsterziehung eine neue nationale Kunst im uralten Vaterland derselben herausbilden. Vorläufig ist sie noch nicht vorhanden. Auf dieser ersten Ausstellung drängen sich Impressionisten, Naturalisten (diese in erschreckender Überzahl), Realisten, und wie die mannigfachen künstlerischen Schlagworte heißen mögen, wahllos durcheinander. Dieses plan- und ziellose Tasten stimmt nachdenklich; fehlt doch jede Richtung auf bestimmte Ziele, ohne welche die Kunst jederzeit als etwas durchaus vom Zufall Abhängiges, Willkürliches erscheint.

Die im ersten Saale des oberen Geschosses der Ausstellung befindlichen Aquarelle zeigen eigentümlicherweise ein weit durch- und ausgebildeteres Können als die zahllosen Ölgemälde. Hier wäre manche anerkennenswerte Arbeit zu verzeichnen, wenn es angesichts des gegebenen Raumes nicht zu weit führen würde. Unstreitig ist in diesem Saale in mancher Beziehung das Beste gegeben, was die italienische Kunst unter 1700 Gemälden und 500 Skulpturen in Marmor und Bronze aufzuweisen hat.

Was oben von der Malerei im allgemeinen gesagt worden, gilt in wenn möglich noch höherem Grade von der Skulptur, wenn hier auch das technische Können, das eigentliche Handwerk bedeutender ausgebildet ist. Auf dem Boden Roms, der Fund- und Aufbewahrungsstätte antiker Meisterwerke der Skulptur, erscheint das Gebotene noch unbedeutender, als es an und für sich ist, aber das kleinlich Genrehafte, das malerisch Unplastische der Mehrzahl der ausgestellten Arbeiten würde sich überall unliebsam vordrängen. Das Genrehafte ist es überhaupt, was der modernen italienischen Kunst die bestimmende Physiognomie giebt.

Wendet man sich aber von den der Kunst geweihten Räumen zu denen der Kunstindustrie, so wird man durch eine Fülle schöner und zweckmäßiger Arbeiten einigermaßen entschädigt. Hier zeigt sich der italienische Geschmack von seiner glänzendsten und liebenswürdigsten Seite. Namentlich die virtuose Ausbildung des dekorativ wirkenden Teiles der Kunstindustrie fesselt Schritt für Schritt. Nächst den zahlreichen holzgeschnitzten Möbeln, verschieden in Art und Stil, sind es besonders die Majoliken, die neapolitanischen Fayencen, die römischen und Florentiner Mosaiken, das venetianische Glas, in welchen Zweigen das Kunsthandwerk Triumphe feiert. Auch Gold-, Silber- und Bronzearbeiten sind in Schmuck- wie zahllosen sonstigen Gegenständen in reicher Auswahl vorhanden; die Kunstthätigkeit dieses in einer neuen Entwickelung begriffenen Volkes scheint vorläufig in der Kunstindustrie zu gipfeln, die zugleich manche liebenswerte Seite des Volkscharakters widerspiegelt und so zum Ausdruck nationaler Eigentümlichkeiten wird, wie es die moderne Kunst nur sehr unvollkommen und in nicht eben günstiger Weise ist.

Die diesjährige Ausstellung ist bestimmt, die erste in einer langen Reihe zu sein, denn nach dem Muster des Pariser Salon soll dieselbe alljährlich wiederholt werden. So bleibt zu hoffen, daß, angespornt durch die in Zukunft hoffentlich regere Beteiligung des Auslandes, wie durch stufenweise Entwickelung der eigenen Kräfte, die künstlerischen Bemühungen des nach allen Seiten emsig strebenden und ringenden neuen Italiens mit Erfolg gekrönt werden.



Litterarische Mitteilungen.

Göthes „Fischerin".

Ein Gedenkblatt
von
Karl Neumann-Strela.

In seinem Gartenhause, im Frieden tiefer Natureinsamkeit, hat Göthe die „Fischerin" gedichtet. Bei seinem vielbewegten äußeren Leben, um in der Stille Ruhe und Sammlung zum Schaffen zu finden, trieb es ihn immer wieder aus der Stadt in das „niedere", vom „grünen Flor schlanker Bäume" überragte Haus. Ob er das Singspiel in jener schmalen Kammer diktierte, in der sich der Schreibtisch, ein Polsterstuhl und eine Bank befand? Langsam den winzigen Raum durchschreitend und sich oft näher zum Schreiber wendend, glaubt man ihn wie auf dem Bilde von May zu sehen: das Haupt erhoben, Augen und Stirn „voll Pracht und Glanz". Durch das Fenster, an das die vom Frühlingswinde bewegten Zweige klopften, blickte er zuweilen über die Wiese und auf den Fluß. Dann schwebte ihm wohl der Abend vor, an dem er die Ufer beleuchten ließ: „in Rembrandtschem Geschmack, in einem wunderbaren Zaubergemisch von Hell und Dunkel". Die Herzogin-Mutter und Wieland waren entzückt, und dieser über Erwarten glückliche Erfolg bestimmte ihn, die „Fischerin" zu dichten. Zur Darstellung im Parke zu Tiefurt bestimmt, versprach er sich von der Hauptscene, der Beleuchtung des Flusses durch Feuer und Fackelschein, wieder die größte Wirkung.

Das Singspiel wird in wenigen Tagen entstanden sein. Corona Schröter, die treffliche Sängerin und gewandte Komponistin, schrieb die Musik dazu. Bevor die Proben begannen, kam Göthe öfter nach Tiefurt hinaus, um den „natürlichen Schauplatz" abgrenzen und ordnen zu lassen. Wie häufig, seit er in Weimar war, hatte ihn schon ein Roß aus dem Marstall nach diesem „Wunder von Kleinheit" gebracht! Kaum schien die Morgensonne ins Webicht, den Wald, der das Lustschloß mit der Stadt verbindet, so sprengte Göthe in Begleitung des Herzogs daher. Die Herren trugen das Wertherkostüm: den blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, Stulpstiefel und Lederhosen, gepudertes Haar und Zopf. Sie wollten den Prinzen Konstantin, den Bruder des Herzogs, besuchen, der dort mit seinem Erzieher Ludwig v. Knebel wohnte; und wenn es sich fügte, daß sie in der Schenke Musik vernahmen, verschmähten sie auch wohl nicht, ein „Miesel" im Tanze zu drehen.

Das war noch in der ersten, in Weimars lustiger Zeit. Prinz Konstantin, eine schwächliche, krankhafte Natur, war meist traurig gestimmt. Seine Liebe zu einem Fräulein v. Ilten rief den Widerspruch des ganzen Hofes hervor, und durch den Tiefurter Aufenthalt, der drei Jahre währte, hoffte man ihn von seinem „Wahne" zu heilen. Gäste, Musik, Illuminationen und ein auf einer Brücke angelegter Tanzplatz sollten ihn zerstreuen. Dann ging er auf Reisen, und seine Mutter, Anna Amalia, die sich in diesem Parke stets wohlgefiel, nahm nun von Tiefurt Besitz.

Ein perlgraues Oberkleid über dem braunseidenen Rocke, ein Blümchen im Toupet, den Fächer in der Rechten und den Pompadour mit Riechfläschchen, Spanioldose, Jou-jou und einem Buche am Arm: so ging die Fürstin den Berg zur Linde hinan, um dort die Anlage neuer Wege, den Bau einer zweiten Brücke, das Jäten und Pflanzen zu überblicken. Zahlreiche Arbeiter waren geschäftig, den Park nach dem Vorbilde der Wörlitzer Anlagen umzuschaffen. Das Gehölz, welches sich am Flusse über die Hügel erstreckt, wurde bedeutend gelichtet und in einen Zustand versetzt, daß sich

Faunen und Nymphen, wie Anna Amalia meinte, desselben nicht länger zu schämen brauchten. Wieland geriet in Entzücken, als er diese Veränderung sah.

Göthe erteilte der Herzogin guten Rat. Auf seinen Vorschlag wurde der Eingang erweitert und die auf Säulen ruhende Verbindung zwischen dem Hause und dem Seitenflügel errichtet. Ein Tempel entstand, der Freundschaft geweiht, und zwischen den Eichen und Buchen wurde ein Amor, die Nachtigall fütternd, mit einer Inschrift von Göthe angebracht. Bevor noch das Ganze fertig war, kamen Karl August und seine Gemahlin Luise, um die neuen Anlagen zu betrachten, und nach der Vollendung gab es ein Fest mit Böllern, Ehrenpforten, Tanz, Serenade und Feuerwerk.

Der unentbehrlichste Freund der Herzogin, war Wieland oft wochenlang in Tiefurt. Dort, wenn die Mitteilung begründet ist, hat er sie Griechisch gelehrt. Unter den Eichen hielt er ihr einen Vortrag über Litteratur, während sie Strumpfbänder für Frau Rat Göthe in Frankfurt stickte. Die Ankunft Karl Augusts und Göthes machte ihr stets die größte Freude; schon aus der Ferne vernahm sie das Wiehern der Rosse und Peitschenknallen. Fräulein v. Göchhausen, das „Neldchen", war beständig in ihrer Begleitung, und außer der Herzogin Luise nebst ihren Damen stellten sich geistvolle Frauen fast täglich aus Weimar ein. Charlotte v. Stein und die Gräfin Werther, Corona Schröter, die „Krone", und Amalie v. Kotzebue: sie kamen in Kutschen oder zu Fuß, von ihren Freunden begleitet. Da waren die Kammerherren v. Einsiedel und v. Seckendorf, gewandte Gelegenheitsdichter und fertige Spieler auf Geige und Violoncell; der Schatzmeister Bertuch, der seine Stirn in bedenkliche Falten legte, wenn er an die vielen Ausgaben und die zuweilen dürftige Kasse dachte; der „Allerweltsmann" Bode aus Braunschweig, einst Hautboist, dann Buchdrucker und später Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, mit der er nach Weimar kam. Er wirkte im Orchester mit, schrieb Stücke und spielte gern die ersten Rollen.

Auch Musäus, dessen „Physiognomische Reisen" Beifall fanden, war in Tiefurt willkommen. Auf dem Wege nach seinem Gartenhause, die Schreibmappe unterm Arm und die „Kaffeekanne" in der Rechten, mag es ihm wohler gewesen sein. Herder und seine Frau, deren und Wielands Kinder wurden dort gern gesehen. Die Fürstin liebte es zuweilen, eine Kinderschar in ihrem Garten zu versammeln. Die Kleinen erhielten Obst und süße Milch, die anderen Kaffee und ein Souper. Auf dem Platze vor dem Pavillon, am Ausgang der Allee, die hinter dem Schlosse beginnt, war die Tafel errichtet. Becher- und Saitenklang, Scherz und Frohsinn belebten den Kreis. Man neckte sich gern, ohne empfindlich zu sein, und besonders, wenn die Komödie vorüber war, wollte das Necken kein Ende nehmen.

Wie in Ettersburg und Belvedere, wurde auch der Tiefurter Park zur Komödie benutzt. Dort auf dem Mooshüttenplatze ward Göthes Geburtstag mit der Aufführung eines chinesischen Schattenspiels: „Die Geburt der Minerva", gefeiert. Hinter einem weißen Vorhange trat Karl August als Vulkan, der Maler Kraus als Jupiter, Corona Schröter als Minerva auf. Jupiter hatte die Metis verschlungen und klagte über Kopfschmerz. Ganymed und Äskulap wollten ihm helfen, bis ihm Vulkan mit einer Eisenstange den mächtigen Kopf zerschlug. Da stieg aus diesem Kopfe von Pappe Minerva hervor, und aus dem Buche des Schicksals erklärte sie den 28. August für den glücklichen Tag, an dem einer der weisesten und besten Männer geboren sei. Ein geflügelter Genius, Göthes Namen tragend, schwebte herab, und in den Wolken, von einem Strahlenkranze umgeben, erschienen Iphigenie und Faust.

Ein anderes, auch vor der Mooshütte gespieltes Zauberstück: „Das Urteil des Midas", fand weniger Beifall. Die Muse suchte die Perücke zu entfernen, mit der Midas seine Eselsohren bedeckte. Die Zuschauer waren zerstreut; das Gespräch wandte sich Herrn v. Villoison, einem französischen Gelehrten, zu, von dem man Verse erwarten konnte. Der beleibte, gutmütige und kenntnisreiche Herr war über ein Jahr der Gast der Herzogin, und ihn hatte sie ausersehen, die Inschriften zu den Büsten ihrer „Lieblinge" zu fertigen, die ihnen im Parke errichtet werden sollten. Wieland, Göthe und Herder wurden dort „aufgestellt", und das Gespräch während der Aufführung drehte sich um die Frage, wie Villoison, dem das Dichten Mühe machte, seine Aufgabe lösen würde? Nach den Worten der Herzogin brachte er „ein ganzes halbes Dutzend" Inschriften hervor, die aber verschollen sind. Wurden sie für die Büsten Göthes und Herders benutzt? Diese, einst feierlich aufgestellt, sind längst aus dem Parke verschwunden; nur Wielands Büste, deren Sockel aber Verse von Göthe trägt, steht noch auf dem Platze, den ihr die Fürstin bestimmte.

Wer heute den Park betritt und sich zur Hügelkette jenseits des Flusses wendet, liest Herders Namen auf einer Tafel, die von einem Steinhaufen gehalten wird. Moos und Epheu überdecken, Tannen überragen ihn. Eine feierliche Stätte, dunkel wie der ganze Weg, den Eichen, Buchen, Linden, Erlen und prächtige Hollunderbüsche säumen. An diesem Wege, die Nachtigall fütternd, hockt der steinerne Amor über einer Grotte. Zwei unscheinbare Denkmäler sind in der Nähe: das eine ist dem

Bruder der Herzogin, dem Prinzen Leopold von Braunschweig, das andere ihrem früh verblichenen Sohne Konstantin geweiht. Hier, wo sie der Toten gedachte, herrscht Dämmerung selbst am sonnigen Tage; aber hell und freundlich ist es diesseits des Flusses, wo rote und blaue Blumen blühen: um den Pavillon, den Freundschaftstempel und unsern des Platzes, wo eine Säule den Namen Mozart trägt.

Sein Bild — auch die Herzogin war Komponistin — bestimmte sie für das beste Zimmer im Schlosse. In Wahrheit ist dasselbe nur ein gewöhnliches Haus, zweistöckig, mit kleinen Fenstern, stattliche Kastanien davor. Im Inneren ist der erste Eindruck der einer riesigen Antiquitäten-Sammlung, denn die Gemälde, Kupferstiche, Lithographien, Schattenrisse, Möbel, Pagoden, Fächer, Teller, Tassen und Gläser sind kaum zu zählen. Treffliche Büsten und Bildnisse fesseln den Blick: die Göchhausen, Einsiedel als Jüngling und Greis, Luise v. Rudorf, später Knebels Gattin, der Engländer Gore und seine Tochter Elisabeth. Auch die Herrin von Tiefurt blickt aus dem Rahmen herab. Sie hat große, kluge Augen, geistvolle Züge, eine freie Stirn, zierliche Lippen und eine „braunschweigische" Nase; es ist ein Gesicht, dem man gut sein muß. Das Bild stammt aus ihren jüngeren Jahren, als sie noch fleißig auf den Gutshof ging, den eine Mauer vom Schlößchen trennt. Ein kleines Bild zeigt Amalia in ländlicher Kleidung, auf dem Hofe Tauben und Hühner fütternd. Nach der Ernte kamen die Schnitter und Winzer mit ihren Mädchen in den Park, wo Lust und Freude bis zum Morgen herrschte, und in den Feiertagen ließ die Fürstin in der größten Scheune zum Tanze aufspielen und tanzte wohl selbst mit den Bauern.

Ob das Porträt der „marmorschönen" Corona Schröter, das dem der Herzogin gegenüberhing, noch im Schlosse vorhanden ist? Oder wurde es später dem Weimarer Museum einverleibt? Wer es in Tiefurt sah, dem wurde die Trennung schwer, und beim Anblick dieser strahlenden Augen und leuchtenden Stirn mußte er der Worte des Meisters gedenken:

> Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
> Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
> Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Sie war bekanntlich zwanzig Jahre, als sie auf Göthes Wunsch nach Weimar kam. Dort und in Ettersburg trat sie als Iphigenie auf; ihr und Göthe als Orest, wie es Kaulbach so trefflich dargestellt, wurden die reichsten Kränze zu teil. In Leipzig zur Sängerin gebildet, hatte sie dort auch Unterricht im Komponieren erhalten, und als nun „Die Fischerin" einen „musikalischen Hintergrund" bekommen sollte, wurde Corona damit betraut. Vielleicht sandte ihr der Freund aus seinem Gartenhause die einzelnen Lieder, sobald er sie gedichtet oder den Herderschen Volksliedern entnommen hatte? Corona mochte noch fleißig komponieren, als Göthe schon in Tiefurt war, um den „natürlichen Schauplatz" ordnen zu lassen.

Nicht mehr im Wertherkostüm, wie in der ersten, der lustigen Zeit, ritt er jetzt nach dem Parke hinaus. Die Ernennung zum Geheimrat und die Erhebung in den Adelstand verlangte eine gewisse Förmlichkeit, die sich auch im Äußeren zeigen mußte. Man denkt sich ihn im dunklen Rocke, das weiße Halstuch fester als sonst geknüpft. So wird er zum Zwecke des Komödienspiels die Flußufer besichtigt, den Arbeitern befohlen, die Proben geleitet haben.

Corona spielte das Dortchen, der Konsistorialsekretär Seidler den Niklas, der Hoftanzmeister Aulhorn den Vater. Nach der ersten Probe vergingen noch vier Wochen; am 22. Juli 1782 fand die Aufführung statt. Arme Frau v. Stein, die mit dem Dichter ein wenig schmollte und deshalb zu Hause blieb! Aber der ganze Hof war versammelt, um den sich, Frau Charlotte in ihrem Schmollstübchen abgerechnet, die gesamte Tafelrunde scharte; auch die Gräfinnen Egloffstein und Bernstorff und Frau v. Berlepsch mochten erschienen sein.

Die Zuschauer hatten den Fluß vor Augen. Die herbeigeströmte Menge durfte sich auf der Brücke drängen, um von dort das Schauspiel zu genießen. Ein Signal — und unter den Erlen, wo Fischerhütten standen, begann Dortchen das Lied vom Erlkönig. Die Männer erwartend und auf ihr Säumen scheltend, vertrieb sie sich die Zeit mit Gesang. Nach einem zweiten Liede: „Für Männer uns zu plagen, sind leider wir bestimmt", kam sie auf den Einfall, den Eimer zu verstecken und ihr Hütchen ins Gebüsch zu hängen; der Vater und Niklas sollten glauben, daß sie ertrunken sei. Die Männer erschienen, doch Dortchen vermissend, verwandelte sich ihr Frohsinn in Sorge um sie. Niklas fand den Hut, und da nun auch der Vater an ein Unglück dachte, wurden die Nachbarn geweckt. Die Fischer zündeten Kienspäne zum Leuchten an, und überall am Ufer und auf dem Flusse tauchten Fackeln und Feuer auf.

Das war nun die Hauptscene, jenes „wunderbare Zaubergemisch von Hell und Dunkel", von dem sich Göthe wieder die größte Wirkung versprochen hatte. Jubelnder Beifall der Zuschauer lohnte ihm seine Mühe. Ein schöneres Bild, erklärte er, hätte man selten gesehen, und bei dieser Beleuchtung, die sich noch verstärkte, wurde das Stück zu Ende gespielt. Die Angst der Leute vernehmend, trat Dortchen aus ihrem Verstecke hervor. Sie bat um Verzeihung, Niklas verlobte sich mit ihr und ein

komischer Gesang: „Der Beifall soll die Aussteuer sein", machte den Schluß.

In Briefen an Knebel und Merck wurde der erfolgreichen Aufführung gedacht. Ob auch im „Tiefurter Journal" darüber geschrieben ist? Ein Jahr vor der Darstellung der „Fischerin" angelegt, brachte es, in wöchentlichen Nummern erscheinend, zahlreiche Beiträge von Wieland, Herder und Göthe. Das wunderbare Gedicht „Auf Miedings Tod" erschien zuerst darin: ein glanzvoller Rückblick auf das Liebhabertheater, das nach dem Tode des Theatermeisters Mieding und nach der Ankunft Bellomos an Reiz verlor. Dieser schlug eine stehende Bühne auf; die Darstellung der „Fischerin" mag die letzte hervorragende Leistung auf dem Liebhabertheater gewesen sein.

Amalias ländliches Heiligtum, wie Wieland Tiefurt nannte, wurde von Gästen nicht leer. Später stellten sich Schiller, Frau v. Kalb, Charlotte und Karoline v. Lengefeld, Frau v. Staël, Amalie v. Imhof, Jean Paul „mit dem Blumenkranz um den Mund", Gore nebst seinen Töchtern, der Livländer Merkel und der Maler Öser ein. Auch Lavater erschien, und die Fürstin wünschte, ihn zu ihrem Premierminister ernennen zu können; eine solche Stelle, meinte sie scherzend, würde er ebensogut bekleiden als die „von einem Premierminister Christi". Dem Phrenologen Gall gefiel es in Tiefurt so wohl, daß er nicht weichen wollte, wie Fräulein v. Göchhausen schrieb. Vor ihm war die empfindsame Sophie v. La Roche gekommen, um auch dort zu seufzen und „am Halse der besten Menschen zu weinen". Amalias Bruder, der Herzog von Braunschweig-Öls, traf kurz vor seinem Tode ein; sogar eine „lebendige Königin", die Königin-Mutter von Preußen, fehlte dort nicht. „Denken Sie sich," schrieb die Göchhausen an Böttiger, „den Holderpolder in Tiefurts Bezirk. Die Esel schrien, die Kühe brüllten, die Gänse schnatterten und die Hühner machten glu, glu, glu! Alles sang Hymnen nach seiner Art!"

Vor diesem Besuche hatte die Herzogin den Tod Herders und Corona Schröters zu beklagen. Dann wurde ihr auch Schiller genommen, und an Wielands Seite den Park durchschreitend, gedachte sie der Toten und der einst fröhlichen Zeit. Längst waren die farbigen Lämpchen zwischen den Zweigen erloschen, der Scherz verstummt. Am Flusse und auf dem Rasen war es einsam und still. Unter den Erlen, wo die „Fischerin" einst gegeben wurde, wuchs Moos und Gras, und auch Bellomo, der der Errichtung des Hoftheaters unter Göthes Leitung weichen mußte, hatte längst die Stadt verlassen.

Dann kam die schreckliche Zeit, wo auch Anna Amalia, vor den Greueln des Krieges fliehend, das Land verließ. Nach der Schlacht bei Jena, als die Franzosen in Weimar hausten, blieb Tiefurt nicht verschont. Dort machten sie einen kurzen, aber schrecklichen Besuch. Es wurde geplündert und viel zerschlagen; eine Kanonenkugel zerstörte den Saal. Nach ihrer Rückkehr stand die Fürstin stumm und thränenlos vor ihrem verwüsteten Heiligtum. Zu mächtig stürmte das Unglück auf sie ein; durch die Schlacht bei Jena sah sie das Werk ihres Oheims, Friedrichs des Großen, vernichtet und die Selbständigkeit Weimars bedroht. Der Gram warf sie nieder; „ruhig, hold und teilnehmend" wie immer lebte sie nur noch wenige Monate in ihrem Wittumsschlößchen. Dort starb sie im Frühling 1807, als sie noch in Herders Predigten gelesen hatte. Sie legte ihr Augenglas fort und sagte: „Nun ist es gut, nun komme ich bald zu Herder und zu meinem Bruder."

Die „Pflegemutter der deutschen Litteratur", wie sie mit Recht genannt wird, wurde in der Kirche bestattet. Wer den Tiefurter Park betritt, möchte sie dort begraben wissen, wo Bäume und Felsen, Wege und Stege von ihrem langjährigen Wirken und ihrem innigen Verkehr mit den Geisteshelden reden. Im Freundschaftstempel sollte sie ruhen, unfern des Flusses, an welchem Göthe vor hundert Jahren die „Fischerin" aufführen ließ, der unter seinen kleineren Dichtungen ein erster Platz gebührt.

Neuere Dramen.

Allen pessimistischen Anwandlungen und der bekannten „Zeiten Ungunst" zum Trotz regt und rührt es sich nicht nur auf künstlerischem und litterarischem, sondern auch auf dramatischem Gebiet. Der frische, fröhliche Fortschritt hat sich aus der ihn beengenden Welt der Thatsachen auf die Bühne gerettet, wenigstens sei freudigst konstatiert, daß die Hohenstaufen und alleraltesten Römer und Griechen und andere antiquierte Geschichts- und Buchdramenhelden immer mehr im Absterben begriffen und somit der wohlverdienten Ruhe anheimgegeben scheinen und statt ihrer die Dramatiker und die es zu sein glauben sich durch zeitlich und menschlich nähergerückte Stoffe und Gestalten die wirkliche Bühne zu erobern suchen. Aus der Fülle mehr oder minder gelungener Versuche und Werke greifen wir vorerst diejenigen heraus, die, obwohl anfechtbar, doch Talent und Eigenart bezeugen. Die ewig

zeitgemäße religiöse Frage findet in dem fünfaktigen Drama: **Otto von Pack** von Gustav Thies (Kassel u. Berlin, Th. Fischer), das zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes spielt und die Konflikte zwischen katholischen und protestantischen Parteien mit einfachen menschlichen Herzensfragen glücklich verbindet, einen sympathischen Ausdruck. Die Charaktere sind gut erfunden; wirkungsvoll ist der Kontrast zwischen dem von Gewissenszweifel gepeinigten und sein Leben für seine Überzeugung einsetzenden Manne und der ein Evangelium der Liebe über alle Glaubenssatzungen bekennenden Frau. — Als Tendenzdichtungen reihen sich hier an: **Die Kinder des Hauses** von Gustav Köhler (Straßburg, Willmoski), **Dem Manne ist alles erlaubt** von Anna Baronin Letang (Leipzig, W. Friedrich) und **Die Nihilisten** von Oskar Waldeck (Leipzig, O. Mutze); sind auch diese Stücke als durchaus moderne Spiegelbilder von erstgenanntem Drama gänzlich unterschieden, so haftet indessen allen vieren das gemeinsame Merkmal an, daß sie nicht aus poetischer, sondern aus socialer Conception hervorgingen: das Psychologische tritt vor dem Theatralischen zurück; nicht auf die Menschendarstellung, auf die Situationsschilderung kam es den Autoren an. „Die Kinder des Hauses" zeigen jene Eigentümlichkeiten, welche die Anfängerarbeiten zu kennzeichnen pflegen: Mangel an Disposition, unmotiviertes Kommen und Gehen, überflüssige Auseinandersetzungen der Personen über sich und andere, Übertreibung der Affekte u. s. w., doch entspringen diese Mängel in dem genannten Werk zum Teil bemerkenswerten Vorzügen: die Redseligkeit, das verschwenderische Pathos ist hier die Folge wirklichen Gedankenreichtums und wahrer Leidenschaft. Schlimmer steht es mit der nötigen bühnengemäßen Konzentration und Konsequenz: die Haupthandlung dreht sich um die Arbeiterfrage. Gräfin Johanna, durch ihr Faktotum, den Freidenker Lurch, beeinflußt, beglückt ihre Arbeiter mit Reformen und Neuerungen, die bald den Übermut und Unverstand der Leute erwecken und sie schließlich zur Rebellion führen. Zu spät erkennt Johanna, daß die Befreiung des Arbeiters von der unmittelbaren Existenzsorge eine staatliche Gefahr bedeutet. Mit dieser aktionsreichen Fabel ist eine romantische verknüpft: Johanna und Lurch lieben sich und sind — Geschwister. Bei der Entdeckung dieses Geheimnisses geben sie sich den Tod. Der Autor vergaß, daß das Endschicksal dramatischer Helden sich aus ihren Thaten, nicht aus zufälligen Nebenumständen ergeben muß. — Nicht so tragisch, doch hart genug verfährt Baronin Letang, eine sich lebhaft für Emancipationsfragen interessierende Belgierin, mit ihren Figuren in dem vieraktigen Schauspiel: „Dem Manne ist alles erlaubt." Natürlich kommt sie zu dem Resultat, daß dem Manne nicht alles erlaubt sein dürfe. Indessen mischt sie in die Schilderung des unverschuldeten Unglücks einer Verführten und der unnatürlichen Stellung eines Vaters zu seinem unehelichen Sohne so viele Absonderlichkeiten und Zufälligkeiten, daß sie selbst die Begründung ihrer tendenziösen berechtigten Grundidee der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit beraubt. — Noch schärfer charakterisiert sich das fünfaktige Trauerspiel: „Die Nihilisten" als Polemik mehr denn als Drama. Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich um die wilden Orgien, die in Rußland Polizeiwillkür, Denunziantentum, Spionenwirtschaft und Geistesknechtung feiern. Das Schicksal jener jungen Leute, die, weil sie Studenten sind, gleich Staatsverrätern behandelt werden, erfährt in einer leidenschaftlichen, nervös aufgeregten und durch unaufhörlichen Scenenwechsel unterbrochenen Darstellung eine ergreifende Illustration. Mit packender Realistik schildert der Autor seine Gestalten und steigert das aktuelle Interesse an seinem Werk; an eine Aufführung hat er augenscheinlich nicht gedacht. Kaum erkennt man den Verfasser in dem konventionellen „Arnim" wieder, der weit weniger talentvolle Züge trägt als erstgenanntes Trauerspiel. — Einen verfehlten Versuch, modernes Journalistentreiben zu persiflieren, macht Wilhelm Henzen in dem „Lustspiel": **Die Geißel** (Berlin, Friedr. Luckhardt). Die Gestaltung der verschiedenen Typen ist gar zu possenhaft und flüchtig. Der Dialog bewegt sich in feuilletonistischer Manier, voll Anzüglichkeiten und Schlagwörter. Ebensowenig läßt sich ein Gewinn für die Bühne erwarten aus Werken wie das fünfaktige Schauspiel von Max Grube: **Christian Günther** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.), das zwar alle die Tugenden zeigt, welche den von gebildeten Schauspielern verfaßten Dramen eigen zu sein pflegen, nämlich: gute Aktschlüsse, „dankbare" Rollen für alle herkömmlichen Fächer, theatralischen Zuschnitt ꝛc., welche sich aber zu sehr als reminiscenzenreiche, oberflächliche Nachahmungen präsentieren, um eine tiefere Wirkung zu erzielen. Auch machen sich oft auffallende Fehlgriffe in der Wahl der Stoffe bemerklich. So auch hier: mit rühmlichem Geschick fixierte der Autor die historische Persönlichkeit dieses geistreichen, aber wüsten, unglücklichen Dichters, ohne zu bedenken, daß diese haltungs- und gesinnungslose Gestalt sich ebensowenig wie ihre zerfahrene Umgebung zu dramatischer Verwertung eigne. Daß das Stück trotzdem durch seine leichte Aufführbarkeit und seine den Darstellern, wie man zu sagen pflegt, „auf den Leib" geschriebenen Rollen eines gewissen äußerlichen Erfolges sicher sein dürfte, ist dem Fleiß und der Strebsamkeit des Autors zu gönnen. — Ein sonder-

bares Erzeugnis ist das fünfaktige dramatische Gedicht: **Yrsa** von Wilhelmine Flamm. Ein Blutschandethema, im hohen Norden und nebelhaften Zeiten spielend, ist mit allem Aufwand feierlichsten Wortgepränges, mit zahlreichen lyrischen und epischen Ausschmückungen stellenweis so poetisch behandelt, daß man das umfangreiche Buch trotz aller Bedenken nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Erschienen ist es bei E. Greiner in Stuttgart. — Ein ähnliches, in undefinierbare Zeiten versetztes und vom Zauber der Lyrik umwobenes Gedicht ist das **Märchen vom König Drosselbart** von dem Elberfelder Dichter Friedrich Röber (Iserlohn, J. Bädeker). Die Umwandlung eines hartnäckigen Frauencharakters zu weiblicher Milde durch Vermittelung der Liebe ist ein Lieblingsthema der Dichtung, so alt wie unerschöpflich. Man kann sich keinen dramatischeren Gegensatz denken als den zwischen dem widerstrebenden, doch liebeglühenden Weibe und dem geistig überlegenen Manne, der sich und die Geliebte zu meistern versteht. Von der „Bezähmten Widerspenstigen“ bis zur „G'widerwurz'n“ besitzt die Welt eine unübersehbare Reihe liebwerter weiblicher Trotzköpfe, und die bunte Reihe wird noch immer vervollständigt. Röber holt sich den alten Stoff gar aus einer italienischen Novelle: „Die Gräfin von Toulouse“, herbei und zwar mit der ihm eigenen poetischen Feinfühligkeit und so lebensvoller Steigerung der Vorgänge, daß sein Gedicht einen hervorragenden Platz verdient. — Ganz vortrefflich ist dies Hauptgesetz jeder Bühnendichtung in der fünfaktigen Tragödie: **Franz Rakoczy I.** von Heribert Hülgerth (Leipzig, Wilh. Friedrich) beobachtet. Die klare, übersichtliche Exposition läßt das Beste erwarten. Die Verschwörung der ungarischen Revolutionäre unter Peter Zrinyi, des letzteren Plan, durch seine Tochter Helene den jugendlichen Fürsten Rakoczy zum Haupt der Bewegung zu gewinnen, das charakteristische Auftreten Rakoczys mit seiner ihn bevormundenden Mutter, der thatkräftigen Sophia Bathory, endlich die Begegnung Helenens mit dem Fürsten, das Aufflammen ihrer gegenseitigen Neigung — alle diese historisch begründeten Momente sind außerordentlich anschaulich geschildert. Leider erlahmt die Handlung schon im zweiten Akt. Sie steigert sich wieder in der durch den Einspruch der erbitterten Sophia gestörten Trauscene des dritten Aktes zwischen Franz und Helene. Bis dahin entwickeln sich die Situationen in angemessener Folgerichtigkeit, in der zweiten Hälfte des Stückes verwirren sie sich. Ein häufig vorkommender Fehler geschichtlicher Dramen ist das Bestreben der Autoren, der historischen Treue zuliebe noch dies oder das an- und unterzubringen. Dadurch tritt oft das Hauptmotiv in den Hintergrund und Unruhe und Widersprüche stören das Ende, das gerade im Drama eine gedrungene Einheitlichkeit fordert.

Ungleich gehaltvoller und vollendeter als die besprochenen Bühnenwerke sind die nachfolgenden, die bereits zum Teil mit Erfolg zur Aufführung kamen. Das fünfaktige Trauerspiel von Otto Girndt: **Dankelmann** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) wurde 1880 in München von der königl. Hoftheater-Intendanz mit dem Preise gekrönt und ist auch später mit gutem Erfolge in Scene gegangen. In der Wahl des Stoffes, in der Art der Gruppierung, in der Steigerung der Handlung zeigt sich der erfahrene Bühnenkenner. Der Hof des prachtliebenden Königs Friedrichs I. als Hintergrund und seine originellen hofmännischen Typen eignen sich trefflich zur Staffage für den seine Umgebung an Scharfsinn und Energie überragenden Helden. Die Idee, solchen Mann an der schwächlichen Gesinnung gerade desjenigen, für dessen Ruhm und Preis allein er lebt und strebt, untergehen zu sehen, ist von einfacher, wahrer Tragik. In ungekünstelter Übereinstimmung mit der Geschichte ist die Intrigue der Frau v. Kolbe, der auf den Ruhm Dankelmanns eifersüchtigen Gattin des später zum Grafen v. Wartenegg avancierten Höflings, nur Mittel zum Zweck. Die wirkliche Ursache zu Dankelmanns Sturz ist Friedrichs eigentümliche Undankbarkeit gegen verdienstvolle Männer seines Staates. Übrigens verfährt die Geschichte eigentlich dramatischer als der Autor, indem sie Dankelmann nicht ohne eigenes Verschulden fallen läßt. Girndt nimmt ihm dagegen jedes Odium, wodurch Dankelmanns frühes, unerwartetes Ende einen mehr traurigen als tragischen Eindruck hinterläßt. Auch war dem bühnengewandten Verfasser sicher nicht unbekannt, daß ein Schlaganfall als Endlösung aller Konflikte ein mehr als bequemes Hilfsmittel ist. Oder ist es kein Schlaganfall? Woran stirbt denn Dankelmann, der bisher so gesund und kräftig erschien? Das Drama hätte mit einer günstigen Lösung besser geendet. Die Figuren, besonders die weiblichen, die Marschälle, Höflinge u. s. w., sind rechte, echte Lustspielgestalten. Als solche aufgefaßt, würden sie dem gehaltvollen Stück nachhaltiger die deutschen Bühnen gewonnen haben, als es der Fall war. — Kein untadelhaftes, aber ein von dramatischem Feuer und würdevollem Ernst erfülltes Stück ist das Trauerspiel in fünf Aufzügen: **Der Hochmeister** von Emil Wolff. (Kiel, Lipsius und Tischer.) Eine ergreifende Handlung und die feine Charakteristik sind die Hauptvorzüge dieses Werkes; dabei giebt es zu mancherlei interessanten Bemerkungen Anlaß. Unter anderem war sich der Autor des Kunstgriffes einer Mitwissenschaft des Publikums nicht bewußt: er schildert den

strengen Heinrich von Plauen und den heißblütigen Wirsberg in ihren eigenartigen Beziehungen zur gefangenen Polenfürstin Helene, doch läßt das Verhältnis zwischen jenen Männern den Leser völlig kalt. Wie beziehungsreich und hochbedeutsam in jedem Wort, in jedem Blick würde sich dies Verhältnis äußern, wenn der Leser, resp. Zuschauer von Anfang an wüßte, was er erst zuletzt erfährt, daß sich hier nämlich Vater und Sohn gegenüberstehen! Das ganze Stück gewänne einen tieferen Sinn, eine erhöhte Spannung.

Eine besondere Beachtung verdient ein neuerer Bühnenschriftsteller, in dem eine mächtige dramatische Ader pulsiert: Richard Voß, der Verfasser der im Frankfurter Preisausschreiben siegreich hervorgegangenen „Patricierin“. Er hat mit seinem vorliegenden Stück: **Luigia Sanfelice** (Frankfurt a. M., C. Königer), das ebenfalls und zwar mit dem „Räuberjubiläums-Preis“ am Schillertage zu Mannheim ausgezeichnet wurde, ein neues glänzendes Zeugnis seines Talentes geliefert. Der Stoff ist der neapolitanischen Revolution von 1799 bis 1800 entnommen und verherrlicht jenes Mädchen, das, um den republikanisch gesinnten Geliebten zu retten, jene die Wiedereinführung der Monarchie bezweckende Lazzaroniverschwörung entdeckte und so zur Retterin ihres Volkes, später aber eingekerkert und enthauptet wurde. Dieses einfache Thema wird mit einer Fülle menschlich erschütternder Beziehungen und vielfachen originellen Details bereichert, die Gestalten sind von ungewöhnlicher Plastik, die Volksscenen in kräftiger Bewegung und künstlerischer Gliederung gehalten. Dieselbe überquellende Kraft zeigt auch das fünfaktige Schauspiel **Regula Brandt** (Leipzig, W. Friedrich). Die Heldin ist die Tochter des Nachrichters, die der Sohn des Ratsherrn einer deutschen Reichsstadt liebt; die Handlung fällt ins siebzehnte Jahrhundert. Es spricht etwas von Hebbelschem Geiste aus diesem machtvoll ergreifenden Zeitgemälde, aber die Vorurteile, die es bekämpft, sind längst aus dem Volksbewußtsein geschwunden, und es gelingt dem Dichter nicht recht, das dauernd Menschliche hervortreten zu lassen. Ein drittes Werk: **Pater Modestus**, Schauspiel in fünf Aufzügen (Leipzig, Wilhelm Friedrich), enthält die bühnenwirksamen Momente, die wohl jedes Werk dieses Dichters zeigen wird: spannende Handlung, plastische Gestalten, originelle Situationen voll scenischem Reiz. „Pater Modestus“ krankt freilich etwas an der Wahl des Stoffes: Priesterherrschaft, Kadavergehorsam, mönchische Resignation im Gegensatz zu Weltlichkeit und Geistesfreiheit und das Kloster als Korrektionshaus für die aufstrebende Jugend ist so oft für die Bühne verarbeitet worden, daß eine Wiederholung der verbrauchten Motive leicht Ermüdung hervorrufen könnte. Der Autor scheint dies gefürchtet zu haben, denn er befleißigt sich einer ihm ungewohnten aphoristischen Knappheit, welche manche Wunderlichkeit und Unklarheit veranlaßt, während andererseits religiöse Dispute, schwärmerische Expektorationen und aufklärende Reminiscenzen des seltsamen Heiligen nicht zu umgehen waren. Die Sprache ist etwas ungleich im Vergleich zu den anderen Werken. Neben Äußerungen von frappanter Natürlichkeit machen sich gekünstelte Redewendungen bemerklich. Doch diese Mängel, welche sich durch fortschreitende Reife und Selbstkritik überwinden lassen, kommen im Vergleich zu dem kräftigen und ursprünglichen Talent kaum in Betracht. — Bei dem Trauerspiele: **Eine mediceische Hochzeitsnacht** von Alfred Friedmann (Leipzig, W. Friedrich) kann man die sorgfältige Versenkung in den Stoff anerkennen und sich an mancher sinnigen Sentenz erfreuen, aber dabei doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß diese Vorzüge an eine so abseits liegende und wenig sympathische Periode der italienischen Geschichte verwendet wurden, zu welcher uns jede Beziehung mangelt. — Glücklicher war der Griff, welchen Hans Herrig mit seinem Drama: **Nero** (Berlin, Luckhardt) that. Es giebt eben unerschöpflich ergiebige Stoffe, in denen ewig interessante Weltanschauungen zusammentreten, um die Kraft der Poeten sich stets aufs neue erproben zu lassen. Herrigs „Nero“ ist zwar nicht mit besonderer Rücksicht auf die Bühne verfaßt, die Idee überwog die äußere Geschicklichkeit der Arbeit; als Gedicht macht jedoch dies Drama ergreifenden Eindruck, denn der historische Grundgedanke ist mit wahrhaft sittlichem Ernste erfaßt. — In ungemein graziöse Form hat Wilhelm Jordan das Lustspiel: **Sein Zwillingsbruder** gekleidet; es ist ein neckisches Liebesspiel, feinsinnig und zugleich voll echter Lebenswahrheit.

Wir würden mit dieser sympathischen Erscheinung unsere Besprechung abgeschlossen haben, doch müssen wir noch ein Wort über die von A. Stern übersetzte berühmte: **Mandragola** (Leipzig, Otto Wigand) von N. Machiavelli sagen. Der Herausgeber rechtfertigt die Veröffentlichung dieser obscönen Komödie damit, daß sie ein „Sittenspiegel ihrer Zeit“ sei. In der That ist die Herausgabe der Übersetzung nur vom litterarhistorischen Gesichtspunkte zu rechtfertigen und jede andere Absicht ebenso ausgeschlossen wie bei den Novellen des Boccaccio.

Litterarische Notizen.

Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine. Par Paul Devaux. 2 vol. (Bruxelles, librairie C. Muquardt; Paris, librairie Hachette et Comp.; Leipzig, librairie Muquardt.) Paul Louis Isidore Devaux, einer der Begründer der belgischen Unabhängigkeit, einer der bedeutendsten Politiker und Publizisten dieses Landes, hat noch im hohen Alter — nachdem er 1863 vom parlamentarischen Schauplatz zurückgetreten — sich strengwissenschaftlichen Studien zugewendet. Als erste Frucht derselben hatte er 1875 ein Werk veröffentlicht: Études politiques sur l'histoire ancienne et moderne et sur l'influence de l'état de guerre et de l'état de paix. Dann aber hatte er, ganz kurz vor seinem am 30. Januar 1880 im fast vollendeten neunundsiebzigsten Jahre erfolgten Tode, noch das hier vorliegende größere Werk glücklich zum Abschluß gebracht. Dasselbe umfaßt einen Zeitraum von mehr als einem halben Tausend Jahre, die Geschichte Roms von seiner Gründung bis zum Schluß des zweiten punischen Krieges, die Zeit, in welcher, nach des Verfassers Ausdruck, „sich mit Glanz alles das zeigt, was das römische Volk an moralischer Kraft und an männlichen Tugenden besitzt, ohne daß noch die sittliche Verderbnis diesen Schatz angestammter Eigenschaften angegriffen hat". Eine „Geschichte Roms" zu schreiben, war, wie der Verfasser selbst in einem Vorwort voll Bescheidenheit erklärt, nicht seine Absicht; was er geben wollte, war dies: „die Ansichten eines Politikers über die Hauptereignisse der römischen Geschichte". Worauf es ihm hauptsächlich ankam, war, den Geist des römischen Volkes zu schildern, aus welchem dessen Geschichte, dessen innere Kämpfe wie dessen äußere Erfolge hervorgegangen sind. Die Schilderung der Ereignisse ist ihm mehr Mittel für diesen Zweck als Selbstzweck, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob Devaux (etwa wie gewisse deutsche Geschichtsphilosophen) mehr aus allgemeinen Ideen heraus als an der Hand der Thatsachen seine Ansichten über die römische Geschichte gewonnen hätte und auseinandersetzte. Im Gegenteil, er verfährt durchaus realistisch und pragmatisch; nur daß er das Hauptgewicht auf die allgemeinen Resultate der Geschichtsforschung, nicht auf die einzelnen Thatsachen als solche legt. Er hat zumeist aus ersten Quellen, das heißt aus den Berichten der alten Schriftsteller geschöpft, zugleich die Ergebnisse der neueren historischen Forschung und Kritik, die Werke von Niebuhr, Mommsen, Peter, Mühdal, Duruy, Arnold, Merivale u. a., zu Rate gezogen, jedoch ohne durch die Autorität dieser wenn auch noch so berühmten Geschichtschreiber sich in der Selbständigkeit und Unbefangenheit eigener Prüfung beirren zu lassen. So z. B. ist er in Bezug auf die Feldzüge Hannibals in Italien teilweise zu wesentlich anderen Anschauungen gelangt als die bisher gültigen, und er hat eben deshalb dieser Phase der punischen Kriege einen unverhältnismäßig großen Raum seines Buches gewidmet. Seine Darstellungsweise hat ebensoviel Fesselndes als Überzeugendes; man merkt es ihr überall an, daß es ein auch im praktisch-politischen Leben vielbewanderter Mann, nicht ein bloßer Buchgelehrter ist, mit dem man hier zu thun hat. Das Buch empfiehlt sich daher als eine ebenso interessante wie belehrende Lektüre auch für solche deutsche Leser, welche, ohne Gelehrte vom Fach zu sein und ohne die Zeit oder die Neigung, in alle Tiefen gelehrter Forschung hinabzutauchen, doch in Bezug auf die Hauptphasen der römischen Geschichte eine mehr als oberflächliche Kenntnis der Thatsachen und einen allgemeinen Überblick von einem freien und hohen Standpunkte aus zu erlangen wünschen.

Reallexikon der deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Dr. Ernst Götzinger. (Leipzig, Woldemar Urban.) Bei der immer größeren Ausbreitung des Studiums der deutschen Kulturgeschichte, zumal auch in ihren älteren Partien, dem „deutschen Altertum", hat der Gedanke, dieses ganze Wissensgebiet auch für solche zugänglich zu machen, welche es nicht gerade fachmäßig studieren wollen, eine gewisse Berechtigung. Für diesen Zweck ist die Form der encyklopädischen Belehrung, des Hand- und Nachschlagebuches, in der That die geeignetste. Der Versuch, der hier damit gemacht ist, wenn er auch, wie der Verfasser selbst in liebenswürdiger Bescheidenheit zugesteht und wie bei einem ersten Versuche solcherart kaum anders zu erwarten, noch an einzelnen Mängeln leidet, ist doch im ganzen kein mißlungener und zeugt von dem ernsten Bestreben des Verfassers, Erprobtes und Zuverlässiges zu geben. Der Verfasser hat sich, wie er sagt und wie man sieht, bei den verschiedenen Materien, die hier zu behandeln waren, immer auf möglichst anerkannte und berühmte geschichtliche Autoritäten gestützt, bloße Hypothesen oder noch unerledigte Kontroversen aber, soweit thunlich, beiseite gelassen. Gewiß ist das nur zu billigen. Freilich sind heutzutage manche sogar der wichtigsten Materien auf diesem Gebiete noch kontrovers, so beispielsweise das Städtewesen (in Bezug

auf Ursprung, Bevölkerung, Verfassung der Städte rc.), die sociale Stellung der Ministerialen (ob Freie oder Unfreie) und so manches andere. Bei solchen streitigen Materien hat im allgemeinen der Verfasser mit gutem Takte das am meisten Glaubhafte und am wenigsten Bestrittene herausgegriffen. In der Auswahl und der Bearbeitung der einzelnen Artikel zeigen sich allerdings noch manche Ungleichheiten, zum Teil auch fühlbare Lücken. Im allgemeinen scheint uns das Äußerliche und Nebensächliche vor dem Wesentlichen etwas zu sehr bevorzugt. So macht es einen eigentümlichen Eindruck, den „Papst“ zwar unter dem Artikel „Geistliches Ornat“ seiner Kleidung nach geschildert zu sehen, im übrigen aber über Papst und Papsttum kein Wort zu finden, während doch die ganze Stellung und Gestaltung des deutschen Kaisertums im Mittelalter wesentlich mit auf dem Verhältnis beruht, in welches dasselbe sich zu dem Papsttum versetzte. Ebenso vermißt man in dem Inhaltsverzeichnis die Worte: Cölibat, Simonie, Konkordat, Spolien u. a., lauter Dinge, welche in dem Streit zwischen Reich und Kirche im Mittelalter eine bedeutungsvolle Rolle spielen. In einem „eingehenden Register“, wie solches der Verfasser in dem Vorwort in Aussicht stellt (und natürlich auch in dem Lexikon selbst), durften solche und ähnliche Artikel nicht fehlen. Andere Artikel sind zwar im Buche zu finden, allein nicht unter den Bezeichnungen, unter denen man sie sucht, und das Register giebt darüber nicht immer Auskunft. Und doch ist die Leichtigkeit des Auffindens bei derartigen Nachschlagebüchern eine Hauptsache. Beispielsweise wird die ganze Materie „Gerichtswesen“ lediglich unter dem Worte „Ding“ abgehandelt, obschon dies doch nur in den älteren Zeiten der Ausdruck für „Gericht“ war. Der Verfasser erklärt sich zu Verbesserungen in dieser und anderen Beziehungen bereit und erkennt es als eine „Freundlichkeit“ an, wenn Recensenten ihn auf das Bedürfnis solcher aufmerksam machen; wir hoffen daher, daß auch obige Bemerkungen (die sich noch beträchtlich vermehren ließen), dem Verfasser nicht unwillkommen sein werden als Fingerzeige bei der Bearbeitung einer zweiten Auflage seines Buches.

* *
*

Unzweifelhaft gehört es zu den Zeichen unserer Zeit, daß man durch Illustrationen das Interesse an litterarischen Produktionen zu steigern und zu gewinnen sucht. In vieler Hinsicht kann man nun wohl bereits von dem Unwesen der Illustrationsbestrebungen reden, aber jedenfalls werden spätere Zeiten gerade in dieser vielfältigen Verwendung bildlicher Darstellungen eine Signatur unserer Litteraturperiode erkennen. Man illustriert nicht nur Kinder- und Jugendschriften, man schmückt nicht nur große Prachtwerke mit Abbildungen von Landschaften und Gruppen und giebt den historischen Werken aller Art durch die Wiedergabe von Porträts und kulturhistorischen Einzelheiten einen besonderen Reiz, auch die Klassiker werden in reich illustrierten Ausgaben gedruckt, und die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, welche bereits eine Reihe einzelner großer Prachtwerke veröffentlicht, dann einen illustrierten Shakespeare und darauf den illustrierten Schiller mit sehr günstigen Erfolgen herausgegeben hat, schreckte nicht zurück, auch eine große illustrierte **Prachtausgabe von Göthes Werken** zu unternehmen, wovon der erste Band fertig vorliegt. Es war ein kühnes Beginnen, denn hier sprachen weder diejenigen Gründe mit, welche bei einer Kultur- oder Litteraturgeschichte den Reproduktionen der Porträts und anderer historischer Dokumente zur Seite stehen, noch durfte die Verlagshandlung hoffen, daß man geneigt sein werde, bei einer Illustration von Göthes Werken Mängel zu entschuldigen oder geringe Ansprüche zu erheben. Göthe bedarf keiner Illustration, und eine solche wird daher nur entschuldigt, wenn sie seiner würdig ist oder wenigstens nirgends die Stimmung stört. Jedenfalls hat die Verlagshandlung etwas unternommen, was dem Geschmacke des gegenwärtigen Publikums in weiteren Kreisen entspricht, und insofern bleibt dieser reich illustrierte Göthe ein charakteristisches Merkmal für die Wünsche und Bedürfnisse eines großen Teiles unserer Zeitgenossen. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, und es versteht sich am Ende auch von selbst, daß manches Verfehlte und Mißlungene neben Berechtigtem und künstlerisch Wertvollem seinen Platz gefunden hat. Im ganzen aber giebt dieser erste Band doch ein volles Zeugnis für die gediegene Absicht der Verlagshandlung, und da es sich nur um eine Auswahl der Werke des Dichters handelt, so wird dieselbe immerhin neben den gleichen Prachtausgaben von Schiller und Shakespeare ihren Rang behaupten und gewiß vielen Privatbibliotheken zur Zierde gereichen. Überdies ist vorauszusehen, daß die späteren Bände, welche die epischen und dramatischen Dichtungen bringen, reichlichere Gelegenheit zu charakteristischen Darstellungen geben werden. Wir werden nicht versäumen, unseren Lesern darüber zu berichten.

* *
*

Friedrich Schlögl, der fleißige Journalist und bewährte Kenner Wiens und seiner Bewohner, hat seine zahlreichen, verschiedenartigen, im Laufe der Jahre hauptsächlich in österreichischen Blättern erschienenen Feuilletons und kritischen Betrachtungen unter dem Titel: **Wienerisches** (Wien und Teschen, Karl Prochaska)

als selbständige, neu durchgesehene Sammlung veröffentlicht. Mit seltener Offenheit und mit der Rückhaltlosigkeit eines gewissenhaften Analytikers enthüllt er die Schwächen und Unarten, die Sonderbarkeiten und Eigentümlichkeiten im Wesen, Benehmen, Charakter und in der Erziehung seiner Landsleute. Er zeichnet sie mit einer Kenntnis der Sitten und Zustände, mit einem psychologischen Scharfblick und einer Treffsicherheit der Beobachtung, welche diese Schilderungen zu kulturhistorischen Genrebildern erhebt. Noch fesselnder, besonders für den Nichtösterreicher, auch sympathischer sind jene Kapitel, welche litterarischen, künstlerischen und anderen Originalen aus den gebildeteren Kreisen gewidmet sind. Waltet in den Darstellungen aus dem Wiener Volksleben eine bis hart an die Grenze des ästhetisch Zulässigen gehende Drastik und Burschikosität vor, in persiflierender Nachahmung des herrschenden Lokaltones, so berührt in den nächsterwähnten Abschnitten über Originale und Charaktere ein oft liebenswürdiger Humor, eine große Personalkenntnis, eine bedeutende Belesenheit sehr angenehm. Besonders gelungen ist die Grillparzerstudie: „Ein lobscheuer Poet", die Plauderei: „Wer war der Mann?" die biographische Skizze über den seltsamen Gastwirt und genialen Sammler Haydinger, der eine unschätzbare Bibliothek von sechzehntausend Bänden und ganz einzige litterarische Kuriosa und Denkwürdigkeiten an Wiens Theaterwesen hinterließ. Schlögls umfangreiches, inhaltvolles Buch verdient die Aufmerksamkeit aller, die sich für Wiener Sittenleben und Charakterschilderungen überhaupt interessieren.

* * *

Handbuch der Ölmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Nebst einem Anhang über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Von M. P. L. Bouviers. Sechste Auflage. Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet von A. Ehrhardt. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.) Obwohl der Berichterstatter und mit ihm die Mehrzahl der Künstler samt dem Verfasser und dem Bearbeiter des Handbuches die Überzeugung hegen, daß sich selbst eine schülerhafte Öltechnik durch bloße Worte niemals wird lehren lassen, so steht er nicht an, das Werk zu empfehlen. Es ist jedenfalls das beste in seiner Art und enthält eine große Menge von Beobachtungen, welche einer langjährigen Praxis entnommen sind, wenn auch einer zum Teil veralteten. Immerhin aber bleibt auch nach Abzug des Veralteten eine so bedeutende Fülle des Erprobten und Anwendbaren übrig, daß man das Handbuch warm empfehlen kann. Nur möchten wir keinem Anfänger raten, allein mit demselben die Praxis beginnen zu wollen; der lebendige Lehrer kann, wenn nicht eine sehr seltene Begabung vorhanden ist, nicht entbehrt werden. Als Vorbereitung könnte vielleicht Ehrhardts Handbuch „Die kleine Akademie" von Hertel benutzt werden. Dankenswert ist der Anhang, welcher von der Pflege und Wiederherstellung alter Gemälde handelt; hoffentlich verführt er keinen Dilettanten, kostbare Bilder zu verderben — wie es schon bei berühmten „Restauratoren" der Fall gewesen sein soll.

* * *

Deutsche Poetik von C. Beyer. Zwei Bände. (Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung.) Das Buch Beyers, welcher insbesondere durch seine Arbeiten über Rückert bekannt geworden ist, unternimmt eine Aufgabe zu lösen, welche in der That gegenwärtig einer Lösung dringend bedarf. Sie will die Poetik als Philosophie der Poesie und ihre Geschichte auffassen lehren. Man bemerkt wohl, daß das Werk das Ergebnis langer und vielfacher Beschäftigung mit dem Gegenstande ist; freilich die Ansprüche an eine der modernen Wissenschaft entsprechende abschließende Auflösung finden hier eine volle Befriedigung nicht.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Lütin und Lütine.

Erzählung aus dem Bearn

von

Claire v. Glümer.

III.

eit drei Tagen befand sich Lütine nun wieder in Arressi, aber es mußte wohl so sein, wie alte Leute sagen, daß man später nie mehr so froh sein kann, wie man als Kind gewesen ist. Im Caduchonschen Hause war alles wie ehedem: Großmutter Jeanneton und Vater Jean hatten ihren jungen Gast schon in der Stadt herzlich willkommen geheißen; Jeanne hatte vor Freuden laut aufgeschrien, als sie die Milchschwester erblickt, selbst Mutter Jeannette war freundlicher als seit langer Zeit, und doch war es nicht mehr das alte, liebe Arressi. Oder lag es an ihr? Sie war freilich nicht mehr die alte Lütine, die barfuß, im Zwillichröckchen umherlief und sich hier wie eingeboren fühlte. Selbst das Zugreifen im Haushalt wollte man ihr nicht mehr gestatten.

„Darfst dir die feinen Fingerchen nicht verderben," hatte Großmutter Jeanneton gesagt. „Wenn du dich durchaus nützlich machen willst, kannst du mir eine Kelchdecke sticken, die ich unserer lieben Frau von Betharam gelobt habe, als ich dieses Frühjahr das Reißen hatte."

So saß denn Lütine auch hier wieder wie im Kloster fleißig am Stickrahmen. Sie hatte das Fenster geöffnet, um die frische Abendluft einströmen zu lassen — im Freien konnte sie diese Arbeit nicht machen. — Ihre Pflegeschwester war ins Dorf gegangen; die übrigen waren im Garten mit den Marktkörben für den folgenden Morgen beschäftigt. Im Zimmer ließ sich nichts hören als das Ticken der Wanduhr und das Summen der Fliegen; aber vom Gemeindeanger herüber klang fröhlicher Kinderlärm, wie vor Jahren, als auch sie und der Lütin mitspielten. Wer ihnen zu jener Zeit gesagt hätte, daß sie jemals drei Tage lang an einem Orte sein könnten, ohne sich auch nur zu begrüßen! — Aber freilich, auch der Lütin war nicht mehr der Alte und gehörte kaum noch in den alten Kreis. Wie war

es möglich, daß er zum Feierabend, zum Sonntag sogar nicht nach Haus kam? — Die Seinigen schienen zwar damit einverstanden; und wenn wirklich, wie Mutter Jeannette freudestrahlend angedeutet hatte, die Geschichte mit der Sägemühle nur angestellt war, damit er sich um Bäcker Vidals Claudine bewerben konnte, war's besser, wenn er bei dieser blieb. Aber wie durfte er sich darauf einlassen nach allem, was er am Johannisabend gesagt hatte? Wenn Lütine nur gewußt hätte, ob er es aus Berechnung that oder ob ihm die Claudine jetzt besser gefiel. Vielleicht hatte er auch nur Mitleid mit ihr. Mutter Jeannette erzählte, die Claudine hätte gesagt, wenn sie den Lütin nicht bekäme, weinte sie sich tot. — Aber aus Mitleid heiratet man nicht! — Aus Eigennutz thut man's, aus Hochmut, um der Reichste im Dorfe zu sein; und die Leute loben das, finden es klug und recht. — Lütine fand es nicht so, sie wollte dem Lütin sagen ... nein, was ging sie's denn an? mochte er doch heiraten, wie es ihm beliebte. Was sie darüber dachte, wußte er sicherlich, ohne daß sie sich darüber aussprach. Darum ging er ihr aus dem Wege — ihr war es recht; die alten Freunde waren sie doch nicht mehr.

Das Geräusch nahender Schritte entriß sie ihren Gedanken, und als sie auffah, erkannte sie mit Erstaunen Monsieur Gustave Pierrot, der, schon von weitem den Hut abreißend, lächelnd herankam und eintrat.

„O Mademoiselle, welch unverhofftes Glück, daß ich Sie allein treffe!“ rief er, auf sie zueilend; „so ist es mir doch endlich vergönnt, Ihnen mein Herz zu offenbaren, Ihnen zu sagen ...“

„Mein Herr, ich bitte Sie!“ rief Lütine, indem sie sich erhob und mit ängstlicher Miene zurücktrat. Monsieur Gustave ging ihr nach.

„Kind, zu diesen kleinen Grimassen, so niedlich sie sind, haben wir nicht Zeit,“ sagte er. „Monsieur Lepoirier ruft mich nach Paris, hat eine Stelle für mich in Aussicht. Mit dem Nachtzuge muß ich fort und komme in aller Eile, mich von meiner kleinen Braut zu verabschieden.“

Lütine lachte ihm übermütig ins Gesicht.

„Ihre Braut — davon ist, Gott sei Dank, nicht mehr die Rede!“ rief sie, stieß aber im nächsten Augenblick einen Angstschrei aus. Monsieur Gustave hatte sich ihrer beiden Hände bemächtigt.

„Für dies ‚Gott sei Dank‘ sollen Sie mir büßen!“ rief er, und an die Sitten des Bal Mabile gewöhnt, versuchte er, das junge Mädchen zu küssen; mit einem abermaligen Angstschrei riß sie sich von ihm los.

In demselben Moment klang ein wütendes: „Elender Wicht!“ von der Thür her. Monsieur Gustave fühlte sich gepackt, herumgewirbelt, fortgestoßen und flog, unfähig sich aufrecht zu halten, der Länge nach in den Staub der Fahrstraße.

„Tot schlage ich Sie, wenn Sie sich wieder hier blicken lassen!“ schrie ihm der Lütin zornglühend nach; dann trat er, ohne das Schimpfen und Drohen des Davonhinkenden zu beachten, ins Haus zurück.

„Lütine!“ rief er, und ohne daß sie beide je zu sagen gewußt hätten, wie es geschehen war, lag sie im nächsten Moment in seinen Armen und lachte und weinte, während er ihr Haar, ihre Augen, ihren rosigen Mund mit Küssen bedeckte.

Und dann saßen sie nebeneinander und sagten sich, daß sie sich lange geliebt hätten — den Anfang fanden sie selber nicht. „Weißt du noch?“ fragten sie sich gegenseitig, und was der eine andeutete, führte der andere aus. Und noch schöner als die vergangene Zeit würde die zukünftige sein, sagte der Lütin und beschrieb, wie sie in Onkel Pierrines einsamer Sägemühle glückselig miteinander leben würden, von niemand gestört. „Wie es in unserer Kinderzeit geheißen hat: der Lütin und die Lütine, so soll's jetzt wieder heißen,“ sagte er und zog sie abermals ans Herz.

In diesem Augenblick trat Mutter Jeannette in die offene Thür und brach

beim Anblick der beiden in einen Aufschrei des Unwillens aus.

„Schämt ihr euch nicht!“ sagte sie dann, indem sie näher kam, während sich Lütine loszumachen suchte. „Was sind das für Kindereien!“

Aber der Lütin ließ sich nicht einschüchtern. Die zitternde Lütine mit dem linken Arm umfassend, trat er strahlend vor Glück auf die Mutter zu.

„Es sind keine Kindereien,“ antwortete er. „Wir haben uns schon lange lieb gehabt und haben uns das endlich gesagt. Es freut mich, Mutter, daß du die erste bist, die es erfährt und ihren Segen dazu giebt.“

„Meinen Segen, dazu!“ rief Mutter Jeannette. „Bist du verrückt? Mit der Claudine Vidal bist du versprochen ...“

„Nein, Mutter, das bin ich nicht, und es würde nie dazu gekommen sein,“ fiel ihr der Sohn ins Wort. „Ihr habt verlangt, daß ich's mir überlege; das habe ich gethan. Ich sehe auch ein, daß die Claudine ein liebes, gutes Mädchen ist und wünsche ihr von Herzen einen guten Mann. Aber ich kann's nicht werden; mir hat's die Lütine angethan!“

„Die Lütine!“ rief Mutter Jeannette. „Ja, das ist der rechte Name für eine, die sich nicht schent, Unfrieden in ein Haus zu bringen, wo man ihr nur Gutes gethan hat, und den Bräutigam einer anderen zu verlocken ...“

„Kein Wort mehr, oder ich vergesse, was ich dir schuldig bin!“ unterbrach sie der Lütin, und in sanfterem Tone fügte er hinzu: „Weine nicht, Lütine; auf ihrem Totenbett hat dich deine Mutter mir übergeben — ich höre es noch, wie sie mit ihrer matten Stimme sagte: ‚Du wirst sie lieb haben, meine arme kleine Jeanne!‘ — Das thue ich, und mir gehörst du, wenn auch die ganze Welt dagegen wäre!“

Mutter Jeannette war auf den nächsten Stuhl gesunken.

„Das wird sich finden, mein Junge!“ sagte sie. „Du freilich bist mündig und kannst heiraten, wen du willst, wenn dir an der Zustimmung der Eltern nichts gelegen ist; aber Mademoiselle Lepoirier steht unter väterlicher Gewalt, und da möchte ich doch schwören ...“ Sie verstummte und brach, die Hände zusammenschlagend, in Thränen aus. „Daß mir so etwas passieren muß!“ klagte sie; „ich, die ich nie vergessen habe, was recht ist und was sich schickt, komme am Ende noch in Verdacht, aus Geldgier meinen Sohn mit Mademoiselle Lepoirier zusammengebracht zu haben!“ Sie schluchzte laut auf.

Lütine trocknete die Augen.

„Nein, Mutter Jeannette, das wird niemand glauben,“ sagte sie, trat an die Weinende heran und versuchte ihre Hand zu fassen; „ich bin ein armes Mädchen ...“

„Auch das noch!“ rief Jeannette, indem sie Lütine zurückstieß; Lütin faßte ihren Arm und zog sie fort.

„Komm,“ sagte er, „wir gehen zum Vater und zur Großmutter; die werden uns helfen, die Mutter auf andere Gedanken zu bringen.“

Er irrte sich. Vater Jean schüttelte bedenklich den Kopf und ging fort, den Fall mit seiner Frau zu besprechen, während Großmutter Jeanneton vor Schrecken die Hände sinken ließ, daß die Feigen, die sie in einem Korbe trug, um sie her rollten.

„Kinder, Kinder, nehmt's mir nicht übel, das ist ja Unsinn!“ rief sie, sich die heiße Stirn trocknend. „Ich habe die Lütine gewiß so lieb, als ob sie mein eigen Fleisch und Blut wäre, aber die Unterschiede, die von Gott und den Heiligen festgesetzt sind, darf ich darüber nicht vergessen. Und du, Lütin, darfst es auch nicht! Du bist ein Bauernsohn, mein Junge, und sie ist eine Demoiselle.“

„Ach nein, Großmutter, ich habe das nie so recht lernen können,“ sagte Lütine und umfaßte den Arm der alten Frau, wie sie's als Kind zu thun pflegte. Die Großmutter strich ihr liebkosend über das weiche, hellblonde Haar.

„So wirst du es später begreifen müssen, Kind,“ antwortete sie; und zu dem Lütin gewendet, fuhr sie fort: „Wo hast du denn deine Augen, mein Junge? — paßt

dies weiße, zierliche Ding, das aussieht wie eine Prinzessin, in deine Sägemühle? — Seid gescheit, Kinder, und heiratet, wie sich's für euch schickt: du, Lütin, die Claudine Vidal ..."

„Für nichts in der Welt!" rief der junge Mann.

„Und du, Kleine," schloß Mutter Jeanneton, „den Monsieur Pierrot, den dein Vater nun einmal für dich ausgesucht hat."

„Den!" rief Lütine, und wie Sonnenschein aus Regenwolken brach aus aller Betrübnis ein Lächeln hervor. „Den hat eben der Lütin aus dem Hause geworfen!"

„Aus dem Hause geworfen!" wiederholte die alte Frau. „Das fehlte noch ... wenn Monsieur Lepoirier das erfährt ..."

„Sei ruhig, Großmutter," sagte Lütine; „Papa will nichts mehr von den Pierrots wissen."

Großmutter Jeanneton schüttelte den Kopf.

„Das begreife, wer kann," antwortete sie; „Monsieur Lepoirier hat mir neulich morgen gesagt, er möchte dich in unserem Hause lassen, bis alles zu deiner Hochzeit mit Monsieur Gustave in Bereitschaft wäre. Wir sollten aber nicht darüber sprechen, auch mit dir nicht, bis er nochmal geschrieben hätte."

Halb ungläubig, halb erschreckt hatte Lütine der Großmutter zugehört; jetzt legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und den Kopf wendend, sah sie in die neugierigen Augen ihrer Pflegeschwester.

„Was giebt's denn hier so Wichtiges zu verhandeln, daß ihr weder hört noch seht?" fragte das junge Mädchen. „Ich habe dir was mitgebracht, Lütine, der Briefträger kam mir gerade in den Weg." Mit diesen Worten zog sie einen Brief aus der Tasche. Lütine erkannte die Handschrift des Vaters, riß das Couvert hastig auf und überflog die wenigen Zeilen, während sie abwechselnd blaß und rot wurde.

„Nun, Lütine, was will er?" fragte der Lütin, als sie die Hand mit dem Briefblatte sinken ließ.

„Lies selbst," antwortete sie, ihm den Brief zureichend, und indem sie in Thränen ausbrach, fügte sie hinzu: „Du hast recht, Großmutter, ich soll den Monsieur Pierrot heiraten. Aber ich kann es nicht! ich kann es nicht!"

„Sei ruhig, Kind," mahnte die alte Frau. „Was man muß, das kann man auch."

Der Lütin aber rief:

„Laß dir das nicht einreden! Man kann, was man *will* — und du willst mich und ich will dich. — Ja, Schwester Jeanne, mache nur große Augen," fügte er lachend hinzu, indem er die Lütine umfaßte; „wir sind Brautleute; kannst mir nächstens den Strauß von Orangenblüten anstecken."

„Na, na, na, soweit sind wir noch nicht!" fiel ihm die Großmutter ins Wort. „Kommt, setzt euch hierher; meine alten Knochen halten das Stehen nicht mehr aus," fügte sie hinzu, indem sie sich auf die Bank unter dem Nußbaum niederließ. „Kommt und laßt uns vernünftig miteinander sprechen. Du aber, Jeanne, geh hübsch zu deiner Mutter; was wir hier auszumachen haben, ist nichts für kleine Mädchen."

Lütin, der die Hand der Lütine festhielt, machte Miene, sich an ihre Seite zu setzen; die Großmutter gab das jedoch nicht zu.

„Nichts da!" sagte sie streng, während sie der sich widerwillig entfernenden Enkelin nachsah. „Du, mein Junge, wirst mir zur Rechten, die Lütine zur Linken Platz nehmen. — So, und nun gieb mir gefälligst Auskunft, was mit der Claudine werden soll? — Das ist doch keine Manier, daß man ein Mädchen aus dem Feuer holt, auf die Einladung ihres Vaters herkommt, ihr den Hof zu machen, und sie dann mir nichts, dir nichts sitzen läßt, weil einem plötzlich ein Püppchen wie die Lütine besser gefällt."

„Halt, Großmutter, so ist die Sache nicht!" rief der Lütin. „Den Hof gemacht habe ich der Claudine nie, habe auch heute, ehe ich herkam, die Lütine zu sehen, dem dicken Vidal angekündigt, daß

ich in seiner Sägemühle nicht mehr nötig bin, und ihm geraten, den Werkführer zu behalten, den der alte Henriot diese letzten Jahre gehabt hat. Das wird der dicke Mann wohl verstanden haben." Und indem er über den Schoß der Großmutter weg die Hand der Lütine faßte, fügte er hinzu: „Die dumme Geschichte mußte abgemacht sein, ehe ich dir unter die Augen treten konnte. Und nun ist sie's, und keiner hat etwas dreinzureden, wenn wir uns lieb haben. Thun sie's aber und wollen dich mir nicht geben — eine andere nehme ich darum doch nicht — das will ich hier bei unserer lieben Frau von Betharam gelobt haben!"

Großmutter Jeanneton schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Unglückskind, wie kannst du dich so verschwören!" klagte sie. „Mit unserer lieben Frau von Betharam ist nicht zu spaßen ... das Hemd vom Leibe kann's dich kosten, wenn du das Gelübde mal lösen willst, und dahin sehe ich's schon noch kommen, denn da ist der Befehl von Monsieur Lepoirier an die Lütine, dem wird sie wohl gehorchen müssen; oder meinst du etwa, daß deine Mutter das arme Ding im Hause behält, wenn sie, anstatt ihrem Vater den Willen zu thun, als Störenfried zwischen dir und der Claudine steht?"

Lütin war aufgesprungen.

„Großmutter, ist das dein Ernst?" rief er erschreckt. „Was um Gotteswillen sollen wir denn anfangen?"

„Ja, das hättet ihr früher bedenken sollen," antwortete die alte Frau. „Meine Jeannette kennt ihr beide und konntet euch vorstellen, wie sie die Sache aufnehmen würde ... diesmal kann ich ihr auch gar nicht unrecht geben."

„Liebe Großmutter!" riefen Lütin und Lütine wie aus einem Munde, und Lütin fügte zuversichtlich hinzu: „Sag, was du willst, ich glaube nicht, daß du uns im Stich lassen kannst."

„Aber für euch thun kann ich auch nichts," antwortete sie. „Es ist nun einmal das Haus deiner Mutter."

„Der Vater muß uns beistehen!" rief der Lütin.

„Der!" fiel die Großmutter ein und zuckte die Achseln. „Daß der deiner Mutter nicht gewachsen ist, wenn sie ihren Kopf aufsetzt, weißt du doch. Aber wir müssen sehen, was sich thun läßt. Die Nacht, heißt es, bringt guten Rat — wollen alles mal bis morgen ruhig gehen lassen. Gebt nun acht, daß ihr der Mutter heute nicht mehr in den Weg kommt. Du, Lütine, steig in dein Kämmerchen hinauf, dahin mag dir die Jeanne was zu essen bringen; und du, mein Junge, wirst hier im Garten bleiben und warten, bis ich dir dein Abendbrot zustecke; in die Schenke gehen darfst du nicht, sonst reden die Leute und merken was."

„Großmutter, laß uns beide hier," bat der Lütin, aber davon wollte sie nichts hören.

„Fällt mir nicht ein!" antwortete sie mit aller Entschiedenheit. „Wenn ich's noch so gut mit euch meine oder gerade weil ich's gut meine, darf ich zu euren Dummheiten nicht die Hände bieten... Was glaubt ihr wohl, was geschähe, wenn euch die Mutter hier zusammen anträfe?"

So trennten sie sich denn, und das war gut, denn wirklich erschien, während der Lütin wie ein wildes Tier im Käfig ingrimmig längs der Weinbergsmauer hin und her lief, Mutter Jeannette und begann ihren Ältesten mit aller Kraft ihrer Überzeugung und ihrer Lungen ins Gebet zu nehmen.

Es war eine unglückliche Stunde; ein Wort gab das andere, und jedes klang schärfer, wurde bitterer empfunden, als der Sprechende beabsichtigt hatte. Jeannette ging so weit, zu behaupten, der Lütin wäre von Kindesbeinen an ein schlechter Sohn gewesen, hätte ihr von klein auf nur Ärger, Kummer und Sorgen bereitet; darauf gab er zur Antwort: sie hätte sich glücklicherweise nicht lange mit ihm geplagt, hätte ihn ja schon als halbes Kind aus dem Hause gestoßen. — So gingen Anklagen und Vorwürfe weiter, und als Großmutter und Vater herbeikamen und

sich ins Mittel schlagen wollten, war es zu spät.

Die Mutter hätte ihn einen Thunichtgut, einen Menschen ohne Ehre und Gewissen genannt, rief der Lütin, glühend vor Zorn; das dürfe er sich nicht bieten lassen — auch von der Mutter nicht. Er müsse gehen und zwar gleich auf der Stelle, und wiederkommen, das wolle er hiermit gelobt haben, würde er nicht eher, als bis die Mutter bereit sei, auch die Lütine freundlich als Tochter aufzunehmen. Damit schwang er sich über den Zaun und verschwand um die nächste Ecke der Weinbergsmauer. Nicht einmal zu einem Abschiedsgruß an die Lütine hatte ihm der Zorn Besinnung gelassen.

Auch nach seiner Entfernung kam der Frieden nicht zurück. Jeannette, die von Mann und Mutter wegen ihrer Maßlosigkeit getadelt wurde, redete sich nur tiefer in ihre Erbitterung hinein und erklärte endlich mit aller Entschiedenheit, die Lütine, die an allem Unheil schuld sei, könne nicht im Hause bleiben; Jean müsse das sobald als möglich an Monsieur Lepoirier schreiben.

Während dies im Garten verhandelt wurde, saß die Lütine mit ihrer Pflegeschwester in dem Giebelstübchen, das die beiden jungen Mädchen jetzt für sich allein hatten; Großmutter Jeanneton, der das Treppensteigen nachgerade schwer fiel, war unten im Hause einquartiert.

Es bedurfte natürlich kaum der Frage, um Lütines Herz zu erschließen. Mit klopfenden Pulsen erzählte sie der Jugendfreundin von den Erlebnissen der letzten Tage, und mit klopfenden Pulsen und glühenden Wangen hörte Jeanne die erste „wirkliche“ Liebesgeschichte. Sie weinte mit, wenn Lütine hin und wieder in Thränen ausbrach, sie bedauerte Freundin und Bruder, hätte viel darum gegeben, ihnen helfen zu können; aber als sie sich, nachdem Lütines Glück und Unglück wiederholt von allen Seiten beleuchtet war, ungewöhnlich spät zur Ruhe legte, schlief sie mit dem stillen Wunsche ein, recht bald an sich selbst Ähnliches erleben zu dürfen.

Lütine saß noch am offenen Fenster; auf die letzten abgebrochenen Antworten der Pflegeschwester war das gleichmäßige Atmen des Schlafes gefolgt. Leise wehten die Rebenranken vor dem Fenster im Hauch der Sommernacht; im matten Sternenschein schimmerten die kleinen weißen Dorfhäuser jenseit des Angers und weiterhin zwischen Wiesen und Maisfeldern der gewundene Lauf der Heerstraße. Und plötzlich stand ihr jene Nacht lebendig vor der Seele, als sie, unfähig die Sehnsucht nach dem Lütin zu ertragen, auf- und davongegangen war, in Finsternis und Einsamkeit, auf unbekannten Wegen, ohne zu fragen, wie weit und beschwerlich sie sein könnten. Schon damals hatte sie gefühlt, daß sie zu ihm gehörte, daß es ohne ihn für sie kein Leben gab. Aber freilich, trotz aller Liebe, aller Sehnsucht war es ihr nicht gelungen, ihn zu erreichen. Sollte das wieder so sein? Was sollten sie thun, wenn sich ihr Vater und die Eltern des Lütin nicht erweichen ließen? Durfte sie der Vater zwingen, einen Mann zu heiraten, den sie verabscheute? Mußte sie gehorchen, wenn er darauf bestand? War's vielleicht gar eine Sünde gegen das vierte Gebot, daß sie den Lütin nicht lassen konnte? Vielleicht wenn der Brief mit dem Befehl des Vaters früher gekommen wäre ... aber nein, nein! die Liebe für den Lütin stammte nicht von heute, war über sie gekommen, sie wußte nicht, wann und wie, war mit ihr aufgewachsen, verwachsen. Verstanden hatte sie's nicht, bis vor wenigen Stunden, als sie der Lütin in die Arme genommen; aber nun sie's verstand, war kein Fragen und Wählen möglich; sie gehörte ihm, ihm allein auf der Welt — er war ihre Heimat, ihr Schutz und Schirm. Sie brauchte nichts als ihn, er nichts als sie.

Er nichts als sie — durfte sie das ohne weiteres annehmen? Was gab sie denn auf? einen Vater, der sich kaum um sie gekümmert hatte; einen Bruder, den

sie erst seit wenigen Tagen kannte. Der Lütin dagegen war von Kindheit auf der Stern seines Vaterhauses, der Liebling seiner Eltern und Geschwister — durfte sie zugeben, daß er das alles um ihretwillen verlor? Vielleicht versündigte sie sich an ihm, wenn sie das Opfer annahm. O, wie viel glücklicher und thatkräftiger war sie in jener Nacht, als sie, unbeirrt von jedem Zweifel, dem Zuge ihres Herzens folgen konnte!

Sie legte die Arme auf das Fensterbrett und sah hinaus in die dämmernde Ferne. Vor ihren geistigen Augen sah sie eine kleine Gestalt, barfuß im kurzen Röckchen auf der Landstraße hinwandern, an Dorfhäusern und Gartenhecken, an Wiesen und Maisfeldern entlang. Jetzt klang eines Glöckchens Silberton durch die Stille, und plötzlich kam es wie eine Offenbarung über sie: der treue Hirt, der sich damals des verirrten Lammes angenommen, lebte noch und hatte ihr gewiß seine väterliche Gesinnung bewahrt. Zu ihm wollte sie gehen mit ihren Kümmernissen und Zweifeln — er wußte sicherlich auch jetzt wieder Rat und Hilfe.

* *
*

Es war früh am Tage, als Lütine aus unruhigen Träumen erwachte. Ihre Pflegeschwester lag noch in tiefem Schlaf, im Hause war kein Lebenszeichen zu spüren, aber es litt sie nicht länger in dem engen Raume. Geräuschlos, wie sie alles that, ordnete sie ihren Anzug, schlüpfte die Treppe hinunter und ging in den Garten.

Daß ihr hier der Lütin entgegenstürzte, kam ihr wie etwas Selbstverständliches vor. Er schien nicht so zuversichtlich gewesen zu sein, sagte, er wäre vor Ungeduld beinahe vergangen, und benahm sich überhaupt so ungebärdig, daß Lütine ernstlich drohte, ihn allein zu lassen.

Er fuhr auf: sie wüßte nicht, was liebhaben wäre, beteuerte und versicherte dann wieder: sie hätte recht, immer recht, er würde jederzeit thun, was sie von ihm verlange; jetzt wolle er ruhig und vernünftig mit ihr besprechen, was sie anfangen sollten. Und sie mit dem Arm umschlingend, führte er sie langsam zwischen den Gartenbeeten auf und nieder und erzählte ihr von dem Streit mit seiner Mutter.

„Nachgeben kann ich nicht und will ich nicht!" schloß er seinen Bericht. „Nein, Lütine, dagegen darfst du nichts sagen. Wir beide gehören nun einmal zueinander, und solange die Mutter das nicht einsieht, sind sie und ich geschiedene Leute."

„Aber wenn sie es niemals einsieht?" fragte Lütine.

Er zuckte die Achseln; es war ihm offenbar nicht wohl bei dem Gedanken.

„Diese Nacht habe ich bei Bruder Antoine in Nay geschlafen oder eigentlich nicht geschlafen," sagte er ablenkend. „Wir fingen immer wieder an zu sprechen, und vor Tag und Tau bin ich fortgelaufen — ich mußte dich sehen, habe auch noch meine Sachen in der Sägemühle abzuholen. Gestern abend," fuhr er fort, „war ich ganz toll vor Zorn, hätte dich am liebsten aus allem herausgerissen und wäre mit dir in die weite Welt gegangen. Aber das darf nicht sein ... ich kann doch nichts von dir verlangen, was dich in Unehre brächte."

„Nein, das kannst du nicht!" sagte Lütine, und in dem Blick, den sie zu ihm aufschlug, lag eine unerschütterliche Zuversicht.

„Ja, ja, vertraue mir — du sollst es nie bereuen!" rief er, sie an sich drückend; dann fuhr er mit erzwungener Ruhe fort: „Es ist schwer, was wir auf uns nehmen, arme, kleine Lütine. Wenn sich die Eltern nicht erweichen lassen — und von deinem Vater ist das kaum zu erwarten ..."

„Von deiner Mutter auch nicht!" schaltete das junge Mädchen ein.

„Dann müssen wir leider warten, bis du mündig wirst!" rief der Lütin, „und wie wird man dich bis dahin mit dem Kerl, dem Monsieur Pierrot, quälen!"

„Und dich mit der Claudine Vidal," sagte Lütine. Er schüttelte den Kopf.

„Das bringe ich heute vollends zu Ende," antwortete er; „die Claudine ist ein braves Mädchen und meint es wahrhaft gut mit mir. Wenn ich der sage, wie es mit uns beiden steht, giebt sie mich selber auf. Und wenn nicht, wer soll mir was anhaben, wenn ich bei Onkel Pierrine auf der Sägemühle hause? — Du aber, armes Kind! Meine Mutter wird dich halb tot quälen, und wenn dich dein Vater wegholt und dich zwingen will, den Monsieur Pierrot zu heiraten! ... Wenn ich mir das vorstelle und sehe, wie wir von Gott und Menschen verlassen sind, komme ich doch wieder aufs Fortlaufen zurück!"

„Lütin, Lütin, was hast du eben erst versprochen?" bat das junge Mädchen. „Übrigens sind wir vielleicht nicht so verlassen, wie du meinst." — Und sie erzählte ihm von der Absicht, den Pfarrer von Coarasse um Rat und Hilfe zu bitten.

Halb zweifelnd, halb zustimmend hörte er sie an; dann sagte er:

„Ein Pfarrer — was versteht der von Liebesangelegenheiten! Und doch, recht hast du; wer einmal so gut gegen dich gewesen ist, kann es auch wieder sein. Ja, ja, wir wollen zusammen hingehen. Der Weg ist freilich weit für dich — du weißt, seit der Herr Pfarrer krank ist und sein Amt nicht mehr verwalten kann, wohnt er noch über Lestelle hinaus, oben am Berge, wo es links ab in unsere Schlucht geht. La Pigeonnière heißt der kleine Ort. Brauchst dich aber nicht zu ängstigen; wenn du müde wirst, trage ich dich."

Lütine schüttelte den Kopf.

„Ob das dem Herrn Pfarrer gefallen würde?" fragte sie und lachte trotz aller Betrübnis. „Nein, Großmutter Jeanneton wird uns schon die Liebe thun, mit mir hinzugehen; und wenn sie nicht so weit gehen kann, spannt Vater Jean den Falben ein. Vater Jean meint's gewiß gut mit uns; er darf's nur nicht gestehen."

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander hin, dann sagte der Lütin:

„Nun ja, es mag besser sein, wenn du mit der Großmutter hinfährst, aber eins mußt du mir versprechen: hat der Herr Pfarrer die Einsicht, daß man nicht den einen heiraten kann, wenn man den anderen lieb hat, so thue alles, was er dir vorschreibt; meint er aber, du müßtest auf alle Fälle deinem Vater gehorsam sein, so hast du dich nicht danach zu richten. Dann weiß er eben nicht, was liebhaben ist, und wenn man eine Sache nicht versteht, so kann man natürlicherweise kein richtiges Urteil darüber haben ... nicht wahr, das siehst du ein?"

Allein wäre Lütine vielleicht nicht darauf gekommen; aber nun sah sie's ein und versprach dem Lütin alles, was er verlangte. Übrigens war ja nicht abzusehen, was der Herr Pfarrer, wenn er für ihre Liebe eintrat, auszurichten vermochte.

„Es kann noch alles gut werden!" sagte Lütine. „Es muß alles gut werden!" rief Lütin, und das Luftschloß, das sie auf dieser Basis aufbauten, schoß hoch und prächtig empor, bis Mutter Jeannettes scharfe Stimme, die vom Hause herüberklang, Einhalt gebot.

„Lebewohl, die Mutter soll mich hier nicht finden," sagte Lütin. „Ich sehe zu, daß ich die Claudine unter vier Augen sprechen kann, und dann passe ich auf, ob ich euch fahren sehe. Wenn ihr zum Dorfe hinaus seid, wird mich der Vater wohl aufsteigen lassen."

„Jeanne! Lütine! wo steckt ihr denn?" rief Mutter Jeannette zum zweitenmal. Noch eine innige Umarmung, dann verschwand der Lütin jenseit der Hecke; mit verräterisch glühenden Wangen und Lippen eilte Lütine dem Hause zu.

Was sie hier an Vorwürfen und Bitterkeiten von Mutter Jeannette zu hören bekam, überstieg alle ihre Befürchtungen. Aber das Zusammensein mit dem Lütin hatte ihr Mut und Kraft gegeben; ruhig ließ sie die Sturzwellen des mütterlichen Zornes über sich hinrauschen und wurde dafür ein herzloses Geschöpf genannt, das sich's zum Vergnügen mache, das Familienglück der Pflegeeltern zu zerstören und

den Lütin um Glück, Reichtum, Ansehen und Zufriedenheit zu bringen.

„Der Lütin ist von klein auf mein Liebling gewesen, ein Goldherz, wie es kein zweites giebt!“ schloß Mutter Jeannette mit heißen Thränen. „Du aber bist ein Kobold, ein Irrwisch, eine böse Lütine, die ihn vom rechten Wege verlockt hat. Ja, ja, verzaubert und verhext hast du ihn, wie könnte er sonst an deiner zerbrechlichen Gestalt, deinen hellen Haaren und unheimlichen Augen Gefallen finden! Mir bist du abscheulich — geh mir aus den Augen!“

Lütine gehorchte; Jean aber, der das Ende der Unterredung gehört hatte, sagte mit größerer Energie, als ihm sonst eigen war:

„Frau, mäßige dich! Die Kleine ist unser Gast; ich will nicht, daß sie in meinem Hause schlecht behandelt wird.“

„In deinem Hause!“ wiederholte Jeannette. „Habe mir bis jetzt eingebildet, daß ich auch etwas darin zu sagen hätte... Auf jeden Fall muß die Lütine hinaus, wenn ich drin bleiben soll. Willst du nicht an Monsieur Lepoirier schreiben, so thu ich's.“

„Laß nur gut sein — ich bin eben auf dem Wege dazu,“ erwiderte Jean. Er hielt es für besser, die Sachlage in seiner Weise darzustellen; aber so, wie er gewünscht hätte, wurde der Brief doch nicht. Jeannette ging ihrem Eheherrn nicht von der Seite, solange er an dem Schriftstück arbeitete, und überzeugte sich, daß gehörig betont wurde, welche Mitgift der Lütin durch seine thörichte Neigung für Mademoiselle Lepoirier verscherzte, und wie dringend nötig es sei, das junge Mädchen sobald als möglich zu entfernen. In Jeannettes Gegenwart mußte der Brief geschlossen werden, und dann nahm sie ihn mit ins Dorf, wohin sie ihrer Behauptung nach durch notwendige Geschäfte gerufen wurde.

Inzwischen hatte Lütine Großmutter Jeanneton für die Fahrt zu ihrem alten Freunde gewonnen; während der Abwesenheit seiner Frau wurde Vater Jean ins Vertrauen gezogen, und als Jeannette zurückkehrte — gereizter noch, als sie gegangen war, denn Bäcker Vidal hatte sich, als sie an seinem Fenster vorüberkam, ohne zu grüßen, abgewendet — stand der Wagen mit dem Falben schon vor der Thür, und man wartete mit der Abfahrt nur auf Jeannette, um ihr adieu zu sagen.

Sie hatte jedoch kein Verständnis für die Rücksicht der Ihrigen.

„Meinetwegen fahrt die Kreatur, wohin ihr wollt!“ rief sie, die Erklärungen ihres Mannes abschneidend, und ging ohne Abschied ins Haus. Großmutter Jeanneton rief zornig hinter ihr her: Lütine wäre keine Kreatur, Jeannette solle sich ihrer Lieblosigkeit schämen. — Dann wurde die alte Frau auf den Wagen gehißt, Lütine kletterte behend hinterdrein; Vater Jean schwang sich auf den Bock, und hinaus ging's in die Licht- und Farbenpracht des Sommermorgens.

Aber keiner von ihnen hatte Sinn und Auge dafür; während Jean voll Besorgnis, Großmutter Jeanneton voll Zorn den bösen Tagen entgegensahen, die ihnen Jeannette bereiten würde, suchten Lütines Augen in Nähe und Ferne nach dem Lütin — vergebens! Er hatte die Claudine lange nicht finden können, dann hatte sich die Unterredung mit ihr nicht gleich abbrechen lassen, und als er Arressi verließ, waren die Seinigen schon über Bordes hinaus.

Ohne Zwischenfall erreichten sie das Ziel der Fahrt: ein kleines, weißes Haus mit rebenumrankten Fenstern, vor denen hier wie in Coarasse auf schmalen Beeten Levkojen, Heliotrop, Reseda und Monatsrosen blühten. Aus dem Garten traten sie in eine Küche, die kleiner, aber ebenso einladend sauber war wie die des Pfarrhauses, und auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers erschien Marianotte, etwas runzeliger als bei der ersten Bekanntschaft, aber sonst ganz die Alte in würdevoller, selbstbewußter Haltung.

Diese Würde ging jedoch in herzliche Freude über, als die Lütine, allen voran, auf sie zueilte und ihr um den Hals fiel.

„Ist's möglich, Kind, du — so groß

bist du geworden!“ rief sie; „und da ist auch Monsieur Caduchon …“

„Und ich bin die Großmutter Jeanneton, von der Sie wohl mal gehört haben, wenn auch nicht so viel Gutes und Schönes wie ich von Ihnen,“ sagte die alte Frau und streckte der Pfarrköchin die braune Hand entgegen. Marianotte lächelte befriedigt.

„Herr Pfarrer!“ rief sie, die Thür, die sie hinter sich zugezogen hatte, wieder aufstoßend, „Herr Pfarrer, da kommen die schönsten Gäste!“

Das war ein wehmütiges Wiedersehen. An Händen und Füßen von Gicht gelähmt, saß der alte Herr im Lehnstuhl; auch sein Gehör hatte gelitten; dennoch sahen die Augen mit der alten Güte und Heiterkeit den Ankommenden entgegen.

„Willkommen, willkommen, meine lieben Freunde!“ rief er ihnen zu. „Wie gut von Ihnen, daß sie einmal an den armen Kranken gedacht haben!“

Während Lütine zu ihm eilte, ihm die umwickelte Hand zu küssen, und Jean, mit seiner Verlegenheit kämpfend, etwas im Hintergrunde blieb, legte die Großmutter das Geständnis ab, daß sie nicht sowohl zu einem Freundschaftsbesuch gekommen wären, als weil sie seinen Rat und seine Hilfe erbitten möchten.

„Um so besser!“ gab er in seiner Vertrauen erweckenden Weise zur Antwort. „Raten und helfen zu können, ist jetzt leider ein seltenes Glück für mich. — Kommen Sie, setzen Sie sich hierher; mein rechtes Ohr ist noch das beste. Während Marianotte das Wenige auftischt, das wir Ihnen bieten können, lassen Sie mich Ihr Anliegen hören.“

Daß der Pfarrer seine getreue Marianotte auf diese Weise von Mitteilungen ausschloß, die sie doch jedenfalls ebenso interessierten wie ihn, war eine der Rücksichtslosigkeiten, die er sich nicht abgewöhnen ließ. Seit er taub war, kam übrigens auf solche Mißgriffe weniger an; was bis zu seinem Verständnis drang, pflegte, selbst bei geschlossener Thür, in der Küche hörbar zu sein.

Das war auch heute der Fall. Nicht ein Wort entging der alten Köchin, und sobald der Name Gustave Pierrot genannt wurde, erschien sie, einen Holzlöffel in der Rechten, mit hochrotem Gesicht und sprühenden Augen inmitten der Beratung.

„Monsieur Gustave Pierrot!“ schrie sie. „Herr Pfarrer, das ist ja der abscheuliche Mensch, der die arme Louise Baudry, die Hirtentochter von Coarasse, unglücklich gemacht hat … und wenn sie noch die einzige wäre! … Und diesem Nichtsnutz will man unsere Lütine geben? — Ein wahrer Bandit ist er, geht weder zur Messe noch zur Beichte … nein, Herr Pfarrer, das dürfen wir nicht zugeben!“

Das war eine unverhoffte und mächtige Bundesgenossenschaft. Der Pfarrer äußerte zwar einige Bedenken in Bezug auf das vierte Gebot, aber sie hielten nicht stand vor Marianottes Beredsamkeit und den flehenden Blicken des jungen Mädchens.

„Wollen sehen, was sich thun läßt,“ sagte er endlich. „Sobald die Schmerzen in meinen Händen nachlassen, werde ich an Herrn Lepoirier schreiben und versuchen, ihm die unglückselige Heirat auszureden. Aber was fangen wir inzwischen mit der Lütine an? — Was meinst du, Marianotte — könnte sie wohl solange bei uns bleiben?“

„Freilich kann sie das!“ rief die Alte und nickte der Lütine freundlich zu; „nur weiß ich nicht, Herr Pfarrer, was Sie mit dem ‚versuchen‘ und ‚solange‘ sagen wollen. Die heiligen zehn Gebote in Ehren — ich als Pfarrköchin will gewiß nichts dagegen thun oder reden; aber ich glaube nicht, daß Väter das Recht haben, ihre Kinder mit solchen Teufelsbraten zu verheiraten, wie dieser Monsieur Pierrot einer ist… Das ist unchristlich, und ein Herr Pfarrer, sollte ich meinen, dürfte das nicht zugeben. Pardon, excuse, wenn ich mir was herausnehme!“

Damit ging sie zu ihren Kochtöpfen zurück. Lütine folgte ihr.

„O Marianotte, liebe, gute Marianotte!“ rief sie und faßte die runzelige Hand der Alten; „nie im Leben kann ich's dir danken!“

„Freilich kannst du das!“ antwortete Marianotte. „Du wirst mir helfen, den Herrn Pfarrer zu unterhalten und aufzuheitern; ein leichtes Stück Arbeit ist das nicht! Du darfst übrigens nicht glauben, Kleine, daß ich damit etwas gegen den Herrn Pfarrer gesagt haben will — im Gegenteil, er ist geduldig wie ein Lamm unseres Herrgotts. Aber wochenlang mit Schmerzen dasitzen und oft nicht einmal das Brevier in den kranken Händen halten können, daß er dabei wohl mal kleinmütig und verdrießlich wird — na, darüber hilfst du ihm nun fort mit Vorlesen und Erzählen und mit deinem jungen, fröhlichen Gesicht!“

Lütine war im Begriff, ihrer alten Freundin zu erklären, daß sie jetzt kaum im stande sein würde, ein fröhliches Gesicht zu zeigen, als vom Garten herein ein Adichat klang, bei dem sie sich hastig umwendete.

„Lütin!“ jubelte sie, dem jungen Mann entgegeneilend; und im nächsten Moment hielt er sie in den Armen und küßte sie vor Marianottes weit aufgerissenen, unwilligen Augen.

„Lütine! Unglückskind!“ rief sie, auf die beiden zutretend. Lütine umfaßte ihren Arm.

„Liebe Marianotte, es ist ja nur der Lütin,“ fing sie an; die Alte ließ sie nicht weiter sprechen.

„Nur der Lütin — hältst du das für eine Entschuldigung?“ fragte sie. „Und wenn's ein Engel unseres Herrgotts wäre, solch Benehmen würde ich nicht gestatten. — Bedenke doch, wo du bist! — Da drinnen sitzt ein Herr Pfarrer, der auf dem geraden Wege ist, ein Heiliger zu werden ... und in seinem Hause ... und vor meinen Augen... Nein, Kleine, entweder du versprichst, und Monsieur Lütin giebt sein Wort darauf, daß dergleichen hier nicht mehr vorkommen wird ... wenn nicht, so kannst du nicht bei uns bleiben.“

„Liebe Marianotte!“ — „Mademoiselle!“ riefen Lütine und Lütin und versuchten die Hände der Zürnenden zu fassen; sie wich, beide Arme erhebend, zurück und sagte in strengem Ton:

„Nein, nein, da hilft kein Bitten und Betteln; das Versprechen muß ich haben, oder ...“

„Marianotte, was geht denn da vor?“ rief der Pfarrer; sie eilte hinein, ihm Bescheid zu geben.

„Alte Hexe!“ murmelte Lütin hinter ihr drein. Lütine legte die Hand auf seinen Mund.

„Um Gotteswillen — sie ist unsere treue Helferin!“ sagte das junge Mädchen. „Sie hat es dahin gebracht, daß ich hier bleiben darf und daß der Herr Pfarrer meinem Vater schreiben will, Monsieur Pierrot wäre kein Mann für mich. Das Versprechen müssen wir geben ... bedenke, was soll aus mir werden, wenn man mich auch hier nicht behält!“

Seine Miene war nach und nach heller geworden.

„Gut denn, wenn wir uns nicht hier im Hause sehen dürfen, müssen wir uns draußen treffen,“ fing er an; da kam Marianotte zurück.

„Treten Sie herein, Monsieur Lütin; herein mit dir, Kleine, der Herr Pfarrer wird seinen Willen selbst erklären,“ sagte sie, ließ das junge Paar an sich vorbeigehen und trat selbst wieder ins Zimmer, den Herrn Pfarrer durch ihre Gegenwart zur Strenge zu ermahnen.

Aber wie schon oft war auch heute seine Gutmütigkeit größer als sein Respekt vor der alten Köchin. Während der Lütin erzählte, daß er von Ort zu Ort den Bescheid erhalten, der Wagen mit dem Falben wäre schon seit einer ganzen Weile vorübergefahren, und daß er sich darum immer mehr in Trab gesetzt hätte, wurde das Gesicht des Pfarrers immer mitleidiger; er nannte den kecken Burschen trotz der Umarmung, von welcher ihm Marianotte berichtet hatte, „lieber junger Mann“, und das Ende vom Liede war, daß er ihm Erlaubnis gab, Sonntags nach der

Vesper eine halbe Stunde unter seinen Augen mit der Lütine zusammenzusein.

Ein Glück war's, daß Marianotte sich wieder in der Küche befand, als diese Einladung erfolgte, sonst wäre möglicherweise die Broyo angebrannt auf den Tisch gekommen.

So aber ging alles aufs beste von statten. Von der nächsten Sorge um die Lütine befreit, waren Großmutter Jeanneton und Vater Jean dankbar vergnügt und sprachen dem einfachen Mahl so tapfer zu, daß Marianotte ihre Freude daran hatte, während die Augen des Pfarrers mit wachsender Teilnahme auf dem jungen Paare ruhten.

„Wie sie sich lieb haben ... und wie schön sie sind ... wie füreinander geschaffen. Wollte Gott, daß ich sie einst durch sein heiliges Sakrament vereinigt sähe!“ sagte er in Gedanken zu sich selbst; und als es bald nach Tisch ans Abschiednehmen ging, wiederholte er dem Lütin seine Sonntagseinladung in Marianottes Gegenwart.

Lütin bedankte sich; aber während der Pfarrer und Marianotte durch die Großmutter und Vater Jean in Anspruch genommen waren, zog er die Lütine in den Garten hinaus.

„Bis Sonntag soll ich dich nicht sehen,“ murrte er, „und heute ist erst Dienstag, und in drei Viertelstunden kann ich von der Sägemühle hier sein. Das ist eine Grausamkeit von dem alten Manne! Aber ich weiß, was ich thue — ich stecke mich hinter Onkel Pierrine — der hilft uns, den Pfarrer zur Vernunft zu bringen. Er hat's ja selbst erfahren, was es heißt, in seiner Liebe gequält und gehindert zu sein ... diese Einrichtung halt ich nicht aus!“

„Versündige dich nicht!“ mahnte Lütine. „Uns jeden Sonntag zu sehen — so gut haben wir's nicht mehr gehabt, seit du von Arressi fortgekommen bist. Mir ist zu Mute, als ob ich nichts mehr zu wünschen übrig hätte.“

In diesem Augenblick kamen Jean und Großmutter Jeanneton, von Marianotte begleitet, aus dem Hause und machten dem Zwiegespräch ein Ende. Lütin half der alten Frau in den Wagen, schüttelte dem Vater, der so oft als möglich nach der Sägemühle zu kommen versprach, die Hand, dann mußte er auch der Lütine lebewohl sagen.

Und als er nun gegangen war und endlich — nach wiederholtem Stehenbleiben und Zurückblicken — auf dem Waldwege verschwand, der links zur Höhe führt, während abwärts auf der Straße nach Lestelle der Wagen mit dem Falben rasch davonrollte, wurde der Lütine, trotz der Aussichten für den Sonntag, so weh ums Herz, daß sie sich der Thränen kaum erwehren konnte.

* * *

In Bezug auf Onkel Pierrine hatte sich der Lütin einer falschen Hoffnung hingegeben. Mit bedenklicher Miene hörte er zu, als ihm der Pflegesohn sein Herz erschloß; dann sagte er:

„Mein lieber Junge, deine Mutter mag in ihrer Heftigkeit zu weit gegangen sein, aber im Grunde hat sie recht. Nicht daß ich meine, du solltest die Claudine heiraten, wenn du nichts für sie im Herzen hast; aber die Lütine paßt nicht für dich.“

„Onkel Pierrine — die Lütine oder keine!“ rief der Lütin; „du solltest sie nur kennen ...“

„Lieber keine, mein Junge, als eine, mit der man unglücklich wird!“ fiel ihm der Onkel ins Wort. „Die Lütine ist ein hübsches, freundliches Ding; ich habe sie letzten Karneval in Arressi gesehen und wir sind gut Freund miteinander gewesen; aber wie sie mit ihren feinen Händen und zierlichen Gliedern in unserer Sägemühle fertig werden sollte ... nein, nein, die Lütine gehört in die Stadt.“

Dabei blieb Onkel Pierrine, der Lütin mochte bitten oder trotzen, soviel er wollte.

„Ich habe meine Erfahrung — du bist in Heiratsangelegenheit ein Gelbschnabel; schließlich wirst du mir doch recht geben,“

sagte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Kommst du erst in die Jahre der Vernunft, so nimmst du eine andere, die besser für dich paßt, oder du bleibst ledig wie ich. Das ist nicht das schlimmste ... was fehlt mir denn?"

Ähnliches bekam auch Lütine zu hören. Sobald sie ihren Koffer erhalten hatte, ging sie daran, in ihren Freistunden die Kelchdecke für Großmutter Jeanneton zu vollenden, und Marianotte zollte ihrer Kunstfertigkeit die höchste Bewunderung.

„Kind, wer so was kann, sollte gar nicht ans Heiraten denken," sagte sie; „die Pfarrköchin in Lestelle ist meine Freundin; wenn ich der sage, daß wir gern Kundschaft hätten, und sie macht die Wallfahrer auf deine Kelchdecke aufmerksam, so wirst du bald nicht wissen, wie du alle Bestellungen ausführen sollst, und hast ausgesorgt im Himmel und auf Erden. Bedenke, daß du dich mit jedem Stich an dieser frommen Arbeit dem Himmel näher bringst; vorausgesetzt natürlich, daß du die rechten, gottseligen Gedanken dabei hast."

„Die habe ich aber nicht," antwortete das junge Mädchen; „ich glaube wenigstens nicht, daß du es so nennst, wenn ich mich an jedes Wort erinnere, was der Lütin gesagt hat, mir vorstelle, was wir uns sagen werden, wenn wir das nächste Mal beisammen sind, und vom Morgen bis zum Abend wünsche, daß es erst wieder Sonntag wäre."

Marianotte seufzte.

„Wie man so thöricht sein kann, sich um einen Mann so viel Unruhe zu machen!" sagte sie. „Der heilige Ehestand ist zwar auch von Gott und den Heiligen eingesetzt, und so will ich nichts dagegen einwenden. Aber besser ist besser! — Ich glaube, es ist viel leichter, daß eine einzelne arme Seele den Weg zur Himmelsthür findet und hineinschlüpft, als wenn sie Mann und Kinder hinter sich herschleppen muß. Und schon hier auf Erden! — Was hat man für Last und Not, ehe man nur bis zum Heiraten kommt; noch dazu, wenn wie bei dir und dem Lütin Vater und Mutter dagegen sind. Und nachher erst! — heute ist die Suppe zu salzig, morgen nicht salzig genug; und um jedes Capuchon oder Halstuch, das man braucht, den Mann bitten müssen und, während er ins Wirtshaus geht und trinkt und singt und spielt, Kinder warten und zerrissene Jacken und Hosen flicken ..."

„Aber, Marianotte, alle Männer sind doch nicht so," warf Lütine dazwischen. „Der Lütin zum Beispiel, der jahraus, jahrein in der einsamen Sägemühle steckt ..."

„Wird auch nicht immer drin stecken wollen!" fiel ihr Marianotte ins Wort. „Lehre du mich die Mannsleute kennen — der eine taugt nicht viel mehr als der andere! Ich habe in Coarasse vielleicht nicht viel weniger Beichte gehört als der Herr Pfarrer, denn mit ihrem Herzeleid sind die armen Weiber immer zu mir gekommen. Kind, sei gescheit, gieb dem Lütin den Laufpaß!"

„Das kann ich nicht, das wäre schlecht von mir!" rief Lütine.

„Glaubst du etwa, daß er sich besinnen würde, wenn's ihm so paßt?" fragte die Alte. „Na, na, nur nicht gleich so böse Augen machen! Es wird sich ja zeigen, wer recht behält. Auf jeden Fall wollen wir aber für deine Stickereien Kundschaft zu finden suchen. Der Herr Pfarrer kann wer weiß wie bald in die ewige Seligkeit abgerufen werden, und wenn er mir auch sein Häuschen hinterläßt und ich mein Erspartes habe, für zwei würde das schwerlich ausreichen. — Und schon jetzt, Kleine, hätte ich nichts dagegen, wenn du mir einen Beitrag für die Wirtschaft geben könntest; unsere Armen möchten sonst zu kurz kommen."

Mit Freuden ging Lütine darauf ein; es wäre ihr ebenso peinlich gewesen, ganz von der Güte des Pfarrers abzuhängen, als ihren Vater in Anspruch nehmen zu müssen. Auf den eindringlichen Brief des alten Herrn hatte Monsieur Lepoirier geantwortet: mit blutendem Herzen nähme er das Anerbieten an, die pflichtvergessene Tochter in der Obhut ihres gütigen

Freundes zu lassen. Im Vaterhause könnte ihr nicht die nötige Aufsicht zu teil werden, das Haus des Gatten, den ihr der Vater bestimmt, hätte sie verschmäht (daß er sich inzwischen von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, Monsieur Gustave Pierrot seine Tochter anzuvertrauen, sagte Monsieur Lepoirier nicht), zu der Heirat mit dem Bauernburschen würde er aber nun und nimmermehr seine Einwilligung geben. Da sein Sohn berufen sei, dereinst eine glänzende Stellung im öffentlichen Leben einzunehmen, dürfe er nicht gestatten, daß seine Tochter unter ihrem Stande heirate. Er bitte den Herrn Pfarrer, dies als sein letztes Wort und seinen unumstößlichen Willen seiner Tochter sowohl wie dem jungen Caduchon mitzuteilen.

„So müssen wir warten, bis die Lütine mündig wird," hatte der Lütin geantwortet, als ihm der Pfarrer Monsieur Lepoiriers Erklärung mitgeteilt; und da der alte Herr dazu den Kopf geschüttelt, hatte er hinzugefügt:

„Ich halte aus, Herr Pfarrer, verlassen Sie sich darauf — und die Kleine auch. Sie kennen den Lütin und die Lütine nicht!"

Beide ergriffen das beste Mittel, sich auf dies Aushalten einzurichten: Lütin, indem er treu und fleißig in den gewohnten Verhältnissen weiterarbeitete; Lütine, indem sie sich in ihrer neuen Heimat nach Kräften nützlich machte. Marianotte in Haus und Garten zu helfen, wurde ihr freilich nicht gestattet, aber die Empfehlung der Pfarrköchin von Lestelle brachte ihr bald Bestellungen in Menge, auf Altar- und Kanzeldecken, Meßgewänder oder kostbare Kleider, die von Wallfahrern unserer lieben Frau von Betharam geweiht wurden.

So saß denn Lütine am Stickrahmen, sobald sie nicht durch den Pfarrer in Anspruch genommen war, dem sie morgens mit allem Aufwande ihrer Stimmmittel die Zeitung, abends das Leben der Heiligen vorlas. Im Zwielicht pflegte sie eine Weile im Garten auf und nieder zu gehen, aber die Bewegung, die sie liebte und brauchte — selbst während der Klosterjahre war sie täglich in Reih und Glied spazieren gegangen — gewährte ihr nur der sonntägliche Kirchgang nach Betharam. Was hätte sie darum gegeben, Sonntag nachmittag mit dem Lütin durch Feld und Wald streifen zu können! — Daran war jedoch nicht zu denken. Marianotte hielt es für ihre Aufgabe, die beiden nicht aus den Augen zu lassen; selbst eine Begegnung auf dem Kirchwege suchte sie soviel als möglich dadurch zu verhindern, daß sie immer erst Sonntag morgen bestimmte, ob Lütine zur Frühmesse oder zur Hauptmesse gehen solle.

Endlich hatte der Himmel Erbarmen. Der Herbst brachte anhaltenden Regen, die Wege wurden grundlos. Eines Tages kam Marianotte, die ausgegangen war, einer Kranken am äußersten Ende der weitgedehnten Ortschaft eine Erquickung zu bringen, unverrichteter Sache wieder nach Haus.

„Laß mich gehen," bat Lütine, „ich bin an Wind und Wetter gewöhnt."

Die Alte hatte allerlei Bedenken, aber der Pfarrer erinnerte sie an das Sprichwort: „Auf Samariterwegen liegen keine Steine." Das junge Mädchen hüllte Kopf und Schultern in das Flanellcapuchon der Pfarrköchin, eilte leichtfüßig von dannen, kam frischer und fröhlicher wieder, als sie gegangen war, und der Pfarrer entschied, daß bis zur Wiederkehr der besseren Jahreszeit die Armen- und Krankenpflege der Lütine übertragen werden solle.

Sie war glückselig; ein Teil der Kindheitsfreiheit und Kindheitsfreude war ihr damit zurückgegeben, und außerdem boten diese Wanderungen willkommenen Vorwand, nach und nach die städtische Kleidung abzulegen, die sie wie eine Schranke zwischen sich und dem Lütin empfand. Das kurze braune Röckchen der Bearnerin, das wollene Halstuch, die Flanellkapuze taugten besser dazu, dem Herbst- und Winterwetter im Gebirge zu trotzen, als Damenhut und lange Kleider.

Und eines Tages, als das junge Mädchen beim Einbruch der Dämmerung aus

einer der entlegensten Hütten von La Pigeonnière zurückkehrte, kam ihr der Lütin in großen Sätzen nach und schloß sie trotz ihres Sträubens in die Arme. Er war in Lestelle gewesen, um für Cadet Lahorre, der an Reißen litt, Pflaster zu holen, und brach in einen Jubelruf aus, als er von der neuen Aufgabe der Lütine hörte.

„Die heilige Barmherzigkeit selbst hat uns zusammengeführt," sagte er; „hoffentlich wird sie das noch öfter thun."

So geschah es denn auch. Anfangs hatte Lütine Gewissensbisse, aber der Lütin wußte sie ihr auszureden. Nie, solange die Welt steht, versicherte er, wäre ein Liebespaar durchgekommen, ohne den „anderen" ein X für ein U zu machen. Sollte das als Sünde angerechnet werden, so war's doch jedenfalls eine kleine, die durch ein paar Aves zu sühnen war. Die Liebe selbst wäre aber gewiß und wahrhaftig kein Unrecht; sie würde den Menschen von Gott und den Heiligen gegeben, und was treue Herzen für sie erduldeten, wäre auch eine Art von Martyrium, das im Himmel und oft schon auf Erden seinen Lohn fände. Das wäre nicht allein seine Meinung — in tausend Liedern und Geschichten würde dasselbe gesagt.

Andächtig hörte die Lütine zu, wenn er so sprach, und glaubte ihm aufs Wort. Ja, die Trennung von ihm war ein Martyrium, und der Himmel belohnte sie dafür durch die glückseligen Augenblicke ungestörten Beisammenseins, in denen sich ihre Herzen erschließen konnten.

Leider waren sie nur immer zu schnell vorüber, und wenn sich der Lütin, wo die Häuser von La Pigeonnière näher zusammenrücken, von der Lütine getrennt hatte, kamen nur zu oft Zweifel, Unmut und ohnmächtiger Trotz gegen Schicksal und Menschen über ihn. Oft mußten Tage vergehen, ehe die Erinnerung an Lütines zärtliche Hingebung, ihre Kinderreinheit und Anmut seine Empfindung milderten. Aber je holdseliger sie ihm erschien, um so leidenschaftlicher wurde auch die Sehnsucht. Häufig rannte er mitten in der Nacht nach La Pigeonnière hinunter, um nur das Dach zu sehen, unter dem sie ruhte.

Lütine war glücklicher in ihrer Liebe. Wenn sie, an ihrer Arbeit sitzend, sich das letzte Zusammensein mit dem Geliebten zurückrief, fühlte sie, wie sein Arm sie umschloß, wie seine Lippen sich auf ihre Lippen preßten; sie sah in seine heißen Augen, sie hörte seine Stimme und ließ sich von ihr alle die süßen Liebesnamen wiederholen, die er ihr gegeben; ließ sich wieder und wieder sagen, daß er von allen Gütern der Welt nichts begehre als ihren Besitz, daß sie nach Gottes Willen vom ersten Tage ihres Daseins an *seine* Lütine gewesen sei und es bleiben solle in alle Ewigkeit. Ein Andachtsschauer durchrieselte ihr Herz, wenn sie sich vorstellte, wie die sterbende Mutter sie dem Lütin in die Arme gelegt hatte; und dann stieg ihre Kindheit vor ihr auf wie *ein* glückseliger Sonnentag, und der Sonnenschein von damals durchleuchtete auch jetzt wieder all ihr Sinnen, Denken und Empfinden.

Dies reiche Liebesleben ließ sie kaum zu dem Bewußtsein kommen, daß ihre Tage in jeder anderen Beziehung eintönig, oft traurig verflossen. Der Pfarrer litt diesen Winter mehr als je von seiner Gicht, und Marianotte wurde in der Sorge um ihn immer reizbarer und mürrischer. Vielleicht kam auch etwas Eifersucht ins Spiel. Lütine that, was sie konnte, ihr in der Krankenpflege zu helfen und den alten Herrn zu erheitern, und er nannte sie dafür seinen Augentrost, die Freude seiner alten Tage. Das nahm Marianotte gewaltig übel.

„So sind die Männer — selbst auf dem geraden Wege zur Heiligkeit lassen sie sich durch ein junges Gesicht verblenden," brummte sie, wenn sie Lütines Lob anhören mußte. „Was unsereins durch mehr als dreißig Jahre gethan hat und noch heute thut, ist nicht soviel wert als das Lachen eines kleinen Mädchens, das gar nicht weiß, was Krankheit ist. Wer

das weiß und das rechte Mitleid hat, dem vergeht das Lachen."

Lütine hatte sich das schon selbst gesagt, sich mehr als einmal herzlos und eigensüchtig genannt, daß sie trotz der Trübsal, die sie umgab, so glücklich sein konnte. Da ein ungewöhnlich naßkalter Winter recht viel Not und Krankheit in die Hütten der Armen brachte, fanden die Liebenden häufig Gelegenheit, sich zu begegnen. Lütine ging beinahe täglich zu dem einen oder anderen ihrer Pflegebefohlenen; Lütin kam, so oft er einen Vorwand zu entdecken vermochte, zuweilen auch ohne Vorwand. Onkel Pierrine erriet natürlich, was den jungen Mann so oft nach Lestelle hinuntertrieb, aber er schwieg, teils aus Überzeugung, daß Widerspruch das Übel nur ärger machen würde, teils aus Bequemlichkeit.

Aber nun kam der Frühling, wenn auch nicht mit der plötzlichen Entfaltung seiner Pracht und Lebensfülle wie unten im Thale, doch schneller als bei uns im Norden, ohne zögerndes Stillstehen oder gar Zurückweichen vor neuem Ansturm des Winters. Die Kranken genasen; auch der Pfarrer fühlte sich kräftiger, schmerzensfreier, und eines schönen Tages erklärte Marianotte, die den Gedankenaustausch mit den Nachbarinnen schwer vermißt hatte, von jetzt an würde sie die Armenpflege wieder selbst übernehmen.

Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Wie betäubt saß Lütine an ihrem Stickrahmen und zermarterte sich den Kopf, ein Auskunftsmittel zu finden. Und dann kam die Stunde, in der sie der Lütin draußen vermutete, vielleicht auf sie wartend am Eingange des Val Vinion — so hieß die Sägemühlenschlucht — im Dickicht stand und mit seinen Falkenaugen nach ihr spähte. Und sie mußte dableiben, während Marianotte den geliebten Weg hinaufstieg; und das sollte so fortgehen, wer weiß wie lange — immer vielleicht! Es war nicht auszudenken, und das schlimmste war, daß der Lütin gewiß nicht einsah, wie sehr auch sie dabei litt und wie unfähig sie war, es zu ändern.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Als Lütin am nächsten Sonntag nach der Vesper erschien, war er wie versteinert vor Grimm. Dreimal hätte er vergebens auf sie gewartet; was das bedeuten solle? fragte er, als Marianotte einen Augenblick hinausging, und als Lütine den Stand der Dinge erklärte, behauptete er, wenn sie nur ernstlich wolle, müßte sie Hilfe schaffen können.

„Du mußt, hörst du! Wenn ich dich diese Woche nicht treffe, glaube ich, daß du mich nicht mehr liebst," versicherte er und ging unversöhnt von dannen.

Lütine war zum Tode betrübt. Vom Lütin gestützt, hätte sie auch dies ertragen, überwunden; jetzt, da er sich zürnend von ihr wendete, wußte sie sich nicht zu helfen. Zum erstenmal im Leben verlor sie den Mut, und manche Thräne brachte die kostbare Sammetdecke, an der sie arbeitete, in Gefahr.

Endlich fiel dem Pfarrer ihr verändertes Wesen auf.

„Was ist dir, Kleine?" fragte er eines Tages. „Dein Gesichtchen ist blasser als sonst und deine Augen haben den Glanz verloren. Ich glaube, du sitzest zu anhaltend am Stickrahmen. Laß die Arbeit, geh ein bißchen ins Freie."

Vor Freude errötend, stand Lütine auf.

„Du wirst doch jetzt nicht hinausgehen?" sagte Marianotte; „sieh doch nur die weißen, dickköpfigen Wolken, die kommen nicht umsonst über das Gebirge gekrochen."

„So früh im Jahre giebt's noch kein Gewitter," meinte der Pfarrer.

„Und wenn eins käme!" rief Lütine. „So lange ich denken kann, sind mir Gewitter eine Freude gewesen. Wie ich's liebe, in die Blitze zu sehen, den Donner zu hören ..."

„Gott steh uns bei!" rief Marianotte mit erhobenen Händen; aber schon war Lütine zur Thür hinaus.

„Herr Pfarrer, wollen Sie's wirklich zugeben, daß die Kleine geht?" fragte Marianotte in vorwurfsvollem Tone. „Beim Gewitter draußen sein mögen —

ganz unchristlich ist's! Wahrhaftig, da geht sie! — Lütine, Unglückskind!" schrie sie aus dem Fenster.

Aber das Unglückskind schien nicht zu hören; der Pfarrer sah ihr lächelnd nach.

„Wie ein Vögelchen, dem der Käfig geöffnet wird," sagte er. „Laß sie nur, Marianotte, laß sie gehen ... es ist zu viel verlangt, daß sie immer bei uns Alten sitzen soll."

Brummend zog sich Marianotte zurück.

Diesmal hatte sie wenigstens den Triumph, ihre Voraussagung erfüllt zu sehen. Bleischwarzes Gewölk wälzte sich über das Gebirge, sank, Kuppen und Zacken verhüllend, tiefer und tiefer daran nieder, und kaum hatte Lütine die Heide erreicht, die sich oberhalb der letzten Hütten von La Pigeonnière am Waldrande hinzog, als das Unwetter losbrach. Ein Windstoß fuhr heulend über den Wald, der ächzend die kahlen Äste wand und zusammenschlug; ein Blitz zerriß das Wolkengewühl, ein krachender Donnerschlag folgte und ein Gemisch von Hagel und Regen prasselte nieder.

Die Flanellkapuze fest zusammenziehend, durch einen kleinen Erdwall vor dem Anprall des Windes geschützt, stand Lütine da, während Blitz auf Blitz niederzuckte, und hätte in Windgeheul und Donnergebrüll hineinjauchzen mögen. Und jetzt that sie's wirklich — im grellen Lichtschein des Blitzes hatte sie den Lütin erkannt; im nächsten Moment war er an ihrer Seite.

„Endlich, Lütine, endlich!" rief er, sie in die Arme schließend. „Wie habe ich mich nach dir gesehnt! Tag für Tag bin ich hier gewesen, habe gewartet, gewartet, gewartet ... zum Verzweifeln war's!" Plötzlich besann er sich und fügte besorgten Tones hinzu: „Aber daß du in solchem Wetter draußen bist ... das darf nicht sein."

„Warum denn nicht?" fragte sie, mit strahlenden Augen zu ihm aufsehend. „Weißt du nicht mehr, daß dies mein Lieblingswetter ist? daß mir schon als Kind am wohlsten war, wenn ich in all dem Tosen im Freien sein konnte? Als ob ich Flügel hätte, ist's mir da ..."

„Eine echte Lütine ... und welch Glück für uns, daß du es bist!" rief der junge Mann. „Nun ist uns geholfen. So oft ein Gewitter droht, komme ich her und treffe dich."

„Meinst du, daß die Gewitter warten, bis du von deiner Sägemühle hier sein kannst?" fragte sie.

„Gewiß thun sie das!" sagte er lachend. „Aber in allem Ernst, ich werde immer zur rechten Zeit hier sein können, denn ich habe in diesen Tagen einen Weg entdeckt, der um zwei Drittel näher ist als der andere. Wo der Waldbach unterhalb der Sägemühle einen kleinen Wasserfall bildet, setze ich mit meinem Springstock von Stein zu Stein und komme quer durch den Wald, an der Louvetière vorüber, in gerader Richtung hierher... Also, nicht wahr, es bleibt dabei?"

„Und wenn uns jemand sieht?" fragte Lütine. „Auf den Wegen zu meinen Armen konnten wir uns zufällig begegnet sein — aber hier oben ..."

„Sind wir erst recht in Sicherheit," fiel er ein. „Wer ist denn draußen bei solchem Unwetter? Und wenn sich's mal so fügte, wer weiß denn, daß du in der roten Kapuze steckst? Und ich borge mir den Schaffellmantel vom Cadet Lahorre und ziehe mir das Barett über die Stirn; siehst du, so — dann erkennt mich niemand." Und mit übermütigem Lachen fügte er hinzu: „Wir sind Lütin und Lütine, die sich, wie jedermann weiß, in Wind und Wetter auf der Heide zu treffen pflegen."

Als sie voneinander Abschied nahmen, sagte er:

„Ein rechtes Liebespaar hat seinen besonderen Schutzheiligen, wenn es auch nicht weiß, wie er heißt. Er ist's, der uns auf unseren Winterwegen beschützt hat und das auch auf unseren Sommerwegen thun wird. Also, nicht wahr, du fürchtest dich nicht und bist beim nächsten Gewitter wieder hier oben?"

Sie versprach es ihm — wie hätte sie seiner Zuversicht widerstehen können.

* *
*

Der zweite Spätsommer, seitdem Lütine das Kloster verlassen hatte, war gekommen, und noch war scheinbar alles beim alten. Den Pfarrer hielt seine Gicht an Haus und Sessel gebannt; Marianotte sorgte bald mehr, bald weniger mürrisch für den kleinen Haushalt; Lütine hatte sich den Ruf der geschicktesten Stickerin weit und breit erworben; Lütins Liebe war sich gleich geblieben oder vielmehr wie die der Lütine noch erstarkt und vertieft. Auch der Schutz des unbekannten Heiligen hatte sich, was ihre Zusammenkünfte betraf, als treu erwiesen; weiter schien seine Macht aber nicht zu reichen, denn von zwei Seiten sahen Lütin und Lütine ihre Liebe bedroht.

Bäcker Vidal, der sich anfangs voll Zorn und Hochmut zurückgezogen, hatte — da er einsah, daß sich die Claudine zu keiner anderen Heirat entschloß — den alten Plan wieder aufgenommen und durch seine Schwester bei Caduchons anfragen lassen, wie der Lütin gesonnen sei. Gleichzeitig hatte ein wohlangesehener, verwitweter Kaufmann in Clarac, der mit Heiligenbildern und allerhand Kirchenschmuck handelte, sowohl die Lütine wie ihre Arbeiten in der Kirche von Betharam gesehen, und sie hatten ihm so wohl gefallen, daß er wünschte, sie für sein Herz, Haus und Geschäft zu erwerben. Er hatte sich sowohl an Monsieur Lepoirier wie an den Pfarrer gewendet, zwischen Paris und La Pigeonnière war ein lebhafter Briefwechsel über das Heiratsprojekt im Gange und Großmutter Jeanneton war zweimal herübergekommen, der Lütine ins Gewissen zu reden. — Wenn ihre Liebe für den Lütin die richtige wäre, hatte die alte Frau gesagt, so müßte sie freiwillig auf ihn verzichten, um seinem Glück nicht im Wege zu stehen. Sie brauchte ja nur den Kaufmann in Clarac zu heiraten — das übrige mache sich dann von selbst.

So mutig Lütine im allgemeinen war, es kamen doch hin und wieder Stunden, in denen sie sich schweren Herzens fragte, wie das alles werden solle. — Auch heute war das der Fall. Weder der Sonnenschein, der über der weiten, anmutigen Landschaft lag, die sie von ihrem Fensterplatz überblickte, noch der Blumenduft, welcher vom Garten hereinströmte, vermochte sie zu erheitern. Von früh an hatten sie die Erinnerungen an jene alten, lieben Zeiten umdrängt, in denen sie ungestört mit dem Lütin verkehren durfte. Jetzt hatte sie ihn seit sechs Tagen nicht gesehen, und während seines letzten Sonntagsbesuches war es nicht möglich gewesen, auch nur ein vertrauliches Wort mit ihm zu wechseln, und sicherlich war es nächsten Sonntag wieder so, denn Marianotte hielt immer strengere Aufsicht. Dazu war das Wetter zum Verzweifeln schön, der Tag noch immer zum Verzweifeln lang — was sollte sie beginnen?

Aber war es nicht undankbar, sich in trübe Gedanken zu verlieren, während ihr die Freude bevorstand, den Bruder wiederzusehen? Die Geschwister hatten, seit sie sich persönlich kannten, immer in Briefwechsel gestanden. Jetzt hatte ihr Louis Bernadotte jubelnd mitgeteilt, daß ihn sein neuester, liebster Freund und Schulkamerad, Viktor de Launay, eingeladen, die Ferienzeit mit ihm in Gelos, im Landhause seiner Großmutter, zuzubringen, und daß Papa seine Einwilligung gegeben. Viktors Vater war Senator, seine Großmutter eine echte Marquise, solche Verbindungen konnten Louis Bernadotte dereinst von Nutzen sein. Er und sein Freund, fügte der Knabe hinzu, wären leidenschaftliche Botaniker, würden die Umgegend nach allen Richtungen absuchen, und er würde Sorge tragen, daß sie so oft als möglich ihre Schritte gen Betharam und La Pigeonnière richteten.

Seit mehreren Tagen schon konnte Louis Bernadotte in Gelos sein, jeden Augenblick durfte sie ihn erwarten, und kaum hatte sie sich das gesagt, als er um die Ecke des Nachbargartens bog. Mit

Botanisierbüchse und Wanderstab kam er leichtfüßig daher, war größer geworden, sonst aber ganz der Alte.

Auch er hatte sie gesehen.

„Jeanne! liebe Schwester!" rief er, die Gartenthür öffnend. Lütine eilte hinaus. Mit einer Herzlichkeit, die sie rührte, schloß er sie in die Arme.

„Komm, in der Stube schlummert der Herr Pfarrer, den wollen wir nicht stören," sagte sie nach den ersten Begrüßungen und führte ihn der Kirschlorbeerlaube am Ende des Gartens zu. „Ruhe dich hier aus — ich hole dir eine Erfrischung ... wie erhitzt du bist!"

Er hielt sie fest.

„Danke, Schwesterchen, ich habe eben in Lestelle ein Glas Wein getrunken," sagte er, sich die Stirn trocknend; „ich bin heute auf so kurze Zeit hier, daß ich dich keinen Augenblick missen kann. Nun kenne ich aber den Weg und komme nächstens allein auf einen ganzen Tag, wenn du mich haben willst."

„Du glaubst doch nicht, daß ich dich heute fortlasse!" rief Lütine; „der Herr Pfarrer hat gesagt, du könntest bei uns bleiben, solange es dir gefiele."

„Heute nicht," antwortete Louis Bernadotte. „Sagte ich dir nicht schon, daß ich nicht allein bin? Viktor und ich machen einen botanischen Streifzug ins Gebirge; wir haben einen Führer mit, der jeden Weg und Steg in den Bergen kennen soll. Aber hier vorbeigehen, ohne dir guten Tag zu sagen, konnte ich nicht. Ich habe die beiden anderen vorangehen lassen, muß sie aber sobald als möglich wieder einholen, weil Viktor um die Moose, die wir im Val Binion suchen wollen, nicht so gut Bescheid weiß wie ich."

„Im Val Binion!" rief Lütine; „da ist die Sägemühle des Lütin ... des Onkels Pierrine wollte ich sagen."

„Wie rot du geworden bist," sagte Louis Bernadotte. „Brauchst mir nichts zu verschweigen ... ich weiß alles. Wenn du doch von dem Menschen lassen und zu uns nach Paris kommen wolltest!"

Lütine schüttelte den Kopf.

„Du weißt ja, der Vater kann mich nicht gebrauchen," antwortete sie.

Louis Bernadotte sah sie prüfend an, dann sagte er: „Du suchst Vorwände, Schwester, bist nicht aufrichtig gegen mich, bist anders geworden ..."

„Ich bin älter geworden," fiel sie ein; „bedenke, wir haben uns in zwei Jahren nicht gesehen."

Er hatte sie, während sie sprach, aufs neue prüfend ins Auge gefaßt. Es war noch das lichtblonde Haar, das weiche Oval des sanftgefärbten Gesichtes, dasselbe dunkle, strahlende Auge, dieselbe Anmut der elfenhaften Gestalt, dasselbe Lächeln sogar, und doch war sie eine andere, war ihm entwachsen, entrückt. Er hätte ihr zürnen mögen und fühlte doch, daß er kein Recht dazu hatte.

„Laß uns verabreden, wann ich kommen darf," sagte er ablenkend. „In der nächsten Woche geht es nicht, aber vielleicht Sonntag über acht Tage."

Sie zögerte mit der Antwort; was würde der Lütin dazu sagen? Louis Bernadotte bemerkte ihr Zaudern.

„Es scheint dir nicht recht zu sein," fing er an, indem er sich erhob. Lütine faßte seinen Arm.

„Ja, ja, Brüderchen, komm, sobald du kannst und auf solange du kannst!" bat sie und versuchte, ihn wieder auf die Bank zu ziehen.

„Gut denn, Sonntag über acht Tage," antwortete er versöhnt; „aber jetzt muß ich fort; beschreibe mir den nächsten Weg, wenn es einen giebt."

„Wenn du warten wolltest, bis ich Marianotte aus dem Nachbarhause geholt habe, könnte ich dich eine Strecke Weges begleiten," sagte das junge Mädchen.

Louis Bernadotte wurde verlegen.

„Nein, nein, du sollst dich meinetwegen nicht anstrengen!" fing er an; dann nahm er wie mit einem raschen Entschluß ihre Hand in seine beiden Hände und sagte: „Laß mich aufrichtig sein; ich habe Papa versprechen müssen, nichts von dir und deinem Hiersein zu erwähnen. Viktor weiß, daß ich eine Schwester habe, aber

nicht, in welchen Verhältnissen sie lebt. Er glaubt, daß ich hier den alten Pfarrer besuche ... wenn er mich nun mit dir kommen sähe ..."

„Laß es gut sein!" fiel ihm Lütine ins Wort; und nach einer Pause fügte sie mit erstickter Stimme hinzu:

„Siehst du wohl, der Vater hat mich ganz verstoßen!"

Sie waren langsam den Gartenweg entlang gegangen und kamen eben in die Nähe des offenen Fensters, an dem Lütine ihren Arbeitsplatz aufgeschlagen hatte. Mit einem Ausruf des Erstaunens eilte Louis Bernadotte darauf zu und bemächtigte sich eines auf dem Fensterbrett stehenden Glases, das einen halb verwelkten Strauß Heide- und Waldblumen enthielt.

„Gentiana pannonica — eine Seltenheit in unseren Bergen!" rief er, die rötlich-braunen Glöckchen mit Liebe betrachtend.

„Das sagt auch der Lütin — er hat mir das Sträußchen gepflückt," antwortete das junge Mädchen.

„Der Lütin — also versteht er sich auf Pflanzen?" fragte Louis Bernadotte, und es war unverkennbar, daß der Lütin dadurch bedeutend in seiner Schätzung stieg. „Weißt du, wo er diesen Enzian gefunden hat? wächst er auch im Val Vinion?"

„Ja, aber nur an einer Stelle," antwortete Lütine. „Wenn man, anstatt dort bei dem weißen Hause in die Schlucht einzubiegen und über die Brücke auf das linke Ufer des Wildbaches zu gehen, ganz oben bei der Waldecke, wo die drei Eichen stehen, in die Schlucht hinuntersteigt, findet man am rechten Ufer des Baches eine zerklüftete Felsmasse mit vielen Zacken und Höhlen. Sie wird die Louvetière genannt, weil sie früher der Schlupfwinkel von Wölfen gewesen sein soll. Da hat der Lütin die seltene Blume gefunden; wenn du sie haben willst ..."

„Danke, Schwesterchen, sie hat schon zu sehr gelitten; ich hole mir lieber ein anderes Exemplar," antwortete der Knabe, der vor Eifer glühte. „Viktor wird Augen machen, wenn ich damit ankomme. Also dort oben bei der Waldecke muß ich einbiegen; und wie muß ich weitergehen, wenn ich die Louvetière und den Enzian glücklich gefunden habe?"

„Von dort aus kannst du nicht zur Sägemühle kommen, die liegt am anderen Ufer des Waldbaches, und der ist ein böser Geselle," antwortete Lütine. „Der Lütin springt freilich oberhalb eines kleinen Wasserfalles von Stein zu Stein, und weiter abwärts haben die Holzknechte, die dies Frühjahr dort zu thun hatten, ein paar Stämme von Ufer zu Ufer gelegt, auf denen sie hinüberkommen; aber für dich ist das nichts. Du mußt hierher zurückkehren, um über die kleine Steinbrücke den richtigen Fahrweg zu erreichen"; und den Stand der Sonne ins Auge fassend, fügte sie hinzu: „Das möchte dir aber zu spät werden; wir suchen die Blume, wenn du auf einige Tage hier bist."

In diesem Augenblick ließ sich von drinnen die Stimme des Pfarrers hören.

„Marianotte, Lütine, wo seid ihr denn?" rief der alte Herr.

„Komm herein, sag ihm guten Tag," bat Lütine.

„Dazu ist heute nicht mehr Zeit," antwortete Louis Bernadotte. „Grüße den Herrn Pfarrer von mir und melde mich auf Sonntag über acht Tage bei ihm an. Leb wohl, petite sœur — auf Wiedersehen!"

Mit diesen Worten eilte er fort, während Lütine zu dem Kranken ging, der ungeduldig zum zweitenmal rief.

Sie sah darum nicht, daß Louis Bernadotte am Eingang zum Val Viniou zögernd stehen blieb.

„Wenn die Gentiana in acht Tagen nicht mehr blühte!" sagte er zu sich selbst. „Wer weiß, wie viele Jahre vergehen, ehe ich wieder hierher kommen kann."

Er zog die Uhr heraus: „Dreiviertel fünf schon — und vielleicht habe ich lange nach der Gentiana herumzuklettern. Aber wenn ich nicht hierher zurückkommen kann, bleibt mir der Steg der Holzknechte. Was die können, werde ich wohl auch fertig bringen."

Entschlossenen Schrittes stieg er zur Waldecke hinauf.

Inzwischen hatte Lütine dem Pfarrer von dem Besuch des Bruders erzählt, und der alte Herr wiederholte eben, daß er sich freuen würde, ihn einige Tage bei sich zu sehen, als Marianotte zurückkam.

„Dein Bruder ist da, wie mir Nachbar André erzählt?“ fragte sie, sich neugierig umsehend.

„Er ist schon wieder fort,“ antwortete Lütine.

„Fort!“ rief die Alte; „das muß ich sagen, höflich scheint der junge Mensch nicht zu sein; er hätte doch auf mich warten können.“

„Er kommt wieder,“ entgegnete das junge Mädchen, „und wird dann einige Tage hier bleiben; der Herr Pfarrer hat ihn freundlich eingeladen.“

„Warum auch nicht — er hat keine Last davon!“ rief Marianotte. „Will er nicht auch deinen Vater herbitten, damit wir die ganze Familie Lepoirier beisammen haben?“

Mit diesen Worten ging sie hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Der Pfarrer hatte sie nicht verstanden. Beim Krachen der Thür fuhr er zusammen und murmelte etwas vor sich hin, dann lehnte er sich in den Sessel zurück und schlief wieder ein.

„Wie schwach er ist,“ sagte Lütine zu sich selbst, während sie schweren Herzens an ihren Stickrahmen zurückkehrte. „Ich fürchte, daß ich den treuen väterlichen Freund nicht lange mehr haben werde. Dann bin ich ganz ohne Schutz, denn ob mich Marianotte nicht eines schönen Tages aus dem Hause weist? ... Wie mein Vater gegen mich gesonnen ist, habe ich eben wieder erfahren, und ehe mich der Lütin heiraten kann, müssen noch Jahre und Jahre vergehen ... und was soll werden, wenn die Zeit gekommen ist und sein Onkel bleibt dabei, daß ich nicht zur Frau eines Sägemüllers tauge? Wenn er wüßte, wie viel lieber ich im Hause herumwirtschaften möchte, als so Stunde auf Stunde dazusitzen! — Aber es handelt sich bei alledem leider nicht um mich allein. Dem Lütin habe ich mit aller meiner Liebe nur Unglück gebracht. Um meinetwillen ist er mit den Eltern auseinander gekommen — darf ich's nun auch noch auf mich nehmen, daß er um meinetwillen Haus und Hof verliert und sich sein Brot als Knecht verdienen muß?“

Schon mehr als einmal hatte sich ihr diese Frage aufgedrängt, aber mit dem leichten Sinn der Jugend war sie dann in irgend ein sonniges Luftschloß geflüchtet. Heute wollte ihr das nicht gelingen; während sie, über ihre Arbeit gebeugt, Stich an Stich reihte, kam jene Angst wieder über sie, die sie am letzten Morgen im Kloster aufgescheucht hatte. Endlich ertrug sie's nicht mehr, schob den Stickrahmen fort, stand auf und lehnte sich aus dem Fenster.

Dumpfe Schwüle hauchte ihr entgegen; regungslos hing das Laub an Baum und Strauch; kein Vogel, kein Insekt ließ sich blicken, und als sie den Kopf wendete, zeigte sich ihr schweres, gelbgraues, rasch anwachsendes Gewölk, das, vom Pic de Pau herüberdrängend, in wenigen Augenblicken eine mißfarbige Dämmerung über die Landschaft verbreitete.

Kein Zweifel, das langersehnte Gewitter war im Anzuge! — vielleicht hatte sich der Lütin schon auf den Weg gemacht. Auch Lütine zögerte nicht. Der Pfarrer schlief; unbemerkt gelangte sie in ihr Kämmerchen, und als sie mit Lederschuhen und Kapuze ausgerüstet zurückkam, huschte sie mit den Worten: „Ich gehe ein bißchen ins Freie, Marianotte,“ eilig an der Alten vorüber. Ob sie deren Warnung vernahm, daß Gott und die Heiligen sie für ihr unchristliches Beginnen strafen würden, blieb zweifelhaft, denn eben ließ sich der erste dumpfgrollende Donner hören.

Auch aus den Nachbarhäusern, an denen Lütine vorüberkam, klangen ihr Warnungsrufe zu, und Prosper, der alte Hirt, der seine Kühe und Ziegen eilig nach Haus trieb, faßte ihre Kapuze und bat sie dringend, umzukehren, es käme ein furcht-

bares Wetter. Sie wollte jedoch nicht hören, machte sich los und stieg schnellfüßig aufwärts, den Blick dem schrecklich-schönen Kampfe zugewendet, der sich in den Lüften vorbereitete.

Von drei Seiten kamen die Dunstmassen herbeigezogen, streckten die Riesenarme gegeneinander, packten sich — und nun brach das Unwetter los, mit einer Gewalt, die selbst Lütine erschreckte. Von allen Seiten zuckten die Blitze nieder, daß Berg und Thal wie im Feuer standen, während die brüllenden, krachenden Donnerschläge, vom Wiederhall der Felswände verzehnfacht, die Grundfesten des Gebirges zu erschüttern schienen. Dazu heulte der Sturm, und das nachtschwarze, tief niedersinkende Gewölk ergoß seinen Inhalt in sündflutartigem Regen. Einen Moment blieb Lütine zögernd stehen und fragte sich selbst, ob sie nicht besser thäte, umzukehren. In solchem Unwetter konnte sie der Lütin nicht erwarten. — Aber wenn er nun bei den ersten Anzeichen des Gewitters aufgebrochen war, den kleinen von Heidekraut und Ginster überwucherten Erdwall, an dem sie sich zu treffen pflegten, schon erreicht hatte? Nein, sie mußte vollends hinauf, und wenn sie nur ein Liebeswort mit ihm tauschen konnte — sie hatten das zu lange entbehrt.

Sich mit aller Kraft gegen Wind und Regen anstemmend, kam sie mühsam, langsam vorwärts. Jetzt hatte sie die Höhe erreicht; in demselben Moment fuhr ein Blitz vor ihr nieder, und über ihr brach ein Krachen und Prasseln los, daß sie erschreckt zurücktaumelte. Sie wäre zu Boden gefallen, hätte sie nicht der Lütin, der mit einem Schreckensruf hinter dem Erdwall hervorstürzte, in die Arme gefaßt.

„Lütine, wie ist's möglich, in diesem Wetter!“ rief er halb ängstlich, halb vorwurfsvoll. „Komm, komm, ich bringe dich hinunter, bis du zwischen den Häusern in Sicherheit bist,“ fuhr er fort, während sie sich zitternd an ihn klammerte. „Welch Glück, daß ich nicht schon fort war — eben wollte ich umkehren.“

„Ich mußte zu dir!“ sagte sie, noch immer halb betäubt vor Schrecken.

„Wie du zitterst und wie durchnäßt du bist, mein armes, liebes Kind!“ rief er mitleidig; und während er die letzten Worte aussprach, war ihm, als hörte er sie von Lütines sterbender Mutter wiederholen — nicht klagend wie damals, sondern anklagend, vorwurfsvoll.

„Ich will es dir nie vergessen, daß du heute gekommen bist,“ fuhr er fort; „aber es darf nicht mehr sein — hörst du? — nie mehr. Ich will nicht, daß du meinetwegen in Gefahr kommst, vom Blitz erschlagen zu werden.“ Er wollte sie fortziehen, aber sie litt es nicht; seine letzten Worte hatten sie an Louis Bernadotte erinnert.

„Ist mein Bruder bei dir gewesen?“ fragte sie ängstlich; „oder hast du ihn wenigstens in der Schlucht gesehen? Zwei Knaben mit einem Führer.“

„Nur ein Knabe ist mit dem Führer zu uns gekommen,“ antwortete Lütin. „Dein Bruder war es nicht; der Führer nannte ihn Monsieur Viktor.“

„Um Gotteswillen, was ist dann aus Louis Bernadotte geworden?“ rief Lütine. „Vor länger als einer Stunde hat er mich verlassen, hätte also dort sein müssen, ehe du fortgingst. Aber vielleicht ist er seinen Reisegefährten begegnet und mit ihnen umgekehrt ...“

„Nein, die sind in der Sägemühle geblieben, das drohende Unwetter abzuwarten,“ sagte Lütin.

„Dann ist mein Bruder über die Louvetière gegangen!“ rief Lütine. „Er sah den seltenen Enzian in deinem Strauße, fragte mich, wo er zu finden wäre, und ich beschrieb es ihm... Wer weiß, was dem armen Jungen widerfahren ist!“

„Beruhige dich,“ bat Lütin; „ich bin über die Louvetière gekommen, hätte ihn also sehen müssen ...“

„Wie willst du ihn sehen, wenn er irgendwo zwischen den Steinen gesteckt hat!“ fiel ihm Lütine ins Wort. „Ich bin überzeugt, daß er den Weg gegangen ist ... wir müssen ihn suchen.“

„Das will ich thun, sobald ich dich in Sicherheit weiß," sagte Lütin.

„Laß mich mitgehen!" rief sie; „es ist vielleicht unnütz, aber wenn meinem Bruder ein Unglück widerführe und ich müßte mir denken, daß ich möglicherweise im stande gewesen wäre, ihm zu helfen ... Zeit meines Lebens hätte ich keine Ruhe mehr!"

Sie hatte sich aus seinen Armen losgemacht und zog das Capuchon fester um sich zusammen.

„Du darfst es mir nicht abschlagen," fügte sie hinzu, als er zögerte. „Soll ich das erste Mal, wo ich vielleicht damit nützen könnte, nicht mehr die alte Lütine sein?"

Die Entschlossenheit, die er von jeher an ihr geliebt hatte, blitzte ihm aus ihren Augen entgegen.

„So komm!" sagte er einfach, und den Arm um ihre Schultern legend, führte er sie waldeinwärts.

* *
*

Es war ein mühseliges Niederklettern auf dem schlüpfrigen, steil abfallenden, zerklüfteten Abhang, den zahllose Wasserrinnen durchschnitten, durch Dornen, die sich in Lütines Kleider häkelten, über Felsstufen, auf denen nur geübte Bergsteiger festen Fuß fassen konnten; ein Glück, daß die Wut des Gewittersturmes nachließ: die Blitze kamen seltener, der Donner vergrollte in immer weiterer Ferne, der Regen wurde schwächer, hörte endlich ganz auf und als die Wanderer am Fuß der Louvetière anlangten, mußte der Wind, der noch immer brausend über den Wald dahinzog, die Wolken vertrieben haben, denn in zitternden Funken und Streifen fiel der Abendsonnenglanz durch die bewegten Baumwipfel.

„Was nun?" fragte Lütine, an der zerklüfteten Felswand emporsehend, die sich vor ihr auftürmte.

„Wenn du dich nicht fürchtest, allein zu bleiben, würde ich die oberen Schründe und Höhlen durchsuchen," antwortete Lütin.

„Ja, ja," fiel ihm Lütine ins Wort; „ich werde, so gut ich kann, hier unten nachsehen."

Sie trennten sich; von Zeit zu Zeit riefen sie sich ein fragendes: „Nichts gefunden?" zu, das freilich nur selten durch das Wind- und Wassertosen — jenseit der Louvetière schoß der Waldbach dahin — zu dem Ohre des Angerufenen drang. Jetzt aber hörte der Lütin, der nach fruchtlosem Suchen wieder abwärts kletterte, einen lauten Aufschrei der Lütine, und als er sie, noch schneller als bisher von Absatz zu Absatz springend, erreichte, stürzte sie ihm mit angstvoller Miene entgegen.

„Er ist hier gewesen — ich habe sein Taschentuch gefunden," sagte sie; „da sieh nur, L. B. L. ist es gezeichnet."

„Hier gewesen!" wiederholte der Lütin und wechselte die Farbe.

Lütine erriet, was er fürchtete, aber sie sprach es nicht aus.

„Laß uns weiter suchen," sagte sie, alle Willenskraft zusammennehmend.

Sie gingen weiter, quer über den Fuß der Louvetière. Bald hatten sie, um den letzten Vorsprung der Felsenmauer biegend, die Thalsohle erreicht. Entwurzelte Bäume, abgerissene Äste, herabgestürztes Gestein, Massen von Erdreich, das von der Höhe heruntergespült war, und unzählige kleine und größere Wasserbäche, die von allen Seiten niederflossen, gaben Zeugnis, wie auch hier das Wetter gehaust; vor allem aber der Wildbach, der, beinahe bis zum Rande seines tiefen Felsenbettes angeschwollen, hier in mächtigen, weißschäumenden Wellen brüllend niederschoß, dort an Widerstand leistenden Steinblöcken hoch aufspritzte oder weiterhin Moos, Zweige und Grasbüschel in wilden Strudeln durcheinander wirbelte.

„Dort gehe ich sonst hinüber," sagte Lütin und deutete auf ein das Bett des Waldbaches durchschneidendes Felsenwehr, das jetzt von hohen Wasserstürzen überflutet war.

Lütine schlug voll Entsetzen die Hände zusammen. Wenn sich Louis Bernadotte

dort hinübergewagt hatte, war er nicht mehr am Leben.

Lütin erriet ihre Gedanken.

„Sorge dich nicht, nach mir hat niemand mehr dort hinübergekonnt," sagte er; „aber vielleicht am Steg der Holzknechte. Komm!"

Mit diesen Worten faßte er ihre Hand, und sie eilten abwärts am Bache entlang.

Das Flußbett wurde tiefer. Mächtige Felszacken und Blöcke starrten daraus hervor; jetzt machten Fluß und Weg eine Wendung — da war der Steg, aber nur ein Stamm lag noch von Ufer zu Ufer, der andere hing eingebrochen in die Tiefe.

Lütines Herzschlag stockte, kaum war sie im stande, mit Lütin gleichen Schritt zu halten; angstvoll flog ihr Blick an dem zerklüfteten Flußbett auf und nieder.

„Da! da!" rief sie plötzlich, machte sich los und eilte dem Lütin voran, dem Stege zu.

„Bruder, wir kommen!" rief sie, so laut sie konnte, in das Tosen des Wassers hinein.

Im nächsten Augenblick war Lütin an ihrer Seite und hielt sie fest.

„Du kommst nicht da hinüber, ich dulde es nicht!" rief er heftig.

„Ich muß!" sagte sie, sich gegen ihn sträubend; „siehst du denn nicht, dort drüben liegt mein Bruder, sterbend vielleicht!" Sie schluchzte laut auf.

„Nun denn, in Gottes Namen!" rief Lütin, faßte sie in die Arme und trug sie über den schwankenden, ächzenden Stamm, unter dem die brüllende Flut dahinschoß. Ein Fehltritt, und sie waren verloren.

Aber glücklich kamen sie hinüber; Lütin war leichenblaß, als er Lütine aus seinen Armen ließ. Zum erstenmal im Leben hatte ihn ein Gefühl der Furcht gepackt; er schämte sich dessen und bäumte sich mit aller Willenskraft dagegen auf.

„Du bleibst hier oben," sagte er mit einer Entschiedenheit, der sich Lütine nicht zu widersetzen wagte. Im nächsten Augenblick schwang er sich über den Felsenrand und kletterte von Absatz zu Absatz der Stelle zu, wo die regungslose Gestalt des Knaben nur wenige Schritte vom Rande der letzten, jäh in die Tiefe abfallenden Felsenstufe hingestreckt lag. Lütine hatte den schlanken Stamm einer Eberesche umklammert und beugte sich vor, so weit sie konnte. Jetzt war Lütin bei dem Verunglückten angelangt, er faßte ihn an; dann schrie er mit vorgehaltenen Händen zu der angstvoll Wartenden herauf — zu verstehen war es leider nicht. Sie suchte ihm das durch Zeichen klar zu machen und er schien sie verstanden zu haben; wenigstens wendete er sich fortan nur dem Verunglückten zu. Vorsichtig richtete er ihn auf. Der Kopf sank leblos zur Seite — war das Ohnmacht oder Tod? und wie sollte der Lütin mit ihm hinaufgelangen?

Freilich war er gewandt und kräftig wie sonst keiner. Umherspähend, fand er eine Stelle, wo der Fels in stufenartigen Absätzen von geringer Höhe emporstieg. Vorsichtig trug er den leblosen Körper dorthin, hob ihn mit unsäglicher Anstrengung von Stufe zu Stufe; aber nun kam ein höherer Absatz — eine schroffe, glatte Steinwand — was wollte er nun beginnen?

Lütine folgte seinen Bewegungen in atemloser Spannung. Sorglich legte er den Knaben zwischen Stein- und Strauchwerk nieder, fand eine Stelle zur Seite der Felswand, wo er Fuß fassen konnte, und schwang sich hastig aufwärts.

„Er lebt!" rief er der Lütine entgegen, und ihre Hände fassend, fuhr er fort: „Um ihn vollends heraufzuschaffen, brauche ich Seile, Leitern und ein paar kräftige Arme, mir zu helfen. Willst du, bis ich das herbeigeschafft habe, bei ihm bleiben? ... Wenn er zur Besinnung käme und wäre allein ..."

Lütine ließ ihn nicht weitersprechen.

„Bring mich zu ihm!" rief sie, und von Lütins Hand gestützt, begann und vollendete auch sie den gefährlichen Kletterweg.

Louis Bernadotte lag noch immer regungslos, mit geschlossenen Augen. Als

sich Lütine über ihn beugte, sah sie, daß seine Stirn mit Blut befleckt war.

„Er ist verwundet," sagte sie, sich mühsam beherrschend. „Geh, Lütin, geh, daß du so bald als möglich Hilfe bringst — um mich sorge nicht."

„Mein tapferes Herz!" rief der Lütin und küßte sie auf Mund und Augen; dann schwang er sich abermals aufwärts, noch einmal rief er ihr von oben Gruß und Segenswunsch zu und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, nach der Sägemühle.

Als Lütine allein war, wurde ihr seltsam bange ums Herz. Es war so unheimlich, neben dieser regungslosen Gestalt zu knieen, während die Sonnenlichter in den Baumwipfeln erloschen, der Wildbach in der Tiefe donnerte und über seinem Wogenschwall naßkalte Nebel aufstiegen. Wie von Todesschauern fühlte sie sich gepackt.

Aber mit aller Willenskraft raffte sie sich zusammen. Der Lütin hatte ihre Tapferkeit gelobt — das Lob mußte sie verdienen. Und war's denn nicht sündhaft, jetzt an sich selbst zu denken? Mehr als einmal hatte sie gehört, daß bei Verunglückten alles darauf ankommt, sie so schnell als möglich zum Bewußtsein zurückzubringen, und so ging sie ans Werk. Von den umherstehenden Farnen spritzte sie dem Bruder die daran hängenden Tropfen ins Gesicht, rieb seine Hände, hauchte ihn an, rief seinen Namen und endlich, endlich drang ein zitternder Seufzer aus dem schmerzlich verzogenen Munde.

„Bruder, du lebst!" jubelte sie und warf sich über ihn; ein Aufstöhnen gab Antwort, und als sie erschreckt in die Höhe fuhr, schlug er die Augen auf und starrte sie an — zu erkennen schien er sie nicht.

„Ich bin's, deine Schwester Jeanne," sagte sie und wollte ihn aufrichten; aber angstvoll wehrte er sie ab.

„Nein, nein, rühre mich nicht an! ich bin ganz zerschlagen ... ich sterbe!" jammerte er, und die Augen schließend, wimmerte er leise vor sich hin.

Ob der Lütin denn nicht bald zurückkam? Immer tiefer wurde die Dämmerung, immer kälter der Wasserhauch, immer drohender das Tosen des Wildbaches, immer herzzerreißender das Wimmern des Knaben.

Lütine kam es vor, als ob Stunden vergangen wären, ehe endlich rufende Stimmen von oben erschallten und gleich darauf der Lütin zu ihr niederkletterte, begleitet von einem fremden Manne in ländlicher Kleidung. Es war der Führer der Knaben, den Lütin noch in der Sägemühle getroffen hatte.

Mit Umsicht und Geduld gingen sie an ihre Aufgabe. Onkel Pierrine, der am oberen Uferrande geblieben war, ließ eine an Stricken befestigte Leiter, Decken und Kissen hinunter. Aber der Plan, Louis Bernadotte auf dieser Leiter festzubinden und mit derselben hinaufzuziehen, erwies sich als unausführbar. Bei jeder Berührung brach er in lauten Jammer aus.

„Laßt mich hier! laßt mich hier!" bat er immer wieder, „sterben muß ich ja doch!" Lütine lag neben ihm auf den Knieen und betete in Herzensangst.

Lütin und der Führer berieten sich.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren, sonst wird es vollends Nacht," sagte der Lütin. „Hier neben der glatten Felswand sind Stufen und Zacken im Gestein. Allein hätte ich den Verunglückten nicht da hinaufgebracht, aber wenn wir ihn mit vereinten Kräften von Absatz zu Absatz heben und uns zureichen, wird's wohl gehen."

Der Führer prüfte die Uferwand mit kundigem Blick.

„Gewagt ist's, aber es wird nichts anderes übrigbleiben," sagte er; dann schrie er Onkel Pierrine zu, daß er an dieser Stelle Seile befestigen und herablassen möge. Der Verwundete wurde trotz seines Jammerns in Decken gehüllt, Lütin nahm ihn auf die Arme und das gefahrvolle Aufwärtsklettern begann.

„Bleib hier, bis ich dich hole!" hatte der Lütin, als er aufbrach, der Lütine zugerufen. Aber das Warten und Nachsehen ertrug sie nicht. Eins der herab-

hängenden Seile erfassend, kletterte sie den Männern in einiger Entfernung nach, und bald nachdem diese mit ihrer wimmernden Last den oberen Uferrand erreicht hatten, wo sie den Verunglückten mit Onkel Pierrines Hilfe auf die bereitstehende Tragbahre betteten, war auch sie glücklich angelangt.

„Lütine!“ rief der Lütin erschreckt, als er sie plötzlich blaß und zitternd herantreten sah; im nächsten Augenblick lag sie ihm halb ohnmächtig in den Armen; die Angst und Anstrengung der letzten Stunden machten ihre Rechte geltend.

Vom Lütin gestützt, während Pierrine und der Führer den Verunglückten trugen, kamen sie in der Sägemühle an. Der Wundarzt, den Cadet Lahorre von Lestelle geholt hatte, war schon da; Marianotte, die der alte Knecht von dem Vorgefallenen benachrichtigt, hatte trockene Kleider für Lütine geschickt, und Louis Bernadottes Freund hatte in Lestelle einen Wagen genommen, um von Pau aus einen Arzt zu schicken und an Monsieur Lepoirier zu telegraphieren.

Lütine wurde das alles erst am folgenden Morgen klar, nachdem sie sich durch einen langen Schlaf erfrischt und gekräftigt hatte. — Kraft und Frische waren nötig, um der Aufgabe zu genügen, die ihrer wartete. Der Arzt aus Pau hatte zwar eine barmherzige Schwester zur Pflege des Verunglückten mitgebracht, aber Louis Bernadotte verlangte beständig nach Lütine, und außerdem mußte sie von früh bis spät dem alten Cadet Lahorre zur Hand gehen, der sich außer stand erklärte, den Anforderungen zu genügen, die von allen Seiten an ihn gestellt wurden.

„Man weiß gar nicht mehr, wo einem der Kopf steht!“ sagte er. „Cadet, ein Glas Wein für den Herrn Doktor — für den Kutscher — für den Feldscher — so geht's den ganzen Tag! Nein, dazu reichen weder meine Gedanken aus noch meine Glieder. Die Kleine darf nicht fort, sonst laufe auch ich auf und davon.“

Sie blieb nur zu gern! Welch Glück, einmal wieder mit dem Lütin unter einem Dache zu leben! Außerdem hätte sie sich in der Ferne noch mehr um den Bruder gesorgt. Er hatte den rechten Fuß gebrochen, die rechte Hand verstaucht, mehrere Kopfwunden und am ganzen Körper starke Kontusionen davongetragen. Innere Verletzungen schien er nicht erlitten zu haben. Arzt und Wundarzt gaben die tröstlichsten Zusicherungen; aber es war herzzerreißend, wenn er in seinen Phantasien um Hilfe schrie, und fast noch mehr, wenn er, nachdem der Fieberanfall vorüber war, zum Tode ermattet, kaum eines Wortes mächtig, dalag.

So fand ihn der Vater, der am zweiten Tage nach dem Unfall erschien. Er war fassungslos.

„Nein, nein, ich will mich nicht selbst betrügen!“ sagte er, wenn ihm der Arzt oder Schwester Madeleine oder Pierrine Mut einzusprechen suchten. „Da liegt die Hoffnung meines Lebens, dem Tode geweiht! Und wenn es nur *meine* Hoffnung wäre; aber ganz Frankreich verliert in dem Knaben einen Stern seiner Zukunft!“ Und dann weinte er wie ein Kind.

Das schlimmste war, daß er sich der Erkenntnis nicht erwehren konnte, gewissermaßen an dem Unglück seines Lieblings schuld zu sein. Anfangs hatte er Lütine dafür verantwortlich gemacht; um ihretwillen hatte sich Louis Bernadotte von Freund und Führer getrennt, und dann hatte sie ihn allein auf unbekannten Wegen in das Unwetter hineingehen lassen.

Aber als er ihr dies eines Tages zum Vorwurf gemacht, hatte sie mit einem Blick, der ihn an ihre Mutter erinnerte, zu ihm aufgesehen und mit dem leise vibrierenden Ton, den er so oft von den blassen Lippen der armen Hortense gehört, zur Antwort gegeben:

„Ich wollte mitgehen, Papa, aber Louis Bernadotte litt es nicht, weil du ihm verboten hattest, seinem Freunde von mir zu sagen.“

Monsieur Lepoirier konnte diese Worte und den Ton, in dem sie gesprochen waren,

und den Blick, der sie begleitet hatte, nicht wieder los werden. Es gab Momente, in denen ihm Louis Bernadottes Unfall geradezu als die Strafe dafür erschien, daß er seine Tochter bisher so ganz vernachlässigt hatte. Aber war es nicht der Bildung und Aufklärung eines Bürgers unseres aufgeklärten Jahrhunderts durchaus unwürdig, sich solchen abergläubischen Regungen hinzugeben? Früher wurden die Töchter ins Kloster gesteckt, um den Söhnen das ungeschmälerte Erbteil zu erhalten; Monsieur Lepoirier hatte bisher nur verlangt, daß Lütine auf den kostspieligen Aufenthalt in Paris verzichtete. Überdies hätte sie sich dort kaum so wohl gefühlt wie hier, wo sich jetzt eine passende Partie für sie gefunden hatte und wo sie gekannt und geliebt war. Der Vater kannte sie nicht und liebte sie nicht — hatte sie doch leider nicht einen Zug seines Ideals, seiner unvergeßlichen Anastasie.

Aber während sich Monsieur Lepoiriers Herz mehr und mehr gegen Lütine verhärtete, machte sie von Tag zu Tag Fortschritte in Onkel Pierrines Zuneigung. Mußte er doch zugestehen, daß trotz der Störungen, die der Kranke verursachte, das Haus um vieles behaglicher war, seit die Lütine für Ordnung und Sauberkeit sorgte. Und wie viel besser schmeckten die einfachen Mahlzeiten, die sie bereitete und zierlich anrichtete. Und wie anmutig war es, sie im Hause wirtschaften zu sehen, wie leicht ging ihr die Arbeit von den Händen und wie sonnig wurde ihr Gesichtchen, als ihr die Sorge um den Bruder mehr und mehr von der Seele genommen wurde. Etwas Hübscheres als ihr Erröten, wenn ihr der Lütin im Vorübergehen etwas zuflüsterte, gab es nicht.

„Kann's dem Jungen nicht verdenken, daß sie ihm besser gefällt als die Claudine Vidal," sagte Pierrine zu sich selbst, und sein bisheriges Vorurteil gegen das junge Mädchen lag ihm immer schwerer auf dem Herzen.

Endlich kam der Tag, wo auch Monsieur Lepoirier erkannte, daß Frankreichs Zukunftsstern für diesmal noch gerettet war, und durch diese Erkenntnis zu dem Entschluß getrieben wurde, mit dem nächsten Zuge abzureisen, da sein Geschäft, wie er sich ausdrückte, schon zu lange in den Händen eines Mietlings verwaist geblieben sei. Den Sohn durfte er freilich noch nicht mitnehmen, aber Pierrine hatte sich so freundlich erboten, ihm bis zur völligen Genesung Gastfreundschaft zu gewähren, daß ihn der Vater beruhigt hier lassen konnte.

„Der unerschöpflichen Dankbarkeit meines Vaterherzens können Sie gewiß sein," schloß er eine lange, gerührte Abschiedsrede.

„Mein lieber Monsieur Lepoirier, mir scheint, daß Sie sich damit an den Unrichtigen gewendet haben," sagte Pierrine. „Ich habe nichts weiter gethan, als Ihrem armen Jungen mein Bett zu überlassen. Das wirkliche Rettungswerk haben der Lütin und die Lütine ausgeführt. Sie haben die Stelle gesehen, wo Ihr Sohn hinuntergestürzt ist, und können sich selber sagen, daß, wenn er dort aufgewacht wäre, ehe die beiden ihn gefunden haben, und nur eine Bewegung nach der falschen Seite gemacht hätte ..."

„Halten Sie ein, halten Sie ein!" rief Monsieur Lepoirier. „Wie soll ich's ertragen, mit dieser Vorstellung in mein einsames Haus zurückzukehren!"

„Lieber Herr Lepoirier, was liegt an der Vorstellung, wenn Sie wissen, daß Ihr Junge sich wohlbehalten oder doch beinahe so in meinem Bette befindet," fiel Pierrine ungeduldig ein. „Ich habe Sie daran erinnert, weil ich Ihnen klar machen will, wie viel Sie den beiden Kindern, dem Lütin und der Lütine, schuldig sind; viel mehr, als Sie mit Worten abmachen können. Meine Meinung ist darum, daß Sie Ihrem Eigensinn den Laufpaß geben und zu der Heirat der beiden ja und amen sagen."

Er hatte absichtlich so laut gesprochen, daß ihn der Lütin hören mußte, der auf der Thürschwelle stand und zusah, wie Lütine den Hühnern das Abendfutter streute.

„Komm, Lütine!“ rief der junge Mann, faßte ihre Hand und zog sie ins Haus, an das Bett des Kranken.

„Lieber Herr Lepoirier, thun Sie, was Onkel Pierrine gesagt hat — geben Sie uns Ihre Einwilligung!“ bat er, und Louis Bernadotte rief mit seiner schwachen Krankenstimme: „Ja, ja, lieber Vater, gieb deine Einwilligung; thu es mir zuliebe!“

Monsieur Lepoirier sah verdutzt im Kreise umher.

„Meine Kinder,“ fing er an; „so plötzlich ... es scheint mir ungehörig ...“

„Gewiß nicht! es ist niemals ungehörig, Menschen glücklich zu machen!“ rief Lütin. Lütine sah den Vater so bittend an, Louis Bernadotte streckte die gesunde Hand so flehend nach ihm aus und sagte so eindringlich: „Bedenke, ohne die beiden hättest du mich nicht mehr!“ daß er sich besiegt fühlte.

„Nun wohl, sagte er steifer als je, „wenn es euch glücklich macht ... und wenn die geringe Mitgift meiner Tochter kein Hindernis ist ...“

„Nein, nein, nur die Lütine will ich haben, wie sie da geht und steht!“ rief der Lütin und schloß die Geliebte in die Arme, während Louis Bernadotte den Sägemüller, der Einwendungen machen wollte, am Jackenärmel packte und ihn beschwor, keine Schwierigkeiten zu erheben.

„Ich lasse dem Vater keine Ruhe, bis er der Lütine giebt, was ihr zukommt,“ versicherte er. Und indes er den Onkel beschwichtigte, fiel Lütine dem Vater um den Hals und küßte ihn mit einer Innigkeit, die ihm zum erstenmal im Leben das Herz für die Tochter erwärmte.

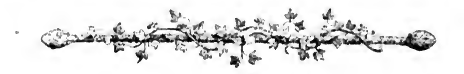
Gleich darauf meldete Cadet Lahorre, daß der Wagen, der Monsieur Lepoirier zum Nachtzuge nach Pau bringen sollte, angespannt sei, und nach abermaligem Abschiede fuhr er fort, von Dank und Segenswünschen begleitet.

„So!“ rief Onkel Pierrine, indem er mit dem glückstrahlenden Brautpaare an das Bett Louis Bernadottes zurückkehrte. „Nun haben wir nur noch eine schwierige Aufgabe, mein Junge: den Eigensinn deiner guten Mutter zu besiegen. Nun, nun, Kleine, brauchst nicht gleich so mutlos dreinzusehen! Stellt sie sich auf die Hinterfüße, so thue ich's auch, enterbe den Lütin und schreibe dir die Sägemühle als Mitgift zu... He, was meint ihr?“ — Und mit dem fröhlich-verschmitzten Gesicht, das ihm alle Herzen gewann, fügte er hinzu: „Wenn die Jeannette auch dann noch nein sagt, giebt's nur ein Mittel, dich zur Frau Sägemüllerin zu machen: dann heirate ich dich selbst — denn Sägemüllerin im Val Vinion sollst und mußt du werden!“

— — — — — — — — — — —

Das ist sie denn auch geworden — aber nicht als Onkel Pierrines Frau. Vater Jean war überglücklich, daß sich alles so gefügt, Mutter Jeannette ergab sich klagend in das Unvermeidliche, und Großmutter Jeanneton suchte ihr das zu erleichtern, indem sie betonte, daß es eine seltene Ehre sei, das eigene Kind mit dem Nourrisson aus der Stadt zu verheiraten, und daß nach allem, was man jetzt über Monsieur Lepoiriers Geschäft in Erfahrung gebracht, auch die dereinstige Erbschaft der Lütine ganz anständig sein würde.

Lütin und Lütine kümmerte das alles nicht — sie waren glückselig in ihrer Liebe und sind es geblieben. Als Monsieur Lepoirier wiederkam, den völlig genesenen Louis Bernadotte abzuholen, wurde ihre Hochzeit gefeiert, und so manches Jahr seitdem vergangen ist, heißt es noch jetzt von Arressi bis Betharam, wenn das Glück eines Ehepaars bezeichnet werden soll: „Sie leben wie der Lütin und die Lütine.“





Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Chr. v. Stramberg. — Rom.



an behauptet, die Originale verschwinden aus unserer Zeit, und konstatiert damit etwas, das doch nur sehr naturgemäß ist. Die Originalität ist der in Lebensformen sich ausdrückende Humor, und der Humor geht einer Zeit verloren, welcher das ruhige Beharren in ihren Zuständen entschwindet, um einem unsteten Fließen und Strömen der Dinge zu weichen; aus diesem gebiert sich wohl der Witz, der aus der Reibung und der Begegnung der Gegensätze resultiert, aber nicht mehr der Humor, der zum Aufblühen einen Untergrund von Seelenstille verlangt. Während aus unserer Litteratur der Humor verschwindet, wachsen die Witzblätter aus dem Boden.

Das mir interessanteste Original, mit welchem ich im Leben in Berührung gekommen bin, war Christian v. Stramberg. Es war nach meiner Rückkehr von Paris, als mir in einem Buchladen ein dicker Band in die Hände fiel, der den Titel hatte: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstromes von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen. Mittelrhein. Der zweiten Abteilung erster Band. Koblenz 1845.“ Ich wußte, daß es ein vor hundert Jahren erschienenes Werk ganz dieses Titels gab. Hier aber war ein neues, eben herausgekommenes, in dem ein zweites Blatt auch den Namen des Verfassers, Christian v. Stramberg, aufwies; es war also ein neues originales Werk, das sich aus irgend einer durch keinerlei Vorrede oder Einleitung erklärten Marotte den alten Titel beigelegt hatte. Bei näherer Prüfung zeigte es eine wahre Fülle interessanten geschichtlichen und kulturhistorischen Stoffes; es war eine wahre Fundgrube von Geschichten, biographischen Materialien, Sittenzügen der Vorzeit, historischen Entwickelungen früherer Zustände u. s. w., so daß ich mich nach der Lektüre fragte: Wer ist dieser Herr v. Stramberg, der das alles in solch origineller Form, mit solch einem unglaublichen Wissen aller Dinge, solcher Kenntnis aller möglichen Sprachen, die in Europa gesprochen werden, über den Leser ausschüttet? Und weshalb redet niemand von dem Buche? Ich konnte nur erfahren, daß der Verfasser in Koblenz lebe, und war rasch entschlossen, ihn da aufzusuchen. An einem schönen Sommermorgen trug der Dampfer mich dorthin — aber angekommen, hatte ich Mühe, die Wohnung des merkwürdigen Mannes ausfindig zu machen, bis ich in ein in den stilleren Stadtteilen liegendes Haus geriet, welches den Eindruck eines bescheidenen alten Familienhauses machte. Über

eine Treppe wurde ich in einen ziemlich altfränkischen Salon geführt und gelangte durch ihn in ein kleines, mit Büchern, Skripturen, Akten und Urkundenstößen, über denen zumeist eine dicke Staubdecke lag, angefülltes Kabinett, in welchem der große Geschichtskundige in Hemdärmeln und höchst primitiver, als sehr ungenügend zu bezeichnender Toilette an einem Schreibtisch saß. Ein mittelgroßer, ziemlich fest gebauter Mann mit einem charakteristischen Kopfe, den eine starke, sehr gerötete Nase unschön machte, war es, den ich begrüßte. Er mochte sechzig Jahre haben. Als ich ihm meinen Namen genannt, sagte er lächelnd: „Der Name ist mir bekannt, Sie stammen aus Westfalen — haben noch Vettern in den Ostseeprovinzen, in Liefland ...“

„Das erste ist richtig, von den letzteren weiß ich nichts ...“

„Doch, doch, aus all den alten westfälischen Familien sind Seitenschossen nach den Ostseeprovinzen gekommen“ — und dabei holte er ein paar alte hochstifts-münsterische Hof- und Adreßkalender aus dem vorigen Jahrhundert herbei, um alte Herren meines Namens und Blutes darin aufzuschlagen. Ich interessierte ihn offenbar nur von der genealogischen Seite.

„Kennen Sie denn alle Namen so im heiligen römischen Reiche?“ sagte ich erstaunt über diese Detailkenntnis.

„‚Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt!‘“ antwortete er lächelnd; „namentlich was unsere alten geistlichen Stiftslande angeht.“

Ich drückte ihm aus, welchen Genuß und welche Belehrung sein Buch mir gewährt, wie ich ihm dafür zu danken komme und auch, um zu erfahren, wann der nächste Band erscheinen werde.

„Der wird nie erscheinen!“ versetzte er bitter auflachend. „Nie! Keine Seele hat das Buch gekauft! Fragen Sie meinen Verleger; der ist vollständig entmutigt!“

Und nun erging er sich in bitter-ironischen Schilderungen, wie alle großen Verlagshandlungen ihn mit seinen Anträgen heimgeschickt: wie beflissen sie seien, schäbiges Zeug und Alltagsplunder auf den Markt zu werfen, und wie ein großes Werk, das niemand in der Welt schreiben könnte als, begünstigt durch den Zusammenfluß vieler Umstände, er allein, durch die Teilnahmlosigkeit der Menschen erstickt bliebe.

Er hatte sicherlich völlig recht. Ohne die Fortsetzung seines Buches wäre vieles unrettbar mit ihm untergegangen, was nur er wußte, nur er aus der Fülle ihm vorliegender Materialien schöpfen konnte, die, wie er angab, zum großen Teil aus Aufzeichnungen seiner Vorfahren, hochgestellter kurtrierischer Staatsdiener, bestanden.

„Da kann nur eines helfen,“ sagte ich, „die Besprechung Ihres Werkes in den Journalen. Daß diese in dem einflußreichsten Blatte Deutschlands, der ‚Allgemeinen Zeitung‘, erfolge, dafür will ich sorgen; auch die ‚Kölnische‘ soll hier am Rheine wirken — also nil desperandum! Die Lärmtrommel soll geschlagen werden!“

Er baute nicht viel darauf und ging zu anderem über. Nach einem längeren Gespräch, bei dem seine wirklich unglaubliche Detailkenntnis alles in den letzten Jahrhunderten in Europa Geschehenen sich zeigte, empfahl ich mich, um, wie er mir vorgeschlagen, am Nachmittage ihn zu einem Spaziergang abzuholen, auf dem ich dann weiter wahrnehmen konnte, wie er nicht bloß die Thatsachen in sich aufgespeichert trug, sondern auch auf seine Art ein Philosoph war, der mit scharfem Einblick in den Charakter der Nationalitäten und die Natur der Menschenkategorien den Gesetzen des Völkerlebens nachgespürt hatte.

Erfüllt von der Persönlichkeit des seltenen Mannes, kehrte ich nach Köln heim und säumte nun nicht, eine Besprechung seines Buches in der „Kölnischen Zeitung“ zu geben und eine ausführliche Arbeit über dasselbe, worin ich Excerpte der interessantesten Episoden einflocht, z. B. die fesselnde Entwickelungsgeschichte Klemens Brentanos, die Geschichte des Joseph v. Frohn u. s. w., in der „Allgemeinen

Zeitung“ zu veröffentlichen. Und siehe da, diese Arbeit war nicht vergeblich geschrieben — sie hatte die glänzende Wirkung, daß plötzlich beim Verleger die Bestellungen einliefen, daß dieser nun eine Subskription für eine Fortsetzung eröffnen konnte und daß sich zwölfhundert Subskribenten einfanden — allein sechshundert aus dem damals von der „Allgemeinen Zeitung“ so beeinflußten Österreich. Verfasser und Verleger waren höchlich zufrieden, und mir ist es lange ein befriedigendes Bewußtsein gewesen, ganz allein den Wagen ins Rollen gebracht zu haben. Es erschien nun bald ein weiterer Band des „Antiquarius“, und im Laufe der Jahre füllten sich mit zahlreichen Lieferungen die Rahmen der Abteilungen, worein Stramberg sein großes Werk eingeteilt hat; nur schade — je mehr sie sich füllten, desto mehr verloren sie an ursprünglichem Reiz, an Wert und Interesse — der Autor machte zuletzt eine Ablagerung historischen Materials aus aller Herren Ländern und allen Zeitaltern daraus, so daß man, als auf den eigentlichen füllereichen und originellen Rheinischen Antiquarius, auf die ersten sechs oder sieben Bände verweisen muß.

Ich habe später mit Stramberg viel verkehrt; ein paarmal kam er, uns in Köln zu besuchen, dann, als ich einen Aufenthalt auf der Laubach, der Wasserheilanstalt in der Nähe von Koblenz, nahm, pflegte er am Nachmittage herauszukommen und wir unternahmen selbander weitere Spaziergänge. Ich hatte dabei Gelegenheit, die Unerschöpflichkeit seines Wissens kennen zu lernen, sein Erzählertalent und die sich oft sehr ergötzlich kaustisch ausdrückende Ironie seines Urteiles über Welt und Zeit. Er stand in der damaligen Opposition der Rheinlande wider Preußen; er war Katholik par principe, und dem alten Österreich hatte er trotz allem, was es gethan, sich seine Sympathien gründlich zu verscherzen, doch die ganze Anhänglichkeit bewahrt, welche nur natürlich war bei solch einem Nachkommen einer Familie, deren sämtliche einstige Beziehungen mit Wien und den alten Reichsinstitutionen verknüpft waren. Zu dem Dümmsten, was Österreich gethan, rechnete er die Aufgabe des burgundischen Kreises und seiner Stellung auf dem linken Rheinufer, womit ja auch die Besetzung des Kurfürstenstuhls von Köln verbunden gewesen. Denn ein Gesetz unserer Geschichte, behauptete er, sei es, daß in Deutschland die Macht immer als ausschlaggebend prädominiere, welche das Rheinthal besitze.

Auf unseren Spaziergängen, auf welchen der alte Herr bei einer gelegentlichen Einkehr nie Wein trank, so befremdlich der verdächtige Schimmer seiner Nase und seine erstaunliche Kenntnis aller Rebensorten und aller Geheimnisse ihres Baues das finden ließen, erzählte mir Stramberg viel aus seinen Lebenserinnerungen. Er war zu Koblenz 1783 geboren und stammte von väterlicher Seite aus einer aus Niederösterreich gekommenen Familie; seine Mutter war die Tochter eines kurtrierischen Geheimrates und Kreistagsgesandten zu Frankfurt, Hugo Franz v. Gärz. Was seine österreichische Abstammung angeht, so leitete er sie hoch genug her; obwohl er eigentlich Stramberger von Großburg hieß — das „er“ hatte er als nur provinziell fallen lassen — behauptete er, von den alten böhmischen Herren und Regierern von Rosenberg abzustammen, diesem mächtigsten aller Dynastengeschlechter, dem bekanntlich Bertha v. Rosenberg, „die weiße Frau“, angehört und dem er in seinem Antiquar eine so ausführliche Episode gewidmet hat. Wenigstens führte er dasselbe Wappen wie die Rosenberg. Mütterlicherseits aber sah er sich im Konnex mit dem großen Kardinal Nikolaus Cusanus, dem berühmtesten Sohn, welchen das kleine Städtchen Kues und das schöne Thal der Mosel hervorgebracht haben.

Als er heranwuchs, brachen die Stürme der französischen Revolution herein, und ihre Wogen spülten ins Rheinland zuerst die Scharen der Emigranten, die Koblenz zum Hauptquartier machten — die fran-

zösischen Prinzen von Provence und Artois, welche ihren Sitz in Schönbornslust aufschlugen, dem nahen Lustschloß des Kurfürsten von Trier — alle die übermütigen, in ihren Forderungen unverschämten Höflinge, welche die Gastfreiheit des gutmütigen Kurfürsten Klemens Wenzeslaus so unglaublich mißbrauchten; — sagte ihm doch einer von ihnen in einer Soirée, worin sie ihn umgaben, nun sei er der einzige Fremde unter ihnen. — Dann kamen die „Halb-Brigaden“ der französischen Republik, die Jourdan, die Championnet an ihrer Spitze; die Generale Hoche, Marceau, Bernadotte kamen und verkehrten im elterlichen Hause Strambergs; es wurden Tanzabende in demselben von den lebenslustigen französischen Herren arrangiert, zu denen unser „Johann Christian Hermenegild“ mit seiner Geige nach seinen jugendlichen Kräften aufspielte. Endlich heiratete seine schöne Schwester Maria Therese einen dieser französischen Herren, und zwar den General und Kommandanten von Ehrenbreitstein Arnaud Baville. Diese Verbindung wie der politische Konnex des linken Rheinufers mit Frankreich ließen nun seine weitere Ausbildung und seine nächsten Lebensbeziehungen nach Westen hin gravitieren. Zwar zunächst in Erlangen, dann aber in Paris studierte er Rechts- und Staatswissenschaften, Sprachen und Geschichte und besuchte dann Wien, immer dabei von der früh verwitweten Mutter begleitet, die von dem einzig ihr gebliebenen Sohn sich nicht zu trennen vermochte — bis der Tod frühzeitig die herbe Trennung vornahm. Stramberg mußte sich jetzt entschließen, eine Lebensstellung zu suchen; das Familienerbe: die Lehngüter an Mosel und Rhein, waren im Sturm der Zeit bedenklich reduziert, alles Lehngut und Fideikommißwesen hatten ja die Franzosen aus der Welt geschafft. Er versuchte es zuerst mit einer Sekretärthätigkeit bei dem Präfekten des Departements der Mosel, Jules Deozan. Dann war er als Begleiter eines französischen Generals, des Grafen Caffarelli, in Schweden. Endlich nach dem Umschlag der Dinge im Jahre 1813 war er im Gefolge der Verbündeten in Frankreich und nahm irgend eine Stellung in Epinal ein. Es wird nach dieser Zeit gewesen sein, daß er sich länger in Dijon aufhielt. Er erzählte mir, daß sein Schwager, der General Baville, dort kommandiert oder in Garnison gestanden, daß er, Stramberg, unbeschäftigt wie er gewesen, längere Zeit damals seine Tage auf der berühmten Bibliothèque des Ducs de Bourgogne zugebracht und sich dann so in seine Studien vertieft habe, daß er mitunter abends, als der letzte, beinahe mit eingeschlossen wurde.

In die Heimat zurückgekehrt, hatte Stramberg wohl nicht den ernstlichen Willen, sich hier eine Stellung zu erringen. Es gelang ihm wenigstens trotz einiger Versuche bei der Regierung nicht, eine zu bekommen. Als Privatgelehrter gab er sich seinen Studien hin, schrieb ausgezeichnete genealogische Artikel für die Encyklopädie von Ersch und Gruber, ein Buch über die Mosel und endlich den Band des Rheinischen Antiquars, der 1845 erschien. Zu diesem Werke hatte er lange gesammelt und ein unschätzbares Material geerbt; durch seine Mutter zählte er nämlich zu seinen Vorfahren nicht weniger als drei kurfürstlich triersche Kanzler, während der letzte kurtrierische Staats- und Lehenskanzler seiner Mutter Schwager und sein Pate war. Alle diese Herren hatten ihre Tagebücher geführt oder derartige Aufzeichnungen während ihres Lebens gemacht oder historische Dokumente gesammelt, und diese bildeten, wie Stramberg versicherte, seine unvergleichliche Schatzgrube.

Wie lebendig der alte Herr vor mir steht! In seinen gelben Nanking-Sommerbeinkleidern, mit den Schuhen und weißen Strümpfen nicht viel eleganter als etwa ein pensionierter Magister aussehend — aber redend, sich ausdrückend so gewählt wie ein Marquis vom Hofe Ludwigs XIV., perorierend mit sonorer Stimme. Wenn er vorlas, was er gern

that, namentlich Französisches, so konnte diese Stimme sich bis zum Dröhnen erheben. Und nun ist auch diese laute Stimme verklungen; die Hand, welche mit einer so kuriosen, von der Handschrift aller anderen Menschenkinder absolut verschiedenen Manier besenstielige Buchstaben hinstellte, zu Staub geworden! Und seine letzten Jahre sind, statt durch Anerkennung und Ehren erheitert, ihm vergangen in Sorgen, durch „res angustæ domus“! — Er ist eines der zahlreichen Beispiele von der empörenden Gleichgültigkeit und Vernachlässigung, welche das offizielle Deutschland für das litterarische Verdienst und die fruchtreichste Geistesarbeit hat, wenn diese nicht in der akademischen Bahn wirkt, wenn ein bevorzugter Geist sich nicht in der langen Queue nachschiebt, die in den geschlossenen Schranken der Zunft sich zu den Ehren, Vorteilen und Auszeichnungen drängt. Auf Stramberg ist nie eine Ehrenauszeichnung: ein Orden, ein Diplom einer Akademie, ein Ehrendoktordiplom oder ähnliches, gefallen. Er bedurfte dessen nicht. Aber es hätte den alten Mann mit seinem unglaublichen Wissen und seinem Riesenfleiß gefreut und es hätte seinen Lebensabend verschönert, weil es ihm eine ganz andere autoritative Stellung in seiner Vaterstadt gegeben, denn ohne dergleichen von auswärts kommende Beweise seiner Bedeutung giebt es in keinem Vaterlande einen Propheten.

In den Sommer 1847 fällt für mich auch ein erneuter Verkehr mit Adele Schopenhauer, die sich jetzt zu Bonn bei ihrer Freundin Mertens-Schaafhausen aufhielt und, nachdem sie ihrer Gesundheit wegen einen längeren Aufenthalt in Italien gemacht, sich mit litterarischen Plänen trug, weil der Arzt ihr verboten, die zeichnenden Künste, zu denen ihr Talent gravitierte, zu kultivieren. Adele Schopenhauer, die schon zwei Jahre später in Bonn starb, war, wie früher gesagt, eine begabte, durch eine Bildung von seltener Gründlichkeit und Vielseitigkeit ausgezeichnete tiefweibliche Seele. Es ist aber dennoch wohl ein Enthusiasmus, wie ihn Fürst Pückler-Muskau für sie an den Tag gelegt hat, als er sie kennen gelernt, etwas Exceptionelles geblieben. Er schrieb über sie: „Was mich angeht, kann ich nicht mehr über sie sagen, als daß ich wünschte, meine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; ihr Äußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur. Diese kindliche Naivetät bei so seltener, ich möchte fast sagen schauerlicher Tiefe!“ Adele war damals (1812) sechzehn Jahre alt. (Vergl. L. Assing: Fürst Pückler-Muskau I, 145.) — Eine interessante Berührung, welche ebenfalls in diesen Sommer fällt, war für mich die mit dem Professor Alfred Nikolovius zu Bonn, dem Verfasser von „Johann Georg Schlossers Leben und litterarisches Wirken“. Wie Adele als junges Mädchen, hatte er als Knabe, als Enkel der Schwester Göthes, in dessen Hause in Weimar gelebt und wußte in kaustischer Beleuchtung manches Charakteristische aus dessen intimem Leben wiederzugeben. Manches davon stimmte freilich nicht recht zu dem Bilde, welches man nach anderen Quellen sich von dem Olympier zu machen pflegt. So versicherte er, Göthe sei sehr ängstlich gewesen, er habe in reiferen Jahren nie ein Pferd bestiegen; beim Fahren habe er, sobald der Wagen sich geneigt, besorgt König, seinem Kutscher, stets ein: „König, Er giebt doch acht!“ zugerufen. Bei jedem begegnenden Handwerksburschen habe er halten lassen, nach dem Woher und Wohin gefragt und sodann durch König einen der dazu eingesteckten Groschen verabreichen lassen, den Göthe daheim dann sorglich in sein Buch eingetragen. Wenn der alte Herr zu Tische erschienen im Frack mit Ordensstern, habe das üble Laune angedeutet; ein blauer Überrock, ohne Weste, habe bessere Stimmung angekündigt — der flanellene Schlafrock mit mancherlei lose hängenden Bändeln gar den besten Humor. Er habe viel Wein getrunken — und in einem gelegentlichen kleinen Rausch sei er grob geworden. Dieser letztere Zug will uns freilich am wenigsten zu jenem Bilde passen — und doch ist er

noch weniger befremdlich als die merkwürdige Scene, welche wir in den Lebenserinnerungen der Malerin Luise Seidler mitgeteilt finden, in einem ausführlichen Briefe, den ihr ein Freund über seine Unterhaltungen mit Göthe in dem Sturmjahr 1813 schreibt und der in einer halb mysteriösen Weise die Fähigkeit erschreckender Gemütserregungen bei diesem andeutet. Doch sprach auch Nikolovius von Göthes Empfänglichkeit für heftigen Seelenschmerz; mehrmals habe ihn Meyer (der Kunstmeyer) in Verzweiflung auf dem Boden liegend gefunden, wenn eines seiner und der Vulpius Kinder gestorben. Und abergläubisch sei der alte Herr gewesen — er habe den 22. März immer als Unglückstag gefürchtet. Einst habe in seinem bekannten Gartenhause die Vulpius allein sich aufgehalten. Da habe sie unten in der Küche rumoren, Teller und Schüsseln klirren gehört; sie eilt nach unten und sieht und findet niemanden, statt dessen aber vernimmt sie, wie es jetzt oben rumort und lärmt und mit Büchern hin- und herwirft, und erschrocken flüchtet sie sich und eilt nach Hause. Göthe aber sei nun mehrere Tage lang nicht ausgegangen aus Furcht vor einem Unglück. Daß er oft sich blöde und befangen gefühlt, wie Nikolovius versicherte, ward uns auch unlängst durch Mitteilungen aus den Erzählungen seiner Schwiegertochter Ottilie bestätigt; und noch bekannter ist wohl, was auch jener bestätigte, daß er, in der ihn quälenden Furcht vor dem Tode und um dem Anblick von Leichenzügen zu entgehen, es dahin gebracht, daß in Weimar Bestattungen nur des Nachts, im Sommer nach zehn, im Winter nach neun Uhr, und ohne Wagen vorgenommen werden durften. Ein Wagen oder gar nachfolgende Equipagen wurden nur gegen hohe Taxen erlaubt. Von Eckermann, der an jedem Mittwoch zu Tische gezogen worden, erzählte mein Gewährsmann, er habe dabei nie etwas gesprochen. Der kleine Mann habe eigentümliche Liebhabereien gehegt — einen eingefangenen Adler habe er mit jungen Hunden gespeist, deren Geheul die Nachbarn entrüstet, bis sie ihn als Tierquäler vor Gericht ziehen lassen. — Das Verhältnis zu seinem Sohne August schilderte Nikolovius als ein sehr förmliches. Alle Morgen um zehn Uhr habe jener an des Vaters Thür geklopft, um sich zu erkundigen: „Lieber Vater, wie haben Sie die Nacht geruht, und haben Sie mir etwas zu befehlen?“ worauf die Antwort erfolgt sei: „Lieber August, wir haben eine leidliche Nachtruhe gehabt und finden in diesem Augenblicke nichts anzuordnen.“ — —

Von Adele Schopenhauers und Alfred Nikolovius' Weimarschen Erinnerungen muß ich übergehen zu der politischen Stimmung in Europa im Jahre 1847, zu den Luftströmungen, welche lebhafter und frischer wurden und dem großen Gewitter von 1848 wie Vorboten vorhergingen. In München „fiel der erste Schuß“; man trieb Lola Montez aus trotz allen Schutzes, den König Ludwig ihr angedeihen ließ, trotz aller Rücksichten, welche die immensen Verdienste dieses Originals auf dem Throne um seine Hauptstadt, die sich so undankbar erwies, geboten hätten. Erregender aber kamen die Kunden aus Italien; hier hatte ein neuer Papst die Initiative des Fortschritts ergriffen, hier schien ein großer priesterlicher Charakter mit der Macht seiner Autorität und der ihr ebenbürtigen seines entschlossenen Geistes den Idealtraum Giobertis von einer staatlichen Verbindung der getrennten Stämme Italiens unter der Oberleitung, der „Präsidialmacht“ des römischen Pontifex seiner Verwirklichung entgegenführen zu wollen. Das mußte die ganze politische Konstellation Europas ändern — und es mußte große Kämpfe kosten, bis es dahin kam, es mußte eine Reihe großer Ereignisse sich damit verknüpfen.

„Wollen Sie dahin gehen und uns aus dem Mittelpunkt der Bewegung, aus Rom, Berichte schreiben?“ fragte mich eines Tages Joseph Dumont.

Natürlich wollte ich. Wer hätte nicht gewollt? Und vierzehn Tage später saß ich mit Frau und zwei Kindern, zu deren

Hut uns die Schwester von Roderich Benedix, Fräulein Kolma Benedix, begleitete, in einem Coupé der Rheinischen Bahn, um westwärts durch Belgien und Frankreich zu ziehen, auf der kürzesten Route dem großen Sehnsuchtsziel aller frommen und aller schönheitsdurstigen Seelen des Abendlandes zu.

* * *

Im September 1847 führte die Eisenbahn wenigstens bis nach Paris, wo das gute alte Hotel-Violet uns aufnahm. Da meine Frau Paris nicht kannte, wurde hier ein Aufenthalt von vierzehn Tagen gemacht, während deren ein alter Bekannter derselben, ein Baron Drachenfels, dem das Geschick vergönnte, hier als hessischer Gesandter den Rest seiner Tage in schöner Muße zuzubringen, uns mit seiner Ortskunde beistand. Ich verdanke ihm die Bekanntschaft mit dem Werke: Valery, l'Italie, das mir später mit seinem reichen Inhalt sehr nützlich werden sollte. Wir sahen, zum Teil in seiner Begleitung, Paris und die bedeutendsten Punkte der Umgebung. Ich habe von diesen Tagen berichtet in einem Buche, das ich im Jahre 1848 unter dem Titel: „Eine Römerfahrt“ herauszugeben wagte und das in jenen Zeiten der politischen Sturmflut natürlich so unbeachtet blieb wie alles, was nicht für den Tag berechnet war. Heute aber dient es mir dazu, meine Erinnerungen aus jener Lebensepoche um so frischer geben zu können, indem ich von dem dort gleich nach den erhaltenen Eindrücken Niedergeschriebenen aufs neue in die Stimmung jener Tage geführt werde. Und dahin gehört zunächst das Gefühl unsaglicher Erleichterung, als endlich der schlimmste Teil unserer Reisemühen überstanden war, als nach dem Aufenthalt in Paris die Fahrt in einer französischen Diligence, die Fahrt auf französischen Dampfschiffen durch das Herz Frankreichs und die Saone und Rhone hinunter glücklich hinter uns lag. Denn in einer Diligence über die kieselgepflasterten Chausseen, die von Paris bis Chalons sur Saone führten, war damals die Reise zu machen, dann in elenden Dampfschiffen die Saone hinab bis Lyon, von Lyon auf anderen Dampfern bis Arles, bis Marseille; die Dampfschiffe waren schmutzig, überfüllt und wurden mit einer unglaublichen Ungeschicklichkeit in der Navigationskunst geführt — sie verhielten sich zu unseren Rheindampfern wie samojedische Hundeschlitten zu einem Eilzug. Und in den Wirtshäusern der Provinzialstädte der „Belle France“ herrschte ein Schmutz — man glaubte sich in eines jener Wirtshäuser Westfalens versetzt, von denen der große Philologe Justus Lipsius so beweglich geschrieben hat. Das alles ist heute anders geworden; heute sieht der Reisende, der Frankreich 1846 zum erstenmal erblickte und es nun wieder betritt, auch beim flüchtigen Durchfliegen auf der Eisenbahn die Merkmale eines ganz unglaublichen Fortschritts, einer überraschenden Steigerung des Wohlstandes und der Kultur überall, wohin er blickt.

Die Reisemühen wurden dann gelohnt, als Marseille erreicht war, als eine weitere Seefahrt uns nach Genua, nach Livorno gebracht hatte und zum erstenmal der geheiligte ausonische Boden betreten war; als eine kurze Fahrt auf einer jüngst dem Verkehr übergebenen neuen Eisenbahnstrecke von Livorno aus eines der Juwele jenes Wunderlandes uns zur Anschauung gebracht: Pisa, seinen Dom, sein Campo santo, seinen mirakulösen Turm! Und dann noch eine nächtliche Meerfahrt, und Civitavecchia war erreicht. Beim goldensten Morgensonnenschein dampften wir den Hafenforts entgegen, auf denen die Flagge des Papstes wehte (die Tiara mit den gekreuzten Schlüsseln), von denen herunter die Kanonen des Papstes drohten. Eine nach der anderen von ihnen wurde eben zur Begrüßung zweier französischer Kardinäle gelöst — es war die Herrscherstimme Papst Julius' II., die ihre Donner über das Meer rollen ließ. Es währte lange, bis das Schiff Prattica erlangte, bis die päpstlichen Douaniers

befriedigt waren, bis das Paßbuch zu den schon zahllosen Visas eines mehr aufgenommen hatte, lautend: Civitavecchia li 9. Ottobre 1847. Delegazione Apostolica. Bono per Roma. — Und bis eine Diligenza uns aufgenommen, um die letzte Strecke des weiten Weges zurückzulegen, wurde es Nachmittag — es wurde Abend, bis die Höhe erreicht war, auf welcher der Conducteur halten ließ, um, ausgestreckten Armes in die Ferne deutend, zu sprechen: „Ecco Roma — ecco San Pietro!“

Man sah sehr wenig von Rom, man sah etwas wie eine kleine graue Halbkugel in fernster Ferne über der Horizontlinie, aber dennoch schlug den Reisenden aus dem weiten Norden das Herz hoch. Heute, wo es so leicht ist, auf glatten Eisenschienen in ein paar Tagen nach Rom zu rollen, betritt niemand mehr den Boden der ewigen Stadt mit jenem stürmischen Entzücken, das damals den Wanderer erfüllte, der nach Überwindung von Hemmnissen und Beschwerden aller Art mit dem Gefühl kam, ein Glück zu genießen, welches so wenigen beschert war. Vielleicht schlägt das Herz vieler heutiger Romfahrer, wenn sie an ihrem Ziele angekommen sind, in nicht geringerem Entzücken: dann aber pflegt sich dies heute unendlich stiller und lautloser zu äußern und apathischer zu gebärden wie bei uns Idealisten von 1847.

Über die weite, baumlose Landschaft mit den braungrünen Hügelwellen begann sich die Dämmerung zu legen. Wunderliche Reitergestalten mit langen Lanzen, Hirten der Campagna, sprengten über diese Hügel dahin; schwere, mit Büffeln bespannte Wagen, die uns begegneten, kündeten die Welt des Südens an; vom Morgenlande sprachen die am nahen, zu unserer Rechten schäumenden Meere sich erhebenden altersgrauen Saracenentürme — der letzte Schein des schwindenden Abendrots verglomm im Westen, und in dem rasch kommenden Dunkel der Nacht fuhren wir weiter hinein in die Campagna, dies schweigende Totenfeld der Geschichte.

Große Gemütsbewegungen und der Schwung hochtragender Stimmungen pflegen nicht vorzuhalten, wenn sie über uns kommen in einer Postkutsche, die weiter und weiter in die Nacht hineinrollt und auf die Erreichung irgend eines Zieles gänzlich verzichtet zu haben scheint. Dies war bei der unseren der Fall. Wir fuhren bergauf, bergab, wir fuhren mit galoppierenden Pferden und Maultieren, wir fuhren mit einem Hallo und Peitschenknallen, wie es nur der wilde Jäger vorführen kann — von der Erreichung eines Ortes, der den Namen Rom führt, schien aber gänzlich Abstand genommen zu sein und dies weiter nicht in Rede zu stehen. Dabei wurde es dunkler und dunkler, man nahm seufzend von der Hoffnung, wenigstens noch geringe Umrisse der kommenden Dinge wahrzunehmen, Abschied. Und so dehnten sich die Stunden, bis endlich um Mitternacht ein mächtig hoher Thorbau vor uns lag, dürftig erleuchtet, von Doganiers besetzt, deren lästige Funktionen von einem mit uns fahrenden Signor Avocato durch eine buona mancia abgekürzt wurden und wir nach einigem weiteren Peitschenknallen uns zur Seite einer Reihe riesenhoher Säulen befanden — im Schatten der Kolonnade von Sankt Peter.

Wir waren durch die Porta Cavalleggieri eingefahren.

Im Anfang wirkte Rom auf den Fremden, damals noch mehr als heute, ernüchternd. Das Gewirr enger Gassen im Marsfelde, worin sich das Leben der großen Stadt zusammendrängt, der Schmutz, die aus den Fenstern flatternde Wäsche, das alles paßte so wenig zu dem idealistischen Bilde, welches man sich von Rom gemacht. Der Wunderbau der Treppe am spanischen Platz, welche zu San Trinita di Monti hinaufführt, war durch den Schmutz, der sie bedeckte, kaum zu passieren. Tote Tiere neben Broccoli-Stengeln, Scherben und anderen Unrat auf der Straße zu finden, war nichts Ungewöhnliches — es blieb da liegen, bis ein paarmal in der Woche eine Gesellschaft mit Besen bewehrter alter Mümmelgreise her-

anrückte. Ich glaube, sie hieß La beneficenza, diese Brüderschaft alter Männer, welche die Jahre längst wehrlos gemacht und die auch dem Schmutze nicht wehren konnten. Für die Beleuchtung Roms sorgte unsere liebe Frau, die Madonna. Vor ihren Bildern an allen Eckhäusern wurden abends Öllampen entzündet — das mußte genügen.

Aber das waren nur Wahrnehmungen der ersten Stunde — in der zweiten waren sie ausgelöscht durch die Andeutungen alles dessen, was uns hier erwartete, eines Reichtums an hohen und herrlichen Dingen, auf den man gar nicht vorbereitet war. Denn das ist eben das Schöne und Fesselnde Roms, daß es mit seinem unerschöpflichen Reichtum immer aufs neue überrascht, daß man stets in der Entdeckerfreude von Dingen ist, von denen man nichts wußte, von großen Schöpfungen des Altertums, des Mittelalters, der Renaissance und der neuen Zeit. Und daß es so, je länger man darin weilt, je mehr man es kennen lernt, immer mehr wächst, einen immer reicheren Inhalt gewinnt und immer fester an sich bindet, während andere Weltstädte in den ersten Stunden aufregen, verwirren können und dann mit jedem Tage nüchterner erscheinen.

Wir hatten zunächst nach einem anständigen Quartier zu suchen und fanden es mit Beihilfe jenes Signor Avocato in der Via della Croce, trenta tre. Dann ging ich, mancherlei Empfehlungsschreiben an ihre Adresse zu bringen. Das erste zum Kapitol. Hier, auf dem Tarpeischen Fels, hinter dem Palazzo Caffarelli, in einem der preußischen Regierung gehörenden Gebäude wohnte Dr. Emil Braun, der Sekretär des archäologischen Instituts und fleißiger Korrespondent der Allgemeinen Zeitung. Der hochgewachsene magere Mann empfing mich mit liebenswürdiger Herzlichkeit — wir wurden bald befreundet, sprachen viel vom alten Ritter von Laßberg und mehr noch von der Politik des Tages, deren Hauptereignis eine neue große Konzession Pio Nonos an die liberalen Ideen war. Pio Nono hatte ein Statuto verliehen, eine Volksvertretung im Municipium der Stadt Rom gewährt, was eben jetzt in große Aufregung versetzte. Emil Braun führte mit seiner Vertrautheit mit den Verhältnissen und Personen in alles das mich ein, was mir, der als völliger Neuling kam, zunächst zu wissen nötig; ich verdankte ihm bei der Erfüllung meiner Korrespondentenpflichten unendlich vieles. Er war geborener Thüringer, hatte sich aus beschränkten Verhältnissen emporgekämpft und in einem schon alternden jungen Mädchen eine Gönnerin gefunden, die ihm die Universitätsstudien möglich gemacht. Wohl mehr aus Dankbarkeit als aus Neigung hatte er sie dann geheiratet, und da sie, die kleine behäbige Dame, jetzt eine alte Frau war, so hatte sich der in den besten Jahren stehende noch jugendliche Mann angewöhnt, sich auch wie einen ergrauten Alten zu betrachten und zu geben. Es war das glücklichste, friedfertigste Paar von der Welt. Was den alten Ritter, den Meister Sepp von Eppishusen angeht, so hatte Braun in seiner Jugend sich ein dankbares Andenken bei ihm gesichert. Laßberg schrieb darüber im März 1831 an Uhland: „Eine vollständige, leserliche und genau verglichene Abschrift des Ulrich v. Liechtenstein ist als Eigentum in meinen Händen und folglich auch ebensowohl in den Ihrigen. Ich glaube, Ihnen schon gesagt zu haben, daß letzten Herbst Professor Maßmann mich besuchte. Mit ihm kam ein junger Mann, Sohn des Forstmeisters Braun aus Gotha; er hatte ein Jahr bei Benecke zu Göttingen über altdeutsche Litteratur Kollegien gehört und ließ merken, daß er in einer guten Schule gewesen. Sie können sich leicht einbilden, daß die Sprache auch auf den Ulrich v. Liechtenstein kam, obschon ich, da Maßmann schon zweimal ganz unaufgefordert versprochen hatte, mir ihn abzuschreiben, den Gegenstand nicht in Anregung bringen wollte. Auch diesmal erneuerte Maßmann sein altes Versprechen, Herr Braun aber verhielt sich ganz still und sprach kein Wörtchen darüber. Letzthin, als ich

eben beim Nachtessen in Ludens Geschichte die Schlacht des Ariovist mit dem Cäsar las, erhalte ich ein Paket mit unbekannter Aufschrift, und nachdem ich es mit meiner gewöhnlichen Hastigkeit aufgebrochen hatte, fielen mir sogleich die Hefte des Frauendienstes in die Hände. ‚O du guter Mensch!‘ rief ich aus, ‚verdiene ich alter Mann denn auch so viele Liebe! Wie manche Stunde hat der Student sich von seinem Vergnügen abmüßigen müssen, um diese zwanzigtausend Verse abzuschreiben!‘ Ich muß gestehen, daß ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerührt war. Ja, die Pietät ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr!"

In der That, dieser Zug rührender Hingabe eines jungen Mannes für einen verehrten Greis charakterisiert Braun besser als alles, was ich über ihn sagen könnte. Nur das füge ich noch hinzu, daß er die leidige Neigung hatte, sich zu zersplittern. Er war Sekretär des archäologischen Instituts; er war fleißiger Korrespondent der Allgemeinen Zeitung; er war homöopathischer Arzt und immer versehen mit einem Vorrat von Pillen und Pulvern, so daß wir den schmächtigen, hochaufgeschossenen Mann neckend den „Pulverturm" nannten; und endlich hatte er auf einem Speicher eines der der preußischen Gesandtschaft auf dem Kapitol gehörenden Gebäude eine galvanoplastische Anstalt angelegt, welche sehr gelungene Nachbildungen von antiken Bronzen und anderen Kunstgegenständen hervorbrachte. Durch diese Neigung, seine Kräfte an nicht mehr zu übersehende Geschäftslasten zu zerteilen, hat der gute Braun sich denn auch endlich den Untergang bereitet. Er hat sich später in verschiedenste industrielle Spekulationen und Geschäftsbeziehungen, auch mit dem bekannten Marchese Campana eingelassen und ist in trauriger Weise in dessen unrühmliches Ende mit hinabgezogen. Der gelehrten Welt aber hat er ein hochgeschätztes Werk über die Monumente Roms hinterlassen, das auch ins Italienische übertragen ist.

In der Auffassung der politischen Situation war Braun skeptisch, von konservativer Natur — sein Gegensatz darin war ein origineller Mensch in reiferen Jahren, der sich Dr. Fritsche nannte und der, einmal uns bekannt geworden, eine große, sich immer treubleibende Anhänglichkeit entwickelte; er hatte sich auch bald unentbehrlich gemacht, hilfreich nach allen Seiten hin. Über des beweglichen vielredenden Mannes Vergangenheit ist das darüber ruhende Dunkel mir bis heute nicht recht aufgeklärt worden; damals war er Korrespondent des „Nürnberger Korrespondenten", war ein „deutscher Biedermann" durch und durch, glühte von edelster Freiheitsliebe und war bei alledem ein guter ehrlicher Sachse. Er war verheiratet mit einer Deutschen, die er in dienender Stellung in Rom kennen gelernt, wußte mit ihr, da er kinderlos war, mit achtzehn Scudi monatlich auszukommen und erlebte seine stolzesten Stunden, wenn er, als in Rom nationalisiert, zur Dienstleistung aufgerufen war unter den heldenmütigen Verteidigern der jungen bürgerlichen Freiheit, in der Guardia Civica, deren Errichtung Pio Nono verstattet hatte und die nun Rom mit dem Waffenlärm ihrer Bataillone, ihrer Musik, ihrer Pio-Nono-Hymne erfüllte. Dr. Fritsche, der arme deutsche Schreiber, stand dann Wache vor dem Palast des römischen Krösus Torlonia, hinter sich, hinter den Eisengittern dessen goldgefüllte Kassen, vor sich die Goldberge, welche seine ahnungsvolle Unschuld in der nächsten Zukunft, in der weiteren freiheitlichen Entwickelung der Dinge erblickte, denn mit Pio Nonos Walten schien ihm der Beginn des goldenen Zeitalters gekommen. Nichts war ergötzlicher, als Dr. Fritsche anzuhören, wenn er beschäftigt war mit dem „Zertreten der Lügenbrut", der Jesuiten, der Codini, oder ihn die ungeheuerlichen Geschichten erzählen zu hören, die er aus den Tagen Papa Gregorios und aus der Intimität seines häuslichen Lebens mitzuteilen wußte. Der gute „gesinnungstüchtige" Fritsche! Seine

goldenen Äraträume haben sich nicht erfüllt, und auch er ist darüber zu Grunde gegangen; später, 1849, eingereiht unter die Verteidiger des zur Republik erklärten Rom, hat er unter Garibaldis Führung den Rückzug aus der eroberten Stadt nach Ancona mitgemacht, dann nach Genua sich gerettet und ist dort für mich verschollen.

Der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" in Rom war bislang ein Mann gewesen, mit dem ich ebenfalls in Berührung geriet. Dieser hochgewachsene, breitschulterige, martialisch aussehende Herr nannte sich Klitsche, Marquis de la Grange, war ursprünglich preußischer Unteroffizier in Magdeburg gewesen, dann auf eine wunderliche Weise päpstlicher Offizier, zuletzt Oberst geworden und befand sich jetzt außer Dienst. Er war trotz der glänzenden Carriere, die er gemacht, stets geldbedürftig, und was die ganze Persönlichkeit anging, so gehörte sehr geringe Menschenkenntnis dazu, um sich zu sagen, daß sie eine überaus fragwürdige Existenz obwohl er eine Römerin aus vornehmem Hause geheiratet hatte und in Beziehung zu sehr angesehenen Männern stand, wie z. B. zu dem bekannten Pater Theiner, dessen Bekanntschaft ich ihm verdankte. Er führte mich eines Morgens zu ihm, auf die berühmte Bibliothek in dem Kloster der Chiesa nuova, der Theiner damals, wenn ich nicht irre, vorstand; und sodann in demselben, den Vätern des Oratoriums, der Stiftung Philippo Neris, gehörenden Kloster, zu dem ehemaligen General des Ordens der Theatiner, dem großen Redner Padre Giacchino Ventura, einem der hervorragendsten und genialsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin. Padre Ventura sah, wenn er als Redner die Kanzel bestieg und in San Andrea della Valle seine Löwenstimme erhob, das halbe Rom zusammenströmen. Aber nicht bloß von seiner Beredsamkeit sprach man, auch von seiner Schlagfertigkeit in der Unterhaltung erzählte man Anekdoten. Ich erinnere mich einer: Einst in einer Postkutsche mit einem vorlauten Franzosen zusammengepfercht, sei er von diesem mit spöttischen Fragen belästigt worden: nach seinem Kloster, seinem müßigen Mönchsleben, seiner Herkunft. Padre Ventura habe, den funkelnden Blick von seinem geöffneten Brevier erhebend, den Franzosen angeschaut und ihm geantwortet: Je suis Sicilien, monsieur, et veux dire mes vêpres — in einer Weise, daß der Franzose auf der weiteren Fahrt geschwiegen.

In seinen politischen Anschauungen huldigte er den Ideen Giobertis. Ich glaubte ebenfalls an diese und sprach eines Tages mit ihm über die in so vieler Beziehung mit den italienischen parallel laufenden deutschen Zustände: über die Zustände des Protestantismus und die Wirkung, welche auf diesen das Auftreten und das Wirken Pio Nonos hervorbringen müsse; wie die liberale Richtung der jetzigen höchsten Kirchengewalt, konsequent bis zu einer inneren Restauration der Kirche durchgeführt, alle konservativen Elemente des Protestantismus an sich ziehen und auf diesen, der in Deutschland an größter Zerfahrenheit leide, auflösend wirken werde, so daß aus der großen politischen Initiative des jetzigen höchsten Pontifex in Zukunft das große christliche Ideal einer einheitlichen abendländischen Kirche hervorgehen könne. Mit reger Teilnahme hörte Ventura mir zu und aufspringend sagte er: Mais il faut que vous disiez cela au Saint Père! Vous m'accompagnerez demain quand j'y vais au Vatican.

In meiner leidigen Blödigkeit erschrak ich sehr. Ich war auf nichts in der Welt weniger gefaßt als darauf, ohne weiteres vor dem Papst zu erscheinen und ihm einen Vortrag zu halten — auch auf die Gefahr hin, Padre Venturas Wohlwollen zu verscherzen, lehnte ich die Wanderung zum Vatikan ab, weil ich dem heiligen Vater nicht zumuten dürfe, mit so viel Nachsicht wie er selber mein schlechtes Französisch anzuhören. Es war sehr thöricht, so sich von einer instinktiven einfältigen Befangenheit beherrschen zu lassen!

In jenen Tagen von 1847 konnte der

frühere General des Theatinerordens seine Erhebung zum Kardinal erwarten. Er wurde es nicht — es kam die Wendung der Dinge im Jahre 1848 — Ventura mußte aus Rom flüchten und wandte sich nach Südfrankreich zu seinem Freunde, Monsignore Sibour, dem Bischof von Digne. Er ist auch bei der Restauration der römischen Verhältnisse nicht dahin zurückgekehrt — die neu zur Herrschaft gekommenen Gewalten konnten einen Mann wie Ventura in Rom nicht gebrauchen — er ist in der Verbannung gestorben.

Von allen Eindrücken, welche mir aus jener langentschwundenen Zeit treu geblieben sind, stehen mir fast am lebhaftesten die Wanderungen durch den stillen Klosterhof von Chiesa nuova in der Erinnerung. In großen und imposanten Verhältnissen wölbten sich da die Bogen über den Gängen des Quadrums; den Hof füllten üppige Orangenbäume mit zahllosen goldenen Früchten; die lautlose Stille unterbrach nichts als das Rauschen des Springbrunnens — nur die strahlende Sonnenscheibe blickte vom dunkelblauen Himmel mit all ihrem Lichtglanz in diese eigentümliche Welt, über deren Eingang auch hätte geschrieben stehen können, was ich später über einem einsamen Bergkloster las: Entra, o fidel', in quest' asil di pace, Ove di Dio si parla e poi si tace. In solcher Umgebung — in der Unterhaltung mit einem Manne wie Padre Ventura — ihm zuhörend, wie er mit genialem Blick die Dinge sub specie æterni zu erfassen wußte, konnte man nur wie zurückversetzt sich wähnen in jene Tage der Renaissance, wo edle und große Menschen sich die sie umgebenden Lebensformen so künstlerisch schön und groß gestalten und ihr Gedankenleben so unausgesetzt dem Hohen und Bedeutenden zugewendet erhalten konnten.

Wie wir Heutigen wenigstens, da wir das Bedürfnis haben, an irgend einer idealistischen Vorstellung zu hängen, uns das so ausmalen. Aber jedenfalls ist mir, als ob Menschen wie Padre Ventura unsere Zeit nicht mehr hervorbringen könne. Es ist im Leben von heute, im modernen Geistesleben nicht genug historischer Stoff mehr, um sie zu bilden — denn hauptsächlich aus dem Mehl der Geschichte muß das Brot gebacken werden, das solche Geister aufnährt. „Den Menschen bildet seine Lebensgeschichte, den großartigen Menschen die Weltgeschichte," sagt ein berühmter Staatsmann.

Ich könnte nun einer Menge Namen erwähnen von Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft mir in den ersten Tagen des römischen Aufenthalts wurde — berühmter und unberühmter, noch heute genannter und längst zum Orkus hinabgegangener und verschollener — wie des Professors Orioli, eines damals berühmten freisinnigen Mannes, den die von Pio Nono erteilte Amnestie aus der Verbannung zurückgeführt hatte, ohne ihm seinen Lehrstuhl an der Universität zurückzugeben. Daneben steht mir in der Erinnerung die groteske Figur eines wunderlichen kleinen Weltfahrers, der sich Neugebaur nannte, früher Oberlandesgerichtsrat zu Münster, zu Breslau, dann Generalkonsul zu Bukarest gewesen war und, jetzt pensioniert, ein Buch über die Umgebung Dresdens, ein anderes Buch über Sicilien geschrieben hatte, fahrig und oberflächlich wie mancherlei anderes noch, was er dem Druck übergeben; eine jener Nullen, welche, weil sie Titel und Orden — Neugebaur hatte deren nicht wenige — und eine sie glücklich machende Überzeugung von ihrer geistigen Bedeutung haben, von der Welt als Zahl genommen werden. Der vielgenannte kleine bewegliche Ministerresident von Hannover, Herr v. Kestner, dagegen, der Sohn Lotte Buffs, machte mir, obwohl er einen weiteren Kreis der Bildung beherrschte, den Eindruck, als ob die Zahl, welche er darstelle, doch sehr unter der von seinen Freunden angenommenen Taxe sei; und sicherlich war dies der Fall bei dem württembergischen Geschäftsträger v. Kolb, dem Papst Gregor XVI. eine schöne Kassette geschenkt hatte und der sehr offen seinen Ärger über den neuesten

Weltlauf und seine Furcht vor den Folgen aussprach. Am würdigsten war damals Preußen vertreten durch den Gesandten Freiherrn v. Usedom, der in dem noch nicht unser Staatseigentum gewordenen, noch unausgebauten Palazzo Caffarelli im oberen Stockwerk hauste und von da herab auf die aufgeregte, in fortwährender Gärung befindliche, von Demonstrationen, Illuminationen, Festzügen aller Art in Atem gehaltene ewige Stadt mit weiterem Blick und größeren Zukunftsgedanken niederschaute als alle die geängsteten Diplomaten der kleinen, an Österreich sich anklammernden Staaten. Herr v. Usedom erwies sich gegen die ihm empfohlenen Landsleute von der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit und Gastlichkeit — es war an seinem Tische in kleiner Tafelrunde, daß ich zum erstenmal den damaligen Ministerresidenten Preußens am toskanischen Hofe, Alfred v. Reumont, sah, den gelehrten Kenner des ganzen Gebietes der italienischen Geschichte, den Mann, dessen Name nur das Gefühl wärmster Dankbarkeit erwecken kann bei allen, welche je Belehrung suchten über irgend eine Seite der historischen Verhältnisse der Halbinsel.

Zunächst aber kommt man nach Rom, um den Papst zu sehen — und wie hätte man nicht damals erregt danach verlangen sollen, wo Pio Nonos Name auf allen Lippen war — wo das Evviva Pio nono auf alle Mauern geschrieben stand, wo die Pio-Nono-Hymne das tägliche Brot aller Musikcorps war, wo alles diesen unvergleichlichen Sommo Pontefice mit dem großen und weiten Herzen und den patriotischen Gedanken pries! Er hatte die Amnestie gegeben, die Tausende edler Männer der Heimat und dem Kreise ihrer Familie zurückgegeben — freilich auch eine bedenkliche Menge fragwürdiger Existenzen nach Rom gebracht. Er hatte die Errichtung der Bürgerwehr verstattet. Er hatte den Censurdruck aufs liberalste gemildert* und dem Municipium von Rom eine neue liberale Organisation verliehen. Er hatte ganz vor kurzem, als er die vor seinem Palast auf dem Monte Cavallo dienstthuende Abteilung der Guardia Civica sich vorstellen ließ, das alle Herzen begeisternde Wort gesprochen: „L'Italia devra risurgere!“ Er stand auf der höchsten Höhe seiner Popularität.

Einen der schönen Tage des Herbstanfangs hatte er auf seinem Landsitz von Kastell Gandolfo zugebracht — um Mittag hieß es, daß er schon gegen Abend von dort zurückkehren würde. Dr. Fritsche, der immer Beflissene, kam erregt mit dieser Kunde, und wir säumten am Nachmittage nicht, uns von ihm hinausführen zu lassen zu dem Orte, wo wir am besten des Rückkehrenden würden ansichtig werden können. Es war draußen an der Porta di San Giovanni. Hier um den hohen Obelisken des toten Ägypterkönigs Totmes IV., der anderthalbtausend Jahre vor Christus lebte, um den Palast des Laterans und den Prachtbau jener von Konstantin gegründeten Basilika, welche sich stolz omnium urbis et orbis mater caput ecclesiarum nennt, hatte sich eine unendliche Menschenflut ergossen, die vom Quirinal an bis hierher ebenfalls alle Straßen und Plätze füllte. Von den Treppenstufen der weiten Terrasse vor der Façade des uralten Johannestempels übersah man das dichtgedrängte Volk, dieses Meer von Fußgängern, Reitern, Karossen und Wagen; in ihrer Mitte, ein Spalier bildend, die Civica, das heißt alles, was von jungen Männern in Rom so glücklich war, ein Gewehr und ein Paar weißer Bandeliere zu besitzen. Über sie empor, links, stieg die Halle der Scala Santa, auf welcher Christus der Herr einst zum Palaste des Pilatus hinaufschritt. Weiter rechts und links zeigten sich die Trümmer der Römer-

* Pio Nono spottete der Censur. In einer Opernarie hatte sie bei der Aufführung die Worte: „delle harpe angeliche“ in „harpe armoniche“ verwandeln lassen. Der Papst, der gewöhnlich seine Spazierfahrten durch die Porta Angelica machte, befahl am anderen Tage auf die Frage des Stallmeisters: „Wohin?“ kaustisch lächelnd: „Per la Porta armonica.“ — Später freilich, nach der Rückkehr von Gaeta, hatte er nichts dagegen, daß in Gounods „Margareta“ aus dem Teufel ein — Arzt und Hausfreund Fausts gemacht werden mußte.

welt: die Bogenwölbungen der Aurelianischen Mauer, das turmgekrönte Thor, durch welches der Gote Totilas in Rom einbrach und Robert Guiscard, der wilde Zerstörer, mit seinen Normannenscharen drang — und über ihnen, weit drüben jenseits das schöne blauende Albanergebirge mit seinen Kastellen, seinen Villen. Es war unmöglich, sich der tiefsten Erregung zu erwehren auf diesem zauberhaften Fleck Erde. Dort, von der untergehenden Sonne angeglänzt, das Denkmal der urältesten menschlichen Kulturentwickelung, auf seinen dunklen Porphyrseiten mit geheimnisvollen Hieroglyphen beschrieben und bedeckt, so unverständlich für uns wie der ganze Gedanke dieses Totenlandes Mizraim; hier die immer noch fest aufrecht stehenden Reste und Ruinen aus jenen Jahrhunderten, in welchen Rom sagen konnte: „Die Welt, das bin ich!" und drei Schritte davon die Monumente, die großen Schöpfungen des duldenden und kämpfenden und dann siegenden Christentums, voll säulenstolzer Herrlichkeit. Und nun, nachdem von eben diesem Lateran aus die Ideen des Christentums und der Geist einer Weltkirche die Menschen beherrscht so viele Jahrhunderte hindurch, nun der neue, alles überdröhnende Ruf: Evviva Pio nono, das hieß: der Hohepriester, der eine neue Weltepoche beginnt, eine Ära der Verbrüderung der Völker, eine Ära der Freiheit der Selbstbestimmung für den einzelnen; Evviva Pio nono, das hieß: die Zukunft der mündig gewordenen Menschheit — in der That, wer hätte in dieser Stunde an diesem Platze stehen können, ohne tief erregt, ohne, vom allgemeinen Enthusiasmus fortgerissen, die Geschichte der Welt an sich herantreten zu fühlen!

Die Abenddämmerung zog herauf, das Gebirge von Albano wurde dunkler und dunkler, die fernen Wellen der Campagna überzogen sich mit ihren eigentümlich schönen violetten Tinten; der Schein der Abendröte verglühte auf den eben noch vergoldeten Tempelkuppeln der ewigen Stadt. Die kühle Abendluft kam mit der Malaria drohend, aber die sonst um diese Stunde so behutsamen Römer wichen nicht; sie hielten geduldig stand und ließen sich kein Warten verdrießen. Und weshalb das alles? Um Pio Nono zu empfangen. Kehrte er denn nach einer langen Abwesenheit heim? Oder waren die Gelegenheiten so gar selten, ihn zu sehen und ihm zuzurufen, wie man ihn liebte? O nein, keine Woche verfloß, in welcher er sich nicht bei irgend einer Gelegenheit öffentlich zeigte, und was seine Abwesenheit betraf, so hatte sie ja, wie gesagt, kaum einen Tag gedauert — erst am frühen Morgen war er nach Kastell Gandolfo gefahren. Aber die Römer, schien es, wollten ihm zeigen, wie ihre Anhänglichkeit jedem seiner Schritte folge. Darum dies unermeßliche Gedränge von Personen aus allen Ständen, von den höchsten bis zu den untersten, diese glänzenden Karossen und schäbigen Fiaker, diese malerischen bunten Gruppen von Trasteverinern, Mönchen, Soldaten, Zöglingen der Kollegien in ihren roten, violetten, schwarzen Talaren.

Man harrte lange. Ein unglücklicher Bursche in weißem Kittel war von seinem böswilligen Schicksal dazu ausersehen, unterdessen als Ablenker der Ungeduld zu dienen. Er war beim Versuche eines harmlosen kleinen Taschendiebstahls ertappt worden und beim Kragen gefaßt, und zwei Mann Guardia Civica führten ihn ab. Dieser Anblick schwellte das Herz unseres Fiakerkutschers mit patriotischem Stolze; um ihn auszuströmen, kletterte er mit bewundernswürdiger Behendigkeit von seinem Bock herab und stand nun über den Wagenschlag gelehnt, um mit einer Flut von Worten und mit Händen und Armen seinen fremden Fahrgästen auseinanderzusetzen, wie seit der Einführung der Civica in Rom ein Unfug irgend einer Art, ein Verbrechen gar nicht mehr möglich sei, wie ihre Wachsamkeit jede Schlechtigkeit verhindere. Ich glaube, der Mann war geneigt, alle Buß- und Heilsanstalten der heiligen Mutter Kirche für obsolet und unnütz zu erklären seit der Einführung der glorreichen Civica.

Jetzt aber verkündete ein heransprengendes Dragonergeschwader das Nahen des Erwarteten. In der Ferne erhob sich tosendes Jubelgeschrei, das näher und näher schwoll. Auf einem schäumenden Braunen kam ein rosiger junger Mensch in Stallmeisteruniform mit wehendem Federbusch dahergaloppiert — die Römer kannten ihn als den steten Vorreiter und Liebling des Papstes — und nun, während die Glocken der nahen Türme sich betäubend zu schwingen begannen, rollten ein vier- und zwei sechsspännige Reisewagen heran, in deren zweitem, von seiner Nobelgarde eskortiert, der Papst saß — allein, im weißen Hausornat, aus weitgeöffneten großen braunen Augen niederschauend, unermüdlich mit leiser Handbewegung sein Volk segnend. Dies Volk aber schrie seine Evvivas mit einem wie bis zur Wut gesteigerten Fanatismus unaufhörlich, tosend, donnernd, Glockengeläute und die Musik übertönend, schreckhaft und als ob die Sterne vom Himmel heruntergeschrieen werden sollten.

Freund Fritsche versicherte, solch ein Enthusiasmus breche in dieser uns Nordländer erschreckenden Weise immer aus, wo Pio Nono sich nur sehen lasse. Heute freilich vielleicht gesteigert um des neuesten Motuproprio willen, welches der alten Roma eine neue liberale Stadtverfassung erteile; und dann sei es auch kund geworden, daß es innere Erlebnisse, Kämpfe mit sich selber im Herzen dieses Mannes gegeben, der ja auf dem Wege, den er eingeschlagen, des Widerstandes, der düsteren vor ihm aufgerollten Schreckbilder, der drohenden Abmahnungen genug finde. So solle das Jauchzen und der Jubel des Volkes ihn stark machen, ihn sich selber treu erhalten; es solle, eine umgekehrte Penelopearbeit, am Tage zerstören, was im Dunkel die reaktionäre Kamarilla spinne. Freund Fritsche drückte sich über diese nicht so parlamentarisch aus; aber er mochte recht haben: dies heftige, fast wahnsinnige Evviva Pio nono war ein ebenso heftiges: Vorwärts, vorwärts, vorwärts, heiliger Mann — oder: Evviva la morte.

Bis zu diesem Ruf war man jetzt freilich noch nicht gekommen — doch als der fascinierende überwältigende Eindruck der Scene sich verzogen, kam doch auch unabweisbar der sorgliche Gedanke, ob der heilige Vater wohlthue, diesem leidenschaftlichen Volke gegenüber so rasch vorwärts zu gehen, ohne irgend zu verraten, daß er den Spruch Oliver Cromwells kenne: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ Mochte er auf sein Volk vertrauen, mochte er die von Gregor XVI. viel zu straff gespannten Zügel der Herrschaft schießen lassen — aber auch zusehen, aus welchem Leder denn eigentlich diese Zügel geschnitten waren, ob sie fest und haltbar im Fall eines Unglücks oder alt und morsch, und welche Mittel denn da waren, um dem bei allem Fanatismus der Begeisterung doch auch denkbaren Exceß zu wehren. Als einige Tage später die Guardia Civica mit ihrer Ausrüstung und Uniformierung fertig war, hielt sie eine Parade auf den Farnesischen Feldern bei Ponte Molle ab — zugleich mit dem päpstlichen Linienmilitär: ein Fest der Vereinigung, der Verbrüderung, der Gleichheit, wie es genannt wurde. Und als sie dann durch den Corso heimkehrte, sechzehn oder siebzehn Bataillone stark, fast alles schöne, stattliche Männer mit dunklen Augen und vollen Bärten, in einer höchst kleidsamen Uniform von Grün und Rot, vor jedem Bataillon das Musikkorps mit den Klängen der Pio-Nono-Hymne — da zeigte der Augenschein, daß die päpstliche Armee ein bedrohliches Element neben sich erhalten und daß Pio Nono wohlthun würde, die landesväterlichen Blicke auch auf sie zu werfen, die bei Organisatoren wie Oberst Klitsche, Marquis de la Grange sich in bedenklichen Händen befinden mochte.

Verstärkt kam mir dieser Gedanke, als ich bald nachher in den Kreis einer merkwürdigen Frau geriet, bei welcher Professor Orioli mich einführte, einer Fürstin Christine Belgiojoso.



Japanische Malerei.

Von

Hans Gierke.

II.

ir wenden uns zu einer Betrachtung der Bilder selber. Der Form und dem Zweck nach hat man die zum Aufhängen bestimmten von den aufgerollt im Kasten aufzubewahrenden zu unterscheiden. Die erstere Form, Kakemono,* entspricht unserem Tafelbild und dient als Schmuck der Wände. Der leichten Bauart der Häuser paßt sich auch diese Bildform durch ihr geringes Gewicht und durch ihre ganze Einrichtung an. Das Kakemono wird auf Papier oder auf weißer im Rahmen eingespannter Seide gemalt; das fertige Bild wird dann zum Schutz auf stärkeren Leinenstoff oder auch wohl auf geeignetes dickes Papier geklebt und zur Verzierung mit kostbaren Seidenstreifen, zumeist mit Goldbrokat, umrahmt. Ein leichter Stab am oberen Ende, ein schwerer, an den Enden zierlich mit Knöpfen aus Elfenbein, Bronze oder dergleichen geschmückter unten halten das Bild beim Hängen glatt. Um den letzteren kann es leicht aufgerollt werden, wenn man es nicht braucht. So wird es in einem passenden, aus feinem Holz gezimmerten Kästchen sorgsam aufbewahrt und durch Kampfer und ähnliche Mittel gegen die gefährlichen Insekten geschützt. Sehr gewöhnlich enthält ein Bild eine abgeschlossene Darstellung; doch hat man ganz gern zwei gleich ausgestattete Kakemono, deren Gegenstände Bezug aufeinander haben; noch lieber drei durch die Art der Umrahmung zusammengehörige, von denen zwei als Pendants ein drittes stofflich von ihnen unterschiedenes in die Mitte nehmen. Ein kurzes Gedicht, das nach dem Bilde verfaßt oder umgekehrt nach dem das Bild gemalt ist, wird häufig daneben geschrieben. Vielfach, besonders in vornehmen Häusern, werden auch die Papierthüren, welche die Zimmer voneinander trennen, bemalt. Ebenso schöne Flächen bieten die Wandschirme dar, welche, aus zwei oder aus sechs großen Tafeln bestehend, keinem japanischen Haushalt fehlen. Freskogemälde, welche in China

* Kake = aufhängen, mono = Ding.

häufig angetroffen werden, kennt man in Japan nicht. Die Rollen, japanisch Makimono,* sind sehr große, zuweilen bis 50 m lange und 30 bis 50 cm breite Streifen, welche an einem runden, an den Enden verzierten Stab aufgerollt werden und bei der Betrachtung zu entrollen sind. Ihre lange Fläche eignet sich ganz besonders für figurenreiche, etwa historische Darstellungen, die entweder vom Anfang bis zum Ende ununterbrochen fortlaufen oder in einzelnen Scenen einen dazwischen eingefügten Text illustrieren. Wir können diese sehr beliebten Darstellungen als Miniaturen bezeichnen. Daneben giebt es auch gemalte Bücher, teils mit Text, teils ohne denselben. Als seltenere Form ist das Tafelbild aus Holz zu erwähnen. Dasselbe kommt fast nur in den Tempeln vor und ist wohl immer ein Votivbild, die fromme Widmung eines Gläubigen, der Ursache hat, die Gottheit für ein bevorstehendes Ereignis günstig zu stimmen oder ihr für ein glücklich überstandenes zu danken. Sonst bildet stets Papier oder Seide die Grundlage der Malereien. Die Farben werden in Wasser gelöst, und je nach dem Bedürfnis fügt man mehr oder weniger Leim hinzu. Das Werkzeug des Malers ist einzig der Haarpinsel, der nirgends besser als in Japan gearbeitet und der ja ebenfalls zum Schreiben benutzt wird. Er ersetzt auch unseren Stift, die Kreide oder Feder und bildet mit der schönen schwarzen Tusche ein notwendiges Requisit des wandernden oder reisenden Malers zur Anfertigung der Skizzen.

Der Inhalt der japanischen Bilder ist ein überraschend reicher, indem er alles umfaßt, was sich den Malern des Inselreiches Darstellenswertes bot. Dazu kommen die durch den Buddhismus und die chinesischen Studien eingeführten Stoffe. Wir finden Blumen und Tierstücke, Landschaften, Genre- und historische Malerei, Porträts und religiöse Bilder. Von alten Zeiten her sehr beliebt und besonders zur Ausschmückung kleinerer Flächen, z. B. der Fächer, benutzt war die Darstellung von Pflanzen. Blumen, Bäume, Bambus und Gräser werden entweder einfach schwarz oder in den der Natur entsprechenden Farben gemalt. Die Blumen sind entweder lebend und noch mit dem Boden verbunden oder abgeschnitten in einer Vase steckend gedacht. Sträuße, besonders solche aus verschiedenen Blumen kunstreich zusammengebundene, kennt der Maler ebensowenig wie das wirkliche Leben. Das schon erwähnte Bestreben, alles möglichst einfach einzurichten, tritt auch in dieser Hinsicht klar hervor. Ein Strauß, wie ihn die moderne europäische Gartenkunst bindet, erscheint dem blumenliebenden Japaner als ein Unding; ihn erfreut die einfachste Zusammenstellung einander ähnlicher Blüten. Ein kleiner blühender Kirsch- oder Pflaumenzweig in einer großen Porzellanvase ergötzt sein Auge vollkommen und regt ihn zu poetischen Ergüssen an. Freilich muß dann seine Form und seine Aufstellung besonderen, schwer verständlichen Kunstregeln entsprechen. Blumen geschmackvoll zu arrangieren ist eine Kunst, in welcher die jungen Damen unterrichtet werden und die auch ihre männlichen Jünger hat, welche sie als Lebensberuf treiben. Einst, als ich im Salon eines vornehmen Japaners auf den abwesenden Hausherrn wartete, schaute ich eine halbe Stunde einem solchen professionellen Künstler zu, wie er mit unendlicher Geduld einem blühenden Kirschzweig durch Biegungen und Knickungen die gewünschte Form gab. Der kleine Zweig schmückte allein eine große, weit offene Bronzeschale, in der er durch eine Holzklammer befestigt war. In diesem wie in anderen Fällen konnte ich keine Aufklärung über die Regeln der Anordnung erhalten, doch scheint es, als ob man eine möglichste Ungezwungenheit der Stellung bezweckt. Die Rute vom Kirschbaum paßt sich am Baum in das unregelmäßige malerische Liniensystem der anderen Zweige hinein, allein in einer Vase wird sie in ihrem geraden, schlanken Wuchs leicht steif

* Maki = aufrollen, mono = Ding.

erscheinen. Da muß also die Kunst die einförmige Linie brechen und ihr gefälligen Wechsel verschaffen. So auch weiß der Maler mit wenigen Halmen, mit einigen Blüten eine Wirkung zu erzielen. Man male einen kleinen blühenden Zweig in der Mitte eines Tafelbildes, derselbe möge ohne Biegungen, ohne Nebenäste und ohne weiteres Beiwerk sein: wenn er auch noch so sorgfältig ausgeführt wird, in seiner langweiligen Steifheit kann er nicht auf den Beschauer wirken. Der japanische Maler läßt den Zweig in einer Ecke oder an der Seite des Bildes so auftauchen, daß man annehmen muß, dahinter stecke der ganze Baum. Flott und frisch zieht sich leicht gewunden oder gebrochen der Zweig quer über die Bildfläche, vielleicht noch über den jenseitigen Rand hinausragend. Wie viel Leben ist in einer solchen gemalten Gruppe von Bambusstauden! Sehr naturgetreu, besonders auch in Bezug auf die Farben, sind die Blumen. Sie gehören durchaus zu den liebenswürdigsten Erzeugnissen japanischer Malerei. Um einem solchen Bilde etwas mehr Leben zu geben, werden mit richtigem Verständnis gern Insekten, Schmetterlinge, Käfer oder dergleichen, auch wohl kleine bunte Vögel den Blumen zugemalt und zu ihnen in Beziehung gebracht. Kleine Tiere, wenn sie nicht in der Form der Karikatur auftreten, werden sehr selten allein gemalt. Größere dagegen, z. B. verschiedene Fische, die großen Vögel, besonders Reiher, Kraniche, die Raubvögel, das Geschlecht der Hühner, endlich die Säugetiere, werden für sich dargestellt, oder das pflanzliche Beiwerk, wenn vorhanden, bildet nur landschaftliche Staffage. Einzelne Tiere haben symbolische Bedeutung bekommen und werden in dieser Beziehung häufig gemalt. So, um von vielen nur einige zu nennen, ist der Karpfen, der nach japanischer Naturgeschichte die steilsten und höchsten Wasserfälle hinaufschwimmt, das Sinnbild männlicher Kraft und Hindernisse siegreich überwindender Energie. Der Tai, der beliebteste und kostbarste Tafelfisch, ist gerade wie die Reissäcke ein Symbol des Reichtums geworden; der Kranich und eine eigentümliche Schildkröte des langen Lebens u. s. w. Manche Tiere spielen eine besondere Rolle durch ihre Beziehung zum Aberglauben und zur Fabel. Hier ist vor allen Dingen der Fuchs zu nennen, der in dieser Hinsicht eine ganz besondere Bedeutung hat. Er wird zu einer Art Dämon, der menschliche Gestalt annehmen kann und so außerordentlich viel Unheil anrichtet. Unzählige Geschichten werden von solchen Fuchskobolden erzählt und geglaubt. Andererseits hat Inari-Sama, der Gott des Reisbaues, Füchse zu Dienern; diese sind daher heilig. Vor den Tempeln jenes Gottes sind sie stets in Holz geschnitzt zu finden. Merkwürdig ist, daß der Fuchs in seiner zweideutigen Rolle eine eigentümliche Gestalt hat, die von der natürlichen sehr abweicht, während er sonst als einfaches Tier recht gut dargestellt wird. Eine ähnliche Beziehung zur Fabel hat die Katze und der Dachs. Der letztere wird auch gern vom Künstler zur Karikatur benutzt. Fast immer stellt er einen fetten, faulen Priester dar. Zu den existierenden Tieren kommen die fabelhaften als häufig gebrauchte Motive der Maler. Sie sind zum größeren Teil Produkte der chinesischen, zum kleineren der japanischen Phantasie. Unter allen obenan steht der Drache, das Wappentier des Landes, und der heilige Kaiservogel Howo, unserem Phönix vergleichbar. Die Darstellung des furchtbaren Drachen, der in dunklen, ihn halb verdeckenden Regenwolken wohnt, gilt als Probe des Talents der Maler. Mancher begründete seinen Ruhm durch seine heilige Schauer erweckenden Drachengestalten.

In Hinsicht der Naturtreue zeigen die Tiergestalten der Bilder große Unterschiede. Die kleinen, für die Malerei noch verwendbaren Tiere, besonders die Insekten, sind stets sorgsam und naturgetreu dargestellt. Sehr gut ferner sind die für den Haushalt Japans so wichtigen Fische gemalt, ebenso die meisten Vögel. Viel weniger gelingen einige Säugetiere, be-

sonders die größeren. Während Fische und Vögel gewöhnlich ohne Fehler dargestellt werden, weisen die Pferde, selbst die Hunde und Katzen, auch solche von besseren Malern, fast immer Verzeichnungen auf. Hier bildet der Affe eine Ausnahme, da er meistens nach der in Japan wild vorkommenden Art in tadelloser Weise gemalt wird. Mag man aber auch oft an der Sorgsamkeit der Ausführung einzelner Tiere oder an deren Naturtreue etwas auszusetzen finden, stets wird man seine Freude haben an der richtigen, eine feine Beobachtung verratenden Auffassung derselben. Das Charakteristische der einzelnen Tierarten ist so treffend gegeben, den höheren Tieren, vor allen Dingen wieder den Affen, ein so lebendiger Ausdruck verliehen, daß wir wohl merken: wir haben es mit einem Volk zu thun, das die Tiere mit großer Liebe betrachtet. In der That, ebenso wie der Pflanzenwelt sind die Japaner auch den Tieren freund. Kommen doch hier zu der angeborenen Naturliebe die Lehren der Religion, welche die gute Behandlung der Tiere verlangen. Unübertroffen sind die Japaner in der Pflege ihrer Haustiere, seien es Goldfische, Hühner, Katze oder Pferd; und nicht ohne Not werden die wild lebenden Tiere verfolgt. Selbst die jagdbaren Geschöpfe finden ein schützendes Asyl an heiligen Plätzen, wo ihnen der Jäger nicht nachstellen darf. Wer die Tiere liebt, sucht sie zu verstehen, ihr Leben und Treiben zu beobachten, sich in ihre Eigentümlichkeiten zu vertiefen. Daher die Fähigkeit der japanischen Maler, in ihren Tierstücken so Gutes zu leisten. Tierkarikaturen sind schon seit dem zehnten Jahrhundert bekannt und später stets beliebt gewesen. Besonders niedere und kleine Tiere wie Heuschrecken, Frösche und Ratten ahmen in ergötzlicher Weise die Beschäftigungen und das Treiben der Menschen, vornehmer und geringer, nach. Stillleben, in denen besonders Fische und Früchte eine häufige Rollen spielen, kommen vor, werden aber vorzugsweise für die Ausschmückung kleiner Flächen, besonders der Fächer, benutzt. Zur Wanddekoration, z. B. der Speisezimmer, habe ich sie niemals verwendet gefunden.

Ungemein beliebt ist in Japan die Landschaftsmalerei. Der Sinn für landschaftliche Reize ist sehr ausgebildet, und nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch bei den niederen Volksklassen. Zumal werden Aussichtspunkte geschätzt. An besonders schönen Punkten, vor allen Dingen auf Hügeln, die einen Blick auf eine anmutige Umgebung gewähren, finden wir in den Städten und ihrer Nähe fast überall Theehäuser, die den Bewunderern der Natur bequeme Sitze und harmlose Erfrischungen bieten. Ja für ein Theehaus ist eine der notwendigsten Bedingungen eine schöne Lage, denn der Japaner ist kein Freund vom einfachen Prassen; der materielle Genuß muß ihm, wenn nicht durch Musik oder andere Dinge, durch eine anmutige Umgebung erhöht werden. Auch größere Reisen unternimmt man häufig, um in besonders anziehenden Gegenden einige Tage oder Wochen genußreich zu verleben. Mehr als anderes zeigen uns jedoch die Religionsverhältnisse, wie sehr schon von alters her in Japan der Sinn für Naturschönheiten entwickelt war. Die Tempel, sowohl des einheimischen Shintoismus wie des Buddhismus, sind an Plätzen erbaut, die durch ihre Lage ausgezeichnet sind; und wenn irgend möglich, umgeben Parkanlagen oder wenigstens größere Gärten dieselben. Der genußfrohe, allem Finsteren abgeneigte Sinn der Japaner giebt auch der Religion einen heiteren Anstrich, und der Gläubige wünscht vor allen Dingen, seine Andacht nicht in düsteren, geschlossenen Räumen zu verrichten, sondern im Freien oder in offenen Hallen, die den Blick auf eine schöne Natur gestatten. Daher wallfahren die Japaner auch nicht zu alten Knochen und zu modrigen Kleidern, sondern auf die Berge. Viele Gebirge und einzeln stehende Berge, vor allen der höchste und schönste, der weithin sichtbare und jedem Japaner ehrwürdige Fusi-Yama, sind heilig. Ungeheure Scharen weißgekleideter Pilger suchen

sie im Sommer auf, um ihre Spitzen zu besteigen. In dem landschaftlichen Geschmack der Japaner ist wieder ihre Vorliebe für das Einfache bemerkbar. Anmutige, leicht übersehbare und heitere Landschaften werden von ihnen mehr geschätzt als großartige. Sie wissen auch diese zu würdigen, aber jene sind ihnen sympathischer. Ein See, ein Strom oder die Meeresküste, durch einige Segel belebt und von waldbewachsenen, nicht zu hohen Bergen umgeben, oder ein fruchtbares Thal mit grünen Reisfeldern, einigen freundlichen, in Bäumen halbversteckten Dörfern, wieder umzogen von waldigen Hügeln, aus deren grünem Dickicht die bunten Tempel hervorlugen: das sind Scenerien nach japanischem Geschmack. So also auch die Landschaftsbilder, die übrigens, wie es scheint, nicht weiter als bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichen. Der Landschaftsmaler entnimmt seine Vorwürfe durchaus der Natur. Hierin steht er im lebhaftesten Gegensatz zu seinem chinesischen Fachgenossen, der höchst phantastische und unmögliche Landschaftsbilder komponiert, indem er in komplizierter, etwas wirrer, stets unnatürlicher Weise Felsen, Wasserfälle, Häuser und Baumgruppen vereinigt. Nicht selten übertreibt der japanische Maler in der umgekehrten Weise, d. h. in seinem Bestreben, eine möglichst einfache Landschaft noch wirkungsvoll zu machen. So habe ich Bilder gesehen, auf denen eine ebene Fläche dargestellt war, aus der einzelne Grashalme hervorragten; auf anderen war vielleicht ein einzelnes Segel auf kaum angedeutetem Wasser allein zu erkennen. Entlocken uns diese ein Lächeln, so wird doch die Mehrzahl der japanischen Landschaftsbilder für das europäische Auge einen eigentümlichen Reiz gewähren. Im allgemeinen stört uns ja auch hier der Mangel der Perspektive; doch läßt sich gerade in diesen Bildern, und zwar schon in ganz alten, deutlich erkennen, wie häufig sich den besseren Meistern das Bestreben, perspektivisch zu malen, aufdrängt, ohne doch je zu einem wirklichen Verständnis der Notwendigkeit gelangen zu können. — Das größte Interesse erregen die Darstellungen des Menschen und seiner Thätigkeit. Zu den allerältesten Formen der Malerei in Japan gehört das Porträt. Es steht neben den Götterbildern und dient zunächst wohl ähnlichen Zwecken. In den neugegründeten buddhistischen Tempeln wurden die Porträts jener Männer, welche sich um die schnell wachsende Religion verdient gemacht hatten, ausgestellt, um die Jünger zu begeistern. Das älteste übriggebliebene Bild Japans stellt den Prinzen Shotoku* mit zwei Begleitern dar. Sämtliche erhaltene Stücke der ersten drei Jahrhunderte japanischer Malerei sind entweder solche Porträts oder Götterbilder. Neben den Heiligen wurden berühmte Staatsmänner und Feldherren, dann auch Dichter in dieser Weise verewigt. Die älteren Kaiser wurden gleichfalls gemalt, und sind z. B. im Museum zu Tokio einige Originale derart aus alter Zeit. Später aber wurde es unmöglich, das Porträt des Kaisers anzufertigen. Ja, es galt als ein schweres Vergehen, den Herrscher bildlich darzustellen. Es hängt dies zusammen mit dem Bestreben der Shogune und Minister, ihn dem Volk zu entfremden und in nebelhafte, göttliche Dunstkreise zu entrücken. Ebensowenig wie der Mikado in Wirklichkeit vom gewöhnlichen Auge angeschaut werden durfte, war es erlaubt, ein Bildnis von ihm, und sei es auch noch so unähnlich, anzublicken. War es doch selbst in den letzten Jahren noch verboten, öffentlich die Photographien des Kaisers zu verkaufen, obgleich er selbst sich jetzt vielfach

* Shotoku-Taishi ist der posthume Name des Prinzen Toyolo Mimi, welcher für seine Mutter, die Kaiserin Suilo-Tenno (593 bis 628 n. Chr.) die Regierung führte. Da er den Buddhismus ganz außerordentlich unterstützte, wurde er bald kanonisiert und als eine Art Halbgott verehrt. Das oben erwähnte Bild wurde von dem koreanischen, aber in Japan lebenden Prinzen Asa Taijin gemalt und wird als wichtiger Schatz in dem großen und von Shotoku selbst gegründeten Tempel Horiusi bei Kioto aufbewahrt. Im Jahre 1880 war es einige Wochen hindurch in Tokio ausgestellt. Eine sehr alte Kopie dieses Bildes ist in meinem Besitz.

seinem Volke zeigt. Die japanischen Porträts sind im allgemeinen wenig zu loben; es fehlt ihnen vor allen Dingen die Treue. Dies kann nicht erstaunen, da es niemals Sitte war, daß das Original dem Maler zum Zweck der Anfertigung seines Bildes saß. Dieser erfand daher das Porträt, im günstigsten Fall sich die nicht lange vorher studierten Züge ins Gedächtnis zurückrufend. Eine große Anzahl solcher Bilder ist sicher lange nach dem Tode der Originale entstanden und also ganz der Phantasie der Künstler entsprossen. Die häufig sich wiederholenden Porträts sehr populärer Männer weichen daher in den verschiedenen Darstellungen sehr wesentlich voneinander ab. Doch sind für die besonders gern dargestellten Figuren bestimmte Eigentümlichkeiten des Gesichtes, der Gestalt, der Kleidung und der etwa beigegebenen Attribute typisch geworden, so daß der nicht ganz unwissende Japaner leicht erkennt, an wen der Maler gedacht hat. Sehr beliebt in vornehmen Kreisen sind prachtvoll ausgestattete Bücher, welche eine Sammlung von Porträts berühmter Dichter enthalten, von denen ein jedes von einem der geschätztesten Gedichte desselben begleitet ist. Solch ein Buch war regelmäßig im Besitz der heranwachsenden Fürstentöchter, während die Söhne Sammlungen von Heldenbildern erhielten.



Der Gott des Reichtums Daikoku. Gemalt von Kano Morinobu, genannt Taniu. (17. Jahrhundert.)

Bis etwa ins Jahr 1000 zurück kann man die Genremalerei verfolgen. Doch hat sie sich besonders vom sechzehnten Jahrhundert an entwickelt. Sie stellt das ganze Leben und Treiben des japanischen Volkes dar; sie nimmt ihre Scenen aus den höchsten Kreisen wie aus den niedersten Volksklassen; sie zeigt uns die Beschäftigungen und Vergnügungen des vornehmen, stets reserviert und mit Würde auftretenden hohen Adels; sie führt uns zu den Handwerkern und Landleuten in ihrer fleißigen Alltagsbeschäftigung und ihrem frohen Treiben an Festtagen. Das Tragische und mehr noch das Schaurige vermeidet der Genremaler gern und wählt

seine Stoffe lieber aus den heiteren Lichtseiten des Lebens. Oft wird er humoristisch, nimmt auch wohl, um zu wirken, seine Zuflucht zur Karikatur Idealisiert wird selten. Stofflich läßt sich die japanische Genremalerei in ihrer realistischen Richtung gut mit derjenigen der altniederländischen Schule vergleichen. Zu den Bildern, welche in ihrer Komposition unseren Gemälden des Genrefaches entsprechen, kommen dann die umfangreichen Darstellungen, welche in Form der langen Rollen oder auch wohl eines Wandschirms Feste, Aufzüge, das Straßenleben und dergleichen behandeln. Die einzelnen Figuren sind hier in geringer Größe, etwa 5 bis 15 cm hoch, gemalt. Die Reichhaltigkeit des Dargestellten ist eine außerordentliche. Ich kenne zwei zusammengehörige Rollen,* auf welchen etwa zwanzigtausend Personen dargestellt sein sollen. Es handelt sich um einen Festzug des Kaisers mit seinem gesamten Hofstaat durch die Straßen der Hauptstadt Kioto, welche von der neugierig und ehrfürchtig zuschauenden Bevölkerung besetzt sind. Aufzüge des Hofes, des Shoguns oder der kleineren Feudalfürsten, dann besonders auch solche, welche an Festtagen von den Priestern veranstaltet wurden, malte man gar zu gern. Auf die Genauigkeit in der Zahl der Teilnehmer, in deren Kostüm und in ihrer Anordnung wurde dabei großes Gewicht gelegt. Amüsanter als diese feierlichen Prozessionen sind die gleichfalls mit Vorliebe dargestellten Volksfeste. Alle diese Schilderungen zeigen deutlich den der heiteren, farbigen, aber nicht übertriebenen Pracht zugewandten Sinn der Japaner; zeigen ihre Neigung für Feste und Vergnügungen, aber zu solchen Lustbarkeiten, welche durch ihren gesitteten feinen Anstrich, durch ihre Mäßigkeit und Harmlosigkeit den wohlthuendsten Eindruck hervorrufen. Die beste Seite des japanischen Charakters, die außerordentliche Liebenswürdigkeit, tritt nirgends so klar hervor als in ihren Festlichkeiten und Zerstreuungen. Die bildlichen Darstellungen derselben berühren uns daher auch ganz besonders angenehm.

Bei den historischen Bildern, zu denen ich auch die Behandlungen der älteren Sagenstoffe rechne, müssen wir wieder den Unterschied zwischen einzelnen scenischen Darstellungen und den umfangreichen Miniaturmalereien machen. Erstere wurden für die Kakemono, letztere für die Makemono oder auch für die Wandschirme gewählt. Die Stoffe sind hauptsächlich der japanischen, zum Teil aber auch der chinesischen Geschichte, dann der Geschichte der buddhistischen Religion, zumal soweit sie sich auf japanischem Boden abspielt, entnommen. Bis zum Jahre 710 n. Chr., wo das erste Geschichtswerk geschrieben wurde, hatte nur mündliche Überlieferung die Thaten der älteren Geschlechter der Vergessenheit entrissen. Die ersten schriftlichen Aufzeichnungen dieser Traditionen zeigen natürlich ein Gemisch von wirklich Geschichtlichem und Sagenhaftem. Die späteren historischen Werke aber bieten durchaus nüchterne, wahrheitsgetreue Schilderungen der Ereignisse und Verhältnisse. Die Sagen und Legenden, welche in Japan wie in anderen Ländern die Gestalten der Lieblingshelden und der bedeutendsten Priester umweben, sind in die Volksbücher und Romane verwiesen. Die historische Malerei nun beginnt erst einige Jahrhunderte nach der Geschichtschreibung, etwa um das Jahr 1000. Die Künstler, welche ja zum großen Teil eine aktive Rolle in den politischen, religiösen oder militärischen Vorgängen ihrer Zeiten spielten, stellten gern, wenn die Ereignisse eine lebhafte Aufregung hervorriefen, das ihrer Epoche Angehörende oder gar Selbsterlebtes dar. In diesem Fall sind sie wirklich ganz historisch und glaubhaft wie die Geschichtschreiber. Auffallend ist, wie objektiv sie, die doch mitten in den Parteien stehen, die Ereignisse schildern, so daß man aus den Darstellungen kaum

* Gemalt von Okio Maruyama, dem bedeutendsten Maler des achtzehnten Jahrhunderts, und in japanischem Privatbesitz. Durch die gütige Vermittelung des Ministers für auswärtige Angelegenheiten erhielt ich Gelegenheit, dieses Werk zu sehen.

erkennt, auf welcher Seite ihr Herz sich befindet. Eine der berühmtesten Schlachtenmalereien in Form der Miniaturen stammt aus dem zwölften Jahrhundert und ist von Kiyomori,* dem mächtigsten Mann seiner Zeit, ausgeführt. Er schildert in seiner lebendigen, figurenreichen Darstellung seinen eigenen Sieg über die Minamoto unter Führung seines Hauptfeindes Yoshitomo mit kühler Objektivität und historischer Treue. Natürlich verschmähen die Maler auch nicht, ihre Stoffe den älteren Sagen und Volkserfindungen zu entnehmen und den menschlichen Figuren die phantastischen Gestalten fabelhafter Tiere und Dämonen beizumischen, welche in dem Leben der schwertgewaltigen Helden und der durch Wunder beschützten Priester eine wichtige Rolle spielen. Gern auch, zumal für die Erbauung der Gläubigen, wird die Geschichte eines besonders heiligen Priesters oder die Entstehung einer buddhistischen Sekte, die Gründung eines Tempels dargestellt, wobei es denn auch an Wundern verschiedenster Art nicht fehlt. Makimono, welche solche zusammenhängende historische Malereien bringen, erhalten auch nicht selten einen erklärenden Text.

Bei der Betrachtung der menschlichen Gestalten auf japanischen Bildern werden wir außer durch die allgemeinen Mängel dieser Malereien, der fehlenden oder ungenügenden Perspektive und der nicht hinlänglich verstandenen Wirkung des Lichtes, hauptsächlich durch die flüchtige Behandlung der Körperformen gestört. Der Maler studiert wohl die Pflanzen und die kleineren Tiere nach der Natur, aber nicht den menschlichen Körper. Jahre hindurch muß der junge Schüler Pflanzen und Tiere zur Übung nach der Natur malen; für die menschlichen Darstellungen dagegen hat er nur die älteren Meister zu studieren und zur Übung wieder und wieder zu kopieren. Kein Wunder, wenn ihm die Kenntnis der wirklichen Formen abgeht. Selbst die Köpfe, die Gesichter werden nur ausnahmsweise den Lebenden nachgemalt. Der Begriff des Modells fehlt vollkommen. Ja, man gelangte sogar dahin, eine sorgfältige Behandlung des menschlichen Körpers für wenig genial zu halten. Die vornehme Kunst sollte mit wenig Mitteln die menschlichen Figuren andeuten und ihre Situationen charakterisieren. Am meisten Sorgfalt wurde immer noch der Behandlung des Gesichtes gewidmet. Sehr nachlässig sind fast stets die Hände und Füße gezeichnet. Den übrigen Körper umhüllen die Maler gern; erfordert jedoch die Situation nackte Körperteile, so fällt ihre Ausführung traurig aus. Auch hinsichtlich der Farben werden die menschlichen Figuren etwas zu flüchtig behandelt. Das helle Gelb, welches die Hautfarbe der meisten Männer darbietet, wird noch leidlich gut getroffen, aber die zartere Färbung der höheren Damen bietet dem Maler Schwierigkeiten, die er selten zu überwinden vermag. Haben wir aber dies zu tadeln, so müssen wir dafür auch manches in der Darstellung der Menschen lobend hervorheben. Besonders bemerkenswert ist das Bestreben der Maler, ihre Gestalten zu charakterisieren. Zunächst suchen sie dem nationalen Typus gerecht zu werden. Ihre Chinesen, Koreaner, Ainos u. s. w. werden von den Japanern in guter und charakteristischer Weise unterschieden. Bei den eigenen Landsleuten wird die Kopf- und Gesichtsbildung der Vornehmen und der Geringen gegenübergestellt. Dem hohen Adel wird meistens ein länglich schmales Gesicht mit gerader, feingebildeter Nase gegeben, den niederen Leuten ein breites mit abgeplatteter Nase und vorstehenden Backenknochen. Diese Unterscheidung ist in der That nicht ganz unberechtigt, denn man findet in Japan ein feines und ein unfeines Gesicht. Ist

* Kiyomori, das Haupt der Familie Taira, Schwiegervater eines und Großvater eines anderen Mikado, herrschte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unumschränkt über Japan. Ein gewaltiger Krieger, ein schlauer und rücksichtsloser Staatsmann, war er zugleich ein höchst begabter Maler. Das in Rede stehende Makimono wurde in Japan außerordentlich geschätzt, scheint aber im Original verloren gegangen zu sein. Es existieren einige alte und sehr gute Kopien, von denen eine in meinem Besitz ist.

doch diese Beobachtung schon öfter Ethnographen als Beweis für die Mischung des Volkes aus Eroberern und Besiegten erschienen. Freilich ohne Grund. Denn das aristokratische Gesicht ist einfach das Produkt der viele Jahrhunderte hindurch den Edelleuten zukommenden höheren Bildung und bevorzugten Lebensstellung. Manches, was nach japanischen Begriffen zum Ideal menschlicher Schönheit gehört, wird stark hervorgehoben oder gar etwas übertrieben. Auffallend z. B. sind die Haare vornehmer Damen, welche früher lang herunterhängend getragen wurden. Reichtum und Länge der Haare galt für schön, doch konnte sich in Wirklichkeit wohl höchst selten eine Dame eines Haarschmucks erfreuen, der wie auf den Bildern die Körperlänge bedeutend übertraf. Der Mund der Damen ist von unnatürlicher Kleinheit u. s. w. Manche dieser Übertreibungen haben eine besondere Bedeutung. So finden wir z. B. manchmal, ganz besonders in der Darstellung übernatürlicher Gestalten, die Ohren sehr groß oder die Augenbrauen lang herunterhängend. Große Ohrlappen sind ein Symbol des Reichtums oder auch der Freigebigkeit, lange Augenbrauen der Weisheit oder der Stärke. Dabei ist zu beachten, daß die Japaner sich vor anderen Völkern durch große Ohren auszeichnen und auch sehr starke Augenbrauen haben. Höchst auffallend sind in den Miniaturen der großen Tosaschule und nach ihnen auch wohl in Bildern anderer Schulen die Köpfe der vornehmen Damen gezeichnet: unten breit mit ganz schmaler Stirn und ohne Hinterkopf. Dieser in Wirklichkeit auch nicht in Andeutungen vorkommende Typus ist schon in den ältesten Bildern jener Schule zu finden, ohne daß ein Grund für seine Aufstellung erkannt werden könnte. Der bessere Maler versucht nun auch, die Individualität der dargestellten Personen zu charakterisieren und den der Situation entsprechenden Gemütsstimmungen Ausdruck zu geben. Was wir in dieser Hinsicht erkennen, ist gut und richtig gedacht, doch reichen die malerischen Mittel nicht immer aus, dem Gedachten hinlängliche Gestaltung zu geben. So z. B. zeigt man den Schmerz einfach dadurch an, daß man die Personen ihr unser Taschentuch vertretendes Papier zur Nase oder an die Augen bringen läßt. Der Verzweifelnde wirft sich zu Boden oder mißhandelt in anderer Weise seinen Körper. Der Langeweile Empfindende gähnt oder reckt sich; wer herzlich sich freut, zeigt Lust zum Springen u. s. w. Vortrefflich zum Studium der Versuche, die Trauer zum Ausdruck zu bringen, eignen sich die Bilder, welche „die Klage der Geschöpfe um Buddhas Tod“ bezeichnet werden können und welche man häufig antrifft. Niedere Gottheiten, allerlei Dämonen, Könige, Priester und andere Menschen, dann allerlei Getier finden sich bei Buddhas Leiche jammernd zusammen. In dieser Trauerversammlung kommt nun der Schmerz in der allerverschiedensten Weise zum Ausdruck. Der eine Leidtragende begnügt sich, wehmütig sein Haupt zu senken, während sein Nachbar schon den Ärmel seines Gewandes benutzen muß, um das strömende Naß zu trocknen. Etwas wild aussehende Einsiedler ballen die Fäuste, während andere den Kopf in den Nacken werfen und die Arme von sich strecken. Im Übermaß seines Schmerzes wirft sich jener lang auf die Erde, ja dem dort genügt auch dies nicht mehr, er rauft sich das Haar und schlägt sich die Brust. Mancher Maler macht bei dieser Gelegenheit den Versuch, auch den Tieren einen Ausdruck des inneren Schmerzes zu verleihen, dabei ein feines Verständnis für die Eigenart des betreffenden Geschöpfes offenbarend. Im ganzen muß man dem Bestreben und der Fähigkeit, die Situation klar zu machen und zu charakterisieren, das höchste Lob spenden.

Besonderes Gewicht wird auf historische Treue der Darstellung gelegt. Daher verwenden die Maler, besonders die der japanischen Schule, die größte Sorgfalt auf die Ausführung des Kostüms, der Hausgeräte, Waffen u. s. w. Will der Künstler einen Stoff behandeln, welcher der Ver-

gangenheit entnommen ist, so muß er vor allen Dingen zuerst die Trachten und Sitten jener Zeiten studieren, um in seiner Malerei etwas zu schaffen, das von



Hotëi, einer der sieben Glücksgötter. (18. Jahrhundert.)

seinen Landsleuten anerkannt wird. So kann man auch in den älteren Bildern, besonders jener Maler, welche die Japaner selbst als Sittenmaler bezeichnen, die Darstellung aller Verhältnisse und Einrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens als genau und wahrheitsgetreu ansehen. Dieser realistische Zug ist in allen bildlichen Schilderungen aus dem Leben der Menschen zu beobachten. Damit jedoch soll nicht gesagt werden, wie dies freilich zuweilen von Schriftstellern über Japan geschehen ist, daß das ideale Element der japanischen Malerei ganz abgehe. Es ist eben für den Europäer nicht leicht, dasselbe so ohne weiteres heraus-

zufinden, weil ihm die dargestellten Gestalten, ja auch die ostasiatischen Ideen und Anschauungen zu fremd sind. Geht es doch dem Asiaten ebenso mit unseren Bildern. Was kann ein Japaner in einem Madonnabild anders sehen als das Porträt einer Mutter und ihres Kindes? Wie könnte er eine allegorische Darstellung verstehen? Vertieft man sich mehr in die Anschauungen der Japaner, studiert man die Stoffe ihrer Bilder näher, so findet man eine große Zahl von Ideenbildern, von Personifikationen und allegorischen Darstellungen. Freilich zeigen sie mehr brave und tüchtige Denkart als innige und tiefe Empfindung. Eine gewisse Nüchternheit ist ihnen nicht abzusprechen; die größte Wärme besitzen noch diejenigen, welche das Familienglück oder auf das Familienleben Bezug habende Tugenden bildlich darstellen. Persönlichkeiten aus der Sage oder Geschichte verkörpern vielfach eine bestimmte Idee; ähnliche Beziehungen haben Scenen bekannter Legenden oder Erzählungen. Jeder halbwegs gebildete Japaner kennt diese Gestalten und diese Scenen und weiß, was der Künstler mit ihrer Darstellung sagen will. Um aus hundert Beispielen einige wenige herauszugreifen, führe ich den ungemein häufig gemalten Konfucius an. Sein Bild hat für die Japaner nicht allein die Bedeutung eines Porträts, sondern es ist auch die Personifikation der Lebensweisheit. Der uralte chinesische Kaiser Shinno soll zuerst die Heilkraft einer großen Menge von Kräutern erprobt haben. Sein Bildnis, das heißt das Bild eines alten Greises mit unbeschnittenen weißen Haupt- und Barthaaren, nur mit Blättern bekleidet — da in der grauen Vorzeit, als er lebte, Kleiderstoffe noch nicht gefertigt wurden — und beschäftigt, verschiedene Knollen und Kräuter zu verspeisen, ist geradezu das Symbol der Medizin. Der Lieblingsheld der Japaner, der Ritter ohne Furcht und Tadel, Yoschitzune, ist die Personifikation der Ritterlichkeit. Vierundzwanzig sehr häufig dargestellte Scenen aus chinesischen Erzählungen, in denen sich Kinder für ihre Eltern aufopfern, zeigen allegorisch die hochgeschätzte Pietät der Kinder für ihre Erzeuger. Sprichwörtlich ist das große Familienglück des Kakshi geworden und wird so auch von den Malern behandelt. Wie anders müssen solche Bilder auf den Japaner wirken, der ihre tieferen Beziehungen versteht, als auf den Europäer, für den sie gleichgültige Figuren oder unverständliche Scenen sind.

Verkörperungen von Ideen sind ja ferner auch die meisten Göttergestalten, und ich habe wohl nicht nötig, weiter auszuführen, daß, je naiver die Anschauungen, desto häufiger die Idealgestalten mit dem Glanz der Göttlichkeit umgeben werden.

Schon oben bei Gelegenheit der Besprechung der verschiedenen Schulen der Malerei wurde gezeigt, daß die Darstellung der Hauptgötter sich in höchst konventioneller Ausführung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Generation zu Generation vererbt habe, daß daher die heute entstehenden Bilder Buddhas oder des Feuergottes fast als Kopien der vor tausend Jahren gemalten angesehen werden können. Auch wurde dort erwähnt, daß der fremde Ursprung sich in der Ausführung aller eingewanderten Götter ausspräche, während die in Japan selbst gestalteten auch japanisch dargestellt werden. Für die ersteren ist auch die durchaus altertümliche Malweise in Gold auf schwarzem Grunde ohne Anwendung anderer Farben charakteristisch. Im allgemeinen werden die Götter in ideal-menschlicher, freilich zuweilen nach einer Richtung hin übertriebener Gestalt dargestellt. Nur die niedrigsten Gottheiten, Dämonen und Kobolde, werden wohl zum Teil tierisch gebildet, wie z. B. die von der bildenden Kunst so ungemein geliebten Tengu, neckische Waldkobolde, welche fast ganz menschlich, aber mit großen Geierflügeln und einem gewaltigen Schnabel oder anstatt dessen einer ungeheuer langen Nase dargestellt werden.

Sehr zahlreich sind die Bilder Buddhas und mannigfach die Formen, in denen er

vorgeführt wird. In Miniaturen, die sein Erdenwallen behandeln, ist er als Mensch, besonders als elend und abgemagert aussehender Einsiedler, gedacht. In den eigentlichen Kultusbildern tritt er in verklärter, göttlicher Gestalt auf. Immer aber ist seine Eigenschaft als Religionsstifter festgehalten. Er steht oder sitzt auf einer Lotusblume, schwebt auch wohl in den Wolken; seine Hände hält er, als spräche er lehrend zu seinen Jüngern. Sein Ausdruck im ganzen ist ein milder, verklärter; in ruhiger, durch nichts angefochtener Größe erscheint er, Friede und Freude bringend. Wir vermissen jedoch einen Zug von imponierender Macht und göttlicher Kraft. Er scheint über den menschlichen Verhältnissen zu stehen, sie aber nicht zu beherrschen. Ein Heiligenschein schmückt ihn, wie übrigens auch die anderen großen Götter. Neben Buddha werden der Feuergott, Fudo, und die meistens weiblich, zuweilen aber auch männlich gedachte Gottheit Kwanon* allgemein von den Buddhisten verehrt und außerordentlich häufig dargestellt. Der erstere wird als eine grimmige, martialische, von Flammen umloderte Gestalt gemalt, die ein gewaltiges Schwert in der Hand führt.

Eine ganz außerordentlich große Bedeutung für die japanische Kunst, zumal für die Malerei, haben die sieben sogenannten Glücksgötter erlangt. Sie werden einzeln und zusammen gar zu gern dargestellt, und man findet ihre höchst eigentümlichen Figuren auf den Bildern der verschiedensten Jahrhunderte, in allen möglichen Lackarbeiten, auf Porzellan, aus Bronze, Holz u. s. w. Einzelne dieser Gestalten wurden schon seit uralter Zeit dargestellt, einige entstammen sogar der Göttergeschichte der einheimischen Shintoreligion, wurden jedoch später von dem Buddhismus adoptiert und gehören jetzt zu den allerpopulärsten Göttern desselben. Vereinigt aber und zu der jetzt so beliebten lustigen Gesellschaft zusammengestellt wurden sie von einem Maler des Kano-Hauses im siebzehnten Jahrhundert. Durch ihn und durch sein Bild entstand der Begriff der „sieben Glücksgötter“, der von nun an festgehalten wurde; die darstellenden Künste ließen sich diesen fruchtbaren Vorwurf nicht wieder entwischen. Unerschöpflich sind die Maler in der Erfindung neuer Situationen und Gruppierungen dieser Glücksgötter, die aber stets darauf hinauslaufen, daß sie in glücklichster und behaglichster Stimmung, strahlend in zufriedener Heiterkeit, umgeben von materiellem Überfluß, oder in lachender Landschaft vereinigt sind. Vielfach ist diese Gesellschaft auf einem schatzbeladenen Schiff, dem Glücksschiff,* beisammen, das von einem günstigen Winde durch die sanft bewegten Wellen geführt wird. Wo aber auch diese Gesellschaft sei, immer sieht sie nach allem anderen eher aus als nach Göttern. Das einzige weibliche Element, die Göttin Benten, ist die anziehendste Gestalt unter ihnen und wird vielfach als eine Art Venus, als Ideal der Frauenschönheit angesehen. Sie wird von den übrigen zum Teil sehr karikiert dargestellten Göttern dieser Gruppe in galantester Weise verehrt und bildet ihren Mittelpunkt. Äußerst populär und in dem Hause eines jeden Gläubigen aus Holz geschnitzt zu finden, ist Daikoku und Ebissu, die Götter des Reichtums, ersterer auf Reissäcken mit behaglichem Schmunzeln thronend, letzterer mit einem goldglänzenden Fisch, dem köstlichen Tai, dargestellt. Höchst eigentümlich ist noch die Gestalt des alten, greisenhaften Fukorokuji, des Gottes des langen Lebens, welcher durch seinen ungeheuer hohen Schädel auffällt und von den symbolischen Tieren, dem Kranich und der Schildkröte, begleitet ist. Ebenso seltsam sieht der ungemein häufig gemalte Hotëi aus, eine sehr fette, höchst behagliche Figur, einen großen Sack tragend und stets von Kindern, mit denen er spielt, begleitet. — —

* Gespr. Kanon. Es ist Avalokitecvara Indiens.

* Takarabune.

Ein sorgfältiges Studium der geistigen Eigenschaften der Japaner zeigt uns, daß dieselben ein entwickeltes Schönheitsgefühl, einen guten Witz und eine feine Beobachtungsgabe besitzen; daß ihnen in Bezug auf Talent zum Zeichnen kaum andere Völker an die Seite gesetzt werden können. Dafür aber ist ihre Phantasie und ihre Leidenschaftlichkeit geringer entwickelt als bei den arischen Völkerschaften, und bis zur Produktion von echtem Genie kommt es bei ihnen ungemein selten.

In technischer Geschicklichkeit können die Japaner nicht leicht übertroffen werden. Es scheint fast, als ob schon ihr Körper sie in dieser Hinsicht ganz besonders befähigt. Ihre Hände sind zart und klein, die Finger schlank und spitz zugehend, dabei äußerst gelenkig. Soweit ich nach dem mir zur Verfügung stehenden Material urteilen kann, was allerdings mit gehöriger Vorsicht geschehen soll, scheint sogar in der Anordnung der Hand- und Fingermuskeln, d. h. in ihrer stärkeren Gliederung, eine körperliche Begünstigung der Fingerfertigkeit gelegen zu sein. Auffallend ist die feine Ausbildung des Augenmaßes, die bei den verschiedensten Gelegenheiten klar hervortritt. Die große Geschicklichkeit zeigt sich nun deutlich genug in allen ihren Arbeiten, in welchem Material sie auch immer ausgeführt sein mögen. Besonders zu loben ist die große Zierlichkeit und die äußerste Sauberkeit. Zur Bewunderung wird man gezwungen, wenn man einen Maler bei der Arbeit belauscht. Die Sicherheit und Gewandtheit, mit der er seinen Pinsel handhabt und die flüchtigen Striche auf das Papier wirft, werden nicht leicht von europäischen Künstlern erreicht. Schon oben machte ich auf das stark und allgemein entwickelte Schönheitsgefühl der Japaner aufmerksam. In der Malerei tritt dasselbe zunächst als gut ausgebildeter Farbensinn hervor. Derselbe entwickelte sich jedoch erst im Laufe der Jahrhunderte, denn bis ins elfte hinein arbeitete der Maler mit Gold oder mit einigen matten Farben. Versuchte er sich in lebhafterer Farbenzusammenstellung, so zeigte er noch ein ziemliches Ungeschick in der Behandlung und Mischung derselben und bewies geringes Verständnis für ihre Wirkung. Dann aber bildete sich in den nächsten Jahrhunderten das koloristische Gefühl weiter aus, einen der Hauptvorzüge der japanischen Malerei begründend. Besonders hat sie in dieser Hinsicht die chinesische weit überflügelt. Der südliche Glanz der Sonne, die lebhafte Farbenpracht der heiteren Landschaften des schönen Inselreiches waren ja auch besonders geeignet, in seinen Bewohnern eine Vorliebe für koloristische Wirkung zu entwickeln. Am meisten Anlaß zum Tadel findet die fremde Kritik gewöhnlich in der Anordnung der Stoffe, in der Gruppierung. Ich glaube, daß dieser Tadel keine große Berechtigung hat. Gerade in dieser Beziehung hatte der ästhetische Sinn der Japaner schwer mit dem chinesischen Einfluß zu kämpfen; denn der Grundzug der chinesischen Kunst, von der Architektur herunter bis zu dem kleinen Kunstgewerbe, ist das Unregelmäßige. Eine schöne einfache Regelmäßigkeit ist ihr fremd; die Wirkung der symmetrischen Anordnung kennt sie nicht. Der feinere Geschmack der Japaner reagiert lebhaft genug gegen dieses mit den Künsten selber übernommene Princip des Unregelmäßigen, vermag sich jedoch nicht ganz von ihm zu befreien und sich zu selbständiger, feststehender Anschauung durchzukämpfen. Am meisten gelingt dieses noch in der Malerei. In den stofflich und durch die Umrahmung abgeschlossenen, für die Wanddekoration bestimmten Bildern, welche Gruppen, sei es von Menschen, Tieren oder Göttern, vorführen, auch wohl in landschaftlichen Darstellungen finden wir — sobald es sich um die Werke der besseren Meister handelt — die Anordnung der Personen und Gegenstände unseren ästhetischen Begriffen entsprechend. Die Figur, welche den geistigen Mittelpunkt in dem gewählten Motiv bildet, zieht zunächst die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich und nimmt auch meistens räumlich die Mitte des Bildes ein.

Um sie ordnen sich die anderen Gestalten in gefälliger und den geistigen Beziehungen entsprechender Weise. Sehr glücklich wiederholenden Unregelmäßigkeiten sind nicht ohne Berechtigung, so besonders in den Darstellungen von Blumen und Pflan-



Gemalt von Rinsai. (Jetztzeit.)

ist gewöhnlich die Staffage angebracht; sie wird niemals als entbehrlich oder gar ungehörig erscheinen, sondern hebt in geschickter Weise die darzustellende Idee gestärker hervor. Manche der häufig sich zen. Jedenfalls läßt sich behaupten, daß die freie Behandlung des Raumes in solchen Bildern eine größere Wirkung erzielt, als die ängstliche Benutzung desselben gewähren würde.

Recht erfreut wird man durch den geistigen Inhalt der Bilder. Nicht allein, daß aus ihnen die hohe eigenartige Kultur und der liebenswürdige Charakter des uns sympathischen Volkes hervorleuchtet, wir erkennen in ihnen auch als besondere Vorzüge eine feine Beobachtungsgabe, eine geistreiche Auffassung und eine stark entwickelte Fähigkeit, zu charakterisieren. Allerdings werden uns dieselben Bilder klar machen — was wir auch sonst im Umgang mit Japanern und im Studium ihrer geistigen Erzeugnisse erkennen können —, daß ihre Phantasie nicht gerade hoch entwickelt ist. Dieser Mangel erklärt sich aus ihrer Abstammung, ist ein Charakterzug der mongolischen Rasse. Es soll nicht behauptet werden, daß die Phantasie den Japanern fehlt; sie ist sogar ziemlich rege, aber es läßt sich ihr eine gewisse Dürftigkeit und Trockenheit nicht absprechen; sie ermangelt eines höheren Schwunges und einer gestaltenden Kraft. Es hängt dies wohl eng zusammen mit der Leidenschaftslosigkeit unseres Inselvolkes. Glühende, verderbenbringende, aber auch in so vielen Beziehungen befruchtende Leidenschaft ist seinem Charakter fremd. Und es ist ja dieses Fehlen einer der Hauptgründe der Liebenswürdigkeit desselben. Der Inhalt der japanischen Malerei leidet daher an einer gewissen Armut, zumal im Vergleich mit dem der Kunst europäischer Völker. Es fehlte ja selbst dem begabteren Künstler das ideen- und gestaltenschaffende Feuer, und dann auch mußten ihm viele wirksame Motive unserer Kunst unbekannt bleiben, da er sie in dem Geistesleben seines Volkes nicht vorfand. Um nur an eines zu erinnern: in japanischen Bildern findet sich ganz außerordentlich selten die Liebe vom Mann zum Weib als Vorwurf benutzt, und wenn sie ja den Stoff einer Darstellung bildet, so ist sie so kalt wie möglich behandelt. Die leidenschaftliche Liebe fehlt eben den Japanern; Zuneigung und Sinn für das Familienleben ersetzen sie. Dafür aber finden wir als besondere Begabung der Künstler wie des ganzen Volkes eine schnelle Auffassungsgabe und eine bedeutende Intelligenz. Der japanische Maler vor allen Dingen ist ein feiner und scharfer Beobachter; er hat ein ausgeprägtes Talent, das Charakteristische zu erfassen und demselben in seinen Werken Ausdruck zu geben. Es wurde schon erwähnt, wie er sich bemüht und wie es ihm gelingt, in der Darstellung der Tiere und noch mehr des Menschen dieselben zu charakterisieren und sie zu beleben. Auch in der Ausführung landschaftlicher Bilder weiß er stets das Wesentliche, das Auge zunächst Erfreuende hervorzuheben und zur Anschauung zu bringen. Diese Fähigkeit ermöglicht es ihm ja, seiner Neigung, durch geringe Mittel eine Wirkung auf den Beschauer hervorzubringen, nachzugehen. Man kann ferner die Japaner, wenn man den immerhin im Vergleich mit den höheren Gesellschaftsklassen Europas geringen Bildungsgrad derselben bedenkt, geistreich nennen. Sie haben eine große Vorliebe für das Witzige, z. B. für das Wortspiel. Den Bildwerken finden wir deutlich genug den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, zumal den Miniaturen. Der Witz und die Ironie ist in vielen Darstellungen nicht unbedeutend. Auch der in lebhafter und hübscher Weise bei den Japanern entwickelte Humor prägt sich in denselben aus und zwar — dies mag ausdrücklich hervorgehoben werden — in einer feinen, maßvollen Weise. Derbhumoristische Scenen sind in älteren und neueren Werken selbst in den Karikaturen selten zu finden.*

---

* Ich fand vielfach die Ansicht verbreitet, daß japanische Malereien von Zweideutigkeiten wimmeln müßten. Damen gingen in Tokio mit einer gewissen Scheu an die Betrachtung meiner Sammlung, und mancher Freund konnte seine Verwunderung nicht verbergen, daß die Bilder so decent seien. In manchen Kreisen scheint allerdings eine gewisse Vorliebe für obscöne Darstellungen geherrscht zu haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß selbst hervorragende Künstler ihr Talent mißbrauchten, indem sie solche anfertigten. Sie wurden aber im geheimen, besonders von alten Wüstlingen, aufbewahrt und nur den vertrauten Freunden gezeigt. Die gewöhnlichen Malereien jedoch, welche einem jeden, auch den Frauen und Mädchen, zugänglich waren, enthalten nicht nur nichts Unzüchtiges, son-

Der fremde Beschauer erkennt nun die aufgeführten Vorzüge der japanischen Malerei nicht sogleich, weil ihre Schattenseiten so groß sind, daß diese dem ungewohnten Auge auffallender sind als die Lichtseiten. Die größte und für die Europäer am meisten hervortretende Schwäche liegt in dem mehr oder minder vollständigen Mangel der Perspektive und in der Unkenntnis der Lichtwirkung begründet. Daß die Darstellungen, besonders die größeren Kompositionen, ohne Perspektive und ohne Schatten unvollkommen und nicht den wirklichen Verhältnissen, wie sie ihr Auge erblickt, entsprechend sind, erkannten die besseren Maler schon früh. Sie suchten sich in verschiedener, bald ein wenig dem Richtigen näher kommender, bald in weiter von ihm abführender Weise zu helfen. Gerade so ist es mit der Luftperspektive und der Anwendung des Schattens. Vielfach erkennt man ein stärker oder geringer ausgesprochenes Streben zum Richtigen. Stets aber sieht man deutlich, daß die vorhandenen Versuche, durch Licht und Schatten zu wirken, einem gewissen Gefühl für die Notwendigkeit, nicht aber einem wirklichen Überlegen oder gar einem Verständnis entspringen. Das ganze Streben zum Besseren in dieser Beziehung beruht also auf dem individuellen Gefühl einzelner Künstler. Es kommt nicht zur Ausbildung und Aufstellung von Regeln, und die Schüler haben in dieser Hinsicht keinen Vorteil von der Erfahrung ihrer Meister. Am meisten Perspektive zeigt sich in den Landschaften der größeren Meister und zwar, wenn wir von den durch fremde Lehrer und Muster beeinflußten Produkten der letzten Decennien absehen, ebenso in den älteren Werken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wie in den späteren. Am wenigsten ist die Perspektive in den Miniaturen der Makimono angewendet.

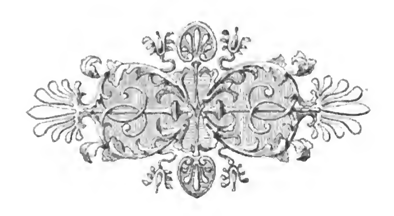
Hier hat man nun aber noch folgendes zu bedenken: die Japaner legen bei der Betrachtung diese langen Streifen abgerollt auf den Fußboden und sehen von oben auf sie herab. Das Papier ist also für sie der horizontale Erdboden, auf dem sie sich Figuren und Staffage senkrecht aufgetragen denken. Sie sehen diese Darstellungen so, wie wir von einem Luftballon aus die Scenerien betrachten würden. Wenn man dieses festhält, wird vieles in der Anordnung und Behandlung dieser Miniaturen weniger auffallend erscheinen. Es ist nun wohl klar, daß die erwähnten bedeutenden Mängel der japanischen Malerei den Stempel der Unvollkommenheit aufdrücken. Wir können ihre Werke nur in bedingter Weise bewundern, und erst nachdem wir uns etwas an die Fehler gewöhnt haben, kommen wir dazu, durch ihre reichlich vorhandenen Vorzüge erfreut zu werden. Der unbefangene europäische Beschauer hat, wie ich oft beobachten konnte, zunächst bei dem Betrachten größerer japanischer Kompositionen den Eindruck des Unschönen, ja des Lächerlichen. Erst bei wiederholtem Sehen gelingt es ihm, denselben gerecht zu werden.

Fragen wir nun, wie es kommt, daß die Japaner trotz ihrer ganz besonderen Begabung für die Malerei und trotzdem, daß sie viele Jahrhunderte hindurch dieselbe auf das sorgsamste pflegten, doch in ihr nichts Größeres leisteten und die oben angeführten Mängel nicht überwinden konnten: so finden wir die Erklärung in ihrem Charakter und teilweise auch in den geographischen Verhältnissen ihres Landes. Ich behauptete, daß sich in diesem dem Schönen so lebhaft zugewandten und so intelligenten Volk doch nicht genügende Energie und kein hinlängliches Genie vorfand, um die engen Fesseln zu sprengen, welche die Entwickelung der Malerei hemmten. So kam es dahin, daß der japanische Maler und nach ihm das

dern auch nichts Zweideutiges. In der großen Masse von Darstellungen aller Art, welche meine Sammlung vereint, ist nichts Anstößiges. Bekannt ist, daß viele Schriftsteller den Japanern Sinnlichkeit und Unsittlichkeit vorwerfen; weniger bekannt möchte es sein, daß ihrerseits die Japaner auf Grund ihrer Erfahrungen die Europäer für durchaus unsittlich halten

Publikum den Stil, d. h. die Beobachtung der Regeln und Vorschriften der Schule, vor allem schätzt. Stilvoll malen gilt mehr als naturwahr sein. So kommt es, daß dieselben Fehler sich von Generation auf Generation forterben und daß nur da wesentliche Fortschritte gemacht werden, wo direkt nach der Natur gemalt wird, wie bei den Blumen und kleinen Tieren. Oftmals tritt ein bedeutender Künstler auf, um eine eigene, neue Schule zu begründen, aber seine Änderungen beziehen sich stets auf Nebensachen, eine große Reformation der Malerei vorzunehmen wagte keiner. Der Begabtere begnügt sich damit, innerhalb der Regeln des Stils das Bessere zu leisten; diese Schranken selber zu zerbrechen, war niemand fähig. Dazu war die Anregung von außen notwendig, denn die letzten Decennien warfen wie vieles andere so auch die uralten Schulen schnell über den Haufen. Um nun aber den Japanern gerecht zu werden, muß man doch die abgeschlossene Lage ihres Landes berücksichtigen. Man hat zu bedenken, wie gewaltig für die modernen Völker das Erbe des klassischen Altertums ist und wie außerordentlich die Nationen in Europa durch Austausch und gegenseitige Anregung sich unterstützt haben. Die Japaner waren einzig und allein auf ihre eigene Kraft und auf die in ästhetischer Hinsicht so hemmenden Anschauungen der Chinesen angewiesen.

Man könnte nun wohl fragen, ob die Japaner, wenn sie wirklich malerisch so begabt sind, in Zukunft in dieser Beziehung mit den Europäern rivalisieren oder sie gar übertreffen können. Jetzt, wo fremde Lehrer sie in den Regeln der Perspektive unterweisen, wo überhaupt die jungen Künstler eine Art von akademischer Schulung erfahren, werden sie leicht die früheren Fehler vermeiden können. Ich glaube allerdings, daß sie bald etwas Tüchtiges und Gefälliges in der Ölmalerei und mehr noch in Aquarellbildern leisten werden; Außerordentliches jedoch werden sie in den nächsten Zeiten noch nicht hervorbringen. Ihre Bilder werden immer mehr durch ihre Anmut erfreuen, als durch ihre Größe oder ihren Gedankenreichtum entzücken. Bessere Technik und besseres Verständnis bringt die europäische Kultur den japanischen Malern, Phantasie aber und Genialität kann sie ihnen nicht verschaffen. Doch davon bin ich überzeugt, daß, wenn nicht ungünstige Verhältnisse den mächtigen Aufschwung des merkwürdigen Inselvolkes hemmen, in wenigen Jahrzehnten japanische Bilder auf unseren Kunstausstellungen einen ehrenvollen Platz neben den Werken unserer Maler zweiten Ranges einnehmen können.





Charles R. Darwin,

der wissenschaftliche Begründer der Descendenzlehre.

Von

Otto Zacharias.


Mehr als ein Jahr ist nunmehr seit dem Todestage Darwins verflossen. Die Palmenzweige und Blumenkränze, die seinen Sarg schmückten, sind verdorrt, die Gruft birgt das, was von dem großen Forscher sterblich war, und eine kalte, schwere Marmorplatte hat das Siegel ewigen Schweigens auf ein Leben gedrückt, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet war, das große Problem des Werdens und Vergehens der Lebensformen zu ergründen.

Am 19. April vorigen Jahres erlag Charles Darwin dem allgemeinen Menschenlose; er starb ruhmreich und hochgeehrt, geliebt und tief betrauert. Koryphäen der Wissenschaft, Herzöge, Bischöfe und Lords folgten der Bahre des berühmten Toten. Jeder von den Leidtragenden hatte das tiefschmerzliche Gefühl, daß ein liebevolles Herz zu schlagen aufgehört, daß ein edler, feinfühlender Mensch dahingegangen, daß eine Leuchte des Jahrhunderts auf immer erloschen sei.

Auch der Gegner bemächtigte sich eine teilnahmsvolle Stimmung. Zur Ehre aller Antidarwinisten sei erwähnt, daß kein pietätloses Wort, keine verletzende Bemerkung über das Hinscheiden des Mannes gefallen ist, von dem man in manchen Kreisen ganz irrtümlich annahm, daß er ein Feind der Religion und des Christentums gewesen sei.

Wo nur immer der Wissenschaft eine Heimstätte bereitet war, auf allen civilisierten Punkten des Erdenrundes, wurde die Kunde von Darwins Ableben mit tiefer Trauer vernommen. Die Domäne der Wissenschaft, das Feld der Forschung schien verwaist, nachdem derjenige, der so fruchtbare Keime auf diesen Gebieten ausgestreut hatte, von hinnen geschieden. Aber sollen wir kleinmütig sein und verzagen, oder sollen wir uns nicht vielmehr erbauen und kräftigen durch einen Blick auf das mühenreiche und arbeitsvolle Leben Charles Darwins? Die Antwort auf eine solche Frage, die wir an uns selbst richten, kann nicht zweifelhaft sein. In der Würdigung und Anerkennung dessen, was ein großer

Mann geleistet hat, liegt der beste Trost über den Verlust der sinnlich wahrnehmbaren Persönlichkeit, welche leibhaftig unter uns wandelte und teil an unserem irdischen Geschicke nahm. Sind die Früchte nicht edler als die wertvollste Schale, in der sie uns dargeboten werden? Halten wir uns darum an das, was Darwin uns als die Frucht seines Strebens, als das Ergebnis seines Forschens hinterlassen hat. Es ist die höchste und idealste Huldigung, die wir dem großen englischen Denker darbringen können, wenn wir uns von seinem Geiste durchdringen und von seinem Drange begeistern lassen. Zuerst müssen wir freilich das Ziel, welches Darwin mit seiner großen intellektuellen Kraft zu erreichen strebte, klar ins Auge fassen und dürfen es nicht verschmähen, den jugendlichen Gelehrten bis an den Punkt seiner Lebensbahn zu begleiten, wo ihm dieses Ziel zum erstenmal selbst mit voller Deutlichkeit zum Bewußtsein kam. Es geschah dies nicht eher als im Jahre 1833, bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Südamerika. Über den speciellen Anlaß, der dazu führte, daß in Darwins Geiste Zweifel an der selbständigen und unabhängigen Erschaffung der Tier- und Pflanzenspecies auftauchten, soll später berichtet werden.

Zunächst wollen wir uns über die Herkunft, den Bildungsgang und die äußeren Lebensumstände Charles Darwins unterrichten. Der größte Genius tritt uns menschlich näher, wenn wir die Linie seines irdischen Wandels verfolgen und zusehen, unter wie günstigen oder ungünstigen Bedingungen er seine Schwingen entfaltete.

Charles Darwin wurde am 12. Februar 1809, an einem Sonntage, in dem Städtchen Shrewsbury geboren. Dort war sein Vater, Dr. Waring Darwin, ein geachteter und vielbeschäftigter Arzt. Man rühmte an demselben ein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine auf reinster Herzensgüte beruhende warme Sympathie bei Glück und Leid seiner Mitmenschen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist hauptsächlich eine (auch von Göthe in seiner Farbenlehre citierte) Abhandlung „On the ocular Spectra of light and colours“, welche 1786 erschien, bekannt geworden. Dr. Darwin war mit einer Tochter des berühmten Steingutfabrikanten Josiah Wedgewood verheiratet und Vater einer zahlreichen Familie. Er starb am 13. November 1849.

Noch mehr als bei dem Vater Charles Darwins sehen wir in dem Großvater des letzteren, in der Person des Dr. Erasmus Darwin, der am 12. Dezember 1731 zu Elton geboren wurde und 1802 auf einem Landgute bei Derby starb, geistige Penetrationskraft und Forschersinn, die Eigenschaften also, durch welche der Enkel nachmals seine Berühmtheit erlangte, hervortreten. Dr. Erasmus Darwin war einer jener seltenen Menschen, deren Geist immer aufs Ganze gerichtet ist, eine echt philosophische Natur, die nicht müde wurde, das einigende Band in den mannigfachen Erscheinungen des Naturlebens aufzusuchen.

Man spricht neuerdings häufig von den Werken des älteren Darwin und citiert wohl auch diesen oder jenen Ausspruch desselben. Unter hundert Naturforschern hat aber sicherlich erst einer einmal sich die Mühe genommen, einen Band der „Zoonomia“, die hier hauptsächlich in Betracht kommt, zu durchblättern, um Kenntnis von dem Inhalt dieses merkwürdigen Buches zu nehmen, dessen klar ausgesprochener Zweck war: „die zerstreuten Thatsachen der Arzneikunde zu verknüpfen und die Gesetze des organischen Lebens unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen.“

Die überlegene Auffassungsgabe, welche Erasmus Darwin den naturkundlichen und biologischen Problemen gegenüber bekundete, zeigt sich vor allem in seiner scharfsinnigen Kritik der durch Albrecht v. Hallers Autorität getragenen Präformations- oder Einschachtelungslehre, wonach seit Erschaffung der Gattung jedes Individuum aus einem anderen, ihm vorhergehenden so entsprungen, resp. entnommen sein soll wie etwa eine einzelne Schachtel aus einem Satze von Schach-

teln. Zu dieser widersinnigen und jetzt völlig überwundenen Theorie macht Erasmus Darwin im zweiten Bande seiner Zoonomie (im Kapitel von der Erzeugung) folgende schwerwiegende Bemerkungen.* Er schreibt: „Manche Philosophen haben es schwer gefunden, die Art der Reproduktion der Tiere zu begreifen, und haben angenommen, die ganze zahlreiche Nachkommenschaft sei schon in Miniatur gebildet in den ursprünglich erschaffenen Tieren enthalten, und diese unendlich kleinen Formen seien bloß entwickelt oder ausgedehnt, so wie der Embryo im Mutterleibe wächst. Außer daß diese Idee durch keine uns bekannte Analogie unterstützt wird, so schreibt sie auch der organischen Materie eine größere Feinheit zu, als wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen können; jeder dieser eingeschachtelten Embryonen soll doch die mannigfaltigen und verwickelten Teile des Körpers haben; diese Teile müßten dann doch wahrlich noch viel kleiner sein als die kleinen Teufelchen, welche den heiligen Antonius versuchten; zweitausend derselben sollen auf der Spitze der feinsten Nadel eine Sarabande zu tanzen im stande gewesen sein, ohne einander zu stören. Andere haben angenommen, daß alle Teile des Embryo im männlichen Tiere gebildet wären, ehe sie noch in das Ei oder in die Mutter deponiert würden, und daß erst da ihre Teile entwickelt oder ausgedehnt würden auf die oben erwähnte Art. Aber das heißt bloß sich von einer Schwierigkeit losmachen, indem man etwas ebenso Unbegreifliches voraussetzt. Sie fanden es unerklärbar, wie der Embryo in der Mutter oder im Ei gebildet werden könnte, und lassen ihn darum schon gebildet sein, ehe es dahin kommt. Diesen beiden Lehren gegenüber kann man einwenden: a) daß manche Tiere, wie die Krebse, ganze Glieder wieder reproduzieren können, z. B. ein Bein, das man ihnen abgebrochen hat; andere, z. B. die Schnecken und Würmer, können einen Kopf oder einen Schwanz wieder reproduzieren, wenn eins oder das andere abgeschnitten ist. Bei diesen Tieren werden also Teile neugebildet, von denen man nicht annehmen kann, daß sie vorher in Miniatur existiert haben. b) In manchen Krankheiten werden neue Teile oder Gefäße hervorgebracht, z. B. auf der Hornhaut in der Augenentzündung, in Überbeinen und Krebsen, von denen man nicht voraussetzen kann, daß sie ihre Prototypen im Embryo gehabt haben. c) Wie könnten ferner Bastardtiere erzeugt werden, welche von der Form des Vaters sowohl wie von der der Mutter etwas haben?“ *

Diese Einwände sind so sachgemäß und richtig, daß man auch heutzutage keine anderen vorbringen könnte, wenn es sich darum handelte, in aller Kürze das Ungereimte der Einschachtelungslehre darzuthun. Aber Erasmus Darwin, der sehr wohl einsieht, daß es sich hier um die Bekämpfung eines fundamentalen Irrtums handelt, der ein großes Hemmnis für die ganze Wissenschaft von den Lebenserscheinungen ist, holt aus seinem reichen Kenntnisschatze noch andere Waffen herbei, um für die richtige Ansicht Bahn zu brechen. Ich will die bezügliche Argumentation, welche zugleich auch für den originalen Scharfsinn des älteren Darwin charakteristisch ist, ihrem vollen Wortlaut nach mitteilen. Er sagt: „Wenn wir ernstlich die großen Veränderungen bedenken, die wir bei Tieren nach ihrer Geburt vorgehen sehen, z. B. des bunten Schmetterlings aus einer kriechenden Raupe, des atemholenden Frosches aus einer im Wasser lebenden Kaulquappe, des bärtigen Mannes aus dem weibischen Knaben, der stillenden Mutter aus der kindischen Jungfrau, welche Veränderungen aber durch die Verstümmelung gewisser zur Reproduktion nötiger Teile verhindert werden können — wenn wir, zweitens, die großen Veränderungen uns vorstellen, welche bei manchen Tieren durch Zufall oder künstliche Kultur hervorgebracht wer-

* Vergl. S. 400 bis 517. Ich citiere nach der 1795 zu Hannover erschienenen deutschen Übersetzung von Hofrat Dr. med. Brandis.

* Brandissche Übersetzung, S. 427 bis 429.

den, z. B. bei Pferden, deren Stärke und Schnelligkeit wir zu verschiedenen Zwecken geübt haben, um Lasten zu tragen oder als Renner zu dienen; oder bei Hunden, welche zu Stärke und Mut geübt sind, wie die Bullenbeißer, oder zur Schärfe des Geruchssinnes, wie die Spür- und Hühnerhunde, oder zur Schnelligkeit, wie die Jagdhunde, oder zum Schwimmen und Ziehen von Schlitten im Schnee, wie die rauhhaarigen Hunde im Norden, oder endlich wie die Spielhunde für Kinder und die Schoßhunde — wenn wir außerdem die großen Veränderungen in Gestalt und Farbe bedenken, welche wir täglich bei kleineren Tieren durch die Domestikation derselben entstehen sehen, z. B. der Kaninchen und der Tauben, und selbst durch die verschiedene Jahreszeit, daß z. B. die Schafe in den wärmeren Klimaten Haare statt der Wolle tragen, ferner daß die Hasen in den mit langdauerndem Schnee bedeckten Zonen in den Wintermonaten weiß werden — wenn wir diesem noch die mancherlei weiteren Veränderungen in der Gestalt der Menschen durch ihre Lebensgewohnheiten und Berufsthätigkeiten hinzufügen, welches alles mehrere Generationen hindurch erblich wird, z. B. daß die, welche vor dem Ambos arbeiten, in Schmelzhütten oder am Webstuhl beschäftigt sind, die Portechaisenträger und die Seiltänzer durch die Gestalt ihrer Glieder zu unterscheiden sind — wenn wir, drittens, die großen Veränderungen aufzählen, welche mit den Tierarten vor ihrer Geburt vorgehen, das sind solche, wodurch sie ihren durch Kultur oder zufällige Umstände veränderten Eltern ähnlich werden und wodurch diese Veränderung auf die Nachkommen fortgepflanzt werden, so können wir nicht anders, als uns überzeugen, daß der Fötus oder Embryo durch Hinzufügung neuer Teile gebildet wird, nicht durch Ausdehnung des ursprünglichen Nestes von Keimen, die wie die Becher eines Taschenspielers ineinander geschachtelt sind."*

* Vergl. Zoonomie (Brandis), S. 448 bis 452.

Den Uranfang jedes organischen Wesens stellte sich Dr. Darwin als ein Filament (Fäserchen) vor und verglich es mit den Fibrillen, aus denen die Mündungen der absorbierenden Gefäße bestehen. Dieses lebende Filament dachte er sich mit der Fähigkeit begabt, durch gewisse Arten von Reizen in Thätigkeit gesetzt zu werden, und meinte, daß es sich unter Umständen in einen Ring und durch weiteren Ansatz von nährenden Partikeln in eine lebendige Röhre umzuwandeln im stande sei. Wenngleich nun diese Darstellung der ersten embryonalen Entwickelungsstadien mit den Ergebnissen der neueren mikroskopischen Untersuchungen nicht übereinstimmt, so sind doch die daran geknüpften Bemerkungen, insbesondere die Betonung des Moments, daß mit dem Anwuchs neuer Teile notwendig auch neue Arten von Reizbarkeit auftreten müssen, welche dann ihrerseits wieder auf die Organisation zurückwirken und so eine sehr verwickelte Wechselbeziehung (Korrelation) zwischen den einzelnen Organen und ihren Funktionen herstellen, heute noch so gültig wie vor hundert Jahren. Wir sind in der Zwischenzeit nicht sehr viel weiter in diesem Kapitel der Biologie gekommen und vermögen Korrelation wohl in vielen Fällen zu konstatieren, aber nur in wenigen wirklich zu erklären. Das ganze Gebiet ist noch eine terra incognita der organischen Naturwissenschaft.

Durch seine bessere Einsicht in den Vorgang der individuellen Entwickelung gelangte Dr. Darwin bald auch zu einem Erklärungsmodus der Artenentstehung, und sein wunderbarer Scharfsinn zeigt sich hier im vollsten Glanze. Der Leser wird bemerken, daß die späteren Ausführungen des Franzosen Lamarck von Erasmus Darwin vollständig anticipiert worden sind. Man höre die nachstehende Argumentation: „Da Luft und Wasser den Tieren in hinlänglicher Menge gegeben ist, so sind die drei großen Gegenstände des Verlangens, welche die Formen mancher Tiere durch die Äußerungen derselben, eben diesem Verlangen Genüge zu

leisten, verändert haben: die der Wollust, des Hungers und der Sicherheit. Das eine große Bedürfnis eines Teils der tierischen Welt bestand in dem Verlangen des ausschließlichen Besitzes des Weibchens; diese erhielten Waffen, um in dieser Rücksicht einander zu bekämpfen. So ist z. B. die dicke, schildartige Haut auf den Schultern des Ebers bloß eine Gegenwehr gegen die Tiere derselben Art, welche schräg nach aufwärts schlagen; auch die Hauer sind zu keinem anderen Gebrauch, als um sich selbst zu verteidigen, da der Eber für sich kein fleischfressendes Tier ist. So sind die Hörner des Hirsches am äußersten Ende scharf, um seinen Gegner damit zu verwunden, sie sind aber auch zweigicht, um die Stöße des mit gleichen Waffen versehenen Widerpartes zu parieren, und sind also bloß zur Bekämpfung anderer Hirsche über den ausschließlichen Besitz des Weibchens bestimmt, welches dann wie die Damen in der Ritterzeit dem Panier des Siegers folgt. — Die Vögel, welche ihren Jungen keine Nahrung bringen und folglich sich nicht verheiraten, sind mit Sporen zum Gefecht versehen, um über den Besitz des Weibchens zu kämpfen, z. B. die Hähne und Wachteln. Es ist gewiß, daß diese Waffen ihnen nicht zum Schutz gegen andere Feinde gegeben sind, weil die Weibchen derselben Art ohne alle Bewaffnung sind. Die Endursache dieses Streites unter den Männern scheint zu sein, damit das stärkste und thätigste Tier die Art fortpflanze, welche dadurch verbessert werden soll."

Das Princip der geschlechtlichen Zuchtwahl, auf welches der Enkel nachmals so viel Gewicht legte, ist in den gesperrt gedruckten Zeilen bereits ganz unzweideutig ausgesprochen, und dem Großvater gebührt somit das Verdienst, die Idee davon concipiert zu haben.

Erasmus Darwin fährt in seiner klassischen Betrachtung wie folgt fort: „Ein anderes großes Bedürfnis der Tiere besteht in den Mitteln, sich Nahrung zu verschaffen, wodurch die Formen der Tierarten sich verändert haben. So ist die Nase des Schweines hart geworden, um den Boden beim Aufsuchen der Insekten und Wurzeln aufzuwühlen. Der Rüssel des Elefanten ist eine Verlängerung der Nase, um die Zweige zu seiner Nahrung niederzuschlagen und um Wasser einzunehmen, ohne daß er die Kniee zu beugen braucht. Raubtiere haben starke Rachen und Krallen erhalten. Hornvieh hat eine rauhe Zunge und einen rauhen Gaumen, um das Gras abstreifen zu können. Manche Vögel haben harte Schnäbel erhalten, um Nüsse aufzubeißen, wie der Papagei. Andere haben ähnliche Schnäbel zuerteilt erhalten, um harten Samen auszuschälen, wie die Sperlinge. Andere Vögel haben lange Schnäbel erhalten, um die sumpfige Erde zu durchbohren und dort nach Insekten zu suchen. Alle diese Dinge scheinen mehrere Generationen hindurch nach und nach durch das beständige Bestreben der Kreatur, dem Bedürfnis der Nahrung abzuhelfen, gebildet zu sein, und sich so auf die Nachkommenschaft mit beständiger Verbesserung derselben zu ihrer zweckmäßigeren Anwendung fortgepflanzt zu haben."

Bei Erörterung der Veranstaltungen, welche zur Befriedigung des dritten großen Bedürfnisses, der Sicherheit, von der Natur getroffen worden seien, bemerkt Darwin, daß manche Tiere, um ihren Feinden entwischen zu können, Flügel statt der äußeren Glieder erhalten haben, andere große lange Flossen oder Membranen, wie der fliegende Fisch und die Fledermaus. Andere große Schnelligkeit der Füße, wie der Hase. Noch andere harte oder stachelige Schalen, wie die Schildkröte und der Seeigel.

Endlich schließt er mit folgendem charakteristischen Resumé: „Denkt man nach alledem über die große Ähnlichkeit der Bauart der warmblütigen Tiere nach, bedenkt man die großen Veränderungen, welche sie vor und nach der Geburt erleiden, erinnert man sich, in welch einem geringen Zeitteilchen manche der vorher beschriebenen Veränderungen vor sich ge-

gangen sind, sollte es dann wohl zu kühn sein, sich vorzustellen, daß in dem großen Zeitraum, seit dem die Erde existiert hat, vielleicht Millionen Zeitalter vor dem Anfang der Geschichte des Menschen, sollte es wohl zu kühn sein, sich da vorzustellen, daß alle warmblütigen Tiere aus einem einzigen lebenden Filament entstanden sind, welches die erste große Ursache mit Animalität begabte, mit der Kraft, neue Teile zu erlangen, begleitet mit neuen Neigungen, geleitet durch Reizungen, Empfindung und Willen, und welches so die Macht besaß, durch seine ihm eingepflanzte Thätigkeit sich zu vervollkommnen und diese Vervollkommnungen durch Zeugung der Nachwelt zu überliefern?"*

Die mitgeteilten Stellen zeigen zur Genüge, wie nicht nur die allgemeine Geistesrichtung des Enkels Charles, sondern auch specielle Ansichten und Schlußweisen desselben in den Werken Erasmus Darwins wiederzufinden sind. Soll man hier an ein Walten des Zufalls glauben oder hat nicht vielmehr das geheimnisvolle Band der Vererbung bis in die dritte Generation hinab seinen Einfluß geltend gemacht und bewirkt: daß jene merkwürdige Erscheinung, die wir Atavismus nennen, eintrat, die bekanntlich darin besteht, daß Eigenschaften des Vaters im Sohne mehr oder weniger latent bleiben, um dann im Enkel mit desto größerer Kraft hervorzutreten?

Wir haben ein unbestreitbares Recht dazu, das Leben und den Entwickelungsgang Charles Darwins von Gesichtspunkten aus zu betrachten, die innerhalb des Ideenkreises der Descendenztheorie liegen, und wir machen hier von diesem Rechte Gebrauch. Es war ganz gewiß nicht gleichgültig für das Ergebnis, daß Charles Darwin den Vorzug hatte, seine Abstammung von einem scharfdenkenden, thatkräftigen Vater und von einem philosophisch hochbegabten Großvater herzuleiten. Die staunenswerte geistige Energie, die in dem Enkel ihre Verkörperung fand, ist

* Zoonomie (Brandis), S. 458.

sicherlich nur durch die Wirksamkeit des Vererbungsprincips zu erklären.

„Überblickt man" — sagt Prof. Viktor Carus, der verdienstvolle Übersetzer der zahlreichen Werke Darwins — „die ganze Linie der männlichen Ascendenten des berühmten Forschers, so stellt sich eine sehr glückliche Weiterentwickelung der besonders seit der drittletzten Generation auftretenden Beobachtungsgabe und spekulativen Anlage heraus... Aber nicht bloß diese geistigen Eigenschaften sind hier in entschieden nachweisbarer Art vererbt worden, auch die Gaben eines reichen Gemütes, die Anlage eines feinempfindenden Herzens zeigen in den aufeinander folgenden Generationen eine entsprechende Steigerung."*

Nach diesem Rückblick auf die unmittelbaren Vorfahren Charles Darwins kehren wir zu letzterem selbst zurück. Als Knabe besuchte er die Stadtschule zu Shrewsbury. Mit sechzehn Jahren (1825) wurde er auf die Universität nach Edinburgh geschickt, um dort, dem Beispiel seines Vaters und Großvaters folgend, Medizin zu studieren. Seinem eigenen späteren Geständnis nach ekelte ihn aber die Sektion von Kadavern so sehr an, daß er den Präpariersaal, wo die Studenten arbeiten mußten, nur ein einziges Mal besucht zu haben sich erinnern konnte. Nach zwei Jahren verließ Darwin die Stadt Edinburgh und ging nach Cambridge, wo er — man wird es mit einigem Erstaunen vernehmen — sich anschickte, Theologie zu studieren und sich auf eine Stellung in der Kirche vorzubereiten. Glücklicherweise erregte der junge Mann gelegentlich die Aufmerksamkeit des Professors S. Henslow, der in Cambridge Kollegien über Botanik und Geologie las. Darwin wurde in der ersten Zeit nicht sowohl durch die große Gelehrsamkeit Henslows als vielmehr durch dessen wohlwollenden, ehrlichen und bescheidenen Charakter angezogen. Nach und nach aber, und insbesondere durch in Gemeinschaft mit Professor Henslow aus-

* Vergl. 8. Heft von „Unsere Zeit" 1882, S. 200 bis 226.

geführte botanische Exkursionen, erwachte in Darwin der Geschmack an einer ernsteren Betrachtung der Natur und gleichzeitig die Lust am Sammeln, Beobachten und Vergleichen. Es währte nicht lange, so entdeckte er eine neue Insektenart auf den Marschen in der Umgebung von Cambridge. Von nun ab begann er wirklich zu forschen; er hörte nach und nach auf, ein bloßer Jäger und Tierfreund zu sein, der sich für nichts weiter in der Naturgeschichte als für Hunde, Füchse und Rebhühner interessierte. Es ist verbürgt, daß Darwin vor seinem Bekanntwerden mit Professor Henslow dem Sport der Jagd leidenschaftlich oblag, wozu ihn freilich auch seine robuste Konstitution, die allen Strapazen gewachsen war, aufs beste befähigte. Durch Henslow wurde er auch in die Geologie eingeführt, und auf diesem Gebiete hat er später seine ersten wissenschaftlichen Lorbeeren geerntet. So lebte Darwin sinnend, forschend und beobachtend ruhig weiter bis zum Jahre 1831, welches entscheidend für seine fernere geistige Ausbildung wurde.

Im Sommer dieses Jahres wurde dem nunmehr zweiundzwanzigjährigen jungen Gelehrten von dem Kommandanten des Kanonenbootes „Beagle“, Kapitän Fitzroy, das Anerbieten gemacht, sich der zu Vermessungszwecken ausgerüsteten Expedition dieses Schiffes als Naturforscher anzuschließen und die auf fünf Jahre berechnete große Reise in verschiedene Weltteile mitzumachen. Darwin, der schon früher einmal die Absicht gehabt hatte, auf eigene Hand nach den Kanarischen Inseln zu gehen, besann sich keinen Augenblick; er acceptierte den Vorschlag des Kapitäns und stellte nur die eine Bedingung, daß die etwa von ihm zu sammelnden Naturgegenstände: Tiere, Pflanzen und Mineralien, sein Privateigentum bleiben sollten. Dagegen verzichtete er auf jede Besoldung oder Remuneration. Die englische Admiralität ging auf den Gegenvorschlag Mr. Darwins ein, und so stand dessen Teilnahme an der Expedition nichts mehr im Wege. Am 27. Dezember 1831 ging der „Beagle“ von Devonport aus in See. Von jetzt ab hörte die Karte der Welt auf, für Darwin ein weißes mit bunten Linien versehenes Blatt zu sein, sie wurde ein Gemälde voll der mannigfaltigsten und belebtesten Figuren. Die Stunden, in denen er nicht von der Seekrankheit zu leiden hatte, widmete er dem Studium und der Naturbetrachtung. Eine Mondnacht mit dem klaren Himmel und dem dunklen phosphoreszierenden Meer erfüllte ihn mit Entzücken. Auch der heftigste Orkan mit seinen berghohen Wogen flößte ihm keinen Schrecken ein. Das Schiff nahm seinen Kurs nach Südwesten, und die Fahrt ging an den Inseln des Grünen Vorgebirges vorüber nach Südamerika, die Küste dieses großen Kontinents entlang nach Feuerland und den Falklandsinseln. Auch der Chiloë- und Galapagosarchipel wurde besucht. Dann steuerte Kapitän Fitzroy nach Otahaiti, Australien, Neuseeland und Vandiemensland. Auch vor Mauritius, St. Helena und den Azoren wurde geankert. Fünf Jahre lang war der „Beagle“ unterwegs. Diese lange Fahrt war ganz dazu geeignet, um einen jungen Naturforscher mit allem Sehens- und Wissenswerten, was die Erde darbietet, bekannt zu machen.

Den ersten großen Eindruck, der ihn sofort mit Enthusiasmus für die Tropenwelt erfüllte, empfing Darwin am 29. Februar 1832 in der Umgebung von Bahia. „Dieser Tag“ — so lautet die Aufzeichnung in seinem Reisetagebuche — „war ein Freudentag für mich. Denn Freude muß ein Naturforscher empfinden, der zum erstenmal in einem brasilianischen Urwalde herumgewandert ist. Unter der Menge auffallender Gegenstände trägt die allgemeine Üppigkeit der Vegetation den Sieg davon. Die Zierlichkeit der Gräser, die Neuheit der Schmarotzerpflanzen, die Schönheit der Blumen, das dunkle Grün des Laubwerks — alles dies wirkt hierbei mit. Eine höchst merkwürdige Mischung von Geräusch und Schweigen herrscht in den schattigen Teilen des Waldes. Das Zirpen der Insekten ist so laut, daß man

es selbst in einem Schiffe hören kann, das ziemlich weit von dem Ufer vor Anker liegt, und doch scheint in der Einsamkeit des Waldes ein allgemeines Schweigen zu herrschen. Dem, der an Naturgeschichte Gefallen findet, gewährt ein solcher Tag mehr Vergnügen, als er je wieder zu haben hoffen darf.“ Am 1. August 1831 warf der „Beagle“ nochmals vor Bahia Anker, und Darwin verschaffte sich wiederum den genußreichen und instruktiven Anblick des tropischen Urwaldes. Er konnte sich im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht satt sehen. Er nennt Brasilien „ein großes, wildes, üppiges Treibhaus, das die Natur für ihre Verwaltung schuf, von dem aber der Mensch Besitz genommen und es mit artigen Häusern und förmlichen Gärten gefüllt habe.“

Die Beagle-Reise bezeichnet nach allen Richtungen hin einen vollständigen Umschwung im Leben Darwins. Er, der früher nie an methodisches, geistiges Arbeiten gewöhnt war, der kaum mit einem Mikroskop umzugehen wußte, hatte sich innerhalb des kurzen Zeitraums von fünf Jahren in einen gewissenhaften Beobachter, Zergliederer und Zeichner verwandelt. Die vorher klar zu Tage tretenden Lücken in seinem Wissen und Können hatte er inzwischen vollständig ausgefüllt. Am 2. Oktober 1836 betrat er in Falmouth wieder englischen Boden. Die Ergebnisse der großen Reise sind in einem umfassenden Werke niedergelegt, welches Charles Darwin im Verein mit einer Reihe von Gelehrten ersten Ranges (1840 bis 1843) in fünf Bänden herausgab. Der Titel dieses Werkes lautet: The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle, under the Command of Capt. Fitzroy, during the years 1832 to 1836. Published with the approval of the Lords Commissioners of H. M. Treasury. Edited and superintended by Charles Darwin, Naturalist to the Expedition. Die einzelnen Bände enthalten der Reihe nach, was folgt:

Band I: Fossile Säugetiere, von R. Owen, mit einer zoologischen Einleitung von Ch. Darwin.

Band II: Säugetiere, von G. R. Waterhouse, mit einer geographischen Einleitung von Ch. Darwin.

Band III: Vögel, von J. Gould, mit Anmerkungen über ihre Lebensweise und Verbreitung von Ch. Darwin.

Band IV: Fische, von L. Jenyns, mit Anmerkungen von Ch. Darwin.

Band V: Reptilien, von Th. Bell, mit Anmerkungen von Ch. Darwin.

Die englische Regierung bewilligte tausend Pfund Sterling, um einen Teil der Herstellungskosten dieses Werkes zu decken, und Darwin selbst brachte namhafte pekuniäre Opfer, um den Druck desselben zu Ende zu führen. Endlich erschienen die stattlichen Bände im Buchhandel und machten das größte Aufsehen in der Gelehrtenwelt. Ihre Herstellung hatte drei volle Jahre in Anspruch genommen.

1839 begab sich Darwin nach Maer Hall in Staffordshire in das Haus seines Onkels Wedgewood. Dort machte er die Bekanntschaft seiner Cousine Emma, einer schönen und geistreichen jungen Dame, zu der er eine unwiderstehliche Neigung faßte. Er heiratete sie auch noch in demselben Jahre und zog sich, nachdem er eine Zeit lang in London gewohnt hatte, mit seiner jungen Frau 1842 auf einen Landsitz in der Grafschaft Kent zurück, wo er ungestört seinen Studien und seiner Gesundheit leben konnte. Hier in dem stillen Landstädtchen Down war Darwin jahrelang nur als Privatgelehrter thätig; später bekleidete er auch den Posten eines Amtsvorstehers daselbst, der ihm natürlich Zeit genug ließ, um zahlreiche biologische Untersuchungen und Züchtungsversuche anstellen zu können. Die Ergebnisse derselben sind, wie jedermann weiß, in einer Reihe von epochemachenden Werken niedergelegt. Aber zwanzig Jahre lang arbeitete Darwin in aller Stille nur für sich; er wollte erst voll und ganz von der Wahrheit seiner Idee überzeugt sein, bevor er eine Mitteilung darüber ins Publikum gelangen ließ. Und worin bestand diese Idee? Die Antwort hierauf kann nicht in zwei Worten gegeben werden.

Aus Darwins eigenem Bericht wissen wir, daß er während seiner großen Beagle-Fahrt mit einer Anzahl von Thatsachen bekannt wurde, die sich nach der herrschenden Ansicht, daß jede zoologische oder botanische Species unabhängig von der anderen erschaffen worden sei, wissenschaftlich nicht erklären ließen. Zu diesen Thatsachen müssen die geologische Aufeinanderfolge der organischen Wesen, ihre Verbreitung in der Vor- und Jetztzeit sowie die mannigfachen Ähnlichkeiten, die sie untereinander darbieten, gerechnet werden.

Darwin empfand die Schwierigkeit, welche sich der Aufstellung einer befriedigenden Hypothese zur Erklärung jener Thatsachen entgegenstellte, lebhaft, und er schildert das, was damals (1833) in seinem Geiste vorging, ausführlich mit folgenden Worten: „Als ich während der Fahrt des Beagle den Galapagosarchipel, der im Stillen Ocean etwa 500 engl. Meilen von der südamerikanischen Küste entfernt liegt, besuchte, sah ich mich von eigentümlichen Arten von Vögeln, Reptilien und Schlangen umgeben, die sonst nirgends in der Welt existieren. Doch trugen sie fast alle amerikanisches Gepräge an sich. Im Gesang der Spottdrossel, in dem scharfen Geschrei des Aasgeiers, in den großen leuchterähnlichen Opuntien bemerkte ich deutlich die Nachbarschaft mit Amerika; und doch waren diese Inseln durch so viele Meilen vom Festlande getrennt und wichen in ihrer geologischen Konstitution und in ihrem Klima weit von ihm ab. Noch überraschender war die Thatsache, daß die meisten Bewohner jeder einzelnen Insel dieses kleinen Archipels specifisch verschieden waren, wenn auch untereinander nahe verwandt. Ich habe mich damals oft gefragt, wie diese eigentümlichen Tiere und Pflanzen entstanden seien. Die einfachste Antwort schien zu sein, daß die Einwohner der verschiedenen Inseln voneinander abstammten und im Verlauf ihrer Abstammung Modifikationen erlitten hätten, und daß alle Einwohner des Archipels von denen des nächsten Festlandes, nämlich Amerika, von welchem die Kolonisation natürlich herrühren würde, abstammten. Es blieb mir aber lange ein unerklärliches Problem: **wie** der notwendige Modifikationsgrad erreicht worden sein könnte.“*

Darwin teilt ferner die Thatsache mit, daß er in Südamerika (in der Nähe von Montevideo) große Stücke eines getäfelten Panzers gefunden habe, welche durch nichts als durch ihre Größe von den Panzerplatten des noch jetzt dort lebenden Armadillos verschieden gewesen seien. Auch dieses Faktum, versichert er, habe dazu beigetragen, ihn in der Meinung, daß die fossilen Formen mit den noch gegenwärtig existierenden durch das Band der Blutsverwandtschaft verknüpft seien, bestärkt. Darwin sah klar, daß die zahllosen vergangenen und noch vorhandenen Bewohner der Welt durch die eigentümlichsten und kompliziertesten Verwandtschaften untereinander zusammenhängen, und bemerkte auch, daß sie in derselben Weise wie Varietäten unter Arten (oder wie Subvarietäten unter Varietäten), nur mit viel höheren Differenzgraden in Gruppen klassifiziert werden können, die anderen Gruppen subordiniert sind. Alles deutete auf gemeinsame, wenn auch vielfach modifizierte Abstammung von einigen wenigen Urformen hin, aber bei diesem Gedanken blieb es zunächst. Darwin vermochte sich das **Wie**, die Art und Weise einer solchen „Modifikation“ damals, das heißt zur Zeit seiner Rückkehr nach England, noch nicht zu erklären. Erst einige Jahre später, nachdem er in seiner Landeinsamkeit zu Down zahlreiche Züchtungsversuche mit Tauben, Hühnern, Hunden und Kaninchen angestellt und den Einfluß der künstlichen Auslese auf die Erzeugnisse der Domestikation studiert hatte, erlangte er einen anschaulichen Begriff von der Höhe des Betrages, um den die Nachkommen sorgfältig gezüchteter Tiere von ihren Eltern abzuweichen vermögen. Mit Kulturgewächsen der verschiedensten

* „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation.“ Deutsch von Viktor Carus. Stuttgart, 1873. I. Th., S. 11.

Art operierte er in gleicher Weise, und seinem eigenen Geständnisse nach sind es diese Versuche gewesen, die eine klare Idee von der Plasticität der Organismen, resp. von der Möglichkeit einer Modifikation ihrer Körperteile oder ihres ganzen Baues in ihm entstehen ließen. Auf demselben Wege kam Darwin aber auch zu der Einsicht, daß die Veränderlichkeit, welche wir an unseren Kulturerzeugnissen fast allgemein antreffen, nicht direkt durch den Menschen herbeigeführt werden könne. Wir vermögen weder Varietäten zu machen, noch ihr Auftreten zu hindern; alles, was wir zu thun im stande sind, ist nur: die vorkommenden zu erhalten und zu vermehren. Der Mensch setzt organische Wesen absichtslos neuen und sich verändernden Lebensbedingungen aus, und die Abänderungen beginnen. Die eigentliche Ursache ihrer Entstehung aber bleibt ihm unbekannt.

In diesem Gedankenkreise war Darwin jahrelang festgebannt. Er konnte weder vorwärts noch rückwärts auf dem Pfade, den er betreten hatte. Endlich aber kam der äußere Anstoß, der seinem Forschen eine völlig neue Richtung gab und ihm mit einem Schlage die wahre Ursache des Prozesses der Artenbildung enthüllte.

Es war die Lektüre des berühmten Werkes von Thomas Robert Malthus über das Gesetz der Bevölkerung, durch welche Darwin auf sein Princip der natürlichen Zuchtwahl geführt wurde. Über dieses Werk, das in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts das enormste Aufsehen erregte, waren nicht bloß damals, sondern sind auch noch jetzt die irrigsten Ansichten verbreitet, und die englische Geistlichkeit — welche den Versuch über das Bevölkerungsgesetz sofort nach seinem Erscheinen verketzerte und mit dem Anathema belegte — hat es zu verantworten, daß die Welt nicht in dem Maße, wie sie es sollte, mit einem Buche bekannt geworden ist, das als Beweis dafür gelten kann, was menschlicher Scharfsinn in Verbindung mit reichen Kenntnissen zur Erörterung eines schwierigen Themas beizutragen vermag.

Darwin, für den das allgemeine Verdammungsurteil nur ein Grund mehr gewesen sein wird, das Buch von Malthus in die Hand zu nehmen, war erstaunt, gleich auf den ersten Seiten desselben folgenden ganz zu seinen eigenen Ansichten stimmenden Passus vorzufinden:

„Durch das Tier- und Pflanzenreich hat die Natur die Samenkörner des Lebens mit verschwenderischster und freigebigster Hand ausgestreut; aber sie war verhältnismäßig karg mit dem Raum und der notwendigen Nahrung, um sie zu erhalten. Wenn die Keime der Existenz auf dieser Erde sich frei entwickeln könnten, so würden sich im Laufe einiger tausend Jahre Millionen Welten füllen. Die Not, jenes gebieterische, alles durchdringende Gesetz der Natur, hält sie innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zurück. Die Geschlechter der Pflanzen und Tiere schrumpfen unter diesem großen, einschränkenden Gesetz zusammen, und der Mensch kann ihm mit keiner Anstrengung der Vernunft entgehen. Die Pflanzen und unvernünftigen Tiere werden durch einen mächtigen Instinkt getrieben, ihre Gattung zu vermehren, und dieser Instinkt wird durch keine Fürsorge für ihre Nachkommenschaft zurückgehalten. Wo daher Freiheit ist, wird die Vermehrungsfähigkeit ausgeübt, und die übermäßigen Wirkungen werden späterhin durch Mangel an Raum und Nahrung zurückgedrängt."

Nach Ansicht der englischen Geistlichkeit, die den Essay über die Bevölkerung am liebsten verbrannt hätte, involvierte die Lehre von Malthus eine Herabsetzung des Schöpfers. Denn anzunehmen, daß Gott die Kreaturen, die er ins Dasein rufe, nicht ernähren könne, sondern aus Mangel an Nahrung umkommen lassen müsse: darin bestehe, so argumentierte man, ein schwerer Angriff auf die Allgüte und Allweisheit des höchsten Wesens.

Darwin fand nun im Gegenteil, daß Malthus' Darstellung der Vorgänge im Naturhaushalt äußerst rationell sei und eine Erklärung dafür enthalte, wie sich im Laufe zahlreicher Generationen eine Tier-

oder Pflanzenart höher zu entwickeln und zu veredeln vermöge.

Blitzartig schoß der Gedanke, daß es neben der künstlichen auch eine natürliche Züchtung geben müsse, in ihm auf. Denn ist es etwas anderes als ein Akt unbewußter, züchtender Auslese, wenn infolge der übermäßigen Vervielfältigung und der dadurch hervorgerufenen Konkurrenz um die Nahrungsmittel zuerst die schwächsten Individuen oder diejenigen zu Grunde gehen, welche sich einer anderen Lebensweise, als ihre bisherige war, nicht anzupassen vermögen?

Wenn, wie von Darwin selbst unzweifelhaft festgestellt ist, die Organismen nach den verschiedensten Richtungen hin spontan variieren, so müssen notwendig unter den auftretenden Variationen auch solche vorkommen, die im Hinblick auf veränderte Lebensbedingungen nützlich sind. Diese so abgeänderten Individuen einer Tier- oder Pflanzenspecies sind dann diejenigen, welche die meiste Aussicht haben, in dem allgemeinen Kampfe um die Existenz zu überleben, und da die Kinder ihren Erzeugern gewöhnlich ähnlich zu sein pflegen, so besteht ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß begünstigte Varietäten ihre Superiorität auch auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Durch diesen Prozeß, den Herbert Spencer „das Überleben des Passendsten“ genannt hat, müssen, wenn er zahlreiche Generationen hindurch wirksam gewesen ist, mit Notwendigkeit neue organische Formen entstehen, die in irgend einer Beziehung der Stammart, welcher sie ihren Ursprung verdanken, überlegen sind. Infolge dieser durch die bloße Konkurrenz bewirkten natürlichen Auslese (natural Selection) oder Zuchtwahl müssen die neuen und besser angepaßten Formen stetig an Zahl zunehmen und sich in immer weiteren Bezirken verbreiten. Das Endresultat davon muß sein, daß die Stammart nach und nach in ihrer numerischen Stärke zurückgeht und schließlich ganz erlischt. In gewissen großen Intervallen bedeckt sich demzufolge die Erde mit neuen Lebewesen, ohne daß die Kette der Zeugung jemals gänzlich abreißt. Die fossilen Reste, welche wir in den sedimentären Schichten vorfinden, sind die Überbleibsel von Geschöpfen, welche zu Grunde gingen, weil sie unfähig waren, sich neuen Lebensbedingungen anzupassen. Wäre die paläontologische Urkunde nicht so unvollständig und lückenhaft, wie sie es leider ist, so würden wir im stande sein, die Abstammung der jetzt lebenden organischen Formen bis in die frühesten Epochen der Erdgeschichte zurückzuverfolgen. Alle diese Formen müssen als lineare Abkömmlinge derjenigen betrachtet werden, welche lange vor der silurischen Zeit gelebt haben. Niemals ist die Aufeinanderfolge der Generationen unterbrochen worden, niemals hat eine allgemeine Flut die ganze Welt zerstört. Sämtliche jetzt vorhandene Tier- und Pflanzenarten sind infolge langsam wirkender und noch fortdauernder Ursachen entstanden zu denken, nicht durch wunderbare Schöpfungsakte und gewaltsame Katastrophen.

Das ist die Theorie Darwins, die so vielfach mißverstanden und grundlos angefeindet worden ist. Sie ist das Ergebnis langjährigen Forschens und Nachdenkens über das schwierigste Problem, das der Menschengeist zu erfassen vermag. Der Weg zu einer Lösung dieses Problems war durch einen Berg von Vorurteilen verrammelt. Es galt als ein feststehendes Dogma, daß jede Art ihre Entstehung einem besonderen Schöpfungsakt verdanke. Durch das allmächtige „Es werde“ der Gottheit, glaubte man, seien zu verschiedenen Zeiten unserer Erdgeschichte gewisse elementare Atome kommandiert worden, um zur Bildung von lebendigen Geweben ineinander zu fahren. Die auf solche Weise erzeugten Geschöpfe dachte man sich als vollkommen unveränderlich — man kannte nur eine Entwickelung des Individuums vom Ei bis zur erwachsenen Form; die Frage nach der Speciesentwickelung dämmerte nur in einzelnen hervorragenden Geistern auf und erregte kein allgemeines Interesse.

Als Erasmus Darwin die Skizze einer Abstammungstheorie im zweiten Bande seiner Zoonomie veröffentlichte, nahm niemand dieselbe für etwas anderes als für eine philosophische Grille, die man dem Autor des Botanic Garden verzieh, für die man ihm aber nicht die geringste Anerkennung zollte. So standen die Dinge zu Ende des verflossenen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen. 1809 erschien die Philosophie Zoologique des Franzosen Lamarck, ein höchst bedeutsames Buch, welches den Entwurf einer wahren Entwickelungsgeschichte der Tiere und Pflanzen enthielt. Es wurde fünfzig Jahre lang totgeschwiegen und gelangte erst wieder zu Ehren, als man durch Darwins zündendes Buch über den Ursprung der Arten, welches im Herbst des Jahres 1859 veröffentlicht wurde, mit einem Schlage von der wirklichen Existenz und von der einschneidenden Wichtigkeit des Speciesproblems allgemein aufgeklärt und überzeugt wurde.

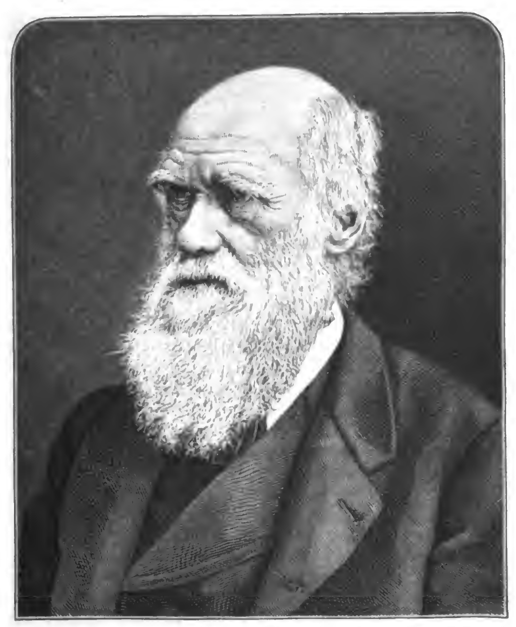
Der beispiellose schriftstellerische Erfolg, den Darwin mit seinem Werke erzielte, beruht auf der Gründlichkeit seiner Untersuchung, der Kraft seiner Argumente und der überwältigenden Fülle von Thatsachen, die er anführt, um das Gewicht seiner Schlußfolgerungen zu erhöhen. Wer das Werk über den Ursprung der Arten gelesen und verstanden hat, wird nicht umhin können, den Resultaten, zu denen es gelangt, beizustimmen. Es giebt kaum ein Bedenken, das man vorbringen, kaum einen Einwand, den man erheben könnte, der bei genauem Zusehen in dem Buche von Darwin nicht selbst erhoben und glänzend widerlegt worden ist. Man muß über die grenzenlose Objektivität und Ehrlichkeit, mit welcher der große englische Forscher seine Erörterungen anstellt, erstaunen und ihn darum desto aufrichtiger bewundern.

Die angegebenen Ursachen reichen aber nicht hin, um die beständige und nachhaltige, immerfort zunehmende Wirkung des Buches, das zum Gemeingut aller civilisierten Nationen geworden ist, zu erklären.

Das Geheimnis des Erfolges liegt nicht in den Vorzügen, welche Darwins Werk auch mit anderen Geisteswerken teilt, sondern in dem Umstande, daß es nicht bloß Papier und Druck, sondern eine Entdeckung enthält, die von keinem Weltweisen und keinem Naturforscher vorher gemacht worden ist. Diese Entdeckung besteht in dem Nachweis einer vera causa, einer wirklich angebbaren Ursache für die Veränderung der Species. Niemand vor Darwin hatte als das notwendige Resultat der potenzierten geometrischen Zunahme, welche allen organischen Wesen eigen ist, den „Kampf ums Dasein" erkannt und in diesem das Princip einer natürlichen Zuchtwahl entdeckt, die mit noch größerer Sicherheit, als es durch künstliche Auslese geschehen könnte, alle zum Fortleben unter veränderten Lebensbedingungen tauglichen Individuen erhält, die anderen aber dem Untergange weiht. Weder Erasmus Darwin noch Lamarck hatten eine so plausible Ursache für die Höherbildung der Lebensformen angeben können. Beide legten zu viel Gewicht auf den Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe und nahmen außerdem noch ein Streben in den Organismen an, welches, von Generation auf Generation fortwirkend, schließlich zu Umgestaltungen in der Organisation der Geschöpfe führen sollte, so daß dieselben immer mehr verbessert und veredelt würden.

Man fühlt, daß mit dieser Umschreibung eigentlich nichts gesagt ist. Wir können niemals zur Erkenntnis der Wirkungsweise eines den Organismen angeborenen Entwickelungsgesetzes kommen; ein solches ist kein Objekt der Wissenschaft, sondern nur eine auf spekulative Erwägungen gestützte Annahme. Mit einer solchen ist aber in der Naturwissenschaft, welche durchgängig auf Thatsachen basiert sein muß, nichts auszurichten. In dem Nachweis einer wirklichen Ursache der Artenbildung liegt darum die unüberwindliche Stärke der Darwinschen Argumentation. Wer das nicht empfindet und einsieht, dem ist nicht zu helfen!

Unter denjenigen Naturforschern, die am heftigsten gegen den Darwinismus opponiert und sich mit Händen und Füßen gegen sein Eindringen in die Wissenschaft gewehrt haben, ist Louis Agassiz einer der bedeutendsten gewesen. Noch in den kurz vor seinem Tode gehaltenen Vor-



Charles R. Darwin.

lesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Tieren (im Frühjahr 1873) macht er seinem Widerwillen gegen die Entwickelungstheorie in folgenden Worten Luft: „Im Reiche der Tiere werden keine kirchlichen oder civilen Geburtsregister geführt, keine Stammbäume gehalten, welche uns sagen könnten, ob die Individuen, die wir jetzt kennen, von diesem oder jenem Ahnherrn abstammen. Wir können die Tiere nur anatomisch und physiologisch miteinander vergleichen, können der Art und Weise ihrer individuellen Entwickelung folgen, ihre Lebensweise beobachten, ihre geographische Verbreitung ermitteln, ihre allmähliche Aufeinanderfolge in den verschiedenen geologischen Perioden mit einem großen Aufwande von Beobachtungen und Vergleichungen erforschen; und indem wir die Resultate all dieser Untersuchungen und Beobachtungen zusammenfassen, dann die Tiere nach ihrer Ähnlichkeit, dem Grade ihrer Verwandtschaft gruppieren. Aber weitergehen und behaupten, daß, weil die Tiere einander ähnlich sind, sie auch eines von dem anderen abstammen, heißt etwas

behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntnis haben. Ähnlichkeit beweist keine Abstammung im Erbrecht!“ *

So Agassiz. Seine Ausführungen beweisen jedoch nur, daß man einen reichen Kenntnisschatz auf dem Gebiete der Zoologie, Paläontologie und Entwickelungsgeschichte besitzen und doch durchaus unvermögend sein kann, den Sinn einer Theorie, die von einem anderen bedeutenden Naturforscher aufgestellt worden ist, zu erfassen.

Agassiz hat sich augenscheinlich niemals klar gemacht, daß alle Klassifikation eine genealogische ist und daß alle Naturforscher — unbewußter Weise — immer nach gemeinsamer Abstammung gesucht haben, wenn sie die Naturgegenstände nach den Graden ihrer Ähnlichkeit in größere oder kleinere Gruppen zusammenordneten. Zur Bestätigung dieser Ansicht kann vor allem angeführt werden, daß jeder Naturforscher unbedenklich in seine unterste Gruppe, die Species nämlich, beide Geschlechter aufnahm, obgleich die Männchen von den Weibchen oft sogar in den wesentlichsten Charakteren differieren. Die trotzdem behauptete „Verwandtschaft“ ist in diesem Falle unzweifelhaft auf das Moment der Abstammung gegründet. So schließen wir auch ohne weiteres die verschiedenen Larvenzustände des nämlichen Individuums in die Species mit ein, wie weit diese auch von dem erwachsenen Tiere abweichen mögen, nur weil wir wissen, daß sie durch ein genetisches Band mit letzterem verknüpft sind. Andererseits ist der menschliche Geist immer beflissen, auf Grund ihm bedeutungsvoll erscheinender Unterschiede hin neue Arten zu machen. So wurden die unter dem Namen Monachanthus, Myanthus und Catasetum bekannten Orchideenformen früher als distinkte Gattungen betrachtet. Erst als man die Wahrnehmung machte, daß sie zuweilen auf derselben Pflanze entstehen, wurden sie zu Varietäten degradiert. Dieses Beispiel zeigt recht deutlich, wie viel Willkür bei der künstlichen Gruppierung der Naturerzeugnisse obwaltet. Schließlich entscheidet die Autorität eines Kenners über das, was eine Art zur Art macht, nicht ein sicheres Princip, dem man in allen Fällen folgen könnte. Wie sehr aber Abstammung immer die leitende Idee bei aller Klassifikation gewesen ist, geht auch daraus mit Sicherheit hervor, daß man immer die beständigsten Merkmale, nicht die wesentlichsten zur Grundlage der Gruppierung machte. So sagt der englische Züchter Marschall, die Hörner seien beim Rindvieh zu Klassifikationszwecken sehr geeignet, weil sie weniger als die Form und Farbe des Körpers variieren. Bei den Schafen hielt er sie für weniger zuverlässig, weil er da eine größere Veränderlichkeit wahrgenommen hatte. Beständigkeit ist, wie man sieht, im vorliegenden Falle nur ein anderes Wort für Gleichmäßigkeit der Vererbung, und dies zeigt deutlich, daß Abstammung stets im Spiele ist, wenn es sich um Klassifikation handelt. Wir sind geneigt, die unähnlichsten Geschöpfe, wie z. B. die erwachsenen Männchen und Hermaphroditen gewisser Rankenfüßer, die kaum ein gemeinsames Merkmal haben, in den Speciesbegriff aufzunehmen, sobald wir wissen, daß sie organisch durch Abstammung miteinander verbunden sind. Andererseits sind wir, wie schon oben angedeutet, gleich bereit, Arten zu machen und generische Unterschiede zu statuieren, wenn wir Organismen bestimmen sollen, deren Descendenz und Herkunft uns unbekannt ist. Die Geschichte der zoologischen und botanischen Systematik zeigt uns, daß die geringfügigsten Differenzen zwischen zwei Formen, wenn sie nicht durch Zwischenstufen miteinander verbunden sind, bei

---

* Einen sehr unebenbürtigen Gegner hat Darwin neuerdings in der Person des Mr. M. Renooz, eines Franzosen, gefunden, der kürzlich ein Buch unter dem Titel „Histoire des Animaux“ hat erscheinen lassen, welches eine Nouvelle théorie de l'Évolution zu enthalten prätendiert und diejenige Darwins mit den sinnlosesten Einwänden bekämpft. Das Buch ist zu Paris bei Baillière u. Sohn erschienen und auf mehrere Bände berechnet. Bisher erschien die erste Abteilung des ersten Bandes.

vielen Naturforschern für genügend gelten, um beide zum Range von Arten zu erheben.

Diesem Willkürregiment hat Darwin ein Ende gemacht. Wenn sich die Ansichten, welche ihren Ausdruck in der Selektionstheorie gefunden haben, in derselben Weise wie bisher bewahrheiten, so steht der Naturgeschichte eine große Umwälzung bevor. Die Systematiker werden dann aufhören, sich über die Frage zu streiten, ob das, was sie vor sich haben, eine Art ist oder nicht. Es wird einfach anerkannt werden müssen, daß der einzige Unterschied zwischen Arten und Varietäten darin besteht, daß die letzteren durch Zwischenstufen noch heutzutage miteinander verbunden sind, während die Arten es früher gewesen sind.

Vieles bisher Unbegreifliche können wir mit Hilfe der Theorie, die Darwins Namen unsterblich gemacht hat, verstehen. Wie rätselhaft ist der ähnliche Bau der Hand des Menschen, des Fußes des Hundes, des Flügels einer Fledermaus, des Ruders einer Robbe nach Agassiz' Lehre von den Schöpfungsakten, und wie einfach erklärbar nach dem Grundsatze der natürlichen Zuchtwahl kleiner aufeinanderfolgender Variationen, die an den Nachkommen eines einzigen Erzeugers auftraten!

Im Rahmen dieser Darstellung ist es unmöglich, alle die Gründe, welche für und wider die Darwinsche Selektionstheorie sprechen, zu erörtern. Der berühmte Naturforscher hat dies in klassischer Weise selbst gethan; man lese das Schlußkapitel seines Werkes über den Ursprung der Arten und frage sich dann, ob der Gegenstand umsichtiger und allseitiger diskutiert werden kann, als es dort geschehen ist.

In demselben Kapitel stellt Darwin der unter dem Einflusse seiner Theorie zur Biologie erweiterten Naturgeschichte folgendes Prognostikon: „Ein großes und noch fast unbetretenes Feld wird sich öffnen für Untersuchungen über die Ursachen und Gesetze der Variation, über die Wechselbeziehung, über die Folgen von Gebrauch und Nichtgebrauch der körperlichen Organe, über den Einfluß der äußeren Lebensbedingungen u. s. w. Das Studium der Kulturerzeugnisse wird unermeßlich an Wert steigen. Eine vom Menschen neu erzogene Varietät wird ein für das Studium wichtigerer und anziehenderer Gegenstand sein als die Vermehrung der bereits bestehenden Arten unserer Systeme mit einer neuen. Unsere Klassifikationen werden, soweit es möglich, zu Genealogien sich gestalten und dann erst den wirklichen sogenannten „Schöpfungsplan" enthüllen. Rudimentäre Organe werden mit untrüglicher Sicherheit von längst verloren gegangenen Gebilden sprechen. Die Embryologie wird uns die in gewissem Maße verdunkelte Bildung der Prototypen einer jeden der Hauptklassen des Systems enthüllen." *

In diesen Worten ist das wissenschaftliche Testament Charles Darwins enthalten. Allerorten hat die Lehre von der Macht der Entwickelung die Geister in Bewegung gesetzt, die Denkweise geklärt und den Glauben an die Wirksamkeit unumstößlicher Naturgesetze auch in der organischen Welt zur Religion des Jahrhunderts gemacht.

Mancher, der sich der neuen Anschauungsweise verschließt, wird eines Tages hintreten wie Agassiz und gleich diesem bekennen: „Ich muß gestehen, daß ich nicht darauf gefaßt war, diese Theorie in dem Maße, wie es geschehen ist, von den besten Köpfen unserer Zeit aufgenommen zu sehen."

Diese Worte hat der geistig bedeutendste Gegner Darwins seinerzeit auf dem Landsitz des Herrn Winthrop zu Brooklyn in Gegenwart des bekannten englischen Physikers Tyndall gesprochen, und dieser hat zu ihrer Weiterverbreitung beigetragen.

In Laienkreisen nahm man früher an,

* Vergl. „Die Entstehung der Arten." Deutsch von V. Carus. Stuttgart, 1870. S. 511.

daß der Selektionstheorie wissenschaftliche Bedenken entgegenständen, und die Opposition, welche Agassiz unausgesetzt gegen den Darwinismus schürte, war dazu geeignet, einer solchen Annahme Vorschub zu leisten. Inzwischen hat aber Karl Gegenbaur, eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, erklärt, daß in diesem Wissenschaftszweige keine Erfahrung bestehe, die der Descendenztheorie widerspräche, sondern daß vielmehr alle darauf hinführen. Und der berühmte Geologe Bernhard v. Cotta hat vor seinem Hinscheiden ebenfalls noch eine Lanze für Darwin gebrochen, indem er („Geologie der Gegenwart“, 1872, S. 265) sagt: „Vom geologischen Standpunkte ist die Selektionstheorie nicht zu widerlegen; vielmehr liefert die Geologie zahlreiche Thatsachen zu ihrer Unterstützung.“ So ist von zwei namhaften Forschern auf denjenigen Gebieten, die hauptsächlich bei der Frage in Betracht kommen, ob der Darwinismus eine streng wissenschaftliche Basis habe oder nicht, die volle Übereinstimmung desselben mit den geologischen und vergleichend-anatomischen Thatsachen festgestellt.

Aber trotz alledem bleibt der Darwinismus lediglich eine wissenschaftliche Theorie, und diejenigen, welche ihn zur Weltanschauung erweitern und ihm einen revolutionierenden Einfluß auf unser religiöses und sittliches Leben zuweisen wollen, übertragen ihm eine Rolle, die er in seiner gegenwärtigen Phase zu spielen nicht berufen sein kann. Virchow hat auf der im August 1881 zu Frankfurt a. M. stattgehabten deutschen Anthropologenversammlung mit Recht bemerkt, daß unter dem Begriff „Darwinismus“ alles mögliche gruppiert werde, was eigentlich gar nicht dahin gehöre. Es giebt solche Afterdarwinismen in großer Anzahl, und wenn man einzelne Ultras perorieren hört, so möchte man glauben, das heilige Bild zu Saïs sei völlig entschleiert und die Natur biete nun überhaupt kein Geheimnis mehr dar, das man mit den Principien der Vererbung und Anpassung nicht zu enträtseln vermöchte. Diesen Heißspornen wäre anzuempfehlen, daß sie sich öfter an das Darwinsche Wort erinnerten: „Wir wissen gar nicht, wie unwissend wir sind.“ Es ist dem großen Meister niemals beigekommen, seinen Forschungsprincipien ein Geltungsbereich einzuräumen, das sie ihrer Natur nach niemals besitzen können. Darwin war im höchsten Maße aufrichtig, umsichtig und bescheiden. Jede Überschwenglichkeit lag ihm fern. Von den Eigenschaften, die den Schwärmer und Sektierer charakterisieren, findet sich an ihm keine Spur vor.

An den verschiedensten Stellen seiner Werke hat er ausdrücklich betont, daß die Selektionstheorie nicht hinreiche, um den Ursprung des Lebens auf der Erde zu erklären. Er bezeichnet es sogar als nutzlos, über diese Frage zu spekulieren. Jeder besonnene Naturforscher muß ihm hierin beistimmen. Nicht bloß die erste Entstehung des Lebens, sondern auch die Ursachen, welche die Entfaltung und Ausbreitung desselben bewirkt haben und noch bewirken, sind uns gänzlich verborgen. Wir führen zwar das Wort „Entwickelung“ beständig im Munde und operieren damit auf allen Gebieten der Naturforschung, aber über das Wesen derselben sind wir noch völlig im Dunklen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens würden wir nicht einmal in der Lage sein, eine Hypothese zur Erklärung der Entwickelungserscheinungen aufstellen zu können. Der ganze Entwickelungsprozeß ist die Äußerung einer für den menschlichen Verstand absolut unerforschlichen Macht.

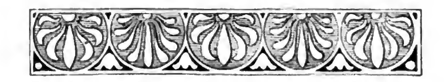
Sagen wir: die erste Art entstand aus einer „Urzelle“ durch generatio æquivoca, also durch elternlose Zeugung (aus organischen Stoffverbindungen), so ist hiermit so gut wie nichts erklärt. Denn was wissen wir denn vom Stoff, außer daß er auf unsere Sinne wirkt und mannigfache Veränderungen erleidet?

Trotz alledem dürfen wir uns aber nicht einem Wunderglauben in die Arme wer-

fen und aus dem vorhergehenden Bekenntnis unseres derzeitigen Nichtwissens den Schluß ziehen, daß es — weil unser geistiger Blick so eingeengt ist — nun auch gleich sei, ob wir fortfahren zu forschen oder nicht. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum, vor dem wir uns sorgsamst hüten müssen. Nein, der Naturforscher muß an der Erkennbarkeit des irdischen und kosmischen Geschehens festhalten und zusehen, wie weit er unter dieser Voraussetzung mit seiner Vernunft vordringen kann. Nur darf er nicht denken, daß er die Wissenschaft an die Stelle der Religion setzen könne. Der Gegenstand der letzteren, die erste Ursache oder Gott, kann nicht auf wissenschaftlichem Wege erkannt und ausgemessen werden. Sie bleibt da, wo sie ist: in unendlicher Ferne von den Mitteln, die nur für die Erkenntnis des Seienden zu Gebote stehen, und nur die eine Gewißheit, daß eine erste Ursache vorhanden ist und wirkt, vermag unser Geist zu gewinnen. Die Gegner der Entwickelungslehre, die ein förmliches Fieber befällt, wenn sie den Namen Darwins aussprechen hören, zeigen durch ihr leidenschaftliches Gebaren, zu dem jeder Anlaß fehlt, deutlich, daß sie nie eine Zeile von der Hand des großen Forschers zu Gesicht bekommen haben. Darwin stellt seine Theorie mit einer solchen Bescheidenheit auf, daß sich niemand unangenehm berührt fühlen kann.

* *
*

In dem vorstehenden Essay ist nur von dem „Forscher" Darwin die Rede gewesen. Es bleibt uns noch übrig, einige wenige Worte über die edlen Charaktereigenschaften, über das zarte Gemüt und das liebevolle Herz des Verstorbenen zu sagen. In dem hellen, ehrlichen Blicke Darwins konnte man lesen, daß seine Seele ohne Falsch war. Er hat als treuer Gatte und hingebender Vater, als Oberhaupt eines gliederreichen Familienreiches den Beweis geliefert, daß seine Ansicht von dem Wirken der Naturgesetze mit der Ausbildung hoher sittlicher Eigenschaften vereinbar war. Im Gegenteil mögen diejenigen, welche von einer materialistischen und atheistischen Lehre Darwins sprechen, erwägen, ob ihre Gottesvorstellung und ihr Wandel so rein und tadellos sind, als beides bei Darwin der Fall war. Das Bild, welches diesen Zeilen beigegeben ist, zeigt uns das energische und wohlwollende Antlitz des großen Forschers aus einer Zeit, wo er körperlich noch leidlich kräftig war. Es entspricht genau dem Eindruck, den man von seiner Person im persönlichen Verkehr empfing. Seit 1840 war Darwin leidend. Die Beagle-Reise mit ihren Anstrengungen hat er nie ganz verwinden können. Aber er führte in Down ein ruhiges, äußerst regelmäßiges Leben, und nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß sein Körper im stande war, bis in das dreiundsiebzigste Lebensjahr auszudauern. Darwin war von großem Wuchs, breitschulterig und von ruhig-ernstem, gemessenem Wesen. Er machte den Eindruck eines englischen Landedelmannes, nicht den eines Gelehrten. Alle, die ihm persönlich nahe standen, versichern, daß er von aufopfernder Güte, von wahrer Frömmigkeit und von großer Nachsicht für die Fehler seiner Nebenmenschen erfüllt war.





Sonnenland und Weinparadies.

Von

August Schneegans.

ebten wir noch in der olympischen Heiden- und Heldenzeit, keine anderen Götter würden in diesem Lande verehrt außer Helios und Dionysos, der Gott der feurigen Sonne und der Gott des feurigen Weines, beide verbrüdert hier und unzertrennbar, oder auch noch, trotz aller mythologischen Familienstammbäume, wie Vater und Sohn nebeneinander herwandelnd: Helios, dessen Strahlenglut den sonnedurchtränkten Wein erzeugt, Dionysos, in dessen Adern das heiße Blut des Sonnenvaters strömt! Neben ihnen aber wie ein ebenbürtiger, auf anderem Gebiete seine unbestrittenen und unbestreitbaren Rechte zur Geltung bringenden Gott — Poseidon, der Weltenumschlinger! An Siciliens nördlicher Küste liegt dies Land, umrahmt von dem zackigen Felsengipfel des Pelorischen Gebirgstockes, von weitem, aus blauem Himmel herunter, von der schneebedeckten Pyramide des Ätna überragt und von den singenden, lachenden Fluten des Tyrrhenischen Meeres bespült, aus deren Schoße sich, im Halbkreise gelagert, wie ein schützender Wall der Kranz der Äolischen Inseln erhebt, von dem einsam nach Osten verlorenen massiven Kegel des Stromboli bis zu den im fernen Dufte verschwimmenden feinen Umrissen von Salina und Alicuri. Von Milazzo und Barcelona, seinen beiden größeren Städten, trägt das Land seinen Namen; eine Conca d'oro, eine goldene Muschel, könnte man es benennen, wie sein Schwesterland bei Palermo; denn kostbar und köstlich sind die Früchte, die aus diesem Boden sprießen, und nirgends in ganz Sicilien lacht die Sonne auf blühendere Gefilde, nirgends ruht das Auge auf grüner schimmerndem Blättergewebe, nirgends glänzen durch den Schatten der Orangenhaine und der Rebgelände, mit so sonnig goldener Färbung und in so kräftiger, saftiger Fülle, die Äpfel des Südens, Portogalli und Limonen, die Pfirsiche und die Kirschen, die Granaten und die Feigen und, allen anderen Früchten voran, die schweren, lang herunterhängenden, duftenden Trauben. Wer von Messina und von seinem schatten- und

baumlosen Strande über den Gebirgspaß von San Rizzo in das Gebiet von Milazzo hinüberreist, dessen Auge bleibt zunächst wie geblendet bei dem Anblick, der sich ihm hoch oben auf dem schwindelnden Grat eröffnet — wenn plötzlich der Weg umbiegt, die Felsen wie Coulissen zurücktreten und im unermeßlichen Umkreise der weite Horizont sich öffnet, meeresblinkend, inseldurchsäet, vom fernen Capo Tyndaris, an Volcano und Stromboli vorbei, über die Scylla mit ihrem düsteren Riff und ihrer weißen, moscheenartigen Kirche, an den calabresischen Bergen hin über Messina mit seinem Sichelhafen, seiner Palazzata, seinen unzähligen Kirchen an Reggio vorbei, bis zu dem weit in das Jonische Meer hinaus sich reckenden Vorgebirge von Spartivento, und noch weiter, immer weiter in die weite See hinaus. Und weiter wird das Herz hier oben; weiter eröffnet sich unser Sinnen und Fühlen; Thalatta! Thalatta! ruft es in uns, als eröffneten sich auch in unserer Seele neue Länder, neue Meere und ein neuer unermeßlicher Horizont. Und weiter geht es im fröhlichen Trabe die Straße hinunter, über die kahlen, nur von spärlichem Grase bewachsenen Berge, an einsamer Locanda vorbei, wo müde Pferde eines in entgegengesetzter Richtung heraufklimmenden Wagens schnaufen und dampfen, durch ein von verfallenen Kloster- und Kastellmauern gekröntes Dorf — Dorf ist es nicht und Stadt noch weniger; ein Paëse, sagt man hierzulande, und hilft sich mit diesem vielsagenden Worte über alle Rang- und Standesverlegenheiten hinweg; — das Paëse hängt über der Spitze und am Abhange eines steilen Bergkegels; die Straße windet sich in wunderlich gefaltetem Zickzack durch Kaktushecken, Aloezäune, knorrige Ölbaumwäldchen; weiter unten treten Feigen- und Maulbeerbäume dazu; immer grüner wird es, immer üppiger; eine lange Steinbrücke auf mächtigen Pfeilern überschreitet dort auf der Thalsohle, fast am Ufer des Meeres, eine breite, gelbe, von der Sonne ausgebrannte Fiumara, wo im Herbst und im Frühjahr die Wildbäche des Colle di San Rizzo in wütendem Sturze herunterschäumen; — und jetzt traben die Pferde durch hochaufwirbelnden Staub, in die Ebene von Milazzo, in das nach Reben- und Orangenblüten duftende Sonnenland und Weinparadies.

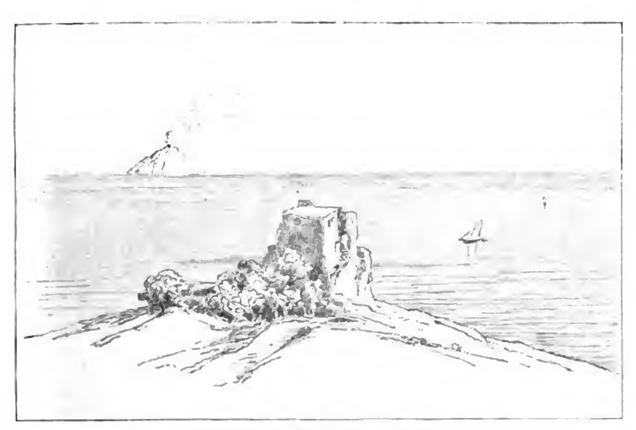
Über der Brücke drüben, mit einem Fuß in der Fiumara, erhebt sich ein Haus, halb Scheune, halb Locanda. Dort pflegen die Pferde zu halten und zu trinken. Der Kutscher braucht die Zügel nicht anzuziehen; die Tiere kennen den Ort, und von selbst bleiben sie stehen, und mit offenen Nüstern schauen sie sich um nach dem in seltsame Lumpen drapierten Weibe, das, den vollen Krug auf der Schulter, den Arm über dem Kopfe zum Henkel gestreckt, langsam die steile Böschung heraufwankt. So, in derselben an Memphis und an das Nilthal erinnernden Haltung, herrlicher aber in ihrer ewigen Marmorjugend, schreiten am Parthenon in Athen die wassertragenden Jungfrauen, die Nerophorai — nur daß diese hier, in gespenstiger Verwechselung der Zeiten, wie eine von der Last der Jahrhunderte erdrückte und wunderbar zu uns verschlagene Urahne jener griechischen Wasserträgerinnen erscheint. Zwischen den Aloestauden, auf der anderen Seite des Weges, klettern hochgehörnte Ziegen; ein kleiner Hirt steht dabei, den langen Stab in der Hand, die calabresische, an Phrygien erinnernde Mütze auf dem Kopf, ein Tuch über die Schulter geworfen. Still und regungslos steht das Kind und schaut in die blaue Ferne des Himmels und der See. Träumt dir, du schwarzäugiger Knabe, in deinem dumpfen Sinnen von den alten Hellenen, deinen Vorfahren, die vor langen, langen Jahrhunderten an dieser Küste landeten, ihre schöngeschnäbelten Schiffe dort auf den Strand zogen, Städte und Tempel erbauten und unter den karthagischen und römischen Stürmen wieder verschwanden? Was weißt du aber von Hellas und von Karthago und von Rom, du unbewußtes Enkelkind der alten, ersten Eroberer Siciliens? Dein

Auge sucht auf dem blauen Meere die Barke, in der dein Vater dort zum Fischen ausgefahren, und du denkst an den kühlen Schatten der Caroubenbäume, unter dem du in heißer Mittagsstunde Obdach und süßen Schlaf finden wirst, und mit stummer Verwunderung blickst du auf die sonderbaren Fremdlinge, die zu ihrem Vergnügen in Staub und Sonne von den Bergen herunterfahren, und das Rätsel vermagst du nicht zu lösen. Schon sind sie verschwunden hinter den Windungen der Straße, und noch stehst du dort unter deinen Aloestauden, den langen Stab in der Hand, und schaust den Entschwundenen nach, regungslos und still wie eine Herme.

Weiter geht's durch die immer üppiger grünenden Gärten. Wälder von Orangen- und Citronenbäumen bedecken rechts und links die Gefilde; unter dem Laub erheben sich die runden, von seltsamem Räderwerk gezierten Wassertürme; auf der niederen Plattform schreiten langsame Ochsen im Kreise herum, und langsam drehen sie das Wasser aus der Tiefe, das in weithin sich verzweigenden Gräbchen den Fondo durchfließt. Und wer dächte nicht an die rieselnden, rauschenden Waldbäche in unseren tiefen nordischen Tannenforsten, wo Farrenkräuter über den moosigen Felsen hängen, wo die Forelle im plätschernden Wasserfall von Becken zu Becken schwimmt und schnellt, wo so heimlich und traulich die grüne, stille Waldeinsamkeit schläft! — Auf unserer Linken erhebt sich über einem Städtchen ein viereckiger, zinnengekrönter Bau, von Terrassen und Gärten umgeben; gegenüber ein Fels mit alten Mauern und verfallenen Türmen. Farbige Fensterscheiben glitzern an der Fassade, schöngewundene Treppen ziehen sich herunter in den von regelmäßig geschnittenen Alleen durchfurchten Park. Schloß Banso ist's, von dem Alexander Dumas, als er mit Garibaldi und den Tausenden von Marsala diese Gegend durchwanderte, eine romantische Räubergeschichte erzählte. In dem Turme dort oben zeigte man damals den abgehauenen Kopf eines Briganten; eine Legende hatte sich um die sonderbare Reliquie gebildet; der französische Schriftsteller umhängte die Sage mit farbigen Bändern und schimmerndem Rauschgold. Wie ein Märchen klingt ja jener Zug der Tausende durch Sicilien; — und wie hätte der Romandichter, der daran teilnahm, nicht Märchen und wunderbare Sagen auf dem Wege von Palermo nach Messina aufgelesen!

Märchen und Sagen auf dem Wege von Messina nach Milazzo aufzulesen, daran dachte wohl keiner von uns in der immer heißer brennenden Mittagssonne; und doch war's ja noch nicht Sommer! doch waren wir kaum in den Juni eingetreten, und schon glühte die Ebene, und zwischen unseren Augen und dem Horizont zitterte die hitzedurchschwängerte Luft! Wem fällt es auch ein, in diesen Stunden sich außer dem Hause zu bewegen? In Dorf und Stadt schlafen jetzt Menschen und Tiere; Läden und Gewerbe sind geschlossen; auf der Thürschwelle kauert ein schlafender Junge, querüber, den Eingang verwehrend, und will ein starrköpfiger Fremder, dem Klima und den Sitten zum Trotze, um diese Zeit einen Einkauf besorgen oder gar einen Besuch abstatten, so stöhnt ihm aus dem Munde des müden Jungen die halbschlafende Antwort entgegen: „Bis drei Uhr ist alles geschlossen; dorme il padrone!“ oder in rein sicilianischer Mundart: „Vossia non po tschassere, ch'u padrjone dorme.“ Dort winkt auch uns, in nächster Nähe schon, das Dach, unter welchem wir schlafen werden; eine lange, lange Straße zwischen weißgetünchten Häusern öffnet sich vor uns; ein Dorf oder ein Städtchen, im Sonnenschimmern begraben, ein Paëse, das den so kriegerisch oder auch räuberisch klingenden Namen Spadafora (Degen heraus!) trägt. Ein hohes gewölbtes Thor, ohne Riegel, ja sogar ohne Thorflügel, wenn ich recht gesehen, gähnt uns aus einem mit einem roten Blechschild verzierten Hause an; das Blechschild hängt unbeweglich wie eine kleine Fahne, die kein Wind

bewegt; in keilschriftartigen Buchstaben steht weiß auf rotem Grunde geschrieben: Albergo. Der Wagen rasselt durch das Thor direkt in einen ungeheuren schwarzen, gewölbten Raum, wo allerlei Gerät an den Wänden herumsteht, auch Krippen zu sehen sind, auch ein Trog, auch ein Herd, auch Weinfässer, auch in den Ecken, zwischen den Fässern, auf dem Herd und auf den Krippen lang hingestreckte, schnarchende Gestalten. Fenster giebt es nicht; die hintere Wand ist an einer Stelle eingefallen. Was thut's? man läßt sie ruhig einfallen; wird's mal zu arg, da ist's ja bald wieder aufgebaut mit ein paar Backsteinen und Mörtel. Wer noch kein Albergo in einem kleinen sicilianischen Neste gesehen, der folge mir die enge, von Schmutz glänzende Holztreppe hinauf in den ersten Stock: Kammern eröffnen sich hier nach allen Seiten, alle Thüren stehen offen; — wie sollten sie auch schließen, da alles fehlt, was zum Schließen unerläßlich notwendig ist? An den Wänden hin stehen eiserne Gestelle, ein Brett über zwei Böcken, auf dem Brett eine Matratze, auf der Matratze eine Decke — und in Gottes und in aller Heiligen schirmende Hand befiehl du den sterblichen Teil deines Ichs, wenn du dich hinstreckst auf diese Folterbank! denn was alles da drinnen kreucht, läuft, zappelt, wimmelt, das überfällt dich, erobert dich, überschwemmt dich im Nu — und nimmst du dich nicht in acht, so folgt dir das Räubergesindel, in Falten und Fältchen versteckt; und hast du auch nur ein Exemplar von dieser menschenpeinigenden Bande mit dir getragen, so sei nur getrost, mein armer



Stromboli, von Spadafora aus gesehen.

Freund, du trägst das Urei einer ganzen Welt mit dir in dein Haus, und aus dem Urei entwickelt sich ein unermeßliches Leben, und bald kreucht und läuft und zappelt und krabbelt eine wimmelnde Bevölkerung um dich herum wie die Abkommenschaft der alten Erzväter, von der prophezeit wurde, sie würde sein wie der Sand am Meere! Weiter als die Betten mit dem nötigen Zubehör steht nichts in diesen Zimmern, und in jedes Zimmer stellt man eben so viel Betten, als hineingehen. Die Zimmer werden gefüllt wie Eisenbahnwaggons, und ist eins voll, so geht's ans folgende; und so schläft alles ruhig zu-

sammen und untereinander, wildfremde Menschen in wildfremder Gesellschaft, ein buntes Durcheinander, in dem Gott und der Teufel die Seinigen wohl selber herauszufinden vermögen wird. Hast du aber eine besondere Vorliebe für die Einsamkeit oder für die Einzelhaft, oder reisest du mit deiner Frau und wäre es dir erwünscht, das Zimmer für dich und deine Ehehälfte und mit Ausschluß jedweden Eindringlings zu behalten, so schlage dir nur, du armer, verwöhnter Mensch, diese subtilen, in die hiesigen Verhältnisse nicht passenden Gedanken aus dem Kopf!

Ein Stückchen weiß ich dir zu erzählen, das einem seit langen Jahren in Sicilien lebenden Deutschen passierte und das du dir zur Vorsorge hinters Ohr schreiben magst: Unser Freund und seine Frau reisten in der Umgegend von Syrakus. In Noto, das schon ein bedeutender Ort ist, mit nicht unbeträchtlicher Garnison, mit einem Gerichtshof und mit einer auf ihre Paläste stolzen Lokalaristokratie, wollten sie übernachten. Man führte sie in den ersten Gasthof; das war so ein Haus wie die Locanda in Spadafora. — „Wo ist der Speisesaal?“ fragte unser Landsmann. — „Speisesaal?“ war die verwunderte Antwort; „hier! dort! wo Eccellenza wollen!“ — Das „hier“ und „dort“ waren die Gänge, die Schuppen, der Stall — alles, was Eccellenza wollte. Eccellenza zog es vor, auf ihrem Zimmer zu speisen. Dort standen vier Betten. — „Ich behalte das ganze Zimmer für mich!“ sagte der Biedermann, richtete einen Tisch zwischen den vier Betten auf und ließ sich's mit seiner Frau schmecken. Plötzlich geht die Thür auf und ein kräftiger, bestaubter Sicilianer tritt ein, entledigt sich mit einem verbindlichen: „Scusi, Signor!“ seines Rockes und der übrigen Kleidungsstücke und legt sich mir nichts, dir nichts in eines der Betten. Wie die beiden noch verblüfft dem Treiben des ungebetenen Gastes nachstaunen, tritt schon ein zweiter herein. „Scusi, Signor!“ und schon fliegen Rock, Stiefel, Jacke und so weiter auf einen Stuhl. Nun war aber auch schon der brave Deutsche mit seiner Frau bei dem Hotelbesitzer und forderte ihn auf, die beiden Herren gefälligst aus seinem Zimmer zu entfernen. Entfernen? und weshalb? Eccellenza haben wohl das Zimmer, nicht aber alle vier Betten gemietet! und sie beide brauchten doch nur höchstens zwei Betten! und alle anderen Betten seien besetzt! und die beiden eben angekommenen Gäste müßten doch auch Betten haben! Und was wolle denn Eccellenza eigentlich? die beiden seien keine Briganten und würden nur bis ein Uhr morgens in der Locanda bleiben! Und so weiter. — Der Eccellenza blieb nichts übrig, als mit ihrer zarteren Hälfte im Stall ein ungestörteres Unterkommen zu suchen — eine Handlungsweise, die den Wirt gar sehr in Erstaunen setzte und wohl heute noch wie ein Akt unbegreifbaren Wahnsinns in dem Gasthofe von Noto legendenartig wiedererzählt werden mag. Bis zu einer Wiederholung dieser unappetitlichen Erfahrungen wollten wir es doch nicht kommen lassen, und so wurde vorgezogen, unser Lager am äußersten Ende des Fondo, in einem von Kaktus, Reben und hohem Schilf umrankten Häuschen, am Ufer des Meeres aufzuschlagen. Schatten war freilich nur gerade so viel vorhanden, als das gar schmal hervorspringende Dach auf die Erde warf, ein enger Streifen, in welchem sich die ganze Gesellschaft in einer Reihe wie Schwalben auf einem Dache zusammenzwängte; für die Schiffer, die, der Sonne spottend, sich in ihren am Strande hingezogenen Booten zu schaffen machten, ein seltsamer und wohl auch ein gar belustigender Anblick! Da saßen wir nun und schauten zum Meere hinaus und zu dem zur linken Hand sporenförmig weit in die See hervorspringenden Capo von Milazzo.

Wie Messina seine Sichel, so besitzt Milazzo seinen Sporn oder seinen Speer. Nirgends gefällt sich die Küste, wie in Sicilien, in sonderbaren, kapriciösen und deshalb auch so malerischen Felsen- und

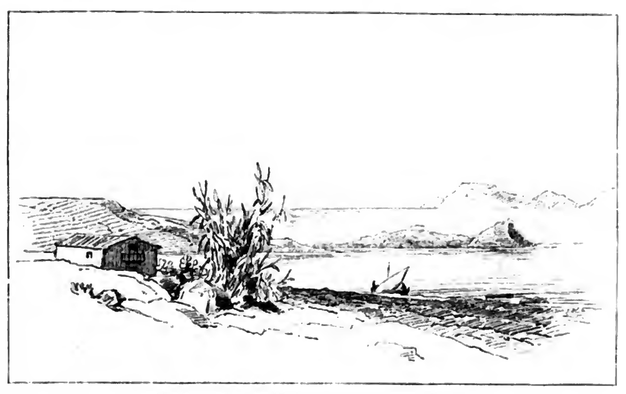
Buchtenformationen. Was die verwegenste Malerphantasie sich nicht zu träumen wagt, hier ist es Wirklichkeit. In Messina umschlingt ein rundgekrümmtes Vorgebirge in weiten Bogen den tiefsten und sichersten Hafen; in Milazzo springt eine in ihrem Anfange schmale und kaum über den Meeresspiegel erhobene Landzunge geradeaus in die See; sie steigt in plötzlicher Erhebung auf, dehnt sich, reckt sich, wird zum langen Bergesrücken und endet in einem steilen, zerklüfteten, von wunderbaren Stalaktitgrotten durchzogenen Felsenriffe. Auf der ersten Erhöhung erblickt man die weißen Mauern der alten Festung, der Kathedrale, der Häuser; unten liegt die moderne Stadt mit ihrem neuen Hafen, Molo und Leuchtturm — ein kleines Städtchen noch, dem aber eine große Zukunft erblüht; denn nur kurze Jahre noch, und hier werden die englischen, die französischen und hoffentlich auch die deutschen Dampfer ihre Weinladungen einnehmen, und ein Leben wird sich in diesem Hafen entfalten, wie es diese stille Küste seit Jahrhunderten nicht mehr kannte. Wer die alten griechischen und römischen Zeiten wieder hervorzaubern könnte, welch herrliches Bild sähe der nicht hier in der Bucht von Spadafora, dem alten Mylä gegenüber, vor sich! Bis in die sicilische Ursage taucht Milazzos Geschichte ihren Fuß. An die Homerischen Erzählungen knüpfen sich diese Ursagen an — oder, wenn man will, aus diesen letzteren bilden sich die Homerischen Erzählungen heraus. Von Odysseus berichtet Homer, daß er zu Äolos, dem Könige oder dem Gott der Winde, kam; Äolos aber war, nach Diodor, Beherrscher der Liparischen Inseln; er hatte Kyana, die Tochter des Entdeckers dieser Inseln, des aus Italien nach dieser Eilandsgruppe herübergekommenen Liparos, geheiratet und wurde, nachdem sein Schwiegervater auf das Festland zurückkehrte und in dem von ihm eroberten Sorrent ein neues Königreich gegründet hatte, alleiniger König der Inseln. Er führte die Segel ein, er sagte die Winde voraus und wurde deshalb als König oder Gott der Winde verehrt. Zu ihm kam Odysseus im Anfange seiner Irrfahrten, und in die nächste Nähe dieses Inselreiches kehrte er wieder zurück, nachdem er zum erstenmal den Gefahren der Scylla und der Charybdis entronnen und seine Gefährten auf der Insel Trinachria die heiligen Stiere des Sonnengottes erschlagen. In Mylä — so will es die Sage — war es, wo des Helios Herden weideten; und wahrlich keinem anderen als dem Sonnengotte durfte dies Land geweiht sein! Unter dem auf altgriechischen Fundamenten erbauten normännischen Kastell, das das heutige Milazzo überragt, lag die Grotte, in welche sich Odysseus zurückzog. Die Grotte wird heute noch gezeigt; man nennt sie die Grotte der Nymphen. Dorthin wollen auch einige die Grotte des Cyklopen Polyphem hinversetzen; wo soll aber nicht überall in Sicilien Polyphem gehaust haben! Aci Reale, Catania, Syrakus, Milazzo, ein jedes möchte den geblendeten Cyklopen für sich allein beanspruchen; und wie die griechischen Städte sich um die Wiege Homers gestritten, so streiten sich heute noch in echt griechischer Art ihre Nachkommen in Sicilien um die Geburtsstätte oder um die Grotte des Homerischen Cyklopen. Wollen wir der von Diodor aufgezeichneten Sage Glauben schenken, so hätten nach dem Tode ihres Vaters die sechs Söhne des Äolos Sicilien unter sich verteilt, und es wäre das ganze nördliche Gebiet von Messina bis nach Lilybaion dem Pherämon und dem Androkles zugefallen, die über die Urbewohner, die Sikuler und Sikaner, herrschten, von diesen aber in einem großen Befreiungskriege gestürzt wurden, worauf die Sieger nach kurzer Zeit miteinander in Streit gerieten und das Land in das staatliche Chaos zurückfiel. In die eigentliche Geschichte tritt Mylä erst ein, als die in Messina gelandeten und angesiedelten Griechen dort eine Kolonie gründeten; es geschah dies im Jahre 716 vor Christi Geburt, und aus jener Zeit stammen auch die Überreste der griechischen

Befestigungen, auf welche die späteren Jahrhunderte die normännischen Kastelle erbauten. Große Kriege kamen in der Nähe dieser Stadt zum Abschluß, weltbedeutende Ereignisse spielten sich bei Mylä ab. Nach den langen Wechselkämpfen zwischen den Athenern und den Sicilianern, zwischen Messina und Rhegium, kamen die Punischen Kriege, und in der Bucht von Mylä war es, wo zum erstenmal eine römische Flotte die Karthager besiegte. Duilius hieß der Sieger, der durch Erfindung der Enterbrücken den Puniern die Hegemonie der Meere entriß — und mit besonderem Stolze werfen die Milazzesen den Kopf in den Nacken, wenn heute von dem größten Panzerschiffe Italiens und Europas gesprochen wird, das unter dem Namen jenes Römers Duilio getauft wurde. Ihre eigene Geschichte ist es, die in diesem Namen gefeiert wird; und im Tiefinneren ihres echt griechischen Lokalpatriotismus fühlen sie sich ganz besonders geschmeichelt, daß Duilius bei Mylä die Punier zu Paaren trieb.

Man spreche mir nur nicht mehr über den den Deutschen mit witzigem Humor zum Vorwurf gemachten antiquarischen Patriotismus, der sich in einer Parteinahme für Konradin von Schwaben oder für irgend einen anderen längst verstorbenen und vielleicht gar, nach Gewisser Ermessen, längst vergessen sein sollenden Helden oder Märtyrer kundgiebt! Noch in viel größerem Maße als in Deutschland lebt dieser antiquarische Patriotismus in Sicilien, hier nimmt er eine ganz besondere Färbung an; was Rom, was Athen in Sicilien Großes gethan, das nehmen die Sicilianer als sicilianisches Eigentum, als sicilianischen Ruhm für sich selber in Anspruch; sie gehen noch weiter: sie fühlen sich stolz auf alle großen Thaten, die auch von Fremden auf ihrer Insel oder an deren Küsten vollbracht wurden, und es schmeichelt ihrem Ehrgefühl, daß Don Giovanni d'Austrias Flotte in Messina sich versammelte, um nach Lepanto zu ziehen; daß die großen Admirale Ruyter und Duquesne sich in den sicilischen Gewässern bekämpften, daß bei Mylä für Karthago, bei Syrakus für Athen entscheidende Begebenheiten sich ereigneten. Es freut sie, wie es ihrem sicilianischen Stolze schmeichelt, daß der Ätna in Sicilien liegt und daß die köstlichsten Orangen und die feurigsten Weine in Siciliens Erde, unter Siciliens Sonne wachsen und reifen. All diese Gefühle stehen in enger, innerer Verbindung zueinander; dasselbe Band verschlingt sie zu einer festen Kette; die tiefe Liebe zu dem heimischen Boden, zu den heimischen Erinnerungen, zu den heimischen Traditionen, die in diesem Volke lebt und aus welcher, in zweiter Potenz, die Liebe zum großen italienischen Vaterlande hervorsprießt, ist ein besonderes Merkmal des sicilianischen Volksgeistes. Hier findet man noch schlichte Bürgersleute, die für den alten Normannenkönig Roger schwärmen; sie nennen ihn il Conte Ruggiero, sprechen mit Begeisterung von ihm als von dem einzigen, der das sicilische Wesen verstanden und der Sicilien die einzig auf dasselbe passende Konstitution gegeben hatte. Ruggiero lebte bekanntlich noch eine gute Weile vor Konradin. Es hat mir immer gedeucht, daß man es in Sicilien recht unangenehm empfinden muß, daß des Conte Ruggieros historische Waffenrüstung nicht in Palermo oder in Messina, sondern in Neapel, in der Waffensammlung von Capodimonte, steht. An ihren modernen Helden hängen die Sizilianer natürlich mit noch größerer Begeisterung; das bewegliche, revolutionslustige Volk zählt Mazzini und Garibaldi in erster Reihe unter die Seinigen. Hier bei Milazzo treten uns die Erinnerungen an Garibaldi bei jedem Schritt und Tritt lebendiger vor die Augen; hier war es, zwischen Milazzo und Barcellona, wo die Tausend einen harten Strauß gegen die in dem Kastell verschanzten Königlichen zu bestehen hatten, wo sich das Schicksal ihres sicilianischen Eroberungszuges entschied.

Schmaler und immer schmaler wurde

der Schattenstreifen, in welchem unsere Gesellschaft Schutz gesucht hatte gegen die sengende Sonne. Man mußte sich flüchten. Mit den Shawls der Damen wurde ein geräumiges Zelt hergestellt; an Stangen, Leitern, hohen Kaktushecken wurden die bunten Tücher befestigt, unter denen wir endlich das von unseren Reisegefährtinnen in antik einfacher Weise hergerichtete Mittagsessen verzehren konnten: Maccaroni und Fische. Das kalte Fleisch und das Brot hatten wir wohlweislich mitgebracht, da in diesem gesegneten Lande keiner auch den kleinsten Ausflug unternimmt, ohne seinen Proviant mit sich zu führen. Wer nicht selber zu kochen versteht, der setzt sich den unmöglichsten Überraschungen aus; in einer Locanda findet man hartes, trockenes Brot, vielleicht auch Käse, weiter aber nichts. Will man kochen, so kauft man sich die Maccaroni und Fische im Dorfe zusammen; die Locanda liefert den Kessel und das Wasser und die Kohlen — und nun sehe jeder, wie er's treibe! Wein hingegen findet man in Hülle und Fülle überall; und versteht man mit den guten, aber pfiffigen und ihr Interesse sorgsam wahrenden Wirtsleuten umzugehen und schickt ihnen mit Geringschätzung die ersten, regelmäßig schlechten Flaschen zurück, so kann man sicher sein, einen ausgezeichneten Wein zu erhalten. Nur darf man sich nicht zu schnell mit dem erstangebotenen begnügen; nur darf man sich nicht erzürnen, noch die Geduld verlieren! Mit Lachen und Scherzen und freundlichem Necken gelangt man unter diesen im Grunde guten und leicht zu gewinnenden Menschen immer zu seinem Zwecke; mit Poltern und Drohen schießt man immer neben dem Ziele vorbei. Alles in dem Umgang mit diesen heiteren Leutchen ist anders, als wir es gewohnt sind: will man abreisen und die Rechnung zahlen und fragt man, was man schuldig sei, so lautet die Antwort: Come volete! — Wie Sie wollen! — und um keinen Preis wären die klugen Gastgeber dazu zu bringen, eine Rechnung aufzusetzen; das wüßten ja die Herren viel besser; sie mögen geben, was sie nach ihrer Schätzung für richtig hielten. Die Schätzung fällt natürlich reichlicher aus, als vielleicht notwendig wäre, und darauf zählen ja diese schlichten Menschenkenner.

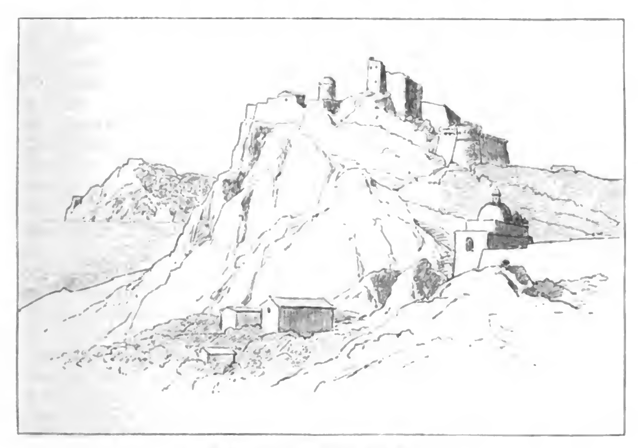


Das Vorgebirge von Milazzo und die Liparischen Inseln.

Noch einen Kampf aber gilt es zu bestehen, ehe man seine Freiheit wiedererlangt, einen Kampf, wie man sich ihn ekelerregender nicht zu denken vermag — einen Kampf gegen das die Locanda umlagernde Bettlergesindel, das, wie durch ein Zauberwort von weit und breit zusammengelaufen, Posto gefaßt hat vor den Thüren, auf der Treppe, am Kutschenschlag, unter den Rädern, unter den Hufen der Pferde — ein Gesindel im wahren Sinne des Wortes! Und den wahren Sinn dieses Wortes, den lernt man erst hier kennen. In unsagbare Lumpen gehüllt, von noch unsagbareren Gebrechen und Wunden bedeckt, an Krücken, an Stöcken, mit Pflastern auf der Nase und über den Augen kriecht, heult, winselt diese Bande um uns herum. Man schließt die Thüren, sie erscheinen plötzlich durch das Fenster; man wirft sie hinaus, sie reiben sich die Kniee und bitten um eine Entschädigung für das zugethane Leid; man droht zuzufahren, sie weichen nicht, sie hängen sich an die rollenden Räder, sie fassen die schnaubenden Pferde bei der Mähne; — wie man es endlich doch dazu bringt, dieses ekelhafte Gewürm loszuwerden, weiß ich nicht! Man haut sich durch, mit Soldis und mit Stockschlägen, — der Wagen fährt los, durch das Gewimmel und Gewimmer; — man denkt sich, der eine oder der andere wird übergefahren, krumm und lahm getreten — keinem aber geschieht etwas; die Leutchen sind gut geschult, und mit einer Virtuosität sondergleichen betreiben sie ihr Bettelhandwerk und verstehen es, im geeigneten Augenblick das Heulen einzustellen, die Räder loszulassen, vor den Pferden zurückzuspringen und lachend und hutschwenkend den mildthätigen Forestieris ihr Buon viaggio! nachzurufen.

Durch Gärten und Rebgelände geht es jetzt nach Milazzo und Barcellona zu; von dem Meeresufer bis an den Fuß der Berge, bis über die ersten Hügel hinauf ziehen sich die kostbaren Wein- und Agrumenpflanzungen, und stundenlang, in fast übersättigendem Anblick dieser gewaltigen Fruchtbarkeit, geht es weiter und weiter; und immer wieder Orangen und immer wieder Reben — eine solche Üppigkeit findet man wahrlich zum zweitenmal nicht wieder, ja unerschöpflich scheint der Reichtum zu sein, den Erde und Sonne hier in nimmer rastender Wechselarbeit entwickeln. Erde und Sonne! denn die Menschen, die thun am wenigsten dabei; die lassen wachsen und reifen, und ihre Arbeit ist die geringste. Hier, in diesem Landstriche — und noch über den Bergen drüben, am Fuße des Ätna — liegt die große Weinquelle Europas. Andere giebt es noch in Spanien, in Italien, in Südfrankreich, letztere sind aber in den jüngsten Jahren durch die Phylloxera auf einige Zeit versiegt, und in Sicilien wächst der schwarze, schäumende, duftende Wein, aus welchem sich am leichtesten Bordeaux und Burgunder herrichten läßt. Wundere dich ob dieser Worte nicht, lieber ehrlicher Leser! Was du im Norden als Bordeaux trinkst, das kommt aus Milazzo und Barcellona; fast aller Rotwein, der in Paris unter den verschiedensten Namen aufgetischt wird, ist in Cette oder in Bercy verarbeiteter, mit leichtem weißem französischen Wein vermischter sicilianischer Saft; und versiegte morgen diese sicilianische Quelle — Gott allein weiß, wie man sich aus dieser Not erretten würde! Schwarz und schwer sind diese Weine, mit reichem Alkoholgehalt und von fein würziger Blume duftend. Nur mit Wasser vermischt können sie hier getrunken werden. Seltsam genug! in dem sicilianischen Wein schlummert nicht die göttliche, lachende Heiterkeit, die uns in unseren nördlicheren Weinen erfreut; im Rheinwein, in den französischen und in den norditalienischen Weinen steckt ein kleiner neckischer, schäkernder, leichtkosender, loser Gott, ein lustiger junger Bacchus, der plaudert und lacht und singt und liebt. Vergeblich aber würdest du diesen Bacchus in dem schwarzschäumenden Sicilianerwein suchen; der Gott, der sich hier versteckt, ist wohl schon ein reiferer, älterer Bacchus, der schwer zu sinnen gelernt

hat, für den die Lust und die Liebe und der lachende Gesang nur noch in den fernen Jugenderinnerungen leben, ein träger, zu Melancholie neigender, plötzlich aber in wilder Wut aufbrausender und wie im Wahnsinn auf seine Feinde losstürmender Gott. Es ist ein tückischer Dionysios, dieser sicilianische Bacchus, zu trauen ist ihm nie und nimmermehr; das Feuer, das in seinen Adern rollt, ist ein gewaltiges und gewaltthätiges, und wehe, wenn das Feuer zu heftig, unbedachtsam geschürt wurde, denn in wilder Korybantenart rast dann der mordlustige Dämon! Wie oft und wie schwer mußten die Nordländer schon büßen, die mit dem sicilianischen Bacchus den leichten, scherzenden Umgang zu pflegen versuchten, den sie mit ihrem nordischen Weingott ungestraft zu unterhalten gewohnt waren! Nicht läßt es sich scherzen mit jenem! Heimtückisch überfällt er plötzlich den Nichtsahnenden, und zur Erde wirft er in mächtigem Ruck den kräftigsten, den festesten Trinker. Sei auf deiner Hut, du nordischer Landsmann, wenn du in dieses Sonnenparadies ziehst! und eines verlerne und vergiß vor allem: kneipen darf man mit Rheinwein und Champagner; kneipen aber darf man nicht mit Faro und Moscato! Mit diesen Weinen ist es übrigens noch in anderer Hinsicht eine ganz sonderbare Sache: wir sind gewohnt, unter jeder Etikette einen festen, wohlbekannten, mit keinem anderen verwechselbaren Geschmack zu finden, und wie ein Wahnsinniger oder wie das unwissendste Kind würde uns der vorkommen, der von diesen verschiedenen Weintypen nichts kennen, nichts verstehen sollte. Hier aber, in Sicilien, darf man nicht von ferne daran denken, diesen Maßstab anzulegen: außer dem Marsala, der ja bekanntlich ein Kunstwein ist, giebt es hier keine festen Typen. Der Wein, den du voriges Jahr als einen süßen Moscato gekauft hast, den findest du dieses Jahr als herben Moscato wieder; er war golden und hell, er ist rot und dunkel geworden. Dieselbe Rebe giebt heute eine süßduftende, von der feinsten Blume köstlich erfüllte Traube, und kehrst du nächstes Jahr

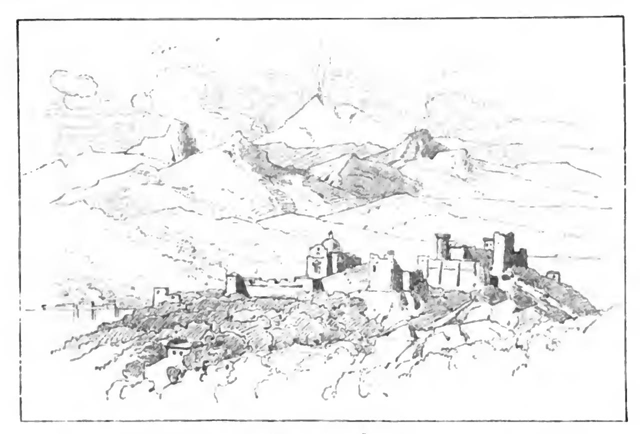


Das Kastell und Vorgebirge von Milazzo.

wieder, so ist keine Spur mehr zu finden von Duft und Blume, und du möchtest schwören, daß du dich in eine ganz andere Rebe verirrt habest, daß du gefoppt und getäuscht wurdest. Drüben, auf den Liparischen Inseln, wächst ein süßer Malvasier, der angenehmste aller Damenweine. Es ergeht ihm wie seinen sicilianischen Brüdern. Kaum erkennt man ihn von einem Jahrgang zum anderen. Und doch ist es dieselbe Rebe, doch war es dieselbe Pflege; die Sonne hat ihn aber anders gekocht, die Erde anders genährt. Dieselbe Pflege, sagte ich eben; — darf man aber eigentlich hierzulande von einer Pflege des Weines sprechen? Es ist ein Wachsenlassen, auf welches eine Herbstlese folgt, wie sie primitiver nicht gedacht werden kann, und ein Keltern, das wohl zur Zeit des Odysseus und des Polyphem schon so eingerichtet war wie heute. Ohne Auswahl noch Sortierung werden die Trauben abgeschnitten und, wie Gott sie geschaffen, mit Stiel und zuweilen auch mit Blatt in die Kufe geworfen; dort wird gestampft, von Menschenkindern und zuweilen gar von Ochsen, gestampft, bis der Brei unten herausläuft; die Trebern kommen nochmals unter diese primitive Presse, bis nichts mehr übrigbleibt, als was eben übrigbleiben muß. In der zweiten Kufe, wo der Saft sich sammelt, geht der Gärungsprozeß vor sich. Dann rollen die Fässer in die Halle, werden gefüllt, verzapft, und dann stehen auch schon die Schiffe im Hafen, die den Wein fortschaffen, über das Meer hinüber nach Cette — und dort wird der sicilianische Wein verarbeitet, vermischt, veredelt, und als Bordeauxwein wandert er weiter — wandert wohl auch als Bordeauxwein, mit glänzenden Goldetiketten versehen, wieder nach Sicilien zurück, und was man hier, an der Quelle, mit einem halben Frank das Liter kauft, bezahlt man nun zu drei und fünf Franken in den kostbaren Flaschen. Fünfzigtausend Hektoliter Wein wurden im vorigen Jahr aus Milazzo ausgeführt; nur in verschwindend kleiner Zahl aber reist sicilianischer Wein direkt nach Deutschland. Die großen Slomandampfer von Hamburg ziehen mit Südfrüchten beladen nach unseren Häfen, der Wein aber bleibt auf der französischen Zwischenstation liegen. Und warum nun versucht man es nicht, sich von der Vormundschaft der französischen Veredlung und der französischen Etikette zu befreien und in Hamburg selbst mit Hilfe unserer heimischen leichten Weine eigenhändig und selbständig die Verarbeitung zu unternehmen, welche in Cette so Treffliches leistet? Von vielen Seiten wird behauptet, daß trotz der Gesetze die Weine in Deutschland noch vielfältig „geschmiert“ werden; wäre es nicht weit besser, man suchte durch Heranziehung der sicilianischen Mischweine dieser gesundheitsgefährlichen Verarbeitung ein Ende zu machen? Und wer weiß, ob man nicht dazu gelangen könnte, einen natürlichen Rotwein herzustellen, der dem nordischen Geschmack noch besser mundete als alle die mehr oder minder echten sogenannten Bordeauxweine, die auf unseren Tischen erscheinen und die ja doch zum größten Teile nicht aus Bordeaux, sondern mit Ablagerung auf einigen Zwischenstationen aus Sicilien stammen. Die Entscheidung dieser Frage überlasse ich den Sachverständigen; dieselbe aufzuwerfen und anzuregen, erschien mir aber als eine Pflicht, und wer nur ein einziges Mal das Weinparadies an der östlichen und an der nördlichen Küste Siciliens durchstreifte, dem mußte sich diese Frage aufdrängen.

Ein Paradies ist dieses Land, ein Paradies ist dieses milazzesische Gebiet, mit seinen stundenlangen Gärten, mit seiner den Menschen um die Mittagszeit herum lästigen, den Pflanzen aber so unsagbar heilsamen, ewigen Sonne, mit seinem Gürtel von abenteuerlich geformten Bergen, mit dem Meere und dem lächelnden Kranze der Äolischen Inseln. Wie ein sicilianisches Neapel ist Milazzo von dem Ufer aus anzusehen, und mit einem gewissen Stolze weisen die Milazzesen auf diese Ähnlichkeit hin. Das Kastell

und der Dom erinnern an San Elmo, das sich langhin aufwellende Vorgebirge an den Pausilippo, die Inseln an Capri, Ischia und Procida; nur der Vesuv fehlt. Aber schneegekrönt steigt weit über die zackigen Bergesgipfel der Ätna herauf, von dem dies Volk mit einer Art von kindlicher Bewunderung sagt, er gebäre alle paar Jahre einen oder zwei Vesuve und Neapels Vulkan sei nur ein ganz kleines Urenkelkind ihres alten Mongibello. Stolz auf ihre Natur, stolz auf ihre Vergangenheit und zum voraus schon stolz auf ihre Zukunft, schauen die Milazzesen, ein strebsames, tüchtiges Völkchen, auf ihre Reben, auf ihren Hafen, auf die weit sich öffnende See. Ihre Stadt bietet freilich des Merkwürdigen gar wenig. Verres hauste hier wie in Syrakus, wie in Akragas, wie in dem benachbarten Tyndaris; und was Verres verschonte, das verschonten weder Karthager, noch Saracenen, noch Spanier. Kaiser Karl V. war es, der das Kastell errichtete, und wie in anderen sicilianischen Städten, wie in Syrakus, wie in Girgenti, so mochten wohl auch hier die alten Tempel und Theater ihre Steine hergeben müssen zur Erbauung dieser Feste. Sicilien, das in der alten Geschichte eine so außerordentliche Rolle spielte, dessen Besitz die jeweilige Weltherrschaft der einen oder der anderen erst förmlich besiegelte — Sicilien setzt uns in Erstaunen durch die Armut seiner Ruinen: drei oder vier Tempel in Segesta und in Girgenti, ein Theater in Taormina, Säulenstummel, Marmorstufen und unterirdische Gänge in Syrakus — alles andere hat der gewaltige Sturm der Weltgeschichte wie Spreu hinweggeblasen. Ein Gefühl der Wehmut überfällt den bewundernden Wanderer; jede Scholle in diesem Lande ist Geschichte — und was ist aus den Spuren dieser Geschichte geworden? Alle Völker, die in der alten und in der neueren Zeit die Welt beherrschten, haben ihre Kultur nach Sicilien getragen; alle haben sie, das eine nach dem anderen, ihre Kultur auf diesem Boden zu einer mächtigen Prachtentfaltung geführt — und aus dieser ganzen Geschichte, was ist es, das unsere Seele ergreift? was ist es, das sich wie ein alles beschließender Spruch

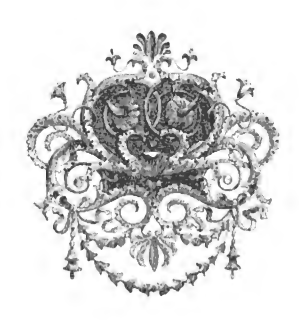


Milazzo und der Ätna

des Schicksals in unser Herz eingräbt? Es ist die Lehre der ewigen, alles unter ihren ehernen Sohlen zermalmenden Vergänglichkeit des Menschen und der menschlichen Arbeit. „Ἀνάγκη!“ tönt es aus diesen Ruinen hervor wie aus den Steinen jener alten gotischen Kirche. Wie eine Schar von unermüdlich schaffenden Ameisen sehen wir die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert bemüht, aus der gestrigen Zerstörung ein neues Erschaffen zu bauen; und noch sind sie mit ihrem Bau nicht über die ersten Pfeiler gekommen, da fährt die gewaltige Windsbraut über sie und ihr Werk. Und andere Geschlechter unternehmen andere Werke — und wie ihren Vätern, so ergeht es auch ihnen.

Nur den Fremden aber, nur den Wanderer scheinen diese Gedanken zu überwältigen; an diesem Volke gleiten sie vorüber, ohne eine Furche hinter sich zurückzulassen; denn heute wie in uralten Zeiten, heute wie nach Verres, wie nach den Karthagern, wie nach den Saracenen, wie nach den Spaniern arbeitet dies Volk, wacker und tapfer, in unermüdlicher Strebsamkeit, an der Errichtung seines neuen Baues, und wie ein Trost, wie eine Ermutigung klingt es uns entgegen, wenn uns der Milazzeser Bürger von den Trümmerhaufen seines Kastells hinunter zeigt auf die Werft, die er erbaut, auf den Hafen, den er gegraben, auf den Leuchtturm, den er errichtet hat — und wenn aus dem Munde dieses Mannes nicht das Weh um die Zerstörungen, die seine Stadt erlitt, sondern eine junge, frische, knospende Hoffnung zu uns spricht, die Hoffnung und das Vertrauen in den endlichen Sieg des Menschen über das Schicksal, ja das überschwengliche, himmelstürmende Vertrauen in den Sieg seiner Vaterstadt über alle anderen Städte und Gebiete: „Klein ist heute Milazzo, aber größer und mächtiger als Messina wird es morgen sein; und wer weiß, ob Palermo nicht übermorgen mit Furcht auf Milazzo schauen wird!“

Glückliche Menschen! glückliche, südlichfeurige Natur, in der das alte Blut der unter den Ätna gebannten Titanen noch immer und ewig lebt und die auch unter Jupiters siegendem Donnerkeil das Vertrauen zu ihrer ewigen Titanenkraft nicht verliert und keinen Augenblick vergißt!





Marianne.

Novelle
von
Emil Peschkau.



Auf der Landstraße, welche südlich von der Residenz sich zwischen den Villen der Begüterten unter ihren Bewohnern dahinzieht, fuhr ziemlich schnell ein Wagen einher, dem man trotz der Livree des Kutschers ohne besondere Untersuchung anmerkte, daß er keinem der Gutsbesitzer gehörte, sondern nur den bescheidenen Rang einer Mietdroschke einnahm. In dem Wagen saß, behaglich in eine Ecke gelehnt, eine noch junge Dame, deren Toilette eher in Wien oder Paris gefertigt zu sein schien als in der trotz ihres Residenzcharakters doch kleinbürgerlich eingerichteten Stadt. Die Dame hatte das eine Füßchen leicht an den gegenüberliegenden Sitz gestemmt und sah gelangweilt bald nach den Gärten, die sich zu beiden Seiten der Straße erstreckten, und bald wieder geradeaus, wo zu ihrem Leidwesen noch immer nichts anderes als eine lange Reihe von Pappeln sichtbar wurde. „Kutscher!" rief sie endlich mit heller, wohlklingender Stimme, und als der Angerufene sich auf dem Bocke umwandte, fuhr sie fort: „Sind wir denn noch immer nicht da?" — „Wird schon noch ein halbes Stündchen dauern," war die Antwort. „Dort, wo die Pappeln aufhören, wendet sich die Straße, und da biegt dann der Weg ab nach der Villa."

Die Auskunft war nicht sehr befriedigend und die Dame verzog ärgerlich ihren Mund. Sich so weit außer der Stadt ein Haus zu bauen, dazu gehört doch auch ein Geschmack! sagte sie zu sich selber. Na, Herr Baron, wenn Sie mich geheiratet hätten, dann wären Ihnen solche Einsiedlergelüste schon vertrieben worden. So im Sommer ein paar Wochen ins Bad oder ins Gebirg, das ist etwas anderes. Aber Sommer, Winter, Herbst und Frühling jahraus jahrein in solch einem tristen Schlößchen zu verbringen — brrr! mich schaudert! ... Ein großes Schloß, das ginge noch an; ein Schloß, wo man Bälle und Soireen, Schlittenpartien und Kahnfahrten veranstalten kann, wo man immer viel Leute um sich

und, so oft man will, Gesellschaft hat — nun, das würde auch Frieda Solm ein paar Jährchen mitmachen. Aber so — zwei, drei Diener, und dazusitzen und sich langweilen, denn in der Stadt sollen sie sich ja nie sehen lassen — na, sehr gut scheint mir die Partie gerade nicht zu sein . . .

Während dieses Selbstgespräches war der Wagen an dem letzten der Gärten vorübergefahren, und nun sah man zu beiden Seiten wogende Kornfelder und üppig grüne Wiesen. Während sich rechts weithin die Ebene dehnte und nur ganz in der Ferne, in blauen Duft gehüllt, das Gebirge herüberwinkte, zog sich links in nicht allzu großer Entfernung von der Straße eine Kette von Hügeln dahin, deren einer das besondere Interesse von Fräulein Frieda Solm zu erwecken schien. Er war zum größten Teile mit Wald bedeckt und senkte sich allmählich gegen die Landstraße zu. Über den Wipfeln der Buchen aber, welche den Hügel nach oben hin abgrenzten, ragte ein Türmchen empor, das entweder einer Kapelle oder einem Schlosse angehören mußte. Schon wollte Frieda sich mit einer Frage an den Kutscher wenden, als dieser selbst plötzlich mit dem Stiele seiner Peitsche nach dem Turme deutete und erläuternd hinzufügte: „Das ist die Villa Maltus.“

Das also ist der Kerker, der dich jetzt umfängt, arme Marianne! setzte Frieda ihre Betrachtungen fort. Oder ist es am Ende gar kein Kerker? Sollte dein eigener Wunsch . . .? Hm, das wäre doch gar zu sonderbar. Freilich, ein eigentümliches Wesen warst du immer, ein Wesen, aus dem man nie ganz klug wurde. Gut wie ein Kind, ja gewiß, aber — dumm. Oder nicht dumm? Es gab Leute, die dich für gescheit hielten und behaupteten, du seiest nur verschlossen, schüchtern, ungeschickt. . . Sei dem wie immer, fürs Theater hast du nicht getaugt, das ist sicher. Du hättest nie Carriere gemacht, und wenn auch alle Recensenten sich in dein Engelsgesicht verliebt hätten wie der verrückte Junge damals. Aber du warst doch klüger, als man annahm, und sahst selbst ein, daß die Bühne nicht dein Feld. Du sagtest ja auch, daß du nur spieltest, um deine alte, kranke Mutter besser pflegen zu können. Und dann machtest du deiner armen, alten Mutter zuliebe eine gute Partie. . . Wie neidisch sie dir alle waren um deine gute Partie, die Kolleginnen. Nur deine Frieda nicht. . . Nein, Marianne, Frieda heiratet nur aus Liebe oder höchstens — eine Million. Da würde sie sich die Sache vielleicht überlegen. Wenn das Männchen Anlage zum Pantoffelhelden hätte, warum nicht? Dann sperrt man es in ein so niedliches Schmuckkästchen wie das da oben und lebt indessen in Paris wie Gott in Frankreich. Ach, Paris! Süßes, teures Paris! Was ist das für ein Leben in diesem Krähwinkel unter diesen Betschwestern und Krämerseelen! „Ach,“ setzte sie laut hinzu, „da sind wir ja . . . Kutscher, fahren Sie auch den Berg hinauf?“

„Es geht steil, aber man kann bis zum Parkthor fahren.“

„So — nun, dann fahren Sie zu! Ich bin keine Freundin vom Gehen.“

Der Wagen fuhr jetzt durch den kühlen Buchenwald dahin, der auch die flachere Rückseite des Hügels, an der sich die Straße hinanzog, bedeckte. Der Weg war ziemlich schmal, so daß die Zweige der Bäume sich über ihm wie zu einem Dache wölbten, das bald glänzend wie helles Gold und bald wieder tief dunkelgrün erschien, je nachdem die Sonnenstrahlen nur auf einzelne Blätter trafen oder vor dichten Laubflächen weichen mußten. Ein paar hundert Schritte weiter wurde endlich ein Gitterthor sichtbar.

Der Wagen hielt, Frieda sprang rasch heraus und zog an der Thorglocke, unter welcher sich ein blank poliertes Schild mit der Inschrift „Villa Maltus“ befand. Nur einige Sekunden währte es und schon ließen sich Schritte vernehmen, die indes von einem Seitenwege zu kommen schienen. Alsbald trat denn auch aus dem Gebüsch zur Rechten des Thores eine hagere

Gestalt mit einem großen Schlüsselbunde hervor, die sich nun anschickte, zu öffnen. Frieda wich einen Schritt zurück; sie wußte nicht, sollte sie fliehend wieder den Wagen aufsuchen oder in ein lautes Gelächter ausbrechen. War dieser Mensch zu fürchten oder war er nur komisch? Einerlei, dessen war sie sicher, wenn sie Baronin gewesen wäre, hätte er nicht eine Stunde länger hier sein dürfen. Wie konnte man nur eine solch unheimliche, schlotterbeinige Figur mit solch aufgequollenen, widerwärtig forschenden Augen in seiner Nähe dulden? Und als er jetzt fragte, was „gefällig sei", da verzog er seinen fast bis an die Ohren gehenden Mund so entsetzlich, daß es Frieda schien, als wolle er einen Versuch machen, sie zu verschlingen.

Sie fragte, ob die Frau Baronin zu sprechen sei.

„Jawohl," war die Antwort, „die Frau Baronin sind zu Hause. Wen soll ich melden?"

„Sagen Sie, eine ehemalige Freundin sei hier."

„Eine ehemalige Freundin — jawohl."

„Wenn Sie an der Freundin zweifeln, guter Freund, dann melden Sie Frieda Solm, königliche Hofschauspielerin."

Die Augen des Dieners schienen noch mehr aus ihren Höhlen zu treten, als er mit grenzenloser Verwunderung die Worte stammelte: „Hof—schauspielerin — königliche — —" Dann aber, wie sich rasch besinnend, setzte er schnell hinzu: „Jawohl, jawohl... Der Wagen wartet gewiß? ... So, wenn es gefällig ist ..." Er schloß das Parkthor wieder ab und führte den schon etwas unwillig gewordenen Besuch den mit seinem weißen Kies bedeckten, breiten Fahrweg hinan, der mit einer leichten Krümmung unmittelbar an dem Haupteingange des Schlößchens mündete. Dann ging es über einige Stufen zu einer Veranda empor und von hier in den parterre gelegenen Salon, wo der Diener Frieda bat, zu warten, bis er sie der Baronin angekündigt habe.

Frieda sah sich, nachdem der unangenehme Geselle sie verlassen hatte, neugierig in dem sehr geräumigen Gemache um. Es war elegant, aber ohne besonderen Aufwand möblirt. Die dunklen Tapeten gaben mit den eichenen Thüren und dem Wandgetäfel zusammen dem Raum einen ernsten, beinahe düstern Charakter. Einige Bilder an den Wänden und eine Blumenetagere in der einen Ecke bildeten den einzigen Schmuck, wenn man nicht den kunstvoll gearbeiteten Fayencekamin noch als solchen nehmen wollte. Das Ameublement bestand aus einer mit bunter Seide überzogenen Garnitur, einem mächtigen Flügel, einem Schmuck- und einem Bücherschrank. Ein Luxustischchen aus Ebenholz mit sechs Stühlen stand inmitten des Raumes, ohne diesen aber wohnlicher und behaglicher zu machen. Nicht viel anders hatte sich auch das Haus bei dem flüchtigen Blicke, den Frieda auf dasselbe werfen konnte, präsentiert. Es war ein einstöckiger Bau aus grauem Sandstein, der einer gefälligen architektonischen Gliederung ganz ermangelte. Nur der vorspringende Giebel und das Türmchen belebten die Vorderfassade ein wenig.

Frieda mochte etwa fünf Minuten gewartet haben, als sich eine Seitenthür öffnete und eine schlanke junge Frau in einfachem Hauskleide raschen Schrittes eintrat. Frieda sprang auf. „Marianne!" rief sie, und dann lagen sich die beiden in den Armen.

„Aber nun sage, wie kommst du hierher?" fragte die Hausfrau, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren. Frieda sah sie verwundert an und sagte dann:

„Wie ich hierher komme? Seltsame Frage. Ich wartete Tag für Tag auf dich."

„Du auf mich?"

„Ja. Aber du kamst nicht, und so erkundigte ich mich nach deiner Wohnung, nahm eine Droschke und fuhr hierher. Oder meinst du, wie ich in das Haus kam? Nun, mit der gütigen Erlaubnis deines Portiers oder welche Würde der

glotzäugige Geselle sonst bekleidet, der mich dir anmeldete."

Marianne lächelte. „Das alles ist es nicht. Ich meinte, wie du in die Stadt kommst?"

„In die Stadt? — Ja, um Gotteswillen, liest du denn keine Zeitungen?"

„Selten."

„Na, das begreife dann, wer will... Dann weißt du also auch nicht, daß ich am Hoftheater engagiert bin — als muntere Liebhaberin natürlich; fünftausend Mark Gage ohne Spielhonorar. 's ist nicht viel, aber auch kein Pappenstiel, wie wir zu singen pflegten. Aber — wo hast du denn deinen Mann?"

„Ich bin gegenwärtig allein. Alfred ist Ulanenrittmeister bei der Reserve und mußte zu den Waffenübungen einrücken. Er wird wahrscheinlich morgen zurückkehren. Doch nun, Frieda — willst du nicht mit auf mein Zimmer kommen und dir's bequem machen? Ich fühle mich hier gar nicht behaglich."

„Und ich auch nicht — du hast sehr recht... Also, ich bin bereit."

Man schritt durch den Flur, der nach dem rückwärtigen Thore zu ging, und dann die Treppe empor. „Noch ein Stück weiter," sagte Marianne, „ich habe mir mein Heim unter dem Dachgiebel eingerichtet."

„Wie immer absonderlich — anders als andere Leute... Aber fürwahr, hier ist es ja ganz allerliebst!"

Man stand vor der geöffneten Thür des Zimmers, und Frieda hielt eine Weile an, um, wie sie sagte, den kleinen Taubenschlag recht genau mustern zu können. Was man in dem Salon vermißte, verriet sich hier auf den ersten Blick: das Walten einer Frau. So einfach und bescheiden der Raum möblirt war, man fühlte sich angeheimelt, wenn man eintrat, und ließ ebenso gern den Blick durch das mit Weinlaub umsponnene Giebelfenster über die Blattkronen der Buchen schweifen wie über die einfache braune Ripsgarnitur und die Hunderte von Dingen, welche die Wand über derselben und dann wieder die Schränke und Etageren schmückten und die schnell die Vermutung aufkommen ließen, daß sie alle mit teuren Erinnerungen verknüpft waren, und so dem, der den Zusammenhang verstand, die Geschichte ihrer Besitzerin erzählten.

„Hörst du," sagte Frieda, während sie ihren Hut ablegte und sich ihrer Handschuhe entledigte, „es ist hier so heimelig, daß ich gleich eine Birch-Pfeiffersche Rolle spielen könnte. Aber, unter uns gesagt, es macht mir mehr den Eindruck, als wohnte hier ein romantisch angehauchtes Fräulein und nicht eine junge Frau. Für zwei ist es eigentlich zu klein, und dann ist alles so — so weiblich. Die Vorhänge sind so weiß, als wäre hier nie eine Cigarre geraucht worden."

Über Mariannens Antlitz schwebte ein leichter Schatten. Plötzlich aber lachte sie auf und sagte mit einer Stimme, die das Bestreben, heiter zu klingen, nicht verbergen konnte: „Du bist doch noch immer der alte Kobold... Da, setz dich ruhig hin und halte still, daß ich dich genau betrachten kann... Dieselben fröhlichen Augen und derselbe übermütige Mund, nur Kinn und Wangen sind runder geworden. Überhaupt — ich hatte dich gar nicht so hübsch in der Erinnerung."

„Danke für das Kompliment. Was dich betrifft, so warst du damals schon so hübsch, daß du nicht mehr hübscher werden konntest. Aber, Scherz beiseite, Marianne — du scheinst ernster und tiefsinniger geworden zu sein als je und — da fällt mir ein, bist du am Ende gar fromm?"

Marianne lachte. „Ich müßte böse sein über deinen Spott," sagte sie dann, „wenn ich nicht wüßte, daß du ein Kind bist, das vom Leben noch nichts erfahren hat und immer glücklich und sorglos dahinlebte."

Frieda wurde plötzlich ernst und sah die Freundin mit durchdringendem Blicke an. Dann faßte sie ihre Hände und zog sie näher an sich. „Glücklich und sorglos, sagst du — Marianne, ich ahne, du bist es nicht. Wende dich nicht weg, verbirg

nichts vor mir. Auch ich habe schon genug geweint, du Arme, wenn ich auch zum Possenreißen verurteilt bin. Denkst du nicht mehr an unsere Freundschaftsschwüre? Nun, siehst du, wenn dir deine Fritzi helfen kann, sie will alles für dich thun. Sei nicht thöricht, vertrau mir."

Marianne hatte ihr Haupt auf die Schulter des Mädchens gesenkt und weinte heftig. Frieda störte sie nicht und streichelte liebkosend ihr glänzend braunes Haar. Sie glaubte zu wissen, was jetzt in der Seele der jungen Frau vorging, und begriff den Sturm, den die unerwartete Begegnung sowie die vielleicht unüberlegten Worte in diesem Herzen hervorrufen mußten. Sie war deshalb nicht wenig erstaunt, als Marianne nun mit einer raschen Bewegung ihren Kopf emporhob und ziemlich gefaßt die Worte sprach:

„Du irrst mit deinem Verdacht. Mein Mann liebt mich und ich liebe ihn auch. Wir haben nie aufgehört, uns zu lieben."

„Nie aufgehört? Ja — hast du denn aus Liebe geheiratet?"

„Natürlich!"

„Man sprach doch von einer Geldheirat."

„So konntest du mich verkennen? Ich schrieb dir ja —"

„Du schriebst sehr kurz, wie immer — vielleicht nur, um für meine Trägheit Revanche zu nehmen? ... Und was du da schriebst, hielt ich für Phrasen, wie man sie gewöhnlich schreibt, um über Dinge hinwegzukommen, die man nicht gern berührt. Du weißt, daß ich nach dir am Würzburger Stadttheater engagiert wurde. Als wir im Sommer wie gewöhnlich in Kissingen spielten, sah mich der Intendant des hiesigen Theaters, und so kam ich hierher. Doch das nebenbei. In Würzburg also erzählte man mir allgemein, du hättest den Baron Maltus nur geheiratet, um deiner armen kranken Mutter eine bessere Existenz zu verschaffen."

Marianne lächelte bitter. „So, das erzählte man sich, und du konntest es glauben?"

„Ja und zwar aus zwei Gründen. Erstens kannte ich dein gutes Herz und wußte, daß du, um deine Mutter von ihren Leiden zu erretten, alles zu thun im stande warst; zweitens schien es mir unwahrscheinlich, daß du aus Liebe geheiratet, weil ich doch wußte, daß der, den du liebtest, nicht — Baron Maltus hieß."

„Frieda!"

„Warum zürnst du? Oder hast du den Doktor Hallweg — so hieß er ja, glaub ich — wirklich ganz aus deinem Herzen gerissen? Das hätte ich nicht gedacht, wie ich dich kenne. Du warst immer eine zu innerliche Natur, um so etwas wie unsereins leichthin abzuwälzen. Und Hallweg ist auch wahrhaftig nicht der Mensch, den man so leicht vergißt. Sehr sympathisch war er mir zwar nie — nun, er gehört zu den Leuten, die man entweder haßt oder liebt. Ein wenig jäh und wild, aber ein Mann! Das war doch Blut und Rasse! ... Wo mag er jetzt leben? Ich dachte immer, der könne nur etwas Großes werden — Minister oder Räuberhauptmann, je nachdem."

„Frieda, ich bitte dich, hör auf! Du weißt nicht, wie peinlich mir das alles ist."

„So hatte ich also doch recht?"

„Nein, du irrtest auch da. Höre mich also und dann laß uns schweigen über das für immer. Als du von Wien weg in dein erstes Engagement gingst, blieb ich noch ein paar Monate. Dann gelang es mir, für kurze Zeit am Pester Theater unterzukommen, und von dort kam ich nach Freiburg und dann nach Basel, von wo ich dir ja schrieb. Einige Wochen, ehe ich Wien verließ, kam es zu einem Auftritte zwischen mir und Rudolf. Ich werde nie in meinem Leben diese Scene vergessen. Er drang in mich wie ein Rasender, sein Weib zu werden. Und nun denke dir — er ein armer Student der Medizin, der belletristische Beiträge für kleine Blätter schrieb, ich ein Mädchen, das nur hoffen konnte, etwas zu erwerben, und das für eine Mutter zu sorgen hatte. In diesem Augenblicke kam es über mich, daß

wir zwei nicht füreinander geschaffen seien, daß ich nur bethört von seinen wahnwitzigen Worten war. Es schien mir, als übte er eine unheimliche Gewalt über mich aus, ich begann mich vor ihm zu ängstigen, und da sagte ich ihm, daß ich ihn nicht liebe, daß ich nicht sein Weib werden könne. Erlaß mir, dir das Weitere zu erzählen — ich mußte fliehen vor seinen Wutausbrüchen, und — seitdem haben wir uns nie mehr gesehen. . . In Würzburg lernte ich meinen jetzigen Mann kennen; er erklärte sich mir, und als ich mich geprüft hatte, konnte ich mit gutem Gewissen ja sagen. An meine Mutter habe ich dabei erst in zweiter Linie gedacht, denn für sie hätte ich auch von meinem Gehalt sorgen können. Was man dir erzählte, war müßiger Klatsch. Leider starb die Mutter schon wenig Monate später — es wäre sonst vielleicht alles anders gekommen."

„Wenn sich das so verhält, wie du mir erzählt hast, dann begreife ich nicht —"

„Ich zweifle auch, daß du begreifen wirst, wenn ich dir weiter erzähle. Aber ich bin es dir schuldig."

„Ja, beichte mir. Das wird dich erleichtern, und vielleicht finden wir zusammen besser Rat."

„Schwerlich — aber, erlaube einen Augenblick."

Sie stand auf, öffnete die Thür und sah auf den Korridor. Dann schloß sie wieder und schob den Riegel vor.

„Du machst ja Anstalten, als ob wir ein Verbrechen planten," sagte Frieda.

„Es ist besser so. Es sind Horcher im Hause, und sie brauchen nicht zu hören, was wir sprechen. So; laß uns hier am Fenster sitzen, du zu meinen Füßen wie damals, als wir noch beide Kinder waren und Mutter und Kind spielten."

„Du hast keine Kinder?"

Marianne errötete leicht und blickte durchs Fenster. „Nein. Es zieht hier doch nicht?"

„Nicht im mindesten."

„Dann will ich auch noch den anderen Flügel öffnen. Es ist heute so prächtig — ein Sommertag im September. Und die Buchen sind noch so grün wie nie sonst um diese Zeit... Aber ich weiß nicht, ob ich dir alles so werde sagen können, wie ich möchte. Und du wirst mich nicht verstehen . . ."

„Sei kein Närrchen — oder glaubst du, daß du ein anderes Herz hast als ich, weil du sentimentale Rollen spieltest und ich nur Backfische gebe? Glaube mir, die Leute, die gern lachen, sind nicht immer die schlimmsten."

„Ich wollte dich nicht verletzen — aber ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Ich werde dir helfen. Wir wollen schön der Reihe nach erzählen, wie sich's für brave Kinder schickt. Also — du heiratetest — ihr machtet eine Hochzeitsreise —"

„Ja. Mein Mann hatte immer viel von Italien geschwärmt und war voller Freuden, mir alle die Herrlichkeiten, die ihn entzückt hatten, nun zeigen zu können."

„Ihr reistet also ab — natürlich verliebt wie zwei Täubchen, nichts als kosend den ganzen lieben Tag. Ich möchte dich gesehen haben, Marianne, dich, die kühle, verschlossene, ernste Marianne."

„Ja, das war es, was gleich in den ersten Tagen unser Einvernehmen trübte. Er klagte, daß ich scheu und zurückhaltend sei, als wenn ich auf der Bühne pflichtmäßig einen Schauspieler und nicht meinen Mann küßte. Wenn ich meine Natur nur hätte bezwingen können! Ich suchte so herzlich als möglich zu sein, aber es mißlang mir gerade dann, wenn er mich zärtlich in seine Arme zog. Mißtrauisch, wie er war, muß er schon damals den unglückseligen Verdacht geschöpft haben, ich sei ihm nur gefolgt, um — versorgt zu sein. Und jetzt, Frieda, wird mir das noch wahrscheinlicher. Sie haben eben damals schon geklatscht. Was du hörtest, hinterbrachte man ihm sicherlich auch. Und das sollte der Grund zu all dem Unheil werden!"

„Errege dich nicht! Wenn die Geschichte so ist, dann begreife ich nicht, daß du noch immer so unglücklich bist. Das

ist doch nicht so schlimm — da liegt doch die Schuld allein an deinem Manne. Warum glaubt er jedes alberne Geschwätz? So viel muß einer doch bald sehen, ob ein Weib ihn liebt oder nicht, auch wenn sie zurückhaltend und scheu ist."

„Er sah es nicht. Du hast mich verschlossen genannt — ach, wer mir damals die Zunge gelöst hätte! Aber ich vermochte nicht zu reden, nie, auch später nicht, und so oft er mich beschuldigte, so oft ertrug ich stumm seine Anklagen. Ich konnte nur weinen — wie viel hab ich geweint, Frieda!"

„Armes Kind! Wie gut, daß ich gekommen bin. Aber erzähle weiter. Du liebtest ihn, und da sollte man doch denken, daß mit der Zeit das Eis geschmolzen."

„Ja, das geschah auch; aber wenn ich später dann versuchte, zärtlich zu sein, mißtraute er mir erst recht und glaubte nicht an die Wahrheit meines Gefühls. Er beobachtete mich fortwährend, und die unschuldigsten Bemerkungen legte er so aus, daß sie mich in falschem Lichte erscheinen ließen. Eine harmlose Äußerung, die seine Eifersucht weckte, wurde die Ursache, daß wir Italien früher verließen, als der ursprüngliche Plan war. Wir verweilten noch ein paar Wochen in den Alpen, dann rief mich die Krankheit der Mutter nach Hause. Sie starb, und mein Schmerz um sie gab Alfred neue Gelegenheit, mich zu quälen. Er wurde eifersüchtig auf die Tote und warf mir jetzt mit trockenen Worten vor, ich hätte ihn nur der Mutter wegen geheiratet, sonst würde ich nicht ewig weinen um sie, sondern fühlen, daß der Mann dem Weibe mehr sein müsse als hundert Mütter . . ."

„Und dann schloß er dich hier in diesen Kerker ein?"

„Nein. Wir nahmen unseren Aufenthalt in der Residenz, und es schien, daß der Verkehr mit seinen Bekannten, die Beschäftigung mit seinen Studien ihn etwas beruhigten. Ich hoffte schon, daß die Verstimmung zwischen uns weichen würde, daß wir zwar unsere Fehler nicht ablegen, uns aber doch an dieselben gewöhnen würden. Es kam der Winter und mit ihm für Alfred die Verpflichtung, seine Frau in die Gesellschaft einzuführen und hier und da Gesellschaft bei sich zu sehen. Wir näherten uns einander wieder etwas mehr — ich that ja alles, was ich ihm an den Augen absehen konnte; ich glaube nicht, daß es ein willigeres und unterthänigeres Weib geben kann, als ich es war."

„Und das hieltest du für den richtigen Weg? Närrchen, wie kann man einen Mann in dieser Weise behandeln! Die Folge war, daß ihn das sanftmütige und stets gehorsame Geschöpf langweilte, während er andererseits diese Sanftmut nur als Heuchelei, als Maske ansah —"

„Was hätte ich sonst thun sollen?"

„Heiter sein, lachen und spotten über ihn. Trotzen bis zum äußersten — und dann auch wieder liebkosen und schmeicheln. Das wäre denn doch wunderbar, wenn ein so hübsches Weib wie du nicht einen Mann vor Verliebtheit ganz toll machen könnte!"

„Du vergißt, Frieda, daß ich nicht dein Temperament habe."

„Ja, ich wollte ihn schon zähmen. Aber ich glaube, wenn wir uns beide verbinden, bringen wir's auch zu stande. Bist du zu Ende?"

„Du nimmst das alles noch immer zu leicht, Frieda. Ich bin noch nicht zu Ende. Du vergißt, daß Alfred mißtrauisch und argwöhnisch bis zum Entsetzen ist und daß mir deshalb nichts helfen kann."

„Ja, welchen Verdacht hegt er denn? Dein Benehmen in Gesellschaft hat ihm doch gewiß keinen Anlaß gegeben —"

„Auch da fand er Anlaß. Er ist einmal fest überzeugt, daß die ehemalige Schauspielerin nun im Leben fortwährend Komödie spielt. Wenn er mir auch nicht das mindeste vorwerfen konnte, so wurde er doch durch die ängstliche Aufsicht über mich, durch die Möglichkeiten, die er sich da und dort ausmalte, so reizbar, daß ich von Tag zu Tag mehr leiden mußte.

Ich bat ihn endlich, die Stadt zu verlassen, sich mit mir irgendwo in die Einsamkeit zurückzuziehen — ich glaube auch, daß das geholfen hätte, wäre ihm nicht, um das Unheil voll zu machen, Mitteilung von meinen Beziehungen zu Rudolf Hallweg geworden. Jedenfalls hatte man die Geschichte übertrieben und das Verhältnis ihm als ein unwürdiges geschildert. Wer so niederträchtig war und mich bei ihm verleumdete — ich weiß es nicht; aber ich zweifle auch nicht, daß es eine neidische Kollegin war, mit der ihn der Zufall in Berührung brachte. Du kannst dir meine Bestürzung vorstellen, als er eines Tages ganz unerwartet und anscheinend ruhig die Frage an mich richtete, ob mir ein gewisser Hallweg bekannt sei. In demselben Augenblicke, wo er den Namen aussprach, wußte ich auch schon, welcher Argwohn ihn erfüllte. Das Blut stieg mir zu Kopf, daß es mir dunkel vor den Augen wurde und ich mich halten mußte, um nicht zu fallen. Alfred mußte in meinem Benehmen die Bestätigung eines bei ihm aufsteigenden Verdachtes sehen. Er rief mein Mädchen und befahl ihr, mich zu Bette zu bringen, ich sei unwohl. Ich war so schwach, daß ich nicht widerstreben konnte und mich in der That krank fühlte. Aber als ich eine Stunde fiebernd und halb bewußtlos dagelegen, kam es plötzlich über mich, daß ich mich aufraffen und ihm die Augen öffnen müsse. Ich sprang empor und stürzte halb angekleidet, wie ich war, in Alfreds Zimmer. ‚Alfred, um Gotteswillen, welch abscheulicher Verdacht drängt sich zwischen uns? Glaube mir, ich bin schuldlos.‘ So ungefähr werde ich gerufen haben, als ich zu seinen Füßen lag und ihn flehend umklammerte. ‚Bemühe dich nicht,‘ sagte er eiskalt. ‚Ein Narr, der einem Mädchen vom Theater glaubt.‘ ... Was dann mit mir geschah, ich weiß es nicht. Ich lag lange krank, und als ich wieder gesundete, fand ich nicht den Mut, von der Sache zu sprechen. Alfred hatte diese Villa gekauft, und wir bezogen sie im vorigen Sommer. Wenn er schlecht wäre, wenn ich ihn verabscheuen, hassen könnte, ich würde Gott danken. Aber so ist er der beste Mensch von der Welt — du mußt nur sehen, was er für seine Diener thut, wie sie alle an ihm hängen. Er verläßt das Haus selten und lebt nur seinen Studien. Ich sehe, daß er sich selbst verzehrt, daß er unglücklicher wird von Tag zu Tag, aber ich kann ihm, ich kann mir nicht helfen. Wir gehen aneinander vorüber fast wie Fremde. Wir speisen zusammen, sprechen aber nur über gleichgültige Gegenstände. Oft drängt mich's, an seinen Hals zu fliegen und ihn zu bitten, von seinem schrecklichen Wahn zu lassen. Aber kaum bemerkt er einen Annäherungsversuch meinerseits, so bricht er schnell ab und nimmt mir alle weitere Gelegenheit. . . Du weinst, schweigst, Frieda? Nicht wahr, für mich ist keine Rettung. Ich bete täglich zu Gott, aber es ist umsonst, und wenn ich nicht vor der Sünde zurückschreckte, ich hätte vielleicht schon diesem elenden Leben ein Ende gemacht."

„Das habe ich freilich nicht geahnt. Armes Kind, daß du gerade so unglücklich werden mußtest mit deinem Engelherzen — es ist empörend! . . . Wenn ich mit ihm spräche, ihn beschwörte —"

„Sei nicht thöricht. Warum sollte er dir mehr glauben als mir. Bist du nicht auch bei der Bühne? Er würde nur denken, du seist von mir bestochen, und unser Verhältnis würde noch viel schlimmer."

„Dann trenne dich von ihm. Du bist nicht dazu geschaffen, so elend umzukommen. Fasse Mut, wage einen entscheidenden Schritt. Vielleicht besinnt er sich dann, und wenn nicht — du hast deine Pflicht gethan."

„Nein, Frieda, das wäre das schlimmste für mich. Mein heißestes Gebet ist stets, Gott möge mich wenigstens davor bewahren, daß er mich verstößt. Ich bin sein Weib und will es bleiben bis in den Tod. Ich von ihm gehen — nie, nie! Es giebt kein Mittel, uns zu retten, keines, Frieda! ... Aber horch, ich höre Schritte. Man ruft zu Tische. Du bleibst bei

mir heute, ja? O, wie wohl das thut, doch wenigstens eine treue Seele zu haben!"

„Weine nicht, Marianne; es kann ja noch alles gut werden. Bin ich nur gekommen, um dich traurig zu stimmen? ... So, also ... wenn dein Mann zurückkehrt, wird er mich hoffentlich nicht hinauswerfen?"

„Es ist wahr ... es wäre mißlich ... ... aber ich denke nicht, daß er heute kommt."

„Und wenn er kommt, desto besser. Kennen lernen möchte ich ihn wenigstens, und — wer weiß?! Vielleicht setzen wir ihm den Kopf doch noch zurecht."

* *
*

Es mochte gegen fünf Uhr abends sein, als Marianne und Frieda in den Garten traten. Die letztere hatte es verstanden, durch ihr heiteres Geplauder die trüben Nachwirkungen des Gesprächs vom Morgen zu verscheuchen, so daß die unglückliche Frau wenigstens wieder dieselbe Ruhe zeigte, mit der sie der Freundin entgegengetreten war. Jetzt besichtigte man den Blumengarten, und dabei fanden sich manche Anregungspunkte für das Gespräch, während dessen Frieda es geflissentlich vermied, den Baron und das Verhältnis Mariannens zu ihm zu erwähnen. Man schritt dann die sorgsam gepflegten Kieswege dahin, bald in das Düster jenes Teiles des Waldes, der noch in den Park mit einbezogen war, tretend, bald wieder zwischen den hier und da mit Blumenbeeten geschmückten Rasenteppichen dahinwandelnd. Dann führte Marianne ihren Gast zu einem reizenden Plätzchen auf dem höchsten Punkte des Hügels, wo man, im Schatten einer mächtigen Buche stehend, auf der einen Seite weit über die Stadt und die sie umziehenden Hügelreihen hinblicken konnte, während auf der anderen Seite die fruchtbare Ebene mit den hinter Obstbäumen halb verborgenen Weilern und Dörfern sich bis zu dem in blauer Ferne aufsteigenden Gebirge erstreckte. Dazu kam jetzt die milde Abendbeleuchtung, der helle Glanz, der auf den Häusern der Stadt lag, der rosige Schein der leichten Wölkchen, welche über den Hügeln langsam vorüberzogen — ein Bild, das seine Wirkung auf die Gemüter der beiden Freundinnen nicht verfehlte, so daß Marianne noch ruhiger und fast heiter wurde, während Friedas Mutwillen einer weihevollen Stimmung Platz machte. So saß man etwa eine Stunde, und schon sank die Sonne und die Wipfel der Buchen begannen stärker zu rauschen, als plötzlich heftig an der Glocke des Parkthores gezogen wurde. Marianne erblaßte. „Das ist mein Mann!" rief sie und eilte den schmalen Fußpfad hinab, der unmittelbar an das Parkgitter führte. Frieda folgte ihr, so schnell sie konnte. Inzwischen war aber schon der Diener erschienen, hatte geöffnet und überreichte Marianne nun einen Brief.

„Um Gotteswillen — ein Telegramm — was soll das bedeuten?"

Hastig riß sie das Blatt auf und wendete sich bewegt zu der Freundin. „Dies auch noch," flüsterte sie, während die Thränen aus ihren Augen stürzten. Aber das dauerte nur einen Moment — dann fand sie wieder Ruhe und die nötige Kraft, um ihre Anordnungen treffen zu können. „Rufen Sie Hanna und Guste zu mir," sagte sie zu dem Diener, während sie Frieda das Telegramm reichte. Diese las, nicht wenig besorgt, rasch die kurzen Zeilen. Sie waren von Hochstadt, in dessen Nähe die Übungen stattfanden, datiert und lauteten, wie folgt:

„Baron Maltus heute auf dem Wege vom Manöverfeld hierher vom Pferde gestürzt. Schwer verletzt. Gehirnerschütterung. Bitte, Frau Baronin, gleich kommen. Franz Paur. Hotel Krone."

„Ich werde dich begleiten," sagte schnell entschlossen Frieda. „Du mußt dich nur so lange gedulden, bis ich beim Intendanten war. Er muß mich für morgen beurlauben."

„Ich danke dir, Frieda, aber sorge dich nicht um mich. Ich nehme mein Mäd-

chen mit mir und verspreche dir, stark zu sein."

„Du reisest sofort?"

„Ja. Wir fahren zusammen in die Stadt, und du begleitest mich auf den Bahnhof, nicht wahr? ... So, da seid ihr ja. Joseph, lassen Sie einspannen, und ihr kommt mit auf mein Zimmer. Du wartest wohl einen Moment, Frieda, ich bin gleich fertig."

Nur wenige Minuten vergingen und die kleine zweispännige Chaise, welche der Baron hielt, stand bereit. Frieda konnte sich nicht genug wundern über die Entschlossenheit, mit der Marianne auf einmal handelte. Rasch hatte sie ihre letzten Befehle gegeben, und nun ging es weiter nach der Stadt.

Auf dem Bahnhofe herrschte bereits reges Treiben, und schon erscholl das Zeichen zu dem nach Hochstadt führenden Zug. Ein kurzer Abschied, dann saß Marianne mit ihrer Dienerin im Coupé und fort ging es, der ersten der Hügelreihen entgegen, die durch einen Tunnel durchschnitten wird, und dann weiter in dem breiten, fruchtbaren Thal des Flusses. Marianne hatte kein Auge für die liebliche Landschaft und bekämpfte nur mühsam den mächtigen Drang, der sie jetzt erfaßte — zu weinen. Auf die Aufregung und gewaltsame Anspannung aller Kräfte folgte nun die Ermattung. Sie bereute, das Anerbieten Friedas abgelehnt zu haben — nun war sie hilflos, ohne jeden Trost und Schutz, preisgegeben den Stürmen, die ihre Brust zerwühlten, und jenen, die sie noch erwarteten. Vergebens suchte Hanna ihre Gebieterin mit herzlichen Worten zu trösten — sie machte die Sache nur schlimmer, denn jedesmal, so oft sie ihren Spruch gesagt hatte, rannen ihr selber die hellen Thränen über die Wangen, und schluchzend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. Marianne sah teilnahmlos vor sich hin. Sie bemerkte nichts mehr, was um sie vorging, und überließ sich ganz ihrem Schmerze.

Schon dämmerte der neue Tag, als man in Hochstadt ankam. Die junge Frau war ein wenig eingeschlummert, und auch Hanna hatte dem Schlafe nicht widerstehen können. Sie erwachten beide sofort. Auf dem Perron wartete bereits Franz, der Diener des Barons, der das Telegramm abgesendet hatte. Er sah ganz verstört aus, und es kostete ihm keine geringe Mühe, Mariannen ein genaues Bild von dem Zustande ihres Gatten zu geben. Dasselbe war wenig tröstlich. Der Baron hatte, abgesehen von einem Armbruch und verschiedenen kleineren Verletzungen, eine Gehirnerschütterung erlitten, die das Schlimmste befürchten ließ. Der Regimentscommandeur hatte ihn gestern vor dem Abzuge der Truppen noch besucht und von dem Oberstabsarzt die Auskunft bekommen, daß ärztliche Kunst hier nur wenig verrichten könne; wenn der Baron wieder gesundete, könnte er es nur seiner kräftigen Natur verdanken. Übrigens, erzählte Franz, sei ein sehr geschickter Arzt da, der das Vertrauen der Bevölkerung in hohem Grade genieße und der noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

Es war noch so früh, daß die Gassen, durch die man schritt, gänzlich verödet waren. Die unansehnlichen kasernenartig gebauten Häuser mit ihren geschlossenen Fensterläden erschienen wie ausgestorben, und der graue Himmel, der über dem Städtchen lag, erhöhte den düsteren Eindruck. Glücklicherweise war der Weg bis zu dem Gasthof nur kurz, und in wenigen Minuten war man an Ort und Stelle. Marianne eilte an dem sich schlaftrunken die Augen reibenden Portier vorüber und mit fieberhafter Hast die Treppe hinauf. Franz deutete auf die letzte Thür des Korridors; Marianne öffnete und trat leise ein. Wie unheimlich kalt erschien dieser Raum mit seiner steifen Ordnung, mit den weißen „Schutztüchern" über den verschossenen Polstermöbeln! Sie durchschritt ihn schnell und stand nun in dem zweiten Zimmer. Da lag ihr Mann vor ihr mit leichenblassen Wangen und geöffneten Augen, deren große Pupillen sie anstarrten, ohne sie zu sehen. Er war

bewußtlos und atmete so schwach, daß sie nichts hörte, obwohl sie ihr Antlitz dicht über das seine gebeugt hatte. Sie faßte behutsam seine Hand und drückte ihre Lippen darauf. Aber die Hand blieb kalt und tot und der Puls war der eines Sterbenden.

Marianne übernahm sofort die Pflege des Kranken. Sie entließ für eine halbe Stunde die Frau, die man als Wärterin für den Kranken angenommen hatte, und befahl Franz, zu dem Arzte zu gehen, damit dieser so bald als möglich komme. Dann zog sie einen Stuhl neben das Lager ihres Mannes und überließ sich, während sie seine vom Verband freie Hand wieder in die ihre nahm, ihren düsteren Gedanken.

Franz kam mit der Nachricht zurück, der Arzt habe seine Krankentour schon angetreten und werde deshalb wahrscheinlich in kurzer Zeit erscheinen. Marianne, der sich inzwischen die Sorge bemächtigt hatte, der Arzt des kleinen Landstädtchens könnte doch in der Behandlung irgend einen verhängnisvollen Irrtum begehen, beschloß jetzt, den ihrem Manne befreundeten Professor Reimar telegraphisch um seine Hilfe zu bitten. Sie setzte also rasch ein paar Zeilen auf und ein paar weitere an Frieda, die Franz aufs Telegraphenamt tragen mußte. Als er zurückkam, kündigte er an, der Doktor warte draußen und ließe fragen, ob er willkommen sei. „Ich lasse ihn bitten, einzutreten,“ erwiderte Marianne und erhob sich. Sie warf noch einen Blick auf den Kranken und trat dann in das Nebenzimmer. Zu gleicher Zeit öffnete Franz die Thür desselben und der Doktor erschien.

Ein unterdrückter Schrei wurde hörbar, und Marianne taumelte zurück. Sie war leichenblaß geworden und starrte den Arzt mit entsetzter Miene an. Auch des Doktors Züge zeigten den Ausdruck der höchsten Überraschung. Er wich gleichfalls einen Schritt zurück und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er sich überzeugen, ob er es mit keinem Trugbild zu thun habe. „Marianne,“ sagte er dann mit leiser, zitternder Stimme, „Sie hier — kann ich es glauben?“

„Ich bin es.“

„Und Sie sind — sind die Frau des Barons?“

„Jawohl.“

Er preßte die Lippen zusammen, und aus seinen Augen schoß es wie ein Blitz über die Frau, die, an den Tisch gelehnt, jetzt anscheinend ruhig und gefaßt vor ihm stand. Er trat näher und reichte ihr seine Hand entgegen, die sie in der Verwirrung des Augenblicks nicht nahm. „So muß ich Sie wiederfinden, Marianne, nachdem ich Sie jahrelang vergebens gesucht?“

„Sie hatten keine Ursache, mich zu suchen. . . Aber Sie vergessen Ihren Patienten, Herr Doktor Hallweg.“

Wieder suchten seine Augen die ihren, als wollten sie bis auf den Grund ihrer Seele dringen. Sie blickte ihn aber kalt und ruhig an, und er trat, seine tiefe Bewegung mühsam verbergend, schnell in das Zimmer des Kranken.

Er fühlte nach Kopf, Herz und Puls, er horchte auf die Atemzüge. Dann untersuchte er den Armverband und wandte sich endlich wieder zu der am anderen Ende des Bettes stehenden Frau.

„Ich kann Ihnen heute noch nicht viel Hoffnung geben, höchstens kann ich als Freund hinzusetzen, daß ich eher an ein gutes als an ein schlimmes Ende glaube. Lassen Sie ihm dieselbe Arznei, die ich gestern verschrieben habe, von Stunde zu Stunde einträufeln; überhaupt soll alles fortgesetzt werden, was ich der Wärterin angeordnet habe. Sie können sich auf die Frau vollkommen verlassen. Erschrecken Sie nicht, wenn wieder Blutungen aus Nase und Ohren eintreten sollten — das hat weiter nichts zu bedeuten. Dann wird es gut sein, wenn Sie ihm öfters ein Riechmittel reichen, das ich Ihnen aufschreiben will.“

Als er das Rezept beendet hatte, stand er auf und griff nach seinem Hute, besann sich aber wieder und trat noch-

mals auf Marianne zu. „Nein,“ sagte er, „es kann nicht alle und jede Erinnerung in Ihnen erloschen sein. Sie können den Freund nicht ganz vergessen haben, auch wenn sich anderes zwischen Sie und ihn drängte. Zürnen Sie mir noch?“

Sie legte ihre Fingerspitzen leicht in die dargebotene Hand und antwortete: „Ich zürne Ihnen nicht, denn ich habe keinen Grund dazu. Aber bedenken Sie alles, meine entsetzliche Lage, dies unvermutete Zusammentreffen —“

„Nicht unvermuteter, als es mir kam. Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, Sie jemals wiederzufinden. Als Sie mich damals so rauh und grausam zurückstießen — da — da war ich ein Thor, der seine Augen vor allem verschloß und nur strebte, sich zu vernichten. Lassen Sie mich schweigen über diese Zeit des Taumels, des Wahnsinns — als ich wieder zu mir selbst kam, stand ich da elend und verkommen, kämpfend um das Leben, denn es zog mich wieder zurück ins Leben, weil ich etwas wirken und Sie gewinnen wollte... Weichen Sie nicht aus — ich weiß, am Krankenbette Ihres Mannes ist nicht der Ort, Ihnen das alles zu erzählen. Ich wollte ja auch nur erklären, wie ich hierherkam. Mit Aufwand aller meiner Kräfte kämpfte ich mich endlich durch, ich kam so weit, daß ich mein Examen ablegte und dann nach verschiedenen anderen Versuchen von dem früheren Arzte von Hochstadt als sein Assistent hierhergezogen wurde. Der Mann war alt und konnte wenig mehr leisten; gegenwärtig ruht die ganze Praxis allein auf mir. Inzwischen schrieb ich nach allen Seiten — von Ihnen keine Spur. Man bezeichnete mir Basel als Ihren Aufenthaltsort, aber eine Schauspielerin Ihres Namens existierte dort nicht.“

„Ich hatte einen Theaternamen angenommen.“

„Ich dachte auch an diese Möglichkeit, aber meine Erkundigungen blieben alle resultatlos... Und nun sind Sie glücklich verheiratet?“

„Ja, glücklich verheiratet.“

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er mit traurigem Ton: „Ich weiß — es ist Ihnen unangenehm, mich hier getroffen zu haben, Ihren Mann in meinen Händen zu wissen. Sie werden mir mißtrauen...“

„Warum sollte ich das? Für Sie ist jene Zeit tot wie für mich... Ich habe mich zwar telegraphisch an Professor Reimar, einen Freund meines Mannes, gewendet, aber bevor ich noch wußte, daß Sie hier sind. Es wird Sie deshalb nicht verletzen, mit ihm zu konferieren?“

„Gewiß nicht — meine Verantwortlichkeit wird dann ja weniger groß sein. Senden Sie nur gleich nach mir, wenn der Professor kommt. Und nun leben Sie wohl!“

Professor Reimar kam am anderen Tage und beruhigte Marianne über die bisherige Behandlungsweise ihres Mannes. Es war alles geschehen, was geschehen konnte, und durchaus nicht alle Hoffnung verloren. An ein Überbringen des Kranken in die Heimat konnte jedoch vor Wochen nicht gedacht werden, wie überhaupt Ruhe das nötigste für ihn war.

Von da an kam Doktor Hallweg täglich zweimal, um nach dem Kranken zu sehen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß sich hier und da ein längeres Gespräch zwischen ihm und Marianne entspann, wenngleich die letztere anfangs jede Gelegenheit dazu zu vermeiden suchte. Mit dem Spürsinn, der ihm eigen war, hatte der Doktor bald herausgefunden, daß Marianne durchaus nicht so glücklich verheiratet war, als sie vorgab. Marianne selbst faßte mit der Zeit mehr Zutrauen zu dem Manne, der ihr anfangs große Angst eingeflößt hatte. Er schien ruhiger, weniger leidenschaftlich als früher zu sein und benahm sich wie ein Freund, der nicht mehr verlangte als freundschaftliches Vertrauen. Andererseits hatte der Umgang mit ihm jenen Zauber nicht eingebüßt, den er einst für sie besaß. Dieses lebhafte, ein reiches Gedankenleben verratende Antlitz sprach noch immer zu ihrem Herzen, ja, der leidende Ausdruck, den es jetzt zuweilen zeigte, fesselte mehr

als die wilde Glut, die einst aus dem Auge des Jünglings flammte. Der fast weibliche Zartsinn, den er ihr gegenüber verriet, nahm sie für ihn ebenso ein wie einst der auch vor dem Tollsten nicht zurückschreckende Mut. Marianne fühlte die Leiden anderer stets wie ihre eigenen, und sie verursachten ihr oft lebhafteren Schmerz als denen, die davon betroffen waren. Beim Anblick eines Bettelkindes konnte all das Elend der vom Glücke Vergessenen ihr Herz überwältigen, und sie empfand ein Weh, von dem jene selbst meist keine Ahnung haben. So ging es ihr auch mit Hallweg; sie fühlte ein ebenso tiefes Mitleid mit ihm, wie sie seine Kraft und Stärke, den unverdrossenen Mut, mit dem er alles überwunden hatte, bewunderte. Und während sie selbst dabei kein Arg hatte und ihr nicht entfernt der Gedanke kam, was sie empfand, könne sündhaft sein, könne in Widerstreit kommen mit den Gefühlen für den kranken Mann, den sie mit der rührendsten Sorgfalt pflegte, gewahrte Rudolf Hallweg wohl, welchen Eindruck er hervorrief; und ebensowenig, als er daran zweifelte, daß sie ihn damals geliebt, zweifelte er jetzt, daß diese Liebe in ihr nur um so heißer und kräftiger wieder emporwuchs. Mitleid ist ja die Mutter der Liebe, und — Marianne war jetzt kein Kind mehr, sie war ein Weib; ein Weib, dessen Herz sich nach Liebe sehnen mußte und — das war bei ihm zur Überzeugung geworden — arm daran war bei all dem Reichtum des eigenen Gefühls. Wenn sie ihn damals zurückstieß — nun, er war selbst schuld daran. Er überließ sich damals seinem wilden Temperament und wollte im Sturme erobern. Was Wunder, daß sich die zarte Mädchenblüte scheu vor ihm zurückzog! Aber jetzt — jetzt war alles anders. Jetzt war er der in Kämpfen gestählte, erfahrene Mann gegenüber dem verzagten, einsamen Weibe; jetzt — so argumentierte er — bettelte er nicht um Liebe, jetzt sehnte sie sich danach; jetzt galt es für sie, sich vielleicht mit einem Opfer, vielleicht nach einem schweren Kampfe einen Augenblick des Glückes zu erringen, ohne welchen ihr weiteres Leben eine sternlose, glücklose Nacht war.

Und wenn er sah, wie tiefbekümmert sie um ihren Gatten war, wie sie Nächte an seinem Lager durchwachte, um ihn sorgte wie eine Mutter um ihr Kind, da fiel es wie ein Strahl eines bisher ungeahnten Glückes in seine Seele. Waren es anfangs nur die entflammten Sinne, die ihn zu ihr trieben, jetzt war es ein reineres, besseres Gefühl... Was kümmerte ihn jener? Mochte er sich weiter seines Lebens erfreuen, was ging er ihn, was ging er sie an? Konnten sie nicht fliehen, konnte er sich nicht eine neue Welt erobern, mutiger, kühner, siegesgewisser als vorher, weil er sie an der Seite hatte?... Wie schön war sie, wenn sie da vor ihm saß, in dem einfachen Hauskleide, das ihre Gestalt lieblicher schmückte als ein reiches Gewand! Er hätte den ganzen Tag sitzen und trunken vor Wonne in ihre Züge starren mögen. Das durch die Nachtwachen und die Sorge abgehärmte, bleiche Antlitz hatte nur noch einen süßeren Reiz gewonnen. Die Augen erschienen größer und dunkler, die Lippen frischer und voller, das runde, kindliche Kinn mit seinem Grübchen anmutiger als je. O, daß er zu ihren Füßen stürzen, ihre Kniee umschlingen und in ihrem Schoß seine heiße Stirn hätte bergen können! Es schwindelte ihm. Warum war dies einzige Wesen, das ihm begehrenswert erschien, nicht sein? Warum zauderte er, es an sich zu reißen als sein ihm von einer höheren Gewalt gegebenes Eigentum?... Aber wie? War das nicht noch ganz dasselbe Rasen und Wüten wie damals? War er denn nicht älter, vernünftiger geworden? Sollte dieses Blut nicht zu bekämpfen sein? Mußte er so nicht wieder alles verderben wie damals? Er beherrschte sich und ging.

Marianne bemerkte nichts von dieser unheilvollen Leidenschaft Hallwegs. Sie hatte sich ganz in den Gedanken eingelebt, daß ihn nur freundschaftliche Gefühle erfüllten, und sie bedurfte der Freundschaft

so sehr. Es war ja wahr: ihr so lange gemartertes, gequältes Herz sehnte sich nach Liebe. Sie hatte nun doch jemanden, mit dem sie ohne Scheu sprechen durfte, wie sie wollte, der ihr kein Wort übelnahm und Verständnis für alles zeigte, was sie bewegte. Nie wurde es ihr deutlich, vor welchem Abgrunde sie stand, denn sie hatte den Blick nach oben gerichtet, und schwindelfrei wandelte sie dort vorüber, wo andere unfehlbar untergegangen wären. Sie wurde um so freundlicher und wärmer gegen den Doktor, als der Zustand ihres Mannes sich bedeutend besserte. Was Hallweg verordnete, verfehlte nie seine Wirkung, und auch Professor Reimar, der aufopfernd wie immer, so oft es ihm nur möglich war, nach Hochstadt kam, lobte die Geschicklichkeit, mit welcher der junge Arzt den Baron behandelte.

Dieser kam bereits öfter zum Bewußtsein. Er hatte seine Frau erkannt und einmal zu ihrer großen Freude nach ihrer Hand gefaßt. Allerdings geschah das nur einmal; später betrachtete er sie, so oft sie sich ihm näherte, wieder teilnahmlos wie eine Fremde. Der Professor verkündete eine Krise und befahl emsige Aufmerksamkeit; die nächsten Tage mußten entscheidend sein. Es war deshalb auch nicht auffällig, daß Hallweg jetzt sogar noch abends kam, um nach dem Kranken zu sehen, und man konnte es nur zu seinen gunsten auslegen, wenn er länger verweilte. Marianne selbst sah das nicht ungern. Wenn Hallweg bei ihr saß, war sie ruhiger und furchtloser, und die Stunden, die sonst kein Ende nehmen wollten, verflogen rasch. Wenn er ihr flüsternd von dem oder jenem erzählte, ihr Trostesworte sagte oder die Erinnerungen an vergangene Tage in ihr wachrief, dann löste sich wenigstens für eine Zeit lang der schwere Druck von ihrem Herzen, und sie dankte aus tiefster Seele dem gütigen Geschick, das ihr in den Tagen der Not doch einen so wackeren Freund gesandt.

An einem der folgenden Abende blieb Hallweg länger als sonst. Marianne lud ihn zum Thee ein, und er nahm an. Der Baron hatte heute einen ungewöhnlich guten Tag gehabt, und das stimmte die junge Frau so heiter, wie sie lange nicht gewesen. Sie schien, was hinter ihr lag, vergessen zu haben und machte die Wirtin mit bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sie versuchte sogar, über den seltsamen Ernst, den Hallweg heute zur Schau trug, zu scherzen. Sie wußte nicht, daß dieser scheinbare Ernst nichts weiter war als das mühsame Bestreben, sich zu beherrschen. Er zauderte noch, einen entscheidenden Schritt zu wagen, weil er fürchtete, an dem Pflichtgefühl der Geliebten zu scheitern. Es brannte wie Fieber in seinen Adern, und doch sagte er sich: jetzt, solange der Mann ihrer bedarf, wird dieses Weib ihn nicht verlassen, trotzdem sie dich liebt. Er hatte keine ruhige Stunde mehr, und der Schlaf floh ihn seit langem. Hätte Marianne die Fenster ihres Zimmers geöffnet, sie hätte gar oft in später Mitternachtsstunde, während der Sturm den herbstlichen Regen durch die Gassen peitschte, den Ruhelosen vorbeiirren gesehen... Und nun saß er in dem behaglich erwärmten Raume, und der Schein der Lampe fiel hell auf sein Antlitz. War es nur die Nacht, das Ungewohnte, das in der Bewirtung eines Gastes lag, daß ihre Augen einen so seltsamen Glanz ausströmten und ihre Wangen so rosig erblühten? Hallweg glaubte zu wissen, daß die Ursache davon eine andere war, und das machte sie für ihn nur schöner und begehrenswerter. Er versenkte sich in ihren Anblick mit jener Gier, mit welcher der Schmetterling in dem süßen Safte der Blume schwelgt. Und je lieber und holder sie ihm erschien, um so mehr stieg wieder der düstere Mut in ihm empor, alles auf eine Karte zu setzen. Was half langes Erwägen und langes Besinnen? „Marianne!“ rief er plötzlich laut mit beinahe kreischender Stimme. Erschreckt blickte sie ihn an, und eine Ahnung stieg in ihr auf, was dieser Ruf zu bedeuten hatte. Er aber mäßigte sich rasch und sagte dann in kaltem, fast schroffem Tone: „Was wer-

den Sie thun, wenn Ihr Mann wieder gesund wird?"

„Nun, ich dächte, das ist doch klar. Wir kehren nach Hause zurück."

„Und ich — ich bleibe hier. freudlos und einsam wie früher. Nicht wahr? Was liegt an mir!"

„Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie damit sagen? Wir werden Sie gewiß gern bei uns sehen, Sie werden willkommen sein, so oft Sie Ihr Weg zu uns führt. Und so weit sollten Sie mich doch kennen, daß es mir gewiß lieb sein wird, einen so werten Freund in der Nähe zu haben."

„Ist das wahr, Marianne? Schlägt Ihr Herz wirklich noch für mich?"

Von neuem kam jene bange Ahnung über sie. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte sie zögernd.

„Was? — Marianne, was ich damit sagen will, fragst du? ... du süßes, liebes Weib! ... Schweig, sonst wacht jener Dieb, der dich mir gestohlen hat, auf... Marianne, sei mein, entflieh mit mir — laß uns glücklich sein —"

Er war mit der Wildheit eines Raubtieres auf sie zugesprungen und hatte, während er diese Worte sprach, mit beiden Armen das vor Entsetzen halb ohnmächtige Weib umfaßt. Aber sie stieß ihn mit übermenschlicher Kraft von sich und stand nun mit zornflammendem Blicke vor ihm. Wie ein Schleier sank es von ihren Augen — wie hatte sie so arglos und blind sein können, wie konnte sie diesen Menschen wieder in ihrer Nähe — in der Nähe ihres Mannes dulden! Sie brachte kein Wort hervor vor Zorn, Scham und Unmut über den Mißgriff, den sie begangen. Er aber hatte sich auf die Kniee geworfen. „Marianne," flehte er, „betrüge dich nicht selbst! Du liebst mich!"

„Ich liebe Sie nicht und habe Sie nie geliebt!"

„Marianne — das kann nicht sein!"

„Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist! Fort — entfernen Sie sich — oder ich rufe Hilfe —"

„Marianne, das kann nicht dein letztes Wort sein! Laß dieses thörichte Pflichtgefühl, diese falsche Scham und sei mein! Sage nicht, daß du mich nie geliebt hast — du sprichst nicht die Wahrheit, Marianne —"

„Ich habe damals kein anderes Gefühl als Furcht vor Ihnen empfunden, und es wäre jetzt nicht so weit gekommen, hätten Sie nicht so trefflich den Heuchler gespielt! Gott ist mein Zeuge, daß ich nur meinen Mann geliebt habe und nur ihn liebe! Und Sie konnten es wagen, an seinem Krankenbette —"

Sie hatte sich unwillkürlich nach dem Zimmer des Kranken gewendet und schrie nun jäh, wie von einem tödlichen Streich getroffen, auf, während sie die Besinnung verlor und zurücksank.

Hallweg sprang empor und sah jetzt in dem nur von einem Nachtlämpchen kärglich erhellten Nebenzimmer eine gespenstische Gestalt sich von dem Bette erheben. Er sah eine weitausgestreckte Hand sich drohend bewegen und hörte ein schauervolles Stöhnen. Er wollte nach der Thür eilen, aber schon öffnete sich diese und Hanna stürzte herein. Sie hatte den Schrei ihrer Gebieterin vernommen, und als sie nun diese wie tot auf dem Boden liegen sah, rief sie laut um Hilfe.

„Die Frau Baronin ist nur ohnmächtig," sagte der Doktor, „reichen Sie ihr das Riechfläschchen."

Auf das Hilfegeschrei kamen rasch von allen Seiten Leute herbei, die nun das Zimmer füllten. Marianne kam bald zu sich, und Hallweg konnte sich, ohne Verdacht zu erregen, entfernen. Er warf noch einen Blick auf den Kranken, der wieder ruhig im Bette lag, und ging.

* *
*

Etwa zwei Jahre nach dem Erzählten fuhr eines Tages Frieda Solm wieder den bekannten Weg nach dem Landsitze des Baron Maltus dahin. Sie war jetzt ein stets mit Freuden begrüßter Gast und kam selbst im Winter regelmäßig jede Woche einmal zu Besuch. Heute trieb sie

den Kutscher zu besonderer Eile an und seufzte ungeduldig, als die Gärten noch immer kein Ende nehmen und das Türmchen über dem Buchenwald noch immer nicht sichtbar werden wollte. Endlich war man so weit, und nun verließ der Wagen die Landstraße und es ging den sorgsam gepflegten Bergweg empor. Der alte Diener öffnete das Gartenthor, und kaum war Frieda eingetreten, als sie Marianne schon den breiten Kiesweg herabkommen sah.

„Ich habe den Wagen auf der Landstraße bemerkt,“ sagte diese freudig, „und gleich auf dich gehofft.“

„Obwohl heute nicht mein Tag ist. Aber ich bringe eben eine Neuigkeit... Nur Geduld! Vor allem sage mir, werde ich denn nie von diesem gräßlichen Empfang befreit werden?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Werdet ihr denn nie den glotzäugigen Menschen wegschicken? Nächstens verschlingt er mich noch.“

„Du meinst den Joseph? Er versieht seinen Dienst treu und ordentlich.“

„Sieht aber wie eine Vogelscheuche aus. Du solltest doch einem Menschen, der dich wie ein Spion überwachte, nicht noch das Wort reden.“

„Was liegt daran? Er hat es ja doch nur gethan, um seinem Herrn zu dienen. Wenn wir ihn aber entlassen würden, was sollte der arme Mensch thun? Niemand würde ihn nehmen und er müßte verkommen.“

„Da hast du recht. Gutes Kind — du bist noch immer nicht gebessert. Danke Gott, daß du nicht draußen in der Welt sein mußt — du wärest auf dem richtigen Platz unter uns Egoisten! ... Ah — da ist ja mein kleines liebes Fritzchen! Komm ... so, siehst du, das ist ein Kuß, um den dich alle Theaterhabitués beneiden würden, wenn sie darum wüßten. Marianne, du fütterst mir den Jungen zu stark — er wächst uns noch allen über den Kopf. Und Tante Frieda soll dir wohl Bonbons geben, kleiner Vielfraß, wie? Da — he, he, he, — da kann er lachen. Wie, das schmeckt?“

Es war ein reizendes Bild, das zierliche Mädchen in der eleganten Herbsttoilette zu sehen, wie sie neben dem Wägelchen kniete, das die Wärterin herbeigeschoben hatte, und selbst wieder zum Kinde wurde, während sie mit dem Kleinen spielte, der ihren Namen trug. Und daneben die Mutter, schöner als je, mit freudegeröteten Wangen und glückstrahlenden Augen, bald auf das Kind und bald ihrem Manne entgegenblickend, der rasch aus dem Waldesdickicht hervorkam.

„Sie sind ja wieder ganz Kind, Fritzi,“ sagte der Baron, schon von weitem grüßend. Jetzt, da er näher gekommen, reichte sie ihm die linke Hand und scherzte:

„Die rechte gehört meinem Zukünftigen, entschuldigen Sie.“

Dann nahm sie das Kind auf ihren Arm, und so schritt man die Stufen empor zur Veranda, wo man um den runden Tisch herum Platz nahm. Marianne hatte rasch einige Erfrischungen bringen lassen und erinnerte nun die ganz in der Beschäftigung mit dem Kinde aufgehende Freundin an die Neuigkeit, die sie versprochen hatte.

„Ja, die Neuigkeit, richtig — ich weiß nur nicht — aber Sie sind ja nicht mehr eifersüchtig, Alfred, nicht wahr?“

„Sie können den Spott nicht lassen —“

„Es sollte kein Spott sein — diesmal nicht. Aber ich muß einen Namen nennen, den wir sonst lieber vermieden haben.“

Mariannens Züge verfinsterten sich, während der Baron zwar gespannt, aber ruhig auf Frieda sah.

„Es wird euch beiden doch nicht ganz uninteressant sein, zu erfahren, was aus Hallweg geworden ist.“

„Sie wissen darum?“

„Ja, wenn meine Quelle nicht lügt. Ich kann unsere liebe schöne blaue Donau so wenig vergessen, daß ich immer meine Wiener Zeitung bekommen muß. Da sehen Sie — ich habe sie mitgebracht: die letzte Nummer des Tagblattes. Wenn es gefällig ist —“

Der Baron nahm das Blatt und schob es zur Hälfte Mariannen zu, während er

seinen rechten Arm um ihre Taille legte und sie näher an sich zog.

„Hier, die Notiz ‚Österreicher in Ägypten‘ ist es,“ sagte Frieda, und man las nun unter diesem Schlagwort die folgenden Zeilen:

„Wie man uns aus Kairo schreibt, ist in letzter Zeit daselbst ein Landsmann, Dr. Rudolf Hallweg, ein geborener Wiener, in ehrendster Weise ausgezeichnet worden. Derselbe hat sich hohe Verdienste um das Sanitätswesen in der ägyptischen Armee erworben und wurde vom Khedive, der an dem begabten Manne besonderes Gefallen gefunden hat, zu seinem Leibarzt ernannt, einer der Hofstellen, um die man ihren Inhaber hier am meisten beneidet.“

Der Baron und Marianne schwiegen, nachdem sie zu Ende waren, und sahen auf Frieda, als warteten sie darauf, daß sie zuerst das Wort ergreife. Sie kam dieser Erwartung auch sofort nach und sagte:

„Du siehst, Marianne, daß du dich getäuscht hast und ich recht gehabt habe. Als Hallweg am Morgen nach jener Nacht verschwunden war, da glaubtest du, er habe sich ein Leid angethan. Ich habe ihn besser gekannt als du. Der ist nicht von jenen, die die Flinte ins Korn werfen, ehe alles verloren ist, und er ist trotz seines Temperaments auch nicht von jenen, denen ein Weib alles ist... Doch das ist ja passé — er ist glücklich und ihr seid es durch ihn geworden, das ist die Hauptsache. Hörtest du nichts mehr von dem alten Doktor?“

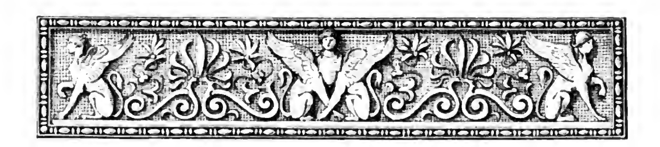
„Nein. Es war keine Kleinigkeit für den alten Mann, für den Entflohenen so rasch einzutreten. Er wurde infolge der Anstrengung beinahe selbst krank. Glücklicherweise war Alfred damals schon so weit, daß man ihn hierher bringen konnte.“

„Ja,“ warf der Baron mit einem frohen Blicke auf sein Weib ein, „es ging rasch nach jener Nacht. Reimar ist der Ansicht, daß diese Erschütterung mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat, denn allzuviel Hoffnung setzte er selbst auf die Krisis nicht. Aber sie hat mir mehr als das Leben, sie hat mir die Freude dazu auch wiederverschafft. Bei meinem harten Kopfe war es nötig, daß mir auf solche Weise die Augen geöffnet wurden — nicht wahr, Mary? Warum Thränen? Wir haben uns doch versprochen, all den Wahn und all das Leid zu vergessen, das ich dir und mir bereitet habe.“

„Und doch war es nur ein Zufall, der uns errettete, Alfred. Es stimmt mich gar oft so trüb, wenn ich denke, wie sehr der Zufall unser Leben regiert, daß er es sein kann, der es freudlos und elend macht, und daß er oft allein es ist, der einem oder dem anderen der schuldlos vom Unglück Verfolgten das Glück und den Frieden bringt ...“

„Na höre, Marianne,“ lachte Frieda dazwischen, „das klingt ja entsetzlich pathetisch. Laß mir den Zufall in Ruhe! Ist denn nicht alles Zufall, und ist es nicht die vernünftigste Philosophie, nicht darüber zu philosophieren, sondern das Ding einfach laufen zu lassen, wie es eben läuft? Nein, auf den Zufall laß ich nichts kommen. Er bringt doch ein bißchen Abwechslung in die Langeweile und hilft den Lustspieldichtern auf die Beine. Könnte ich königliche muntere Liebhaberin sein ohne den Zufall? Also — kommt — ein Hoch auf den Zufall — er lebe hoch!“

Fröhlich klangen die Gläser zusammen, und es schadete nichts, daß in eines derselben eine Thräne fiel. Marianne aber drückte jetzt der Freundin die Hand und erwiderte lächelnd: „Munter wärst du, glaub ich, auch ohne den Zufall, und langweilig wäre es in deiner Gesellschaft auch ohne deinen Schützling nicht. Drum trinken wir nun auf dein Wohl... So, und jetzt wollen wir wieder hübsch ernst sein und nach deinem Zukünftigen sehen, der gleich zu schreien anfangen wird... Nun — weine nur nicht, Tante Frieda geht mit... Adieu, Papa!“



Das Schauspielhaus in Rheinsberg.

Ein Beitrag zur Kultur- und Theatergeschichte

von

Emil Riedel.



Das kleine, idyllische Rheinsberg verdankt seine Beachtung dem Aufenthalt Friedrichs des Großen, der sich als Prinz hier vier Jahre aufhielt. Im Jahre 1734 empfing er die Herrschaft Rheinsberg von seinem strengen Vater gewissermaßen als Versöhnungsgeschenk; er ließ sich das alte Ritterschloß nach eigenen Plänen umbauen und bezog dasselbe mit seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, im Sommer 1736.

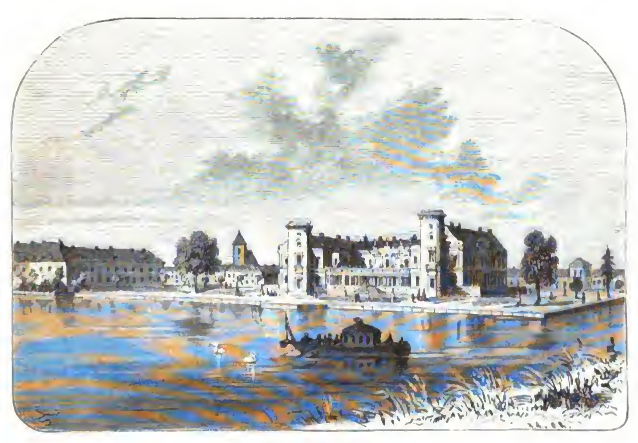
Umgeben von einem Kreise von Künstlern und Gelehrten, widmete sich der Kronprinz hier dem Studium der Wissenschaften und Künste, den Staatswissenschaften, der Philosophie und besonders der Musik. Karl und Johann Graun und Franz Benda leiteten die Konzerte, in denen der Prinz selbst mitwirkte. Gleich nach seiner Ankunft knüpfte er mit Voltaire einen regen Briefwechsel an. Auf dessen Empfehlung kam 1739 der junge italienische Gelehrte Francesco Algarotti, der in Frankreich großes Aufsehen erregte, besonders durch seine Schrift über den sittlichen Nutzen der Oper, an den Rheinsberger Hof. Endlich, im Jahre 1740, erschien auch der „König der Geister", Voltaire selbst, am Hofe seines „Nordsterns", des „Apollo vom Remusberge". Intendant des Prinzen war Hans von Knobelsdorf, der nachmalige Erbauer des Berliner Opernhauses und des Schlosses Sanssouci; früher Hauptmann, war Knobelsdorf in Italien zum Maler und Architekten ausgebildet worden und errang sich die Freundschaft des Kronprinzen und Königs.

Bis zu seiner Thronbesteigung (31. Mai 1740) lebte der Kronprinz in Rheinsberg, und obwohl er als König nur selten wieder dorthin kam, hat er doch jene idyllischen Tage nicht vergessen und sie oft seine glücklichsten genannt. Im Jahre 1744 schenkte er die Herrschaft seinem zweiten Bruder Friedrich Heinrich Ludwig, der dieselbe bis zu seinem Tode 1802 inne hatte und seit dem Jahre 1786 fast ausschließlich bewohnte.

So vorübergehend auch der Aufenthalt Friedrichs in Rheinsberg war, während sein Bruder fast ein halbes Jahrhundert daselbst residierte, nimmt doch nur die Erinnerung an die Gegenwart des großen Königs in seiner Jugend das Interesse aller Besucher in Anspruch, und der Fremde erstaunt darüber, so oft den ihm fremder klingenden Namen des Prinzen Heinrich zu hören und so wenig im Schlosse zu finden, was an den Aufenthalt des Kronprinzen erinnert, da sein Bruder sich dasselbe nach seinem eigenen Geschmack einrichtete.

Prinz Heinrich war als der dritte Sohn Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1726 geboren, gleichfalls streng erzogen und im Gegensatze zu seinem Vater voll Sym-

pathien für das Franzosentum; ungern verließ er Paris, das er sehr liebte und wo er oft weilte; dem Wein und den Frauen war er wenig zugethan, und wie sein Bruder führte auch er eine unglückliche Ehe. Er war klein von Figur, sehr leutselig und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Seine Lebensweise war äußerst einfach und regelmäßig. Der Nachmittag war der Gesellschaft, der Lektüre, dem Diner gewidmet, der Abend abwechselnd dem Schauspiel und der Musik. Gleich seinem Bruder liebte auch er die Wissenschaften und Künste, war er ein Verehrer der französischen Sprache und Litteratur, bediente er sich der ersteren im mündlichen und schriftlichen Verkehr. Aber während Friedrich die Musik besonders pflegte, selbst komponierte, sich eine Kapelle hielt und oft mitwirkte, beschäftigte sich Prinz Heinrich hauptsächlich mit dem Theater. Er dichtete französische Dramen, die sein Vorleser und Bibliothekar Mr. Tousseint verbessern mußte, die jedoch niemals in die Öffentlichkeit gelangten; bei festlichen Gelegenheiten spielte er selbst mit, so zum Beispiel den Ödipus, trotz seiner kleinen Gestalt. Der sonst so sparsame Prinz engagierte sich eine französische Schauspielergesellschaft und gab große Summen für das Theater aus. Er zahlte hohe Gagen, um gute Kräfte zu gewinnen, und kaufte alle Novitäten an. Großes Interesse widmete er der Ausstattung, die er auf das glänzendste in Paris kennen gelernt hatte; da ihm an seinem Hof mehrere Maler zu Gebote standen, so konnte hierin Künstlerisches geleistet werden. Die Inscenierung geschah mit großer Pracht, mit Eleganz und Sorgfalt. Als Statisten fungierten die in Rheinsberg stationierten vierzig Leibhusaren der Ehrenwache, welche eine speciell Prinz Heinrichsche Truppe bildete. Auch die Dienerschaft wurde zur Komödie herangezogen. Man erzählt, der Prinz habe selbst die Personen ausgewählt, welche entweder ein gutes Organ hatten oder musikalisch waren, und er ließ dieselben dann als Musiker oder Acteurs heranbilden.



Schloß Rheinsberg.

Einer Anekdote zufolge soll der Prinz der Abwechslung halber seinen Gästen

auch einmal eine deutsche Komödie haben vorführen und dazu die Dienerschaft dressieren lassen, wobei sein Kammerdiener Elsner als Regisseur fungierte. Auf den Proben stellte sich der Diener Quandt am ungeschicktesten an, seine Scene mußte stets wiederholt werden, er selbst hatte auch nicht die mindeste Lust dazu, denn er empfand seine Talentlosigkeit, aber keine Bitte fruchtete, er mußte mitagieren. Der Abend kommt heran, und Quandt im Gefühl seiner Unsicherheit wird noch ängstlicher. Elsner stößt ihn auf sein Stichwort hinaus, die Gegenwart des Prinzen verwirrt den Ärmsten, er fängt an zu stottern, sieht sich verlegen um, wendet dann dem Publikum den Rücken und sagt endlich resigniert zu seinem Mitspielenden auf der Scene: „Sehen Sie, ich habe es immer gesagt, ich kann nicht!“ Er muß abgehen und ein anderer seine Partie übernehmen; damit war denn die deutsche Komödie zu Grabe getragen.

Selbstverständlich ließen es sich auch die Herren und Damen vom Hofe nicht nehmen, den engagierten Schauspielern Konkurrenz zu machen und hin und wieder Komödie zu spielen, das heißt auf dem Theater als Acteurs und Actrices.

Die Konzert- und Theaterkapelle bestand aus tüchtigen deutschen und italienischen Künstlern, denn auch für Musik interessierte sich der Prinz;* da nicht täglich Komödie gespielt wurde, wechselten Theater und Konzerte ab.

Das kleine, stille Rheinsberg, welches 1737 kaum siebenhundert Einwohner zählte, 1766 etwa deren elfhundert hatte, und wohl damals schwerlich selbst von der kleinsten deutschen Wandertruppe besucht wurde, besaß früher als die Hauptstadt Berlin ein französisches Schauspiel, und in demselben Jahre, als in der Hauptstadt auf dem Gendarmenmarkte das französische Theater errichtet wurde, erhielt Rheinsberg ein Schauspielhaus; doch viel länger, als am Hofe Friedrichs die französischen Schauspieler beständige Aufnahme fanden, war in Rheinsberg eine Pflegestätte ihrer Kunst.

Im achtzehnten Jahrhundert bildete das französische Schauspiel einen integrierenden Teil des Hoflebens. Jeder kleine und kleinste Fürst unterhielt damals eine französische Gesellschaft. Dem Ballett, der italienischen Oper und dem französischen Schauspiel opferten die Fürsten ihre Einkünfte, besonders suchten sie sich in effektvoller und prächtiger Ausstattung zu überbieten; dem Äußerlichen, dem sinnlichen Eindruck, nicht der eigentlichen Kunst wurde gehuldigt. Das deutsche Theater begann eben sich zu entwickeln; Lessing und Eckhof arbeiteten daran, die deutsche Schauspielkunst aus dem Sumpfe jahrhundertelanger Verachtung emporzuheben, während das französische Theater gehätschelt wurde. Zur selben Zeit, als die deutschen Schauspieler mühsam den Kampf ums Dasein führten und meist von Stadt zu Stadt wandern mußten, fanden ihre französischen Kollegen eine sichere, glänzende Zufluchtsstätte an den zahlreichen deutschen Höfen, lebten sorglos und geachtet in der Sonne der Fürstengunst.

Die Besucher Rheinsbergs glauben die historischen Sehenswürdigkeiten erschöpft, wenn sie das Schloß und den Park am Grinericksee durchwandert, die Remusinsel besucht und das Innere der Kirche besichtigt haben. Nur wenige erfahren, daß ganz in der Nähe des Schlosses sich ein interessantes Gebäude befindet, vielleicht das älteste noch existierende Theater der Rokokozeit, früher ein Lieblingsaufenthalt des Prinzen Heinrich, wo einst alle großen Festtage mit theatralischen Aufführungen bedacht, alle besuchenden Gäste damit unterhalten wurden. Die Tage der Schlacht bei Freiberg, die der Prinz gewonnen hatte, und bei Prag wurden alljährlich am 29. Oktober und 6. Mai im großartigsten Stile durch französische Festspiele in Alexandrinern gefeiert. Sonst beherrschten Molière, Racine und Vol-

* Besondere Zuneigung widmete er dem jungen Cellisten Ludwig Pitscher, dem er nach seinem frühen Tode in der Kirche ein Denkmal setzen ließ. P. starb zwanzig Jahre alt 1763. Fontane schreibt irrtümlich Pitschner und giebt das Todesjahr auf 1765 an.

taire das Repertoire; auch einige eigene Dramen des Prinzen wurden gleichfalls aufgeführt.

Ein Jahr nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, im Jahre 1753, nahm Prinz Heinrich mit seiner Gemahlin in Rheinsberg seinen Wohnsitz. Nach drei Jahren brach jedoch der siebenjährige Krieg aus, und der Prinz vertauschte seinen idyllischen Aufenthalt mit dem Getümmel der Schlachten.

Noch während der Kriegszeit, 1758, legte der Intendant v. Reisewitz im nordöstlichen Teile des Schloßparkes ein Naturtheater aus Rottannen- und Buchenhecken mit Coulissen und Garderoben, mit Parterre und Amphitheater an, welches zu den größten und schönsten dieser Art gehört.

Es bildet ein Oval, dessen größter Längendurchmesser etwa 64 m beträgt, bei einem größten Breitendurchmesser von 23 m. Der nördliche hufeisenförmige Halbkreis bildet den Zuschauerraum, der südliche die Bühne, beide werden durch einen 4 m breiten Gang getrennt, der auf den Hauptgang zum Schlosse führt.

Der vertiefte Zuschauerraum wurde umgeben von hohen, mit Rankengewächsen umschlossenen Bogengängen. Zwei mächtige kanadische Pappeln ragen wie Säulen in die Lüfte und bilden den Nordpol des Auditoriums; die Länge des Zuschauerraumes bis zu demselben beträgt 28 m.

Die Bühne liegt über dreiviertel Meter höher und steigt nach dem Hintergrunde zu allmählich an. Sie ist umgeben von einer 4 m hohen Buchenhecke. Vorn schließt eine regelmäßig beschnittene Rottannenhecke (Abies pectinata) die Scene ab und verdeckt die Erderhöhung. Das Proscenium wird zu beiden Seiten abgeschlossen durch eine Buchenhecke. Hinter dieser Prosceniumswand folgt auf jeder Seite die erste Coulisse, eine in gleicher Höhe wie die Hecke gehaltene 1,15 m breite, an den Seiten gleichmäßig beschnittene Rottanne; die beiden ersten Coulissen stehen sich in einem Zwischenraume von 12 m gegenüber. Nach diesen folgt auf jeder Seite wieder eine Buchenhecke in einiger Entfernung und bildet so hinter jeder Coulisse einen länglichen rechteckigen Raum als Garderobe. Auf jeder Seite befinden sich sieben Coulissen und acht Buchenhecken und bilden also zusammen vierzehn Garderoben, die dadurch, daß die Querhecken nicht ganz an die Bühnenumfassungshecke anschließen, miteinander verbunden sind. Nach dem Hintergrunde zu nähern sich die Coulissen und verkleinern sich perspektivisch. Hauptsächlich waren es wohl Allegorien und Festspiele, die an schönen Sommerabenden zur Aufführung gelangten. Wenn die Hitze selbst des Abends so beträchtlich war, daß dadurch die schönsten Kunstgenüsse im geschlossenen Raum verleidet worden wären, bot das Gartentheater eine erfreuliche Abwechslung. Warf dann der Mond sein magisches Licht auf die vornehme Gesellschaft, welche sich im Parterre versammelt hatte, während die Darsteller sich auf der von dem natürlichen und farbigen künstlichen Lichte erhellten Bühne zu bunten künstlerischen Gruppen vereinigten, so wurde eine poetische Stimmung, wurden Effekte bewirkt, wie sie kein Maler und kein Beleuchtungsinspektor hervorzaubern konnte.

Nach Beendigung des Krieges 1763 war Prinz Heinrich nach Rheinsberg zurückgekehrt. Bald darauf ließ er in dem durch Prinz Friedrich erbauten Kavalierhause* eine Bühne einrichten, welche nach drei Jahren noch vergrößert wurde, 1774 aber zu Wohnungen für die fremden Hofstaaten eingerichtet werden mußte.

Dafür ließ nun der Prinz im Westen am Grienericksee den nach dem Schlosse vorspringenden Anbau machen und in diesem ein stattliches Schauspielhaus herstellen.

Das Theater ist ein längliches Viereck, dessen Front im antiken Stile, das Innere in Rokokomanier hergestellt ist. Das

* Ein einfaches Gebäude nördlich vom Schlosse, jenseits des Rhins, 1738 bis 1740 erbaut.

Frontispiz ist etrurisch, hatte in seinem Giebelfelde ein al fresco gemaltes Basrelief: Apollo mit den Musen. Vier dorische Säulen — einfaches Kapitäl mit Wulst und glattem Schaft — tragen das Gebälk. Zwischen den Säulen waren drei Eingänge. Über den beiden Seiteneingängen befinden sich zwei Medaillons, in denselben stehen zwei antike Büsten.

Der kleine Zuschauerraum* war halbkreisförmig, für etwa 350 Personen, zwar elegant und reich, aber etwas überladen und bunt ausgestattet. Acht schwarze, mit Goldleisten verzierte Holzsäulen trugen die beiden niedrigen Ränge. Auf jeder Seite waren übereinander zwei Prosceniumslogen; Orchesterlogen waren nicht vorhanden. Links vom Zuschauerraum im ersten Range war die prinzliche Loge, zu welcher schmale Holztreppen führten, die unseren heutigen feuerpolizeilichen Verordnungen geradezu spotten. Unter dieser Loge war ein versteckter Observationsplatz für den Prinzen und wahrscheinlich auch für die Regie. Eine kleine viereckige Öffnung war darin angebracht, durch welche man sehr gut die Vorgänge auf der Bühne beobachten konnte, ohne vom Publikum gesehen zu werden. Die Decke ist reich mit Emblemen und Muscheln bemalt. Von dem vertieften Orchester führte wie bei unseren Bühnen eine Thür in die Versenkung, damit die Musiker auf die Bühne gelangen konnten.

Die Bühne** war im Verhältnis ziemlich groß, hatte auf jeder Seite vier Coulissen und zwei Versenkungen. Das Proscenium wird an der Seite durch je zwei kannelierte Säulen abgeschlossen. Auf jeder Seite der Prosceniumswand ist eine allegorische Frauengestalt gemalt. Die zur Linken (vom Zuschauer) trägt in der Hand eine Maske und ein Narrenscepter, auf dem Haupte einen Lorbeerkranz; die zur Rechten ist verhüllt, trägt eine Papierkrone auf dem Haupte und einen Dolch in der Hand. Diese Figuren sind beißende Satiren auf die Schauspielkunst und kennzeichnen die damalige Auffassung. Die Figur auf der Seite der prinzlichen Loge trägt den Lorbeerkranz auf dem Haupte, das Zeichen des Ruhmes, die Siegeskrone im Kampfe des Geistes — errungen durch Narretei. Die andere verhüllte Figur ist eine Persiflage der tragischen Schauspielkunst, bei welcher man Thränen vergießt um „Hekuba", tötet mit stumpfen Dolchen, mit gemalten Kronen sich schmückt und Bettler Könige darstellen.

Die Bühne wurde vorn durch große, einen halben Meter hohe Laternen erleuchtet. Vom Kavalierhaus führte ein Gang zu den Garderoben und zur Bühne; diesen benutzten wahrscheinlich die Schauspieler, von denen ein Teil im Kavalierhaus, der Rest in der Stadt wohnte. — Dreimal ist das Theater behufs Vergrößerung und Verschönerung umgebaut worden; später wurde an der Seeseite noch ein Dekorationsgebäude angefügt und mit der Bühne in Verbindung gesetzt; dasselbe ist als baufällig bald wieder abgerissen worden. Die ganze Bühneneinrichtung und die Sitzplätze sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden.

Einen sonderbaren Eindruck macht das wüste Chaos, die Totenstille, welche heute in diesem Hause der Festtagsfreude und der blendenden Pracht herrscht. Einst war hier reges Treiben. Manch französisches Künstlerherz klopfte schneller, wenn das Auge von der Bühne hinab in den hell erleuchteten Raum blickte, wo die bunte Gesellschaft in Spannung des neuen Stückes harrte. Die Anwesenden erschienen in elegantester Gesellschaftstoilette: die Damen mit gepudertem Haar, in weiten Reifröcken mit den langen, enggeschnürten Taillen und in weißen Handschuhen; hinter

* Der größte Längendurchmesser betrug $6\frac{1}{2}$ m, der größte Breitendurchmesser 10 m, er war etwa 7 m hoch. Jeder Rang war 2,20 m hoch, in der Mitte 2 m breit, nach dem Proscenium zu verschmälerte sich derselbe bis auf einen halben Meter.

** Der gesamte Bühnenraum hat eine ungefähre Länge von 16 m, eine Breite von 13 m; bis zum Schnürboden eine Höhe von ca. 9 m. Der Spielraum war nur 12 m lang und 7 m breit. Die Versenkung war 2,20 m tief. Hinter der Scene stand auf jeder Seite zur Heizung ein $1\frac{1}{2}$ m hoher zierlicher Kamin. Über dem Zuschauerraum befand sich der Malerboden. Das Orchester war 3 m lang, 10 m breit.

ihren Sesseln standen in den Logen die Kavaliere in Zopfperücken und reich gestickten bunten Röcken, auf den zierlichen Degen gestützt, in der Hand den dreieckigen Hut. Im Parterre versammelten sich die Bewohner des Städtchens, denen der Prinz — mit Ausnahme der hohen Festlichkeiten — den freien Eintritt gestattete, im Sonntagsstaat. Nun erscheint die kleine Gestalt des Prinzen in der Loge, ihm zur Seite der junge Adjutant, der leichtsinnige, verschwenderische Major v. Kaphengst, der Günstling des Prinzen. Alle Blicke wenden sich nach der Loge. Auch Demoiselle Toussaint, welche die erste Scene ihrer Rolle noch einmal im Gedächtnis repetiert, sendet einen Blick durch den Vorhang zur Loge des Prinzen; er gilt seinem schönen Begleiter. Die Ouverture beginnt, nach derselben erhebt sich der Vorhang, feierliche Stille herrscht, und auch der Prinz blickt erwartungsvoll zur Bühne, denn Blainville, sein Liebling, spielt eine neue Glanzrolle. — Heute grinsen uns die kahlen Wände an wie Yoriks Schädel und höhnen über die Thorheiten der Menschen. Alle Beifallspender, wie diejenigen, welche ihn hervorriefen, die kleine Schar jenes nervösen, ehrgeizigen, leichtherzigen Künstlervölkchens ruhen längst im Schoße der Erde.



Grabmal des Prinzen Heinrich im Parke von Rheinsberg.

Die größte Beliebtheit und das längste Andenken hat sich Blainville erworben, der Freund des Prinzen, der Stern der Gesellschaft. Um seine Person drehte sich das Repertoire; er war zugleich Regisseur

und directeur du théâtre. Er vereinigte mit einer einnehmenden Persönlichkeit ein großes Darstellungstalent; aber er war ehrgeizig und eifersüchtig auf die Gunst seines hohen Gönners, er gab sich selbst den Tod, als er fühlte, daß es dem Neid seiner Kollegen gelungen war, ihm dieselbe zu entziehen. Blainville war im Jahre 1713 geboren, Geburtsort und die Todesart sind im Totenbuch nicht angegeben; dasselbe bemerkt nur:

„Herr Blainville, Komödiant von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich, gestorben am 30. September 1781, an seinem Todestage begraben, 68 Jahre alt.“

Sein Tod soll großen Eindruck auf den Prinzen gemacht haben. Lange Zeit hielt sich derselbe fern vom Theater und besuchte es auch in den folgenden Jahren viel seltener. Das Grab des Künstlers auf dem Kirchhof vor dem Menzer Thore ließ der Prinz mit einem einfachen Denkmal schmücken.

Nach Blainvilles Tode gewann Suin de Boutemard die Gunst des Prinzen; er war 1754 zu Rouen geboren und kam wahrscheinlich erst in den achtziger Jahren an das Theater nach Rheinsberg. Auch er fand sein Grab daselbst, denn er starb, erst zweiundvierzig Jahre alt, am 1. Dezember 1796. Er ruht fast in der Mitte des Kirchhofes, ein geschmackvolles Denkmal steht auf dem Grabgewölbe, dessen französische Inschrift nicht mehr zu erkennen ist.

Von den weiblichen Vertreterinnen der Kunst haben sich drei Namen erhalten: Demoiselle Aurore, Demoiselle Tousseint, die schöne Marquise de Sabran. Demoiselle Tousseint war die Tochter oder Schwester des prinzlichen Vorlesers; sie war eine sehr gute Schauspielerin, von gutherzigem, lebhaftem Charakter, dabei etwas abenteuerlich und eine gute Royalistin. Sie hatte großen Einfluß bei Hofe, der sich noch vergrößerte, als der von ihr 1794 dem Prinzen empfohlene Emigrant La Rochetymont Adjutant des Prinzen wurde. In zweiter Ehe vermählte sie sich mit dem leichtsinnigen, verschwenderischen Major v. Kaphengst, dem Günstling und ersten Adjutanten des Prinzen, im Jahre 1789. — Niemand verstand die Theaterpassion des Prinzen Heinrich so sehr zu seinem Vorteile auszubeuten als dieser Herr v. Kaphengst. Nachdem ihn der Prinz entlassen mußte, ließ er auf seinem Schlosse Meseberg — welches ihm nebst drei anderen Gütern von dem Prinzen geschenkt worden und wo ihn derselbe oft besuchte, da das Schloß in der Nähe von Rheinsberg lag — in den Zimmern und Sälen rechts neben der großen Halle ein Theater einrichten und verherrlichte in Festspielen seinen Beschützer, um ihm zu schmeicheln und neue Summen von ihm zu erlangen. Er selbst fungierte dabei als Direktor. Selbstverständlich diente die Kunst hier nur als Deckmantel der Ausschweifungen, für die auch der Rheinsberger Hof, der durchaus nicht durch Tugend glänzte, nicht unempfindlich war.

Am 3. August 1802 starb Prinz Heinrich; er wurde, seinem Wunsche gemäß, unter einer Pyramide im Parke, in der Nähe des Naturtheaters, begraben. Mit seinem Tode hörte auch das französische Schauspiel auf und die glänzende Theaterperiode erreichte ihren Abschluß. Das Schauspielhaus, welches von 1774 bis 1802 der französischen Kunst gedient, schloß seine Pforten für immer. Nach dem Tode des Prinzen, der kinderlos starb, erbte das Schloß sein Bruder Ferdinand, welcher sich nur selten daselbst aufhielt. Dieser vererbte es 1813 seinem Sohne August, der mit seiner Gemahlin einige Zeit dort wohnte. Nach dessen Tode 1843 fiel die Herrschaft wieder zurück an die Krone.

Nur selten kommen heute reisende Schauspieler-Gesellschaften nach Rheinsberg, um in verschiedenen Gasthöfen eine kurze Zufluchtsstätte zu suchen — Prinz August gestattete ihnen, im Marstalle zu spielen —; sie fristen ihr mühsames Wanderleben, und nur wenige ahnen, welch ein glänzendes Leben ihre französischen Kollegen einst hier geführt haben.





Die deutsche Kaisersage.

Von
Otto Hartwig.


Wer kennt nicht die schöne Ballade Friedrich Rückerts von dem Kaiser Barbarossa, der verzaubert im unterirdischen Schlosse schläft und einst wiederkommen wird mit des Reiches Herrlichkeit, wenn die alten Raben nicht mehr um seinen Burgberg fliegen werden? Die alte deutsche Kaisersage scheint in ihr ihren monumentalen Ausdruck gefunden zu haben, denn Rückert hat in seinem Liede einen Ton angeschlagen, der in jedem deutschen Herzen wiederklingt. Vorstellungen und Bilder werden durch dasselbe wieder lebendig, die man mit uralten mythologischen Schöpfungen unseres Volkes in Verbindung gebracht hat; die einzelnen Klänge des Liedes mahnen an Vorgänge in der urgermanischen Götterwelt.

Und doch, wer mit den Abwandlungen historischer Sagenbildung einigermaßen vertraut ist, wird selbst einem solchen kleinen Kunstwerke gegenüber, wie dieses Rückertsche Gedicht zweifellos ist, an das treffende Wort von Gregorovius erinnert: „Es giebt im Menschengeist eine Region, die ewig mythisch bleibt und worin dasselbe Spiel der Symbole wiederkehrt.“ Ist die deutsche Kaisersage, muß man sich danach fragen, so alt, daß die Züge, die ihr Rückert geliehen, auf historischer Grundlage ruhen, ihr seit ihrem Ursprung immanent anhafteten, oder sind sie ein Produkt freier, dichterischer, Symbole bildender Imagination und darum doch, bei allem Schein des Ursprünglichen und Echten, ihren tiefsten inneren Beziehungen nach der ursprünglichen Sage fremd und nur den Tendenzen einer ganz anderen Zeit zuliebe zu dieser hinzugethan? Auf diese Fragen kann nur die Geschichtsforschung Antwort geben. Und das thut sie auch in vollkommen genügender Weise. Sind wir doch dieser geschichtlichen Sage gegenüber in einer glücklicheren Lage als bei vielen anderen. Denn wir können sie, einzelne Lücken abgerechnet, fast bis zu ihrem ersten Ursprung hinauf an der Hand unverwerflicher historischer Zeugnisse verfolgen und ihre großen Wandlungen bis in die einzelnen Züge hinein sich vor uns vollziehen sehen. Deshalb fallen von ihr aus auch auf analoge Sagen- oder Mythenbildungen, welche sich gleich ihr auf den Grenzgebieten nationaler und religiöser Vorstellungen bewegen, nicht uninteressante Reflexe.

* * *

Als Kaiser Friedrich II. 1250 in Unteritalien erst sechsundfünfzig Jahre alt gestorben war, wollte man in Deutschland, das er ja schon seit vierzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, nicht an seinen Tod glauben. Es traten in Deutschland mehrere falsche Friedriche auf, von denen der bekannteste jener Tile Kolup ist, der 1284 am unteren Rhein auftauchte und auf dem Kalsmunt bei Wetzlar am 7. Juli

1285 in Anwesenheit Rudolfs von Habsburg als Zauberer verbrannt wurde.

Das Gerücht von diesen falschen Friedrichen war bis nach Italien gedrungen, so daß verschiedene Städte Oberitaliens und der Markgraf von Este besondere Gesandtschaften jenseits der Alpen schickten, um sich erkundigen zu lassen, ob dieses Gerücht wahr sei und dem vermeintlichen Kaiser eine große Menge Volkes anhange. Diese Gesandten kamen erst in Deutschland an, als König Rudolf des Betrügers, der sich einige Jahre lang zu behaupten vermocht und bei einigen Reichsständen Anhang gefunden hatte, schon Meister geworden war. Denn der Chronist Salimbene, der uns die Nachricht von diesen Gesandtschaften aufbewahrt hat, fügt bei, daß dieser Pseudo-Friedrich ein Betrüger und Schwindler gewesen sei, der seine Rolle nur um des Gewinnes willen gespielt habe. Der Umstand, daß fast ein Vierteljahrhundert nach dem Tode Friedrichs II. das Volk in weiten Kreisen glauben konnte, Friedrich II. könne noch leben, ferner die Thatsache, daß dieser Glaube diesseits wie jenseits der Alpen geteilt wurde, setzt voraus, daß eigentümliche Bedingungen vorhanden sein mußten, um diesen Glauben wachzurufen und lebendig zu erhalten. Eigentümlich ist nun, daß, während ein italienischer Chronist, Salimbene, uns von jenem Betrüger erzählt, der sich in Deutschland für Kaiser Friedrich ausgegeben habe, uns ein diesem Italiener gleichzeitiger deutscher Weltchronist, Jans der Enenkel, berichtet, in Welschland herrsche überall Streit darüber, ob Kaiser Friedrich wirklich zur Zeit tot sei oder ob er nicht noch in der Welt irgendwo lebe. Waren doch auch in Italien falsche Friedriche aufgetreten. Am genauesten sind wir über einen Johannes de Calcaria berichtet, welcher sich in den Ruinen der von Friedrich II. zerstörten Stadt Centorbi in Sicilien festsetzte und dem Statthalter König Manfreds längere Zeit zu schaffen machte, bis er sein Vorgeben, er sei Kaiser Friedrich II., der nach einer neunjährigen, zur Sühnung seiner Sünden unternommenen Pilgerfahrt zurückgekehrt sei, am Galgen büßen mußte. Konnte ein solcher Betrüger in Sicilien, wo Kaiser Friedrich II. begraben lag, noch nicht ein Jahrzehnt nach dessen Tode immerhin zahlreiche Anhänger finden, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn in Mittelitalien die Zweifel an dessen Tode gleichfalls verbreitet waren. Zwei Bürger von San Gemignano versprachen am 10. August 1257 einem Goldschmied sechzig Scheffel Getreide, wenn er konstatiere oder es notorisch bestätige, daß Friedrich II., der totgesagt werde, noch lebe. In San Gemignano lebten damals zahlreiche Häretiker, Patarener genannt, die wohl ebenso ghibellinisch gesinnt waren, wie ihre Glaubensgenossen im benachbarten Florenz es unzweifelhaft gewesen waren, die sich wenige Jahre zuvor für den Kaiser erklärt und bei dem kaiserlichen Podestà Schutz gefunden hatten. Und dieser Umstand bringt uns der Entstehung der Sage näher.

Mögen die Betrüger, welche auf dem Kalsmunt bei Wetzlar oder auf den Felsen des alten Centuripä ihre Täuschereien mit dem Leben büßen mußten, aus sich selbst ihre Rollen geschöpft haben oder nur Puppen in der Hand von geschickten Hintermännern gewesen sein, wir begegnen im Mittelalter, soweit ich sehe, in ihnen zum erstenmal dieser Form des Betrugs, der dann nach ihnen häufig genug wiederholt wird. Daß diese Betrüger damals sofort Zulauf bei dem Volke fanden, verlangt ebenso eine Erklärung. Gewiß, die Not der Zeiten war nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland und in Italien groß. Aber war sie, wenigstens in Deutschland, nach dem Tode des mächtigsten staufischen Kaisers nach 1197 nicht noch größer gewesen? Und doch hat es weder nach dem Tode Friedrichs I., den das Volk so leicht aus dem fernen Morgenlande hätte zurückkehren lassen können, noch nach dem Tode Heinrichs VI. irgend jemand gewagt, sich für einen dieser Gewaltigen auszugeben. Man hat nun, jedoch in

verschiedener Weise, das Auftauchen des Glaubens, Kaiser Friedrich II. lebe noch, in Verbindung mit religiösen Strömungen der Zeit gebracht. Nachdem, soweit ich sehe, zuerst der Schreiber dieser Zeilen in neuerer Zeit (1860) mit voller Bestimmtheit ausgesprochen hatte, daß die deutsche Kaisersage sich ursprünglich an Friedrich II. anschließe und sie auf ein religiöses Motiv, das den wiedererstandenen Kaiser in einen Gegensatz zu dem Papsttum und der Geistlichkeit setze, mehr im allgemeinen zurückgeführt hatte, sprach G. Voigt es als ganz sicher aus, daß der Glaube, Friedrich II. sei nicht gestorben, sondern noch irgendwo lebend, den apokalyptischen Weissagungen, die unter dem Namen des Joachim von Fiore verbreitet sind, entwachsen sei; aus der Chronik des Fra Salimbene von Parma führte er einzelne dieser joachitischen Weissagungen an, welche beweisen, daß schon bei Lebzeiten des Kaisers Friedrich II. unter den Minderbrüdern Italiens der Glaube verbreitet war, derselbe werde nicht sterben. Fra Salimbene erzählt von sich, er selbst habe auch nicht an den Tod des Kaisers geglaubt, bis er aus dem Munde des Papstes Innocenz IV. in Ferrara denselben öffentlich habe verkündigen hören. Danach wäre also der Ursprung unserer Kaisersage in Italien zu suchen. Hiergegen hat nun M. Brosch Einsprache erhoben; er führt aus, die Auslegung jenes Spruches des Joachim von Fiore: Sonabit et in populis: vivit et non vivit, nach dem der Kaiser Friedrich II. noch lebe, sei, wie Salimbene selbst angebe, dadurch herbeigeführt worden, daß König Manfred den Tod seines Vaters zu verheimlichen gesucht habe. „Die italienischen Quellen," so resümiert er, „lassen uns, wenn wir aus ihnen den Ursprung der deutschen Kaisersage ableiten wollten, ganz und gar im Stiche." Dem Zeugnis Jans des Enenkels, der von der Friedrichssage in Italien, nicht aber in Deutschland spricht, stellt Brosch das Schweigen aller übrigen italienischen Chronisten entgegen, die von dem Tode Friedrichs II. berichten und von seinem Fortleben nichts wissen. In der That wird durch dieses „beredte Schweigen" aber nur so viel bewiesen, daß die Sage von dem Fortleben des Kaisers in Italien lange nicht so verbreitet und volkstümlich war wie in Deutschland. Hier war der Pseudo-Friedrich Tile Kolup zwar verbrannt worden; nichtsdestoweniger hielt das Volk daran fest, daß er Friedrich II. gewesen sei. Man fand sich dadurch in seinem Glauben bestärkt, daß in seiner Asche nur ein klein Bein gefunden sei, und es hieß, „daß sei von Gottes Kraft, daß er leibhaftig noch solle bleiben und die Pfaffen vertreiben", wie der Reimchronist Ottokar singt. Und ein Jahrhundert später wiederholt Johann von Winterthur, der selbst nicht an diese „Thorheit" (dementia et fatuitas) glaubte, fast genau dasselbe als ein Gerede der Leute: Kaiser Friedrich II. solle wiederkommen mit großer Heeresmacht und die entartete Kirche reformieren; der Kaiser müsse kommen und wäre er in tausend Stücke geschnitten, ja zu Staub verbrannt, denn Gott wolle das in seinem unabänderlichen Ratschlusse. Da Johann von Winterthur, der noch das, was die Leute in Beziehung auf diese Reformation der Kirche glaubten, weiter ausführt — er werde die Mönche und Nonnen verheiraten, den Witwen und Waisen beistehen, aber die Pfaffen und zumal die Minderbrüder, die ihn einst verfolgt hatten, von der Erde jagen — dann noch hinzufügt, dieser Kaiser Friedrich II. solle zuletzt mit einem großen Heere über das Meer fahren und auf dem Ölberge oder an einem dürren Baume sein Reich niederlegen, so hat S. Riezler geglaubt, hierin das Wiederzusammenwachsen zweier verschiedener Sagenstämme, die allerdings ursprünglich aus einer Wurzel hervorgeschossen seien, wiedererkennen zu können. Als die Stammsage sieht er mit G. Voigt die unchristlichen apokalyptischen Anschauungen von der Wiedergeburt Neros, des Antichrists, an; die italienischen Minoriten hätten in ihrem und des Papstes schlimmsten Feinde Friedrich II. den Antichrist wieder-

erkannt und daher stammten die joachitischen Weissagungen, daß Friedrich II. noch lebe. Den Teil der Sage, daß dieser Kaiser aber übers Meer ziehen und seine Herrschaft niederlegen werde, leitet Riezler dagegen, und das wohl mit Recht, aus der Schrift eines Abtes Adso von Moutier-en-Der über das Leben des Antichrists, die um die Mitte des zehnten Jahrhunderts abgefaßt wurde, her. Hier wird gesagt, der letzte König der Franken, der in der Weiterbildung der Sage dann zum römisch-deutschen Kaiser wird, werde zuletzt nach Jerusalem ziehen, auf dem Ölberge Scepter und Krone niederlegen und dann werde der Antichrist kommen. Da nach Kaiser Friedrich II. mehr als fünfzig Jahre lang kein deutscher Kaiser wieder gekrönt wurde, Friedrich aber Jerusalem nicht dauernd gewonnen und seine Krone dort nicht niedergelegt habe, so sei, meint Riezler, nichts anderes übriggeblieben, wenn man an der Wahrheit jener Prophezeiung habe festhalten wollen, als zu glauben, der letzte Kaiser Friedrich II. lebe noch und werde einst wiederkehren, um sein Werk zu vollenden. Riezler unterscheidet daher in der deutschen Kaisersage, um es kurz auszudrücken, zwischen einer italienischen und einer deutschen Quelle: jenem Glauben der Joachiten und der auf den Abt Adso zurückzuführenden Sage. Aus der Verschmelzung beider Sagen, die innerhalb des ersten halben Jahrhunderts nach dem Tode Friedrichs, als noch kein römischer Kaiser gekrönt war, vor sich gegangen, sei die Fassung unserer Sage, in der sie sich jahrhundertelang behauptet habe, erwachsen.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß sich in den Köpfen von mittelalterlichen Apokalyptikern die widersprechendsten Sagenbildungen und Lehren leichter zu einem neuen Bilde oder einer neuen Weissagung zusammenzuschließen vermochten, als das wohl heutigestags möglich wäre, so scheint es doch ganz unwahrscheinlich, daß eine Sage sich aus zwei Weissagungen gebildet haben soll, die nichts miteinander gemein hatten, als daß sie beide nicht in Erfüllung gegangen zu sein schienen, und zu denen darum eine außerordentliche Lösung dieser Schwierigkeit gesucht wurde, während nach der einen von ihnen der Held, auf den sie beide sich beziehen sollten, als der Antichrist aufgefaßt wurde, nach der anderen dagegen er ein trefflicher Fürst sein sollte, der dem Antichrist vorhergehen werde. Ich glaube deshalb nicht, daß die beiden Sagen, die in der Fassung unserer Sage bei Johann von Winterthur schon zu einer verschmolzen waren, zur Zeit ihres Verschmelzungsprozesses noch so gefaßt waren, wie sich Riezler das vorstellt. Wir müssen wenigstens für die eine von ihnen eine Zwischenstufe annehmen, die allerdings von der Auffassung Friedrichs II. als des Antichristen ausgegangen sein mag, dieselbe aber wesentlich umgebildet hatte. Und eine solche Zwischenstufe läßt sich historisch nachweisen.

Gewiß war in dem letzten Jahrzehnt der Regierung Friedrichs II. die Luft mit apokalyptischen Vorstellungen und Ideenkreisen geschwängert. Das beweisen die joachitischen Schriften und das Zeugnis Salimbenes. Hatten sich doch auch die beiden miteinander streitenden Meister der Zeit, Innocenz IV. und Friedrich II., wechselseitig die Namen der Tiere der Offenbarung St. Johannis zugeworfen und Antichristen und Vorläufer des Antichristen gescholten. Zu diesem Streite nahmen die christlichen Völker nach ihren Traditionen oder nach ihrem augenblicklichen politischen Vorteil Stellung. Man darf aber nicht glauben, daß alle orthodoxen Christen in diesem Streite dem Papste recht gegeben hätten. Noch viel weniger aber darf man schließen, daß die Anhänger des Papstes von Haus aus orthodoxe Katholiken gewesen seien. War doch die mächtigste Bundesgenossin des Papsttums, Mailand, der Herd und Hort aller Ketzereien, während sich Friedrich II. zum Erlasse der strengsten Ketzergesetze von den Päpsten und seinen eigenen autokratischen Launen hatte fortreißen lassen. Als aber keine Möglichkeit der Aussöhnung

der mit Ketzern gefüllten oberitalienischen Kommunen mit Friedrich II. mehr vorhanden war, da glaubten Gregor IX. und Innocenz IV. die Reserve, die sie sich aus politischen Gründen bis dahin immer noch gegen die Ketzer auferlegt hatten, fahren lassen zu können und gegen dieselben rücksichtslos vorgehen zu dürfen. Dieses geschah in der Regel in der Form, daß man von den Kommunen die Aufnahme einer Bestimmung in das Stadtstatut verlangte, durch welche die Podestaten verpflichtet wurden, keine Ketzer in der Stadt zu dulden. Die mit der Verfolgung der Ketzer beauftragten Dominikaner waren die natürlichen Wächter über die Befolgung dieses Verlangens. In den meisten nicht kaiserlichen Städten Italiens wurde demselben auch sofort entsprochen. Nur da, wo das Zünglein der Wage noch zwischen dem Kaiser und dem Papst schwankte, traten Streitigkeiten in der Kommune ein. Da kommt es nun vor, daß die Ketzer sich auf die Seite des Kaisers stellen und die kaiserlichen Podestaten die Ketzer in ihren Schutz nehmen, selbst wenn diese entschieden unkirchliche, dualistische und nicht nur antihierarchische Lehren vortrugen; denn der Ketzereien gab es damals in Italien fast so viele als heutigestags. Wurden doch in Mailand gleichzeitig fünfzehn häretische Sekten gezählt. Die einzelnen Sekten standen untereinander in Verbindung, hatten Bischöfe an ihrer Spitze, ja ihre Organisationen dehnten sich bis über die Alpen hinüber aus, griffen nach den Ostmarken des Reiches, nach der Donau wie nach dem oberen Rhein um sich, wo wir Spuren von ihnen nachweisen können. Daß unter diesen Häretikern, namentlich wenn die Gluthitze der Verfolgungen über sie kam, Prophezeiungen, apokalyptische Auslegungen und dergleichen auftauchten und rasche Verbreitung fanden, wird niemanden wunder nehmen, der mit der Pathologie religiöser Genossenschaften vertraut ist. Wir können dieselben auch für sie nachweisen. Wenn ihnen nun vielfach in Deutschland wie in Italien der sie verfolgende Papst als Antichrist erschienen war, was lag da nun näher, als daß der Kaiser Friedrich II., der mit den Päpsten im verzweifelten Kampfe gelegen, der öffentlich erklärt hatte, er werde den Klerus zu einem seinem wirklichen Berufe mehr entsprechenden Leben zurückführen, dessen Beamte hier und da die Ketzer gegen die geistlichen Verfolger und Peiniger geschützt hatten, ihnen als Rächer an ihren Feinden erscheinen mußte? Wir finden daher, daß noch bei Lebzeiten des Kaisers Sekten wie die zu Schwäbisch-Hall auftraten, von denen uns Albert von Stade berichtet, welche predigten: „Wir bringen euch keinen erdichteten Ablaß von dem Papst und den Bischöfen, sondern von Gott. Betet für Kaiser Friedrich und seinen Sohn Konrad, die Vollkommenen und Gerechten.“ Daß die Patarener von Florenz, welche auch gegen den päpstlichen Ablaß eiferten und die Mitteilung der Sündenvergebung durch Handauflegung der Gläubigen vollzogen, wie alle Patarener der kaiserlichen Partei angehörten, ergiebt sich mit Sicherheit aus dem Umstande, daß der kaiserliche Podestà Pace da Pesamigola auf das energischste für sie einschritt. Finden wir nun, daß den ältesten uns zugänglichen Sagenbildungen von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. der Zug ganz immanent ist, daß dieser Kaiser die entartete Kirche reformieren, den Papst stürzen und die Pfaffen vertreiben werde, so liegt der Rückschluß wohl nahe, daß die ganze Sage von jenen häretischen Sekten ausgegangen ist, welche diesseits wie jenseits der Alpen so überaus zahlreich verbreitet waren; daß ferner sie erst von ihnen aus sich unter dem mit ihnen in Verbindung gekommenen niederen Volke verbreitet und dann allmählich in immer weiteren Kreisen ihre Gläubigen und Ungläubigen gefunden hat. Wie aus manchen rechtgläubigen Minderbrüdern, die nach den vermeintlichen Weissagungen des Joachim von Fiore in Übereinstimmung mit dem Papst in Friedrich II. schon bei seinen Lebzeiten den Antichrist gesehen und nicht an seinen Tod hatten glauben

wollen, später leidenschaftliche Gegner der römischen Kirche geworden waren, so wird sich wohl auch bei manchen von ihnen ihr Urteil über Friedrich II. geändert haben und dieser ihnen aus dem Antichrist zu einem Wiederhersteller der wahren Kirche geworden sein.

Dieser Auffassung von der Entstehung unserer Sage, die ich schon 1860 vertreten habe, pflichtet nach einer Seite hin auch die jüngste eingehende Untersuchung bei, welche dieselbe gefunden hat. D. Völter ist in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (1881 III, 360 u. f.) der Entstehung der deutschen Kaisersage nachgegangen und glaubt dieselbe unter den Sektierern von Schwäbisch-Hall gefunden zu haben. Daß diese Gegner der römischen Kirche aber wirklich an die Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. geglaubt hätten, dafür hat er ebensowenig ein direktes, unanfechtbares Zeugnis beibringen können, als dieses hier möglich ist. Wenn er aber nun noch weiter geht und behauptet, unsere Sage sei nur auf deutschem Boden erwachsen und von daher erst nach Italien importiert worden, so schießt er weit über das Ziel hinaus. Denn für Italien haben wir immerhin noch ein älteres und direkteres Zeugnis von den Hoffnungen, welche Sektierer auf einen Kaiser Friedrich setzten, als wir dieses für deutsche Häretiker besitzen. Ich will keinen Wert darauf legen, daß in den Jahren, aus denen uns jenes Zeugnis von San Gemignano berichtet, daß man dort noch über den Tod Kaiser Friedrichs II. im ungewissen gewesen sei, man hier mit dem päpstlichen Delegaten arge Händel über Aufnahme von Bestimmungen gegen die Ketzer in das Stadtstatut hatte und der Podestà 1258 einen Ketzer hinrichten ließ. Denn der Zusammenhang jener zwei Männer, die hier ein so großes Interesse an dem Leben Kaiser Friedrichs II. zeigten, mit ketzerischen Sekten kann ja nicht nachgewiesen werden. Daß aber das berühmte Haupt der Apostelbrüder, Fra Dolcino, mit solcher Bestimmtheit die Niederlage Bonifacius' VIII. und seinen Tod nebst dem der Kardinäle, Bischöfe und römischen Priester durch den König Friedrich von Sicilien prophezeite und noch in seinem letzten Verhör (1307) darauf bestand, daß, wenn dieser Friedrich bisher auch noch nicht gekommen sei, so werde er doch kommen und Kaiser werden und sein Werk vollenden, so scheint mir dieser Glaube nur unter der Voraussetzung der Friedrichssage verständlich. Nachdem der Kaiser Friedrich II. nun schon ein halbes Jahrhundert mit seinem Erscheinen gezögert hatte, so substituierte man ihm den König Friedrich von Sicilien, gerade so, wie man weitere hundert Jahre später „nach der übereinstimmenden Annahme aller Propheten" weissagte, Kaiser Friedrich III. aus dem Stamme Friedrichs II. werde die römische Kirche verwüsten. Auch diese Weissagung stammt aus Italien, von anderen zu schweigen, die von einem Friedrich dem Morgenländischen u. s. w. reden. Das ganz bestimmte Zeugnis Jans des Enenkels, daß unter den Welschen noch Streit darüber herrsche, ob Friedrich II. gestorben sei oder noch in der weiten Welt lebe, hätte allein von der Behauptung abhalten sollen, daß in Italien die Friedrichssage unbekannt geblieben sei. Beweise aus dem Schweigen von Chronisten zu führen, wie man dieses versucht hat, ist bekanntlich immer mißlich, und mit Vorstellungen von heute, die deutsche Kaisersage habe nur auf deutschem und nicht italienischem Boden erwachsen können, wird man allen denen nicht imponieren, welche wissen, daß im dreizehnten Jahrhundert die nationalen Gegensätze noch nicht so ausgeprägt waren wie heute, und daß das mittelalterliche Sektenwesen geradezu ein internationales war wie die römische Kirche selbst. Daß die Sage in Deutschland weiter um sich griff als in Italien, daß sie größere Volksbewegungen wenn auch nicht herbeiführte, so doch begünstigte, wird man zum guten Teil dem Umstande zuzuschreiben haben, daß hier die Repression der römischen Kirche gegen das Sektenwesen lange nicht so energisch durchgeführt wurde, nachdem Konrad von Marburg sein Ende

gefunden hatte, wie jenseits der Alpen, und die deutschen Sekten auch darum nicht den leidenschaftlich antipäpstlichen Charakter annahmen wie dort. Wie hätte deshalb z. B. Dante, der den Fra Dolcino mit Mohammed in die Hölle setzt, eine Weissagung, die dieser Häresiarch benutzt hat, vorausgesetzt, daß er sie kannte, verwerten können, welche seinem politischen Ideal, gerade weil es einige innere Verwandtschaft mit ihr hatte, von vornherein den häretischen Charakter hätte aufprägen müssen? Da Kaiser Friedrich II. sich in Deutschland immer nur vorübergehend aufgehalten hatte, seine äußerlich glänzende Erscheinung mit dem fremdartigen Gefolge, den Elefanten und anderen unbekannten Tieren, wohl einen tiefergehenden Eindruck auf die deutsche Volksseele gemacht hatte wie in Italien, wo man an dergleichen schon eher gewöhnt war, so lebte der Kaiser hier im Andenken des Volkes wohl auch lebendiger fort. Dazu kam, daß in Deutschland die Reichsidee viel kräftiger und volkstümlicher war als jenseits der Berge und nach dem Tode Friedrichs II., in der Zeit großer socialer Umgestaltungen, die milde, gütige und zugleich doch auch kräftige, den Unfrieden wehrende Hand des Kaisers stärker vermißt wurde als je und als dort. Wonach sich aber der Deutsche aus tiefstem Herzen sehnt, das kommen zu sehen, ist er nur zu geneigt.

Auf dieser Stufe ihrer Entwickelung konnte sich die älteste Kaisersage um so leichter mit jener von dem Abt Adso ausgehender Weissagung von der Palästinafahrt in Verbindung setzen, als ja Friedrich II. der letzte deutsche Kaiser gewesen war, der einen Kreuzzug unternommen hatte und nach Jerusalem gekommen war, und man ihn sich daher leicht, als auf neuer Wallfahrt begriffen, aus der Heimat abwesend denken konnte. So hatte ja schon jener Pseudo-Friedrich in Sicilien, Johannes von Calcaria, von sich ausgesagt: er habe eine neunjährige Pilgerfahrt zur Büßung seiner Sünden unternommen. In Deutschland galt der Kaiser nur als in der weiten Welt irgendwo lebend oder als Eremit sich irgendwo aufhaltend. Erst später sagte man von ihm, er lebe jenseits des Meeres, und erst noch später zeigte er sich als ein „Waller“.

In den Zeiten, in welchen die Friedrichssage in Deutschland und Italien entstand, machte vieljährige Abwesenheit eines Helden, die selbst weit über das Alter gewöhnlicher Menschen hinausreichte, keine große Schwierigkeiten für die gläubigen Gemüter. Nahm man doch z. B. im dreizehnten Jahrhundert an der Wiederbelebung eines der Paladine Karls des Großen, der bis dahin geschlafen habe, keinen Anstoß. Die verspätete Rückkehr so mancher Palästinafahrer, die man längst tot gesagt hatte, mochte doch auch die Möglichkeit einer Rückkehr des Kaisers weniger leichtgläubigen Gemütern plausibel erscheinen lassen. Läßt sich doch das Volk in unserem Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen hier und da kaum ausreden, daß dieser oder jener Fürst, an dem sein Herz gehangen hat, nicht tot sei, sondern noch irgendwo lebe! E. Koch hat in seiner Schrift: „Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser“ (1880), auf die wir auch wegen der vollständigen Litteraturangaben verweisen, merkwürdige Belege hierfür gegeben. Auf keinen Fall haben wir nötig, zur Erklärung der Entstehung der Sage von dem Fortleben Kaiser Friedrichs II. mythologische Nachwirkungen des deutschen Heidentums zu Hilfe zu nehmen. Denn alle die Züge der Sage, welche an jenes anzuklingen scheinen, sind ebenso wie die Umsetzung Friedrichs II. in den Kaiser Barbarossa späteren Ursprungs und zwar zum guten Teil nur Zuthaten gelehrter „Halb- und Nichtwisser“, welche sich mit ihr litterarisch beschäftigten. Die deutsche Kaisersage in ihrer originalen Fassung, in der sie sich jahrhundertelang volkstümlich behauptet hat, ist rein politisch-kirchlicher, man könnte sagen messianischer Natur: Kaiser Friedrich II., der noch irgendwo in der Welt lebt, soll wiederkommen, um die Kirche zu reformieren,

Frieden auf Erden zu stiften und das heilige Grab wiederzugewinnen.

* *
*

Es ist hier unmöglich, dieses Thema unserer Sage in allen seinen Variationen durch den Lauf der Jahrhunderte zu verfolgen. Wer sich hierfür interessiert, mag vor allem die Abhandlung G. Voigts nachsehen. Nur die Umbildung der Sage in die uns geläufige Gestalt und der Anteil, den das Rückertsche Gedicht hieran gehabt hat, dürfte von allgemeinem Interesse sein und möge deshalb hier übersichtlich nach den Arbeiten von Voigt und Koch skizziert werden.

Wenn eine Sage lokalisiert wird, so gewinnt sie dadurch an Bestand. Die Umgegend des Ortes, an den sie gebunden auftritt, nimmt lebhafteren Anteil an ihr, sie wird zäher festgehalten, während sie früher, gleichsam umherflatternd, nur ein vages Interesse erregen konnte. Die notwendige Folge davon aber ist die, daß die Sage nun, nachdem sie zwar gewissermaßen eine konsistentere Gestalt angenommen hat, doch auch wieder lokalen Einwirkungen zugänglicher wird, daß andere Sagen, die an demselben Orte schon umgingen, mit ihr von der willkürlich und unwillkürlich schaffenden Volksphantasie verschmolzen werden und dadurch ein neues Sagengewebe entsteht. Auch historische Vorgänge werden leichter mit ihr in Verbindung gebracht, und zuletzt bemächtigen sich ihr gelehrte und ungelehrte Lokalhistoriker, bis sie eine Beute unkritischer Sagenforscher wird. Alle diese möglichen und notwendigen Rückwirkungen der Lokalisation, die eine historische Sage erfahren kann, können wir an der deutschen Kaisersage verfolgen, wenn auch nicht überall im gleichen Maße. Willkürlichkeiten der Sagenbildung oder, vielleicht richtiger ausgedrückt, eine Anzahl nicht genügend aufgeklärter Punkte der auf uns überkommenen Tradition müssen wir dabei selbstverständlich mit in den Kauf nehmen. So ist es gleich von vornherein nicht klar, warum unsere Sage vorzugsweise und später dann fast ausschließlich sich am Kyffhäuserberge in der goldenen Au festgesetzt hat und die Orte, an die sie sich früher auch angelehnt hatte, wie an den Berg von Kaiserslautern oder an den Untersberg bei Salzburg, wo nach der älteren Fassung der Sage auch Kaiser Friedrich und nicht, wie es in der jüngeren Bearbeitung heißt, Karl der Große oder gar Karl V. schlummert, ganz zurückgetreten sind. Man wird nur mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, daß, weil gerade in Thüringen nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. die politischen Zustände ganz besonders unerträglich geworden waren, die Sehnsucht nach der Wiederkehr des Kaisers hier um so lebhafter erwacht sei und sich ausgesprochen haben werde. Daß sie dann an dem Kyffhäuserberge lokalisiert worden sei, möge wohl daher rühren, daß auf dem Kyffhäuser eine Burg gestanden habe, die schon im fünfzehnten Jahrhundert zerstört war, aber bis zur Reformation als Wallfahrtsort diente, während ganz in ihrer Nähe die berühmte Kaiserpfalz Tilleda lag. An Burgen, auf denen einst die deutschen Kaiser sich aufgehalten, haftete die Kaisererinnerung allerdings am stärksten. Vor vierzig Jahren erzählten mir Leute auf der Boineburg in Hessen, die keine Ahnung davon hatten, daß einst Friedrich I. und Heinrich VI. hier oben geweilt und Urkunden ausgestellt hatten, daß an einem bestimmten Orte, den sie Kaiserstuhl nannten, ein Kaiser gesessen und von da aus den Ringgau vergeben habe.* Aber ob nicht doch irgend ein uns unbekanntes

* Ich kann mich nicht enthalten, darauf aufmerksam zu machen, daß in dem doch einst so antikaiserlichen Florenz bei dem Volke die Erinnerung an das mittelalterliche Kaisertum noch nicht ganz erloschen ist. Als im Jahre 1856 der Kaiser Franz Joseph von Österreich nach Florenz gekommen war, erklärten die Bauern vor Porta a Pinti, dem „Kaiser“ zu Ehren wollten sie eine großartige Illumination machen. Ein einfacher Bauer sagte damals zu unserem Berichterstatter: „Badate bene, io 'un me n'entendo, nè mi vo' confondere di nulla, ma lo sapete quel che diceano i miei vecchi? Un Dio, un Papa ed un Imperatore.“ Pasolini, Memorie etc. S. 196.

Ereignis die Lokalisierung unserer Sage am Kyffhäuserberge veranlaßt hat, wer kann das leugnen wollen? Wann die Lokalisierung wirklich stattgefunden hat, wissen wir auch nicht. Thatsache ist nur, daß, soviel wir bis jetzt wissen, ein Chronist, der 1434 starb, Theodor Engelhusius, der erste ist, der uns davon erzählt, daß Friedrich noch lebe im Schlosse des Kyffhäusers.

Von diesem Gerücht weiß auch der thüringische Chronist Johannes Rothe, der ungefähr um dieselbe Zeit schrieb wie jener Engelhusius. Nach ihm ist der Glaube, daß der Ketzer Friedrich noch lebe und wandere auf dem wüsten Schlosse zu Kyffhausen und auf anderen wüsten Burgen, die zum Reich gehören, eine neue Ketzerei, die heimlich unter den Christen sei; der Teufel wolle mit ihr einfältige Christen verleiten. Der orthodoxe Hofkaplan, der uns von dieser Ketzerei berichtet, verfehlt nicht hinzuzufügen, daß man wohl meine, vor dem jüngsten Tage werde ein mächtiger Kaiser erstehen, der Frieden unter den Fürsten machen und dann eine Meeresfahrt unternehmen und das heilige Grab gewinnen werde. Man nenne ihn Friedrich um des Friedens willen, den er machen werde, obwohl er nicht also getauft sei. Die beiden Ströme, aus denen unsere Kaisersage geflossen ist, treten hier noch einmal recht bestimmt getrennt hervor. Es ist auch kein Zweifel, daß Rothe bei seiner Erzählung noch nichts von einem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Kyffhäuser weiß. Er knüpft ausdrücklich seine Erzählung an Friedrich II. an. Auch sagt er bestimmt, daß dieser „auf dem wüsten Schlosse wandere". Der Zug der heutigen Sage, daß der Kaiser noch „in einem hohlen Berge" lebe, tritt uns zum erstenmal in einem unmittelbar vor 1519 verfaßten Volksbuche entgegen: „Ein wahrhafftige Historii von dem Kayser Friderich der erst seines namens" u. s. w.; dieses Schriftchen ist eine novellenartige Erzählung von den Thaten Friedrichs I. Sie hat auch das höchst zweifelhafte Verdienst, daß in ihr zuerst unsere Sage auf diesen Kaiser bezogen wird. „Ein Zusammenmischen der beiden Friedriche ist in ihr evident." Doch war der Einfluß dieses Machwerks für unsere Sage keineswegs von durchschlagender Bedeutung. In einem 1537 erschienenen „Gespräch eines römischen Senatoris und eines Teutschen" wird die Sage wieder ausdrücklich auf Friedrich II. bezogen, der nach den einen „mit einem grausamen Barte" auf einem goldenen Sessel in einer Felshöhle bei Kaiserslautern, nach den anderen in einem Berge bei Sangerhausen (Kyffhäuser) sitze; hier sei er auch viele Male gesehen worden, namentlich von einem Schäfer, der ihn mit einer Sackpfeife hervorgelockt und dem er dann seine Waffen gezeigt habe, mit denen er das heilige Grab gewinnen werde. Denn er werde wiederkommen, Konstantinopel, Jerusalem und das heilige Grab zu befreien. Alle Christen würden dann das Te Deum laudamus singen und rufen: Kaiser Friedrich ist gekommen. Dann wird der dürre Baum in Griechenland grünen, an den der fromme heilige Kaiser seinen Harnisch und Schild hängen werde. Dann werde Friede sein in aller Welt und das goldene Zeitalter erscheine.

Man sieht, hier sind noch fast alle Züge unserer Sage gewahrt. Nur einer, allerdings ein sehr wichtiger, ist schon weggefallen. Davon, daß der Kaiser die Pfaffen heimsuchen, die Bettelmönche vertilgen und die Nonnen in die Ehe geben werde, wie es bei Johann von Winterthur noch hieß, ist jetzt nicht mehr die Rede. Waren doch inzwischen die katholischen Pfaffen, die Klöster mit Mönchen und Nonnen von einer anderen Macht beseitigt worden! Erst in der Folgezeit trat dann auch die Kreuzzugsidee zurück, und zuletzt verwandelte sich Friedrich II. in den Kaiser Barbarossa und damit die national messianische Sage in eine rein politische.

Dieser Übergang wurde dadurch erleichtert, daß das Volk um den Kyffhäuser herum wohl in der Regel nur von dem Kaiser Friedrich, ohne zwischen dem Großvater und Enkel zu unterscheiden, gespro-

chen hatte. Und so ist auch der arme geisteskranke Schneider aus Langensalza, welcher im Todesjahre Martin Luthers (1546) in der Ruine des Kyffhäuserschlosses auftauchte und der sich vielleicht erst infolge des großen Volkszulaufes, den er fand, für den wiedererstandenen Kaiser ausgab, nur schlechthin als Kaiser Friedrich bezeichnet worden. Denn wenn auch der gelehrte G. Sabinus von Königsberg von diesem irren Schneider, dessen Auftreten zu seiner Zeit noch mehr von sich reden machte als das Kyffhäuserfest unserer Tage (1881), hervorhebt, er sei als Friedrich II. aufgetreten, so ist das wohl nur eine Zuthat des Professors, der schon vor 1546 in einem Gedicht auf unsere Sage als auf Kaiser Friedrich II. sich beziehend angespielt hat. Ebenso wie dieser Gelehrte wußte auch noch Leibnitz davon, daß der Held der Sage Friedrich II. sei. Ja, war doch in dem Volke selbst noch immer die Erinnerung nicht ganz erstorben, daß es nicht, wie man seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in halbgelehrten Kreisen zu behaupten begann, Kaiser Barbarossa sei, der im Kyffhäuser lebe, sondern daß dieses Friedrich „der andere" sei. Ein bestimmtes Zeugnis aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts besitzen wir noch hierüber.

Der erste der „halbgelehrten Nichtwisser", welche unsere Sage auf Friedrich I. bezogen haben, ist Johannes Prätorius. Sein Einfluß auf die weitere Entwickelung derselben ist ein recht bezeichnendes Beispiel davon, welche Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten bei jeder Sagenbildung mitwirkend und einflußreich werden können. Noch im Jahre 1666 hatte Prätorius in der „Neuen Weltbeschreibung" im Anschluß an Erzählungen über die Pseudo-Friedriche, also an Friedrich II., gesagt: „Sonst habe ich von alten thüringischen Leuten sagen gehört, daß solcher Kaiser Friedrich tief unter der Erde in einem Berge auf der Bank bei einem runden Tische sitze und stets schlafe, und habe einen greulichen, großen grauen Bart, der ihm bis an die Erde heruntergewachsen sei, wie ihn einer in dieser Gestalt will angetroffen haben." In einer fünfzehn Jahre später geschriebenen Schrift, der „Alektryomantia", erzählt Prätorius dagegen ganz unbefangen von Friedrich I., „dem Langschläfer", der erst vor dem jüngsten Gericht erwachen werde. „Im Kyffhäuser sitzt Kaiser Friedrich fest schlafend; sein Bart ist ihm lang von dem Tische, an welchem er auf einer Bank sitzt, bis zum Boden herabgewachsen. Einst hat er oben in den Trümmern der Burg gehaust; seit ihn aber Feinde seines Trabanten beraubt, hat er sich in die Tiefe des Berges zurückgezogen. So fand ihn einst ein Schafhirt, der mit Hilfe eines Zwerges herabgelangte. Da erhob sich der Kaiser und fragte, ob noch die Raben um den Berg flögen, und als das jener bejahte, antwortete er, dann müsse er noch hundert Jahre fortschlafen. Diesen Schäfer hat der Kaiser reich mit Geld beschenkt." Auch noch einiges anderes weiß Prätorius auf Grund der Aussagen eines Studiosus von seinem Friedrich I. im Kyffhäuser zu berichten. Da seinen Aussagen jedoch seine Nacherzähler nicht ganz unbedingt folgten, sondern — wie Tentzel z. B. 1689 bemerkt, man könne es nicht wissen, welcher Friedrich gemeint sei, oder wie Behrens 1703 hervorhebt, es sagten einige, es sei Friedrich II. — ihre kritischen Vorbehalte machten, so würde wohl die Wendung unserer Sage auf Friedrich I. doch nicht so allgemein verbreitet worden sein, wenn nicht Prätorius den Gebrüdern Grimm in die Hände gefallen wäre und diese durch ihre „Deutschen Sagen" (1816 u. f.) für die große Menge unseres Volkes es nun ein- für allemal festgestellt hätten, daß „Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser" lebe. Da ja Kaiser Friedrich I. den Beinamen Änobarbus oder Barbarossa allgemein führte, so lag es jetzt nahe, nun auch dem alten Kaiser im Berge statt des grauen oder weißen Bartes einen roten Bart beizulegen. Diese Wendung findet sich zuerst bei Behrens in der „Hercynia curiosa" 1703, der neben dem Buche von Prätorius noch volkstümliche Züge

der Sage seiner Zeit kennt. Nach ihm sitzt der Kaiser im Kyffhäuser, in den er selbst sich verflucht hat, an einem steinernen Tische, den Kopf in der Hand haltend, ruhend oder schlafend, sein roter Bart ist ihm durch den Tisch bis auf die Füße gewachsen; er nickt stets mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe oder bald aufwachen wolle. Denn man meint, daß er vor dem jüngsten Tage aufwachen und sein verlassenes Kaisertum aufs neue antreten werde.

Damit haben wir denn fast alle die einzelnen plastischen Züge zusammen, die Rückert in seinem Gedicht verwertet hat. Selbst einzelne Ausdrücke, die sich in der schönen Ballade finden, z. B. „verzaubert“, können wir bis auf ihre erste Quelle verfolgen, während wir nur wenige nebensächliche Epitheta, wie die, daß der Tisch, an dem der Kaiser sitzt, „marmelsteinern“ und sein Stuhl „elfenbeinern“ sei, Ausdrücke, die offenbar der ausmalenden dichterischen Phantasie Rückerts entsprungen sind, nicht belegen können.

Rückert hat seine Ballade nicht, wie man bisher vielfach annahm, 1813 gedichtet, sondern erst 1816 oder anfangs 1817. Das hat mit echt philologischer Genauigkeit Koch unzweifelhaft gemacht. Darum können aber die Gebrüder Grimm bei der Herausgabe ihrer deutschen Sagen, die 1816 erschienen sind, nicht schon unter dem Banne dieses Gedichtes gestanden haben und durch es verleitet worden sein, den „verzauberten“ Kaiser für Friedrich I. zu halten, wie noch Voigt annimmt. Eher könnte das Umgekehrte stattgehabt haben: Rückert durch die Grimms beeinflußt sein. Aber weder das eine noch das andere ist notwendig. Will man von einem gemeinsamen auf beide geübten Einflusse reden, so ist derselbe wahrscheinlich von J. Görres ausgeübt worden. In der Vorrede zu den „Volksbüchern“ (1807) spielt dieser nämlich deutlich auf unsere Sage an. Ihm ist der Kaiser schon Friedrich Barbarossa, wie auch seiner Quelle, die wir in den „Volkssagen“ Otmars (1800) zu suchen haben. In letzter Instanz geht aber die gesamte heutige Tradition auf die oben erwähnten Prätorius und Behrens zurück. Rückert hat nämlich den Stoff zu seinem Gedicht den „Volkssagen“ von Büsching (1812) entlehnt. Es läßt sich das durch einen Brief Rückerts indirekt nachweisen, aus dem hervorgeht, daß er Büschings Werk noch anfangs 1817 studiert hat, und wird direkt dadurch bestätigt, daß der Ausdruck „verzaubert“ hier vorkommt. Büsching hat seine hier mitgeteilten Kyffhäusersagen zum Teil Behrens entlehnt, während der Ausdruck „verzaubert“ den gleichfalls hier bei Büsching mitgeteilten Volkssagen Otmars (J. K. Ch. Nachtigall) entnommen ist; die Fassung unserer Sage bei den Brüdern Grimm, die übrigens Otmar und Behrens auch gekannt haben, schließt sich strenger an einen gewissen Melissantes (J. G. Gregorii) an, der wiederum Behrens benutzt hatte, wie sich dieser an Prätorius, wenn auch nicht ihm in allem beipflichtend, anreiht. Durch das ganz voneinander unabhängige Zusammenwirken der beiden großen deutschen Altertumsforscher mit dem Dichter der „Geharnischten Sonette“ also hat unsere Sage die Prägung erlangt, in der sie jetzt noch unter uns cirkuliert. Ohne daß Rückert, wie wir bestimmt wissen, eine Ahnung davon hatte, daß unsere Sage ursprünglich an Friedrich II. angeknüpft habe, hat er sie so, wie er sie vorgefunden, poetisch ausgestaltet. Hätte er ihre ursprünglichen Züge gekannt, er hätte sie 1817 vielleicht ihn ihrem ursprünglichen Geiste wieder erneuert. Den Brüdern Grimm dagegen war es nicht unbekannt, daß die Sage hier und da auf Friedrich II. bezogen werde. Aber so sicher waren sie, daß sie sich ursprünglich auf den Rotbart beziehe, daß sie einmal bemerken: „Die Sage mischt den zweiten zu dem ersten Friedrich.“ Und doch wird man glauben mögen, daß Dichter wie Sagenforscher bei der Wiederbelebung unserer Sage unbewußt einem Zuge unseres Volksgeistes gefolgt sind. Nachdem einmal mehrere Züge der originalen Volks-

sage in Norddeutschland gegenstandslos geworden waren und dieselbe zu einer rein politisch-nationalen werden mußte, wenn sie lebenskräftig fortbestehen sollte, hat der Dichter ihr dieses durch seine plastisch konzentrierte Fassung ermöglicht. Aber ist es nicht ein artiges Spiel des Zufalls, daß wenigstens in dem „Barbarossa" noch immer die italienischen Beziehungen der Helden dieser Sage dem Kundigen leise nachklingen?

Nachtrag. Seitdem diese Abhandlung geschrieben, ist wieder eine bedeutende Arbeit von Dr. J. Häussner über die „Deutsche Kaisersage" (Bruchsal, 1882) erschienen. Ich kann hier nicht mehr näher auf dieselbe eingehen, will meinen Lesern aber doch unter Hinweis auf sie berichten, daß Häussner den Ursprung der Sage in der byzantinischen sogenannten Methodiussage sucht, welche der oben erwähnte Abt Adso zuerst von allen Occidentalen reproduziert hat. Wir kennen wenigstens für das Abendland keine ältere Bezugnahme auf sie. Häussner muß deshalb die Züge der Sage, nach denen der letzte Kaiser nach Jerusalem ziehen, dort seine Krone niederlegen und die Herrschaft Gott übergeben werde u. s. w., für die ältesten halten. Da nach dem „Entechrist", einem Gedicht, das um das Jahr 1200 entstanden sei, der Kaiser, ehe er nach dem Morgenlande ziehen werde, Rom und den Lateran sich unterwerfen solle, so sei die Übertragung der Methodiuslegende auf Friedrich II. leicht möglich gewesen. Bei aller Anerkennung der Gelehrsamkeit, mit der Häussner seine Aufstellungen durchführt, vermag ich doch nicht der Methodiuslegende einen solchen konstitutiven Einfluß auf die deutsche Kaisersage einzuräumen wie Häussner. Doch will ich nicht leugnen, daß dieselbe auf sie eingewirkt und sich mit ihr verschmolzen hat, wie dieses auch schon Riezler und ich oben angenommen hatten. Ich kann die stärkste Wurzel der Kaisersage nur in den apokalyptischen Vorstellungen der häretischen Sekten des dreizehnten Jahrhunderts finden, der die Methodiuslegende in der von Adso mitgeteilten Fassung nur den Boden bereitet hatte.





Korrespondenzen.

Aus Paris.

Von

C. Schreiber.



ine statistische Übersicht der französischen Handelsverhältnisse hat jüngst ergeben, daß die Ausfuhr Frankreichs in den letzten Jahren um viele Millionen abgenommen hat, während die Einfuhr in stetiger Zunahme begriffen ist.

Vielleicht läßt sich ein Zusammenhang zwischen dieser und einer anderen Thatsache finden, die wohl geeignet ist, die Beobachter volkswirtschaftlicher Verhältnisse zu interessieren.

Die riesige Stadt, welche als das Herz eines großen Organismus die weitesten Kreise mit dem Ausdruck ihrer Lebensthätigkeit erfüllte, war früher der Boden, auf dem jedes Geschäft, das fleißig betrieben wurde, Wurzel faßte und gedieh, denn mit dem ungeheuren Angebot stand die Nachfrage in richtigem Verhältnis.

Die Konkurrenz spornte den Geist zu mannigfaltigen Erfindungen an, die Leute waren ununterbrochen thätig; sie begannen mit einem kleinen Geschäftchen, dehnten dasselbe in der Folge weiter aus, arbeiteten viel, brauchten sehr wenig und zogen sich meistens noch im kräftigen Mannesalter als Rentiers zurück.

Dem Pariser Geschäftsmann schwebte von dem Tage, an dem er seinen Laden eröffnete, ein bestimmtes Ideal vor: ein eigenes kleines Haus in der Umgebung der Stadt mit einem Gemüsegärtchen daran, einige Obstbäume in demselben und schöne Rosenstämmchen auf der kleinen Terrasse.

Passy, Auteuil, Asnieres, Enghien, Vincennes und wie die kleinen Orte in der nächsten Nähe der Weltstadt alle heißen mögen, waren das Ziel jener Träume, denen die praktischen Geschäftsleute Jahr um Jahr nachhingen, bis das ersparte Geld ihnen erlaubte, den Traum in Wahrheit zu verwandeln.

Der Kaufmannsstand sowie der Industrielle beherrschten aber auch das Terrain. Sie gaben im Mittelstande den Ton an, und ihr Einfluß auf die Gesellschaft, ihre Stellung, ihre Beziehungen hingen ausschließlich von der Höhe ihres Vermögens ab.

Während man in London und England über den „Shop-keeper“ lächelte, während die eigentliche Gesellschaft sich streng von der Handelswelt dieser Art abschloß, gelangte sie in Paris zu hochbedeutender Macht.

Das Mark der Handelswelt war durch und durch gesund. Die Arbeit bildete das Princip, welches die Familie zusammenhielt und ihre segnende Wirkung weithin fühlbar machte. Mann und Frau waren miteinander von Beginn der Ehe zu gleichen Zwecken thätig. Man genoß mit zufriedenem Gefühl die Ruhe, welche nicht allzu lange auf sich warten ließ, da man mit einer bescheidenen Rente vorlieb nahm.

Der feine Geschmack war ein Gemeingut des Handelsstandes, in welchem jeder einzelne sich bemühte, die Mode durch Erfindungen seiner eigenen Phantasie zu bereichern. Jeder Kaufmann konnte auf einen gewissen Kreis von Kunden zählen, die er seinen Stamm nannte. Zwischen dem Verkäufer und Käufer herrschte Vertrauen, die Basis eines reellen Geschäftsverkehrs.

Die Zeit, in welcher sich das Leben des Kaufmannsstandes in Paris in solcher Weise abspielte, mutet die gegenwärtige Generation wie ein Märchen aus verklungenen Tagen an. Die Physiognomie der jetzigen Pariser Handelswelt ist eine wesentlich andere geworden. Das Individuum ist untergegangen. Die Masse sitzt auf dem Thron. Kanonenstöße der Reklame bedrohen die Ohren des Publikums mit Taubheit.

Die Zahl der Pariser Kaufleute, welche ohne Deficit arbeiten, welche ohne schwere Sorge dem Morgen ins Antlitz sehen, ist verschwindend klein, die glänzenden Schaufenster maskieren nur zu oft glänzendes Elend.

Der Handel ist centralisiert, das Geschäft ist monopolisiert. Die Industrie, nicht mehr gezwungen, der Phantasie von Tausenden Rechnung zu tragen, arbeitet für wenige Massenabnehmer, und es ist kein Wunder, wenn die Erfindungsgabe stagniert.

Die Stabilität der Mode, die sich seit wenigen Jahren bemerkbar macht, fußt nicht in vernünftigen Anschauungen, sondern in der Parole, welche die Massenkonsumenten ausgegeben haben und welche dahin lautet, dem Alten nicht durch neue Erfindungen Konkurrenz zu machen, die schließlich den eigenen Warenvorrat aufs empfindlichste schädigen könnten. Die Macht liegt in der Hand der großen Bazars, dieser gigantischen Unternehmungen der Neuzeit.

Alles ist darauf berechnet, das Kleingewerbe zu töten, alles zielt darauf, die Herrschaft über den Käufer zu erringen, durch alle denkbaren Mittel das Publikum anzuziehen und auf dem Weltmarkt den Sieg davonzutragen. In den riesigen Räumen des Geschäftes, in dem zuweilen ein Personal von etwa viertausend Personen den Verkehr mit dem Publikum vermittelt, wird der Käufer seiner Individualität entkleidet, er wird zur Nummer, die laufende Menge wird nivelliert. Da ist keiner, der durch langjährige Verbindung mit dem Hause Anspruch auf Vertrauen oder Auszeichnung machen dürfte, den Launen aller gilt es zu schmeicheln.

Die Zusammensetzung der großen Bazare gleicht einer ungeheuren Maschinerie. Rad um Rad greift ineinander, und diese Riesenmaschine stellt sich eine einzige Aufgabe: auf die Schwächen der Frauenwelt zu spekulieren. Sie steigert deren Gelüste nach Luxus, sie zeigt ihr in zierlichster Anordnung eine Unzahl von Gegenständen, deren Besitz ihr gar bald notwendig erscheint. Kühlen Blutes ist die Dame in den großen Bazar getreten, um beispielsweise ein wärmendes Jäckchen für ihren kleinen Knaben zu kaufen. Nach beendeter Wahl hat sie sich erinnert, daß es ihr noch an ein paar Handschuhen fehlt. Wie sie so dahinschritt vom Departement der Kindergarderobe bis zu dem der Handschuhe, hat der Sirenensang des Luxus sie unablässig umtönt. Durch weite Räume, in denen Sammet und Seide aufgespeichert und in berückendster Weise zur Schau gestellt sind, durch Hallen, in denen Hunderte von fertigen Kleidern, Hunderte von Mänteln, unzählbare Hüte die neuesten Gesetze der Mode verkünden, vorbei an den duftigen echten Spitzen, vorüber an den blinkenden, blendend weißen Schätzen von Leinen und Batist, vorwärts durch die Abteilungen der Teppiche und Möbel bahnt sie sich einen Weg durch das reizende Durcheinander der Parfümerieartikel, der Lederwaren, der Fächer, sieht sie über ihrem Haupte die große aus Sonnenschirmen gebildete Rotunde sich wölben, eilt durch die künstlichen Blumen, durch die in Prachtbänden prangenden Bücher, durch die unzähligen Spielwaren, durch das Gewoge von Bändern; bis sie endlich zu der Abteilung „Handschuhe“ gelangt, sind alle guten Vorsätze vergessen. Am nächsten Morgen wird der elegante Wagen des Magazins vor der Wohnung der Käuferin halten, und eine Fülle von unentbehrlichen Dingen, die ihr am Tage vorher ganz überflüssig erschienen sind, wird von dem galonnierten Diener überreicht. Die Rechnung zeigt nun allerdings eine erschreckende Summe, aber man ist befriedigt, denn der große Bazar versteht es, einer zweiten Leidenschaft der Frau, derjenigen des billigen Einkaufens, zu frönen. Wie hätte man an diesem Reste von Damast vorübergehen können, der so fabelhaft billig war, wie konnte man den Ausverkauf von Bändern und Spitzen ungenützt lassen?

Müde und erschöpft hat man in dem Lesesaal gerastet, der den Käufern zur Verfügung steht. Auf dem Tische liegen in Prachtbänden die neuesten Jahrgänge von allerlei Modeblättern und Kostümbilder.

Dort an jener grünen Tafel fliegen die Federn emsig über das Papier, welches der Bazar jedem frei gewährt. Hier besorgt der Ehemann die Korrespondenz, während seine Frau in den Schätzen wühlt; von hier flattert manch heimliches Liebeswort, manch verbotenes Briefchen hinaus. Die Dame ist nirgends so sorglos und unbeachtet wie hier.

In unmittelbarer Nähe des Lesesaales drängen und drücken dichte Menschenmassen sich in eine Halle, in welcher sechs Diener ununterbrochen beschäftigt sind, jedermann unentgeltlich Limonade und Fruchtsirup zu verabfolgen.

Mit den Kindern eilt man nach jener Abteilung, in der die großen, mit Gas gefüllten Ballons jede halbe Stunde von einem Beamten an die anwesende Kinderwelt verteilt werden.

Die vielen Hunderte von Kindern, die seelenvergnügt mit dem Luftballon in der Hand in Paris umherspazieren, machen treffliche Reklame für das Geschäft, denn auf jeden Ballon ist der Name des Hauses gemalt.

Am nächsten Morgen, wenn die Waren ins Haus gebracht werden, kehrt die Vernunft zurück. Was soll man mit allen diesen Vorräten anfangen, wie die Rechnung bezahlen? Der Bazar hat für ein Auskunftsmittel gesorgt. Man ist bereit, alles wieder zurückzunehmen, ja selbst bezahlte Gegenstände werden einfach wieder den Vorräten einverleibt.

Die Kasse erstattet ohne Bemerkung den Be-

trag. Durch dieses Entgegenkommen werden die Handelsverhältnisse erleichtert. Der Käufer kauft rascher, weil er morgen das Gekaufte wieder zurückerstatten kann, aber der Korruption wird gleichzeitig angelweit die Thür geöffnet. Es ist etwas Alltägliches, daß Damen Hüte oder Konfektionsgegenstände auswählen, sie am nächsten Tage bei irgend einer Festlichkeit verwenden und wenige Stunden später zurücksenden. Es geschieht nicht selten, daß sogar Teppiche und elegante Möbel nach Hause gebracht werden, um gelegentlich eines Empfangstages zu glänzen und nach demselben in den Bazar zurückzuwandern. Man hat nach dieser Richtung hin Unglaubliches erlebt.

Vor einiger Zeit hat der Schriftsteller Pierre Giffard ein bemerkenswertes Buch über die großen Bazare veröffentlicht. Dieses Buch hat gewiß auch auf Zola gewirkt, dessen neuester Roman „Le Bonheur des Dames“ das Leben und Treiben dieser modernen Kolosseen schildert. Giffard hebt eine Thatsache hervor, die ein furchtbares Licht auf die Gesellschaft wirft.

Mitten in die glänzenden Räume, wo alle Schätze des Luxus aufgespeichert liegen, schleicht sich der Feind in der Gestalt des Diebstahles. Schrecklich genug sind es Frauen der guten Gesellschaft, welche jedes Gefühl mit Füßen treten und den elenden gemeinen Diebstahl zu ihrem furchtbaren Genossen machen.

Eine Anzahl von Inspektoren ist bestimmt, auf alles Verdächtige zu achten. Unbegreiflicherweise sind die Diebinnen meist Frauen von hohen Beamten, von Würdenträgern des Staates, von Ärzten, Rentiers, Advokaten u. s. w. Die Heilkunde kennt allerdings einen Zustand, den sie Kleptomanie nennt, er kommt aber nur in verschwindend seltenen Fällen in Betracht.

Giffard giebt an, daß in zwei Jahren in den Pariser Bazars zwölfhundert Diebinnen zur Verantwortung gezogen wurden. Der Inspektor achtet genau auf die Schuldige; er geleitet sie in ein kleines Gemach und ruft zwei Personen des weiblichen Personals, welche eine Durchsuchung vornehmen und aus den Ärmeln, dem Muff oder eigens konstruierten Taschen gestohlene Objekte zu Tage fördern. Man hat Damen angehalten, die für zehn- bis fünfzehntausend Franken Spitzen entwendeten und hochadelige Namen trugen. In vielen Fällen verschmäht es der Bazar, die eleganten Diebinnen der Polizei zu überantworten. Man will keine bösen Zungen, man haßt das Aufsehen; man läßt sich von der Schuldbeladenen ein Attest geben, welches die Schuld bestätigt, und das man ihr gegen den Ertrag einer bedeutenden Summe für die Armen zurückstellt.

Die riesigen Stapelplätze des Luxus erzeugen als weitere Thatsache die Unmöglichkeit, den Preis einer Ware mit Verständnis zu bestimmen.

Unablässig bemüht, das große Publikum anzulocken, werden zu diesem Zwecke die verschiedenartigsten Hebel in Bewegung gesetzt. Es giebt stets einige Artikel, die so billig feilgeboten werden, daß ihr Verkauf mit bedeutenden Verlusten verbunden ist. Die Menge stürzt sich auf dieselben und erwirbt nebenbei eine Unzahl von Dingen, an welchen der Bazar sich für den Verlust schadlos hält. Um immer frische und neue Ware zu haben, jagt ein Ausverkauf den anderen. Niemand weiß schließlich mehr, was eine Sache wert ist, man weiß nur, zu welchen Preisen man sie erworben hat.

Eine fernere entsittlichende Wirkung der Bazare liegt in dem Umstande, daß durch sie die Eheschließungen im Handelsstande seltener werden, daß Mann und Frau sich nicht mehr zusammenfinden, um einer gedeihlichen Zukunft entgegenzugehen.

Der verheiratete Beamte des Bazars, dessen Einkünfte nicht hoch genug sind, die Familie selbständig zu erhalten, der darauf angewiesen ist, die Frau miterwerben zu lassen, öffnet dem Elend, der Armut Thür und Thor.

Man fordert von verheirateten Leuten mehr und bietet ihnen weniger, weil man recht gut weiß, daß sie schwer Stellung finden.

Der Beamte des Bazars scheut daher selbstverständlich vor der Ehe zurück. Daß diese Umstände der Sittlichkeit und der Moral geradezu entgegenarbeiten, bedarf keiner Erwähnung.

Man sollte glauben, der Industrielle erziele durch die Abnahme seiner Ware von seiten des Bazars große Vorteile. Allerdings ist es bequemer, für ein einziges großes Haus zu arbeiten, als eine Menge von Konsumenten zu befriedigen. Es fehlt jedoch selbst diesem Bilde nicht an Schatten. Der Bazar weiß, daß der Industrielle auf ihn angewiesen ist, er bestimmt den Preis, er zwingt den Industriellen, seine Gebote anzunehmen, und kann ihn im Augenblick, wo er ihm den Rücken kehrt, zu Grunde richten, denn wo soll der Mann, welcher die Kundschaft eines Bazars verliert, rasch ein Äquivalent auftreiben.

Der Bazar muß alles daran setzen, billiger als jeder andere zu verkaufen.

Es heißt also, dem Erzeuger die niedrigsten Preise zu diktieren, und dieser erzeugt Marktwaren, die auf den Schein berechnet sind, dem Auge wohlgefallen, in der kürzesten Zeit jedoch sich in Schund verwandeln. Die Solidität, die treffliche Ausführung der Pariser Fabrikate hat bedeutend gelitten.

Der nicht Eingeweihte macht sich schwer einen Begriff von der Größe des Konsums. Der Umsatz in einem der größten Bazare beträgt täglich ungefähr 160000 Franken.

Dasselbe Haus versendet jährlich kleine Seidenmuster, zu denen für 300000 Franken Seidenwaren verschnitten werden.

Paris zählt fünf bis sechs Bazare, die, glänzend fundiert, mit riesigen Mitteln das Geschäft monopolisieren. Bedauerlicherweise haben einzelne Kaufleute, um dem Stoß zu begegnen, nach einem falschen Mittel gegriffen. Sie trachten, ihr Geschäft in einen Bazar zu verwandeln. Zu diesem Zwecke wurden allerlei Waren aufgestapelt, die Reklametrompete wurde geblasen, dem Publikum noch nie Dagewesenes an Billigkeit versprochen und alle erdenklichen Leimruten aufgestellt, um die leichtgläubige Menge zu fangen. Der weitaus größte Teil dieser Geschäfte ist nur darauf basiert, die Käufer auszunutzen und zu prellen.

Der Pariser Handel im allgemeinen ist zertrümmert. Statt der ehemaligen Wohlhabenheit herrscht die Sorge. Eine kleine Anzahl von Elitegeschäften bleibt allerdings aufrecht; sie bieten das Beste und das Teuerste, aber sie können nur auf einen beschränkten Kundenkreis rechnen.

Vor einigen Monaten haben die zwei größten Bazare von Paris in der socialen Frage Stellung genommen. Als der Strike der Tischler und Tapezierer ausbrach und die vereinigten Meister es als unmöglich erklärten, auf die Forderungen der Arbeiter einzugehen, als demzufolge die Werkstätten geschlossen wurden, erklärten die beiden großen Etablissements sich bereit, die Löhne zu erhöhen und allen entlassenen Arbeitern Beschäftigung zu geben.

Diese Handlungsweise war ein Schlag mehr, den die Bazare der Industrie versetzten. Die Unterstützung der Arbeiter zwang die Meister, nachzugeben oder ihre Kundschaft in die Arme der Bazare zu führen.

Das Kapital, mit welchem die Bazare arbeiten, ist zum Teil durch Aktien aufgebracht. In einem der Bazare sind selbst Geschäftsangehörige des Hauses mit drei Millionen Einlagen beteiligt. Ein anderer großer Bazar arbeitet mit dem Gelde geistlicher Kongregationen.

Die Bazare sind durch den ungeheuren Einfluß, den sie auf die Arbeiterbewegung, somit auf die sociale Frage nehmen können, geradezu gefährlich, und durch die Massenanhäufung des Kapitals widersprechen diese Organisationen den modernen nationalökonomischen Grundsätzen.

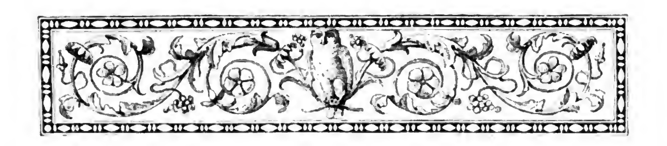
Die Mode hat die Bazare geschaffen, heute schaffen die Bazare die Mode. In der fortwährenden Bewegung aller Vorgänge wird aber auch der Augenblick nicht ausbleiben, welcher die Bazare aus dem Sattel hebt und dem Kaufmannsstande sein altes Gedeihen wiedergiebt.

Das ist indessen nur dann möglich, wenn der Kaufmannsstand das Äußerste an Solidität aufbietet und das Publikum durch schöne, preiswürdige Ware anzieht, anstatt die Bazare nachzuahmen.

Aber auch hier heißt es in der schwierigsten Situation aushalten. Ein Ungefähr reicht hin, die Lage zu ändern.

„Wo die Not am größten, ist die Hilfe oft am nächsten!“ Der Volksglaube enthält meist einen tüchtigen wahrhaften Kern, und zuletzt wechselt eben alles — zum Heil oder Unheil des Menschengeschlechtes.





Litterarische Mitteilungen.

Zur Philosophie des Menschen.

ie Schriften mehren sich von Jahr zu Jahr, welche einer gesunden Philosophie dienen, wie sie im Menschen und seiner Geschichte ihren Mittelpunkt hat. Wir stellen die zweite Auflage einer sehr bedeutenden Schrift voran: **Abriß der Sprachwissenschaft.** Von H. Steinthal. Erster Band. Erste Abteilung. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshdlg.) Dieser erste Band enthält nichts weniger als einen neuen Versuch, das Problem einer mechanischen Psychologie zu lösen. Seit Herbart ist in dieser Richtung eine gleich hervorragende Arbeit nicht erschienen. Dies wird jeder Kenner zugeben müssen, mag er nun die Aufgabe selber für lösbar, ja überhaupt für richtig gestellt erachten oder nicht. — Einzeluntersuchungen in verwandter Richtung von der Seite des Zusammenhangs des Psychischen und dem Physiologischen her enthalten die **Philosophischen Studien**, herausgegeben von Wilhelm Wundt (Leipzig, W. Engelmann), deren erstes Heft vorliegt und nach einem orientierenden Aufsatz Wundts über psychologische Methoden Abhandlungen über Apperceptionsdauer von Vorstellungen, Zeitsinn, mathematische Induktion bringt. — Die Untersuchungen der Religionen, welche Lippert gegenwärtig nach vergleichender Methode unter dem Einfluß der Engländer führt, ist von ihm begonnen in seiner Schrift: **Die Religionen der europäischen Kulturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprunge.** Von J. Lippert. (Berlin, Th. Hofmann.) Sein Standpunkt ist derjenige, welchen auch Spencer noch neuerdings in der betreffenden Abteilung seines Systems wieder geltend gemacht hat. Er betrachtete den Totenkultus als den Ursprung aller Religion. So wenig wir uns mit dieser Ansicht einverstanden erklären können, mit so großem Lobe muß doch die Gelehrsamkeit anerkannt werden, welche das umfassende Material dieses Bandes herbeigeschafft hat. — **Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft.** Von Hermann Post. Zweiter Band. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) Der Standpunkt, von welchem aus Post eine allgemeine Rechtswissenschaft begründen will, ist bekannt. Niemand wird bezweifeln, daß die vergleichende Methode, wie sie dem Studium der Sprache und der Religion zu Grunde gelegt worden ist, auch dem des Rechtes zu Grunde gelegt werden muß, und ein berühmter englischer Rechtsforscher hat gezeigt, wie glänzende Resultate von einem solchen Standpunkte aus gewonnen werden können. Jedoch besteht hierüber wohl nur eine Meinung, daß das Unternehmen von Post ein verfrühtes ist; wie die Sprachen nur innerhalb ihrer einzelnen Zweige vergleichend studiert werden können, und wie man zunächst von den vollkommenen Sprachen zu den unvollkommenen herangedrungen ist, so wird auch eine vergleichende Rechtsgeschichte der indogermanischen Völker den Boden für weitere Arbeiten ebnen müssen. — **Der Selbstmord.** Von H. Morselli. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Der vorliegende Band gehört der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek an und teilt ein italienisches Buch, welches in seinem Vaterlande eines Preises würdig befunden worden ist, in unserer Sprache mit. Es ist gleichsam eine Fortsetzung der Arbeit, welche Wagner über die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Handlungen veröffentlicht hat. Es teilt die Richtung dieses Werkes wie die des Begründers der Moralstatistik selber, durch experimentelle Beweise dem modernen Determinismus Stützen zu geben. — **Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit.** Von Ludwig Noiré. (Mainz, J. Diemer.) Die Arbeiten Noirés auf dem Gebiete der Urgeschichte haben verdienten Beifall gefunden. Es ist bekannt, daß Max Müller die Hypothesen Noirés über die Entstehung der Sprache acceptiert oder wenigstens einleuchtend gefunden hat. Die vorliegende

Darstellung über das Werkzeug gehört in diesen Zusammenhang, und dieselbe gewinnt ihre Ergebnisse durch die Verknüpfung der Anthropologie mit der vergleichenden Sprachforschung. Der Verfasser sagt wahr und treffend: „Die Sprachwissenschaft, welche die Resultate der Anthropologie verschmäht, ist blind; die Anthropologie, welche an den Aufklärungen der Sprachforschung achtlos vorübergeht, ist taub."

Zur Geschichte des geistigen Lebens.

Das Werk Hermann Hettners über die „Geschichte der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" gehört zu den besten unserer deutschen litterarhistorischen Leistungen. Und so erfüllt es uns mit Wehmut, den neuen Abdruck der **Geschichte der englischen Litteratur von 1660 bis 1770** (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) aus diesem Werke zur Hand zu nehmen, da er uns an den Verlust des trefflichen Mannes erinnert. Diese englische Litteraturgeschichte verfolgt eine eigene Methode, aus biographischen Darstellungen ein Ganzes aufzubauen mit Meisterschaft. Die einfache und formvolle Vollendung der Darstellung wirkt immer neu erfreuend. — **Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts.** Von Dr. Johann Schäfer. Herausgegeben von Franz Muncker. (Leipzig, T. O. Weigel.) Das Buch hat die Vorzüge der besonnenen und gründlichen Schäferschen Darstellung. Es baut ebenfalls die Gesamtgeschichte aus biographischen Bestandteilen auf. Man wünschte den Verfasser wohl hier und da lebhafter und anschaulicher. Aber vielleicht dient das Werk so seinem Zweck am besten, weiten Kreisen das Bild unserer Litteratur objektiv und wahrhaft zu vermitteln. — **Vorlesungen über Lessings Nathan.** Von C. R. Pabst. (Bern, B. F. Haller.) — **Einfluß der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts.** Von G. Zart. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshdlg.) Vorlesungen herauszugeben, erscheint immer als bedenklich, und auch die vorliegenden über Lessing haben uns in dieser Rücksicht nicht bekehrt. Gewiß dienten sie vortrefflich ihrem Zweck, aber das wenige Neue in ihnen hätte in kürzerer Form mitgeteilt werden können. — Die Arbeit von Zart ist aus einer von der Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe hervorgegangen. Das Thema ist interessant, hätte sich aber doch in mehr eindringender Weise behandeln lassen. — **Geschichte der Ethik.** Von Th. Ziegler. Erster Band. (Bonn, Emil Strauß.) Dieser vorliegende erste Band umfaßt die Geschichte der Ethik der Griechen und Römer. Er legt im ganzen Zeller zu Grunde, doch nicht ohne eigene Nachuntersuchung. Das Buch ist zuverlässig, entbehrt aber freilich einer selbständigen inneren Auffassung des Zusammenhangs, der in den sittlichen Ideen und den wissenschaftlichen Untersuchungen über sie besteht. — **Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens.** Von H. Semmig. (Zürich, Trübsche Buchhandlung.) Ein gut gemeintes Buch, welches auch Unterrichtszwecken sehr wohl zu dienen im stande ist, indem es Übersichten mit Auszügen verknüpft, welches aber freilich weitergehenden Anforderungen nicht genügt. — **Pädagogische Chrestomathie.** Von J. Chr. G. Schumann. Zwei Teile. (Hannover, C. Meyer.) Die pädagogische Bibliothek, welche wir unseren Lesern schon wiederholt empfohlen haben, beginnt in den beiden vorliegenden Bänden sich in einer Chrestomathie über die Meisterwerke der pädagogischen Litteratur der alten und mittleren Zeit zu erstrecken. Wir können nur unsere lebhafte Zustimmung zu dieser Erweiterung des Unternehmens geben. Die Beispiele, welche die pädagogische Litteratur Chinas, Indiens, Persiens und der Griechen erläutern sollen, bilden den ersten Band. Der zweite Band umfaßt Rom und die Pädagogen des Christentums und Mittelalters. Die Beispiele sind glücklich ausgewählt, und so entsteht in der That eine Übersicht über den Gang der Geschichte der Pädagogik bis zu dem Ausgang des Mittelalters, wie wir sie vorher nicht besessen haben.

Zur Naturwissenschaft.

Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Von Karl du Prel. Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) Schon die früheren Auflagen dieses Werkes haben wir unseren Lesern empfohlen. Der Verfasser sucht Darwins Hypothese in das Studium der Astronomie einzuführen. Hierzu bietet die Nebularhypothese von Kant und Laplace einen Anknüpfungspunkt. Das Ziel, welchem er zustrebt, gipfelt in dem Nachweis, daß die Teleologie immanent sei. — Wie diese Schrift einem größeren Leserkreis bestimmt ist, so wird auch der Versuch, die moderne Meteorologie einem solchen zugänglich zu machen, bei demselben Anklang finden, wie er in der Schrift vorliegt: **Die moderne Meteorologie.** Sechs Vorlesungen

auf Veranlassung der Meteorologischen Gesellschaft zu London. Deutsche Originalausgabe. (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.) Diese Vorlesungen sind von hervorragenden Autoritäten des Faches abgefaßt und wohl geeignet, von den Ergebnissen, welche die Meteorologie zu einer dem großen Publikum so interessanten Wissenschaft in wenigen Decennien gemacht haben, eine zureichende Vorstellung zu geben. — Als ein Muster edler Popularität in der Darstellung eines wissenschaftlichen Gebietes heben wir aber hervor: **Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen.** Vom Grafen G. v. Saporta. Übersetzt von Karl Vogt. (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.) Auch der Standpunkt dieses Werkes ist der darwinistische. Wir besitzen kein Werk, welches die vielen wertvollen und mannigfach zerstreuten Untersuchungen über die fossilen Pflanzen zusammenfaßt und daraus diejenigen Schlüsse zieht, welche in Bezug auf die Umwandlung der Arten, des Klimas, der Vorwelt, die Gestaltung des Bodens und die Beziehungen zum tierischen Leben gewonnen werden können. Indem der Verfasser dies im Sinne der Descendenztheorie thut, ist er doch weit entfernt, der Neigung mancher deutschen Darwinisten, über die ersten Anfänge des Pflanzenlebens Phantasien zu entwerfen, nachzugeben. Vortreffliche Illustrationen veranschaulichen den Text. — An Versuche solcher Art mag ein Werk angeschlossen werden, welches von dem Standpunkt des Darwinismus aus das Ganze einer Philosophie der Naturwissenschaft herzustellen unternimmt: **Philosophie der Naturwissenschaft.** Von Fritz Schultze. Zwei Teile. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) Der erste Band giebt eine historische Übersicht über die Entwickelung der Naturphilosophie, und indem dieser Gegenstand, welcher seit dem verunglückten Versuch von Schaller nur in Langes Geschichte des Materialismus teilweise zur Darstellung gekommen ist, zum Mittelpunkt geschichtlicher Betrachtung gemacht wird, ergeben sich manche neue historische Blicke, insbesondere die Vorgeschichte des Darwinismus tritt in ein helleres Licht. Der zweite Band zieht das Resultat der geschichtlichen Entwickelung. Wie die Aufgabe derjenigen verwandt ist, welche Lange in seinem berühmten Werke sich gestellt hat, so ist auch sein Standpunkt ein ähnlicher. Es ist derjenige, welcher in der letzten Zeit als Neu-Kantianismus bezeichnet wird. Hierunter versteht man den Versuch, den kritischen Standpunkt Kants mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft zu verknüpfen. Schultze geht einen Schritt weiter als Lange, indem er in diesen Zusammenhang den Darwinismus hineinzieht. — **Der menschliche Wille vom Standpunkt der neueren Entwickelungstheorie** (des „Darwinismus"). Von G. H. Schneider. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshdlg.) Es ist nicht lange, daß wir das Werk desselben Verfassers über den tierischen Willen angezeigt haben. Auch die vorliegende Schrift geht von den Thatsachen der Biologie aus, aber sie thut einen Schritt weiter als die früheren, sie versucht vermittels der vergleichenden Methode einen Einblick in die Natur des menschlichen Willens zu gewinnen. Hierbei wird sie von Darwin geleitet. Sie steht ganz auf dem modernen Standpunkt, welcher von der Metaphysik nichts erwartet und eine positive Willenslehre auf Erfahrung zu begründen unternimmt. Insbesondere werden hierbei die Phänomene der Vererbung und des instinktiven Lebens einer in vielfacher Beziehung neuen Behandlung unterworfen.

Historische Werke.

Lösung der Wallensteinfrage. Von E. Schebeck. (Berlin, Th. Hofmann.) Das vorliegende Buch enthält den Versuch, durch eingehende Quellenkritik diese Frage, welche die Geschichtschreibung so lange beschäftigt hat, zu lösen, und zwar in einem Sinne, welcher der bisherigen Auffassung gänzlich widerspricht. Der Verfasser unternimmt mit Glück eine Beweisführung, welcher gemäß der Verrat Wallensteins eine Erdichtung, sein Untergang die Folge einer Verschwörung gegen ihn war. In Slawata glaubt der historische Kritiker den Mann entdeckt zu haben, welcher die Gerüchte über den Verrat Wallensteins in Umlauf brachte, seinen Sturz herbeiführte und nach dem Tode Wallensteins die zum Zweck der Rechtfertigung des Mordes sowie behufs der Vermögenskonfiskation anhängig gemachten Prozesse leitete, ja schließlich die historische Auffassung erheblich beeinflußte. — Eine andere Frage der historischen Kritik, in welche sich ebenfalls das Interesse an den Dramen Schillers einmischt, behandelt: **Giessener Studien aus dem Gebiet der Geschichte.** Von Ernst Bekker. I: Maria Stuart, Darnley, Bothwell. (Gießen, J. Ricker.) Die Arbeit versucht auf Grund der Sammlung der Briefe Maria Stuarts die Frage von der Schuld der Königin zu lösen und gelangt zu einem für die Königin günstigen Resultate. — **Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten.** Von St. Gätschenberger. (Leipzig, O. Wigand.) Mit lebhaftem Interesse haben wir das vorliegende Werk gelesen, welches in dem gesunden Sinne einer kulturgeschichtlichen Auffassung den Gang der euro-

päischen Ereignisse von der Begründung der Einheitsmonarchie in Frankreich bis zum Ausbruch der französischen Revolution darstellt. Das Werk zeichnet sich durch den freien Blick aus, mit welchem Schlosser zuerst das achtzehnte Jahrhundert betrachtet hat. — **Historisches Taschenbuch.** Von Wilh. Maurenbrecher. Begründet von Friedrich von Raumer. Sechste Folge. Erster Jahrgang. 1882. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Das Taschenbuch fährt fort, ruhige Untersuchung allgemein interessanter geschichtlicher Objekte zu pflegen. Besonderes Interesse werden in dem vorliegenden Bande die Untersuchung über die Briefe der Königin Maria Stuart, welche sich mit der oben besprochenen Schrift berühren, sowie eine Darstellung des russischen Hofes und der Kaiserin Elisabeth, endlich ein Aufsatz des Herausgebers über die Objektivität des Historikers erregen.

Aus preußischen Archiven.

Wir haben mit lebhaftem Interesse die Publikation der **Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen** verfolgt, welche im Auftrage der Akademie in musterhaftester Bearbeitung und Ausstattung bei Alex. Duncker erscheint, und so haben wir nur nötig mitzuteilen, daß zwei neue Bände vorliegen, welche die denkwürdigen Jahre 1748 bis 1750 umfassen. Mit jedem Jahr, zu dem man fortschreitet, steigt das außerordentliche Interesse, welches diese unmittelbaren Dokumente erwecken; besser als irgend eine Schilderung offenbaren sie den Blick für die wirklichen Verhältnisse, mit welchem Friedrich der Große Höfe, Länder und Armeen von Europa umspannt. — An dieses Unternehmen reiht sich würdig und im Interesse nicht hinter ihm zurückstehend eine Publikation, welche die Reformpolitik Preußens und die Geschichte seiner Befreiung zu aktenmäßiger Darstellung bringen soll. Von ihr liegt ein erster Band gegenwärtig vor: **Geschichte der preußischen Politik 1807 bis 1815.** Von Paul Hassel. Veranlaßt und unterstützt durch die königl. Archivverwaltung. Erster Teil (1807 bis 1808). (Leipzig, S. Hirzel.) Der vorliegende Band umfaßt die Vorgänge vom Tilsiter Frieden bis zum Auszuge 1808. Es sind sonach hauptsächlich die Ursachen der Fortdauer der französischen Occupation, der Charakter derselben, die Versuche Friedrich Wilhelms III., das Land von den Franzosen frei zu machen, welche seinen Gegenstand bilden. Das Hauptmaterial stammt aus dem geheimen Staatsarchiv in Berlin, ist aber ergänzt worden durch die Berichte des österreichischen Gesandten, die im Wiener Staatsarchiv liegen, des hannoverschen Gesandten bei dem Wiener Kabinett, sowie der handschriftlichen Hinterlassenschaft des Grafen Götzen. Der Herausgeber, der Chef des Staatsarchivs Paul Hassel, giebt zuerst eine musterhafte zusammenfassende Darstellung und läßt dann die wichtigsten Aktenstücke folgen.

Litterarische Notizen.

Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Theodor Gaedertz. (Leipzig, S. Hirzel.) Wenn der Forschungseifer auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte sich nicht genötigt sehen will, immer wieder dieselben Bahnen zu beschreiten, muß er zuweilen weniger bekannte Gestalten hervorziehen und ein Verdienst darin suchen, die schon im Nebel der Vergangenheit halb verschwundenen Namen im Lichte gerechter Würdigung erscheinen zu lassen. Dies hat K. Th. Gaedertz, der durch seine niederdeutschen Dialektdichtungen bereits von sich reden gemacht, in anerkennenswerter Weise gethan, indem er das Leben und die Werke Georg Rollenhagens einer gründlichen und gewiß recht mühevollen Forschung unterzog. Als der Sohn des berühmteren Georg Rollenhagen, dessen „Froschmeuseler“ eine jener Denksäulen der Litteratur geworden ist, welche selbst den weniger Kundigen zu orientieren vermögen, ist Gabriel nur als hervorragender Vertreter der zeitgenössischen litterarischen Bestrebungen aufzufassen, aber als solcher denn auch nicht zu übersehen, wie dies leider häufig geschehen ist. Darum gebührt Gaedertz für seine fleißige Quellenforschung und die genaue Feststellung einzelner Daten und Thatsachen volle Anerkennung, und namentlich ist die außerordentliche Sorgfalt, womit er die Hauptwerke Gabriel Rollenhagens, die „Indianischen Reisen“ und die „Komödie von der blinden Liebe“, analysiert, nicht genug anzuerkennen.

* * *

Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Kulturbild, nach Originalquellen dargestellt von Otto Baisch. (Leipzig, E. A. Seemann.) Zwei besondere Momente werden diesem interessanten Buche auch

in weiteren Kreisen Freunde gewinnen, einmal die Beziehung Reinharts zu Schiller und dann die Schilderungen des Kunstlebens in Rom vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis fast zur Mitte des gegenwärtigen. Dazu kommt die ungemein fesselnde Art der Darstellung. Das Material hat seine eigene Geschichte. Schon Heinrich Stieglitz hatte mit der Sammlung begonnen, dann kam das Material in die Hände Rudolf Marggrafs, und endlich war Otto Baisch berufen, die Sichtung und Bearbeitung zu vollenden. Der Maler Reinhart bildete in Rom lange Jahre hindurch eine charakteristische Gestalt, und abgesehen davon, daß er als Landschaftsmaler und durch seine Radierungen selbst Vorzügliches leistete, war er auch als charakterfester und humorvoller Mann hochgeschätzt. Er gehörte überdies zu jenen Künstlern, die zugleich im Leben durch originelle Züge absichtslos hervorstechen, und niemand wird daher das treffliche Buch von Otto Baisch unbefriedigt aus der Hand legen.

* *
*

Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Durch die weite Verbreitung, welche Webers Lehrbücher der Weltgeschichte in Haus und Schule gefunden haben, ist sein Name im deutschen Publikum wohl bekannt, und die neue Auflage seiner „Allgemeinen Weltgeschichte" wird daher überall eine freundliche Aufnahme finden, wo es sich darum handelt, ein gründliches und dabei leicht faßliches Werk über die gesamte historische Wissenschaft zu besitzen, um so mehr, da der gewissenhafte Gelehrte Sorge trug, die Fortschritte, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren stattgehabt, der neuen Auflage zu gute kommen zu lassen, und sich die Beihilfe namhafter Fachgelehrten und Specialforscher gesichert hat. Haltung und Charakter des Werkes sowie Anlage und Stoffverteilung sind selbstverständlich unverändert geblieben, so daß dasselbe nach wie vor die richtige Mitte hält zwischen einer streng fachwissenschaftlichen und einer populären Bearbeitung der Geschichte. Den Elementen der Kultur, der litterarischen und künstlerischen Entwickelung der einzelnen Nationen hat Weber besondere Sorgfalt gewidmet, und es liegt auch darin ein Grund, daß seine Arbeit so recht für die Familie und das Haus geeignet ist. Die neue Auflage ist in fünfzehn Bände eingeteilt, von denen vier das Altertum, vier das Mittelalter, vier die neuere und drei die neueste Zeit umfassen. Das Werk eines Historikers von so gewissenhaftem Forschungsgeiste und vielseitiger Bildung wie Weber, der überdies von jedem Parteistandpunkt frei ist, verdient die wärmste Empfehlung, und die Verlagshandlung, welche dieser neuen Auflage in jeder Hinsicht die größte Sorgfalt zuwendet, darf auf den Dank der Nation und eine recht warme Bethätigung desselben Anspruch erheben. Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

* *
*

Die von Prof. Joseph Kürschner im Verlage von W. Spemann herausgegebene historisch-kritische Sammlung: **Deutsche National-litteratur** ist nun bereits zu einer ganzen Anzahl von Bänden herangewachsen und hat sich aus den tastenden Anfängen zu einem systematisch gegliederten Unternehmen herausgebildet, welches die großen Erscheinungen in der Entwickelung unseres nationalen Lebens teils in einzelnen hervorragenden Werken, teils in Gruppen darstellt und beleuchtet, wozu interessante Erläuterungen, sowie Illustrationen u. dergl. das Ihrige beitragen. Das ernste Streben des Herausgebers, seine Umsicht und Unermüdlichkeit lassen dem Fortschritte des Unternehmens mit steigender Teilnahme entgegensehen und verbürgen demselben bleibenden Wert. Nach den zahllosen verschiedenartigen Ausgaben klassischer Litteraturdenkmale hat Prof. Kürschner hier doch noch eine in ihrer Art originelle Idee ausgeführt, um diese Werke größeren Kreisen wiede einmal nahe zu rücken und auch dem Forscher von einer neuen Seite interessant zu machen.

* *
*

Nachdem das schöne und gediegene Prachtwerk **Nordlandfahrten** (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) mit seinem dritten Bande, welcher England und die Kanalinseln schildert, zum vorläufigen Abschluß gekommen war, ist nun ein vierter oder Ergänzungsband im Erscheinen begriffen, welcher malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark enthalten wird und dessen erste Lieferungen bereits beweisen, daß Text und Ausstattung mindestens in derselben Vollkommenheit geboten werden wie bei den vorhergehenden drei Bänden. Holland wird von Friedrich v. Hellwald, Dänemark von H. Weitemeyer textlich bearbeitet, und die Illustrationen entsprechen in ihrer künstlerischen Ausführung der Gediegenheit dieser Schilderungen. Während die großen Prachtwerke, welche in den letzten Jahren von anderen Verlagshandlungen herausgegeben wurden, oft etwas groß und voluminös erscheinen, sind diese „Nordlandfahrten" von handlicherem Format und mögen dadurch vielfach willkommener sein. Jedenfalls gehören sie in jeder Hinsicht zu denjenigen illustrierten Prachtwerken, auf welche der deutsche Buchhandel stolz sein darf. Wie die Verlagshandlung versichert, wird in diesem letzten Bande die illustrative Darstellung sich mehr wie vorher auch auf die Einzelheiten des Lebens und Treibens der Bewoh-

ner erstrecken, während die landschaftlichen Schilderungen den früheren nicht nachstehen sollen.

* * *

Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. (Berlin, Gebr. Paetel.) Ein bedeutender Naturforscher, der zugleich mit dem Auge des Künstlers landschaftliche Schönheiten und Eigentümlichkeiten zu beobachten versteht, giebt in dem vorliegenden Buche eine Reihe von Schilderungen, die in der That so unmittelbar unter dem ersten Eindrucke der Schönheit tropischer Gegenden geschrieben sind, daß man unwillkürlich zu der lebhaftesten Teilnahme an seinen Erlebnissen angeregt wird. Es war die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, welcher den berühmten Naturforscher nach Indien oder vielmehr nach Ceylon führte, und während seine wissenschaftlichen Interessen ihn zur Beobachtung der wunderbaren Seetiere des dortigen Meeres leiteten, schwelgte er in der Freude an der großartigen Schönheit der tropischen Natur, die er in Ausflügen der mannigfaltigsten Art kennen lernte. Die ungemein anschaulichen und malerischen Schilderungen zaubern die Pracht der üppigen Vegetation, die seltsame Tierwelt und die harmlose, auf der Stufe kindlicher Unbefangenheit stehende Bevölkerung vor unsere Seele. Einzelne der Darstellungen, so namentlich der Aufenthalt zu Belligemma, sind so vollständig in die Unmittelbarkeit des Erlebten getaucht, daß der Leser gleichsam in die Einzelheiten hineingezogen wird und bei einiger eigenen Phantasie die wunderbaren Effekte des fremdartigen Natur- und Menschenlebens an sich selbst zu erfahren glaubt.

* * *

Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. Nach dem „Manuel du voyageur“ von D. Kaltbrunner unter Mitwirkung von E. Kollbrunner bearbeitet. (Zürich, Wurster u. Co.) Während eine Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen bereits vor Jahren von Neumayer und einer Reihe von Gelehrten erschienen ist, bringt dieses reich ausgestattete Werk eine mehr für Touristen und Exkursionisten bestimmte Anweisung. Es ist eine Bearbeitung des von vielen Autoritäten als vorzüglich anerkannten Kaltbrunnerschen Werkes. Der Bearbeiter hat die vielen gelehrten Notizen desselben durch praktische Winke und eigene Erfahrungen ersetzt. In allgemein verständlicher Sprache werden selbst die rein mathematischen Sätze dargestellt. Der erste Absatz behandelt die Vorbereitungen zur Reise und giebt viele aus der Erfahrung genommene Ratschläge. Die Beobachtungen und Studien betrachten zuerst das Land nach Topographie, Geologie, Boden, Klima, Hydrologie, Pflanzen- und Tierwelt, dann das Volk und zwar die Bevölkerungsstatistik, nach Rassen und Typen, Sprachen und Dialekten, Sitten und Gebräuchen, verschiedenen Einrichtungen (für das Wohl des Volkes), Gewerbe, Handel, Litteratur, Kunst und Wissenschaft, Ursprung und Geschichte. Zahlreiche Abbildungen und Kartenbeilagen ergänzen den Text.

* * *

Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Von Philipp Paulitschke. (Wien, Brockhausen und Bräuer.) Die Geschichte der geographischen Kenntnis des bis auf die neueste Zeit so verschlossenen Kontinents von Afrika wird angesichts der heute einander drängenden, höchst überraschenden Entdeckungen mit lebhaftem Interesse aufgenommen werden. Von den ältesten Zeiten ab wird in dem vorliegenden Werk die Kenntnis von diesem Erdteil bis zu dem heutigen Stande derselben in anziehender Darstellung verfolgt.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Der fahrende Geselle.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

I.

ch habe über den Einfluß und die Macht der Abstammung viel in meinem Leben gehört und noch viel mehr in meinem Leben erfahren. Zwar bilde ich mir nicht ein, über die Descendenztheorie der Naturforscher ein wissenschaftliches Urteil zu haben, allein ich wage zu behaupten, daß eine meiner vielerprobten Beobachtungen in dieser Richtung eine wissenschaftliche Untersuchung verdiente. Unzähligemal hat sich meinem scharf beobachtenden Auge, das von jeher gern auf den verstecktesten Seiten der Erscheinungen haften blieb, die Thatsache aufgedrängt, daß Temperament und Charakter weniger häufig von Vater und Mutter auf die Kinder als von den Großeltern auf die Enkel übergehen. Gut gearteten Gemütern verschafft es sogar eine besondere Freude, wenn sie in ihren Kindern ihre eigenen Eltern wiederfinden, während Vater und Mutter weniger beruhigt zu sein pflegen, wenn sie ihren eigenen oft hart gebüßten Qualitäten in ihren Sprößlingen begegnen.

Mein Vater machte hierin eine Ausnahme. Er fand in mir von meiner frühesten Jugend an eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Vater und schüttelte darob bedenklich den Kopf; denn mein Großvater hatte, wie man zu sagen pflegt, stets flott gelebt und „sein Sach auf nichts gestellt", während mein Vater ein überaus solider Buchhalter oder, aufrichtiger gesagt, Kommis und Verkäufer in einem Handelsgeschäft seines Oheims war, welches, vielleicht noch aufrichtiger gesagt, nur einen kleinen Kramladen vorstellte. Dieser Oheim meines Vaters, dieser Besitzer des erwähnten Kramladens, hieß Emanuel Bobna und war der Bruder des leichtlebigen Großvaters Wolfgang Bobna. Der letztere, mit einer schönen Stimme begabt, die er im vorigen Jahrhundert, das eher Kastraten als Tenore vergoldete, nicht anders zu verwerten

wußte, als daß er, slavische Volkslieder singend, in den Schenken und bei den Gutsherrschaften seines Heimatlandes Mähren umherzog, hatte sich von seinem nur dem Handel und ein wenig dem Wucher obliegenden Bruder Emanuel völlig getrennt, sobald beide Brüder ihr elterliches Erbteil bekommen hatten. Wolfgang heiratete eine wohlhabende aber leichtsinnige Bauerstochter, und das Ehepaar wirkte redlich zusammen, ihr beiderseitiges Vermögen mit mehr Lustigkeit als Zeitaufwand verschwinden zu machen. Dies war gerade gelungen, als der Sprößling dieser Ehe, mein Vater Ignaz Bobna, ein Knabe von zehn Jahren war. Da erinnerte sich Wolfgang, daß er, als er noch ein junger, lediger Bursche gewesen und als Sänger und Spielmann umherstreifte, gar herrliche Tage auf dem gräflichen Schlosse Leonhelm in Mähren verlebt hatte. Die schönen Damen, die in diesem Schlosse hausten oder dorthin zu Gaste kamen, waren ihm wie „Prinzessinnen“ erschienen — und dort noch einmal sein Glück zu versuchen, versprach er seiner Frau. Man hat ihn wahrscheinlich nicht wieder fortgelassen, mindestens verging eine so lange Zeit, ohne ihn wiederzubringen, daß die arme Frau ihren Knaben an die Hand nahm und aus dem Dorf nach dem kleinen Städtchen wanderte, um bei ihrem Schwager Emanuel Hilfe zu suchen. Es war freilich wenig Hoffnung vorhanden, solche bei ihm zu finden, denn er war nicht nur seit Jahren schon mit seinem Bruder zerfallen gewesen, er war auch ein notorischer Geizhals und wäre auch bei größerer Verwandtenliebe nicht leicht hilfreich geworden. Allein er war zum zweitenmal kinderlos verheiratet, und sein Weib Brigitte, die Tochter eines reichen Branntweinbrenners, teilte zwar seine Habgier, aber nicht seine Gleichgültigkeit gegen den mangelnden Ehesegen. Sie hatte sogar schon daran gedacht, die kleine rothaarige Tochter eines jüdischen Hausierers, Peppi Schelinka, ins Haus zu nehmen, nachdem die Mutter der Kleinen verstorben war und der Vater, seinem Berufe nachgehend, fast nur einmal wöchentlich zur Feier des Sabbaths nach Hause kam. Brigittens feindselige Gesinnung gegen die Juden im allgemeinen hatte die Ausführung des Planes verhindert.

Jetzt bot sich ihr Gelegenheit, ein blutsverwandtes, christliches Kind, den Neffen ihres Mannes, zu adoptieren. Sie sah den Knaben mit so durchbohrenden Blicken an, als ob sie ihn hätte ermorden wollen, Ignaz aber oder „Nazerl“, wie er sich selbst nannte, hatte ein tapferes Gemüt, und obgleich er anfangs der Fremden gegenüber schüchtern und zum Weinen geneigt gewesen, nahm er jetzt, als er sich von einer Gefahr bedroht glaubte, die Miene trotziger Herausforderung an. Dies gab einen so kindisch-drastischen Anblick, daß Brigitte den festen Entschluß faßte, nicht mehr von dem Kinde zu lassen. Sie trotzte die Bewilligung dazu ihrem Manne ab, der sich aus Furcht, er werde auch die Mutter des Kindes ernähren müssen, lange geweigert hatte. Die Mutter des kleinen Ignaz Bobna aber schwur, sie habe nur die Absicht, in die weite Welt zu gehen, um ihren Mann aufzusuchen, und werde nur mit diesem oder gar nicht zurückkehren. Zurückgekehrt ist sie in der That nicht mehr, ob sie aber wirklich von der Absicht geleitet war, den Flüchtling zu finden oder sich durch ihre eigenen Mittel und Künste zu erhalten, ist so wenig wie sie selbst jemals wieder zu Tage gekommen. Der kleine „Nazi“ wuchs unter den Augen seiner Adoptivmutter glücklich heran. Sie schickte ihn in die Schule, nahm ihm für einzelne Gegenstände sogar einen Hauslehrer, glaubte aber ihre Neigung oder vielmehr ihre Liebhaberei, Mutter eines Sohnes zu scheinen, nicht besser bethätigen zu können, als wenn sie dem Kind in moralischer Beziehung all die Härte und Strenge entgegensetzte, wegen welcher sie bei der übrigen Welt verrufen war. Die moralischen Folgen dieser Erziehung zeigten sich darin, daß das wohlgekleidete Adoptivkind die Fröhlichkeit und die tapfere Wildheit verlor, die der barfüßige Bauernjunge in

das Haus gebracht hatte, und sein Gemüt so furchtsam und bescheiden, folgsam und demütig wurde, wie nötig war, um endlich selbst Emanuel mit seiner ihm aufgedrungenen Vaterschaft zu versöhnen. Er kam früh zu der Einsicht, der Knabe werde sich zu einem so gefügigen und folgsamen Hilfsarbeiter im Geschäft herausbilden, daß mit seiner Reife ein lange gehegtes Vorhaben verwirklicht werden könnte. Es handelte sich darum, seine frühere Bude zu schließen und ein wirkliches und wahres Handelshaus zu eröffnen, vorläufig in Gestalt einer Material- und Farbwarenniederlage. Das Haupterfordernis dazu, dessen Mangel bisher die Verwirklichung gehindert hatte, war ein vollkommen ehrlicher und verläßlicher Buchhalter, und da Brigitte damit einverstanden war, den angenommenen Sohn zu diesem Berufe tauglich zu machen, so wurde er, als er fünfzehn Jahre zählte, in ein Warengeschäft gebracht und zur Erlernung der Buchführung angehalten. Die kleinstädtische Unerfahrenheit der beiden Gatten und ihr mit dem Geiz verbundenes Mißtrauen hätten sie niemals vermögen können, einem Fremden einen mit Geldsachen verbundenen Vertrauensposten zu geben.

Brigitte, die von ihrer Knauserei nur dann nachließ, wenn es galt, ihrem Ignaz, wie sie sich ausdrückte, eine „Bildung mehr" zu verschaffen, hatte in dieser Beziehung das Größte geleistet: sie hatte Mr. Boisjoli zu Lektionen ins Haus gezogen. Mr. Boisjoli war vor etwa zwölf Jahren mit der Emigration vor der Revolution geflüchtet in Begleitung eines französischen Edelmannes, dem er als Sekretär gedient hatte. Der Edelmann hatte seinen Wohnsitz auf dem Gute eines verschwägerten österreichischen Grafen genommen, und als er sich von dort nach den Niederlanden begeben, um seinem Vaterlande näher zu sein, den alt und müde gewordenen Sekretär mit einer kleinen Abfindungssumme zurückgelassen. Der alte Franzose begab sich nach dem nicht weit entfernten Landstädtchen, wo er mit seinem Zöpfchen und gepudertem Haar, seinen Kniehosen, Schuhschnallen und dem bis zur Unerkennbarkeit seines Zweckes schadhaft gewordenen Galanteriedegen eine allgemein bekannte Stadtfigur und die Lebensfreude der Straßenjungen war. Seine ganze Sehnsucht nach der verlorenen Heimat drückte er in der Klage um den in Frankreich gewöhnt gewesenen Schnupftabak aus, wozu er um so öfter Gelegenheit hatte, als er unaufhörlich mit der Dose beschäftigt war, auf deren Deckel bourbonische Lilien in schmutzig weißer Nachbildung glänzten.

Ignaz lernte von ihm französisch, wenigstens so gut, daß ihn sein Lehrer verstand, wie sich denn Ignaz überhaupt in allen ihm notwendig gewordenen Kenntnissen sehr gelehrig zeigte. So kam denn der große Tag, an welchem das Material- und Farbwarengeschäft eröffnet wurde, dessen innere Einrichtung und Ausstattung später mein kindliches Entzücken hervorrufen sollte. Indem ich aber hier plötzlich von mir selbst spreche, will ich andeuten, daß es notwendig ist, die Mittel und Wege zu erzählen, welche Ignaz Bobna zum Vater machten.

Er war, wie schon gesagt, unter der strengen Zucht seiner Adoptivmutter sehr bescheiden und fügsam geworden. Allein es war eine aufgeregte Zeit, die selbst den Besonnenen zu abenteuerlichen Unternehmungen treiben konnte. Und so traten denn vor allem zwei große Ereignisse mächtig in den Vordergrund: die Heere Napoleons, des großen Kaisers, setzten sich im Herzen Mährens und die verheerenden Augen des rothaarigen Judenmädchens Peppi Schelinka im Herzen des Ignaz Bobna fest.

Beide Ereignisse waren voll von Verwickelungen und Schicksalsknoten, und von beiden Ereignissen konnte niemand noch absehen, wie sie sich einst lösen würden. Es ist möglich, daß man von diesen beiden Ereignissen das kriegerische und geschichtliche für das wichtigere hält. Es kommt dies auf den Standpunkt der Weltbetrachtung an; jedenfalls aber ist das

letztere in all seinen Merkwürdigkeiten und Folgen bereits genügend erzählt worden, wie man nicht bestreiten kann, während von der großen und merkwürdigen Komplikation der Verhältnisse, die aus der Liebe des armen, halb verwaisten Jünglings Bobna zu einem von seinen Ernährern nach alter Tradition gehaßten Judenmädchen hervorging, meines Wissens weder die Weltgeschichte noch andere Geschichten jemals etwas erzählt haben. Ich bin nach meiner Natur und Auffassungsweise der Dinge sehr geneigt, den Mangel einer bezüglichen Aufzeichnung für eine von mir auszufüllende Lücke in der richtigen Erkenntnis des Universums zu halten. Und in der That, kommt es denn bei Ereignissen auf die größere oder geringere Anzahl derjenigen an, denen sie bedeutsam erscheinen, um sie beachtenswert zu machen? Millionen Herzen können bei den Gigantenschritten, mit welchen Napoleon die Weltbahnen erschütterte, keineswegs höher oder ängstlicher geschlagen haben als die paar Herzen, welche bei der unglücklichen Liebe des jungen Buchhalters in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Peppi hatte rote Haare, und man nannte sie damals schön trotz dieses Umstandes, wie man sie heute wegen desselben schön nennen würde. Die feine und außerordentlich weiße Hautfarbe, die sich mit jener Haarfarbe zu verbinden pflegt, gab ihr ein zartes und vornehmes Ansehen, während die Grazie und Beweglichkeit, womit sie ihre angeborene Munterkeit äußerte, jeden Gedanken an die Blässe des Leidens fern hielt. Ihr größter Vorzug aber war, daß sie Ignaz mit der Leidenschaft und Entschiedenheit einer gesunden, tüchtigen Mädchennatur liebte, die sich sogleich bewußt ist, daß eine solche Neigung das Schicksal selbst ist, von dem die ganze Gestaltung des Lebens abhängt.

* *
*

Im Judenviertel war Trauer und Wehklagen. Die Schlacht von Austerlitz war geschlagen, zwei Kaiser waren einem dritten unterlegen, zwei alte Kaiserthrone, auf denen die Geschichte von Jahrhunderten saß, die von Österreich und Rußland, waren von einem ganz neuen Kaiserthron, der erst seit einem einzigen Jahre aus dem Boden der Geschichte emporgewachsen war, von dem des französischen Empereurs, an Größe und Macht überboten worden. Während die russischen Heere, die sich für unüberwindlich stark gehalten hatten, eilig und gedemütigt abzogen, um möglicherweise mit Verstärkungen zurückzukehren, breiteten sich die französischen Heere mit dem triumphierenden Übermut des Siegers an der March und an der Donau aus bis hinunter nach Preßburg, als ob Österreich nicht mehr existierte. In der That, es mußte, um den Namen und die Bedeutung einer weltgeschichtlichen Existenz wiederzuerlangen, den bevorstehenden Frieden abwarten, und um es für die beispiellos harten Bedingungen dieses Friedens gefügig zu machen, lastete vorläufig Frankreich mit raubgieriger Bedrückung auf dem von seinen Armeen eingenommenen Boden. Die Kontributionen und Gelderpressungen fanden mit einer gewissen systematischen Ordnung statt, als ob sie von Naturgesetzen vorgeschrieben wären, was die Qual und die Schauerlichkeit derselben noch erhöhte, da ein plötzlicher Raub hoffen läßt, er werde sich nicht wiederholen, während bei dem immer wieder regelmäßig Geforderten kein Ende abzusehen ist.

Waren es in den Landbezirken Getreide, Lebensmittel und tägliche Heeresbedürfnisse aller Art, was den Bauern mit ruhiger, aber keinen Widerstand nur entfernt möglich machender Gewalt abgezwungen wurde, so fielen die Geldleistungen hauptsächlich auf die Städte und in den kleineren derselben vornehmlich auf die Juden. Nicht daß die Franzosen mit ihrem von der Revolution sanktionierten Princip der Gleichheit einen konfessionellen Unterschied bei ihren Ansprüchen hätten zu Worte kommen lassen — allein bei der von den Gemeindebehörden selbst ausgehenden Einschätzung der Vermögensver-

hältnisse kam die traditionelle Annahme, unter der sich so viel Glaubenshaß und Feindseligkeit verbirgt, daß alles Geld bei den Juden sei und sie die Hüter versteckter Schätze wären, zur vollen Geltung.

Ignaz Bobna, in welchem sich in Wahrheit der Sinn für Redlichkeit und skrupulöse Treue bei ihm anvertrauten Geschäften früh entwickelt hatte, war auch in seiner Gemeinde als ein Mann von besonderer Rechtschaffenheit geachtet, infolge der Zuversicht, mit der sich ein Mann von so ängstlicher und mißtrauischer Natur wie Emanuel Bobna auf den jungen Neffen verließ, ohne der Welt daraus ein Hehl zu machen. Auch hatte die Gemeinde manches Vertrauensamt, auf das der Pflegevater schon wegen des Besitzstandes, den man ihm zuschrieb, und eigentlich nur aus diesem Grunde Anspruch hatte, auf das er aber wegen seiner Abneigung gegen noch so ehrenhafte Geschäfte, die nichts eintrugen, lieber verzichtete, auf den Pflegesohn übertragen zur großen Freude Brigittens, die deshalb für ihn an die stolzeste Braut des Landes dachte. So war Ignaz Bobna sowohl bei der Einschätzung thätig gewesen, als er auch schon öfter in eigener Person die Auslieferung eingeforderter Waren zu überwachen gehabt hatte. Wie viele Schmerzen der Bedrängten und Ausbrüche ihrer Verzweiflung ihm dabei auch unterkamen, die kriegerische Bewegung hatte die ursprüngliche Tapferkeit, die er schon als Kind geäußert, wieder in ihm entzündet. Er dachte zwar nicht daran, daß er irgend eine That mit den Waffen auszuführen haben werde, allein ein fast fröhlicher und jedenfalls das Gemüt erhebender Mut war über ihn gekommen. Bisher war seine Liebe zu der Jüdin nur von Verdruß begleitet gewesen, und die wonnereichsten Momente, die er im Hause der Erwählten verlebte, waren immer in ein Verzagen ausgelaufen, das nahe an ein Entsagen streifte. Jetzt schien es ihm plötzlich — und der große Kaiser Napoleon war ein Beispiel dafür —, daß auch das Unerhörteste in der Welt zu verwirklichen sei, eine Lust an Abenteuern, eine unklare Hoffnung, daß irgend ein kühnes Wagnis, von dessen Beschaffenheit er sich selbst keinen Begriff machen konnte, daß irgend ein glückliches Ungefähr ihn ans Ziel bringen könne, beseelten ihn, so oft ihm wieder die Aufgabe übertragen wurde, mit dem Landesfeind zu verhandeln und ihn in seinen Forderungen möglicherweise nachgiebiger zu machen oder auch den Transport und die Übergabe der Brandschatzungen an die französischen Militärbehörden zu überwachen. Bei solchen Gelegenheiten bekam er ein Stück Welt zu sehen, ganz verschieden von dem kleinlichen Leben, das er gewöhnlich zu führen hatte. Es war, als ob sich ein Bächlein, an dessen Ufern man nur alltägliche Empfindungen hegt, plötzlich in das Weltmeer verwandelt hätte, das Gedanken an die großartigsten Möglichkeiten erweckt.

Wieder war ihm der Auftrag geworden, einige für das Bivouac der Franzosen bestimmte Lastwagen beim Grauen des Morgens aus der Stadt hinauszubegleiten und zugleich mit dem grimmen Befehlshaber über den Nachlaß einer Forderung zu verhandeln oder die Grausamkeit einer bevorstehenden Kontribution abzuschwächen. Seine besondere Kenntnis der französischen Sprache bewirkte, daß er nur zu häufig mit einer ähnlichen Mission betraut wurde. Abends vorher begab er sich in das Judenviertel, wo er allgemein verehrt wurde, weil es notorisch war, daß er bei seiner christlichen Gemeinde allzu große Härten der Einschätzung, welche die Juden betrafen, gemildert hatte. Man segnete jetzt hier die oft gescholtene und mit Flüchen erwähnte Beziehung Peppis zu dem Christensohne. In seiner Begleitung fand sich Mr. Boisjoli, mit dem er jetzt dem Französischen zuliebe häufiger als sonst verkehrte. Der alte Franzose war so eifrig in seiner Gesprächigkeit, daß er gar nicht bemerkte, wie er dabei in einen Teil der Stadt geriet, den er bisher niemals betreten hatte.

„Ich sage Ihnen, der Kaiser ist selbst im Bivouac," beteuerte Boisjoli, „und Sie begreifen mein Verlangen, meinen großen Landsmann einmal mit Augen zu sehen. Er hat die Revolutionäre zu Paaren getrieben und an die Stelle der Guillotinen die Kanonen gesetzt, die ohne Zweifel ein viel anständigeres Sterben gewähren, ganz davon abgesehen, daß man das Vergnügen dabei auch den Feinden verschaffen kann. Wenn Sie mich lieben, so machen Sie es möglich, daß ich Sie morgen ins Lager begleite."

„Sie wissen, mein Freund," erwiderte Ignaz, „daß auf dem Fuhrwerk, welches die Eskorte der Lastwagen bildet, kaum für mich, den accreditierten Kommissär des Zuges, Platz genug ist. Ich muß froh sein, wenn das halbe Dutzend Administrativbeamten, das die Karosse einnimmt, mich nicht zwingt, mit der Mannschaft zu Fuß zu gehen. Denn ein Pferd, um mit den Unteroffizieren zu reiten, habe ich nicht, sonst hätten es natürlich schon die Franzosen. Ich habe nicht die Macht, Sie mitzunehmen, aber ich habe auch nicht die Macht, Ihnen das Mitgehen zu verbieten, wenn Sie sich unter die Soldaten mischen wollen."

Boisjoli kam bei der Vorstellung, marschieren zu sollen, ganz außer sich, nicht anders, als ob er den Befehl dazu aus dem Munde irgend eines strengen Offiziers vernommen hätte. Trotzdem ließ er von seinem Verlangen nicht ab, auf eine bequemere Weise zu den Zelten der französischen Heeresabteilung zu gelangen. Es war, während die beiden Männer dahinschritten, völlig Nacht geworden, eine kalte und unheimliche Winternacht, und in der totenstillen Judengasse war weder Licht noch Leben wahrzunehmen. Um so deutlicher und überraschender tönte eine Stimme, die hinter einer nur zugelehnten und nicht verschlossenen schmalen Hausthür ein slavisches Volkslied sang. Es war die Stimme Peppis. Das Mädchen gab dadurch dem Geliebten ein Zeichen, daß sie auf sein Kommen hoffte, er sollte dies schon beim Eintritt in die dunkle Gasse erfahren und vom Klang auf seinem finsteren Weg geleitet werden.

Beide Männer blieben lauschend stehen. Der kunstsinnige Boisjoli gönnte sich aus Furcht, den Gesang zu unterbrechen, kaum leise sein „charmant!" und „admirable!" zu murmeln, während Ignaz nicht lange stehen blieb, sondern, offenbar nicht bloß vom Gesang, vielmehr von einem Gedanken bewegt, auf und ab zu schreiten begann. Noch war die Sängerin nicht verstummt, als er den Arm des Franzosen ergriff und ihn einige Schritte vom Hause fortzog.

„Sie sollen mit ins Lager kommen," sagte der junge Mann, „ich werde es möglich machen durch die Versicherung, daß ich zu dem schwierigen Geschäft diesmal durchaus eines Dolmetschers bedürfe und zum Glück einen wahren und wirklichen Franzosen dazu aufgefunden hätte."

Man hörte in der Dunkelheit wiederholt und heftig den Deckel der Dose auf- und zuklappen, was ein Zeichen der Befriedigung dessen war, der sich der Dose bediente. Bevor aber derselbe das gleiche Gefühl in Worten äußern konnte, wurde es schon durch ein entgegengesetztes verdrängt und zwar wurde dies eben durch die Dose verschuldet. Aus dem Fenster eines Erdgeschosses fiel ein Lichtstrahl auf den Deckel und ließ die verkümmerten Lilien auf demselben in einer Weise glänzen, daß der weltgeschichtliche Charakter des Tages keineswegs damit einverstanden gewesen wäre.

„Es wird doch nicht geschossen," sprach Boisjoli mit bebender Stimme. „Der Transportwagen ist kein Kanonenwagen; Sie wissen, ich bin kein Feigling, ich bin so mutig wie jedermann in meinem Lande. Aber bemerken Sie wohl, ich spiele nicht die Rolle eines jeden. Ich könnte zwar die Dose mit den Lilien zu Hause lassen, obgleich ich keine andere besitze und nur mit Widerstreben aus einer fremden schnupfe. Die Dose macht es aber nicht allein, ich könnte unwillkürlich zu Äußerungen hingerissen werden, die mich allzusehr als Anhänger des ancien régime verrieten. Zwi-

schen Menschen von Erziehung hat dies nichts zu sagen; mein Gott, man ist eben verschiedener Ansichten; wenn aber mit Kugeln und Degenspitzen räsonniert wird, dann ergebe ich mich, dann bin ich waffenlos und hätte den Streit lieber gar nicht angefangen, das will sagen, wäre lieber zu Hause geblieben."

Ignaz nahm wieder den Arm seines Freundes, diesmal, um ihn dem Hause, aus dem das Lied klang, näher zu bringen.

„Man wird Sie respektieren," sagte er, „das weiß ich, selbst wenn man den Royalisten in Ihnen erkennt, denn Sie werden neben der Rolle des Dolmetschers noch eine zweite spielen, die man achten wird. Dies alles, mein Lieber, ja Ihr Mitkommen selbst ist noch von dem Willen einer anderen Person abhängig, und darüber wollen wir gleich ins reine kommen."

Er öffnete die angelehnte Thür, die nur der Eingang zu einem Laden war, in welchem Schelinka alte Kleider und schadhafte Gerätschaften verkaufen ließ, während er selbst ganz anderen Geschäften auf der Wanderung nachging. In diesen Zeitläuften hatten beide Arten von Betriebsamkeit ein Ende gefunden. Im Laden selbst befand sich keine Beleuchtung, aber aus einem Kämmerchen, zu welchem einige Stufen hinaufführten, fiel der Schimmer eines Talglichtes herab. Die Sängerin jedoch befand sich im Laden selbst, wie die Männer bei ihrem Eintritt erkannten. Peppi, als sie einen Fremden in der Begleitung ihres Geliebten sah, bewillkommnete diesen nicht, sondern eilte die Stufen hinauf in die Kammer, wo Jakob Schelinka, ihr Vater, aufmerksam über einem hebräischen Buche gebeugt saß, während eine Magd unaufhörlich zwischen diesem Kämmerchen und der daranstoßenden Küche hin- und herging.

Die Männer folgten dem Mädchen in die kleine Stube. Jakob, ein hagerer, aber wohl aussehender Mann mit einem das Gesicht bedeckenden schwarzen Barte, wie ihn heute viele tragen, wie er aber damals nur bei den Juden gesehen wurde, erhob sich, verwundert über den Anblick des Fremden, den er nach seiner altfranzösischen Kleidung für einen vornehmen Mann halten mußte. Alles Neue und Unerwartete bedeutete damals den vielgeprüften Menschen auch sogleich ein Unglück, und besonders die Annäherung eines Höheren war dem Niedrigeren sichere Ankündigung, Dienste leisten, neue Opfer bringen zu müssen. Eine Befürchtung dieser Art ließ sich auch in Jakobs Zügen beim Anblick des Franzosen erkennen, und Ignaz beeilte sich daher mit der beruhigenden Erklärung, nur einen Freund, der ihn zufällig begleitete, mitgebracht zu haben.

„Kennen Sie Mr. Boisjoli nicht, Jakob?" fragte Ignaz.

Jakob schüttelte verneinend den Kopf.

„O Vater!" rief Peppi, „wie selten bist du zu Hause gewesen, wenn du die Leute in unserer Stadt nicht kennst, die jedes Kind beim Namen ruft."

Während sie dies sprach, brachte sie die Stühle derart in Ordnung, daß die Männer bequem am Tische Platz nehmen konnten, worauf sie selbst in die Küche sich zurückzog, deren Thür jedoch offen stand und wo die Magd sich endlich ruhig niedergelassen hatte.

„Ich habe es heute totenstill in der Judengasse gefunden, in der es doch während dieser Kriegszeit immer so lärmend herging und wo in gewöhnlichen Zeiten die Juden selbst so viel Lärm verführen," bemerkte Ignaz.

„Die einquartierten Soldaten sind heute im Lager draußen," erwiderte Jakob, „und wir, die Gequälten und Ausgeraubten, suchen uns schweigsam von dem Elend zu erholen, wenigstens so lange, als wir die Bedrücker nicht vor Augen haben."

Und er erzählte von den Scenen des Jammers und der Verzweiflung, die sich bisher in der jüdischen Ortsgemeinde ereignet hatten, und wie sie alle hilflos und geängstigt und an der Zukunft verzagend gleichsam unter einem Rade lägen und warten müßten, bis dies gänzlich über sie hinweggegangen wäre, bezweifelnd

ob sie dann noch am Leben erhalten sein würden. Er selbst war schon, wie er versicherte, zu gänzlicher Verarmung gekommen, und wenn er wüßte, wo er sein Kind unterbringen könne, so würde er wie vor dreißig Jahren, als er noch ein Jüngling war, von neuem in die weite Welt hinauswandern, um sich sein Brot zu suchen.

Ignaz kam bei dieser Erinnerung an die weite Welt wieder zu seinem freudigen Gefühl von Hoffnung, von Zuversicht. Er bat Jakob, von seinen Wanderungen und Abenteuern zu erzählen, unterbrach aber dieses Ansuchen selbst mit dem Bemerken, er wolle erst dafür sorgen, daß der Abend nicht ohne Stärkung vergehe. Deshalb stand er auf und trat in die Küche. Die Magd empfing von ihm einiges Geld, um Essen und Wein für den Abend herbeizuschaffen, und während ihrer Abwesenheit blieb Ignaz mit Peppi in ernstem Gespräch in der Küche. Die beiden Männer im Zimmer aber, wie verschieden sie auch nach Volk, Bildung und Stand voneinander waren, gerieten keineswegs in Verlegenheit, was sie miteinander anfangen sollten. Fehlt es an dem Interesse für die Person, so stellt sich bei dem handeltreibenden Juden um so sicherer das Interesse für die Sachen ein. Boisjoli hatte mit seiner fremden Kleidung und mit den Luxusgegenständen, deren er sich bediente, so viel an sich, was die Geschäftsthätigkeit Jakobs, die jetzt gezwungen schlummerte, lebhaft anregen mußte, und der Franzose, wie gebrochen auch das Deutsch war, in dem er sich hier auszudrücken hatte, überwand die Schwierigkeit aus Lust am Schwatzen und an dem Heraufbeschwören aller alten Erinnerungen, die sich mit den Sachen, die er trug, verknüpften.

Die Liebenden besprachen indessen leise ihre Angelegenheiten, und Peppis blasse Wange war bald vom Rot der Überraschung gefärbt, als ihr der junge Mann plötzlich vorschlug, ihren Vater zu verlassen und mit ihm ein Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Dein Vater,“ sagte er, „hat soeben geäußert, daß, wenn er dich versorgt wüßte, für ihn selbst ein neues Leben anfinge. Er ist, dank seiner Bekanntschaft mit fremden Menschen und Ländern, kein fanatischer Jude, er wird dir nicht fluchen und sich nicht kränken, er ist von mir lange genug darauf vorbereitet worden, daß du nicht bestimmt bist, im Glauben seiner Väter zu sterben. Wir wären längst ein Paar, wenn es nur auf ihn ankäme. Das Hindernis liegt einzig und allein bei meiner Pflegemutter, der ich so vielen Dank schuldig bin, daß ich wenigstens nicht unter ihren Augen thun will, was ihr in der ersten Zeit wie eine ewige Kränkung erschiene. Sie hat nichts anderes im Sinne, als mich glücklich zu machen, und ist doch voll Zorn, wenn ich das Glück ergreife, wie ich es verstehe. Sieht sie erst, daß ich es wirklich gefunden habe, dann wird sie mit uns glücklich sein.“

Leise, aber mit leidenschaftlicher Hast setzte nun der junge Mann dem hoch aufhorchenden Mädchen seinen Plan auseinander. Die Zeiten waren aus Rand und Band. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte er keinen Rat gewußt, rasch ans Ziel zu kommen. Jetzt aber hatte er Gelegenheit, sich aus dem Hause, aus der Stadt zu entfernen, und zwar in einer so zu sagen amtlichen Eigenschaft, die ihm Würde und Ansehen verlieh, und deshalb werde man sie nicht beschimpfen, wenn sie ihn begleite und mit ihm zurückkehre, wohl aber werde die ganze Stadt sagen, daß nun die Verbindung unausweichlich geworden sei, und die angesehensten Bürger würden Brigitten begreiflich machen, daß sie im Interesse ihres Pflegesohnes selbst nichts Besseres thun könne, als ihre Zustimmung zu geben.

„Ich weiß, du hast das Nächste im Auge, wie die Frauen immer,“ schloß er sein hastiges Zureden, „du denkst vor allem daran, wie es sich ausnehmen wird, wenn du morgen mit mir den Zug ins Lager begleitest und, ohne schon mein Weib zu sein, mit mir unter den fremden Offizieren

und Soldaten erscheinst. Da ist bald geholfen. Boisjoli ist alt genug, um wie dein Vater auszusehen. Ich sage, daß ich ihn als Dolmetscher mithaben muß, und er sagt seinen Landsleuten, daß er nicht ohne seine Tochter sich auf die Fahrt machen konnte. So bist du vorerst respektabel gehütet und geborgen, vor den Franzosen wenigstens, während freilich in der Stadt nach unserer Rückkehr die Leute mit Fingern auf dich zeigen werden, so lange, bis der geistliche Herr am Altar alles ins Gleiche gebracht haben wird."

Ebenso leise und nicht minder leidenschaftlich erwiderte Peppi mit der Eröffnung, daß, wenn sie auch den Mut hätte, dem Schein zu trotzen und ihn zu begleiten, sie doch nicht den Mut fände, ihrem Vater eine tödliche Wunde zu versetzen, der ihren Abfall vom Glauben keineswegs leicht ertragen würde. Peppi hatte darüber erst in diesen schweren Zeiten und bei dem längeren Verweilen des Vaters im Hause Gewißheit erhalten, und Ignaz blickte betroffen vor sich hin, als sie ihm mit feurigen Worten erzählte, wie ihr der Vater erst vor wenigen Tagen die Gewissensqualen eines Juden darstellte, wenn er die Taufe seines Kindes zugelassen hat. Es bedurfte aber nur einiger Besinnung, um daß Ignaz gerade diesen Umstand als einen Beweggrund mehr dafür erkannte, Peppi ins Bivouac zu führen.

„Die Franzosen," sagte er, „haben ihre eigenen Gesetze. Sie haben die Civilehe, das heißt, Christen und Juden dürfen bei ihnen einander heiraten, ohne ihre Religionen zu wechseln. Und jetzt herrschen auf diesem von den Franzosen eroberten Boden auch die französischen Gesetze. Das Lager ist ganz dasselbe wie eine französische Stadt. Versuchen wir's, ob wir dort nicht an die richtige Schmiede kommen, die uns zusammenfügt. Viele Leute sind schon nach Paris gereist, um sich auf diese Weise aus den Widersprüchen der Verhältnisse zu befreien und zu ihrem Glück zu kommen. Danken wir dem Himmel, daß wir dazu nicht erst eine so weite Reise zu machen haben. Für uns liegt Paris so zu sagen vor der Stadt."

Der unerfahrenen Peppi kam dies wie ein unmögliches Wunder vor, aber es konnte sich fügen, wie sie meinte, daß sie im Lager Personen spräche, welche die Macht hätten, den Raub, der an ihrem Vater begangen worden war, nachträglich zu mildern. Dies bestimmte sie, dem Vorhaben ihres Geliebten nicht mehr zu widersprechen.

Inzwischen hatte die Magd alle Vorbereitungen zu einem Mahl getroffen. Der Laden wurde geschlossen und mit ihm auch das kleine Haus selbst jedem Fremden unzugänglich gemacht. Im Inneren aber saß die kleine Gesellschaft mit einem Vergnügen beim Mahle, wie man in diesen rauhen Tagen zu erleben nicht mehr hatte hoffen können. Der Wein floß, und eine eigentümliche Stimmung, als ob Fabelhaftes und Märchenhaftes auch in der Wirklichkeit sich ereignen könne, zog erfrischend und erhebend über die so vielfach bekümmerten Gemüter. Man erfährt im Leben nur zu oft, daß ein erträumtes Glück, wenn es endlich eintritt, die volle Befriedigung nicht mit sich führt, die man von ihm erwartet hat; ebenso sicher ist es, daß mitten aus Unglück und Elend vorübergehende Momente einer tiefen Seelenlust auftauchen, die man niemals geglaubt hätte, einem harten Schicksal abgewinnen zu können. Eine solche Seelenlust verbreitete sich jetzt in dem armseligen Stübchen des Juden Jakob Schelinka, und Mr. Boisjoli verstieg sich bis zu dem Versuch, mit krähender Stimme Kriegslieder aus der Vendée zu singen.

* * *

Auf der ausgeplünderten Stadt lag die Nacht schwer und lautlos, als wäre sie selbst der Alp, mit welchem sie unglückliche Träumer heimzusuchen pflegt. Selbst die ersten Stunden des Wintertages, die, wenn sie auch die Finsternis noch nicht milderten, doch sonst immer das Anheben einer größeren Bewegung brachten, ent-

hielten jetzt nichts, was die traurige Stille gestört hätte. Denn die Landleute, welche zu allen anderen Zeiten mit dem ersten Sonnenstrahl zugleich die Stadt erreichten, um ihr die Produkte des Bodens und die Milch aus den Ställen auf den Markt zu liefern, blieben jetzt aus, teils weil es ihnen bereits an einer genügenden Quantität solcher Verkaufsgegenstände zu mangeln begann, teils aber aus dem noch stärkeren Grunde, weil sie, in großer Erbitterung befangen und zu leidenschaftlicher Auflehnung gestimmt, mit nichts anderem sich beschäftigten als mit der Möglichkeit, sich den übertriebenen Anforderungen des Feindes wirksam entgegenzusetzen.

Die Stadt besaß ein ansehnliches altes Rathaus, das schon am Ende der städtischen Gassen, am Anfang der Heerstraße lag. Es war vor Jahrhunderten ein Kloster gewesen, bis die Hussiten die Stadt eingenommen und das große Gebäude eine Zeit lang ihren Führern zur Wohnung eingeräumt hatten, nachdem die Mönche daraus entflohen waren. Später wurde das Haus seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt und blieb jahrhundertelang der Sitz geistlicher Übungen, bis das Kloster der Reihe derjenigen Stifte sich anschließen mußte, welche Kaiser Joseph aufhob. Von diesem Augenblicke an wurde das Haus Eigentum der Gemeinde und bildete für die durchreisenden Fremden die einzige Sehenswürdigkeit der Stadt.

Das Rathaus war es auch zuerst, was sich, bevor noch der Morgen graute, einigermaßen belebte. In dem großen Hof des Gebäudes wurden beim Schein von Blend- und Stalllaternen hochbepackte Wagen mit Pferden bespannt. Rasselnd bewegten sich die großen Thorflügel des Hauses, die stets nur bei außerordentlichen Gelegenheiten geöffnet wurden, in ihren Angeln, um der Ausfahrt der Wagen genügenden Raum zu lassen. Ehe aber die Fuhrwerke noch in Bewegung gesetzt wurden, zog ein Trupp Soldaten, die Gewehre auf den Schultern und einen Korporal an der Spitze, die lange Straße herab und stellte sich vor dem Hause auf, während kurze Zeit später zu dieser Infanterie von der entgegengesetzten Seite her sich einige Kavallerie gesellte, von deren Mannschaft jeder neben dem Pferde, das er selbst ritt, ein lediges Handpferd am Zügel führte.

Lange hörte man kein Kommandowort, welches das Abrücken des Wagenzuges angekündigt hätte. Ein kleineres Thor als das früher geöffnete that sich auf, und in Begleitung von Civilpersonen, welche offenbar Magistratsbeamte waren, traten einige Offiziere heraus, welche die Nacht über und wohl auch schon seit länger im Rathause selbst einquartiert gewesen waren. Sie musterten die ledigen Pferde, die ihnen bestimmt waren, und man hätte wahrnehmen können, daß die Augen, welche sie auf die Tiere richteten, noch immer mehr Milde und sogar mehr Respekt ausdrückten als die Blicke, die sie auf die ihnen demütig folgenden Civilbeamten warfen.

Einige Herren, ebenfalls in französischer Uniform, aber ohne den Degen an der Seite, was darauf hindeutete, daß sie nicht zum Fortgehen gerüstet waren, traten mit Papieren in der Hand aus dem Hause und forschten unter den Beamten nach demjenigen, welcher den Zug im Namen der Stadt zu begleiten bestimmt war und welchem die Schriftstücke zu übergeben waren. Die befragten deutschen Männer sahen sich beim kärglichen Schein der Laternen vergebens nach ihm um und riefen endlich seinen Namen. Die Stimme Ignaz Bobnas antwortete aus geringer Entfernung, und man sah ihn zuletzt mit hastigem Schritt, den er jedoch stets wieder für einen Augenblick einstellte, um nach rückwärts zu blicken, des Weges kommen. Ihm folgte ein alter Herr, der ein Frauenzimmer am Arme führte.

Als der alte Herr in den durch die Finsternis noch immer sehr eng gezogenen Gesichtskreis der französischen Offiziere trat, erregte die Kleidung nicht geringe Aufmerksamkeit. Ungeachtet der Kälte

des Wintermorgens hatte der alte Herr den deutschen Mantel, der ihn schützte, mit Absicht so weit zurückgeschlagen, daß man den französischen Gentilhomme aus der Zeit vor 1789 sogleich erkennen mußte. Dies bereitete ihm einen guten Empfang vor, obgleich sich niemand erklären konnte, was ihn, und noch dazu in Begleitung einer Dame, auf den Schauplatz geführt haben konnte. Ignaz, der ihm jetzt weit vorangeeilt war, trat zu dem ihm bereits wohlbekannten Oberen der französischen Administration, und einige der Offiziere, welche errieten, daß der junge Mann die Erklärung der sonderbaren Erscheinung bringen werde, umgaben ihn mit lauschender Aufmerksamkeit. Es waren ältere Männer von größerem Range, während die jüngeren Offiziere, welche die Mehrzahl bildeten, ihre Augen von dem Frauenzimmer nicht mehr abwandten, das, durch Pelz und Schleier ganz verhüllt, mit sichtlicher Furchtsamkeit an den Arm ihres Begleiters geklammert blieb.

Ignaz forderte inzwischen mit einer fast befehlshaberischen Bestimmtheit, wozu er in seiner Würde den Mut fand, daß für den Dolmetscher, den er als durchaus notwendig mitnehmen müsse, und für dessen Tochter, ohne welche der alte Herr nicht reisen wollte, ein bequemes Fuhrwerk beschafft werde. Er forderte dies vom französischen Beamten, weil dieser zunächst die Bewilligung dazu erteilen mußte. Das Fuhrwerk selbst konnte nur von der Gemeinde gestellt werden. Der französische Beamte trat, ohne das Begehren des jungen Mannes noch beantwortet zu haben, auf das Paar zu, von dessen Mitnahme die Rede war, und zeigte sich mit der Ansprache Boisjolis, der sich glücklich pries, wieder unter Landsleuten zu sein, einigermaßen zufrieden. Die schon erwähnten jüngeren Offiziere bildeten während dieser Zwiesprache einen dichteren Kreis um das Paar und lauschten neugierig, wie der alte Herr die Frage des Administrativbeamten nach dem Zweck der Anwesenheit von Mademoiselle beantworten werde. Boisjoli, durch Bobna gehörig darauf vorbereitet, sprach in mystischer Weise, die mehr zu erraten als zu verstehen gab, daß seine Tochter unter den Kriegern, die sich im Lager befanden, nach einem Manne forschen müsse, der mit ihr in näherer Beziehung stände, ohne zu wissen, daß das Mädchen, mit dem er halb und halb verlobt sei, sich so nahe vom Bivouac aufhalte, vorausgesetzt, daß er in diesem, wie man vermuten mußte, überhaupt vorhanden wäre.

„Ohne diese Umstände,“ beteuerte Boisjoli, „hätte ich meinem jungen Freunde dort nicht seinen Willen gethan, und die grande armée selbst hätte mich nicht dahin gebracht, in meinen alten Tagen zum erstenmal der vierten Morgenstunde eines Wintertages ins Gesicht zu sehen. Brrr, wie es kalt ist!“

Der französische Beamte, zu dem Boisjoli sprach, schien keineswegs geneigt, auf die ihm vorgebrachte Geschichte irgend einen Wert zu legen. Ohne dem Landsmann zu antworten, wandte er sich etwas barsch an Bobna und erklärte ihm, nicht einzusehen, da sich dieser wiederholt so gut französisch ausgedrückt habe, wozu diesmal ein Dolmetscher notwendig sein sollte. Ignaz versicherte, daß er dem Kolonel M., der mit dem Proviantwesen betraut war, wichtige Eröffnungen zu machen habe, die aber sogar in das technische Detail der Geschäfte eingingen, so daß er mit der geringen Kenntnis, die sich ein Deutscher von der fremden Sprache aneignen könnte, nicht durchzukommen hoffen dürfe. Hierauf trat der französische Beamte, ohne einen Bescheid zu geben, zu den anderen Herren in gleicher Uniform, die wie er ohne Degen waren, und schien mit ihnen zu beraten. Es war indessen einigermaßen Tag geworden, und plötzlich entstand eine auffallende Bewegung unter den Anwesenden. Aus der kleineren Pforte des Rathauses trat ein hochgewachsener Mann, dessen Militärrock die Anzeichen trug, daß der Mann einen höheren Rang als die übrigen Offiziere bekleidete und der ohne Zweifel der Kommandant des Zuges war. Alle salutierten, aus dem

Kavallerietrupp löste sich ein Reiter los, sprang vom Pferde und präsentierte dem hinzugekommenen hohen Offizier das ihm bestimmte Pferd. Der Kommandant bestieg es rasch, was anzeigte, daß es Zeit war zum Aufbruch; sogleich saßen auch die Offiziere im Sattel, und die Infanteriesoldaten, die sich bisher auf ihre Gewehre gestützt hatten, nahmen sie klirrend auf die Schultern. Noch immer aber setzte sich niemand in wirkliche Bewegung zum Weitermarsch. Der Zug ordnete sich vielmehr, um das Herauskommen der beladenen Wagen aus dem großen Thore des Rathauses zu erwarten. Inzwischen sprach der Kommandant vom Pferde herab mit einem Lieutenant, der am Steigbügel stand, und hinter dem Lieutenant wartete der Administrativbeamte, der früher mit Boisjoli verhandelt hatte, bis es ihm erlaubt sein werde, ein Wort an den Kommandanten zu richten.

Dieser, Jules Vergedier, Lieutenant-Kolonel in einem Chevauxlegersregiment und Aide de camp, war ein langer, hagerer Mann, dessen überaus großer Ernst im Widerspruch stand sowohl mit seiner Jugend als mit der gallischen Fröhlichkeit des französischen Offiziers. Er war nicht gerade beliebt, aber wegen seiner Tapferkeit, die selbst noch unter den Tapfersten sich bemerkbar machte, im höchsten Grade respektiert. Sie hatte das Eigentümliche, daß sie sich mit einer fast grausamen Gelassenheit verband, sowie mit einer Kälte und Ruhe, als ob er selbst nicht im entferntesten von dem Schicksal bedroht wäre, das er dem Gegner bereitete. Man nannte ihn deshalb den bourreau bien-faisant, ohne daß dieses Adjektiv irgend eine Gutmütigkeit bezeichnet hätte, denn Freunde besaß er nicht, welche eine solche von ihm erfahren hätten, obgleich er sichtbar kaum dreiundzwanzig Jahre alt sein konnte.

Er hörte den Bericht des Administrativbeamten mit finsteren Blicken an und schwieg noch einen Augenblick, nachdem der Beamte geredet hatte.

„Sie sagen," sprach er endlich, „daß der Bursche, welchen die Stadt abschickt, Vertrauen verdient. Wir müssen auch jetzt noch während des Waffenstillstandes gegen Spione auf der Hut sein. Ich weiß übrigens, daß sich ein Coup vorbereitet. Ich und die Offiziere sind nicht beordert worden, einen Proviantzug zu begleiten, wozu ein Korporal mit zehn Mann ausreichte. Lassen Sie also den alten Mann und das Weib, das ihn begleitet, immerhin mitkommen, wie es der Bursche wünscht, aber —" Er unterbrach sich und wendete den Blick auf den Lieutenant, mit dem er früher gesprochen hatte: „Sorgen Sie für scharfe Bewachung und rapportieren Sie jede Bewegung!"

Der Kolonel ritt einige Schritte langsam vor, sprengte aber dann rasch eine kleine Anhöhe empor, wo er sein Pferd wandte und auf den Zug hinabblickte, der sich formieren sollte.

Der Beamte war indessen zu der Gruppe zurückgekehrt, die sich um Bobna, Boisjoli und Peppi gebildet hatte, und indem er die Erlaubnis, mitzukommen, hinterbrachte, sprach er den Offizieren gegenüber laut und unumwunden den Verdacht aus, den der Kommandant des Zuges angedeutet hatte. Die Offiziere traten hierauf ein wenig zurück und blickten mit erkennbarem Mißtrauen auf die drei Fremden. Es war ein unheimlicher Moment. Boisjoli, mit Schrecken die Lage der Dinge gewahrend, sprach den Wunsch aus, für seine Person von der früher so ersehnten Expedition abzustehen und zur Stadt zurückzukehren, was ihm jedoch nicht mehr gestattet wurde.

„Herr Souslieutenant Baltron wird sich mit Ihnen befassen," sagte der Administrativbeamte.

Derselbe blutjunge Lieutenant, mit welchem der Kolonel früher vom Pferde herab gesprochen hatte, trat hinzu, grüßte Peppi mit vollkommener Höflichkeit, erklärte aber mit entschiedenem, wenn auch sanftem Tone, daß ihm die drei Fremden zu einer etwas entfernteren Stelle des Platzes zu folgen hätten. Inzwischen waren die großen Thore des Rathauses weit geöffnet worden, und zwei hochbeladene Wagen

zogen langsam daraus hervor. Sie waren mit Weidengeflecht eingefaßt und von hohen Korbstangen bogenartig überwölbt, welche von grober Leinwand überzogen waren, so daß der Inhalt der Ladung nicht sichtbar werden konnte. Jeder Wagen war mit zwei Paar Pferden bespannt und wurde von einem Mann des Fuhrwesens gelenkt, welcher auf dem Sattelgaul saß. Die schwierige Biegung der beiden Wagen aus den seitwärts gelegenen Thoren nach der geraden Linie der Heerstraße zu war vollzogen; die Offiziere saßen in ihren Sätteln und zogen langsam voraus bis zur Anhöhe, wo der Kolonel sich an ihre Spitze stellte; die zuerst aufmarschierte kleine Truppe Infanterie eskortierte die Wagen von beiden Seiten, während jetzt erst ein ziemlich starkes Bataillon sichtbar wurde, das den Nachtrab bildete.

Während sich der also formierte Zug in Bewegung setzte, blieb Lieutenant Baltron mit den drei Personen, die sich als seine Gefangenen betrachten mußten, unbeweglich auf dem Platze, und erst, als der letzte Mann des Bataillons vorübergezogen war, geleitete er sie in das Rathaus, wo er ihnen nach kurzer Rücksprache mit einem der städtischen Diener eine kleine Stube anwies, die er selbst nicht betrat, sondern hinter ihnen versperrte.

„Glauben Sie, daß man eine Guillotine mitführt oder wird man bloß gehenkt?“ fragte der zitternde Boisjoli, indem er sich auf einen Stuhl warf; „ich habe zu viel geschnupft! der unglückselige Tabak! man hat die Lilien gesehen!“

Peppi warf sich weinend in die Arme des Geliebten.

„Um Gottes willen!“ rief Ignaz, „was fürchtest du? Wir sind im Kriege, jeder auffallende Schritt muß geprüft werden; aber was könnte selbst der grausamste Richter Böses an uns finden, die wir gänzlich unschuldig sind an allem, was da geschieht?“

„Ich fürchte nicht den Richter,“ schluchzte Peppi, „nicht einmal ein Gefängnis würde mich erschrecken, aber ich schaudere vor diesen Männern, die alle blutgierige Gesichter haben, vor diesen Säbeln und Gewehren; das soldatische Rüstzeug macht mich zittern, ich kann nicht dafür, wenn mir auch mein Verstand sagt, daß ich unter deinem Schutz sicher bin und mein Herz froh ist, eine Gefahr mit dir zu teilen. An meinen Thränen hat meine Seele keinen Anteil. Es sind bloß meine Nerven, die weinen. Das Gerassel der Waffen ist gar so fürchterlich.“

„Ein Strick ist noch weit fürchterlicher,“ stammelte Boisjoli. „Wir sind hier wie im Temple, wohin man den vielgeliebten König gebracht hat, und bald wird der öffentliche Ankläger, der Foucquier-Tinville des Landes Böhmen, vor uns stehen.“

Ignaz bestritt, daß man überhaupt einem Verhör entgegensehe, und bald wurde die Thür aufgeschlossen. Lieutenant Baltron winkte, ihm zu folgen. Sie traten wieder vor das Gebäude hinaus, wo ein Leiterwagen ihrer harrte, auf dessen Holzbänken bereits einige Soldaten Platz genommen hatten. Die hinterste und bequemste Bank, weil sie eine Rücklehne hatte, wurde Peppi und dem alten Herrn angewiesen, der beim Besteigen etwas vom Karren und vom Grèveplatz murmelte. Gegenüber nahmen der Lieutenant und neben ihm Ignaz Bobna ihre Sitze ein.

Der Wagen hatte den Zug bald erreicht und setzte den Weg in demselben langsamen Gang wie dieser fort. Lieutenant Baltron eröffnete ein Gespräch im Tone geselliger Unterhaltung, und der alte Franzose Boisjoli begann nach und nach seine Angst für das Gefühl der Befriedigung aufzugeben, nach so vielen Jahren zum erstenmal wieder einen Landsmann zu sprechen. Vorsichtig erkundigte er sich beim Lieutenant, wie dieser hinsichtlich der Revolution von 1789 gesinnt sei, und als dieser von Robespierre als von einem blutbefleckten Coquin sprach und selbst der königlichen Familie mit pietätvollem Erbarmen gedachte, gewann der alte Herr den Mut, zu sagen, daß er eine Bitte vorzubringen hätte.

Der Lieutenant forderte dazu mit höflichem Kopfnicken auf.

„Erlauben Sie mir, eine Prise Tabak zu nehmen?" sagte Boisjoli.

Baltron lachte: „Warum nicht?"

„Vielleicht deshalb nicht," erwiderte Boisjoli, indem er die Dose zog und auf die Lilien hinwies.

In diesem Augenblicke fühlte man, daß dem Zug etwas Außerordentliches begegnet sein müsse. Die Wagen blieben stehen, Kommandoworte wurden vernommen, einzelne Reiter sprengten vorwärts und zurück, aus dem entlaubten Wald, den man, wenn auch noch in ziemlicher Entfernung, vor Augen hatte, drang ein wildes und sonderbares Geschrei, die Waffen der Soldaten klirrten und Peppi fiel in Ohnmacht.

* *
*

Jules Vergedier hatte zum Administrativbeamten von einem Coup gesprochen, der sich vorbereite, und ohne Zweifel mußte ein übertriebener Bericht darüber gegeben worden sein, weil sonst nicht eine so große Anzahl von Reitern und Fußvolk den Proviantzug begleitet hätte. Es schien, daß man irgend ein Detachement versprengter Österreicher oder Russen im Verdacht hatte, selbständig aus eigener Lust an einem blutigen Abenteuer und ohne höheren Befehl einen Handstreich zu versuchen.

Bald sollte sich's zeigen, daß man es mit keinem eigentlich kriegerischen Feind zu thun hatte. Sobald man des Waldes ansichtig wurde, der ziemlich ausgedehnt und durch Schichten von Unterholz für einen Durchmarsch, der nicht ein ganz friedlicher sein sollte, beschwerlich gemacht wurde, hatte der Lieutenant-Kolonel Tirailleurs vorausgeschickt, welche die Nachricht zurückbrachten, daß eine Schar von Bauern, mit Dreschflegeln und Sensen bewaffnet, zwischen welchen nur vereinzelt eine Schießwaffe hervorragte, die Waldwege besetzt hielt. Ob diese Schar schon der Feind selbst oder nur die Vorhut einer größeren Streitmacht sei, konnte man nicht wissen. Jedenfalls bewies das wilde Geschrei, das aus dem Walde drang, daß kein militärischer Führer an der Spitze stand, weil es für den Angriff vorteilhafter gewesen wäre, den Zug, den man überfallen wollte, ruhig in den Wald eindringen zu lassen, ohne die feindliche Absicht früher zu verraten.

In der That, die Bauern der ausgeplünderten Dörfer hatten sich zusammengerottet, ohne Plan, ohne eigentliches Ziel, aus purer bitterer Verzweiflung des Hungers und des Elends. Sie wollten blind einem Rachegelüste Folge leisten, bereits unbekümmert um den Verlust ihres ohnehin dem Verschmachten preisgegebenen Lebens und schon froh, wenn es ihnen gelingen sollte, einige Soldaten zu töten oder gar einen der höheren Befehlshaber zu erschlagen. Vielleicht gingen einige der kühneren Anstifter des Unternehmens so weit, zu hoffen, sich der Proviantwagen bemächtigen zu können und dadurch für einen Tag oder auch nur für einige Stunden wieder im Besitz von Lebensmitteln zu sein.

Nachdem der Zug still gehalten, sprengte aus der Reiterschar, die den Kommandanten umgab, ein Offizier zurück, und Lieutenant Baltron, der vermuten mußte, daß er einen Befehl erhalten werde, sprang vom Leiterwagen herab und erwartete den Reiter.

„Der Kolonel," sagte dieser, als er vor dem Lieutenant anhielt, „ist der Meinung, daß der deutsche Bursche der einzige Mann aus der Bevölkerung des Landes, der den Zug begleitet, von der Sache, die sich uns hier ankündigt, Näheres wissen müsse und will ihn sprechen."

Bobna erhielt den Befehl, vom Wagen abzusteigen, und schritt neben dem Lieutenant den langen Weg bis zur Spitze des Zuges hinan. Er stand vor Jules Vergedier, der nicht vom Pferde abgestiegen war und ihn kurz und trocken fragte, ob er wisse, was dies bedeute.

In der Stadt waren schon Gerüchte gegangen, daß die Bauern mit ähnlichen tollen Streichen drohten, die an sich hoffnungslos und lächerlich waren, aber das Schicksal des ganzen besetzten Landes sehr er-

schweren konnten. Er erwähnte dieser Gerüchte und fügte hinzu:

„Die Schar kann nicht groß genug sein, daß nicht selbst dieser kleine Teil der französischen Armee stark genug wäre, die Leute, ohne auch nur einen Schuß zu thun, vielleicht selbst ohne Schwertstreich aus dem Wald hinauszudrängen und sie bloß durch ruhigen Durchmarsch wie Ungeziefer unter den Füßen zu zermalmen. Die Anstifter sind, wie ich vermute, aus den rein slavischen Dörfern, und eine Anrede in böhmischer Sprache, deren ich mächtig bin, würde genügen, wie ich glaube, das Gesindel, das aus Hunger toll geworden ist, zur Raison zu bringen.“

Jules Vergedier sah mit seinen großen, finster brütenden Augen dem Sprechenden scharf ins Gesicht. Dann wandte sich der Kolonel zu einem der Offiziere, die ihn wie seine Adjutanten umgaben, und äußerte, daß es ihm leid thäte, einem solchen Haufen die Ehre eines französischen Schusses zu gönnen, daß es genügen würde, über ihn hinwegzureiten, daß man sich aber doch überzeugen müsse, ob nicht Größeres und Ernsthaftes im Schilde geführt werde, das durch diese vorangeschickten Bauern nur maskiert werden sollte, wobei vielleicht dieser deutsche Bursche die ganze Verschwörung lenke. Und zu Bobna gewendet, fragte er:

„Sie wollen also Ihre Überredungskunst bei den Bauern versuchen? Gut! Wir werden sehen, was Sie vermögen und wer Sie selbst sind.“

Einige halblaute Worte des Kolonels — und Bobna sah sich im Nu an den Steigbügel eines Dragoners gefesselt, so daß er bequem neben dem Pferde schreiten, aber nicht entfliehen konnte. In dieser Art von Gefangenschaft mußte er an der Spitze des Zuges gehen, der sich wieder in Marsch setzte und sich langsam dem Walde näherte. Kaum hundert Schritte hinter den ersten Bäumen und dem Strauchwerk öffnete sich ein verhältnismäßig schmaler Hohlweg, der ganz dazu geeignet war, von denjenigen, die ihn bereits besetzt hielten, den Eindringenden streitig gemacht zu werden. Besetzt aber war er von der Vorhut der Bauern, und im Vordergrunde stand ein Mann mit einer schwarzen Binde über einem ausgeschlagenen Auge, eine Gestalt, die man nach ihrer kolossalen Größe und Stärke für den Hussitenführer Ziska selbst hätte halten können. Der Mann hieß Kobrinotz, war ein berühmter böhmischer Wirt der Umgegend, bei welchem stets die größten Raufhändel stattfanden, von denen man weit und breit erzählte, und war Bobna wohl bekannt. Als dieser des kolossalen Böhmen in einiger Entfernung gewahr wurde, wandte er sich zu dem Lieutenant Baltron, der hinter dem Dragoner ritt, an welchen Bobna gebunden war.

„Ich muß den Anschein eines freien Mannes haben,“ sagte der junge Deutsche, „wenn man meiner Rede Glauben schenken soll. Lassen Sie mich losbinden und dem Bauernführer frei entgegentreten. Wenn dies nicht geschieht, so bleibe ich stumm, mögen Sie dann mit mir machen, was Ihnen beliebt.“

Baltron hieß den Dragoner stillstehen und ritt zurück. Nach einer kurzen Rücksprache mit dem Kommandanten gab er Bobna seine Freiheit und forderte ihn auf, allein vorauszuschreiten. Man werde ihn dabei fest im Auge behalten und ihm auf Büchsenschußweite Vorsprung lassen. Zwanzig Minuten solle er Zeit haben, sich mit den Bauern zu unterreden, dann solle der Zug ohne weitere Rücksicht in den Hohlweg eindringen, Bobna aber nicht hoffen, zu entkommen.

„Ich wage mein Leben,“ sagte der junge Mann, „wenn ich vereinzelt vorschreite und so ganz waffenlos, wie ich hier bin. Der wilde Kobrinotz kann mich erschlagen aus Rache, weil er mich in der Gesellschaft der Franzosen gesehen hat, ehe ich nur einen Widerstand zu versuchen vermag. Ich möchte um einen Karabiner oder um einen Degen bitten.“

Dies wurde rundweg verweigert. Bobna schritt dem Hohlweg entgegen und schrie, sobald er wußte, von den Bauern gehört werden zu können, Worte des Grußes

und Bitten, ihm Schutz und Zuflucht zu gewähren. Die langsam nachrückenden Soldaten sahen bald, wie sich die vordersten der Bauern um Bobna sammelten, und sahen die Gebärden, mit denen er die Lebhaftigkeit seiner Rede unterstützte. Mit Leidenschaft und Erbitterung schilderte er die Not und die Qualen, denen das Land durch die verfluchten Bedrücker unterworfen sei, und der rächende Gott im Himmel werde nicht unterlassen, den Tag der Vergeltung herbeizuführen. Der Augenblick dazu aber wäre noch nicht gekommen, und der gegenwärtige Versuch hieße, sich wehrlos dem Tod in den Rachen werfen. Die Reiter, die man von hier aus sehen könne, wären nur, was der Feind die Avantgarde nenne. Ob sie denn glaubten, es bloß mit der Eskorte von zwei Proviantwagen zu thun zu haben?

Mehrere der Bauern bejahten und gestanden offen, daß das Vorhaben nur darin bestände, sich der Proviantwagen zu bemächtigen, und daß sie mit der geringen Eskorte leichtes Spiel zu haben glaubten. Bobna schwor ihnen und setzte für die Wahrheit seiner Worte sein Leben zum Pfande ein, daß ihre Absicht verraten worden sei und daß hinter der Eskorte ein ganzes Bataillon Füsiliere marschiere, vor welchem sie wie Spatzen erliegen müßten. Aus ihren Gegenreden erkannte Bobna nur zu deutlich, daß sie in der That machtlos und nur so gering an Zahl waren, als vielleicht hingereicht hätte, die Wagen zu erobern, wenn diese nur von einem Korporal und zehn Mann begleitet gewesen wären, wie sie meinten. Um so heißer waren seine Beschwörungen, die teuren Landsleute möchten sich nicht nutzlos dem unabwendbaren Verderben aussetzen. Schon der Versuch, den sie unternommen, auch wenn sie noch gegen keinen einzigen Franzosen den Arm erhoben, könnte mit Galgen bestraft werden, und schleunige Flucht, die den Hohlweg frei mache, wäre ihre einzige Rettung.

Bobna war unter den Bauern bekannt, weil er in vergangenen friedlichen Tagen im Auftrage des Geschäftes, das er mit seinem Pflegevater Emanuel betrieb, oft in die Dörfer gekommen war, um Waren zu empfehlen und Verkäufe abzuschließen, auf dem zahmen Pferd, das er dabei ritt, Kaffee und Zuckerproben mit sich führend. Die Bauernkinder begrüßten sein Erscheinen stets mit Jubel, denn es gehörte zum Betrieb, sie mit bunten Bildern und Naschwerk zu beschenken, und die Hausfrauen rühmten seine Willigkeit und Sanftmut, wenn eine Zahlung hinausgeschoben werden mußte oder Kredit gegeben werden sollte. Die Gunst der Weiber ist aber auch hier der Weg zur Popularität, und die Bauern machten Miene, abzuziehen, als Kobrinotz mit seiner furchtbaren Stentorstimme, den alten Schießprügel schwingend, den er noch aus der Väter Zeiten besaß, schreiend und fluchend zum Widerstand aufregte. Allein es zeigte sich, daß nicht die Gewalt der Stimme, sondern die Neigung der Hörer darüber entscheidet, ob eine Rede vernommen werden soll. Die Spitze des Zuges, der unaufhaltsam vorgerückt war, näherte sich dem Saume des Waldes, und als Bobna, nicht durch die Stärke, sondern nur durch die Überzeugungskraft des Tones den böhmischen Wirt überschreiend, die Worte rief: „In fünf Minuten seid ihr des Todes!" war die Schar, welche ohne Zweifel geheime Rückzugswege und Schlupfwinkel besaß, in wenigen Augenblicken verschwunden, als ob sie der Boden verschlungen hätte.

Diese unerwartete Entwickelung des Vorgangs hatte, wie man mit Sicherheit annehmen mußte, ihren Ursprung in einem Gefühl der Humanität von seiten des Lieutenant-Kolonels Jules Vergedier. Er hätte, ruhig weiterschreitend, die tollen Bauern mit wenigen Schüssen überwinden, einfangen und hängen lassen können, und selbst wenn hinter ihnen eine ansehnlichere Zahl von Bewaffneten gelauert hätte, war es nicht Brauch einer französischen Heeresabteilung, mit irgend einem Feinde noch vor dem Kampf ein Parlamentieren zu versuchen. Auch blickten die Offiziere

nicht gerade mit dem Ausdruck der Zufriedenheit auf den ohnehin nicht beliebten Kommandanten, der sie diesmal noch dazu durch eine Vorsicht überraschte, die nicht mit seiner sonstigen gelassenen Tollkühnheit übereinstimmte. Jules Vergedier aber schien davon nichts zu bemerken. Er hatte abgesondert von den übrigen sein Pferd angehalten und ließ sich von Baltron dessen letzte Wechselreden mit Bobna berichten. Der junge Lieutenant sprach offen die Überzeugung aus, daß der Deutsche ein Mann von außerordentlichem Mute sei und daß er ihm nur ungern eine Waffe verweigert habe, die jener verlangt, bevor er den Bauern entgegengetreten sei.

„Er ist ehrlich und ohne Fanatismus," schloß der Lieutenant, „und es ist zweifelhaft, ob er von der Unterredung lebend zurückkehrt. Die Bauern hierzulande sind ein wildes Volk."

Um so größer war der Effekt, als man sich von dem raschen Verschwinden der Bauern überzeugte. Es liegt in der Natur des Franzosen, den Mann des Erfolges zu bewundern, auf welchem Gebiete des Lebens dieser auch immer errungen worden wäre, und Bobna fand jetzt bei den Offizieren eine Art respektvoller Aufmerksamkeit. Vergedier, der das Abenteuer für beendet hielt und eine besondere Führung des Zuges nicht mehr für nötig erachtete, übergab das Kommando einem anderen Offizier, ließ Bobna ein Pferd besteigen und behielt ihn an seiner Seite. Die beiden Reiter standen still und ließen den ganzen Zug vorbeidefilieren. Als auch der Wagen vorbeikam, auf welchem Boisjoli und Peppi sich befanden, grüßte der Kolonel die Dame, was Boisjoli veranlaßte, um Gnade und Erbarmen zu rufen. Bobna ritt an den Wagen, beschwichtigte seinen alten Freund mit kurzen Worten und bat auch Peppi, der man die furchtbare Angst ansah, von der sie noch immer ergriffen war, sich zu beruhigen.

Nichts war vom Zuge mehr sichtbar und nur noch aus der Ferne das Getöse hörbar, welches er verursachte, als ihm Vergedier und sein Begleiter auf einem schmalen Seitenpfade langsam folgten. Der hochgestellte französische Offizier schien eine instruktive Unterredung gesucht zu haben, denn er erkundigte sich eingehend nach der Geschichte des Landes, nach den Beziehungen desselben zu der gesamten Monarchie und nach den Gefühlen des Volkes für die herrschende Dynastie. Er sprach nur in Fragen, nicht in Bemerkungen, hörte aber den Erklärungen Bobnas mit jener Spannung zu, welche geeignet ist, den Sprechenden zu immer größerer Ausführlichkeit hinzureißen. Plötzlich machte das Pferd des Kolonels einen Seitensprung, ein unförmlicher Körper lag auf dem Boden und erhob sich langsam. Es war die kolossale Gestalt des böhmischen Wirtes Kobrinotz, der dem Pferd des Kolonels in den Zügel fiel, während gleichzeitig zwischen den Bäumen ein Mann hervortrat, mit einem Knüttel bewaffnet, der sich auf Bobna warf, bemüht, ihn aus dem Sattel zu reißen.

Der französische Offizier hatte das Schwert gezogen und war im Begriff, seinem Angreifer den Kopf zu spalten. Der Böhme war jedoch vollkommen darauf gefaßt gewesen, er hatte unvermerkt eine Schlinge um den Arm des Offiziers geworfen und diesen dadurch des freien Gebrauchs seiner Waffe beraubt, der harte Strick der Schlinge zog sich so fest zusammen, daß er ins Fleisch schnitt und Vergedier, um von dem noch freien linken Arm Gebrauch machen zu können, vom Pferde sprang. In diesem Augenblick waren auch schon Schlingen über seine Füße geworfen und er fiel zu Boden. Laut verwünschte er den Umstand, nicht mit Pistolen bewaffnet zu sein, und bemühte sich, den Degen mit dem linken Arm zu handhaben, was sein Angreifer mit einem brüllenden Lachen beantwortete. In diesem Augenblicke aber fiel ein Schuß. Bobna, der selbst bei seinen friedlichen kaufmännischen Expeditionen in die Dörfer stets ein Terzerol in der Brusttasche geführt, weil bei der Unsicherheit der Zei-

ten Raubgesindel aller Art die Straßen beschlich, war auch diesmal von seiner Gewohnheit nicht abgewichen, und der Mann, der ihn angriff, lag mit zerschmetterter Stirn unter den Hufen des an Kriegsfeuer gewöhnten und deshalb nur wenig unruhigen Pferdes. Jetzt warf sich Bobna auf den böhmischen Wirt. Der Revolver war noch nicht erfunden, und Bobna hatte keinen zweiten Schuß zu versenden. Er entriß aber Vergedier das Schwert und drang damit auf den Gegner ein. Dieser, sich auf seine ungeheure Körperkraft verlassend, packte den jungen Mann an beiden Armen und entwand ihm auf diese Weise den Degen, der klirrend auf die Steine des Weges fiel. Inzwischen aber hatte sich Vergedier von den Stricken befreit, ergriff das Schwert wieder, schwang sich in den Sattel, schrie Bobna zu, sich zu salvieren, und holte von seinem Tier herab zu einem Streich aus, der das Gesicht des böhmischen Wirtes in zwei Teile spaltete. Noch einen Augenblick sah Vergedier auf die beiden Leichen zurück und zog, nachdem auch Bobna sich wieder in den Sattel geschwungen, langsam weiterreitend, ein Tuch aus der Tasche, mit welchem er das Blut vom Degen wischte, bevor er denselben in die Scheide steckte. Das blutdurchtränkte Tuch hing er an einem Baume auf, wie als ein Wahrzeichen der That.

Als ob nichts sich ereignet hätte oder als ob das Geschehene ein Zwischenfall gewesen wäre, der immer vorkommen kann, setzte Vergedier, langsam wie früher des Weges ziehend, seine Fragen über die allgemeine Beschaffenheit des Landes fort. Bobna bewährte seinen Mut auch darin, daß er, ob auch mühsam, doch vollständig Herr wurde der leicht begreiflichen Aufregung eines jungen Menschen, der sich zum erstenmal einer Lebensgefahr gegenübergesehen und das Blut eines anderen vergossen hat. Ruhig und gemessen beantwortete er die Forschungen des Kolonels; allein dieser zog mit seinen Erkundigungen gleichsam immer engere Grenzen, indem er die Verhältnisse des jungen Mannes selbst in seine Fragen einzubeziehen begann. Damit war es aber auch um die bisherige Gelassenheit des jungen Mannes geschehen. Die unterdrückte Aufregung brach sich jetzt gewaltsam Bahn, sobald er von seiner Liebe, seinen Wünschen und den Hindernissen sprechen konnte, die sich ihrer Erfüllung entgegensetzten. Der Kolonel bewies ihm die gleiche Aufmerksamkeit, und sobald sie zu einer Lichtung des Waldes gekommen waren, wo sich ein breiterer Ausblick eröffnete und der Nachtrab des Zuges sichtbar wurde, hielt Vergedier sein Pferd an und sprach:

„Mein Herr, Sie haben mir das Leben gerettet, und obgleich damit nichts für mich gewonnen ist, was ich nicht ebenso gern verloren hätte, so bin ich Ihnen doch Dank dafür schuldig, daß ich Zeuge Ihres Mutes und Ihrer Geistesgegenwart geworden bin. Zählen Sie auf mich, und bevor Sie aus dem Lager scheiden und zur Stadt zurückkehren, gönnen Sie mir noch eine Unterredung."

Er schlug jetzt einen raschen Trab ein und sprach kein Wort mehr.

* * *

Ich schreibe keinen Roman, sondern ich stelle aus einer beglaubigten Chronik die Begebenheiten zusammen, an welchen die Geschichtschreibung vorübergehen mußte, ohne ihnen Beachtung schenken zu dürfen, welche aber, weil sie das Leben einer Familie, die Handlungen und Schicksale einiger Menschen von Fleisch und Blut begleiteten, obzwar nicht weltgeschichtlich, doch deshalb nicht weniger historisch sind. Sie sind es um so mehr, als alle hier aufgezeichneten Ereignisse und selbst die Gespräche, welche dabei vorkamen, Erfahrungen der ursprünglichen Chronisten selbst sind, von ihnen entweder erlebt oder ihnen erzählt wurden, erzählt und aufgenommen mit dem Eifer und der Genauigkeit, welche sich durch die Wichtigkeit erklären, die man allem zuschreibt, was das eigene

Leben betrifft. Muß ich wegen dieses historischen Charakters meiner Mitteilungen auf die Kunst verzichten, sowie auf die Berechtigung, in die verborgenen und unausgesprochenen Regungen der dabei beteiligten Menschenseelen hinabzusteigen, insoweit sie sich nicht mir selbst offenbarten, weil die Macht und die Befugnis dazu im Leben nur dem göttlichen, in der Dichtung nur dem künstlerischen Schöpfer beiwohnt — so genieße ich dafür den Vorteil, den Schleier von manchem unbekannt gebliebenen Moment realer Thatsachen zu ziehen, und es kann mir im Bewußtsein, daß ich Menschen- und nicht Völkerleben darstelle, ziemlich gleichgültig sein, ob man den Chroniken, aus denen ich schöpfe, historische Glaubwürdigkeit beimesse oder nicht. Wo sich — was jedoch nicht leicht denkbar ist — ein offener Widerspruch mit der Weltgeschichte ergeben sollte, bin ich geneigt, die Schuld dem Geschichtschreiber und nicht dem von der Wahrheit seiner individuellen Erfahrungen durchdrungenen Erzähler zuzuschreiben.

Jener Teil der grande armée, welcher die nordöstliche Hälfte Österreichs besetzt hielt, war nicht vollständig in Winterquartieren untergebracht worden, wie eben das offene Kriegslager bewies, das jetzt den gefährdet gewesenen Proviantzug in sich aufnahm. Es bestand aus Zelten, Baracken und aus einigen mit der raschen Zimmermannskunst des Pioniers hergestellten hölzernen Behausungen, welche aus den Leinwandhütten in ihrer Umgebung wie Paläste hervorstachen. Bobna nahm sich nur die Zeit, seine Geliebte und den alten Herrn, der für ihren Vater gelten sollte, in einem Marketenderzelt einigermaßen behaglich unterzubringen, und eilte sodann nach jenem Teil des Lagers, der ihm als der Sitz der Kriegskanzlei bezeichnet wurde, um die ihm als Vertreter der Stadt und zugleich von der darin waltenden französischen Militärbehörde übertragene Aufgabe zu erfüllen. Schon auf dem Wege dahin begleitete ihn Lieutenant Baltron, und dieser mußte offenbar vom Kolonel Vergedier bereits Mitteilungen zu gunsten des jungen Deutschen empfangen haben, denn die Reden des Offiziers waren weniger knapp und gemessen und schlugen sogar einen Ton von Kordialität an.

Baltron ließ den städtischen Vertreter vor dem Eingang des Zeltes warten, in welchem die Verhandlungen wegen des requirierten und gelieferten Gutes gepflogen werden sollten, wie es schien, um den Ankömmling erst zu melden. In den Verhandlungen selbst bemerkte Bobna bei aller Festigkeit, mit der man sich widersetzte, auf die Wünsche der Stadt einzugehen und einen Nachlaß des Geforderten zu gewähren, ein größeres Entgegenkommen, als ihm bisher in solchen Geschäften zugestanden worden. Bei einigen Punkten ging man sogar so weit, zu erklären, daß man höhere Instruktionen einholen wolle und er sich die letzte Entscheidung erst erfragen solle, bevor er das Lager verlasse. Offenbar hatte auch hier ein für seine Thätigkeit oder seine Person günstiger Einfluß bereits vorgewaltet, und als er den Weg durch das Lager zurückschritt, um wieder in die Nähe seiner Freunde zu kommen, bewiesen die Bemerkungen Baltrons, daß Vergedier von dem im Walde erlebten Abenteuer gesprochen haben mußte, dessen selbst Erwähnung zu thun Bobna viel zu bescheiden und zu schüchtern gewesen wäre.

Ja, Vergedier mußte sogar die Privatverhältnisse des jungen Deutschen, die dieser selbst dem Kolonel mit Feuer vorgetragen hatte, in die dem Lieutenant gemachten Mitteilungen einbezogen haben. Denn Baltron setzte auseinander, freilich ohne zu sagen, was ihn zu dieser Eröffnung veranlaßte, daß die Franzosen den Boden des eroberten Landes zwar besetzt, aber noch nicht in Besitz genommen hätten.

„Wir sind die Herren des Gebietes," sagte Baltron, „aber wir occupieren es nur, wir haben uns noch nicht bürgerlich darin eingerichtet, wir bleiben hier stehen infolge eines Waffenstillstandes, nicht kraft eines geschlossenen Friedens. Darum ist es auch unmöglich, daß wir zwischen Ein-

wohnern dieses Landes eine Civiltrauung vornehmen lassen, wenn sie nicht aus dem österreichischen Landesverbande scheiden und französische Unterthanen werden wollen. Dies aber erfordert einige Zeit und kann nicht an einem einzigen Tage abgemacht werden. Sonst wäre keine Schwierigkeit für uns dabei, einen Christen mit einer Jüdin ehelich zu verbinden."

Ehe noch Bobna überlegen konnte, wie diese Eröffnung zu dem Gedanken stimme, der ihn veranlaßte, Peppi mit in das Lager zu nehmen, schloß ihn und seinen Begleiter plötzlich von mehreren Seiten ein starkes Wogen und Drängen der Soldaten ein, und er wurde nebst seinem Begleiter zu einer bestimmten Stelle mit fortgerissen. Man hatte — ohne Zweifel infolge eines seinem Vorgesetzten ordnungsmäßig erstatteten Berichtes Vergediers — die Leiche des böhmischen Wirtes Kobrinotz und seines Kumpans aus dem Walde herbeigeschafft. Bobna hatte sich, wie er wähnte, darum weiter nicht zu kümmern und suchte, sobald er sich aus dem Haufen loswickeln konnte, in das Marketenderzelt Peppis zu gelangen.

Die Hoffnungslosigkeit des Planes, sich noch im Lager mit ihr trauen zu lassen, beabsichtigte er nicht, ihr mitzuteilen, weil sie ohnehin nicht fest daran geglaubt hatte.

Während Boisjoli, seinem Äußeren nach bis zur Erschöpfung ermüdet, auf zufällig aufgeschichteten Gerätschaften saß, aber sichtbar durch den roten Wein, den er trank und den er in einzelnen Ausrufungen froh als langentbehrten Landsmann begrüßte, gelabt und ermuntert war, befand sich Peppi im Kreise einiger Frauen von Soldaten und Offizieren, welche an der schönen und fremdartigen Erscheinung sichtbares Interesse nahmen. Peppi sprach das Französische gerade gut genug, um sich verständlich, aber nicht gut genug, um ihre Nationalität vergessen zu machen. Das Sonderbare und Eigentümliche ihrer Ausdrucksweise erhöhte den heiteren Anteil, den die Frauen an ihr nahmen, Frauen von vornehmer wie von niederer Rangstufe, denn die französische Gleichheit kannte schon damals wie bis zum heutigen Tage keinen Unterschied der Stellung und des Grades, wenn die Erfüllung der militärischen Dienstpflicht das Hervorheben der Unterschiede nicht gerade notwendig machte. Die Heiterkeit dieser Frauen aber bei der Beschäftigung mit Peppi war eine außerordentliche, denn sie hatten ihr bald die wahre Todesangst abgemerkt, womit sie sich selbst die harmlosesten militärischen Evolutionen, die ihr vor Augen kamen, zu Bewußtsein brachte. Weit entfernt, daß diese an Blut und Waffen schon gewöhnten Soldatenfrauen Peppi wegen ihrer Furcht verspottet hätten, sollte das Lachen, wie sehr es auch den Frauen vom Herzen kam, nur dazu dienen, Peppi endlich dahin zu bringen, mit einzustimmen. Dies gelang der ganzen Grazie und Liebenswürdigkeit der Französinnen nicht; was aber die Heiterkeit derselben noch erhöhte, war, daß Boisjoli, der doch als der Vater der Geängstigten gelten sollte, wenig Anteil an ihr nahm, vielmehr im Gegensatz zu den Schreckensgebärden des Mädchens allmählich in immer größeres Entzücken über das Getränk ausbrach, das er verkostete.

Es war die höchste Zeit für Peppi, daß sie aus der ihr sehr peinlichen Situation durch das Eintreten Bobnas befreit wurde. Sie zitterte und war von allem, was sie umgab, so sehr in Schrecken gesetzt, machte dabei von dem weiblichen Vorrecht, nicht tapfer sein zu müssen, so ungehemmt Gebrauch, daß sie ab und zu Thränen vergoß und deshalb durchaus nicht mehr danach fragte, was man von ihr denken werde, daß sie den Arm des jungen Mannes mit einer Hast und einer Hingebung ergriff, wie etwa ein unglücklicher Schiffer nach seinem letzten Ruder hascht, wenn es ihm schon ins Meer gefallen ist. Bobna, der die große Mutlosigkeit Peppis längst kannte, ohne sie zu tadeln, weil er sie mit ihrem ganzen äußeren Wesen im Einklang fand, entschuldigte sie, so gut er konnte, bei den Frauen und bat Peppi, auf einem Gang mit ihm durch das Lager an den Anblick

der Dinge, die ihr so schrecklich schienen, sich zu gewöhnen und ihre Furchtsamkeit abzustumpfen.

Sie ersuchte zwei der Frauen, die ihr die anziehendsten schienen, mitzukommen, setzte aber gleich hinzu, daß sie den Arm Bobnas nicht verlassen werde, den sie, von mädchenhafter Scheu dazu gedrängt, als ihren Bräutigam vorstellte; das Wort war zum erstenmal über ihre Lippen gekommen.

Boisjoli war nicht damit einverstanden, allein im Zelt zurückzubleiben, während seine Gefährten, wie er sagte, in die große Welt gingen.

„Ich habe den Weg mit euch gemacht," rief er, „um den Kaiser zu sehen, und ich zweifle, daß der Prophet zum Berge kommen werde; ich, der Berg von Leiden und Müdigkeit, muß trachten, daß mir der Prophet erscheine!"

Man wußte selbst in diesem Teil des Lagers nichts Bestimmtes über die Anwesenheit des Kaisers. Wohl waren in der Nacht hohe Generale eingetroffen, welche gewöhnlich zur Suite des Herrschers gehörten, ihn selbst hatte aber an diesem Tage noch niemand gesehen, der nicht immer Zutritt zu ihm hatte. Bobna versprach dem unzufriedenen alten Herrn, auf dem Gang durch das Lager mit den Damen Erkundigungen einzuziehen über die Möglichkeit, des Kaisers ansichtig zu werden.

Zaghaft und beklommen wandelte das junge Mädchen am Arme des Geliebten, tödlich erschreckend, wenn irgendwo zufällig ein Schuß losging oder ein Gerassel von Waffen oder eine militärische Bewegung ihr zu nahe kamen. Ignaz suchte sie durch ernsthafte Worte sowohl als durch gutmütigen Scherz zu ermutigen, unterstützt von den Frauen, die erzählten, welche Schwierigkeiten es gekostet hätte, nachdem die Kunde von der großen Schlacht bei Austerlitz in den französischen Garnisonen eingetroffen war, die Erlaubnis zu erhalten, ihren Männern in die Winterquartiere zu folgen, und mit welchem Entzücken es sie erfüllte, als sie zum erstenmal wieder all der kriegerischen Scenen ansichtig wurden, welche Peppi so sehr erschreckten. So war die kleine Gesellschaft bis zu dem hölzernen Bau gedrungen, welcher über die anderen Lagerstätten hervorragte und der von einer größeren Anzahl Soldaten aller Waffengattungen umdrängt war als jeder andere Ort des Bivouacs. In diesem kleinen Hause, sagte man, hätte der Kaiser Wohnung nehmen müssen, wenn er anwesend wäre, und alles sah zu den Fenstern empor und lauerte auf diejenigen, welche ein- und auszugehen das Recht hatten.

Peppi hatte wieder Ursache, zu zittern und zu erbleichen, als sie einen Offizier in glänzenderer Uniform, als sie bisher gesehen hatte, begleitet vom Lieutenant Baltron, auf die Stelle zuschreiten sah, wo sie mit Bobna stand. Denn Schritt und Miene der beiden Militärs verrieten, daß sie einen Auftrag zu vollziehen hatten, und es pflegte Civilisten, die sich im Lager aufhielten, in solchen Fällen selten etwas Freundliches zu begegnen.

Baltron stellte seinen Begleiter als einen Adjutanten des Kaisers vor, und dieser erklärte, daß er Befehl erhalten habe, die drei Fremden aufzusuchen, um sie zu einer bestimmten Stunde vor Se. Majestät zu bringen. Napoleon, der überall dort, wohin seine Armeen gedrungen waren, jeder Art von Volksbewegung, wenn sie auch nach Anlaß und Zweck noch so unbedeutend war, die außerordentlichste Aufmerksamkeit zollte, hatte davon vernommen, daß eine Störung des Proviantzuges durch die Bauern angekündigt gewesen war. Vergedier hatte den Verlauf der Sache dem General Vandamme mitgeteilt und dieser es für nötig gehalten, dem Kaiser gegenüber davon Erwähnung zu thun, ohne erst eine Frage darüber abzuwarten, die voraussichtlich erfolgt wäre, weil man eben über eine Bewegung im voraus unterrichtet gewesen. Napoleon ließ sich unmittelbar von Vergedier den Vorgang erzählen, und der Kolonel schien ein Interesse daran zu haben, Bobna und seine Reisegenossen gewissermaßen in

Scene zu setzen. Die Folge war der Bescheid, den der Adjutant soeben überbracht hatte.

Obgleich zu einem solchen Punkt gediehen, daß das Abenteuer nur einen angenehmen Ausgang haben oder mindestens nichts Erschreckendes mehr mit sich führen konnte, nahm doch Bobna die Weisung, vor dem großen Gewalthaber zu erscheinen, mit Bestürzung auf. Es war damals für niemanden eine Kleinigkeit, dem Mann in das Auge zu sehen, der gleichsam den Erdball in seiner Hand hielt, um ihn nach seinem Traum und seinem Sinn zu modeln. Bobna, der an demselben Tage gezeigt hatte, daß er kein Mann der blassen Furcht war, zitterte bei der Botschaft des Adjutanten, wie nur das Mädchen an seinem Arm bisher gezittert hatte. Es waren aber jetzt nicht zwei Herzen, die furchtsam bebten, sondern die Rollen schienen völlig getauscht zu sein. Peppi richtete sich mit stolzer Freudigkeit auf, und Mut und Entschlossenheit funkelten aus ihren Blicken.

„Mich erschreckt die rohe Gewalt," sagte sie, „aber mich erschreckt nicht der Geist, und selbst wenn ich persönlich bedroht wäre, ich will es erdulden für den Genuß, dem allmächtigen Herrn dieser Welt gesagt zu haben, was wir armen Geschöpfe durch ihn leiden."

„Was willst du ihm sagen?" fragte Bobna, und eine noch tiefere Blässe überzog sein Gesicht; „du bist ein Weib, ein unwissendes Kind. Denkst du, du könntest dich in die großen Angelegenheiten der Weltgeschichte mischen?"

„Was ich leide, ist auch eine Weltgeschichte," erwiderte Peppi trotzig, „es gehört dazu; und was ich leide, in das werde ich mich auch mischen dürfen. Ich will ihm von meinem Vater sprechen, der um des Kaisers willen von seinen christlichen Mitbürgern ausgeraubt wurde, so daß wir brave und ehrliche Menschen, ohne Schuld zu tragen, jetzt hungernd und verschmachtend auf dem Stroh liegen."

Bobna war von dem Gedanken an die bevorstehende Audienz zu ergriffen, als daß er die Kraft gehabt hätte, dem Mädchen eindringliche Vorstellungen gegen ihr beabsichtigtes Auftreten zu machen. Sie kehrten nach dem Marketenderzelt zurück, wieder begleitet von den Frauen, welche das Paar beglückwünschten, einen so wichtigen Moment erleben zu können. Im Zelte saß Boisjoli noch immer beim Weine, aber das Glas schwankte bedenklich in seiner Hand, als er erfuhr, daß sein Wunsch, den Kaiser zu sehen, auf so unerwartete Weise in Erfüllung gehen sollte.

Es zeigte sich, daß die Eigenschaft des Mutes so zu sagen von zweifachem Geschlecht ist, daß der physische Mut des Mannes nicht immer gleichbedeutend ist mit dem moralischen Mut des Weibes. Peppi, ganz begeistert von ihrem kühnen Vorhaben, übersah selbst, was sie bisher geängstigt hatte, und versuchte ebensosehr, ihren Geliebten zu ermannen, wie er es bisher bei ihr versucht hatte. Als die bestimmte Stunde kam, wurden die drei Reisegenossen von zwei Adjutanten in das Vorgemach des kaiserlichen Quartiers geleitet. Es war vollgepfropft von Offizieren aller Corps und Waffengattungen, welche Befehle erwarteten. Man warf neugierige Blicke auf die Fremden, und Boisjoli machte wegen seiner Tracht, die so deutlich an eine eben untergegangene Epoche Frankreichs erinnerte, sichtbar einen freundlichen Eindruck. Peppi hielt im Bewußtsein der Mission, die sie sich zuschrieb, den Kopf aufrecht und bemerkte nichts von dem nicht immer bescheidenen Ausdruck der Augen, die auf sie gerichtet waren. In Bobna vermutete man einen Schuldigen oder Angeklagten, so bestürzt und bleich war sein Aussehen. Nur wenige Minuten vergingen, und die Flügelthüren zum kaiserlichen Kabinett wurden geöffnet; die drei gerufenen Personen traten ein.

Sie sahen den Kaiser! Das Gemach selbst zeichnete sich durch nichts aus als durch einen schweren, von der Decke herabhängenden Teppich, welcher den Eingang zum Schlafgemach verhüllte. Der Kaiser wendete den Eintretenden nicht

das Gesicht zu; er stand abseits an einem Schreibtisch, auf welchen er eine Hand gestützt hatte, während auf der anderen Seite ein kleiner Halbkreis von Adjutanten und Generalen sich bildete. Der vorderste dieser Herren sprach die Eingetretenen an, und es schien, daß der Kaiser die Unterredung bloß anhören wollte, ohne selbst ein Wort zu sprechen.

Bobna beantwortete die Fragen, die sich sämtlich auf die Vorgänge während des Proviantransportes bezogen, ausreichend und, wie es schien, befriedigend. Nur ein einziger Umstand schien dem Fragesteller Bedenken zu erregen: die Begleitung nämlich, die sich Bobna beigelegt hatte, das Mitnehmen Boisjolis und seiner angeblichen Tochter. Jetzt schien es Peppi an der Zeit zu sein, ihr Vorhaben auszuführen. Die Erregung und selbst Gefahr eines solchen Augenblicks verschönte die ohnehin liebliche Erscheinung außerordentlich. In ihre blassen Wangen stieg selten eine Röte, diese zeigte aber dann die milde Färbung einer nicht völlig aufgeblühten Rose, während der Ernst, der sich um ihre Lippen zog, von dem durchschimmernden Weiß der Zähne, wenn sie sprach, etwas überaus Gewinnendes empfing. Sie gestand sogleich offen, daß der alte Franzose neben ihr die Rolle des Vaters nur zu ihrem Schutze übernommen hatte, daß sie die Expedition mitgemacht, weil sie hoffte, irgend ein Zufall werde sie so weit begünstigen, um eine Klage über das Schicksal ihres wirklichen Vaters vorbringen zu können. In kurzen Worten, die aber vom Ton ihrer Stimme und von der Wahl des naiven Ausdrucks ergreifende Innigkeit empfingen, beschrieb sie das Los des armen deutschen Juden im Gegensatz zu der religiösen Duldung im hochgebildeten Frankreich. Der General, welcher inquirierte, warf flüchtig einen Blick auf den Kaiser, wie um aus der Miene desselben zu erkunden, ob er die Audienz abbrechen solle. In der Miene des Kaisers war kein Unwille zu lesen, und das Mädchen fuhr fort, von der allgemeinen Beziehung auf das persönliche Leid ihrer Angehörigen überzugehen. Sie selbst fühlte, daß sie sich um die Aufmerksamkeit bringen würde, wenn sie nicht einen raschen Schluß fände, und sie fand ihn, indem sie gleichzeitig einen Thränenstrom, der aus ihren Augen brechen wollte, mit allen sichtbarer Selbstbeherrschung unterdrückte.

„Es ist gut," sagte der Kaiser, und man sah ihn lächeln. Diejenigen, welche das Gesicht des Kaisers kannten, haben oft bezeugt, daß ein doppelter Ausdruck in diesem Antlitz auf Erden nicht mehr seinesgleichen hatte: der des Furchtbaren, wenn er zürnte, der des Beglückenden, wenn er lächelte.

Die drei Personen waren entlassen, und einer der Adjutanten, die sie eingeführt hatten und der sie jetzt durch das Vorgemach zurückgeleitete, wahrscheinlich aus eigenem Belieben, weil, wenn es Vorschrift gewesen wäre, auch der andere ihnen hätte folgen müssen, flüsterte Peppi zu:

„Sie dürfen das Beste hoffen; ich kenne das Antlitz des Kaisers."

Als sie ins Freie gekommen waren, umarmte Bobna seine Geliebte mit einem Feuer, wie er sie noch niemals ans Herz gedrückt hatte.

„Ich habe mich heute mutig gegen Räuber geschlagen," rief er, „aber ich bin dennoch ein Feigling; du hast vor jedem Flintenlauf gezittert und bist dennoch eine Heldin! Jetzt erst kann ich lachen, von Herzen lachen über all den Spott, den du über mich ausgeschüttet hast, als ich vor der Audienz bebte, und der viel gerechter war als der meine über deine natürliche Angst. Wir könnten jetzt ohne weiteres nach Hause zurückkehren, wenn ich nicht dem Kolonel Vergedier zugesagt hätte, ihn noch einmal zu sehen."

Er ließ das Mädchen und Boisjoli im Marketenderzelt und suchte seinen neugewonnenen Freund auf.

(Fortsetzung folgt.)



Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Rom.



Ich erinnere mich nicht mehr, wem ich die Einführung bei der berühmtesten aller politischen Frauen jener Zeit verdanke; ich glaube, dem würdigen Professor Orioli, vielleicht auch dem überall heimischen kleinen Manne, dem Geheimrat Neugebaur — ich sehe eben sehr lebhaft seine Gestalt vor mir, wie er im Salon der Fürstin Belgiojoso in der Sofaecke vor dem Kamin sitzt, die ganze Brust mit zusammengeklepperten Orden bedeckt und ein über alle Beschreibung schauderhaftes Französisch radebrechend, welches mir das angenehme Bewußtsein giebt, das sich, daneben gehalten, das meine doch als leidlich und erträglich ausnehmen müsse, wenn ich sonst auch allen Grund hatte, bescheiden darüber zu denken. Unsereins bleibt eben in den neueren Sprachen meist ungewandt. Unsere gelehrten Schulen geben sie uns nicht; die Stunden aber, welche wir hätten benutzen mögen, durch eigenen Fleiß diese wichtigste Aussteuer für das Leben zu gewinnen, rauben sie uns, um uns die Gehirnkräfte und die Kopfnerven mit sphärischer Trigonometrie und Kegelschnittberechnungen zu schwächen, wenn uns auch dafür die gütige Mutter Natur jegliches Begriffsvermögen versagt hat; oder sie sorgen durch andere „Überbürdungen" dafür, daß einem wissensdurstigen jungen Menschen schon der Mutwille freiwilliger privater Bildungsbestrebungen vergeht.

Die Fürstin Christine Barbiano-Belgiojoso lebte nach friedlichem Übereinkommen von ihrem Manne getrennt; sie besaß eine Tochter, ein Kind von zehn Jahren damals — sie selbst mochte den Vierzigen nahe stehen und war eine noch immer schöne Frau, mittlerer Größe, schlank, dunkel, mit einem olivengelben Teint, einem Kopf, der fast mehr den Typus der Französin als den der Italienerin zeigte. In ihrem Wesen war sie von der einfachsten Natürlichkeit; es war wenig von aristokratischer Abgemessenheit darin, wie man sie überhaupt selten bei dem hohen Adel Italiens findet, wo der Kastendünkel etwas Unbekanntes ist. Die vornehme Dame, die sich doch bewußt war, die Erbin des Namens und Ruhmes des Hauses Trivulzio zu sein, eines der erlauchtesten Oberitaliens, vertrug sich in der Fürstin mit einem offenbaren Ansatz von Viragotum in ihren Allüren.

Auch lebte sie auf sehr einfachem Fuße; ich habe als ihre Umgebung nur eine Bonne in irgend einem phantastischen, sehr reichen Nationalkostüm und einen jungen, auffallend schönen Mann, ihren Sekretär, gesehen, für den sie eine große Güte und Besorgtheit an den Tag legte, was der Ärmste seinem Zustande verdanken mochte, denn er war wachsbleich und offenbar schwindsüchtig.

Die Fürstin war seit Jahren in lebhafter politischer Thätigkeit gewesen; sie

hatte in Paris gelebt, einen Salon gehalten, publicistisch gewirkt — und jetzt war sie mit hochgeschwellten Hoffnungen für die Befreiung Italiens von dem ganzen Elend seiner Zustände und seiner Zerklüftung nach Rom gekommen. In dem Idealtraum Giobertis von einem päpstlichen Primat als politischem Bande Italiens und oberstem Schiedsrichtertum der Kulturwelt hatte sie nie etwas anderes freilich als eine katholisch-liberale Ideologie gesehen; ihre nächsten Hoffnungen mußten sich an Piemont knüpfen; und ihr politisches Princip war, man müsse sehen, durch wen dem Vaterlande am Ende das Heil gebracht werden würde: ob durch die Monarchie, ob durch die eigene Anstrengung des republikanisch sich konstituierenden Volkes; man müsse sich halten an den, dem der große Wurf gelinge.

Über die geographische Lage meines Vaterlandes Westfalen hatte die Fürstin natürlich nur höchst verschwommene und nebelhafte Vorstellungen — daß sie überhaupt welche davon hatte, war nur dem Umstande zu verdanken, daß, wie sie sehr gut wußte, Jerome Bonaparte König davon gewesen. Sie hatte ihn nämlich persönlich gekannt in der Zeit, wo er in Rom in dem Palast an der Piazza di Venetia residiert, und sie erzählte ausführlich von ihm. Er müsse nach dem Zusammenbruch seiner königlichen Herrlichkeit noch immer wohl dotiert geblieben sein und habe, obwohl er als Privatmann gelebt, doch das königliche Bewußtsein nicht verloren und sich mit einem Rest von Hofetikette umgeben. Wenn er eine Gesellschaft zum Diner eingeladen gehabt, habe er z. B. nie einer Dame den Arm geboten, und kein Herr habe den seinen der Exkönigin bieten dürfen. Als sie, die Fürstin, eines Tages zum Diner zu ihm geladen gewesen, habe sie zu ihrer Überraschung, gleich nachdem die Thüren zum Speisesaal sich geöffnet, den Exkönig, die Hände auf dem Rücken, sich hineinstürzen sehen, um als der erste und allein einzutreten, und gerade so habe es nach ihm die Exkönigin gemacht. — Nach dem Tode der letzteren hatte er Rom verlassen und sich in Florenz angesiedelt, wo seit Jahren sein Bruder Louis lebte, und dort hatte er einer Dame aus einer vornehmen Toskaner Familie ein zärtliches Interesse eingeflößt, das diese bewog, dem edelmütigen Gedanken zu folgen, ihr Leben der Verschönerung des Daseins eines Mitgliedes des Hauses Bonaparte zu widmen. Treu dieser übernommenen Mission hatte die Marchesa *** seitdem den König Jerome auf allen seinen Wanderungen begleitet und vorlängst in Paris die Honneurs seines Salons gemacht.

Später, wo der entthronte Souverän Gouverneur der Invaliden ward, hat dieses Verhältnis abgebrochen werden müssen, obwohl das ihm anvertraute Corps in einem Alter stand, das es über die Gefahr der Ansteckung durch solch böses Beispiel hinwegbringen mußte.

Die Fürstin Belgiojoso war überhaupt mit den Schicksalen der Napoleoniden sehr vertraut und sprach, auf sie hingelenkt, öfter ausführlich von ihnen. In Rom spielte damals der älteste Sohn von Lucian Bonaparte, der Prinz von Canino, als vorgeschrittener Liberaler eine Rolle.

Die Fürstin, die in Rom in einem Palazzo in der Via della Croce unserer Wohnung gegenüber ein bescheidenes Appartemento bezogen hatte, erhielt dort eines Abends eine Huldigung durch einen großen Volksaufzug, eine jener Demonstrationen, wie sie damals an der Tagesordnung waren, und wurde dabei als die Heroine Italiens gefeiert. Sie hielt auch Reden bei ihr gegebenen Festen oder auch sogar in einem Café, das als Sammelplatz der vorgeschrittenen Partei diente. Aber sie blieb nicht lange in Rom. Als es im Winter in Sicilien zu einem Ausbruch kam, in Calabrien, in Neapel selbst zu gären begann und jene Bewegung anbrach, welche im Anfang des Februars 1848 den Bourbonenkönig zur Erteilung und feierlichen Beschwörung einer Konstitution zwang, war die Fürstin Belgiojoso aus Rom verschwunden und hatte sich nach Neapel begeben. In Neapel

auch, in ihrer Wohnung auf der Chiaja, habe ich sie zum letztenmal gesehen; ich fand sie umgeben von einem ganzen Generalstab von meist jüngeren Männern — Männer, die damals völlig meiner Beachtung entgingen und unter denen sicherlich viele waren, die in den stürmischen Bewegungen der kommenden Tage sich einen berühmten Namen gemacht haben.

Als dann im April 1848 der Krieg zwischen Piemont und Österreich ausbrach und Carlo Alberto in die Lombardei rückte, hat die Fürstin ganz auf ihre eigenen Kosten ein Freicorps zur Unterstützung der vaterländischen Sache ausgerüstet. Sie hatte schon in ihrem früheren Leben die größten Opfer dafür gebracht, Zeitungen gegründet, in der französischen Presse gewirkt, Unterstützungen für politische Flüchtlinge gewährt — auch vieles geschrieben; unter anderem einen — „Essai sur la formation du dogme catholique.“ — Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges sah sie sich ihrer Güter beraubt und lebte nun in Paris; dann war sie im Frühjahr 1849 in Florenz, in Rom, als dieses zur Republik erklärt worden war, und nach dem Sturz der kurzen Herrlichkeit wandte sie sich nach dem Orient, wo sie als Zufluchtsort eine kleine Stadt in Kleinasien erwählte.

Während dieser stürmischen Tage, vornehmlich in den ersten Monaten von 1849, schrieb die Fürstin mir von Zeit zu Zeit umfangreiche Briefe — es mochte ihr daran gelegen sein, ein großes Organ in Deutschland wie die Kölnische Zeitung von ihrem politischen Standpunkt aus über den Gang der Ereignisse unterrichtet zu wissen. Sie enthielten unter anderem interessante Umrisse zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, diese flüchtig, aber immer geistreich, oft sarkastisch geschriebenen Briefe — z. B. des ihr verhaßten „Prinz-Präsidenten“ und seines Anhangs; Mazzinis, in welchem sie einen völlig unpraktischen Menschen erblickte, der in seiner Stellung an der Spitze der römischen Republik völlig den Kopf verloren habe; und des Padre Ventura, an dem sie den glühenden Patriotismus hervorhob. Ich will hier, aus ihrem Französisch übertragen, ihren Brief über Ventura zum Gedächtnis des mir unvergeßlichen Mannes folgen lassen:

„Ventura wurde im Jahre 1789 in Sicilien geboren und ist früh in die Gesellschaft der Theatiner eingetreten, einen Orden, der sich vorzugsweise dem Predigen und also auch dem Studium widmet. Die leidenschaftliche Natur des sicilianischen Mönches konnte sich also ein Genüge thun, indem er sich der Kanzel bemächtigte, aus der er eine Bühne machte, auf welcher er die stürmischen Gefühle, die in ihm gärten, den hochherzigen christlichen und patriotischen Schwung, von dem er erfüllt war, ausströmen ließ. Der ganze Unterschied zwischen Prediger und Prediger besteht darin, daß der eine in Wirklichkeit hingerissen ist und daß der andere sich stellt, als sei er es. Der erstere wird leidenschaftlich, weil das, was er vorbringt, weil sein Gegenstand es rechtfertigt; der andere entwickelt seine Leidenschaft bei allem und jedem, wie man sagt: à tort et à travers. Die erste Kategorie ist nicht sehr zahlreich, und diejenigen, welche ihr angehören, erwerben sich bald eine gewisse Berühmtheit. Dies war, was sofort auch dem Pater Ventura zu teil wurde. Der Wohlklang seines Organs, der anziehende Ausdruck seiner regelmäßig geschnittenen Züge unterstützten die Wirkung seines Talentes, seiner echten Empfindung, seiner Intelligenz. Ventura begnügte sich jedoch nicht mit dem Ruhme des Predigers; er schrieb mehrere Werke, worunter das bedeutendste den Titel „De methodo philosophandi“ trägt.

„Herr v. Lamennais ist das Haupt einer Schule gewesen, die man die katholisch-liberale nennen könnte. Aber nachdem er aufs heftigste den engen Bund oder besser die Solidarität des Katholicismus und der Freiheit verteidigt hatte, kamen ihm die schärfsten Verweise aus Rom zu. Lamennais wollte sich dawider auflehnen; er wanderte selbst nach Rom, um dem Papst klar zu machen, daß seine

Doktrin die einzige sei, worin die Rettung der Kirche liege. Damit brachte er es denn glücklich dahin, daß der Papst ihn absetzte und ihm die Ausübung priesterlicher Funktionen untersagte. Von da an verzichtete Lamennais auf sein System der Versöhnung zwischen Kirche und Freiheit, das niemand einleuchten wollte. Er erblickte nun in dem Katholicismus oder wenigstens seinen Anhängern die unverbesserlichen Feinde der menschlichen Freiheitsentwickelung; damit war er fertig mit ihnen und sah ihr Ende voraus; sich kühn auf die Seite der Freiheit stellend, wurde er nun von den Katholiken Apostat, Renegat, Ketzer u. s. w. geschmäht.

Nachdem die katholisch-liberale Schule mit ihm ihr Haupt verloren, entwickelte sie sich dennoch mächtig weiter. Mehr als ein junger Priester warf sich zum Apostel der Religion und der Freiheit auf, und der Abbé Gioberti verirrte sich bis zu der Behauptung, der Papst sei vorherbestimmt, den Triumph der Freiheit zuerst in Italien und sodann in der übrigen Welt durchzuführen. Man weiß heute, welches Vertrauen die Glaubensbekenntnisse des Abbé Gioberti verdienen. Vor drei Monaten entschuldigte er sich wegen seiner Parteinahme für den Papst, indem er sie seinem Verlangen zuschrieb, sich damit dem italienischen Volke teuer zu machen, und vor vierzehn Tagen verleugnete er das Princip der Volkssouveränetät und wollte mit piemontesischen Waffen Leopold von Toskana und Pio Nono wieder auf den Thron gesetzt wissen. So hat auch dies Haupt des katholischen Liberalismus noch schmählicher als das erste ausgespielt.*

„Nur das letzte Mitglied dieses Triumvirats steht noch aufrecht in der Achtung der Zeitgenossen — wenn auch die Gunst, deren Ventura früher bei dem heiligen Vater genoß, bedeutend erschüttert ist. Auch er war in den Strom der liberalen Ideen geraten, aber die Art und Weise, wie er es unternahm, diese letzteren mit den kirchlichen und päpstlichen Doktrinen zu versöhnen, ließ ihm eine Zeit lang alle Herzen im Vatikan zuschlagen. Die Sache ist die, daß Pater Ventura die italienische Freiheit gründen wollte und sicherstellen durch die erweiterte Macht der Kirche — ein Weg, den die Häupter des Priestertums außerordentlich bereit waren einzuschlagen, auch wenn er am Ende zum entgegengesetzten Extrem geführt hätte. Padre Ventura argumentierte so: die Freiheit, die Gleichheit u. s. w. sind ausdrücklich durch das Evangelium vorgeschrieben. Des Evangeliums ausschließliche, unfehlbare Deuterin ist die römisch-katholische Kirche. Also damit die im Evangelium ausgesprochenen Principien zu ihrer vollen und ungehinderten Entwickelung gelangen, muß die Kirche eine ungeheuer erweiterte Macht bekommen. Nach diesem System arbeitete Pater Ventura nun für die Machterweiterung der Kirche, und der Konstitutionsentwurf, welchen er wiederholt Pio Nono vorlegte, ging zunächst darauf aus, aus dem Kardinalskollegium eine Art Parlament nach dem Einkammersystem zu bilden und zu verhindern, daß die Presse die halb klerikalen, halb weltlichen Einrichtungen angreife, welche er einführen wollte. Man begreift, daß, ohne die Ratschläge Pater Venturas anzunehmen, Pio Nono ihm von Herzen für seine guten Absichten Dank wußte. Was diesen aber hinderte, sich ihm völlig hinzugeben, war der Eifer, womit der Theatinermönch die Unabhängigkeit Siciliens verteidigte, den Krieg gegen die Österreicher predigte und in Ekstase geriet beim bloßen Klang des Wortes: Freiheit. Auf der anderen Seite waren es diese Gefühle, die trotz seiner Konstitution ihn der demokratischen Partei teuer machten. Diese Situation verlängerte sich, bis der Bruch Pio Nonos mit seinem Volke, mit der italienischen Unabhängigkeit und mit der Freiheit erfolgte.

* Gioberti hat doch bekanntlich später noch als Kammerpräsident in Turin, als Ministerpräsident, als Gesandter eine Rolle gespielt bis zu seinem Tode 1852, und das Urteil der Fürstin über ihn ist wohl das der Tagesstimmung und — der Fürstin Belgiojoso.

In die Alternative gedrängt, zu wählen zwischen seinen zwei früheren Idolen, und schmerzlich belehrt, daß er nicht mehr beiden zugleich werde opfern können, entschied er sich für die Freiheit und das Vaterland und scheute sich nicht, seinen Tadel auf Pio Nono zu werfen. Die Ultra-Katholiken dagegen werfen heute den Stein auf ihn, während ihn die Einsichtigen und Klarschauenden erst jetzt zu einem der Ihrigen zählen.

„Von den drei Priestern, welche ein Bündnis zwischen dem Katholicismus und der Freiheit herstellen wollten, haben die zwei, die ernsten Willens ihr Ziel verfolgten, mit dem römischen Katholicismus gebrochen und sind dem Freiheitsgedanken treu geblieben. Der dritte, der sich nicht scheute, die Politik und die Opportunität als das, was ihm seine katholisch-liberalen Ideen eingegeben, anzurufen, hat in dem Augenblick, wo er wie die anderen sich entscheiden mußte, die Verteidigung der Freiheit im Stich gelassen und ist ins päpstliche Heerlager übergegangen. Ehre dem Pater Ventura, der zu den zwei ersten gehört!"

Die Fürstin lebte in dürftigsten Verhältnissen in ihrem Zufluchtsort in der Nähe von Smyrna, bis sie die Aufhebung der Beschlagnahme ihrer Güter erlangte und nun, im Jahre 1856, in ihr Vaterland zurückkehrte. Im Jahre 1871 ist sie, dreiundsechzig Jahre alt, gestorben. Und heute, nach all diesem rastlosen, aufreibenden, ununterbrochenen Mühen, Streben und Treiben ihres Viragotums, ist doch der schönste Ruhm, der ihr geblieben, ein echt weiblicher — der ihrer Freundschaft für den unglücklichen Augustin Thierry, dem sie früher jahrelang die aufopferungsvollste Pflegerin gewesen war.

Unterdes — während ich den Zauber der römischen Tage auf mich wirken ließ oder mich in der politischen Welt zu orientieren suchte — hatte Pio Nono durch ein motu proprio einen neuen Anlaß zum Jubel gegeben. Er hatte sich entschlossen, einen bedeutenden Schritt weiter auf seinem Wege zu thun, und wenn man bedenkt, auf wie viel Hemmnisse er dabei gestoßen sein mag von seiten der ihm Widerstand leistenden Elemente im Vatikan, der Wortführer der alten Anschauungen und ganz besonders der ausländischen und inländischen Diplomaten, so mußte man den Mut bewundern, womit er die große und für seinen Staat nach dessen ganzer Natur so verwickelte Frage nach einer Konstitution frischweg durch eine That zu lösen wagte. Es war zwar nicht die Konstitution Padre Venturas mit einer einzigen, einer Kardinalskammer, die er seinem Volke verlieh, es war eine andere, deren Kernpunkt in der Einführung eines repräsentativen Körpers unter dem Namen Consulta di Stato lag. Also eines Staatsrates, aber eines gewählten, eines aus der Wahl der Municipien, der Gemeinden hervorgegangenen, der die Regierung durch seinen Beirat unterstützen sollte. Damit war nun allerdings nach unseren Begriffen wenig, nach den damaligen Verhältnissen viel gegeben — im Staat der Kirche, worin ja Pio Nono nicht allein Herr war, sondern das Kardinalskollegium sich als Mitteilhaber der Souveränetät betrachtete und jeder Beeinträchtigung derselben widerstrebte. Daher der Enthusiasmus der Römer über diese Errungenschaft, in den sich bei den politischen Köpfen, den fortgeschrittenen Liberalen wohl auch die Zuversicht mischte, daß aus solch einem Keime einer konstitutionellen Institution mit der Zeit Größeres und Weitergreifendes sich schon entwickeln lassen werde. So brach denn an dem Tage, an dem das motu proprio verkündet worden, am 15. Oktober, in der Siebenhügelstadt der ungemessenste Jubel aus. Auf dem venetianischen Platze, dem düsteren Palastkoloß der österreichischen Botschaft gegenüber, sah ich die Civicawache ihre kriegerische Rüstung beiseite legen und Kränze und Blumenkronen um den neuen Maueranschlag anbringen. Der Korso, die Cafés, das Café de' belle Arti und das Café nuovo, die liberalen Hauptquartiere, waren voll erregter Menschen, und am Abend war

ganz Rom illuminiert — zu Illuminationen war man immer vorbereitet und gerüstet, denn jeder Tag konnte zum Festtag werden. Von der Piazza del Popolo her aber zog ein ungeheurer Fackelzug heran, gewiß mehrere Tausend Fackeln, denn der ganze eine Miglie lange Korso wurde nach und nach von dem Zuge eingenommen. Über diesem schwebten weiße Banner mit Inschriften, und die zum Nationallied gewordene Hymne auf Pius, von nicht endenden Evvivarufen durchschmettert, erfüllte die enge Korsoschlucht mit ihren energischen Noten und Klängen, immer neu wiederholt von neu sich folgenden Musikchören. Dann wälzte sich die Flut den Monte Cavallo hinan, und die Kolosse der Rossebändiger, die Phidias und Praxiteles geschaffen haben sollen, glühten dunkelrot im Flammenschein auf, während über dem hochwirbelnden Qualm der Pechbrände, der wie ein Opferrauch aufstieg, eine Wetterwolke den Himmel über dem Quirinal mit harmlosen Blitzen durchschnitt — die Blitze des Vatikans waren ein friedliches Wetterleuchten über dem Hause Pius' IX. geworden.

Die Römer sind erfinderisch in allem, was Schmuck, Zier, Schaustellung und künstlerische Anordnung ist; sie wissen auch die Einförmigkeit des Hergebrachten bei solchen Festzügen und herkömmlichen Freudendemonstrationen durch Abwechselung und neue Wendungen zu vermeiden. So senkten diesmal alle ihre Fackeln tief auf den Boden; der weite Platz wurde wieder dunkel, fast wie er gewesen, aber die dichtgedrängte schwarze Menschenmasse schien auf einem Feuermeer zu schwimmen, auf einer aufglühenden Lavaflut zu schweben. Unterdessen tönten Hymne, Musik, Rufen fort, unermüdlich, immer gleich stürmisch und brausend, obwohl es lange, lange währte, bis das Nahen des Papstes sich ankündigte und: Ecco il Papa! überall über den Platz erscholl. Es war ein mattes aufdämmerndes Leuchten in den Scheiben der letzten entferntesten Fenster einer langen Reihe; das Licht glitt immer näher, wurde leuchtender, blitzte in einem Fenster nach dem anderen auf, man unterschied weiße Wachsfackeln, erkannte die Gestalten langsam wandelnder Bussolanten und Prälaten; endlich flogen die hohen Flügel der Balkonthür über dem Palastthore auf. Das Gefolge des Papstes gruppierte sich zur Rechten und Linken auf dem Balkon, dessen Balustrade mit Decken von Purpursamt überhangen war, und jetzt erschien die weiße Papstgestalt inmitten dieses Bildes. In diesem Augenblicke aber, wie im Nu, hoben auf dem Platze unten alle die tausend Fackeln sich empor und ergossen ihre Glut über das Bild, über die ganze wunderbare Scenerie, die es umgab. Es war ein völlig überraschender magischer Effekt. Der weiße Papst da oben aber hob beide Arme mit wunderbarer Würde und Anmut zum Nachthimmel auf; ein furchtbares Jubelgeschrei hatte sein erstes Erscheinen begrüßt, jetzt folgte eine Totenstille; leise Töne zitterten über die Menge hin und schwollen an — der Papst sang mit seiner schönen sonoren Stimme den Segensspruch über sein Volk, und dies weltlich erregte, zu einer politischen Demonstration zusammengeströmte, nur davon erfüllte Volk lag auf den Knieen und beugte das Haupt wie ein Mann. Es war eine ergreifende Scene, es hatte etwas überaus Edles und Würdevolles, wie die ganz persönliche Huldigung und Verherrlichung, die man der Person darbrachte, von der Person abgelehnt und auf das Hohepriestertum übertragen wurde.

Ich schritt tief bewegt und gedankenvoll durch die vollgedrängten erleuchteten Straßen heim. Ich war damals so voll noch vom jugendlichen Optimismus, daß ich an Dauer und Bestand glauben konnte für dies ganz ideale Verhältnis zwischen einem erleuchteten, mit kühnem Wagemut sein Volk schrittweise der Freiheit und der Selbstregierung entgegenführenden Herrscher und seinem für ihn schwärmenden, in Dankbarkeit erglühenden Volke: an Dauer und Bestand nicht allein, sondern auch an die nachziehende zwingende Gewalt, welche es auf die anderen italie-

nischen und dann die ferner liegenden Staaten üben müsse, bis für Italien, für Deutschland eine erträgliche Ordnung der Dinge herbeigeführt sei. Wie anders stellt das Bild sich heute dar! Nun ja, ein wenig längere Dauer hätte es schon gehabt, wenn nicht der Sturm der Februarrevolution so plötzlich gekommen wäre, um alle Lampen der Pio Nono-Illuminationen auszublasen. Aber gründlich war dem Kirchenstaat, war Italien durch Pio Nonos Idealismus nicht zu helfen. Gründlich wäre nur zu helfen gewesen, wenn dieser Papst verwegen genug gewesen wäre, wieder anzuknüpfen an die Ideen Alexanders VI. Borgias; wenn er, was dieser ausführen zu können erstrebte: aus dem Papsttum eine Privatpfründe der Borgias zu machen, den Kirchenstaat zu säkularisieren, die Macht dieses Staates aber so zu erweitern, um alle Fremden aus Italien werfen und es unter einem Haupte einigen zu können — wenn er diese Ideen wieder aufzunehmen und sie durchzuführen verwegen genug gewesen wäre. Pio Nono hätte das in diesem Augenblicke vermocht. Alexander Borgia vermochte es nicht, weil das Werkzeug, dessen er sich dabei bediente, sein Sohn Cesare, trotz aller Verruchtheit und Schlechtigkeit sich doch als zu schwach erwies. Pio Nonos Werkzeug, sein Mittel wäre seine Popularität gewesen, und diese war damals allmächtig; er hätte alles damit fort- und sich nachgerissen. Ganz so leicht, wie später Garibaldi den Bourbonenthron in Neapel umriß. Aber zu solch einer rücksichtslosen Hingabe an die Revolution — für einen Priester, einen Papst — welche dämonische Natur, welche nichtsachtende eiserne Willenskraft wäre dazu nötig gewesen! Es zeugt doch wohl nichts mehr für den ethischen Fortschritt der Menschheit als die völlige Unmöglichkeit, einem Priester unseres Jahrhunderts einen Gedanken unterzuschieben, der wohl noch anderen Päpsten der Renaissance als bloß Alexander VI. ein ganz gesunder scheinen mochte. Und wie fern er Pio Nono lag! Man versicherte, er hasse nichts so sehr, als sich sagen lassen zu müssen, seine lediglich für seine Staaten berechnete Politik übe Einfluß auf die Nachbarstaaten, auf ganz Italien aus. Er wolle nichts sein als ein Vater seiner Unterthanen und priesterlicher Hirt seiner Herde — niemand könne weiter davon entfernt sein, politische Pläne zu verfolgen, als er. Daß aber in anderen Köpfen derartige Ideen aufgetaucht waren, drückte ein radikaler Römer aus, den ich den Vorschlag machen hörte, den Bruder des Papstes, den Grafen Mastai, kommen zu lassen, damit er die weltliche Herrschaft übernehme und für die weitere Entwickelung der Dinge sorge. — Aber sicherlich, wenn Pio Nono kein Alexander VI. war — der Graf Mastai-Ferretti aus Sinigaglia wäre noch weniger ein Cäsar Borgia gewesen!

Nach und nach machte sich der Herbst fühlbar, es kamen graue und Regentage, und Freund Fritsche, der immer gefällige, sorgte für einen Vorrat aus Ciceruacchios, des Capo-Popolo, Brennholzlager, um eine angenehme und freundliche, aber wenig wärmende Flamme in dem möglichst unpraktisch konstruierten Kamin zu entzünden. Um diese sammelten sich dann in den Abendstunden bei uns manche der neugewonnenen Bekannten. So mein guter münsterischer Landsmann, der Bildhauer Wilhelm Achtermann, eine höchst charakteristische Gestalt von hohem Wuchs und mit einem Typus des Gesichts, der an Michel Angelo erinnerte — ein Mann, von dem man nicht wußte, ist er mehr Bauer oder mehr Künstler oder mehr Kapuziner. Ich verstehe unter Bauer etwas sehr Ehrenwertes; Achtermann war es gewesen, Großknecht auf einem Bauerhof, Schreinergesell, hatte sich dann, schon in den Dreißigen stehend, auf bewundernswürdige Weise mit echt westfälischer Zähigkeit durchgeschlagen, um seinem Kunsttrieb nachgehen zu können, war dabei in dieser gottverlorenen Welt immer frommer, immer wundergläubiger geworden — nach jenem „Werdet fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen“ —

und hatte es nun dahin gebracht, daß er nach so viel Schicksalswechseln hier in Rom seine großen Marmorgruppen aushauen konnte, dem Gebiete der religiösen Kunst — da er keine andere gelten ließ — angehörende Arbeiten, deren Komposition und Ausführung gleiche Anerkennung fanden. Ein Kapuziner war er aber auch durch und durch; er konnte die unglaublichsten Wundergeschichten, die seinen Lebenspfad umgeben, mit einem mystischen Beichtstuhlflüsterton vortragen. Und ich glaube, er war stolzer darauf, daß man ihn in den Vorstand einer deutschen Kirchhof-Fraternität aufgenommen hatte als auf seine schöngelungene marmorne Pieta für den Dom zu Münster.

Ganz ohne einen Hang zum Mysticismus war auch ein anderer zuweilen erscheinender Gast nicht, nämlich der brave, sinnige Professor Fr. Orioli — der sinnigste aller Italiener, die ich habe kennen gelernt. Ehemals Professor der Philosophie in Bologna, hatte er als politischer Flüchtling lange in Paris gelebt, war dann als Lehrer in Korfu thätig gewesen und gehörte jetzt, durch Pio Nonos Thronbesteigung zurückgeführt, zu den Mitarbeitern der „Bilancia", eines Journals der gemäßigten Mitte — der Moderados, auf welche in stürmischen Tagen niemand zu hören pflegt. Dies Schicksal hatte denn auch den liebenswürdigen, herzensguten Mann getroffen, und es verdüsterte ihm seine Tage; er überließ sich dunklen Vorahnungen und Kassandra-Weissagungen. Zu seinen gelehrten Forschungen gehörten auch die über den tierischen Magnetismus, dessen Geschichte er bis in das graue Altertum hinein verfolgt hatte; er hatte sogar die denkwürdige Thatsache ans Licht gezogen, daß man schon im alten Karthago Somnambüle gekannt. Ein Mann, hatte er bei einem alten Autor gefunden, war in Karthago als Zauberer vor Gericht gestellt worden, weil er durch Geheimmittel und Manipulationen ein junges Mädchen in einen Zustand versetzt hatte, der nach den Angaben des Autors offenbar ein somnambüler gewesen war, wie denn auch jene Manipulationen ganz dem entsprochen zu haben schienen, was wir als die gewöhnlichen Proceduren beim Magnetisieren kennen. Interessant waren auch Oriolis Beobachtungen und Mitteilungen über ein Gebiet, welches wir dem Südländer fremd wähnen, als ob das Sonnenleben der glücklichen Kinder des Südens alle nebelgeborenen Wahnvorstellungen des Nordländers ausschlösse. Im Widerspruch damit erzählte Orioli von mannigfachen Phänomenen, von Visionen, Ahnungen und mystischen Vorgängen, deren Schauplatz Italien war, und beteuerte, mancherlei Thatsachen derart aus eigener Erfahrung zu haben. Gespannt hörte er auch auf das, was ich ihm von dem wunderlichen System meines lieben alten Freundes Justinus Kerner mitteilen konnte.

Orioli hatte mich auch bei Massimo d'Azeglio eingeführt, der sich damals in Rom aufhielt und sehr bescheiden vier Treppen hoch in einem Hause am Ende der Via degli Convertiti wohnte, in Mußestunden, welche die Politik ihm frei ließ, als tüchtiger Landschaftsmaler beschäftigt. Er hatte kurz vorher eine Lettera al Professore Orioli herausgegeben, dessen Anschauungen er nahe stand, und sich darin apologetisch für Pio Nono über dessen neues Censurgesetz ausgelassen. Das hatte in diesem Augenblicke seine Popularität nicht eben vergrößert — überhaupt ahnte man damals noch nicht, zu welcher großen politischen Wirksamkeit das Schicksal diesen so anspruchslos sich gebenden Schriftsteller und Maler bestimmt hatte. Azeglios Persönlichkeit hatte etwas in hohem Grade Gewinnendes; er war eine hohe, schlanke Gestalt von vornehmer Haltung, hatte große blaue Augen mit einem Ausdruck freundlicher Milde, und seine ganze Erscheinung hatte einen deutschen Typus. Auch gehörte ja Azeglio einem alten Geschlecht Piemonts an, das wie die Lombardei vielfach deutsches Blut in sich aufgenommen hat und einen stärkeren, größeren Menschenschlag, als der eigentliche italienische ist, besitzt. Geriet doch auch König Viktor Amadeus II. jedesmal in

hellen Ärger, wenn man in seiner Gegenwart Piemont zu Italien zählte. Der Marchese Azeglio war durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seine politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, seine Malerei außerordentlich in Anspruch genommen — Besuche machte er in früher Morgenstunde — ich habe deshalb ihn nur von Zeit zu Zeit gesehen, zuletzt, in der Volksflut mit ihm zusammengedrängt, auf der Piazza di Venetia, als in den Märztagen des folgenden Jahres, nach dem Einlaufen der Nachricht von dem Sturz Metternichs in Wien, das Volk dort vom Palaste der österreichischen Botschaft die kaiserlichen Wappen niederriß. — Azeglio hatte mir mehrere seiner Schriften geschenkt, und später, in der Erinnerung an diese persönlichen Beziehungen und erfüllt von dem Parallelismus und der Analogie, die zwischen den Missionen Preußens in Deutschland und Piemonts in Italien herrschten, dedizierte ich ihm, der unterdessen Ministerpräsident geworden, einen meiner Romane; er antwortete darauf:

Monsieur,

J'ai reçu les deux Volumes en tête desquels vous avez bien voulu écrire mon nom; aussi que la lettre bienveillante qui me les annonçait, et je vous en rémercie sincèrement. Lorsque j'eus l'honneur de vous voir à Rome je ne m'attendais guère, ni vous non plus, à me voir un jour Ministre, du peintre changé en Président du Conseil! Cela peint notre époque d'un trait. Comme je me suis opposé de toutes mes forces à cette étrange métamorphose et que je ne l'ai subie qu'à mon corps défendant, j'en ai la conscience en repos; et si la bonne opinion que vous voulez bien avoir de moi tenait un peu de l'illusion, si je ne pouvais pas justifier vos bienveilleux jugements à mon sujet, il serait juste de dire qu'on m'a forcé de faire un métier qui n'était pas le mien. Après cela je vous dirai que dans la politique actuelle, le plus important — et ce qui est plus rare malheureusement — est à mon avis: 1) la loyauté; 2) le désinterressement. Avec ces deux qualités je crois qu'on finit toujours par marcher, si on n'est pas absolument un idiot. Et sur ces deux qualités — je laisse de côté toute modestie — je me crois ferré. Ainsi marchons et Dieu féra le reste.

Je voudrais pouvoir vous parler de votre ouvrage et surtout en apprécier les beautés; mais je dois humblement avouer mon ignorance de votre belle langue. Agréez, Monsieur, avec mes sincères remerciments l'assurance de ma haute considération.

Turin, 13 Août 1851. Azeglio.

Ehe ich fortfahre, solcher persönlichen Berührungen zu gedenken, muß ich von einem neuen Jubeltag erzählen, der über Rom unterdes heraufgestiegen war — dem 15. November 1847, an welchem die feierliche Inauguration der von Pius IX. ins Leben gerufenen Konsulta stattfand. Diese Konsulta war eigentlich nichts als ein beratender Körper, dessen Mitglieder der Papst ernannt hatte — jedoch aus Listen von je drei Kandidaten, welche die Provinzialräte aufgestellt hatten, nach Urlisten von wieder je drei Kandidaten, welche ihnen von den Kommunalräten der Provinzen eingereicht waren. Im ganzen waren ihrer vierundzwanzig; dazu kam ein Kardinal als Präsident, ein Prälat als Vicepräsident. Damit war denn eigentlich herzlich wenig gegeben, die Wahlen waren aber dennoch meist auf populäre Männer gefallen — eines großen Jubels bedurfte man auch wieder nach einigen still verflossenen Tagen, und so war denn Rom am fünfzehnten wieder im festlichsten Schwunge; man sah in der Konsulta, was man darin sehen wollte: den ersten Stein zum Gebäude einer Konstitution. Dagegen zwar legte Pius IX. entschieden und ernst Protest ein in der Rede, welche er den um neun Uhr morgens im Quirinal zur Audienz um ihn versammelten Konsultatoren hielt, einer Rede, in wel-

cher durch die ernste Warnung vor zu stürmischem Weiterdrängen schon etwas klang von einer Ahnung jenes:

Die ich rief, die Geister,
Werd ich nicht mehr los.

Aber das Volk vernahm diese Rede nicht, es vernahm erst später, wie furchtbar erregt, wie schmerzlich erschüttert der heilige Vater dabei gewesen sein sollte, und ließ sich in seinem Jubel nicht irre machen. Nach der Audienz entwickelte sich vom Hofe des Quirinals aus der Festzug. Züge von Truppen verschiedener Waffengattungen eröffneten ihn. Die Karossen des Kardinalpräsidenten, die des Vicepräsidenten der Konsulta sowie der Abgeordneten der Stadt Rom waren umgeben von den Bannern der vierzehn Quartiere (Rionen) der ewigen Stadt und denen der Universität. Dann kamen in einzelnen Galawagen die Mitglieder der Konsulta, vor jedem ein Panoplion, daneben Standarten, den alten Feldzeichen römischer Heere gleich, worauf die Namen der vertretenen Städte und Gemeinden zu lesen waren. Hinter jedem Wagen zog eine Schar der Bürger der betreffenden Stadt und eine Musikbande zog ihm vorauf. Truppen, Guardia civica schlossen den Zug. Die Häuserfronten der Straßen bis zum Vatikan strotzten von jeglicher Art Schmuck: Teppichen, Gobelins, Fahnen, Medaillons mit den Köpfen der großen Männer Italiens, Statuen, Trophäen, zu deren Aufbau alte Harnische und Waffen aus Rüstkammern hervorgezogen waren, Inschriften u. s. w. Das alles eingefaßt von Kränzen, Laub- und Blumenfülle. Blütenregen schauerte auf einzelne besonders populäre Männer im Zuge nieder, während Inschriften in Vers und Prosa ihnen ankündigten, zu welchen hohen Dingen sie berufen, welche Wunder des Volkes vielverlangende Phantasie von ihnen erwarte. „Ihr seid die Brücke über der tiefen Kluft zwischen Regierung und Volk!“ hieß es da; „Ihr seid der Spiegel, in welchem die Wünsche unseres Herzens sich bespiegeln!“ „Ihr seid die Träger unserer Zukunft!“ „Ihr seid die Retter in unserer tiefen Not, gesandt von Gott und von Pius IX.!“ und hundert ähnliche Ausdrücke des südländischen Pathos. Der Zug bewegte sich nach der Peterskirche; im schönsten Sonnenlicht lag der ungeheure Platz; aber alle diese zusammengeströmten Menschen, alle diese Truppenaufstellungen, alle diese Karossen füllten den gewaltigen Raum nicht aus. Ja, im Inneren des Petersdomes selbst entstand kein Gedränge; die im Zuge schreitenden Musikbanden füllten mit ihren Klängen den weiten Bau nicht aus, die schmetternden Noten der Pio-Nono-Hymne, die in diesen Gewölben emporstiegen und ihr Echo zu Hilfe riefen, schienen machtlos zu verhallen, ohne bis in die höchste Kuppelwölbung emporklimmen zu können.

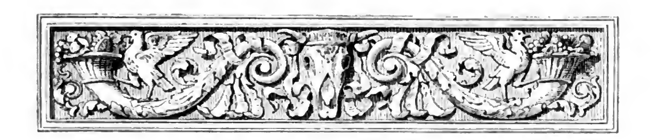
Als die Deputierten durch die Kirche schritten, hatte ich Gelegenheit, ihre äußere Erscheinung ins Auge zu fassen. Es waren Männer von der dem Italiener der gebildeten Stände eigenen würdigen Haltung, mit der ihnen allen gemeinsamen Repräsentationsgabe, Männer mit intelligentesten Köpfen. Am meisten fiel mir ein steinalter Mann mit langem weißem Haar auf, ein Kopf, der dem Mirabeaus außerordentlich ähnlich sah; und bei der Kleidung des Alten — er war in einen Frack von hellblauem Sammet gekleidet — war solch ein Erinnertwerden an die Nationalversammlung von 1790, mit welcher diese harmlose Konsulta sonst so wenig Ähnlichkeit hatte, um so verzeihlicher. Es war der reiche Marchese Lodovico Gualterio, Vertreter von Orvieto. Unter den anderen wurden der Neffe des Papstes, Graf Luigi Mastai, dann Gaetano Rensi, der Vertreter von Ferrara, ein ehemaliger politischer Flüchtling, ferner Minghetti, der Begründer und Redacteur einer einflußreichen neuen Zeitung, „Il Felsineo“, mit lauten Acclamationen aufgenommen — Marco Minghetti ist wohl der einzige heut noch lebende von all diesen Konsultatoren. Übrigens zeigte sich darin, welche Macht eine Zeitströmung hat — in diese von so viel Kautelen umgebene, so viel konservativen

Bürgschaften umhegte und sorgsam durchsichtete Vertretung waren ehemalige Flüchtlinge und Journalisten eingedrungen.

Für uns Deutsche hatte übrigens der Jubeltag der Römer noch seine besondere Aufregung, seine halb tragische Bedeutung gehabt. Es war vorher bekannt geworden, daß dem großen Festzug sich die Toskaner, die Piemontesen in Rom, dann auch die englische Kolonie und die französische und mehrere andere anschließen würden. Weshalb, fragten wir uns, nicht auch die deutsche? Dieselbe bestand zumeist aus Künstlern. Bei ihnen fand die Frage sehr verschiedene Antworten. Ein Teil war von einer unbestimmten instinktiven Angst vor der Teilnahme an einer politischen Demonstration erfüllt; manche andere waren durch kleine Staatssubventionen, wie sie damals, meist bettelhaft genug, verliehen wurden, gezwungen, Rücksichten zu nehmen; und sehr viele antworteten auf jene Frage mit der anderen: Mit welchem Banner sollen wir denn aufziehen? Deutschland ist wie Italien ein geographischer Begriff! Ich war sehr lebhaft für die Auskunft, kühn zu den verpönten alten Reichsfarben zu greifen; Dr. Emil Braun und Fritsche standen mir bei, und meine Frau durchhaute mit eifrig thätiger Hand den gordischen Knoten, indem sie in unglaublich kurzer Zeit eine prachtvolle Fahne aus schwarzer und roter Seide und schönstem Goldstoff herstellte.

Die Fahnenfrage, die Absicht einzelner nationaler Gruppen von Ausländern, sich dem Zuge anzuschließen, hatte unterdes jedoch die ganze Diplomatie in Aufregung gebracht. Sie hatte, ich weiß nicht welche Fülle von Gefahren in einer solchen Erweiterung des Festzuges gesehen; der Staatssekretär Kardinal Ferretti ließ dieselbe verbieten; die Gesandten von Toskana und Piemont reklamierten dagegen zu gunsten ihrer Schutzangehörigen — an uns Deutsche kam eine Aufforderung des Festkomitees, an einer Versammlung im (jetzt verschwundenen) Theater Aliberti teil zu nehmen, wo über die Frage beraten werden solle. Zu den dahin Abgeordneten gehörend, hatte ich den Vorzug, in dichtester Nähe Ciceruvacchios Rednergabe, hübschen Schnurrbart und ganz reputierliches Embonpoint bewundern zu können. — Zuletzt, als alle die Fahnen verschiedener Nationen am Morgen des 15. November nun doch vor dem Quirinal aufgezogen waren, erschien der Chef der Guardia civica, ein Fürst Rospigliosi, unter den Versammelten mit der Erklärung, der heilige Vater ließe uns „mit aller seiner Gentilezza“ bitten, da das Fest ein rein römisches sei, alle fremden Fahnen fortzulassen. Wir zogen also, während die Söhne Albions murrten und wetterten, mit deutscher Geduld ab; zum Kapitol, um dort in einem der zur preußischen Gesandtschaft gehörenden Gebäude auf der Rupe Tarpeja unsere Fahne zu bergen. Als wir die hohe Treppe zum Kapitol hinanzogen, ließ Markus Niebuhr, der Sohn des berühmten Geschichtsforschers, der unter uns war, die teuren schwarz-rot-goldenen Farben, zu deren Träger er erkoren worden, frei in den Lüften flattern; wir sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und stellten endlich das deutsche Banner da oben in den Schutz Preußens.

Am Abend aber versammelten wir uns in demselben, ein wenig speicherhaften Raume — Dr. Emil Braun benutzte ihn als Atelier für seine galvanoplastischen Kunsterzeugnisse — und feierten hier an dem Tage, wo das frohe Italien ein Freiheitsfest beging, ein Fest patriotischer Resignation, geschart um den alten deutschen Tröster, die Flasche süßen Weines. Pius' IX. lorbeerumschlungene Büste blickte auf uns mildlächelnd nieder, umgeben und umhangen von den Falten des unglücklichen Fahnentuchs. Toaste in Prosa und Versen fehlten nicht — aber keiner sprach die frohe Ahnung aus, wie bald — nach den kommenden Märztagen — diese Farben sich wieder entfalten und nun von den Alpen bis zur Eider stolz in den Lüften wehen sollten!



Für das Heidelberger Schloß.

Von

Bruno Bucher.

ede „Kopfstation“ einer Eisenbahn ist eine stumme Aufforderung zum Unterbrechen der Reise. Denn darin liegt das einzige sichere Mittel, um über eine höchst unbehagliche und unästhetische Empfindung hinwegzukommen. Wir sind geradeaus in die Halle des Bahnhofes hineingefahren und sollen sie rückwärts wieder verlassen, rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht: wir werden vollständig irre an Erd- und Himmelsgegenden und beruhigen uns erst wieder, wenn die Ursache der Konfusion und die ganze Umgebung dem Gesichtskreise entrückt sind. Haben wir uns dagegen einen Zwischenakt gegönnt, nur von einem Zuge zum anderen einen Gang durch die Stadt gemacht, welche von der Bahn nicht wie andere gestreift, sondern so zu sagen gespießt wird, so stört die Erinnerung an die Einfahrt nicht mehr die Orientierung; wir treten eben eine neue Reise an. Und wer würde nicht gern diesen — sei es Vorwand — benutzen, wenn die Kopfstation z. B. Prag oder Siena oder Heidelberg heißt? Mir wenigstens ist die Kopfstation Heidelberg schon häufig, bei Fahrten zu Berg und zu Thal, ein ernstes Hindernis geworden, und nur, wenn gar keine Zeit zu erübrigen war, gewann ich es über mich, rücklings weiterzureisen.

Und das ungeachtet etwas ketzerischer Ansichten von eben jener Stadt. Ich halte nämlich ihren Weltruf für nicht in vollem Maße gerechtfertigt. Ich mag nicht einmal zugeben, daß sie alle ihre Schwestern „am Neckar und am Rhein“ ohne Ausnahme so weit überstrahle, und wenn ich in Gedanken weiterziehe nach Westen, nach Osten und Südosten, so begegnet mir so manche Vereinigung von Berg und Burg, von Fluß und Stadt, welche ein großartigeres Gesamtbild gewährt, ohne deshalb an Lieblichkeit zurückzustehen: stolzere Verhältnisse, Städte von größerem malerischem Reiz, Gewässer, deren rascherer Lauf die hohe Abkunft verrät. Nur eines freilich behält Heidelberg voraus, diese Ruine.

Sie wieder einmal zu betrachten und dann im „Ritter“ sich zu erfrischen, in dem letzten Renaissancehause, das wirklich wie ein treuer Ritter noch neben dem zum Tod verwundeten Gebieter Wache hält — dazu pflegt die Zeit zwischen zwei Zügen eben auszureichen, und bei freundlichem Wetter kann der Spaziergang über den bewaldeten Bergrücken noch mitgenossen werden. Als ich aber vor einer Reihe von Jahren, nach längerer Pause, aus dem Schatten der Bäume heraustretend, das Schloß wieder unter mir liegen sah, überraschte mich zugleich aufs unangenehmste der Anblick moderner Paläste, keck in gleicher Höhe und höher angesiedelt und in ihrer glatten Eleganz vornehm auf die verfallenen, verwitterten, überwachsenen Mauern hinüberblickend.

„Hotels!" Sie — das heißt: die Gattung — sind so oft schon die modernen Raubritterburgen genannt worden, daß sie nun auch wie diese alle Höhen besetzt halten, welche Straßenzüge zu Lande oder zu Wasser beherrschen, und daß die weit hinausschreiende Aufschrift „Hotel und Pension" bald den Begriff Waldeinsamkeit zu einem märchenhaften gemacht haben wird.

Dagegen ist mit wehmütigen Erinnerungen an die gute alte Zeit nicht anzukämpfen; es giebt auch Momente, in welchen man die besseren Eigenschaften der Reisekasernen oder Civil-Transportsammelhäuser schätzen lernt, und andere mögen sogar einen neuen Triumph des demokratischen Zeitgeistes darin erblicken, daß die einem jeden, der Geld hat, zugänglichen Gasthöfe die alten exklusiven Ritterburgen in Schatten stellen. Aber auf die Gefahr hin, in den Ruf eines unverbesserlichen Reaktionärs zu kommen, kann ich nicht verschweigen, daß bei dem erwähnten Anblick in mir der Wunsch aufstieg, es möchte der Schutz, welchen der Staat den Denkmälern der Vergangenheit angedeihen läßt, sich noch etwas weiter erstrecken und nicht zugeben, daß sie der indiskreten Spekulation zum Opfer fallen. „Zimmer mit Aussicht auf die Ruine." Denkt man da nicht sogleich an eine englische Besatzung, welche sich für längere Zeit einquartiert, um mit Bequemlichkeit die fortschreitende Zerstörung des Gemäuers beobachten zu können?

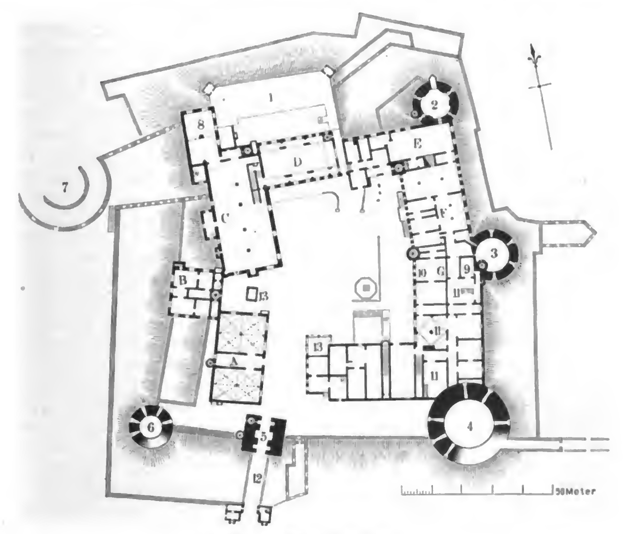
Die fortschreitende Zerstörung — muß sie denn fortschreiten, kann ihr nicht Halt geboten werden? Und weiter: muß denn die Ruine immerdar Ruine bleiben?

Diese Gedanken spann ich weiter auf der Reise, deutete sie gelegentlich einem Freunde und endlich dem Verleger dieser Zeitschrift an, und dieser erklärte sich bereit, die Wiederherstellung des Schlosses Heidelberg in diesen Blättern anzuregen.

Darüber sind Jahre vergangen. Längst waren die Holzschnitte fertig, aber die Muße wollte nicht kommen, um auch den Text fertig zu machen. Mittlerweile ist dieselbe Frage von anderer Seite gestellt worden, und es könnte müßig erscheinen, den Gegenstand jetzt noch zu erörtern, wenn man sich nicht sagen müßte, daß von den technischen Vorerhebungen bis zur Ausführung noch ein weiter Weg ist, und wenn nicht das Werk, falls es möglich, ein Unternehmen der gesamten deutschen Nation sein müßte. Und in diesem Punkt laufen alle die Ideen zusammen, die, vor fünf Jahren flüchtig notiert, hier vorgetragen werden, und an welche sich einige kunsthistorische Daten anschließen sollen, die, wie man sich leicht überzeugen kann, über die Fachkreise hinaus noch immer wenig bekannt sind, so wenig sie sich sonst als neu geben dürfen.

Vor fünfzig Jahren würde der Gedanke, Deutschland seiner schönsten und populärsten Ruine zu berauben, vielleicht auf principiellen Widerstand gestoßen sein. Die Ruinensentimentalität ist aber heutzutage nicht mehr so verbreitet, wiewohl kaum zu behaupten sein möchte, daß die Zeit weniger zur Sentimentalität geneigt sei; sie sucht sich nur andere Objekte: nicht mehr die verfallenen Mauern der an diesem oder jenem Strande „stolz und kühn stehenden Burgen" baut die Phantasie unserer dichtenden oder malenden Romantiker wieder auf und bevölkert sie mit heldenkühnen Jünglingen und edlen Frauen; ihre Helden und Heldinnen werden aus dem Dorf geholt und sind daher wenigstens in der äußeren Erscheinung ihren Vorbildern etwas ähnlicher als die Düsseldorfer oder gar noch frühere Ritter und Damen, die mit ihren schmachtenden Mienen und Spitzenkragen das heutige Geschlecht so unwiderstehlich komisch anmuten. Und wenn einstmals der Besucher des Heidelberger Schlosses Matthisson und das „um alterndes Gemäuer melancholisch zirpende Heimchen" citierte, so muß gegenwärtig Scheffel die poetische Reisezehrung liefern. Und Perkeo, das große Faß und der Fuchsschwanz könnten bei einer Restaurierung unberührt bleiben, ebenso wie der alte Epheu — vorausgesetzt, daß letzterer sich von dem Frostschaden im har-

ten Winter 1879/80 wieder erholt hat! Allenfalls möchten Studenten es wie einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, wenn der große Saal nicht mehr für Kommerse zur Verfügung stände, und Liebende würden ungern auf Mondscheinspaziergänge auf der Terrasse verzichten; allein als Kinder des Eisenbahnzeitalters sind sie gewöhnt, sich rauheren Gewaltthaten entsagend zu fügen. siebzehnten Jahrhunderts und der Zerstörung des Schlosses vernehmlich uns entgegen." Aber werden solche Mahnungen wirklich vernommen und beherzigt? Haben etwa diese geborstenen Mauern und zerschlagenen Bildsäulen, die redenden Zeugen des schändlichen Frevels, welchen böser Wille und wüste Zerstörungslust französischer Soldaten sich auf deutschem



Plan des Schlosses Heidelberg.

Dagegen ist wohl ernstlich gemeint worden, das Schloß müsse erhalten werden, wie es ist: als Wahrzeichen, als lebendige Erinnerung an eine Zeit der Schmach für Deutschland. Und gewiß tönt, wie K. B. Stark in seinem schönen Vortrage über die Geschichte des Bauwerkes* sagt, eine „gewaltige Mahnung für Deutschland aus den Decennien des Boden erlauben durften — haben sie hundert Jahre nach Melac den Fall Deutschlands in noch tiefere Erniedrigung verhindert? Hat es nicht Zeiten der Liebäugelung mit dem überrheinischen Nachbar in eben jenen Landschaften gegeben, welchen die Soldaten Ludwigs XIV. durch die Verwüstung von Heidelberg, Speier, Worms u. s. w. nie vernarbende Wunden geschlagen haben? Wenn schon die Erinnerung an die einstige Blüte der pfälzischen Städte in diesen selbst verblaßt

* „Das Heidelberger Schloß in seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung", in Sybels Historischer Zeitschrift VI. Bd. 1861.

ist und der Anblick ihrer Dome, zugleich Erinnerung an die stolzeste, mächtigste Periode, welche das alte Deutschland erlebt hat, und an jene unsäglich traurige, die Bewohner nicht mehr aufregt, so werden auch die Schloßruinen am Neckar nicht viel dazu beitragen, die deutschen Stämme einmütig und wachsam zu machen. Denn das ist etwas anderes als der Nationalhaß gegen Frankreich, als dessen Hauptursache vor mehr als zwanzig Jahren ein Franzose, Daniel Ramée, das zerstörte Schloß bezeichnete. Der Nationalhaß hat überhaupt diesseits des Rheins nur in Momenten besonderer Erregung eine Höhe und Energie erreicht wie seit 1870 auf dem anderen Ufer, und ihn geflissentlich zu konservieren, hätte keinen Zweck.

Im Gegenteil wäre es wohl an der Zeit, das Denkmal der nationalen Schwäche auszulöschen. Deutschland ist kein „geographischer Begriff" mehr, und die beiden Großmächte, befreit von der Zwangsjacke, in welche der Wiener Kongreß sie gesteckt hatte, sind durch die Interessengemeinschaft um so fester verbündet. Nun darf man sagen: jene Zeiten sind gewesen und werden, menschlichem Ermessen nach, nicht wiederkehren, in welchen Deutschland allen begehrlichen Nachbarn als Kriegstheater zu dienen und die Kriegskosten zu zahlen hatte. Zum Zeichen dessen entstehe das schönste Schloß auf deutschem Boden neu aus den Trümmern, in welche es durch Fremde verwandelt worden war. Jene Fremden selbst haben uns das gute Beispiel gegeben, indem sie soviel als möglich und in kürzester Frist die Spuren der Greueltage von 1871 vertilgten.

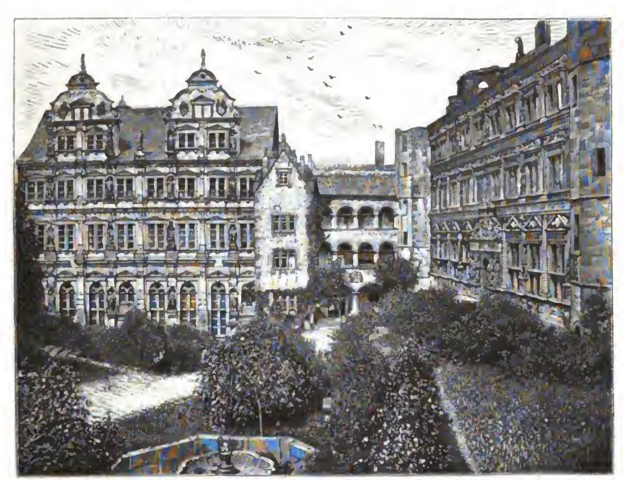
Das schönste Fürstenhaus wieder aufzurichten, ist eine nicht minder würdige Aufgabe für die deutschen Stämme wie der Ausbau des gewaltigsten Gotteshauses am Rhein, zu welchem die langen Jahrzehnte hindurch aus allen Gauen die Steine zusammengetragen worden sind. Und wie dort das größte Denkmal mittelalterlicher Baukunst zu einer Schule der Gotik geworden ist, wie von der Kölner Bauhütte die Sendboten ausgezogen sind, um das Evangelium des Spitzbogens zu predigen, so wird am Neckar ein neues Geschlecht von Künstlern in den Geist jenes Zeitalters eindringen können, welches für die gesamte neuere Kultur den Boden bereitet hat und noch mit tausend Fäden unmittelbar in unsere Zeit hineinreicht.

Der Streit, welcher Baustil der eigentlich germanische sei und den sich daher die Gegenwart wieder ganz und ausschließlich aneignen müsse, kann hier füglich aus dem Spiele bleiben. Wir halten das, was man deutsche Renaissance nennt, für ein so echtes Produkt der deutschen Art, wie es nur eines geben kann, und erkennen in der Verschmelzung gotischer Konstruktion mit italienischem Ausdruck einen Entwickelungsprozeß, der sich weder rückgängig machen noch ignorieren läßt. Andere meinen Brücken spannen zu können über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende hinweg. Die Zeit wird entscheiden. Aber wenigstens die Berechtigung, ihre Ansprüche geltend zu machen, ebenso wie die deutsche, die französische und die englische Gotik und der Klassicismus, die italienische und die französische Renaissance, Barock und Rokoko, romanischer und byzantinischer und maurischer und japanischer Stil, die alle um die Gunst der Gegenwart werben, kann der deutschen Baukunst des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts unmöglich bestritten werden. Daß die Versuche, die deutsche Renaissance wiederzubeleben, vielfach nicht sehr erfreulich ausgefallen sind, beweist noch nichts gegen die Sache. Denn was jenen Versuchen mit Recht vorgeworfen werden kann, ist nicht Schuld der deutschen Renaissance, sondern einer allgemeinen Richtung der Gegenwart: auch Adepten anderer Stile nehmen nur zu oft als Vorbild Werke, in welchen der Stilcharakter nicht am reinsten, sondern am auffallendsten gesucht und übertrieben zum Ausdruck gekommen ist, die bereits den Übergang zu späteren Perioden bil-

den; und ebenso allgemein verbreitet bei Anhängern aller Richtungen ist die Neigung, ein Bauwerk nicht von innen heraus entstehen zu lassen, sondern Façaden zu entwerfen, welchen dann die Räume wohl oder übel angepaßt werden. Und gerade von der Restauration eines klassischen (um nicht zu sagen des klassischen) Baues der deutschen Renaissance dürfte die günstigste Einwirkung, die Klärung der Anschauungen am ersten zu erwarten sein.

Es heißt nur Allbekanntes, aber nicht selten Ignoriertes wiederholen, wenn wir betonen, daß das Absehen nicht darauf gerichtet sein könne, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Bauweise des sechzehnten einfach zu kopieren, und daß dies nicht einmal gelingen würde, wenn man auch wollte. Möchten unsere Architekten sich mit noch so viel Hingebung und Gelehrsamkeit in jene Zeit versenken, so würden sie schöpferisch derselben doch bestenfalls nicht näher kommen als z. B. Palladio und seine Nachfolger der Antike; und sollte den Zeitgenossen der große Abstand verborgen bleiben, die folgenden Geschlechter würden desselben sicherlich gewahr werden.

Wenn diese doch offen zu Tage liegende Wahrheit allgemeiner beachtet würde, so könnte der wunderliche Streit über die Frage, ob unsere Zeit und in derselben ein bestimmtes Volk einen eigenen Stil anstreben solle, überhaupt nicht und nicht immer aufs neue entbrennen. Gewöhnlich verkennen beide Parteien gleich sehr den natürlichen Gang der Entwickelung der Dinge. Einen neuen Stil „erfinden“ wollen, ist gewiß eine Thorheit, bei welcher nichts anderes herauskommen kann, als wenn Schulkinder sich eine neue Sprache machen. Der Stil wächst wie eine Pflanze, man sieht den Prozeß des Wachsens selbst nicht, nur die Resultate. Während wir über die Stillosigkeit unserer Zeit klagen, unterscheiden wir doch bereits sehr gut die Eigentümlichkeiten verschiedener Abschnitte dieser selben stillosen



Der Schloßhof zu Heidelberg in seinem jetzigen Zustande.

Zeit, und die Zukunft wird den Stil des ersten, zweiten und dritten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts ebenso zu charakterisieren wissen wie wir Rokoko, Zopf, Empire.

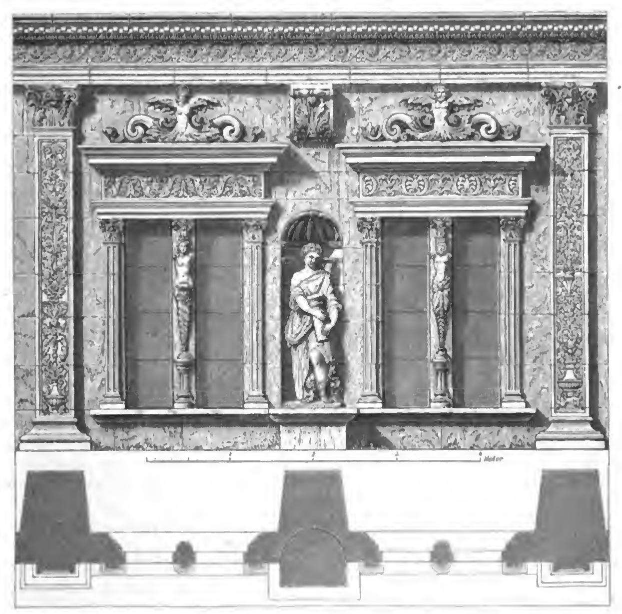
Was möglich und zugleich wünschenswert, das ist das gründliche Studium der großen Leistungen der Vergangenheit und die freie, individuelle, dem Sinn und Bedürfnis der Zeit angemessene Reproduktion des dort Gelernten. Und wo wäre für solches Studium eine schönere Gelegenheit als in der Wiederherstellung eines Gebäudes, welches einmal vollendet in jedem Sinne dagestanden hat, über dessen Anlage und Durchführung kaum ein Zweifel obwaltet? Nur für die gewissen genialen Baukünstler, welche kein Werk eines anderen unverbessert lassen können — à la Eselsohren Berninis — wäre allerdings da wenig Spielraum. Vielmehr müßte ein Ehrgeiz darein gesetzt werden, mit aller denkbaren Treue den Spuren der alten Meister zu folgen.

Der alten Meister — aber wer waren die? Es gehört mit zu der Tragik in den Geschicken dieses Baues, daß alle sicheren Nachrichten darüber fehlen, welchen Künstlerhänden wir denselben verdanken. Die Namen der verschiedenen Jünger Herostrats aus dem siebzehnten Jahrhundert hat die Geschichte treulich aufbewahrt; aber die wenigen in Archiven entdeckten Namen von Künstlern oder Handwerkern lassen über den Anteil, den ihre Träger an dem Werk gehabt haben, so sehr im ungewissen, daß nach den Dokumenten nicht einmal zu entscheiden ist, ob der Architekt des schönsten Teiles, des Otto-Heinrichsbaues, ein Italiener oder ein in Italien gebildeter Deutscher gewesen sei, so sehr auch das Denkmal selbst für die letztere Annahme spricht, vor allem in dem nordischen und mittelalterlichen Zuge des hoch und steil Emporstrebens, das der gesamten Renaissance diesseits der Alpen ein von der italienischen so scharf unterscheidendes und doch auch wieder in Frankreich und Deutschland so verschiedenes Gepräge verleiht.

Das glänzendste Licht und die tiefsten Schatten wechseln ab in dem Bilde, welches die Vergangenheit Heidelbergs gewährt. Die strategische Bedeutung des Platzes wurde Ursache der Bebauung desselben und der Zerstörung der Bauten; die Gunst des Herrscherhauses erhöhte Burg und Stadt und brachte beide in die äußersten Bedrängnisse. Von römischen Ansiedelungen auf der den Fluß beherrschenden Höhe gegenüber der Stadt erzählen mancherlei Funde, und auch das andere Ufer, der Jettenbühel, wird schwerlich unbesetzt geblieben sein, wenn schon dort die späteren Anlagen die Spuren früherer verwischt haben. Und auch die feste Burg, auf welcher Konrad von Hohenstaufen, Bruder des Kaisers Rotbart, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, dann der Welfe Otto, endlich der Wittelsbacher als kaiserliche Pfalzgrafen am Rhein hausten, ist bis auf einige Mauerreste verschwunden. Der Bau lag auf der Höhe des Bergrückens und behielt eben diesem Platze und der ursprünglichen Anlage nach den Charakter einer Befestigung. Aber als er 1547 durch eine Pulverexplosion zerstört wurde, lag schon seit mehr als zwei Jahrhunderten unterhalb, auf dem Abhange gegen die Stadt zu, eine neue Burg, welche gerade zu jener Zeit sich auszudehnen anfing und sich zu dem majestätischen Schloßbau zu entwickeln. Stark macht es wahrscheinlich, daß die gemeinsame Herrschaft der Brüder Rudolf I. und Ludwig, des nachmaligen Kaisers Ludwig der Bayer, den Anstoß zur Errichtung eines zweiten Fürstensitzes gegeben haben möge, der zugleich den Anforderungen einer Hofhaltung mehr entsprach als die frühmittelalterlich enge, vor allem auf Verteidigung berechnete alte Burg.

Auf dieser neuen Burg aber wuchs das Herrschergeschlecht — und durch dieses Stadt und Land — zu immer größerer Bedeutung empor. Ruprecht I. teilte sich mit seinem Bruder Rudolf II. in die Erbländer, erhielt aber 1355 die Kurwürde für die Pfalz allein; er gründete 1386

die dritte deutsche Hochschule, welche bald eine Vergrößerung der Stadt Heidelberg erforderte. Ruprecht III. trug die deutsche Königskrone. Entsprechend vergrößerte sich das Schloß, und noch sehen wir in den westlichen Partien die Bauten aus jener Zeit: (auf dem Plane B, s. S. 453) Rudolfsbau oder Alter Bau von Rudolf I., (C) Halle Ruprechts I., (A) Ruprechtsbau von Ruprecht III. — stattliche Häuser gotischen Stils, die dann freilich verdunkelt wurden durch die Renaissancebauten und noch verdunkelt werden durch deren Ruinen.



Vom Otto-Heinrichsbau vor der Zerstörung.

Die Erweiterung der Residenz zog aber auch eine Erweiterung und Verstärkung der Befestigungen nach sich; und so erhoben sich denn im nächsten und bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts jene gewaltigen Türme und Mauerwerke, die zu vernichten allem bösen Willen und allen Minen der Franzosen nicht gelungen ist: der gesprengte Turm (4), der Bibliotheksturm (3), der viereckige Brückenturm (5), der kleine runde Turm (6), der dicke Turm (7), die Stückgartenbastei. Unter Friedrich II., welcher von 1544 bis 1556 regierte, wurde der nordöstliche achteckige Turm (2) durch einen kuppelförmigen Abschluß zum Glockenturm eingerichtet. Diese Periode, in welcher u. a. Jakob Haidern den östlichen Trakt G ausführte, wird charakterisiert durch das unvermittelte Nebeneinander spätestgotischer und antikisierender Formen. Mit des genannten Kurfürsten Neffen Ottheinrich aber beginnt das Zeitalter der Renaissance, durch

ihn werden die Teile des Schlosses ins Leben gerufen, welche dieses zu dem einzigen Denkmal seiner Art gemacht haben.

Ottheinrich, zubenannt der Großmütige, war ein Mann in reifen Jahren, als er seinem Oheim in der Herrschaft der Kurpfalz folgte. 1502 geboren, hatte er als Herzog von Pfalz-Neuburg bereits seine Anhänglichkeit an die Sache der Reformation wie seine (durch eine Reise in den Orient genährte) Freude an großartigen Bauanlagen bethätigt. Von letzterer giebt das Schloß zu Neuburg an der Donau (1538) Zeugnis. Als Protestant trat er dem Schmalkaldischen Bunde bei, mußte nach dessen Niederlage sein Land meiden und wurde erst 1552 mit Hilfe des Kurfürsten Moritz von Sachsen wieder eingesetzt. Die Kurwürde hat er nicht ganz vier Jahre lang bekleidet, aber seine Regierung war segensreich in jedem Sinne und hat unverwischbare Spuren hinterlassen. Im Einverständnis mit Melanchthon reformierte er die Universität zu Heidelberg, berief ausgezeichnete Lehrer an dieselbe, bereicherte die Bibliothek mit den kostbarsten Handschriften, hob das Schulwesen im allgemeinen. Als wahrer Freund der Wissenschaften und Künste hat er sich einen Platz erworben neben den besten Fürsten aller Zeiten.

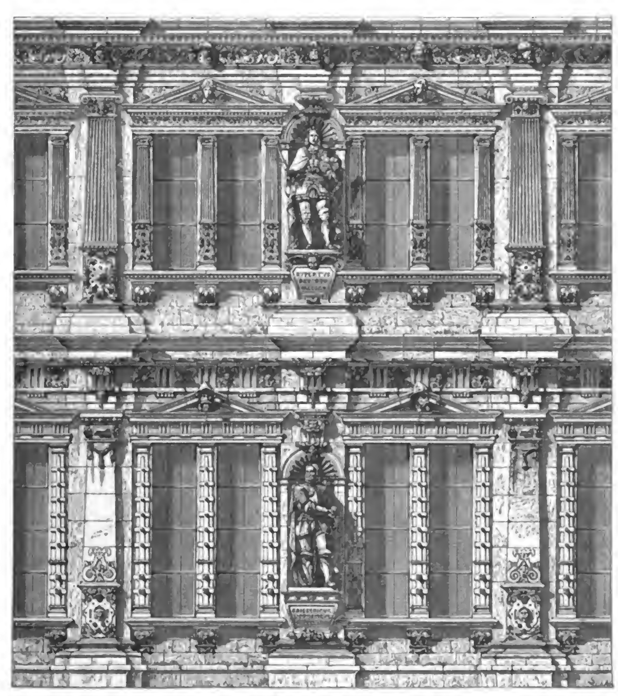
Der von ihm erbaute Teil des Schlosses (F) mit der doppelten Freitreppe zeigt uns die originelle Anwendung italienischer Formen auf die Verhältnisse und Lebenssitten des Nordens. In drei Geschossen steigt der Bau (rechts auf unserer Ansicht des Schloßhofes, s. S. 455) empor, jedes obere um einige Schuh niedriger als das vorhergehende; in der Breite hat er zehn Fenster mit geradem Sturz, zwei und zwei durch Pilaster begrenzt, welchen zwischen den beiden Fenstern ein ebenso weit wie sie heraustretendes Postament, eine Statue in einer Nische und ein Kragstein darüber entsprechen. Auf diese Weise ist die Façade in Felder gegliedert, welche im Erdgeschoß quadratisch, in den oberen mehr breit als hoch sind und sehr wirkungsvoll zwischen der aufstrebenden und horizontalen Tendenz vermitteln. Das hier abgebildete Feld des ersten Stockwerkes vergegenwärtigt uns die Einteilung (s. S. 457), die Maßverhältnisse und den reichen, aber nicht überladenen Schmuck an Ziergliedern und Figuren, welcher von unten nach oben immer leichter und zugleich einfacher in den Formen wird. Wie aus der Symbolik in der Wahl der allegorischen und historischen Gestalten, aus dem freien Schalten mit Typen der römischen Mythologie, so spricht uns aus der unerschöpflichen Fülle ornamentaler Motive die Renaissance noch mit jener entzückenden Jugendfrische an, um welche sie damals im Süden schon gekommen war.

Diesen Frühlingshauch läßt der in den Jahren 1601 bis 1607 geschaffene Friedrichsbau (D auf dem Plane, in der Ansicht links) — nach Friedrich IV. benannt — bereits vermissen. Der Architekt ist sicherlich bemüht gewesen, eine gewisse Übereinstimmung mit dem älteren Trakt zu erhalten, so in der Zahl und in den Höhenverhältnissen der Stockwerke, in der Gruppierung der — im Erdgeschoß rundbogigen — Fenster, in den beiden Giebelaufsätzen, welche den Friedrichsbau noch jetzt zieren, während die am Otto-Heinrichsbau verschwunden sind. Vielleicht, um nicht ganz in Nachahmung zu verfallen, hat er die Pilaster und die Statuennischen ihre Plätze tauschen lassen, so daß letztere die Fenstergruppen abgrenzen, erstere die innere Teilung dieser Gruppen bewerkstelligen: eine nichts weniger als vorteilhafte Neuerung. Im Aufbau kommt wieder das Emporstreben mehr zur Geltung, in der Durchbildung alles Einzelnen die auf kräftigere Wirkung abzielende Richtung der Hochrenaissance. Unsere Abbildung (s. S. 459) zeigt einen Ausschnitt des ersten und zweiten Stockwerkes.

Von dem genannten Fürsten rührt auch die an diesen Flügel sich anschließende Terrasse (1) her.

Noch ein drittes Stadium der Renaissance-Baukunst sollte in Heidelberg verkörpert werden. Aber der englische oder Elisabethenbau, welchen Kurfürst

Friedrich V. in den Jahren, die seinem Winterkönigtum vorausgingen, zu Ehren seiner Gemahlin, König Jakobs Tochter, im Stil der englischen Renaissance entstehen ließ und der sich zwischen dem Keller mit dem großen Fasse (8) und dem



Vom Friedrichsbau vor der Zerstörung.

dicken Turme (7) ausdehnte, ist bei dem Zerstörungswerk am ärgsten mitgenommen worden. Und niemand denkt bei Neuerung des Heidelberger Schlosses an dieses nüchterne Werk. Es ist, als ob auf allem, was dieser Fürst begann, ein Fluch geruht hätte.

Brachte doch seine Politik das erste große Unheil über Heidelberg. Tilly eroberte es 1622, und wenn das Schloß auch damals keinen erheblichen Schaden litt, so wanderten doch die von Otto Heinrich gesammelten Schätze der Universitätsbibliothek als Geschenk nach Rom, um erst beinahe zwei Jahrhunderte später, und auch dann nur zum geringen Teil, zurückerstattet zu werden.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade 1620 eine Ansicht des Schlosses mit dem Garten, welchen Salomon de Caux, der als Protestant von Friedrich V. aufgenommene und beschäftigte berühmte In-

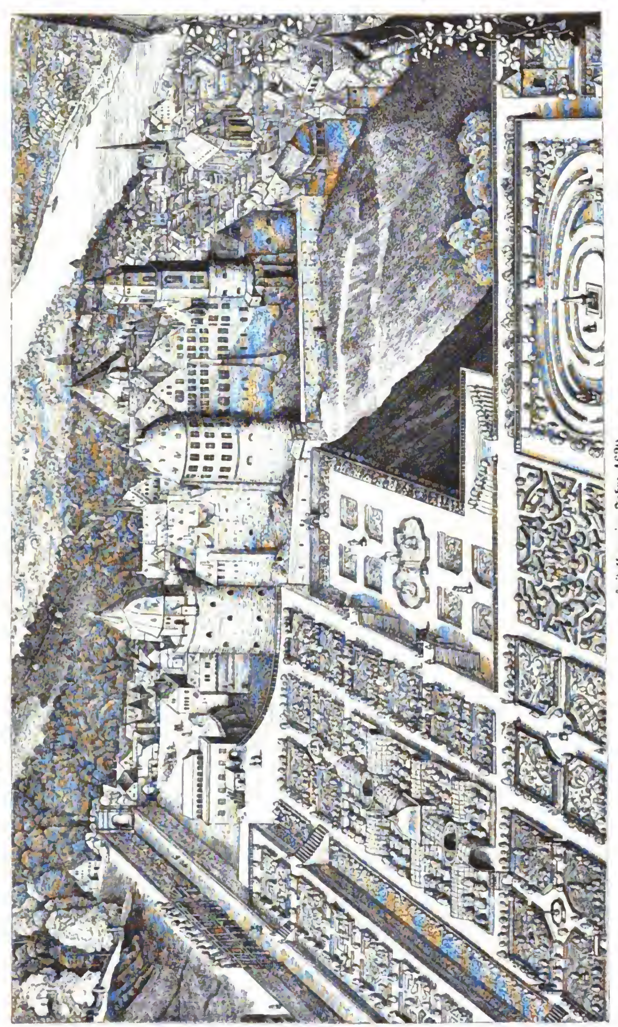
genieur, im damaligen Geschmack angelegt hatte, gestochen wurde. Das hier im kleinen reproduzierte Blatt (s. S. 461) vergegenwärtigt uns also den Zustand des Baues im letzten Moment der Glanzzeit Heidelbergs.

Denn Tillys Erstürmung war nur der Anfang von Drangsalen. Noch dreimal während des großen Religionskrieges entrissen Kaiserliche und Schweden einander den festen Platz, und es fragt sich, ob Feind oder Freund schlimmer gehaust haben mag. Indessen fand Karl Ludwig, Friedrichs Sohn, nach dem Westfälischen Frieden in sein Land zurückkehrend, das Schloß seiner Väter wenigstens noch vor, und während seiner langen Regierungszeit war er unablässig und erfolgreich bemüht, die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte. Aber seine vorsichtige Berechnung sollte erst das gräßlichste Unheil heraufbeschwören. In dem Wahn, durch verwandtschaftliche Beziehungen die Pfalz gegen die Begehrlichkeit des westlichen Nachbarn schützen zu können, gab er seine Tochter Elisabeth Charlotte dem Bruder Ludwigs XIV. zur Gemahlin. Das tragische Geschick dieser echt deutschen Frau, der Mutter des Regenten Philipp von Orleans, ist bekannt. Und eben diese Heirat mußte Frankreich den Vorwand zum Einbruch in die Pfalz, zur Vernichtung des Schlosses liefern.

Über das Werk der Zerstörung, „ausgeführt auf Befehl eines Königs von Frankreich und durch die tierische Roheit der französischen Offiziere“, treten wir gern das Wort dem französischen gelehrten Architekten ab, welcher bereits oben genannt wurde. „Die Vernichtung dieses Bauwerkes,“ sagt Ramée, „hatte keinerlei vernünftigen und zulässigen Vorwand. Die Zeit und die Sitten hatten daraus nicht ein festes Schloß, einen militärischen und strategischen Punkt gemacht, sondern ein Schloß ohne Befestigungen, ein einfaches Lustschloß. Die gemeinste Habgier, die niedrigsten Leidenschaften und die pfäffische Rachsucht vereinigten sich, um ihren aus Beschränktheit, Anmaßung und Unwissenheit hervorgegangenen Haß über diesem unglücklichen Gebäude zu entladen . . .

„Am 12. Dezember 1573 kam Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, Mitschuldiger an dem Gemetzel der Bartholomäusnacht, auf der Reise nach Polen, zu dessen König er gewählt war, nach Heidelberg. Er betrat den weiten Schloßhof; tiefe Stille herrschte dort, niemand war zum Empfang des französischen Fürsten da. Er näherte sich der Rampe vor dem Otto-Heinrichsbau; dort traf er zwei Edelleute des Pfalzgrafen, welche ihn schweigend die Stiege hinaufgeleiteten. In den Empfangssälen konnte er zu beiden Seiten Gruppen von Hugenotten gewahren, welche wie durch ein Wunder der Mordnacht des 24. August 1572 entgangen waren und Zuflucht und Schutz gefunden hatten bei Friedrich III., der den Beinamen des Frommen führte. Man ließ ihn in das Gemach des Kurfürsten eintreten, wo sein Auge zuerst auf ein großes, die Ermordung des Admirals Coligny darstellendes Gemälde fiel. In der Umgebung des Kurfürsten befanden sich mehrere der vornehmsten französischen Edelleute, welche den Verfolgungen entgangen waren. Friedrich der Fromme beglückwünschte ihn zu seiner Erwählung, empfahl ihm, seine Unterthanen in friedlichem und christlichem Geiste zu regieren, dankte für seinen Besuch und machte ihm endlich sanfte Vorstellungen wegen der Verfolgung der Protestanten und ganz besonders wegen der entsetzlichen Bartholomäusnacht, wegen der Treulosigkeit und Hinterlist Frankreichs gegen die deutschen Fürsten und vor allem wegen der leichten und anstößigen Sitten am französischen Hofe. Den Inhalt dieser Vorhaltungen brachte Friedrich selbst noch an dem Tage, an dem er sie gemacht hatte, zu Papier.

„Im Jahre 1688 nahm ein frömmelnder und liederlicher König, von beschränktem und entschieden spießbürgerlichem Geist, unwissend und daher fanatisch, an



Heidelberg im Jahre 1620.

dem Schloß Heidelberg Rache für die Lektion im Recht, im Gesetz und in der Moral, welche mehr als hundert Jahre früher einem seiner Vorfahren erteilt worden war. Ludwig XIV., durch den Herzog Philipp von Orleans Schwager der Herzogin Elisabeth Charlotte, der Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig, ergriff Erbschaftssachen als Vorwand, um sich in die inneren Angelegenheiten des deutschen Reiches einzumischen. Der Reichstag wies ihn mit seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in der Pfalz ab: ein zweiter Antrieb zur Rache bei diesem eitlen und hochmütigen Fürsten. Ludwig XIV. erbaute in eben jener Zeit sein Schloß Versailles; eifersüchtig auf den Ruf der Schönheit und des Reichtums, welchen das Schloß Heidelberg wohlverdient genoß, bemächtigte er sich der günstigen Gelegenheit, um diesem den Untergang zu bereiten. Aber er ahnte nicht, daß der Ruhm des Schlosses auch in dem beklagenswerten Zustand, in welchen er es durch seine Generale versetzt hatte, ihn selbst überleben und daß die Ruinen von Heidelberg immerdar rivalisieren würden mit der vulgären Architektur seines Versailles, dessen ganzes Verdienst in der Ausdehnung besteht.

„Heidelberga deleta, Heidelberg zerstört, so lautet die auf den Vorschlag Boileaus angebrachte Legende einer Medaille, welche Ludwig XIV. im Jahre 1693 prägen ließ, einer Denkmünze der Verruchtheit, bestimmt, den Zeitgenossen die heroische That der Zerstörung eines der hervorragendsten Denkmäler Europas zu verkünden! Der Verweis, welchen Heinrich III. erhalten hatte, war gerächt. Als Ludwig XIV. die Nachricht von der Zerstörung des Schlosses Heidelberg erhielt, ließ er eine große Festmesse abhalten und ein Te-Deum singen und Paris beleuchten. Bossuet, der Hauptanstifter der Widerrufung des Edikts von Nantes, war ohne Zweifel auch in dieser Angelegenheit der geheime Leiter gewesen, und Frau v. Maintenon stand derselben wahrscheinlich ebensowenig fern.

„1688 erschien ein französisches Heer vor den Thoren Heidelbergs. Die Streitkräfte des Pfalzgrafen waren zu schwach, um den Belagerern Widerstand zu leisten. Stadt und Schloß ergaben sich am 25. Oktober auf ehrenvolle Bedingungen. Allein kaum waren die Truppen Ludwigs XIV. im Besitz der Stadt, als die Kapitulation gebrochen wurde. Man mißhandelte und plünderte die Einwohner, zerstörte oder verschleppte die Papiere und Archive der Kanzlei. Und dies war noch nicht genug. Trotz der Kapitulation machte sich eine am 18. Januar 1689 eingetroffene Mineurcompagnie daran, den achteckigen sogenannten Uhrturm in die Luft zu sprengen. Aber die in dem Unterbau gelegten Minen hatten nur jene Beschädigungen zur Folge, die man noch heute sieht, der Turm selbst blieb stehen. Der größte Teil der ehemaligen Befestigungen, vorzugsweise Wälle und Schutzmauern, wurden zerstört. Als sich endlich in der Nähe von Heidelberg eine deutsche Armee zusammenzog, wüteten die Truppen Ludwigs XIV. vollends ohne Maß. Nun begannen die Metzeleien, Brandstiftungen und Grausamkeiten jeder Art. Thüren, Fenster, Kamine des Schlosses wurden zertrümmert, Tapeten heruntergerissen, die Innendekoration vernichtet, alle Skulpturen, welche der zügellosen Soldateska erreichbar waren, wenn nicht gänzlich zerstört, doch schmählich verstümmelt. Den Wein, welchen sie nicht sofort austrinken konnten, schleppten sie nach Mannheim, und zuletzt, um das Werk würdig zu beschließen, wurde das Schloß in Brand gesteckt. Am 2. März verließen endlich die Truppen des Königs von Frankreich die Stadt, mehrere hervorragende Persönlichkeiten als Geiseln mit sich führend. Unmittelbar darauf wurde das Schloß von den Kaiserlichen und Verbündeten besetzt, die Wälle wieder aufgeführt und in Verteidigungsstand gesetzt.

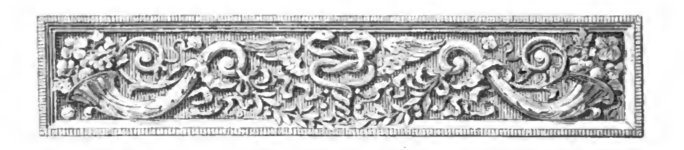
„Doch eine zweite Invasion sollte noch verhängnisvoller werden. Im Mai schlossen die Truppen des Generallieutenants Melac Heidelberg ein, nahmen dasselbe trotz der tapferen Verteidigung der Bewohner, und

nach wenigen Tagen übergaben auch die kaiserlichen Truppen das Schloß. Die Stadt wurde fünf Regimentern zur Plünderung überlassen, im Schlosse ging die vollständige Verwüstung vor sich. Die Fürstengräber wurden geschändet, die Zinnsärge geraubt; der Kommandant Desbordes ließ zwei Eingangsthüren, die Brücke, den seitdem sogenannten gesprengten Turm, den Otto-Heinrichsbau in Brand stecken, die Keller einreißen, die Fässer zerschlagen. In gleicher Weise wurde die Stadt zerstört, und im Monat September zogen die Franzosen mit ihrer ganzen Beute nach Philippsburg zurück. Als der König Ludwig XIV. die Zerstörung von Heidelberg erfuhr und die Grausamkeiten hörte, die dort von seinen Soldaten verübt worden, ließ er, wie erzählt, das Te Deum laudamus anstimmen und die Medaille schlagen, auf deren Revers zu lesen ist: Rex dixit et factum est."

So weit Ramée. Ob der von ihm behauptete Zusammenhang zwischen der Demütigung, welche Heinrich III. in Heidelberg erfahren hatte, und den Thaten der Melac und Konsorten wirklich bestanden habe, darf dahingestellt bleiben. Ist es überhaupt nötig, nach einem so fernliegenden Motive zu forschen? Das Land, welches man nicht behaupten konnte, mußte verheert, der stolze Bau vor den Thoren Frankreichs vom Erdboden vertilgt werden. Der allerchristlichste König hatte es befohlen, und es war geschehen. Schloß und Stadt waren zerstört, und alles schien sich verschworen zu haben, sie nie wieder emporkommen zu lassen. Kurfürst Johann Wilhelm, welcher 1690 an die Regierung kam, verlegte als Herzog von Jülich und Berg seine Residenz nach Düsseldorf; diese Stadt, welche ihm ihr Aufblühen verdankt, hat ihm auf dem alten Markt ein Reiterbild errichtet, Heidelberg sank indessen zur Provinzialstadt herab. Nicht nur vernachlässigt, ausdrücklich bestraft sollte es werden nach dem Willen Karl Philipps. Denn der katholische Fürst wollte Stadt und Universität bekehren, und da sie Widerstand leisteten, zog er nach Mannheim (1720). Es war ja die Zeit, als fast jeder deutsche Fürst sein Versailles haben wollte und die neue Schöpfung auf Kosten der alten Hauptstadt zu künstlicher Blüte trieb. Ungefähr ein halbes Jahrhundert später ging zwar Karl Theodor an die Wiederherstellung Heidelbergs, aber die begonnene Arbeit wurde durch einen Blitz zerstört und nicht wieder aufgenommen. Die Stadt hob sich wieder dank der Pflege, welche das jetzt regierende Haus der Universität widmete, das Schloß blieb Ruine, fand keine Hilfe als „die Verzweiflung der Poeten".

Jetzt endlich soll die Hilfe gewährt werden. Bildhauer A. Scholl in Mainz hat sich das Verdienst erworben, zur That aufzufordern, und der Anklang, den sein Wort geweckt, beweist, daß es ein Wort zur Zeit gewesen ist. Man steckt sich vorderhand kein hohes Ziel. Zunächst soll der fortschreitenden Zerstörung Halt geboten werden. Das ist in der That das dringendste. Aber zufrieden geben dürfen wir uns damit nicht. Gleich bei dem ersten Schritte müssen wir die folgenden im Auge behalten. Zuerst stützen und schützen das noch Vorhandene, dann wiedererstehen lassen, was war. Das ist ein weitaussehendes Vorhaben. Aber war es ein weniger kühnes Unternehmen, an welches 1814 in Köln herangetreten wurde? Damals galt es vor allem, den Torso des Domes vor dem Einsturz zu retten, doch war der Blick schon fest auf das Ziel gerichtet, das Schritt für Schritt in treuem Ausharren nun glücklich erreicht ist. Zeigen wir denselben Mut, dieselbe Ausdauer zu dem neuen Werke, wenn auch wir nicht hoffen dürfen, dessen Vollendung zu sehen!





Die Kunst des Wohlthuns.

Von

August Lammers.



Die Kunst des Wohlthuns? Wohlthun ist keine Kunst, wenn man nur Geld hat; denn Arme, die es gern nehmen, giebt es ja immer und überall genug — laufen sie uns doch als Bettler beinahe das Haus ein!

So wird mancher Leser und mehr vielleicht noch manche Leserin der Überschrift zu widersprechen geneigt sein. Florence Nightingale jedoch, die berühmte englische Krankenpflegerin, ist anderer Ansicht. In ihren „Notes on Nursing“, die, 1858 erschienen, 1872 schon in hunderttausend Exemplaren verbreitet waren, nennt sie die Krankenpflege „eine der schönen Künste, wo nicht die schönste von allen“, und meint dabei sicher nicht allein die Krankenpflege im eigenen Hause oder bei zahlungsfähigen Leidenden, sondern vorzugsweise ohne Zweifel gerade die Armenkrankenpflege, in der zu den körperlichen Leiden noch der wirtschaftliche Mangel hinzutritt, welcher jene nicht mit allen Mitteln des Wohlstandes zu lindern erlaubt. „Jedes Weib ohne Unterschied,“ sagt sie in demselben Buche, „kommt in den Fall, Kranke zu pflegen.“ Es ist eine hergebrachte Meinung, daß eben deswegen auch jedes Weib ohne weiteres Kranke zu pflegen verstehe; als ob Gott ihr diesen Verstand gleichzeitig mit ihrem Geschlecht verliehe. Aber Florence Nightingale, die das Fach einigermaßen kannte und viele sich ihm widmende Damen dazu, erklärte sich vom Gegenteil überzeugt. Sie behauptet wenigstens in jenem ihrem Buche noch, daß die wenigsten Frauenzimmer nur die Grundbegriffe und einfachsten Griffe der Krankenpflege innehätten. Deshalb gerade nannte sie dieselbe eine Kunst. Sie wollte damit eine Vorstellung von ihrer Schwierigkeit erwecken, von der Notwendigkeit, sie ordentlich zu lernen und sie mit gewissenhafter Anstrengung und Selbstverleugnung zu betreiben. Indem sie diese Kunst dann ferner eine schöne nennt, die schönste fast von allen, nimmt sie der Mühe, welche sie fordert, das im voraus Abschreckende. Dies geschieht auch keineswegs nur, um Nachfolgerinnen anzulocken. Miß Nightingale ist von dem hohen, unvergleichlichen Reiz ihres freiwillig erkorenen Berufes erfüllt. „Ich spreche aus der Erfahrung eines Vierteljahrhunderts heraus,“ sagt sie, „wenn ich sage, daß die in der Krankenpflege thätigen Menschen die glücklichsten, auf ihren Beruf stolzesten und für ihre Lebensführung dankbarsten sind. Es heißt die Sprache mißbrauchen, wenn man ihr Dasein als ein einziges großes Opfer und ein Martyrium hinstellt. Nur die Bahnbrecher mögen hier, wie auf anderen Gebieten des Guten, in einem gewissen Sinne Märtyrer gewesen sein, wußten es aber kaum und fühlten sich nichts weniger als unglücklich.“

Wenn denn Wohlthun wirklich eine Kunst ist, so wird man wohl für diese

wie für andere Künste geboren? so nützt es am Ende nichts, sie erlernen zu wollen, falls man nicht das Talent zu kunstgerechtem Wohlthun mit auf die Welt gebracht hat?

Dieser Annahme steht das Beispiel einer anderen großen Krankenpflegerin entgegen, Amalie v. Lasaulx, die als Schwester Augustine von 1849 bis 1871 an der Spitze der Barmherzigen Schwestern im Bürger-Hospital zu Bonn stand und im schleswigschen Feldzug 1864 die Barmherzigen Schwestern bei Ärzten und Soldaten ohne Unterschied des Bekenntnisses populär machte. Sie erklärte selbst, als sie schon mitten in ihrer gesegneten Thätigkeit lebte, „keine angeborene Liebe zu den Kranken“ zu haben. Unzweifelhaft allerdings besaß sie Arbeitslust und Nächstenliebe in einem nicht gewöhnlichen Grade. Daher bezeichnete sie es auch wiederholt in ihren Briefen als das größte ihr zu teil gewordene Gnadengeschenk, daß Gott sie zur Barmherzigen Schwester gemacht habe. Und hatte doch so wenig von einer Kopfhängerin! konnte doch jederzeit so fröhlich aufgehen in einer gemeinsamen Freude ihrer Umgebung! Nicht als ob solche seltene Unterbrechungen des Ernstes in einem leiden- und trauervollen Krankenhaus ihr das Leben in demselben allein erträglich gemacht hätten. Nein, sie sog ihre Stärke aus der Berufsarbeit selbst, nicht aus Erholungspausen. Von allen Beschäftigungen waren ihr die Nachtwachen in den Krankensälen gerade die liebsten; die Nacht mit ihrer tiefen, lautlosen Stille umfing sie wie mit Zaubergewalt. „Wenn die stille Nacht,“ schrieb sie im Jahre 1854, „ihren düsteren Mantel über das bunte Farbenspiel der sichtbaren Welt breitet und mit ihrem seltsamen Ernst all den unruhevollen Herzen Schweigen gebietet, dann wird es bei der einsamen Wacht auch ruhig in meinem Inneren. Versöhnend vermag ich alsdann den mannigfachen bitteren Kränkungen des Tages wieder die Hand zu reichen — in dieser inneren und äußeren Ruhe vermag ich dann wieder mein und anderer Herzen richtig zu verstehen. Der herrliche Sternenhimmel mit seinen zahllosen lichten Augen blickt dann wohl ernst und mahnend, schweigend und selig tief, tief in mein Herz, bis die wogenden stürmischen Gefühle desselben ruhig geworden und er endlich auf dem Spiegel meiner Seele klar und ungetrübt sein Bild findet. In solch seligen Stunden eile ich auf den Flügeln des Gebetes über die Höhen und Tiefen dieser armen sichtbaren Welt hinweg... Freudig opfert mein Körper zum Wohle anderer die Stunden des Schlafes und der Erquickung, denn der liebe Gott ... giebt meiner Seele so viele geistige Kräfte zurück, daß selbst der Körper dadurch schadlos gehalten wird.“

Dies sind Stärkungsquellen, welche im Verborgenen rieseln, aber deshalb nicht minder erquickend. Sie zu entdecken und zu genießen, bedarf es keiner besonderen Naturanlage. Ein Zufall oder was dem kurzen menschlichen Blicke so erscheint, führt oft darauf hin. Eine der verdientesten praktischen Menschenfreundinnen Englands, Miß Mary Carpenter, kam zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe oder wenigstens zu demjenigen Teil derselben, welcher ihren Namen am sichersten unsterblich machen wird, durch eine Jugenderinnerung. Als sie im Hause ihres Vaters rein häuslich beschäftigt lebte, fünfundzwanzig Jahre alt, starb dort in Bristol der Hindu-Philosoph Rammohun Roy. Ursprünglich Brahmane, war er durch lange theologische Studien von der Wahrheit des Christentums durchdrungen worden und besuchte 1833 auf einem mehrjährigen Aufenthalt in England auch den gelehrten Unitarier Dr. Lant Carpenter, um an dessen Wohnort sein Grab zu finden. Seine edle und geweihte Persönlichkeit machte auf das junge Mädchen einen unauslöschlichen Eindruck. Bald nachher starb auch ihr Vater, und sie wurde gleich den Ihrigen in die Notwendigkeit versetzt, sich ihr Brot selbst zu verdienen, was durch Errichtung einer Mädchenschule geschah. Aber sobald sie

durch den Erfolg dieser Anstalt über Nahrungssorgen hinausgehoben war, ging sie zur Lösung gemeinnütziger Aufgaben, ja zu einem förmlichen Wohlthätigkeitsberuf über. Zuerst nahm sie sich in Gemeinschaft mit der Witwe des Dichters Lord Byron verkommener Mädchen an; dann des vernachlässigten Zustandes der Strafgefangenen; bis ihr der Gedanke kam, etwas für eine vernünftige Erziehung der Mädchen in dem großen, von England aus regierten Heimatlande ihres verehrten Rammohun Roy zu thun. In den Jahren 1866, 1868, und 1869 bis 1870 machte sie zu diesem edlen Zwecke drei Reisen nach Ostindien. Sie war nun schon bekannt und anerkannt genug, um sich des auszeichnenden Beistandes der Regierung zu erfreuen. Aber sie vergalt denselben auch durch die wertvollsten Berichte und Vorschläge.

Sie war nicht das erste Beispiel, daß ein menschenfreundliches Herz in England sich fern von ihm lebender unbekannter Wesen einer anderen Rasse und Religion erbarmte. Wilberforce hatte an die Befreiung der Negersklaven sein Leben gesetzt und Burke seine größte Anstrengung im Parlament an die Verurteilung von Warren Hastings, weil derselbe als Statthalter des Königs in Hindustan allerlei Greuel der Grausamkeit verübt; „denn Unterdrückung in Bengalen,“ sagt Macaulay in seiner glänzenden Skizze dieses Staatsprozesses, „war für Burkes glühende Seele dasselbe wie Unterdrückung in den Straßen von London.“ Aber diese Männer waren als Volksvertreter immerhin mit verantwortlich für das Schicksal ihrer indischen Reichsgenossen, während Mary Carpenter ihre Pflicht allein aus ihrem lebendigen Mitgefühl entnahm.

Die Pflicht — aber nicht auch die Art, sie zu erfüllen. Dazu reicht das gute Herz nicht aus. Dafür war sie vielmehr jahrelang erst eine erfolgreiche Lehrerin und dann eine freie öffentliche Wohlthäterin gewesen. In jener Eigenschaft hatte sie erziehen und bilden gelernt und erkannt, was zu dieser Arbeit an bildsamen Nebenmenschen gehört und was ebenfalls in dem weiteren Sinne des Wortes wie Krankenpflege eine Kunst ist; über ihrer Beschäftigung mit Straßendirnen aber und mit gefangengehaltenen Verbrechern war ihr klar geworden, daß das Wohlthun nur eine andere Erziehungskunst ist, der Meisterschaft des Lehrers verwandter als irgend einer anderen.

Unsere Zeit ist voll von Bestrebungen, den Dilettantismus in der Erziehung und Bildung von Kindern zu gehörig erlernter, bewußter Kunst zu erheben. Selbst die Jugendbildner von Fach, die Lehrer, namentlich die an den höheren Schulen, müssen sich gefallen lassen, auf die Notwendigkeit der Aneignung von etwas mehr Pädagogik sogar in ministeriellen Erlassen hingewiesen zu werden. Gouvernanten, die nicht durch ein Seminar für Lehrerinnen hindurchgegangen sind, läßt man kaum noch in seine Familie. Immer mehr kühne Reformer verlangen, daß in den Mittelpunkt des Mädchenunterrichts das Wissen um vernünftige leibliche, geistige und sittliche Erziehung der Kinder gestellt werde, als Vorbereitung auf den Beruf der Mutter und Hausfrau. Wie könnte von einer so umfassenden Bewegung der Geister jene andere Erziehungskunst, die Wohlthätigkeitsübung, unberührt bleiben?

Auch sie soll ja im Hause beginnen, sagt ein bekanntes englisches Sprichwort — charity begins at home. Dessen Meinung ist, daß der Mensch seine Nächsten nicht vernachlässigen soll, um anderen Gaben zuzuwenden und seine helfende Sorgfalt angedeihen zu lassen. Im Deutschen sagen wir dafür etwas vulgärer: Das Hemde ist einem näher als der Rock. Indessen reicht die Wahrheit jenes englischen Volksspruches noch weiter. Es trifft auch darin zu, daß Wohlthun, hingebende, selbstverleugnende Pflege anderer oft in der eigenen Familie anfängt, um sich dann auf weite Kreise Leidender und Bedrängter zu erstrecken.

Wir wissen dies unter anderem aus Rudolf Bunges Buche „Deutsche Samariterinnen“ von zwei jener Heldinnen der

Krankenpflege im Kriege, die der Entscheidungskampf von 1866 in altpreußischen Adelsgeschlechtern erweckt hat. Eveline v. Bardeleben,* Enkelin des von 1813 her berühmten Landhofmeisters v. Auerswald, verließ ihr Vaterhaus schon im sechzehnten Jahre, um in anderen Zweigen ihrer Familie Pflegerinnendienste zu leisten, darunter auch einer kränkelnden alten Großmutter, der die Erziehung der fünf verwaisten Kinder ihres Schwiegersohnes, des im September 1848 mit Fürst Lichnowsky zusammen vom Pöbel ermordeten Generals v. Auerswald oblag. Nach ihrem Tode widmete sie sich vom Jahre 1862 an in Königsberg hauptsächlich der Erziehung armer Waisen. Aber sie galt in ihrem Bekanntenkreise bereits für eine so vorzügliche Krankenpflegerin, daß man ihr, als die Gefahr des Vaterlandes sie im Sommer 1866 auf die Schlachtfelder rief, auf bündige Bezeugungen hin die vorschriftsmäßige Probezeit in der Charité zu Berlin erließ. Das Choleralazarett zu Gitschin in Böhmen wurde dann die Stätte des hohen und ausdauernden Mutes, den sie unter noch abschreckenderen Umständen als denen des Schlachtgetümmels bewährte.

Die frühere Oberin des Augusta-Hospitals, jetzige Vorsteherin des Hilfsschwestern-Vereins zu Berlin, Gräfin Hedwig Rittberg,** begann ebenfalls „ihre Laufbahn als Krankenpflegerin bei denen, die ihrem Herzen durch die Bande der Verwandtschaft am nächsten standen", und zwar bei einer Schwester, deren langjährigem Leiden sie sich mit wahrer Freudigkeit zu Diensten stellte. „So trat schon in des Lebens Rosentagen," sagt Bunge, „in denen die meisten anderen Damen ihres Standes mehr die Sorge um Balltoiletten und jugendliche Zerstreuungen beschäftigt, bei unserer Comtesse eine gewisse Passion zur Krankenpflege deutlich hervor." Sie wünschte deshalb auch Diakonissin zu werden; allein ihr Vater traute weder ihrer körperlichen Gesundheit noch der momentanen Exaltation der Seele, aus welcher ihm jener Wunsch allein zu entspringen schien, hinlänglich, um seine Einwilligung zu erteilen. Sie kehrte also zu ihrer schwerkranken Schwester in Glogau zurück, pflegte darauf in Posen einen an Gehirnhauttyphus leidenden Bruder und vom März 1864 an eine ihr fremde alte Dame in Neuvorpommern, die besonderer Aufmerksamkeit bedurfte, da sie blind und taub zugleich war. Eine freiere Bahn brach auch ihr zwei Jahre später der große deutsche Krieg. Erst in Breslau, dann in Gitschin pflegte sie — gleichzeitig mit Eveline v. Bardeleben — verwundete Vaterlandsverteidiger, und zwar meist gefangene von der feindlichen Seite. Aber sobald der Krieg vorüber war, wollte ihre Familie wieder nicht länger zugeben, daß sie sich ganz der öffentlichen Krankenpflege widme. Man nötigte sie in ein Stift zu treten, wo sie ohne Berufsarbeit versorgt war. Das ertrug sie schwer. Deshalb klang ihr der Ruf der Königin, das im Bau befindliche Augusta-Hospital als Oberin zu übernehmen, wie eine Erlösung. Sie war kaum eingetreten, als der Krieg mit Frankreich ausbrach und das anfänglich nur langsam sich füllende neue große Krankenhaus im Norden Berlins rasch fast überfüllte. Hier blieb sie drei Jahre, bis zwischen ihr und der Kaiserin Meinungsverschiedenheiten entstanden, die zu ihrer Verabschiedung unter schonender Form führten. Auch in Stettin und Liegnitz, wo sie späterhin ähnliche Stellungen einzunehmen versuchte, kam es zu keiner Niederlassung; und am Kreiskrankenhause zu Köthen blieb sie ebenfalls nur anderthalb Jahre, obwohl nach des dort lebenden Bunges Zeugnis ihre Thätigkeit vom schönsten Erfolge gekrönt war. Ein halbes Jahr nachher rief sie in der Reichshauptstadt den Verein ins Leben, an dessen Spitze sie jetzt noch steht.

Das Widerstreben der Familie, das die Gräfin Hedwig Rittberg auf ihrer selbsterwählten Laufbahn gehemmt und unterbrochen hat, wird unzweifelhaft noch

* S. „Monatshefte" Bd. XXXVIII, S. 205.
** S. „Monatshefte" Bd. XXXIX, S. 322.

vielen anderen Pflegerinnen von Gottes Gnaden störend in den Weg getreten sein und treten. Was man mit Recht in einem tadelnden Sinne Familienegoismus nennt, läßt sich die Dienste unvermählter weiblicher Angehöriger gern gefallen, solange sie im Verwandtenkreise bleiben, und häufig, ohne sie mit entsprechendem Danke zu vergelten; aber wenn ein von Menschenliebe erfülltes Herz, wenn Arbeitsdrang und Thatkraft ein solches hilfreiches Wesen über die Grenzen der Verwandtschaft hinaustreiben, dann versteht man sie nicht, findet sie phantastisch und erhebt Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, daß die Arme nur ihrem inneren Beruf ja nicht nachgebe. Die unbedeutendste, unbefriedigendste Funktion in der Familie, zu der sich jeden Augenblick für Geld eine vollkommen ausreichende Person finden ließe, gilt dann den weisen Häuptern im Familienrat, männlichen wie weiblichen, für würdiger als ein Posten in freier Öffentlichkeit, auf welchem die Gaben und Erfahrungen ihrer Schwester oder Nichte zu voller beglückender Wirksamkeit gelangen könnten. Wohlthätiger Sinn soll zwar „im Hause beginnen", aber man darf ihn nicht wider die Natur und Gottes klares Gebot im Hause festhalten, wenn da für ihn nichts Rechtes zu thun ist und ihn nach einer größeren Sphäre verlangt. Starke und beharrliche Charaktere pflegen zuletzt solchen Widerstand zu überwältigen, aber doch nicht immer ohne Einbuße an kostbarer Frische und Kraft, nicht ohne Lebensjahre zu verlieren, die für einen verhältnismäßig noch so neuen Frauendienst unersetzlich sind.

Wer über den Kreis der Seinigen hinaus wohlthätig wirken will, der muß sich allerdings bewußt sein, daß da die Kunst des Wohlthuns erst recht anfängt. Unter Verwandten darf man dem Triebe des Herzens weit eher die Zügel schießen lassen als fremder Not gegenüber. Jene kennt man mehr oder weniger; man weiß, worauf es bei ihnen ankommt, ob bloß auf nützliche Gaben in Geld oder anderen Wertgegenständen oder auf guten Rat und noch weitergehende erziehliche Einwirkung. Griffe man aber auch einmal fehl, so sind die Folgen nicht so schlimm wie bei der Unterstützung fremder Personen. Der unterstützte Verwandte pflegt zu wissen, wie weit er auf die Mittel oder Kräfte seiner Angehörigen rechnen kann, und sich nicht einzubilden, daß, weil sie ihn einmal unterstützt haben, überhaupt immer irgendwer sonst für seine Bedürfnisse sorgen werde. Aber wen eine fremde Hand, die ihm aus keinerlei Grund etwas schuldig ist, aus der Klemme zieht, der gerät nur zu leicht dahin, diese bequeme Art der Lebenserhaltung für eine stets zu habende, wohl gar ihm von Gott und Rechts wegen geschuldete anzusehen. Es ist jetzt der Theorie nach allgemein anerkannt, wenn auch in der Praxis gegen diesen kategorischen Imperativ noch mannigfach gesündigt werden mag: daß unbekannten Bettlern kein Almosen zu geben sei. Weshalb nicht? Weil man nicht wissen kann, ob sie es wirklich nötig haben, so beweglich sie immer bitten und so abgerissen und verkommen sie sich zeigen mögen; und weil auch, wenn sie es im Augenblick nötig haben, doch diese Art der Unterstützung die größten Bedenken gegen sich hat. Die Bereitschaft der ansässigen Leute, Bettellandstreichern zu geben, macht aus Beschäftigungslosen Arbeitsscheue, aus Reisenden Herumtreiber und hält sie fest auf dieser Bahn eines allzu leichten Erwerbes, zu welchem die natürliche Trägheit und Genußsucht des Menschen so schon eine allzu starke Tendenz hat. Aber ebensowenig wie an der eigenen Hausthür darf man in fremden Häusern mit Almosen um sich werfen. Anfänger und Anfängerinnen in der Armenpflege stiften oft dadurch Übel, während sie wohlzuthun denken, daß sie einen zu hohen Maßstab des Notwendigen an die ihnen vorher unbekannten Lebensverhältnisse ihrer Pfleglinge legen. Eine Dame meiner Bekanntschaft, die alles Zeug zu einer wahren Wohlthäterin hatte, fand es zunächst unerhört, daß eine arme alte Frau, die sie in ihren Schutz

genommen hatte, keinen Zucker in ihren Kaffee thun konnte, und lief bei allen ihren Freundinnen herum, um jener hiermit das Leben zu versüßen. Als sie erst mehr von diesen beschränkten Existenzen kennen gelernt und mehr dergleichen Sorgen sich aufgeladen hatte, verging ihr von selbst die Lust, an so entbehrliche Zuthaten zu denken. Sie wurde inne, daß auch das Wohlthun gelernt sein will.

Aber wo lernt man es denn? Nicht bloß offenbar bei dem eigenen guten Herzen, das der Anblick fremden Elends in Weichmütigkeit auflöst, denn dabei wird nur zu leicht die Zukunft dem Gefühl des Augenblicks geopfert. Ein erregbares starkes Mitgefühl ist unentbehrlich als Quell immer neuen Entschlusses zur Ausdauer und zur Überwindung von Trägheit und Ekel, aber auf den rechten Weg weist es noch nicht. Es hilft schon weiter, wenn man mit Erzieheraugen die Menschen zu betrachten gelernt hat und weiß, wie oft sie eine kurze Befriedigung mit dauerndem Schaden zu erkaufen geneigt sind. Aber man muß auch bedenken, daß das Individuum, welches man vor sich hat, nicht isoliert lebt. Es hat gleich arme oder noch ärmere Nachbarn; und so lange es mir fremd gegenübersteht, kann ich ihm doch kein besseres Los zu bereiten wünschen als den übrigen Armen in meiner Umgebung! Es wäre ein bitterer Beigeschmack der Freude, die meine Wohlthaten mir machen, wenn ich mir sagen müßte, daß sie denen Neid erwecken, die sie gleich nötig haben und nur zufällig nicht bekommen. Noch empfindlicher würde mein Selbstgefühl leiden, müßte ich etwa erfahren, daß eine Armutsheuchlerin meiner blinden Gutmütigkeit ohne alle Not Gaben abgeschwindelt hat.

Diesen Klippen entgehen wir nur, wenn wir uns nicht zu sicher auf angeborenen Scharfsinn verlassen, sondern das Wohlthun würdigen als eine wahre Kunst, die erlernt sein und mit ernstem Studium betrieben, nicht improvisiert sein will. So wenig Klavier spielen kann, wer zum erstenmal ins Notenblatt guckt und die Finger auf die Tasten legt — so wenig den Armen ohne weiteres helfen, wem es einfällt. Klimpern und stümpern mag man können, aber dann halten alle übrigen sich die Ohren zu, und der Dürftige, der dem Wohlthätigkeitspfuscher in die Hände fällt, geht vielleicht unter seinem gutgemeinten Ungeschick zu Grunde. Die Seele des Menschen, um welche es sich bei den Wirkungen des Wohlthuns handelt, ist ein noch weit schwieriger zu behandelndes Instrument als das schwerste musikalische, nur daß die Dilettanten des Almosens daran gewöhnlich gar nicht denken. Sie geben entweder, um sich einer lästigen Pflicht zu entledigen oder einer Regung des Mitgefühls genugzuthun, die ihr Behagen stört. Aber so wohlfeilen Kaufs ist weder die wirkliche Emporhebung der Armen aus ihrem Sumpfe zu haben, noch wahre innere Freude an dieser sonst freudenreichsten aller Arbeiten. Dazu muß man tiefer pflügen und sorgfältiger säen. Man muß sich in die Aufgabe wie in jede andere ernste Pflicht versenken — muß nicht nur flüchtige Empfindungen, auch seine Gedanken dauernd ihr zuwenden und nicht auf eine vorübergehende Erhellung, sondern auf nachhaltige Verbesserung des Geschickes, welchem man zu Hilfe kommen will, sein Augenmerk richten. Dann bestärken wir nicht Vagabunden im Nichtsthun. Dann werden wir nicht Betrogene der ersten besten Armutsheuchlerin. Dann unterstützen wir nicht die unrechten Armen, um die wahren zu vernachlässigen, sondern öffnen unser Herz einem würdigen Gegenstande, mag derselbe zuerst wirtschaftlich und sittlich noch so tief liegen, und bringen denselben nach dem Maße unserer Mittel und Kraft stufenweise wieder empor.

Mit allem öffentlichen Wohlthun kann es nicht ernst genug genommen werden. Die Verantwortlichkeit dieses Eingreifens in die allgemeinen Armenzustände ist schwerer, als ein wohlwollendes aber unerfahrenes Gemüt und als selbst viele Mitglieder angesehener Wohlthätigkeitsvereine sich träumen lassen. Denn jedes

Übermaß an Unterstützungen, sei es den gewährten Dingen, sei es den beschenkten Personen und Familien nach, rächt sich durch Wachstum der Ansprüche und der List im Erschleichen von Almosen. Dann muß die Gesamtheit büßen, was einzelne gesündigt haben, ohne daß es den übertrieben bedachten Leuten zu gute kommt — im Gegenteil!

Nichts ist deshalb natürlicher, ja nötiger, als daß die städtischen Armenverwaltungen nach wirksamer Aufsicht über das neben ihnen hergehende öffentliche Wohlthun von Stiftungen, Anstalten und Vereinen trachten. Je besser aber sie selbst ihr Geschäft verstehen und betreiben, desto williger werden ihnen darin auch die Leiter dieser Nebenbetriebe der Wohlthätigkeit entgegenkommen. In Elberfeld und Krefeld hat sich seit der Einführung des neuen unvergleichlich wirksamen Armenpflegeverfahrens einer schädlichen Zersplitterung im Wohlthun ohne Mühe vorbeugen lassen, indem auch die Frauen gern in den Dienst der städtischen Armenverwaltung traten. Am weitesten ist darin Kassel vorangeschritten. Dort steht die Vorsteherin der hierfür eigens gebildeten fünften Abteilung des Vaterländischen Frauenvereins, Fräulein Sophie Lauffer, mit einer Anzahl anderer Damen in Reihe und Glied neben den männlichen Armenpflegern, in jedem städtischen Bezirk eine, und überwacht die Erziehung der in Kost und Pflege genommenen Armenkinder oder untersucht die häuslichen Verhältnisse herabgekommener und der Gemeinde zur Last fallender Familien. Frau Bürgermeister Sternberg in Stettin hat sogar ihrerseits und ganz persönlich die Initiative ergriffen, um die dort bestehenden Wohlthätigkeitsvereine zum Anschluß an die städtische Armenpflege zu bringen.

Vielleicht werden einzelne barmherzige Frauen gegen solchen Eintritt in eine große streng geleitete Organisation mit Principien und Paragraphen das Bedenken hegen, der gemütliche Reiz und Wert des Wohlthuns gehe damit verloren. Gerade das Freie oder sagen wir lieber das Willkürliche des Verfahrens in ganz unabhängigen, unbeaufsichtigten Vereinen lockt sie. Sie wünschen sich dem Zuge ihrer Natur in Sympathie und Antipathie überlassen zu dürfen. Sie wollen nicht verzichten auf die Dankbarkeit ihrer Unterstützten und fürchten diese einzubüßen bei gar zu fest geregeltem Betrieb.

Aus der Seele solcher Wohlthäterinnen scheint auf den ersten Blick Turgenjew ein jüngst an die Öffentlichkeit getretenes Märchen gedichtet zu haben. Bei einem Weihnachtsfest, das der liebe Gott im Himmel den Tugenden giebt, stellt sich heraus, daß zwei derselben erst miteinander bekannt gemacht werden müssen, weil sie einander nie begegnet sind: die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit. Aber wenn Wohlthun wirklich bisher nie Dank geerntet hat, so muß ja gerade bei dem bisherigen losen, willkürlichen, ungeordneten Betriebe durch frei schaltende Vereine und Privatpersonen eine so natürliche, eine so wünschenswerte Wirkung nicht eingetreten und die Danksagung der Armen an ihre Wohlthäterinnen ebenso unwahr gewesen sein wie oft ihre Vorspiegelungen von Not und Elend! Vielleicht macht die Wohlthätigkeit die Bekanntschaft der Dankbarkeit eben jetzt erst, auf dem Weihnachtsfest, welches der liebe Gott durch neue verbesserte Ordnungen der Nächstenhilfe seinen Töchtern, den Tugenden, bereitet, damit sie Hand in Hand, nicht vereinzelt und zerstreut die Menschheit emporheben.

Viel Dank und wenig Undank hat jedoch schon eine englische Dame geerntet, die man als eine wahre, große Künstlerin im Wohlthun bezeichnen kann: Miß Octavia Hill. Sie nahm in den alten, dichtgedrängten Quartieren Londons wahr, wie viel für das Glück und Unglück der armen Leute auf ihren Hausherrn ankommt. Ein guter hebt sie, ein schlechter drückt sie hinunter fast so unvermeidlich, wie das Wetter die Quecksilbersäule des Barometers bald sinken und bald steigen läßt. Daher beschloß sie, in einem der

vollgepfropften hohen Häuser der inneren Stadt selbst Vermieterin zu werden. Es war ein ähnlicher segenbeladener Entschluß, wie da in der schwedischen Hafenstadt Gotenburg eine gemeinnützige Aktiengesellschaft sich in dem Jahrzehnt von 1865 bis 1875 zur Inhaberin sämtlicher Schenken und Schnapsläden machte, und von denselben heilbringenden Folgen begleitet. Im Besitz des Eigentumsrechtes an den Wohnungen begann Miß Hill — eine erleuchtete und urteilsfähige Armenpflegerin bereits, wie ihre Bewunderung des Elberfelder Armenpflegesystems mitten in dem fortschrittsstolzen philanthropischen England beweist —, auf die zahlreichen Insassen des Hauses erzieherischen Einfluß zu üben, aber nicht mit falsch angebrachter, zudringlicher Zärtlichkeit, sondern zunächst durch ein streng gerechtes Bestehen auf pünktlicher Mietezahlung, durch sorgsame Reinerhaltung der ihr obliegenden gemeinsamen Teile des Hauses wie Vorplätze und Treppen, durch Bedrohung ungebührlichen, friedenstörenden Benehmens mit sofortiger Kündigung und dergleichen mehr. Erst auf der Grundlage solcher imponierenden Praxis trat sie allmählich und mit Vorsicht einzelnen auch näher. Diesen war sie dann unschätzbar durch Rat und Hilfe für ihr Vorwärtskommen. Als es mit dem einen Hause geglückt war, erhielt sie durch den freigebigen Beistand reicher vornehmer Damen weitere Häuser zu verwalten. Ob sie Nachfolgerinnen gefunden hat, weiß ich nicht, aber es steht wohl außer Zweifel, daß ihre That noch weit verdienstlicher ist als diejenige, für welche der amerikanische Krösus Peabody mit einem Denkmal hinter der Londoner Börse belohnt worden, nämlich die Stiftung einer Geldsumme für gute einfache Wohnungen, die nur leider für die ärmsten Leute unerschwinglich teuer ausgefallen sind.

Ein neuer schöpferischer Gedanke wie dieser von Octavia Hill steht fast einzig da in der Geschichte der Armenpflege, und selbst ihn nur auszuführen, nachdem er bekannt geworden ist, erfordert ein ungewöhnliches Maß von Opfersinn, Geduld und Herrschergaben. Aber weil nicht jeder Dichter ein Göthe und nicht jeder Maler ein Raphael sein kann, soll Malen und Dichten deshalb aufhören? Ebensowenig dürfen die Großthaten des Wohlthuns abschrecken von der beflissenen Erlernung dieser schönen und notwendigen Kunst Giebt es dafür auch keine förmliche Schule, so fehlt es doch nicht an Hilfsmitteln. Zunächst die litterarischen Biographien von Frauen wie Amalie Sieveking in Hamburg und der berühmten Quäkerin Elisabeth Fry, die Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, das erwähnte Buch von Bunge, vor allem die von der verstorbenen unvergeßlichen Großherzogin Alice von Hessen deutsch herausgegebene Schrift Octavia Hills über ihr großes und glückliches Mietsexperiment, das von den nützlichsten Lehren für die Behandlung der Armen förmlich trieft. Ernst strebende Gemüter sollte jedoch auch die ernstere wissenschaftliche Litteratur über Wohlthun und Armenpflege nicht verscheuchen, die ja nicht durchweg in ungenießbarem Juristendeutsch abgefaßt ist. Am raschesten führt natürlich die Hand eines guten Vorbildes zum Ziele. Ein solches aber findet sich nachgerade doch in den meisten Städten, wo nicht schon unter den Frauen, so doch unter den verantwortlichen Trägern der Armenpflege, und immer weniger wird man diese abgeneigt finden, den Beistand weiblicher Helferinnen dankbar entgegenkommend anzunehmen. Denn für die Kunst des Wohlthuns ist das Feld noch unermeßlich weit — die Männer allein werden es nie nur zur Hälfte genügend bestellen, und für viele notwendige Arbeiten auf demselben eignen sich die Frauen sogar besser.





Die Hochfluten der Ströme.

Von

Hermann Keller.

edes große Unglück, mit dem die unerforschliche Vorsehung das Menschengeschlecht heimsucht, ruft eine Fülle von schönen Charakterzügen hervor, aber es verrät auch häßliche Eigenschaften, die minder offen zu Tage treten, wenn nicht die Gewalt des Augenblicks alle Leidenschaften ins ungemeine steigert — die guten und die schlimmen. Wohlthätigkeit und Opferwilligkeit, Gemeinsinn und selbstlose Hingabe sind in allen Teilen des deutschen Vaterlandes und weit hinaus über dessen Grenzen in reichstem Maße aufgeweckt worden durch die traurigen Nachrichten, die zum Schlusse des vorigen Jahres aus den Alpenthälern und lauter noch aus dem Rheinland weithin die Kunde trugen von den übergewaltigen Hochfluten der Bäche und Ströme, von den Überschwemmungen, die sie verursachten, von den Verheerungen, die ihnen auf dem Fuße folgten, von dem Elend und von der Not, die sie mit sich brachten. Doch es fehlt auch nicht an Beispielen für das Wachwerden der schlechten Triebe, die im Menschengeiste schlummern. Wir haben gelesen, daß da und dort die Versuche zur Ablenkung der Wassersgefahr auf Kosten anderer, die weniger bedroht schienen, mit Gewalt vereitelt werden mußten. Wir haben gehört, daß mehrfach der schnöde Eigennutz das fremde Unglück zum eigenen Vorteil ausbeutete. Die Tagespresse selbst, die so viel zur Linderung der Not durch Anregung und Förderung von Sammlungen für die Beschädigten beitrug, steht keineswegs fehlerfrei da. Sie hat den kleinlichsten Anklagen und den kurzsichtigsten Beschuldigungen unbeschränkten Spielraum gegeben; sie hat dazu beigetragen, an dem Vertrauen zu rütteln, das zwischen dem Volke und der Regierung bestehen muß. Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, für Vorgänge, deren Erklärung außer dem Bereiche unserer Fassungskraft liegt, ein greifbares Wesen verantwortlich zu machen, einen „Prügelknaben“ zu suchen. Wie lange ist's her, daß man ganz allgemein Krankheiten und Viehseuchen dem böswilligen Einflusse von Hexen und Zauberern zuschrieb! Der Hexenglaube wurzelt noch fest im Volke — man verbrennt nur die Unglücklichen nicht mehr, in denen die Abgunst des großen Haufens den teuflischen Geist der Zerstörung verkörpert sieht. Den Feldherrn, der eine Schlacht verloren hat, stellt man vor Gericht und verurteilt ihn als Verräter. Wenn die Ströme, von endlosen Regengüssen zum Übermaße angeschwellt, ihre vernichtenden Fluten über das Flachland ergießen, so stehen die falschen Propheten auf, um ach und weh zu rufen über die verkehrte Wasserwirtschaft der Neuzeit und über die unsinnigen Wasserbaumeister, die verstockt genug sind, an die Weissagungen nicht glauben zu wollen.

Von doppelter Art sind die Heilmittel,

mit denen unsere Wunderdoktoren die Überschwemmungsgefahren beseitigen zu können behaupten, nämlich durch Verzögerung des Abflusses der Niederschlagsmassen in den Quellgebieten und durch Beseitigung der Abflußhindernisse, die einen Aufstau verursachen, im unteren Laufe der Ströme. Zunächst mögen die Vorschläge, welche nach diesen beiden Richtungen hin gemacht worden sind, eine kurze Besprechung finden. Alsdann soll dargestellt werden, wie die Hochfluten der Ströme entstehen und wie sie verlaufen. Es ist dies nur in flüchtigen Umrissen möglich, da die Grundursache, die Entstehung der Regenfälle, in ihrer Gesetzmäßigkeit keineswegs zur Befriedigung aufgeklärt ist. Die wissenschaftliche Witterungskunde befindet sich noch in dem Zustande, in dem die Astronomie vor der Zeit Kepplers sich befand.

Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralische Sonne,
Die sieht das Aug nur, das entsiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.

Von außerirdischen Gewalten hängt das Geschick der Menschen ab, welche die Niederungen unserer Ströme besiedelt haben und in zähem Kampfe gegen die tückischen Fluten verteidigen. In einem anderen Sinne trifft Wallensteins mystische Rede hier zu. Noch aber ist unser Auge nicht entsiegelt.

Daß eine Verzögerung des Abflusses der Regenmassen, die in den Quellgebieten zum Niederschlag gelangen, von günstigem Einfluß auf die Herabminderung der Hochwassergefahren sein könnte, wird niemand bestreiten. Es fragt sich nur, ob die vorgeschlagenen Mittel wirksam genug sind, den Abfluß in nennenswertem Maße zu verlangsamen. Diese Mittel bezwecken die Zurückhaltung des Regenwassers durch Begünstigung der Versickerung im durchlässigen Boden, andererseits die Aufspeicherung desselben in Sammelbecken, wenn der Boden nicht durchlässig genug ist, um das Wasser rasch auffangen zu können. Unter „Boden" versteht man bekanntlich das durch Verwitterung von Gesteinen entstandene, öfters mit organischen Überresten gemengte zu Tage liegende Erdreich. Am mächtigsten ist der Boden in den Thalgründen aufgeschichtet, wohin der Regen ihn von den benachbarten Hängen herabgetragen hat. Auch an den Stellen, wo die Pflanzendecke jahrtausendelang unberührt geblieben ist, hat die Bodenschicht meistens eine bedeutende Stärke angenommen. Von der Zusammensetzung des Gesteins, aus dessen Umbildung das Erdreich hervorgegangen ist, hängt der Grad seiner Durchlässigkeit ab. Kompakte Bodenarten, besonders fetter Thon und Klai, sind fast undurchdringlich. Auch dort, wo der Regen die Bodenhülle hinweggespült hat, können die Niederschläge nicht zum Versickern gelangen, wenn nackter, undurchlässiger Fels bloßgelegt ist. In den an Höhlen und Klüften reichen Gesteinsarten wird dagegen ein großer Teil der Niederschlagswässer dadurch aufgespeichert, daß dieselben in unterirdischen Becken sich sammeln. Je poröser der Boden ist, um so besser eignet er sich zur Aufnahme bedeutender Wassermassen. Sehr gut hierfür geeignet erscheint der humusreiche, lockere Wald- und Wiesenboden, am besten das aus Kieseln und grobem Geröll gebildete Erdreich. Die schleunige Versickerung der Niederschläge ist jedoch nur dann möglich, wenn die Poren erst in größerer Tiefe mit Grundwasser gefüllt sind, wenn also der das Grundwasser tragende undurchlässige Untergrund nicht zu hoch liegt. Diese kurzen Andeutungen sollen darauf hinweisen, von wie vielen Verhältnissen die Wirksamkeit der Mittel, welche den Abfluß des Regenwassers durch Begünstigung seiner Versickerung verlangsamen sollen, abhängig ist. Was sich an der einen Stelle als gut bewährt, kann grundfalsch an anderen Orten sein. Man darf jede Medizin mißtrauisch betrachten, die gegen alle Schäden helfen soll.

Unzweifelhaft muß in vielen Fällen die gute Pflege der Wälder, besonders die

sorgsame Erhaltung ihrer Moos- und Streudecke von erheblichem Einfluß auf die Versickerung des Regenwassers sein. Der bis in größere Tiefen durch die Wurzeln aufgelockerte Waldboden, dessen Oberfläche aus einer höchst porösen Schicht verwester Blätter und sonstiger humoser Stoffe besteht, saugt die Niederschläge begierig auf. Bei der geringen Bewegung, der niedrigeren Temperatur und dem höheren Feuchtigkeitsgehalt der Waldluft im Gegensatz zu der Luft über dem benachbarten freien Felde geht die Verdunstung und Austrocknung im Walde sehr viel langsamer vor sich. Die Waldbäume verbrauchen für ihre Saftbewegung eine weit bedeutendere Wassermenge als die Feldfrüchte, da im allgemeinen das Transpirationsvermögen einer Pflanze um so größer zu sein scheint, je größer die Zahl und Oberfläche ihrer Blätter ist, aus deren Spaltöffnungen das aufgesogene Wasser zumeist in Dunstform entweicht. Obgleich diese Verdunstung, welche durch das Wachstum der Waldbäume vermittelt wird, eine erhebliche Größe besitzt, so scheint doch das Verhältnis zwischen Verdunstungshöhe und Regenhöhe in den Wäldern weit geringer zu sein als im freien Feld, mindestens wenn dasselbe undurchlässigen Boden besitzt. Wind und Sonne wirken hier kräftiger ein und tragen als Wasserdampf davon, was nicht zum sofortigen Abfluß gelangt. Es kann daher durch den Einfluß wohlgepflegter Wälder die absolute Abflußhöhe vermehrt, gleichzeitig aber die relative Abflußhöhe vermindert werden, da ein großer Teil des Niederschlags in dem porösen Boden zurückgehalten bleibt und allmählich als Quellwasser, oft an weit entfernten Stellen, wieder zu Tage tritt. Wenn man dem Wald die Streudecke nimmt, so beeinträchtigt man nicht allein seine Selbsterhaltung, sondern auch seine Vorzüge für die Regulierung des Wasserabflusses. Gerade darin, daß im Walde besser als sonstwo der durchlässige Boden gegen die zerstörenden Angriffe der Wildwässer geschützt wird, ist ein solcher Vorzug zu finden. Durch die andauernde Streunutzung raubt man auf künstliche Weise einen wichtigen Teil des Bodens, dessen Erhaltung den allzu raschen Abfluß des Regenwassers verhindert und die regelmäßige Speisung der Quellen begünstigt.

Diese aufspeichernde Einwirkung der Wälder hält natürlich nur so lange vor, als der Waldboden noch nicht mit Feuchtigkeit durchtränkt und gesättigt ist. Heftige Regenfälle von kurzer Dauer können wohl in den durstigen Moosen verschwinden, Landregen von mäßiger Stärke, die mehrere Tage hindurch anhalten, überbürden dagegen den Waldgrund und machen ihn undurchlässig für spätere Niederschläge. Eine derartige Überbürdung tritt um so früher ein, je höher der Grundwasserstand und je dünner die durchlässige Bodenschicht ist. Auch die Jahreszeit spielt eine wesentliche Rolle, da im Winter die Aufnahmefähigkeit durch die Eisdecke und im Frühling durch das eingesogene Schmelzwasser oft sehr beeinträchtigt wird. Man hat sich an einigen Orten bemüht, die Versickerung des Wassers in den Waldboden zu beschleunigen, indem man horizontale Gräben anlegte, kleine Wassertümpel durch Verdämmung von Mulden herstellte oder in anderer Weise den Abfluß aufhielt und die tieferen Bodenschichten leichter erreichbar machte. Von nachhaltiger Wirkung auf die Zurückhaltung großer Wassermassen könnten solche Anlagen jedoch nur sein, wenn man sie in solcher Zahl ausführte, daß ihre Kosten ins unerträgliche wachsen und daß sie den Forstbetrieb aufs höchste belästigen würden. Überdies setzt in den meisten Fällen die Beschaffenheit des Bodens und des Untergrundes für die Wirksamkeit der Sickergräben eine enge Grenze.

Ebensowenig wie diese Maßregeln als ausreichend zur Beseitigung oder wesentlichen Abschwächung der Hochfluten zu erachten sind, ebensowenig wird die Wiederbewaldung der abgeholzten Gebirge oder die Berasung der kahlen Hügelgelände überall jenen Erfolg herbeizuführen vermögen. Der schädliche Einfluß des Ab-

triebs der Wälder hat sich hauptsächlich an steilen Berghängen geltend gemacht, wo der Boden nach Entfernung des schützenden Hochwaldes von den Wildbächen und von den zu Thal gleitenden Schneemassen abgelöst und davongeführt worden ist. Auf dem nackten Fels kann die Pflanzenwelt nur kümmerliche Nahrung und keinen Wurzelhalt finden. Das Regenwasser stürzt, ohne versickern zu können, mit verheerender Geschwindigkeit in steinichten Rinnsalen herab, die Thalgründe mit Geröll und Geschieben überschüttend. Manche Gebirge, deren Berglehnen vormals mit üppigem Waldwuchs erprangten, sind durch den Raubbau der kurzsichtigen Waldbesitzer für ewige Zeiten der Verödung preisgegeben worden. Mit der Pflanzendecke ist der Boden verschwunden und damit die Möglichkeit, sie wieder zurückzugewinnen. Viele Beispiele aus den Mittelmeerländern, aus den Alpen und aus Frankreich würden sich als Belege anführen lassen. Ganz anders liegen jedoch die Verhältnisse auf den flachgeneigten Kämmen und Hochebenen der Gebirge.

Wenn der Untergrund eines waldlosen Bergplateaus aus klüftigem Kalk- oder Kreidefels besteht, wie in der Rauhen Alb, in der Normandie oder in den Bergen zwischen Rhone und Durance, so verschwindet das Regenwasser sofort, nachdem es den Boden berührt hat, in den Höhlen des Gebirges. Während bei den vorher erwähnten Beispielen die Bäche und Ströme außerordentliche Schwankungen in ihrer Wasserführung zeigen, da sie in der regenlosen Jahreszeit fast trocken sind und durch jeden heftigen Regenfall gewaltig anschwellen, so charakterisieren sich die Wasserläufe dieser klüftigen Gebirge durch höchst gleichmäßige Abflußmengen. Die Hochfläche selbst bleibt ewig wasserarm; den Thalgründen dagegen strömt das Wasser aus den unterirdischen Sammelbecken mit bemerkenswerter Nachhaltigkeit zu.

Eine dritte Gruppe waldarmer Gebirgsländer bilden diejenigen Hochflächen, bei denen unter einer durchlässigen Bodenschicht von geringer Tiefe als Untergrund eine undurchlässige Gesteinsart liegt. Wenn die Neigung der Hochfläche eine beträchtliche ist, so fließen die leicht versickernden Niederschläge neben den Flußthälern her und treten in zahllosen Quellen an den Stellen zu Tage, wo die Betten der Flüsse in den undurchlässigen Untergrund sich eingeschnitten haben. Dies ist zum Beispiel der Fall bei den Wasserläufen der bayerischen Hochebene, deren ausgedehntes Geröllager auf einer Flinzschicht liegt. Am unteren Rande dieser stark geneigten Fläche, wo ihr Gefälle geringer wird, stagniert der unterirdische Zufluß in den sumpfigen „Moosen". In noch höherem Grade zeigt sich diese Erscheinung auf der altkastilischen Hochebene, deren aus Thon und Mergel bestehender Untergrund die Niederschläge vollständig zurückhält, so daß ein großer Teil des Landes versumpft und unbewohnbar ist.

Diese Hinweise mögen genügen, um darzuthun, daß der Mangel an Bewaldung in den Sammelgebieten keineswegs überall eine Beschleunigung des Abflusses der Niederschläge und eine Steigerung der Hochfluten verursacht. Ebenso leicht ist der Nachweis zu führen, daß das Vorhandensein von zahlreichen Wäldern in den Zuflußbecken die Entstehung der Hochfluten nicht verhindert.

Die Überschwemmungen im Rheinland, die dem Spätjahr 1882 ein so trauriges Gedächtnis bewahren lassen, haben ihren Ursprung nicht etwa im Hochgebirge gefunden, sondern in den Bergketten, aus welchen die Nebenflüsse entspringen, und in dem Hügellande, das von denselben durchflossen wird. Gerade dieser Teil unseres schönen Deutschlands ist berühmt durch seine prächtigen Wälder, die in bester Pflege stehen und sorgsam bewirtschaftet werden. Mehr als ein Drittel der gesamten Oberfläche des mittelrheinischen Stromgebietes ist beforstet. Nur ausnahmsweise sind die Höhenzüge des Baumschmuckes beraubt und die Berglehnen kahl. Die Hochwasserkatastrophen

am Rhein und seinen Nebenflüssen liefern daher ein Beispiel dafür, daß durch eine vorzügliche Bewaldung des Niederschlagsgebietes die Hochfluten der Ströme nicht verhindert zu werden vermögen.* Wenn etwa eingewendet werden sollte, dies läge daran, daß das Verhältnis zwischen Wald und Feld im südwestlichen Deutschland nicht mehr groß genug sei, um jenen Erfolg zu erzielen, so braucht man nur an den Amazonenstrom und andere Riesenströme Amerikas zu erinnern, die trotz der jungfräulichen Wälder, mit denen ihr Gebiet auf Hunderte von Quadratmeilen bestanden ist, Hochfluten erleiden, deren Gewalt eines jeden Vergleiches spottet. Zu beiden Seiten des Amassonas und an seinen großen Nebenflüssen vom Fuße der Anden bis zum Tocantins ist fast alles mit hohem Walde bedeckt. Wenn die Regenmassen sich einige Zeit ergossen haben, so versinkt weit und breit das Land in den lehmgelben Gewässern, die aus den furchtbar angeschwollenen Seitenströmen dem Hauptthale zugeführt werden. Nur die Gipfel der Bäume verraten die Lage der Ufer und der Inseln. — Als unsere germanischen Ahnen in endlosen Waldgründen jagten, waren die Hochfluten der Ströme nicht minder heftig als heutzutage. Durch die Urbarmachung der Ackerländer mag wohl der Abfluß der Niederschläge beschleunigt worden sein. Ebensoviel aber hat vermutlich der Regenfall abgenommen, da mit großer Wahrscheinlichkeit eine umfangreiche Verminderung der Bewaldung klimatische Änderungen nach sich zieht, vor allem eine Erhöhung der mittleren Jahreswärme und eine Abnahme der Niederschlagsmenge.

Die Frage, ob sich bei unseren Strömen eine Steigerung der Hochwässer bei gleichzeitiger Abnahme der durchschnittlichen Wassermenge thatsächlich nachweisen läßt, ist nach bitterem Meinungsstreite verneinend entschieden worden, zwar nur deshalb verneinend, weil das vorhandene Beweismaterial unzulänglich erscheint. Ein hydrotechnischer Pessimist sah im Geiste bereits alles Fließende der allmählichen Austrocknung hingegeben. So schlimm ist die Sache wohl nicht. Aber viele Analogiegründe sprechen dafür, daß durch die fortschreitende Kultur der Wasserreichtum gelitten hat. Damit ist jedoch nicht unzertrennlich eine Zunahme der Hochfluten an Häufigkeit und Stärke verbunden. Unsere Ströme sind zahmer und manierlicher geworden. Nur nach sehr heftigen Regenfällen von langer Dauer fallen sie in ihre Jugendtollheiten zurück.

Solange noch über ein Viertel der Grundfläche des deutschen Reiches mit guten Wäldern bedeckt bleibt, braucht man schwerlich ernstliche Sorgen für unsere Wasserwirtschaft zu hegen. Allzu großer Reichtum an Wasser bringt dem Lande Armut. Wer wollte leugnen, daß durch die Trockenlegung versumpfter Flächen, durch Drainierungen und Beseitigung von Morästen das Wohlbefinden und der materielle Wohlstand der Gesamtheit in so hohem Grade zugenommen haben, daß manche Nachteile, die möglicherweise durch jene Anlagen hervorgerufen sind, nicht gern und willig in Kauf zu nehmen wären! Auf die Steigerung der Hochwässer kleinerer Flüsse wirken Entwässerungen in ungünstiger Weise ein, wenn nicht gleichzeitig für die Beschleunigung des Abflusses durch Uferschutzwerke und Regulierungsbauten gesorgt wird. In größeren Flüssen sind jene Einwirkungen nicht mehr zu bemerken, weil die Flutwellen der Nebenläufe erheblich abgeflacht und zu verschiedenen Zeiten in den gemeinsamen Sammler eintreten. Hierzu kommt, daß bei heftigen Regenfällen die Aufnahmefähigkeit der versumpften Ländereien sehr bald erschöpft ist. Der Abfluß des Niederschlagswassers findet alsdann nicht minder rasch statt, als dies bei Ackerland, das im übrigen gleiche Verhältnisse zeigt, der Fall zu sein pflegt. Wenn mit der Ent-

* Eine vortreffliche Darstellung dieser Hochwasserkatastrophen und ihrer Ursachen bietet die Schrift des badischen Oberbaurats M. Honsell „Die Hochwasserkatastrophen am Rhein im November und Dezember 1882“ (Berlin, Ernst & Korn).

sumpfung ausgedehnter Ländereien ein sorgfältiger Ausbau der Flußläufe, welche die Vorflut bewirken, Hand in Hand geht, so wird fast immer durch die Trockenlegung des Riedlandes nicht nur keine Steigerung, sondern eine Senkung der Hochwasserstände hervorgerufen.

Die Fanatiker der Hochwasserbekämpfung haben sich längere Zeit dem Traume hingegeben, es würde thunlich sein, durch Anlage einer großen Zahl von Sammelteichen einen wesentlichen Teil der Hochfluten aufzuspeichern, um den schädlichen Überfluß während der Trocknis zur Speisung der alsdann wasserarmen Flüsse oder zu anderen wirtschaftlichen Zwecken benutzen zu können. Ein Brief des Kaisers Napoleon, der seinem guten Herzen Ehre macht, befahl im Jahre 1856 die genaue Untersuchung dieser Frage für die Ströme Frankreichs. Obgleich sich damals bereits der Gedanke nach reiflicher Prüfung als unausführbar erwiesen hat, tauchen Vorschläge ähnlicher Art immer wieder von neuem auf. Schon an der Kostenfrage würden dieselben scheitern. Man hat berechnet, daß beispielsweise die in dem Quellgebiete der Werra und Fulda anzulegenden Sammelbecken, um bei Hoya eine Senkung des Hochwasserspiegels der Weser von 6 auf 5,5 m herbeizuführen, einen Fassungsraum von zweihundert Millionen Kubikmetern haben müßten. Es wären daher etwa vierzig Sammelbecken erforderlich, deren Herstellung mindestens hundert Millionen Mark kosten würde.

Ferner ist zu beachten, daß für die Anlage solcher Sammelbecken, welche durch den Einbau eines mächtigen Sperrdammes oder einer Sperrmauer in eine Thalmulde herzustellen wären, im Hügellande fast nirgends und selbst im Gebirge nur selten geeignete Orte sich auffinden lassen. Die Thäler müssen scharf eingeschnitten und dürfen im Oberlaufe nicht stark geneigt sein, wenn der Rauminhalt des Sammelbeckens nicht in großes Mißverhältnis mit der kostspieligen Anlage der Thalsperre treten soll. Der Thalgrund muß völlig undurchlässig sein, um nicht zu einer Unterspülung der Sperrdämme Veranlassung zu geben. Man hat wohl zu anderen Zwecken: zur Ansammlung von Speisewasser für die Wasserversorgung von Schiffahrtskanälen, zur Aufspeicherung des Bedarfs für städtische Wasserleitungen, für landwirtschaftliche Bewässerungen und industrielle Etablissements, derartige Sammelbecken hergestellt. So gering verhältnismäßig ihre Zahl ist, so zahlreich sind im Vergleich damit die Nachrichten, welche die Geschichte des Wasserbaues über die Zerstörung der Staudämme uns überliefert. Man würde durch Aufwendung außerordentlicher Kosten, die mit den zu erreichenden Vorteilen in keinem Vergleich stehen, sich neue Gefahren schaffen. Eine Verwendung der Sammelbecken für die Ansammlung der Hochfluten schließt jede andere Verwendung aus, da man Bedacht darauf nehmen müßte, sie stets sofort nach Ablauf des Hochwassers oder noch während desselben zu entleeren. Eine rationelle Bedienung ist höchst schwierig, wenn nicht unmöglich. Und wollte man wirklich allerorts, wo sich Gelegenheit zu solchen Anlagen bietet, Staudämme errichten und künstliche Seen anlegen, es würde doch nur Pygmäenarbeit sein. Gegen die gewaltigen Wassermassen, die vom Himmel herniederströmen, wäre dies kleinliche Menschenwerk ein schwacher Schutz.

Ein Hinweis auf die natürlichen Ausgleichsbehälter, auf die Wasserbecken der Gebirgsländer und des Flachlandes kann jene Einwände nicht entkräften. Erstlich ist das Fassungsvermögen der Seen weit größer als das, was den künstlichen Sammelbecken gegeben werden könnte. Ferner neigt man leicht dazu, die Wirksamkeit der natürlichen Ausgleichsbehälter zu überschätzen. Beispielsweise übt der Bodensee auf die Hochfluten des Mittel- und Unterrheins keinerlei Wirkung aus. Ebensowenig haben die oberitalienischen Seen die mächtigen Anschwellungen der Flüsse, welche sie durchströmen, im vergangenen Spätjahr zu verhindern vermocht. Selbst der St. Lorenzstrom, der

den Abfluß der meeresähnlichen Binnenseen Nordamerikas bildet, ist von Hochfluten nicht frei. Es würde thöricht sein, Seebecken trocken zu legen, welche auf die Gleichmäßigkeit der Wasserführung günstig einwirken, ohne daß man durch diese Arbeit andere, schwerer wiegende Vorteile für die umliegende Landschaft erzielt. Aber nicht minder thöricht würde es sein, vor der Tieferlegung oder der vollständigen Austrocknung eines Sees, falls sie sich sonst vorteilhaft erweist, nur um deswillen zurückzuschrecken, weil hierdurch die Abflußverhältnisse einigermaßen benachteiligt werden könnten.

Es gab eine Zeit, die glücklicherweise längst überwunden ist, da alle Welt um die Erhaltung und die künstliche Herstellung von Weihern und Teichen eifrig bemüht war. Das war die Zeit des späten Mittelalters, als die kaum erblühte Kultur im Kampfe der engherzigsten Interessen zu ersticken drohte. Der freie Bauernstand wurde unterdrückt; die Lust und Liebe an der geordneten Bestellung des Ackerlandes ging verloren, da dem Grundherrn oft genug die Früchte der sauren Arbeit zu genießen nicht vergönnt war. Damals entschloß man sich überall, wo die Ortsgelegenheit es erlaubte, die Weiherwirtschaft einzuführen, nämlich je zwei Jahre lang in den Thalmulden die Niederschlagswässer aufzusammeln und zur Fischzucht auszunutzen, um im folgenden Jahre nach Ableitung des Wassers dem wohldurchtränkten Boden eine mühelose Ernte zu entlocken. Jedes Kloster, das sich nach Fastenspeise sehnte, jeder Freisasse, jedes Dorf hatte seine Weiher, die abwechselnd Fleisch und Frucht den Eigentümern brachten. Die letztvergangenen Jahrhunderte haben dies Wirtschaftssystem bis auf geringe Überreste vertilgt, teilweise erst während der jüngstverflossenen Zeit, z. B. in der Grafschaft Dombes zwischen Saone, Rhone und Ain. Noch im Jahre 1845 bildeten dort in vielen Gemeinden die Weiher etwa ein Drittel der Grundfläche. Seitdem der größte Teil dieser künstlichen Sammelbecken trocken gelegt ist, hat das früher arme Land einen staunenswerten Aufschwung genommen. Die Fieberkrankheiten, welche früher dort herrschten, sind verschwunden. Aus der verkommenen Bevölkerung ist ein tüchtiger Bauernschlag geworden, gesund und arbeitslustig. Hier bietet die Gegenwart ein deutliches Bild der Errungenschaften, um deren Preis eine geringe Steigerung der Hochfluten im unteren Lauf der Ströme sich wohl mit großem Gewinne für die Gesamtheit ertragen lassen würde. Man hat neuerdings die allgemeine Wiederherstellung der trocken gelegten Weiher und die Neuanlage von derartigen Sammelbecken als Heilmittel gegen die Verheerungen der Hochfluten in Vorschlag gebracht. Eine Beseitigung der Hochwassergefahren ist jedoch von den Weiheranlagen ebensowenig zu erwarten wie von der Anlage großer Sammelbecken. Ihre Wiederherstellung in ausgedehntem Maße würde einen Rückschritt bedeuten in die finstersten Zeiten der Vergangenheit.

Durch Zurückhaltung der Niederschläge in den Quellgebieten ist also eine Beseitigung der Hochfluten nicht zu erhoffen. Es wäre nunmehr zu untersuchen, ob eine Herabminderung der Überschwemmungsgefahren durch Entfernung derjenigen Ursachen, die einen Aufstau des Hochwasserstromes im unteren Laufe hervorrufen, angängig sein würde. Die allzeit geschäftige, niemals sorglich prüfende Fama hat unseren Wasserbaumeistern in dieser Beziehung schwere Sünden vorgeworfen. Sie behauptet, die Regulierung der Ströme sei im einseitigen Interesse der Schiffahrt erfolgt und habe auf den glatten Abfluß der Hochfluten nicht genügende Rücksicht genommen oder gar die Abflußverhältnisse verschlechtert. Sie behauptet ferner, daß die Art und Weise, wie die Eindeichung der Niederungen erfolgt ist, grundfalsch wäre.

Dieser zweite Vorwurf trifft allerdings nur in geringem Maße die Jetztlebenden. Auf viele Jahrhunderte fällt die Schuld zurück, wenn es eine Schuld ist, fruchtbare Ländereien der Willkür des Stromes

zu entreißen und den Erwerb zu verteidigen in heißem Kampfe, bei dem zuweilen der hartnäckige Gegner einen vorübergehenden Vorteil erringt.

Bevor die Menschenhand auf unsere Flachlandsströme einzuwirken begonnen hatte, verästelte sich bei niedrigen Wasserständen ihr Lauf in zahlreichen Rinnen von geringer Tiefe. Sobald das Wasser zu steigen anfing, bildete sich die eine oder die andere Rinne zum Hauptarme aus. Wenn Hochwasser eintrat, so ging die Flut in breitem Bette, dem allgemeinen Thalgefälle folgend, quer über die Ufer der Rinnen hinweg dem Meere zu. Nur während der höchsten Wasserstände konnten die von der Kraft des Stromes losgerissenen und die aus den Nebenflüssen zugeführten Sinkstoffe und Gerölle fortbewegt werden. Beim Ablauf der Flutwelle lagerten sich dieselben ab und versandeten die Niedrigwasserarme, die nur mühsam durch allmählichen Aufstau die erforderliche Kraft zur Durchbrechung der eingeschwemmten Massen wiedergewannen. Die Gestalt der einzelnen Rinnen und die Lage des Hauptarmes wechselten fortwährend in dem leicht beweglichen, vom Strome selbst aufgebauten Hochwasserbett.

Als man begann die Niederungen zu besiedeln, galt es zunächst, von dem beanspruchten Lande die Hochfluten abzuhalten. Zu diesem Zweck wurden Deiche errichtet, je nach Bedarf, ohne Rücksicht auf den Nachbarn und auf die Lage des Thalweges. Mit dem Fortschritt der Eindeichung nahm der Stromlauf eine bleibendere Form an, da der Spielraum des Hochwassers mehr und mehr begrenzt wurde. Erst sehr viel später ging man dazu über, die Ufer des Hauptarmes zu befestigen, die Seitenarme unwegbar zu machen und dem Strome seinen Lauf vorzuschreiben. Für die gewöhnlichen Wasserstände ist dies in der Hauptsache wohl bei den meisten Strömen und größeren Flüssen der norddeutschen Tiefebene erreicht. Weit schwieriger ist die Regulierung des Hochwasserbettes. Da haben sich Dörfer und Städte festgebaut mitten in den Niederungen, da sind Straßen und Brücken vorhanden, da liegen wertvolle Ackerländer im Schutze von vorspringenden Deichen, deren Zurücklegung notwendig wäre, wenn ein geregelter Abfluß der Hochfluten herbeigeführt werden soll. Aber die wohlerworbenen Rechte der Eigentümer lassen sich nicht ohne weiteres ablösen. Das würde die Aufopferung von Kosten notwendig machen, die geradezu unerschwinglich wären. Um die vis major der Überschwemmungen zu bekämpfen, darf man nicht gegen die vis maxima der Eigentumsrechte anstreiten wollen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jede neue Eindeichung einen Aufstau des Hochwasserstromes, also auch eine Steigerung der Wasserstände hervorruft, sobald die Grundfläche der eingedeichten Niederung, welche in Zukunft den Hochfluten entzogen wird, eine bedeutende Ausdehnung besitzt. Niemand kann aber im Ernst daran denken, die Deiche beseitigen zu wollen — einige Phantasten ausgenommen, die sich über die Folgen keine Rechenschaft zu geben vermögen. Man hat wohl zuweilen nach der Hochwasserkatastrophe von Szegedin die Eindeichung der Theißniederungen als Ursache des Unglückes bezeichnen hören. Allerdings sind sowohl bei der Regulierung des Theißstromes als auch bei der Anlage der Deiche, die erst in neuerer Zeit stattgefunden hat, verhängnisvolle Fehler begangen worden. Daran ist aber das System unschuldig. Und trotz aller Mängel muß die Eindeichung der Theißniederungen als ein Segen für die weite Ebene bezeichnet werden, die früher auf meilenbreite Strecken ein unbewohnbares Sumpfland war und nun die Weizenkammer Ungarns geworden ist.

Die Vorwürfe, welche man mit Recht gegen das System der „Winterdeiche“ (das heißt derjenigen Deiche, welche die höchsten Wasserstände, die gewöhnlich im Winter eintreten, abzuhalten vermögen) erheben kann, gipfeln in den beiden häufig beobachteten Thatsachen, erstens daß die vom Hochwasser mitgeführten Sinkstoffe den Niederungen entzogen und auf den

Vorländern abgelagert werden, sodann daß bei langandauerndem hohen Wasserstande die eingedeichten Ländereien mit unfruchtbarem Drängewasser sich anfüllen, das die Dungstoffe beim Aufquellen auslaugt und die Saaten zerstört. Durch die Ablagerung der Sinkstoffe auf den Vorländern wird allmählich das Hochwasserbett im Gegensatz zu der eingedeichten Niederung aufgehöht. Die Vorflut des Binnendeichlandes kann im Laufe der Jahre eine so weitgehende Verschlechterung erleiden, daß zur Anlage einer künstlichen Entwässerung mit Hilfe von Pumpwerken geschritten werden muß, um so eher, je mächtiger die Aufquellung des Drängewassers erfolgt. In lehmigem oder thonigem Boden braucht man eine solche übermäßige Erhöhung des Grundwasserspiegels seltener als in lockerem Sandboden zu befürchten. Durch Umwallung der sumpfigen Senken, aus denen das Quellwasser in der Regel aufsteigt, kann den schlimmsten Schäden vorgebeugt werden. Schließlich ist den Niederungsbewohnern der Schutz ihres meistens höchst ertragsreichen Ackerlandes gegen die Hochfluten viel zu wertvoll, als daß sie nicht gern die Nachteile auf sich nehmen sollten, welche in zahlreichen Fällen unzertrennlich damit verbunden sind, hauptsächlich die in der Herstellung und Unterhaltung kostspieligen Anlagen von Pump- und Schöpfwerken. Schädlicher noch ist der Verlust der im Hochwasser enthaltenen Sinkstoffe, die für die Pflanzenwelt eine vortreffliche Nahrung bilden. Durch den Bau von Bewässerungskanälen könnte man vielleicht öfter, als es bis jetzt geschieht, das schlickreiche Wasser den eingedeichten Niederungen zuleiten. Im nördlichen Europa finden sich solche Kanäle weit seltener als im Süden, wo nicht allein die düngende, sondern auch die anfeuchtende Wirkung der Bewässerung ein unumgängliches Bedürfnis ist.

An denjenigen Flüssen, deren sommerliche Hochfluten niemals bis zur Höhe der Winterfluten anschwellen, würde ein großer Teil der erwähnten Bedenklichkeiten in Fortfall kommen, wenn die Deichkronen so hoch gelegt werden, daß das Sommerhochwasser abgehalten, dem Winterhochwasser dagegen der Eintritt in die Niederungen nicht verwehrt wird. Allerdings begiebt man sich alsdann des Vorteils, das eingedeichte Land für die Ackerwirtschaft benutzen zu können. Für Wiesen sind winterliche Überschwemmungen nur schädlich, wenn die gefährlichen Strömungen nicht abgehalten werden. Gegen sommerliche Überschwemmungen muß man die Wiesen unter allen Umständen durch „Sommerdeiche" schützen, weil sie Grasfäulnis im Gefolge haben und das Heu wegschwemmen oder unbrauchbar zur Verfutterung machen. Nur in seltenen Fällen ist es möglich, die von alters her bestehenden Winterdeiche in Sommerdeiche umzuwandeln, ohne daß hierdurch eine vollständige Umwälzung der bisherigen Wirtschaftsverhältnisse bewirkt würde. Sogar auf die Wohnstätten müßte sich diese Umwälzung erstrecken. Viele Dörfer wären mit Ringdeichen zu umgeben oder aufzuhöhen oder ganz zu verlegen. Langgestreckte Niederungen müßte man, um die Ausbildung einer Strömung zwischen den Sommerdeichen und dem hochwasserfreien Ufer zu verhindern, durch hochwasserfreie Querdeiche in einzelne Polder zerlegen. Es ist schwerlich anzunehmen, daß viele Deichgenossenschaften sich zur Einführung solcher Maßregeln entschließen werden, da ihre Nachteile klar auf der Hand liegen, während ihre Vorteile in blauer Zukunft schweben.

Etwas weniger tief in die bestehenden Verhältnisse einschneidend sind die Maßregeln, welche man neuerdings mehrfach an der Loire und in Holland ergriffen hat, um die Hochwassergefahren herabzumindern. Einzelne Niederungen werden, sobald der Wasserstand eine bestimmte Grenze erreicht, der Überschwemmung preisgegeben, ähnlich wie dies schon seit langer Zeit bei den „Einlagen" der Nogatmündung geschieht. Man beabsichtigt keineswegs, jede hohe Frühjahrs- oder Winterflut in diese Entlastungspolder einlaufen

zu lassen. Vielmehr sollen die sorgfältig ausgebauten Überfälle gewissermaßen nur als Sicherheitsventile wirken, also erst dann in Thätigkeit treten, wenn der nicht entlastete Strom zweifellos die Deiche zerstören würde. Man fügt sich auf diese Weise in das Unvermeidliche mit möglichst guter Miene. Wie zum Schutze gegen die bösen Blattern die ungefährlichen Kuhpocken eingeimpft werden, so leitet man durch die Überfälle das Hochwasser in die Niederung ohne verderbliche Strömung, um den Verheerungen vorzubeugen, die mit einem Deichbruche unzertrennlich verbunden sein würden. Da solche Entlastungen nur in größeren Zeitabständen sich notwendig erweisen, so kann in den Entlastungspoldern die Ackerwirtschaft beibehalten bleiben. Um beim Eintritt der Überschwemmung den Niederungsbewohnern mit Vieh und wertvollster Habe eine sichere Zuflucht zu verschaffen, sind in einigen Poldern Hollands hochwasserfreie Fluchthügel künstlich hergestellt. Wenn die Wohngebäude massiv gebaut und mit hochliegendem Oberstock versehen sind, so bedarf man solcher Notbehelfe nicht.

Gänzlich unberechtigt erscheinen bei näherer Prüfung die meisten Klagen über den vermeintlich ungünstigen Einfluß der Flußregulierungen auf die Hochwassergefahren. Diese Klagen sind verschiedenster Art. Bald soll der Abfluß der Wassermassen zu sehr erleichtert, bald zu sehr durch Einbauten in das Flußbett erschwert sein. Bald wird Zeter gerufen über die Verminderung der Wasserspiegelbreite, bald über die ungenügende Einschränkung derselben. Manche Kritiker sind so weit gegangen, das ganze System der Flußregulierungen zu verdammen und die Umgestaltung der Flüsse in eine große Zahl hintereinander liegender Teiche, die durch Wehre voneinander getrennt, dagegen durch Schiffsschleusen und Flutschleusen miteinander verbunden sein sollen, in ernstlichen Vorschlag zu bringen. Das Ziel der Regulierung eines Stromes besteht in dem gut geregelten Abfluß der Wassermassen, die er bei den verschiedenen Pegelständen abführt. Der Abfluß ist gut geregelt, wenn weder Ufer und Sohle durch die Strömung angegriffen werden, noch Ablagerungen im Flußbette erfolgen. Um dies zu ermöglichen, muß für jeden Pegelstand der Flächeninhalt des Stromquerschnittes eine bestimmte, von der Widerstandsfähigkeit des Sohlenmaterials, von der Tiefe und von dem Längengefälle des Stromes abhängige Größe haben. Aus diesen Beziehungen kann man für Niedrigwasser, Mittelwasser und Hochwasser die an jeder Stelle des Stromlaufes zweckentsprechendsten Breiten- und Tiefenmaße ableiten.

Um das Flußbett in diesem Sinne ausbauen zu können, ist es erforderlich, die Seitenarme möglichst zu unterdrücken und die Krümmungen von übermäßiger Schärfe zu begradigen. Sodann muß durch die Herstellung von Einschränkungswerken und von Uferbefestigungen, sowie durch die Anlage von Grundschwellen, welche die Ausbildung der angestrebten Gestalt des Stromquerschnittes in der Sohle erleichtern helfen, die erforderliche Breite und die notwendige Tiefe für Niedrig- und Mittelwasser herbeigeführt werden. Schließlich würde das Hochwasserbett nach denselben Grundsätzen auszubauen sein. In den Niederungen setzen jedoch fast überall die vorhandenen Deichanlagen aus den früher erwähnten Gründen diesem Bestreben unüberwindliche Hindernisse entgegen. Man muß sich daher meistens darauf beschränken, die schlimmsten Stellen nach Möglichkeit zu verbessern, nämlich bei starken Einschnürungen die Deiche zurückzuverlegen oder einen Teil des Hochwasserstromes durch einen Umflutkanal abzuleiten, ferner diejenigen Deiche, gegen welche die Hochflutströmung nahezu senkrecht anprallt, zu beseitigen. Sodann ist es erforderlich, die Vorländer der Deiche dort, wo sich die Sinkstoffe zu reichlich niedergeschlagen haben, abzugraben und schließlich das Hochwasserbett von allem zu befreien, was den geregelten Abfluß belästigt, hauptsächlich von Baumwuchs.

Durch die Vertiefung der Flußsohle kann selbstverständlich niemals eine Steigerung der Hochwassergefahren herbeigeführt werden. Vielmehr erleichtert eine regelmäßige Ausbildung des Mittelwasserbettes die gleichmäßige Abführung der Hochfluten in hohem Grade und verursacht stets eine Senkung der Wasserstände, also auch des Hochwasserstandes. Die Einschränkungswerke, welche jene Vertiefung der Sohle bei geringen Wassermengen mit bestem Erfolge bewirkt haben, sind gegenüber den außerordentlich großen Wassermassen der Hochfluten viel zu niedrig und zu unbedeutend, um einen merklichen Aufstau veranlassen zu können. Die Vorwürfe, welche in dieser Richtung häufig gegen die sogenannten „Kribben" des Mittel- und Unterrheins erhoben wurden, sind völlig gegenstandslos. Das in Deutschland und Österreich übliche System der Stromregulierungen hat den Vorzug, daß seine Einwirkungen auf den geregelten Abfluß der Hochfluten sich sofort in günstiger Weise fühlbar machen, auch wenn zunächst für den Ausbau des außerhalb der Stromrinne gelegenen Teiles des Hochwasserbettes noch wenig gethan werden konnte. Den größten Vorteil erzielt durch die Herstellung eines tiefen und gut begradigten Flußlaufes allerdings in vielen Fällen die Schiffahrt. Für den Oberlauf der Ströme trifft dies jedoch nicht zu. Dort fällt der Löwenanteil des errungenen Gewinnes den Anliegern zu, deren vormals versumpfte Ländereien durch die Verbesserung der Vorflut und die Senkung des Grundwasserstandes bedeutend im Werte steigen. Unsere Stromregulierungen sind also keineswegs in einseitigem Schiffahrtsinteresse ausgeführt. Es hängt vollkommen von den Ortsverhältnissen ab, wer einstweilen als meistbegünstigt erscheint. Daß sie bei folgerichtiger Weiterführung zum Segen aller gereichen müssen, kann nach den Erfolgen, die bis jetzt bereits errungen sind, einem Zweifel wohl kaum mehr unterliegen.

So wenig auch Wert auf die Klagen gelegt zu werden braucht, die gegen das System der Stromregulierungen im allgemeinen erhoben werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß in einzelnen Fällen bei seiner Anwendung die erforderliche Vorsicht außer acht gelassen wurde. Wenn durch die Geradelegung eines Flusses im oberen Laufe sein Gefälle vergrößert und die Abführung der Wassermassen beschleunigt wird, so muß rechtzeitig für die Weiterleitung derselben im unteren Flußlaufe durch Fertigstellung der Regulierungsbauten gesorgt werden, falls nicht etwa glückliche natürliche Verhältnisse eine wirksame Vorflut auch ohne Zuthun der Menschenhand herbeiführen. Bei der Begradigung der Theiß sind beispielsweise oberhalb Szegedin nahezu hundert Durchstiche, welche den früher in zahlreichen Schlangenlinien gestalteten Stromlauf um zwei Fünftel seiner Länge abkürzen, zur Ausführung gelangt, während unterhalb jener Stadt nur wenige Durchstiche, noch dazu in mangelhafter Weise, hergestellt worden waren. Dieser Umstand trägt vorwiegend schuld an der Zerstörung von Szegedin. Ferner bleibt nicht immer die nötige Vorsicht gewahrt beim Bau von Brücken und hochwasserfreien Quaimauern. Eine längere Reihe von wasserarmen Jahren ruft leicht ein unberechtigtes Gefühl der Sicherheit hervor, so daß man versäumt, die Durchflußöffnungen groß genug zur Ableitung der gewaltigen Hochfluten zu machen, die ein regnerisches Jahr zu Thal sendet. Auch dieser Fehler war bei Szegedin begangen worden. Solche Mängel in der Anwendung können jedoch niemals beweisen, daß das System verwerflich sei. Es sind dies Warnungszeichen, die daran mahnen, den beschrittenen Weg zu verfolgen mit Vorsicht und mit Entschlossenheit, unbeirrt durch die Abgunst der Kurzsichtigen, die das Ziel nicht erkennen, zu dem er mit Sicherheit führt.

Die Zweifel an der Richtigkeit der Mittel, mit denen unsere heutige Wasserbautechnik ihre Aufgaben zu lösen bemüht ist, beruhen großenteils auf der unleugbaren Thatsache, daß während des letzten

Jahrzehnts die Hochfluten an Häufigkeit und Stärke gegen die vorhergehende Zeit in auffallendem Maße zugenommen haben. Schon der Umstand, daß diese Erscheinung sich bei den meisten Strömen Europas wiederholt und auch in Amerika beobachtet worden ist, müßte darauf hinlenken, die Erklärung auf anderem Wege zu suchen, da beispielsweise die französischen Flüsse großenteils nach völlig abweichenden Gesichtspunkten reguliert sind. Auch durch Zunahme der Entwaldungen und Entwässerungen läßt sich die allgemeine Steigerung der Hochfluten nicht enträtseln, da nach dieser Richtung in den einzelnen Stromgebieten die verschiedenartigsten Verhältnisse bestehen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß höchst unähnliche Ursachen allenthalben ähnliche Wirkungen hervorgerufen haben könnten. Vielmehr muß eine gemeinsame Grundursache vorhanden sein, nämlich die bedeutende Größe der innerhalb des letzten Jahrzehnts gefallenen Niederschlagsmengen.

Wenn man die Regenhöhen, welche im Laufe eines Jahres gefallen sind, für die Zeiträume von 1857 bis 1869 und wiederum von 1870 bis 1882 zusammenzählt, so wird bei den meisten europäischen Beobachtungsorten die zweite Summe sehr viel größer als die erste ausfallen. Die Differenzen sind zweifelsohne nicht für alle Beobachtungsorte gleichwertig, da räumlich sehr nahegelegene Gebietsteile für manche Jahre in Bezug auf die Niederschläge ein völlig verschiedenes Gepräge zeigen; jedoch sind sie überall in demselben Sinne vorhanden. Außerordentlich bedeutend ist der Unterschied zwischen dem trockenen Zeitabschnitt der guten Weinjahre und der wasserreichen jüngsten Vergangenheit im südwestlichen Deutschland. Dort stehen die Niederschlagsmengen der beiden oben genannten Jahresgruppen etwa im Verhältnis von zwei zu drei. Nicht ganz so groß ist der Unterschied in Frankreich, wo die letzten Jahre des ersten Zeitraumes regenreicher als bei uns gewesen sind. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich gleichfalls das letzte Jahrzehnt durch reichliche Niederschläge und zahlreiche Überschwemmungen ausgezeichnet.

Es würde zwar nicht ausgeschlossen sein, daß die Wald- und Wasserwirtschaft der Neuzeit eine Zunahme der Niederschläge oder eine für den gleichmäßigen Abfluß derselben ungünstige Verteilung der Regenmengen verursacht hätte, in mittelbarer Folge also auch eine Steigerung der Hochwassergefahren. Dieser Einwand könnte mit Recht erhoben werden, wenn die Intensität der Hochfluten, die in neuerer Zeit stattgefunden haben, wirklich abnorm und beispiellos wäre. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Geht man auf weiter entfernte Zeiträume zurück, so zeigt sich zweifellos, daß die Niederschlagsmengen und die Hochwässer in langen Perioden regelmäßig schwanken, obgleich die Zahl der zuverlässigen Beobachtungen zu gering ist, um die Gesetze dieser periodischen Schwankung klar nachweisen zu können. Auf eine Reihe trockener Jahre pflegt eine Reihe von Jahren zu folgen, die überreich an Regenfällen und Hochfluten sind. Das ist der biblische Traum des Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen, den Joseph so trefflich zu deuten wußte. In unserem Jahrhundert haben solche Niederschlagsmaxima von mehrjähriger Dauer in ganz Europa wiederholt stattgefunden. Die Schwankungen sind an den verschiedenen Orten nicht von gleicher Größe und weichen im einzelnen voneinander ab. Aber die Übereinstimmung ist deutlich genug, um zu beweisen, daß die Hochwässer während der letzten Jahre überall nur im Vergleich mit dem vorhergehenden trockenen Zeitraum an Zahl und Höhe zugenommen haben.

Für die Oder ist sogar eine allmähliche Senkung des Durchschnittsmaßes der Hochwasserstände und ihrer Dauer, jedenfalls als Folge der fortschreitenden Flußregulierung, unzweifelhaft nachgewiesen worden. Die Hochfluten von 1879 und 1880, die man den angeblichen Entwaldungen im österreichischen Schlesien zu-

zuschreiben geneigt war, bleiben bei näherer Betrachtung weit zurück hinter den Hochfluten früherer Jahre. Es scheint, als ob bei den meisten Strömen Deutschlands die durchschnittliche Höhe der Hochwasserstände seit dem Anfange dieses Jahrhunderts etwas abgenommen hätte. Jedenfalls ist keine allgemeine Steigerung eingetreten. Die lange Ruhepause, welche zwischen den Perioden des Wasserreichtums zu liegen pflegt, bringt den Bewohnern der Niederungen leicht aus dem Gedächtnis, daß die Gefahr, die ihnen ein Wasserstand von ungewöhnlicher Höhe bringt, nicht völlig neu, sondern nur eine Wiederholung früherer Gefahren ist. Und wenn „die ältesten Leute" sich dessen nicht mehr zu erinnern wissen, so lehren die Chroniken und Hochwassermarken, daß in alter Zeit die Wassersnot mindestens ebenso schlimm war als heutzutage.

Daß die periodischen Schwankungen der Niederschlagsmengen und Hochfluten in den einzelnen Stromgebieten sehr weit voneinander abweichen, darf nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, von wie vielen Einflüssen die Entstehung der Regenfälle und mehr noch die Bildung der Hochwässer abhängig ist. Um die Gesetzmäßigkeit dieser Schwankungen klar zu legen, müßte zuvor genauer, als dies bis jetzt geschehen ist, erforscht werden, welche Gesetze für die Verteilung der Niederschläge nach Ort und Zeit, sowie für die Beziehungen zwischen Regenmengen und Abflußmengen bestehen.

Unsere Kenntnis der an den verschiedenen Orten der Erde herrschenden Regenverhältnisse ist höchst unvollkommen. Wir wissen zwar, daß das Aufsteigen von dampferfüllten Luftströmen im allgemeinen die Entstehung von Niederschlägen zur Folge hat. Aber die näheren Vorgänge sind noch wenig erkundet, so daß bei der Vorherbestimmung des Wetters die Frage, ob Regen eintreten wird, in den meisten Fällen nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann. Die Bedingungen der Regenbildung sind erfüllt, wenn warme Seewinde in ein Minimum des Luftdrucks hineinwehen oder wenn sie gegen ein steil ansteigendes Gebirge anprallen. Bekanntlich folgen die barometrischen Minima stets einigen bestimmten Zugstraßen, deren Lage annähernd erforscht ist. Die Wirbel, welche über Europa hingehen, kommen fast ohne Ausnahme vom Atlantischen Ocean und schreiten meistens in östlicher Richtung vorwärts. Daher ist für uns der Südwest der vorwiegende Regenwind. Da im Winter das Festland häufig und anhaltend der Sitz barometrischer Maxima wird, so nimmt die Regenmenge in Mitteleuropa während der Wintermonate gewöhnlich ab. Die größten Regenmassen fallen an der Windseite der Gebirge, besonders in der Nähe des Kammes, die kleinsten Regenmassen an den windabseits gelegenen Gebirgshängen. Die Meereshöhe des Beobachtungsortes und die Bodengestaltung seiner Umgegend, in geringerem Maße auch die Pflanzendecke der Landschaft üben hervorragenden Einfluß auf die jährliche Niederschlagshöhe aus.

Die wichtigste Ursache der Regenfälle, welche die dampferfüllten Wolken in Bewegung setzt und ihre Kondensation in dünneren Luftschichten oder an kühlen Berghängen veranlaßt, ist jedoch die ungleiche Verteilung des barometrischen Druckes. Je nach der Ausdehnung und Stärke der Luftdruckminima, je nach der Geschwindigkeit ihres Fortschreitens, je nach der Bahn, die sie einschlagen, je nach der Häufigkeit, mit der sie aufeinander folgen, ändern sich Regen und Sonnenschein. Die treibende Kraft, welche die Verschiedenheiten des Luftdrucks hervorruft, welche die Winde bewegt und durch dieselben das Wetter und seine Wechsel regelt, ist die Glut der Sonne, deren Strahlen die Oberfläche des Landes und des Meeres und die einzelnen Teile des Erdballs je nach ihrem Breitengrade in ungleichem Maße erwärmen. Durch die weitere Ausbildung der Lehre von den barometrischen Minima und der Gesetzmäßigkeit ihrer Wanderung wird die Grundlage zur Erforschung der Niederschlags- und Hochflutsverhältnisse eines Stromgebietes geschaffen.

Die sorgfältigen Beobachtungen der Regenhöhen, die während längerer Zeiträume an den meteorologischen Stationen Centraleuropas gefallen sind, haben zwar die statistische Ableitung von Jahresmittelwerten und Monatsmittelwerten möglich gemacht, deren wissenschaftliche Vergleichung in rohen Umrissen ein Bild des Regenphänomens gewährt. Aber dem Bilde fehlen noch Licht und Schatten, die es körperlich erscheinen lassen und ihm den Hauch des Lebens verleihen. Ebensowenig als die geographische Statistik den Charakter von Land und Volk darzustellen vermag, ebensowenig genügt die Zusammenstellung der Regenhöhenmessungen zur Ergründung der Gesetze, welche für die Entstehung, Ausbreitung und Intensität der einzelnen Regenfälle maßgebend sind. Um diesem Ziele näher zu kommen, hat die Meteorologie sich des Mittels bedient, die Zahl der Regentage zu notieren und die Regenhäufigkeit für die Beobachtungsorte nachzuweisen. Auch dies Verfahren reicht nicht aus, da ein viertelstündiger Platzregen hiernach mit einem stundenlang andauernden Landregen auf gleiche Stufe gestellt wird, obgleich sie in Ursache und Wirkung grundverschieden sind. Es fehlt noch die Einfügung der Regendauer in die Reihe der meteorologischen Messungselemente. Nur wo diese beobachtet worden ist, läßt sich die Intensität, das heißt die in der Zeiteinheit gefallene Menge des Niederschlags bestimmen.

Wenn man für jeden Ort die Zeit und die Intensität kennt, so lehrt ein einfacher Vergleich der verschiedenen Orte, die Ausbreitung und Fortbewegung des Regenfalles klarzulegen, sowie die Änderungen nachzuweisen, die er bei seiner Fortbewegung erfährt. Um das Rätsel zu lösen, muß ferner beobachtet werden, in welcher Weise Luftdruck, Wind und Wärme sich während des Regenfalles im Bereiche des Beobachtungsgebietes verhalten und wie groß die Luftfeuchtigkeit ist. Wenn man schließlich untersucht, wie die gleichzeitige Luftdruckverteilung auf einem größeren meteorologischen Gebiete gestaltet war und in welchem Sinne sie sich änderte, so ist der gesetzmäßige Zusammenhang der Niederschlagserscheinung mit der Wanderung des barometrischen Minimums, das sie verursacht hat, völlig nachgewiesen. Je häufiger und vollständiger dieser Zusammenhang für einzelne Fälle nachgewiesen wird, mit um so größerer Schärfe lassen sich allgemein gültige Regeln daraus herleiten. Da zu erwarten ist, daß es der meteorologischen Prognose früher oder später gelingen werde, die Wanderungsrichtung der Minima besser als jetzt vorauszubestimmen, so ist die Möglichkeit einer Vorausbestimmung der Regenfälle, vielleicht sogar auf längere Zeit, keineswegs ausgeschlossen. Wer hätte vor einem halben Jahrtausend geglaubt, daß es jemals gelingen könne, die Verfinsterungen von Sonne und Mond auf Tag und Stunde vorauszuberechnen!

Die Beziehungen zwischen der individuellen Eigentümlichkeit der einzelnen Regenfälle und der durch dieselben hervorgerufenen Hochfluten sind weniger oft, als man annehmen sollte, zur Darstellung gebracht worden. Man hat sich meistens begnügt, Rezepte zu verschreiben, ohne zuvor die Diagnose zu stellen. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Einwirkung der in dem Quellgebirge eines Stromes zum Niederschlage gelangten Regenmengen auf die Hochfluten, die im unteren Laufe auftreten, vielfach weit überschätzt wird.

Für die Loire, deren verheerende Überschwemmungen oft über Frankreichs Grenzen hinaus von sich reden gemacht haben, ist unzweifelhaft nachgewiesen, daß die außerordentlich hohen Anschwellungen im Quellgebiete, welche die vom Südwind nach den Sevennen gebrachten Wolkenbrüche verursachen, im oberen Laufe des Stromes vollständig verflachen und beim Austritt in das Hügelland nicht mehr zu bemerken sind. Die aus Südwest und Westen kommenden Winde bringen öfters Regenfälle mit sich, welche große Wassermassen binnen kurzer Zeit ziemlich gleichmäßig auf das ganze Zuflußgebiet der oberen Loire entladen. Die hierdurch

entstehenden Hochfluten bleiben nur bis Tours hin bemerklich. Umgekehrt schwillt der Strom unterhalb dieser Stadt zuweilen zu gefährlicher Höhe an, ohne daß ihm von oben her größere Wassermengen zugeführt werden, einzig und allein infolge der Niederschläge, die aus seinem breiten Hügellandsgebiete ihm zufließen. Dasselbe gilt von den beiden Hauptströmen, die in den Hochalpen entspringen, dem Rhein und der Rhone. Die Wasserstände des Oberrheins stehen zwar großenteils unter dem Einflusse der Niederschläge des Alpengebietes; am Mittel- und Unterrhein herrscht dagegen die Einwirkung der Regenfälle des Hügellandes und der Bergketten, welche das Rheinthal flankieren, vor. Die monatelangen Sommerhochwässer des Oberrheins sind am Unterrhein nur noch als mäßige Anschwellungen bemerklich. Die aus dem Hochgebirge entstammende Hochflut von 1852, deren Pegelstände am Oberrhein seither nicht wieder erreicht worden sind, war unterhalb Mannheim nur als hohes Mittelwasser wahrnehmbar. Das bis zum vorigen Jahre am Unterrhein als höchstes des Jahrhunderts geltende Hochwasser von 1845 trat ein, während am Oberrhein sehr mäßige Wasserstände herrschten.

Solche Hochfluten, welche einen Strom in der ganzen Ausdehnung seines Laufes zu ungewöhnlicher Höhe anschwellen lassen, werden in der Regel durch lang andauernde, über das ganze Zuflußgebiet verteilte Niederschläge hervorgerufen. Glücklicherweise treffen meistens die aus den größeren Nebenflüssen kommenden Flutwellen im Hauptstrome ein, wenn der Scheitel der aus dem oberen Laufe thalabwärts schreitenden Flutwelle noch nicht bis zur Mündungsstelle gelangt ist oder dieselbe bereits passiert hat. Beispielsweise erreicht die Hochflut der Yonne gewöhnlich drei bis vier Tage früher als die der oberen Seine den Hauptstrom, während die Flutwelle der Marne erst eintrifft, wenn die Hochflut der Seine bei Paris schon zu fallen beginnt. In diesem Falle stellt sich die Hochfluterscheinung des Hauptstromes als eine Reihenfolge von Hebungen und Senkungen dar, oft von wochenlanger Dauer.

Weit gefährlicher werden die Anschwellungen, wenn zwei oder mehrere dieser Hebungen, die von den Nebenflüssen verursacht werden, zusammenfallen, wenn also der Scheitel der Flutwelle eines tiefer einmündenden Seitenstromes zu derselben Zeit den Hauptstrom erreicht wie die von einem oberhalb einmündenden Seitenstrome hervorgerufene Flutwellenhebung. Dies geschah beispielsweise Ende November vorigen Jahres unterhalb Koblenz, wo das Zusammentreffen der Mosel- und Mainfluten den Wasserstand auf ein ganz außerordentliches Maß trieb. Eine zweite Ursache, welche die Hochwassergefahren ungemein zu steigern vermag, ist die Wiederholung der Flutwellen, bevor die Wasserstände auf normale Verhältnisse zurückgegangen sind. So wurden im Jahre 1856 die Nebenflüsse der Garonne durch mehrere heftige Niederschläge, die mit kurzen Intervallen aufeinander folgten, fünfmal zum Steigen gebracht. In dem Hauptstrome stellte sich diese Erscheinung als eine mächtige Flutwelle dar, die mehr als zwei Monate lang in unverminderter Höhe andauerte.

Am gewaltigsten schwellen die Hochfluten an, wenn auf eine längere Periode reichlichen Niederschlags, der die Flüsse bereits auf hohe Pegelstände gebracht hat, plötzlich Regenstürme von übermäßiger Stärke folgen. Die Wassermassen können in den mit Feuchtigkeit gesättigten Boden nicht eindringen und stürzen ohne Aufenthalt den Bächen und Flüssen zu. Jede einzelne Flutwelle wächst alsdann zu einer abnormen Höhe; und der Hauptstrom, den sie in rascher Aufeinanderfolge oder gleichzeitig erreichen, wird ein verderbenbringendes Wildgewässer. Bei der Hochflut, die Ende September 1866 das Seinethal heimsuchte, traf aus fast allen Nebenflüssen das Hochwasser gleichzeitig in der Seine ein, die sofort in ihrem ganzen Laufe ungemein anschwoll. Die graphische Aufzeichnung der Pegelstände einer der-

artigen Hochflut ist charakterisiert durch das steile Ansteigen der Wasserstandskurven, das für sämtliche Pegel annähernd an denselben Tagen erfolgt. Der abfallende Ast der Kurven kann dagegen ziemlich flach geneigt sein. Die Hochflut des Rheins vom Dezember 1882 liefert gleichfalls ein Beispiel für die erwähnte unheilvolle Wirkung heftiger Regenfälle, die am Schlusse eines niederschlagsreichen Zeitraumes auftreten.

Bei der zuletzt genannten Hochwasserkatastrophe spielte noch ein Umstand mit, der für sich allein zur Entstehung einer Hochflut hätte Veranlassung geben können. In der zweiten Hälfte des Dezember hatte sich eine mittelstarke Schneedecke auf den mit Regenwasser gesättigten und gefrorenen Boden der Schwarzwaldberge, der Voralpen und großer Strecken des Hügellandes gelegt. Am 21. Dezember beobachtete man eine tiefe Depression des Luftdrucks über den Hebriden, welche starke südliche und südwestliche Winde über Centraleuropa und eine rasch fortschreitende Erwärmung verursachte. Ostwärts wandernd und nach dem Süden sich zungenförmig ausdehnend, steigerte sie in den folgenden Tagen ihren Einfluß auf die Ansaugung der warmen Regenwinde derart, daß vom 25. bis 27. Dezember im ganzen Rheingebiet nicht nur mächtige Wolkenbrüche fielen, sondern auch der Schnee durch die Lufterwärmung und den warmen Regen vollkommen abschmolz. Glücklicherweise war das vorhergehende Frostwetter nicht andauernd und heftig genug gewesen, als daß sich eine Eisdecke auf den Nebenflüssen des Rheines hätte bilden können.

Ein Beispiel für die ausschließliche Einwirkung des plötzlich eintretenden Tauwetters auf die Entstehung einer Hochflut liefert das Hochwasser der Seine vom Januar 1880, auf dessen Ursprung keinesfalls Regenfälle einwirken konnten, da während desselben oder kurz vorher Niederschläge im Flußgebiet nicht stattgefunden haben. Im Anfang Dezember 1879 war die Temperatur auf einen für Frankreich sehr geringen Thermometergrad gesunken. Die Flüsse bedeckten sich mit starken Eisdecken. Anhaltende Schneefälle breiteten eine dicke Schneehülle über das weite Land. Am 28. Dezember brachte ein kräftiger Südwind plötzlich warme Luft zunächst in die Quellgebiete der Seine, Yonne und Marne, sodann in die nördlichen Teile des Stromgebietes. Nun begann mit großer Schnelligkeit Schneeschmelze und Eisgang, dessen Wirkungen doppelt verhängnisvoll waren, weil in dem vielgekrümmten Strombett zahlreiche Eisstopfungen entstanden.

Eisgang! Wem fällt da nicht Bürgers „Lied vom braven Mann“ ein!

> Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
> Der Sturz von tausend Wassern scholl;
> Das Wiesenthal begrub ein See,
> Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
> Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
> Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Die Bewohner der Weichselniederungen wissen manch anderes Liedlein vom Eisgang zu singen. Seit 1775 sind die Deiche der geteilten Weichsel neunmal, die der Nogat sogar fünfzehnmal gebrochen, fast immer infolge von Eisstopfungen. Solche Stopfungen entstehen hauptsächlich, wenn das Eis durch plötzlich eingetretenes Tauwetter schon bei niedrigen Wasserständen zu treiben beginnt. Die Schollen setzen sich dann leicht auf Sandbänken, in scharfen Stromkrümmungen, in Deichengen oder im Stau vor Brückenpfeilern fest und bilden dichte wehrähnliche Sperren, welche den Fluß weithin aufschwellen. Die Pegelstände steigen alsdann zuweilen bei verhältnismäßig geringer Wasserführung des Stromes auf Maße, die von den höchsten regelmäßig abfließenden Flutwellen niemals erreicht werden. Die von Süden nach Norden gerichteten großen Flüsse Centraleuropas sind jenen Erscheinungen öfters ausgesetzt, weil der untere Lauf zuweilen noch mit einer hartnäckigen Eislage geschlossen ist, während im wärmeren Quellgebiete bereits das Treiben begonnen hat. Falls solche Eisstopfungen gleichzeitig an vielen Stellen vorkommen, so nimmt das Längenprofil der Hoch-

wasserlinie, wie dies 1880 an der Seine der Fall war, eine treppenförmige Gestalt an, als ob der Strom durch Wehreinbauten kanalisiert wäre.

Zum Schlusse dieser skizzenhaften Naturgeschichte der Hochfluten möge eines Beispieles Erwähnung geschehen, das mehr als alle seither angeführten Beispiele mit der landläufigen Vorstellung von der Ausbildung einer Hochflut übereinstimmt. Daß die Flutwelle, welche im Gebirge entsteht, bis zur Mündung in das Meer eine merkliche Höhe und Kraft beibehält, ohne im Unterlauf des Stromes durch den Zutritt größerer Wassermassen verstärkt zu werden, ist eine selten beobachtete Erscheinung, deren Eintritt völlig abnorme Verhältnisse voraussetzt. Die Hochflut der Garonne vom Juni 1875 hatte zur Ursache einen außerordentlich intensiven Regenfall, der gleichzeitig den größten Teil des nördlichen Abhanges der Pyrenäen mit wolkenbruchartigen Niederschlägen überschüttete. Das Garonnebecken breitet sich von Toulouse aus fächerförmig nach dem Hochgebirge. Alle Seitenthäler konvergieren auf jene Stadt. Wie an der tiefsten Stelle eines Trichters die eingegossene Flüssigkeit vollständig zusammenläuft, so vereinigte sich fast alles auf den Pyrenäen am 23. Juni gefallene Wasser bei Toulouse. Die so verursachte äußerst hohe Flutwelle wanderte bis zur Girondemündung, allmählich an Höhe verlierend, aber bis zum Ende noch deutlich bemerkbar. Jene Regenfälle scheinen dadurch hervorgerufen worden zu sein, daß eine langgestreckte wasserdampfbeladene Wolke von Nordwesten her gegen die Bergkette getrieben wurde und beim Aufsteigen an der kühlen Gebirgswand einen großen Teil ihres Feuchtigkeitsgehaltes sehr rasch kondensierte.

Nur durch zahlreiche gründliche Monographien von Hochfluten und Vergleiche mit den gleichzeitig stattgehabten meteorologischen Vorgängen werden sich zuverlässige Angaben über die Geschwindigkeit des Fortschreitens, über die Gestalt und über die Höhe der Flutwellen in genügender Zahl ansammeln lassen, um daraus die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Regenfall und Hochflut ableiten zu können. Zur Zeit bedient man sich zur Vorausbestimmung der Wasserstände an vielen größeren Strömen empirischer Regeln über die Abhängigkeit der stromabwärts gelegenen Pegel von den oberhalb liegenden Strompegeln. Wenn auf das Hochwasser des Ortes, für welchen der Pegelstand auf einige Tage vorausbestimmt werden soll, mehrere Nebenflüsse in hervorragendem Maße einwirken, so müssen die charakteristischen Pegel derselben bei der empirischen Formel sachgemäß berücksichtigt werden. Um den Wasserstand der Elbe bei Barby auf zwei Tage vorauszusagen, wird eine Formel benutzt, in welcher die Pegelstände der Elbe bei Dresden von den vier Tagen, die dem Tage der Vorherverkündigung vorausgegangen waren, ferner die Pegelstände der Mulde bei Eilenburg von zwei Tagen und die Pegelstände der Saale bei Trotha von zwei Tagen zur Berücksichtigung gebracht sind. Zur Vorausbestimmung der in Paris zu erwartenden Seinewasserstände werden die telegraphisch gemeldeten Pegelstände von acht Nebenflüssen in Rechnung gestellt. Wenn man für die Vorherverkündigung nur je eine einzige Tagesablesung der stromaufwärts gelegenen Pegel beachten würde, so könnten die vom jeweiligen Stadium des Wachstums der Flutwelle abhängigen Variationen nicht in den Kalkül eingeführt werden. Die berechneten Wasserstände würden nur für den Beharrungszustand gelten, sie würden dagegen zu große oder zu kleine Werte annehmen, wenn zur Zeit der Wasserstandsmeldungen das Hochwasser an den oberhalb liegenden Pegeln im Abnehmen oder im Anwachsen begriffen war.

Derartige Vorausbestimmungen sind von großer Wichtigkeit für die Verteidigung der Deiche, für die Bergung der im Überschwemmungsgebiete befindlichen Ernteerträge, eventuell sogar für die Rettung von Menschenleben. Wenn es gelingen könnte, an Stelle der empirischen For-

meln, die bei der sorgfältigsten Aufstellung immerhin nur für normale Verhältnisse genau richtig sind, aus dem Studium der zwischen Regenfall und Hochflut bestehenden Beziehungen, sowie aus dem Studium der für den Verlauf der Flutwellen gültigen Gesetze einfache Regeln abzuleiten, welche die Eigentümlichkeiten jedes einzelnen Hochwassers zu berücksichtigen gestatten, so wäre ein wichtiger Schritt zur Bekämpfung der Hochwassergefahren geschehen, der segensreicher wirken müßte als alle Versuche, durch Gräbchen und Weiherlein im Quellgebiete der Riesengewalt einer Hochflut Zwang anzuthun.

Noch schwere Arbeit ist zu bewältigen, bevor jenes Ziel ins Auge genommen werden kann. Für viele Fragen, die sich dem hydrologischen Forscher entgegenstellen, ist die Lösung zwar angebahnt, aber nicht vollendet. Die Untersuchungen über das höchst verschiedenartige Verhalten der einzelnen Bodenarten und Gesteine in Bezug auf die Versickerung des Regenwassers sind keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Man hat in Frankreich die geologischen Karten zur Charakterisierung der Versickerungsfähigkeit der Landesoberfläche zu benutzen versucht, nicht immer mit dem gewünschten Erfolg. Wenn beispielsweise ganz allgemein die Keuper- und Liasformationen als undurchlässig, die oberen Juraformationen dagegen als durchlässig angesehen werden, so mag dies wohl in vielen Fällen richtig sein, in vielen Fällen aber auch falsch. Es kommt nicht allein auf die geologische Formation an, sondern ebensoviel auf die specielle Gesteinsart, auf die örtliche Schichtenlage, auf den Grad der Verwitterung, kurzum auf eine Fülle von Besonderheiten, die sich nur zum kleinsten Teil aus der geologischen Karte ablesen lassen.

Sehr wesentlich ist die Beschaffenheit des Bodens, der die einzelnen geognostischen Gebilde, den Untergrund, bedeckt. Trotz der großen Mannigfaltigkeit und verschiedenartigen chemischen Zusammensetzung der Gesteine ergeben sich als Zersetzungsprodukte im wesentlichen stets Thon-, Lehm- oder Sandboden, Kalk-, Mergel- oder Humusboden, Kiesel oder Gerölle. Die Grenzen der einzelnen Bodenarten fallen mit denen der Gesteinsarten, welche den Untergrund bilden, stets zusammen, wenn die Zersetzung am Orte selbst stattgefunden hat. Dagegen lagern in den Thälern und Schluchten oft ausgedehnte und mächtige Schwemmlandmassen, die in keinem Zusammenhange mit dem Untergrunde stehen, sondern durch die Wirkung des Wassers dort hingetragen sind. Auf den neuen Karten der preußischen geologischen Landesanstalt ist die Beschaffenheit und Dicke der Oberkrume gleichzeitig mit der Formationsbezeichnung des Untergrundes eingetragen. Derartige Karten eignen sich zwar erheblich besser für die Abschätzung der Versickerungsfähigkeit als solche, die nur die Formationsgrenzen erkennen lassen. Ein richtiges Bild kann man jedoch nur gewinnen, wenn zugleich die Oberflächengestaltung und die Schichtung, sowie die Bodenkultur und Vegetationshülle mit in Betracht gezogen werden.

Das Verhältnis zwischen der Regenmenge und dem zum Abfluß gelangenden Teile derselben hängt jedoch nicht ausschließlich von dem Durchlässigkeitsgrade des Bodens und seines Untergrundes ab. Eine sehr wichtige Rolle spielt die Jahreszeit, von deren durchschnittlicher Temperatur die Verdunstung in hohem Maße beeinflußt wird, sowie die Neigung der Oberfläche. Der sofortige Abfluß wird beschleunigt auf steilen Hängen, wogegen auf ebenen Flächen die Versickerung Vorschub erfährt, wenn der Boden auf größere Tiefen durchlässig, und die Verdunstung, wenn er undurchlässig ist. Wie hoch der Verlust durch Verdunstung steigen kann, ist wiederholt an Kanälen und Sammelbecken zur Aufspeicherung des Kanalspeisewassers unmittelbar beobachtet worden. Es hat sich ergeben, daß in den Sommermonaten fast der gesamte Niederschlag, wenn ihm die Möglichkeit der Versickerung und des Abflusses abgeschnitten ist, in Dampfform verloren geht. Obgleich während der

Wintermonate in Centraleuropa geringere Regenmengen als in der warmen Jahreszeit fallen, so verursachen die Sommerregen doch selten Hochfluten von gefährlicher Höhe, und zwar nur in kleineren Flüssen oder in solchen Strömen, deren Gebiet großenteils aus steilem Bergland mit undurchlässigen Bodenarten besteht

Die rasche Anschwellung der Hochwässer wird häufig durch den sofortigen Abfluß des auf undurchlässige Steilhänge fallenden Regenwassers bedingt. Die durchlässigen Schichten halten die Niederschläge etwas länger zurück, so daß ihr allmählicher Abfluß die Dauer des Hochwassers vermehrt und dem abfallenden Äste der Flutwellenlinie eine langgezogene flache Form giebt. Wiederholte chemische Untersuchungen des Seinewassers während der Hochflut vom März 1876 haben ergeben, daß der Salpetersäuregehalt gegen Ende der Hochwasserzeit mehr und mehr zunahm, weil das aus den durchlässigen Schichten kommende Wasser dort viele salpetersaure Salze ausgelaugt hatte.

Das Verhältnis zwischen Abflußmenge und Regenmenge ist im allgemeinen für durchlässigen Boden größer wie für undurchlässigen. Der Abfluß ist im Anfang weniger intensiv, aber viel nachhaltiger. Ferner ist die Verdunstung, besonders im Sommer, weit geringer. Am kleinsten wird jenes Verhältnis auf flachgeneigten Landstrecken, deren Untergrund undurchlässig ist. Bevor die weite Ebene der „Landes" von Gascogne künstlich entwässert wurde, blieb das in den 30 bis 40 cm dicken Sandboden während des Winters einfallende Regenwasser auf einer wasserdichten Konglomeratschicht stehen, ohne versickern zu können, bis die Sonnenglut des Sommers den letzten Tropfen verdunstet hatte.

Schließlich schwankt die Versickerungsfähigkeit und das Verhältnis zwischen Abfluß und Verdunstung der Niederschläge in erheblichem Grade mit ihrer absoluten Menge sowie mit ihrer Intensität. Man kann im großen Durchschnitt rechnen, daß die Ströme Deutschlands und Frankreichs etwa ein Drittel der jährlichen Regenmenge in das Meer tragen. Zwei Drittel der Regenmenge treten als Wasserdampf in die Atmosphäre zurück. Diese Mittelwerte ändern sich jedoch sehr bedeutend je nach dem Wasserreichtum der einzelnen Jahre. In niederschlagsreichen Jahren nimmt die Abflußmenge nicht nur absolut, sondern auch relativ zu, weil bei der häufig stattfindenden Bewölkung des Himmels die Sonne weniger kräftig auf den feuchten Boden einzuwirken vermag und weil die Luftfeuchtigkeit durchschnittlich sehr groß ist, die Verdunstung also erschwert wird. Im Gebiete der oberen Saone hat zum Beispiel das Verhältnis zwischen Abflußmenge und Regenmenge im Mittel des Jahrzehnts von 1858 bis 1867 etwas über 38 Proc. betragen, dagegen in dem sehr trockenen Jahre 1858 nur 23 und in dem durch starke Regenfälle ausgezeichneten Jahre 1867 mehr als 51 Proc. Eine ebenso große Rolle spielt die Intensität und Dauer der Niederschläge, da die Aufnahmefähigkeit des durchlässigen Bodens keineswegs unbegrenzt ist. Wenn seine Poren angefüllt sind, so gelangt das später aufschlagende Wasser zum sofortigen Abfluß. Daher zeigt sich mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit, daß bei den Hochfluten weit größere Regenmengen abgeführt werden, als man unter Zugrundelegung des für den Strom ermittelten Durchschnittsverhältnisses erwarten sollte. Dies Verhältnis beträgt zum Beispiel für das oberhalb Paris gelegene Seinethal 33 Proc., während bei großen Hochfluten 45 bis 50 Proc. des Niederschlags, der sie verursacht hat, zum Abfluß gelangen. In kleineren Bezirken äußert sich dieser Umstand noch deutlicher. Beispielsweise sind in dem Niederschlagsgebiete des Sammelbeckens von Montaubry, unweit von Creuzot, während der regnerischen Monate Januar bis März 1867 nahezu 84 Proc. der Regenmenge abgeflossen, obgleich das durchschnittliche Verhältnis nur 26 Proc. beträgt.

Der Zusammenhang zwischen Nieder-

schlag und Abfluß, zwischen Regenfall und Hochflut ist so ungemein innig, daß die Gesetze ihrer Entstehung und ihres Verlaufs gemeinsam erforscht werden müssen. Schwierig und zahlreich sind die Rätsel, deren Lösung der hydrologischen Wissenschaft noch vorbehalten bleibt. Aber die Wege sind vorgezeigt, die zu ihrer Entzifferung führen. Es kann und wird gelingen, Klarheit zu verschaffen über die Eigenart der einzelnen Niederschlagserscheinungen in Bezug auf Intensität, Ausbreitung und Wanderung. Es kann und wird gelingen, die Beziehungen zu ergründen, welche zwischen Versickerung, unmittelbarem Abfluß und Verdunstung bestehen, je nach der Beschaffenheit der Oberkrume und des Untergrundes, je nach der Oberflächengestaltung und nach der Jahreszeit, endlich je nach der Menge und Stärke der Niederschläge. Wenn die Entstehung der Regenfälle und der Verbleib des Regenwassers klargelegt wird, so ist gleichzeitig die Abhängigkeit der Hochfluten vom Niederschlage und von den meteorologischen Ereignissen nachgewiesen.

Nach zwei Richtungen würden die Errungenschaften der hydrologischen Wissenschaft zu verwerten sein: erstlich zur Vorausverkündigung der zu erwartenden Hochfluten, sodann zur sorgsamen Prüfung der Vorschläge, welche auf eine Vorbeugung der Hochwässer hinzielen. Diese Vorschläge beziehen sich auf die Verzögerung des Abflusses der Niederschlagsmengen im Quellgebiete und auf Entfernung der eine Stauwirkung im Hochwasserbett hervorrufenden Ursachen im unteren Laufe der Ströme. Die zum erstgenannten Zwecke erdachten Mittel sollen eine Zurückhaltung des Regenwassers ermöglichen durch Begünstigung der Versickerung im durchlässigen oder durch Anlage von Sammelbecken im undurchlässigen Boden.

Die in Bezug auf den leichteren Abfluß des Hochwasserstromes aufgetauchten Ideen erscheinen berechtigt, soweit sie einen allmählichen Ausbau des Hochwasserbettes, eine nach und nach durchzuführende Geradelegung der Deiche und die Vermeidung der Neuherstellung von Abflußhindernissen anstreben. Ausnahmsweise kann die Anlage von Überläufen zur Entlastung ungewöhnlich großer Hochfluten durch Einlauf in besonders geeignete Polder ratsam sein. Die Umwandlung der Winterdeiche in Sommerdeiche wird sich in der Regel nicht ermöglichen lassen ohne schwere Eingriffe in wohlerworbene Rechte und nur mit Aufwendung bedeutender Kosten, deren Höhe die zu erwartenden Vorteile vielfach weit übersteigen würde. Zur Ausnutzung der im Hochwasser enthaltenen Düngstoffe empfiehlt sich die Anlage von Bewässerungskanälen, wo Gelegenheit zu ihrer leichten und billigen Herstellung geboten ist. Weitergehende Vorschläge, welche die Deichanlagen von Grund aus umgestaltet und die Vorländer nach rein theoretischen Gesichtspunkten zugerichtet wissen wollen, schießen weit über das Ziel hinaus und müssen an der Unmöglichkeit scheitern. Eine Umkehr auf dem in Deutschland beschrittenen Wege zur Regulierung der Wasserläufe ist nicht erforderlich. Die erste Aufgabe unserer Strombaumeister besteht in dem Ausbau des Niedrig- und Mittelwasserbettes der großen Flüsse. In zweiter Linie muß der oft nur in beschränktem Maße durchführbare Ausbau des Hochwasserbettes in Frage kommen. Die Regulierung der kleineren Flüsse darf in ausgedehntem Maße erst begonnen werden, wenn durch eine vorgeschrittene Korrektion der Hauptströme die unbedingt notwendige Vorflut gewonnen ist. Eine konsequente Verfolgung unseres zur Zeit üblichen Korrektions- und Regulierungssystems wird zweifelsohne zur Erniedrigung der Hochwasserstände, zur Verminderung der Eisstopfungen und somit auch zur Verminderung der Hochwassergefahren in erheblichem Maße beitragen.

Der Gedanke, mit Hilfe von künstlichen Sammelbecken den Überfluß an Regenwasser aufzuspeichern, um hierdurch die Hochfluten abzuschwächen und während der Trocknis die aufgesammelten Massen auszunutzen, hat sich als unausführbar

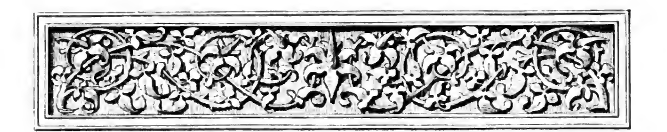
erwiesen. Die Anlage einer sehr großen Zahl von kleinen Sammelweihern würde für die Unterdrückung der Hochfluten wenig oder keinen Nutzen, für die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes dagegen unberechenbare Nachteile mit sich bringen. Der Einfluß, den die natürlichen Sammelbecken auf die Gleichmäßigkeit des Wasserabflusses ausüben, wird häufig weit überschätzt. In gleichem Maße übertreibt man daher die Befürchtungen, daß die Trockenlegung von Seen und Sümpfen eine Steigerung der Hochwässer herbeiführen möchte. Dies wäre nur der Fall, wenn nicht gleichzeitig für die Verbesserung der Vorflut durch den Ausbau der Flüsse Sorge getragen würde. Eine Beschleunigung des Abflusses aus den zur Versumpfung neigenden Ländereien muß für den Wohlstand und das Wohlbefinden der Bevölkerung von größtem Vorteil sein.

Auch die Einwirkung des Waldes auf die Verringerung der Hochwassergefahren wird oft zu hoch angeschlagen. Der schädliche Einfluß des Abtriebs der Wälder hat sich hauptsächlich an steilen Berghängen geltend gemacht, deren durchlässiger Boden abgespült worden ist. Ebensowenig wie die Entwaldung der Gebirge und Hochflächen in allen Fällen eine Zunahme der Hochfluten nach sich zieht, ebensowenig ist die ausgedehnte Bewaldung der Stromgebiete ein Schutz gegen die Ausbildung von Hochfluten. Die ausgleichende Wirkung der Wälder, bei mäßigen Niederschlägen höchst segensreich, versagt bei heftigen Regenfällen von langer Dauer vollständig. Die Beihilfe von Sickergräben, Wassermulden und von ähnlichen für die Zwecke der Forstkultur sehr nützlichen Mitteln ist auf die Zurückhaltung der gewaltigen Niederschlagsmassen, deren rascher Zusammenfluß eine Hochflut erzeugt, ohne nennenswerten Einfluß. Von der Wiederbewaldung oder Berasung kahler Bergländereien darf man sich für die Bekämpfung der Hochwassergefahren nur ausnahmsweise einen großen Erfolg versprechen. Für unsere deutschen Verhältnisse spielt die Waldfrage bei der Auswahl des Rüstzeuges zur Abschwächung der Hochfluten keine Rolle.

Die in vorstehendem erwähnten Vorschläge, deren Durchführung die Hochwassergefahren angeblich beseitigen soll, sind hierzu nicht geeignet. Eine „regelmäßige Wasserwirtschaft“, nämlich ein wohlbemessener Ausgleich des zeitlich und örtlich auftretenden Mangels und Überflusses an Wasser ist unthunlich. Inwiefern die vorgeschlagenen Mittel in anderer Beziehung auf die Wasserwirtschaft günstig einwirken können, muß in jedem einzelnen Falle die hydrologische Untersuchung lehren.

Die Vorausverkündigung der zu erwartenden Hochwässer, und zwar sowohl ihrer Höhe als auch ihrer Dauer, wird rechtzeitige Vorkehrungen zur Rettung der auf den Vorländern befindlichen Wertgegenstände und zur Verteidigung der bedrohten Deiche möglich machen. Durch die wissenschaftliche Erforschung der Gesetze, welche die Entstehung der Regenfälle und die Ausbildung der Hochfluten regeln, wird es gelingen, die Kronenhöhe und Stärke der Schutzdämme richtig zu bemessen, die Durchflußweiten der Stromengen und Brücken zweckentsprechend zu ermitteln, sowie die Grundlagen für einen rationellen Ausbau des Hochwasserbettes bei thunlichster Schonung der bestehenden Verhältnisse zu beschaffen.

Die menschliche Kraft ist zu schwach und klein, um elementare Gewalten zu vernichten. Wohl aber ist es erreichbar, ihren Gefahren vorzubeugen, wenn die Wissenschaft Bahn und Wege anweist, wenn diese Wege verfolgt werden mit Thatkraft und Entschlossenheit, wenn das Vertrauen, daß sie zum Ziele leiten, erhalten bleibt. In diesem Sinne ist der Kampf zu führen gegen die Hochfluten der Ströme.



Kaffee.

Von

Gerhard Rohlfs.



Im gewöhnlichen Leben ist allgemein der Glaube verbreitet, Arabien, speciell Mokka und Umgegend, sei der Heimatsort des Kaffeebaumes. Ja, ganz kürzlich las man in einer hervorragenden Zeitung Deutschlands, Ceylon könne als die eigentlichste Heimat des Kaffees betrachtet werden. Mokka ist aber nicht einmal der Ort, wo der beste Kaffee wächst, geschweige die Heimat desselben. Wann der Kaffee nach Arabien verpflanzt wurde, können wir zwar nicht nachweisen, aber verpflanzt dorthin wurde er, und daß er nach Ceylon wie nach allen anderen außerafrikanischen Ländern importiert wurde, läßt sich geschichtlich erhärten. Die Heimat des Kaffees ist Afrika. Quer durch den Kontinent hindurch, von der Somaliküste an bis nach dem Atlantischen Ocean, wächst der Kaffeebaum wild und wird angebaut. Sein Gebiet liegt etwa in Afrika zwischen dem 8. und 12. Grad nördl. Br. als wildwachsender Baum. Aber eingeführt und angebaut, erstreckt sich jetzt auch in Asien und Amerika die Zone des Kaffees zwischen 25 Grad nördl. und südl. Br., und je nach lokalen klimatischen und anderen Verhältnissen wird diese Pflanze ein noch viel größeres Gebiet einnehmen können und thut es bereits.

Wildwachsend erreicht der Kaffeebaum die Höhe von 2 m. Zu den Rubiaceen gerechnet, sieht der Kaffeebaum fast aus wie ein Lorbeerbaum, doch sind die dunkelgrünen, oben glatten Blätter etwas größer. Die Blume ist weiß und gleicht der des Jasmin. Das Bäumchen ist immer grün. Durch Anpflanzung entwickelt sich der Kaffeebaum, welcher im wilden Zustand eher ein Strauch genannt werden kann, zu der ansehnlichen Höhe von 6 bis 8 m und wird gern in pyramidaler Form gezogen. Die Frucht, etwa 10 mm lang und fast ebenso breit, enthält, während sie von außen fleischig und, wenn reif, von rötlichem Aussehen ist, die Bohnen, welche je nach der Art — man kennt jetzt im ganzen an hundert verschiedene Kaffeesorten — etwas größer und kleiner sind. Die eine Seite ist erhaben, die andere flach und mit einer Längsrinne versehen für den in das Gehäuse hineinragenden Samenstrang. Jeder kennt übrigens die Kaffeebohne, so daß eine weitere Beschreibung vollkommen überflüssig ist, wie denn die in den größeren Städten wohnenden Leser in den botanischen Gärten wohl alle einen Kaffeestrauch oder Kaffeebaum gesehen haben dürften.

Es soll hier von den Bestandteilen der Kaffeebohne nicht die Rede sein. In jeder Chemie läßt sich darüber das Nötige nachlesen. Auch nur im Vorbeigehen soll erwähnt werden, daß der Kaffee wirkt durch seinen Tanningehalt, durch die empyreumatischen Öle und hauptsächlich durch den geringeren oder größeren Gehalt an Koffeïn oder Kaffeïn. Dies letztere, ein Alkaloïd, ist nun nicht nur im Kaffee, son-

dern auch im Thee, in Guaraná (Same der Paullinia sorbilis einer südamerikanischen Sapindacee) und am meisten in der Gora- oder Kolanuß (Sterculia acuminata) vertreten. Auch äußerlich hat der Gorabaum Ähnlichkeit mit dem Kaffeebaum. Während aber die Kaffeebohne im ungerösteten Zustande einen Geschmack hat, den man fast als fade bezeichnen kann, schmeckt die Goranuß aromatisch und hat einen an Süßholz erinnernden Nachgeschmack.

Die Güte der Kaffeebohnen hängt ab von dem mehr oder weniger großen Gehalt an Koffeïn. Während einige Sorten nur 0,5 Proc. enthalten, weisen Javakaffee und der sogenannte Mokka einen Gehalt von 2,5 auf. Der beste Kaffee ist unzweifelhaft der von der Somaliküste und den Gebirgsländern von Südabessinien kommende, welcher aber nie direkt in den europäischen Handel gelangt, sondern in Hodeida und in Mokka den Stempel als „Mokkakaffee“ erhält. Selbst der aus Kaffa, dem Lande, welches dem Kaffee den Namen gegeben hat, kommende Kaffee heißt nicht etwa „Kaffakaffee“, sondern wird in Mokka umgetauft und als solcher verkauft.

Durch Liebig* ist indes nachgewiesen, daß die in Java kultivierten Kaffeebohnen und annähernd auch der Ceylonkaffee ebensogut, das heißt so reich an Koffeïn sind wie der sogenannte Mokkakaffee. Und was die Hauptsache ist, daß die flüchtigen Öle von derselben guten Beschaffenheit sind. Das ist ein wesentlicher Punkt. Und gerade hierin unterscheidet sich der Brasilianer Kaffee von den ebengenannten, daß seine Essenzen, welche den Wohlgeruch und auch den Wohlgeschmack bedingen, nicht nur in ihm in geringerem Maße enthalten, sondern auch anderer Art sind. Wie hoch man aber bei manchen Stoffen die Essenzen in Bezug auf ihr Wesen veranschlagen muß, das lehrt am besten der Tabak. Seiner Zeit äußerte sich unser berühmter Chemiker Liebig dahin, daß, abgesehen vom Nikotingehalt, der Wohlgeruch der Havannacigarre ausschließlich durch die in diesem Tabak enthaltene Essenz bedingt sei und sich der Havannatabak gegenüber dem türkischen (welcher zu Cigarretten besonders verwandt wird) verhält wie etwa ein wohlschmeckender und bouquetreicher Wein zum Fuselschnaps. Eine solche Wahrheit darf man allerdings den Cigarrettenrauchern nicht sagen, denn das Cigarrettenrauchen gehört jetzt in Paris mit zum guten Ton. Und das genügt.

Ein sehr großer Unterschied besteht zwischen den besten und weniger guten Kaffeesorten nicht. Die Hauptsache ist die, daß man zu diesem Getränk Kaffeebohnen nimmt und sich nicht verführen läßt, zu einem sogenannten Kaffeesurrogat zu greifen. Denn Kaffeesurrogate giebt es nicht. v. Liebig hatte mich beauftragt, bei meinen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien ihm jedes Surrogat aufzukaufen und zuzusenden. Ich that es natürlich, aber unwandelbar bekam ich nach jeder Einsendung die Antwort: „Keine Spur von Koffeïn zu finden, das Eingeschickte hat nichts mit Kaffee gemein.“ Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Jeder Gegenstand ohne Ausnahme, welcher unter dem Namen Kaffeesurrogat in den Handel gebracht wird, hat auch keine einzige von den wirksamen Eigenschaften des Kaffees. Höchstens findet man in einigen zusammenziehende Stoffe, oder die brenzligen Öle erinnern von fern an das wohlduftende ätherische Öl des Kaffees. Alle, wie sie sich nennen, woraus sie bestehen, die in Frankreich so viel beliebte Cichorie, welche in Deutschland gezogen wird, oder der Eichelkaffee, oder der sogenannte Feigenkaffee, oder der aus Dattelkernen oder endlich, und das ist noch das beste Surrogat, der aus Spargelsamen bereitete — alle haben nicht das mindeste gemein mit der Kaffeebohne. Und wenn man diese Surrogate anpreisen hört als „Ersatz“ für Kaffee, so ist das

* Die „Monatshefte“ brachten seiner Zeit einen Aufsatz des berühmten Justus v. Liebig über „Kaffee“. Band XXI, S. 401.

Lug und Betrug. Man kann vielleicht ein nicht absolut gesundheitsgefährliches Gebräu daraus herstellen, aber Kaffee ist es nicht, und die belebenden anregenden Wirkungen, welche man nach dem Genusse des Kaffees verspürt, sucht man darin vergeblich.

Das aber bildet den Wert des Kaffees, daß er wie der Thee, wie Guaraná und andere einen Stoff enthält, von dem man nachgewiesen hat, daß er belebend auf die Funktion des Gehirns wirkt. Und nur darin liegt der Nutzen, keineswegs aber als ob Kaffee irgendwie einen Faktor hinsichtlich der Ernährung abgäbe. Ja, wenn man in Betracht zieht, daß er mit Milch gemischt oder mit Zucker gesüßt wird, dann ändert sich die Sache. Wenn man Brot dazu genießt oder gar, wie das in der östlichen Schweiz Sitte ist, zu dem mit Zucker gesüßten Milchkaffee Butter beimischt, dann wird das Ganze zum Range eines wirklichen Nahrungsmittels erhoben.

Während unzweifelhaft der Gebrauch des Kaffees aus dem Morgenlande stammt, zuerst in der eigentlichsten Heimat des Kaffeebaumes, in Südabessinien (Schoa, Enarea, Kaffa u. s. w.), genossen wurde, dann in Arabien und von hier nach den übrigen Ländern Verbreitung fand, ist er in seinen Heimatländern nie Nationalgetränk geworden. Wenn man berichtet hat von den achtzig Schälchen Kaffee, die gewisse Araber während eines Tages trinken könnten, so ist das eben Fabel, und derjenige, der die ärmlichen Verhältnisse der Araber, Türken, Berber u. s. w. kennt, weiß, daß zum Trinken von zehn Tassen oder Täßchen bei diesen Völkern der Konsument schon ein vermögender Mann sein muß. Und wenn Jean Paul gesagt haben soll, der Kaffee mache feurige Araber, der Thee ceremonielle Chinesen, so ist das von ersteren jedenfalls nicht richtig. Denn von hundert Arabern dürfte kaum einer regelmäßig dem Genusse des Kaffees huldigen. Also von einem Einflusse des Kaffees auf das ganze Volk kann keine Rede sein.

Nationalgetränk — aber nirgends ausschließliches — ist aber der Kaffee bei den kultivierten Völkern geworden. Wie jedoch, je höher ein Volk in der Kultur steht, die Nahrungsmittel, die Getränke und die Genuß- und Reizmittel um so verschiedenartiger in Anwendung sind, so sehen wir, daß der Kaffee, weil die Kulturvölker den Gebrauch desselben zu spät kennen lernten, ihn nicht als ausschließliches Getränk annehmen konnten. Ein Volk kann wohl mehr oder weniger davon konsumieren, aber so wenig wie Thee, Schokolade, Wein, Bier u. s. w. das ausschließliche Getränk einer civilisierten Nation sein können, so wenig kann es der Kaffee. Nur ein Volk wie das der Marokkaner, welches eine Nationalspeise, das heißt eine solche, welche jede Familie, einerlei ob arm ob reich, täglich genießt: Kuskussu, würde im stande sein, auch ein Nationalgetränk zu haben. Aber die Marokkaner haben im allgemeinen kein solches, weil ihnen ihr Land nichts bietet. Die wenigen Reichen haben Thee als Nationalgetränk, dasselbe also, welches die Chinesen besitzen. In vielen Gegenden Innerafrikas findet man die sogenannte Busa oder Merissa (eine Art schlechten Bieres) als Nationalgetränk; aber stets ist unter solchen Völkern, wo ein einziges Getränk in Gebrauch ist, auch nur ein Gericht Essen in Gebrauch, oder es muß schon eine höhere Stufe der Gesittung erklommen haben, wie das Chinas, welches bei mannigfaltiger Nahrung außer Thee auch noch andere Getränke hat.

Wir haben gesehen, daß es keine Surrogate für Kaffee giebt. Aber die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß man dermaleinst die Hülsen, welche man jetzt wegwirft, verwertete, um Kaffeeextrakt daraus zu machen. v. Maltzan erzählt uns, daß in Südarabien die Araber „Gischr“, das heißt eine Abkochung aus Hülsen der Kaffeebohnen bereitet, tränken, und aus den Untersuchungen von Stenhouse* wissen

* v. Bibra: „Narkotische Genußmittel.“ Nürnberg. 1855.

wir, daß die Blätter des Kaffeebaumes mehr Koffeïn enthalten als die Bohnen selbst. Weshalb sollten also diese Blätter nicht verwertet werden können zur Bereitung von Kaffeeextrakt? Durch die Untersuchungen von Liebig ist nachgewiesen worden, daß die Kola- oder Goranuß ebenfalls mehr Koffeïn enthält als die Kaffeebohne. Weshalb sollte also dereinst zur Bereitung von Kaffeeextrakt diese Nuß nicht dienen können? Überhaupt möchte ich der Goranuß, die augenblicklich nur wild wachsend in Afrika gefunden und nur von den Negern genossen wird, noch eine große Zukunft vindizieren.

Man hat behauptet, Kaffeeextrakt hielte sich nicht, und es sei unvorteilhaft, ihn herzustellen. Das erstere ist unrichtig, das letztere ist wahr, insoweit es sich auf unsere Länder bezieht. Auf zweien meiner Reisen habe ich Kaffeeextrakt mit mir gehabt und ausschließlich von diesem meinen Kaffee bereitet. Und immer, wie ich ihn herstellte, kalt oder warm, war das Getränk vorzüglich. Freilich war der Extrakt aber auch bereitet von dem ersten Chemiker seiner Zeit: von Justus v. Liebig.

Dieser große Mann, dem die Welt den Fleischextrakt verdankt, interessierte sich lebhaft für meine Reisen. Ich hatte ihm 1866 von der Sierra Leone Goranüsse mitgebracht, welche er auf Koffeïn untersuchte und worin er jenen hohen Gehalt dieses Alkaloïds entdeckte.

Als ich meine Reise nach Cyrenaïka unternahm und später die britische Expedition unter Lord Napier nach Abessinien begleitete, war er es, der mich mit Kaffeeextrakt ausstattete, um eben dadurch die Haltbarkeit dieses neuen Präparates erproben zu lassen. Wo konnte dasselbe auch einer besseren Untersuchung auf Haltbarkeit unterworfen werden als in diesem Erdteil? In dem nicht nur die größten Hitzegrade zu erdulden sind, sondern wo man zugleich, wie z. B. in Abessinien, Wärmedifferenzen in einigen Stunden zu durchlaufen hat, die sich manchmal innerhalb 60 Grade bewegen. Denn in den Kollagegenden kann das Thermometer auf + 50 Grad steigen, während man am selben Tag auf der Deka mitten im Schnee eine Kälte von — 10 Grad erleben kann. — Nicht nur der Fleischextrakt, sondern auch der Kaffeeextrakt haben sich unter allen Umständen vorzüglich gehalten.

Liebig hatte allen Ernstes vor, in Südabessinien eine Fabrik für Kaffeeextraktbereitung anzulegen. Mit richtiger Folgerung meinte er, nur dort könne eine Kaffeeextraktfabrik rentierende Geschäfte machen, wo der Kaffee gleichsam nichts gelte. Denn hier in Europa würde z. B. eine Fleischextraktfabrik sich auch nicht rentieren können. Sie kann es nur da, wo man die Tiere der Häute wegen schlachtet, wo das Fleisch gar keinen Wert hat. So wenig Wert, daß man, ehe man daran dachte, Extrakt daraus zu bereiten, es einfach wegwarf. Auch die Vermutung Liebigs, der Kaffee habe in Südabessinien keinen Wert, war ziemlich richtig. Während der britischen Expedition kaufte man für einen Maria-Theresienthaler cirka sechzig Pfund vorzüglichen Kaffee. Ein Maria-Theresienthaler ist etwa vier Mark. Und dies war innerhalb des Bereiches der britischen Armee, also noch nördlich von der Zone, von welcher der Kaffee stammt. Aber augenblicklich in die Gegend einzudringen, wo der Kaffee wild wächst, wo er also in der That umsonst zu haben gewesen wäre, ist nicht möglich, und noch weniger, in derselben eine Fabrik zu errichten. Ja, selbst jetzt, wo doch an der Spitze Abessiniens ein Monarch steht, also anscheinend sich das Land in geordnetem regelrechtem Zustande befindet, möchte ich keinem raten, dorthin zu gehen, um ein Geschäft zu gründen.

Es fragt sich außerdem, liegt die Notwendigkeit vor, Kaffeeextrakt aus Bohnen zu machen? Dies glauben wir verneinen zu müssen. Der Kaffee, d. h. die Kaffeebohne, ist selbst gewissermaßen ein Extrakt, ein kleinstes der ganzen Pflanze, wie jedes Samenkorn ein Mittelpunkt der Pflanze ist, welches alle Eigenschaften derselben

konzentriert enthält. Ja, wenn es sich darum handelte, aus den Fruchthülsen der Kaffeebohne, den Blättern des Baumes, die Koffeïn enthalten, das Beste und Wirksamste zu extrahieren, dann würde das Machen von Kaffeeextrakt Sinn haben. Die Kaffeebohne läßt sich aber mit Leich



Kaffeebaum mit reifen Früchten.

tigkeit überall hintransportieren, brennen, mahlen oder stampfen, so daß das Mitführen von Extrakt kaum Erleichterung bietet.

Wie ist man aber zuerst auf den Gebrauch des Kaffees gekommen? Das ist eine Frage, welche, namentlich wenn man das: „wann" wurde der Kaffee zuerst in Gebrauch genommen, mit in Betracht zieht, schwer zu beantworten ist. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Thee, mit Guaraná, mit Koka, mit Gora — mit einem Worte mit allen Reiz- und Genußmitteln. Es ist dies um so bemerkenswerter, als wir, mit der Wissenschaft an der Hand, uns den allgemeinen Gebrauch des Kaffees jetzt erklären können. Wir können uns sagen: „weil der Kaffee direkten Einfluß auf die Thätigkeit des Gehirns, auf das Denken, ausübt"; aber davon wußten doch die, welche zuerst den Gebrauch des Kaffees einführten, nichts. Sie konnten nur durch die Praxis das Belebende und Anregende, welches das Kaffeetrinken im Gefolge hat, erproben.

Interessant ist daher, was die Araber

sagen, wie sie zuerst auf den Gebrauch des Kaffees gekommen seien:

Ein Hirt mit seiner Ziegenherde habe bemerkt, daß jedesmal, wenn er mit seinen Tieren nach einem Hügel gekommen, wo eine immergrüne Baumgruppe stand, diese von den Blättern der Bäumchen mit Vorliebe geweidet hätten und infolge davon sehr lustig und übermütig geworden wären. Diese Bäumchen waren die Kaffeepflanzen, und so aufmerksam gemacht, versuchte der Hirt auch von den Blättern die erheiternde Wirkung an sich zu erproben; und siehe da, auch der Hirt wurde lustig und vergnügt.

Das Rösten der Bohnen scheint nicht von Anfang an Sitte gewesen zu sein. Es hat mit der Entwickelung des Koffeïns nichts zu thun. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß man zuerst den Kaffee bereitete aus ungebrannten Bohnen. Daß dem so ist, wird uns von verschiedenen Reisenden bestätigt. Ich verweise nur auf den in Deutschland durch seine in der Diplomatie geleisteten Dienste so bekannten Abeken, welcher, als er mit dem berühmten Ägyptologen Lepsius eine Reise nach Oberägypten und Nubien unternahm, bei einigen Stämmen der Eingeborenen die Sitte fand, daß sie eine Abkochung aus ungebrannten Kaffeebohnen genossen. Abeken hatte eine solche Vorliebe für dies Getränk gefaßt, daß er, nach Deutschland zurückgekehrt, diese Art, den Kaffee zu bereiten, beibehielt, und Schreiber dieses erinnert sich, vor etwa zwanzig Jahren bei ihm auf solche Weise zubereiteten Kaffee getrunken zu haben. Schön oder, wie man in Süddeutschland sagt, gut schmeckte er nicht.

Die belebende Wirkung wird mit aus ungebrannten Bohnen gekochtem Kaffee ebensogut erzielt, denn das Koffeïn übt seine Wirkung auch in dieser Form aus. Aber der angenehme Geschmack fehlt, weil die Essenzen, die wohlduftenden und aromatisch schmeckenden Öle, erst durch das Brennen der Bohnen erweckt werden. Zu viel Brennen verflüchtigt die Öle.

Erst seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Kaffee bei den Arabern eingeführt. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde in Südeuropa der Gebrauch des Kaffees durch die Vermittelung der Venetianer eingebürgert. 1721 wurde das erste Kaffeehaus in Berlin eröffnet. 1750 wurde in Deutschland an allen Höfen und in allen vornehmeren Haushaltungen Kaffee getrunken. Im Anfang dieses Jahrhunderts war Kaffee in einer jeden deutschen Familie etwas Alltägliches.

Wie man in Deutschland für das Fremde schwärmt und eingenommen ist, dafür ist die Zubereitung des Kaffees ein recht merkwürdiger Beleg. Wie oft hört man den Ausruf: „Nirgends ist der Kaffee so gut wie in Karlsbad!“ oder: „Nur in den Cafés von Paris versteht man Kaffee zu bereiten!“ oder: „Der in diesem Berliner Kaffeehaus gekochte Kaffee schmeckt so gut wie der in einem Wiener Café bereitete!“ Über Geschmacksache läßt sich nicht streiten. Was der eine lieblich findet, hält der andere für abscheulich. Aber wenn man den Grundsatz festhält, daß der frisch „gekochte“ Kaffee, wie ihn Türken und Araber in der Levante, frei von allen Zusätzen, bereiten, der beste sei, dann muß man das Urteil fällen, daß der Kaffee, wie man ihn in den Pariser Cafés bekommt oder wie er in Wien gemacht wird, ein Getränk ist, welches mit dem ursprünglichen Absud der Kaffeebohne wenig mehr gemein hat. Das Pariser Getränk besteht nicht nur zur Hälfte aus Kaffeesurrogat,* sondern wird auch meist — je nach dem Bedarf — in großen Quantitäten stundenlang kochend erhalten. Von jenem bekannten wirklichen Kaffeegeruch merkt man denn auch absolut nichts. Von wirklichem Kaffeegeschmack ist keine Spur mehr vorhanden. Selbst die Farbe ist nicht dem Dekokt der Kaffeebohne entsprechend, sondern das „schöne, goldige Braun“ hervorgebracht durch Cichoriensaft oder an-

* Am 28. März brachte die Nordd. Allg. Ztg. in einer handelspolitischen Korrespondenz aus Paris eine Aufzählung aller unglaublichen Dinge, womit in Paris der „café“ bereitet wird.

dere Kaffeesurrogate, welche aber alle mit dem Kaffee nichts gemein haben als den usurpierten Namen. Von Deutschland, wo am meisten Cichorien gebaut wird, geht dieser Artikel vorzugsweise nach Frankreich; dasselbe konsumiert mehr Cichorien selbst eine Tasse sächsischen Blümchenkaffees mehr Koffeïn enthält als jenes bittersüße dunkelbraune Pariser Cichoriendekokt, aus dem man nur etwas Anregung erhalten kann, wenn man ein Gläschen Cognak zu Hilfe nimmt!



Kaffeezweig mit Blüten und Früchten.

als Deutschland und die skandinavischen Länder zusammen, ja kein anderes Land bezieht so viel und verbraucht so viel Cichorien wie Frankreich. Aber trotzdem, wie stolz ist man, sagen zu können: „Ich trank in Paris eine Tasse Kaffee, und nur in Paris versteht man Kaffee zu bereiten!“ — Armes Wesen! wenn du wüßtest, daß

Bei den Arabern und Türken wird der Kaffee „gekocht“, nachdem die dunkelbraun gerösteten Bohnen in einem hölzernen, manchmal aber auch eisernen Mörser vorher zu einem feinen Mehl zerstampft wurden. Stets wird nur nach Bedarf gekocht und der feine Satz, ähnlich wie bei der Schokolade, mit in das

Täßchen geschüttet. Darin stimmen alle überein, daß man nirgends besseren Kaffee trinkt als bei den Türken und Arabern. Selbst Brillat-Savarin, welcher aber bezüglich des Kaffees keineswegs kompetent ist, sagt: „Le café concassé à la turque a plus de saveur que le café moulu dans un moulin.“ Freilich, wenn die Pariser Cafétiers die Worte ihres großen Landsmannes beherzigten: „Laisser l'eau bouillante, surtout longtemps, en contact avec le café, est une hérésie, le préparer avec de l'eau de marc c'est assimiler son estomac et ses organes au tannage“, dann würden sie besseren Kaffee bereiten.

Der Kaffee muß „gekocht“, aber „schnell“ gekocht werden. Es ist daher zu bedauern, daß die Methode, welche in ganz Europa bis Ende der vierziger Jahre gäng und gäbe war, den Kaffee zu kochen und dann durch einen Filter durchzuseihen, verlassen worden ist. Die Methode, den Kaffee nur mittels Durchgusses zu bereiten, wie es beim Thee allerdings sein muß, ist deshalb verwerflich, als durch eine bloße Infusion die Stoffe, welche man beim Trinken des Kaffees genießen will: Koffeïn, die aromatischen Öle und selbst das Tannin nicht hinlänglich ausgezogen werden. In neuerer Zeit hat man sich denn auch wieder der Abkochung zugewandt durch Einführung der sogenannten Wiener Kaffeemaschinen.

Zum Schlusse soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß Kaffee keineswegs, wie man gemeiniglich annimmt, ein Digestiv ist, sondern das Gegenteil bewirkt. Die Sitte, nach dem Mittagsmahl eine Tasse starken Kaffees zu trinken, ist aber trotzdem nicht verwerflich, ebensowenig wie man Einsprache erheben kann gegen den Gebrauch des Kaffees im allgemeinen. Der Kaffee hat seit langem seine Feuerprobe bestanden, und als bester Beweis, wie der Konsum zugenommen hat, können die Zahlen sprechen: im Anfang dieses Jahrhunderts wurden von den nicht Kaffee produzierenden Ländern etwa eine Million Centner Bohnen, 1880 aber fünfzig Millionen Centner verbraucht.





Die gezwungene

Überwinterung Leigh Smiths auf Franz-Josephsland und seine Rettung.

Von

Emil Metzger.



Wenn auch das Feld, auf dem der kühne Seefahrer Entdeckungen machen kann, immer mehr beschränkt wird, so zeigt doch gerade wieder die Geschichte der letzten Jahre, daß nach Norden hin noch kein Abschluß stattgefunden hat und hier der menschliche Unternehmungsgeist allem Widerstand zum Trotz, den eine arktische Natur ihm entgegenstellt, wenn auch nach heftigem Kampfe, im stande ist, die Grenzen seines Eigentums weiter vorzuschieben. Es war am 30. August 1873, als die österreichische Polarexpedition an Bord des „Tegethoff“ ein bis dahin unbekanntes Land sah, dem sie den Namen „Franz-Josephsland“ beilegte. Wohl hatte man Berichte, daß in früheren Jahren in jenen Gegenden Land gesehen worden war, doch waren sie zu wenig verbürgt, um nicht nach und nach in Vergessenheit geraten zu sein. Kornelis Roule, ein holländischer Seefahrer, hatte in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts mit seinem Schiff eine Breite von 84 bis 85 Grad erreicht und war dort etwa vierzig Meilen weit in einen Sund gesegelt, hinter dem er offenes Wasser gesehen hatte. Auch ein gewisser Kapitän Gillis, der im Jahre 1707 nördlich von Spitzbergen segelte, behauptete, im Nordosten Land gesehen zu haben. Doch, wie gesagt, es blieb der österreichischen Expedition unter Payer und Weyprecht überlassen, auf jenem Lande die österreichisch-ungarische Flagge aufzupflanzen und dasselbe nach dem Namen ihres Monarchen zu taufen. Ihre großen Leistungen sind bekannt; die Expedition unter Payer drang bis $82^1/_2$ Grad nördl. Br. auf Schlitten vor und bestimmte die Umrisse des Landes bis zu 83 Grad durch Peilungen und Messungen. Der „Tegethoff“, der im Eise festsaß, mußte aufgegeben, der mühevolle Rückweg über das Eis angetreten werden. Sechsundneunzig Tage dauerte die Schlittenfahrt, dann erreichte man offenes Wasser, und am 24. August 1874 wurde die Mannschaft durch ein russisches Schiff aufgenommen. Später glückte es dem Holländer de Bruijne mit dem „Willem Barents“ 1879, im offenen Wasser nach Franz-Josephsland zu gelangen. Im nächsten Jahre befand sich Leigh Smith, ein reicher Engländer, mit seinem Schiff, der „Eira“, im Polarmeer. Er hatte die Absicht, Jan Mayen zu besuchen, konnte jedoch wegen ungünstiger Eisverhältnisse seinen Plan nicht ausführen, weshalb er nach der Nordspitze von Spitzbergen Kurs setzte. Bald jedoch hörte er von zwei Walfischfängern, denen er begegnete, daß auch dort wenig Aussicht auf Durchdringen sei, weshalb er sich an der südlichen Eiskante hielt, um bei günstigen Eisverhältnissen zu versuchen, nach Franz-Josephsland durchzudringen. Wirklich begleitete ihn das Glück, er drang in das Eis ein und bekam nach sechs Tagen, wäh-

rend welcher er seinen Weg durch einen Streifen offenen Wassers verfolgt hatte, am 14. August Franz-Josephsland in Sicht. Hier konnte er mit seinem Schiffe der Küste folgen und den Entdeckungen Payers und Weyprechts neue zufügen; als die Eismassen ferneres Vordringen unmöglich machten, trat er am 30. August den Rückweg an und kam am 24. September nach Hammerfest.

Bei dieser Reise hat Leigh Smith nach dem Urteil aller Sachverständigen ein ganz außerordentliches Glück gehabt, und dies scheint mit Veranlassung gewesen zu sein, daß er im folgenden Jahre den Zug wiederholte, um seine Entdeckungen womöglich fortzusetzen; sein Schiff wurde am 10. Juli 1881 auf 71 Grad 45 Min. nördl. Br. und 50 Grad 30 Min. östl. Länge zuletzt gesehen.

Wenn nun auch an und für sich eine Überwinterung nicht mehr für so gefährlich gehalten wird, wie dies in früheren Zeiten der Fall war — so manche traurige Erfahrungen haben uns mehr und mehr in stand gesetzt, die nötige Vorsorge zu treffen, um auch während des langen Winters der Polarländer die Gesundheit zu erhalten —, so erwachte bald die Angst um Leigh Smith und seine Mannschaft, da sie nur sehr ungenügend für eine Überwinterung vorbereitet waren, und was das schlimmste war, sie hatten nur für ein Jahr Lebensmittel bei sich, so daß man voraussetzen mußte, die Mannschaft werde, wenn sie auch die Gefahren des Polarmeeres überstanden hätte, notwendigerweise auf dem Rückweg mit den größten Gefahren und Entbehrungen zu kämpfen haben.

Die englische geographische Gesellschaft bat unter Hinweis auf die Verdienste, welche Leigh Smith sich um die Wissenschaft erworben hatte, die Admiralität, eine Expedition auszuschicken, um ihn aufzusuchen. Diese Bitte wurde nicht erfüllt und nur eine gerade nicht bedeutende Beihilfe (100 000 Mark, der die geographische Gesellschaft noch 20 000 Mark zufügte) für diesen Zweck zur Verfügung gestellt; den übrigen Teil der Kosten garantierte Herr T. V. Smith, ein Bruder des vermißten Polarreisenden. Die Herren Nares, Young und T. V. Smith traten an die Spitze des Komitees, welches sich gebildet hatte, um Schritte zur Aufsuchung L. Smiths zu thun, und setzten sich mit den Herren Payer, Jansen und Nordenskiöld in Verbindung, um deren Ansicht über die vermutliche Lage Smiths zu vernehmen und mit Rücksicht hierauf die Instruktion für das Schiff, welches ihn aufsuchen sollte, festzustellen. Die Briefe der ebengenannten drei Polarforscher, in denen sie die Fragen des Komitees beantworteten, wurden in der Times abgedruckt. Wenn man sich auf Grund derselben die Lage Smiths deutlich zu machen suchte, so mußte man sich gestehen, daß dieselbe sehr bedenklich und daß er nur geringe Chancen auf Rettung hatte. Am deutlichsten sprach sich Nordenskiöld über das, was mutmaßlich geschehen war, aus, wie er denn auch die Sachlage noch im günstigen Lichte sah. Zur Aufsuchung wurde der Walfischfahrer „Hope“, ein Dampfschiff von fünfhundert Tonnen, bestimmt und sowohl mit Lebensmitteln als auch mit Eisbooten, Schlitten u. s. w. reich ausgestattet. Als leitender Grundsatz wurde aufgestellt, daß das Schiff sich nie der Gefahr aussetzen dürfe, im Eise eingeschlossen zu werden; nach diesem Grundsatz mußte man ganz davon absehen, einen Versuch zu machen, L. Smith und seinen Begleitern direkt Hilfe zu bringen, man mußte ihm selbst und seiner wackeren Mannschaft das eigentliche Rettungswerk überlassen und sich darauf beschränken, ihren Rückzug zu erleichtern. Nach den letzten Nachrichten über die „Eira“ mußte man vermuten, daß sie wieder nach Franz-Josephsland gegangen sei, doch war dies immerhin nur eine Mutmaßung, da L. Smith sich über seine Pläne nicht ausgelassen hatte. Aufgabe der „Hope“ war es daher hauptsächlich, auf der Küste von Nowaja Semlja Lebensmittelvorräte niederzulegen und Signale zu errichten, um so der etwa über das Eis zurückkehrenden Mann-

schaft der „Eira“ auf ihrem Zuge jede mögliche Erleichterung zu verschaffen, wenn es ihr gelingen würde, diese Küste zu erreichen; außerdem sollte sie am Südrande des Eises kreuzen, um die möglicherweise in Schlitten über dasselbe sich zurückziehende Bemannung aufzunehmen. Da sich eine schwedische Polarexpedition nach Spitzbergen begab und dort ein zum Überwintern bestimmtes Haus vorhanden ist, wurde es nicht für nötig gehalten, auch dort Vorräte niederzulegen und andere Maßregeln im Interesse der Verunglückten zu nehmen. Ihre Reise nach Franz-Josephsland auszudehnen, war der „Hope“ nur für den Fall erlaubt, daß sie ganz eisfreies Wasser treffen würde; in diesem Falle sollte sie an der Küste kreuzen und dort Vorräte und Nachrichten über die Lage der anderen Depots niederlegen.

Die „Hope“ segelte am 22. Juni von Peterhead und vollendete ihre Ausrüstung für die Polarreise in Norwegen; hier kam noch ein zweites Schiff, die „Kara“ (mit Sir Henry Gore Booth und Mr. Grant), als Tender hinzu. Die weitere Reise war nicht glücklich. Sir Allen Young erreichte nach einer stürmischen Fahrt Nowaja Semlja, wo er zwei Depots anlegte; da er sein Schiff möglichst nahe an der Küste hielt, um jede zurückkehrende Truppe zu bemerken, lief die „Hope“ unglücklicherweise auf eine blinde Klippe, auf welcher sie vierundzwanzig Stunden lang unter heftigem Stoßen festsaß und von wo sie erst mit Mühe loskam. Obwohl ziemlich beschädigt, hatte das Schiff doch keinen Leck bekommen. Man ging nach Altgläubigenbai, um zu reparieren, und traf dort das holländische Forschungsschiff „Willem Barents“, dessen Zimmermann die Reparatur an der „Hope“ den 2. August beendet hatte. Am Morgen des 3. August segelte der „Willem Barents“ weiter; er wollte seinen Weg an der Küste Nowaja Semljas entlang nehmen, um den Versuch zu machen, längs der Nordspitze der Insel in das Kara-Meer einzudringen. Man war auf der Höhe von Kap Matoschkin, als man heftig schießen hörte; erst glaubte man, daß diese Schüsse von russischen Jägern abgegeben worden seien, aber bald sah man mit dem Fernrohr viele Menschen am Strande, weshalb der „Willem Barents“ sich näherte und seinen Anker fallen ließ. Jetzt kam ein Boot auf das Schiff zu, und mit unaussprechlicher Freude erkannte man den Namen „Eira“ auf demselben. Die neun Mann, welche sich in der Schaluppe befanden, unter ihnen Leigh Smith selbst, wurden, so gut es die Verhältnisse erlaubten, an Bord bewirtet, dann brachte der Kommandant des „Barents“ selbst Leigh Smith an Bord der „Hope“, die besser zur Aufnahme der Bemannung der „Eira“, welche sich ohne eine einzige Ausnahme gerettet hatte, geeignet war. Es war die höchste Zeit! Die Boote hatten nur noch für drei Tage Proviant. Am 2. August abends war die Mannschaft der „Eira“ in vier Booten in Matoschkinschar angekommen, hatte jedoch wegen nebliger Luft die ankernden Schiffe nicht sehen können.

Gehen wir zunächst um ein Jahr zurück. Am 14. Juni 1881 hatte die „Eira“ Peterhead verlassen und traf bald auf das sehr südlich liegende Eis, dessen Beschaffenheit so war, daß kein Versuch, in dasselbe einzudringen, vor Mitte Juli gemacht werden konnte. Am 23. Juli näherte man sich der Küste von Franz-Josephsland und fuhr an derselben bis fünfzehn Meilen am Kap Ludlow entlang. Die Eisverhältnisse waren ungünstig, ein weiteres Vordringen nach Norden unstatthaft; man ging also nach Gray-Bai zurück, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Am 7. August wurde das Schiff am Landeis in der Nähe von Bell-Insel festgelegt und dort auf der Küste ein Vorratshaus erbaut. Am 15. August machte man einen Versuch, in östlicher Richtung vorzudringen, und da dies nicht glückte, wurde das Schiff bei Kap Flora festgelegt. Am 21. August wurde die „Eira“ sehr stark durch das Eis gepreßt, und in ein paar Stunden war ihr Geschick besiegelt. Etwa um zehn Uhr morgens wurde ein Leck entdeckt, alles eilte an die Pumpen, auch

die Dampfpumpe wirkte; doch bald schwand jede Hoffnung, das Schiff zu retten. Mit Mühe gelang es, sechs Fässer Mehl und drei Centner Brot aus dem Schiffsraum zu bergen; das Wasser drang immer stärker in denselben ein; mit aller Anstrengung brachte man die Gemüsevorräte, welche in der Hinterkajüte lagen, die Kleider und Betten der Bemannung (nur zum Teil), die Boote, Waffen und Munitionsvorräte auf das Eis; kaum zwei Stunden, nachdem der Leck entdeckt worden war, mußte das Schiff aufgegeben werden; eben hatte der letzte Mann dasselbe verlassen, als die „Eira" in die Tiefe sank; einiges Holzwerk und ein junger Eisbär, der in einem Faß auf Deck lebte, tauchten wieder auf, alles andere hatte das eisige Naß verschlungen. So standen die fünfundzwanzig Menschen ohne Obdach, ohne genügende Nahrungsmittel an einer unwirtlichen Küste.

Zunächst wurde mit Hilfe der geretteten Segel auf dem Eise ein Zelt aufgeschlagen und das erste Mittagsmahl dort eingenommen; der Koch hatte einen Teil des für die Mannschaft bestimmten Puddings gerettet, dem wurde Brot zugegeben und Kaffee gekocht, was allerdings für fünfundzwanzig Menschen, die den ganzen Tag tüchtig gearbeitet hatten, eine ziemlich ungenügende Mahlzeit bildete. Doch man mußte sich zufrieden geben und sich an das Fasten gewöhnen, war doch der gerettete Mehlvorrat höchstens für drei Monate hinreichend! Am folgenden Morgen wurde alles auf das feste Land gebracht und das Zelt in der Nähe von Kap Flora wieder aufgeschlagen. Schon an diesem Tage hatte man zwei Bären geschossen, wodurch die Furcht vor Mangel an Nahrungsmitteln sehr vermindert wurde.

Über die Lage, in der man sich befand, brauchte man sich keine Illusionen zu machen, und man that dies auch keinen Augenblick; es war deutlich, daß man auf Franz-Josephsland überwintern mußte, weshalb man den Entschluß faßte, sich so gut wie möglich auf diesen gezwungenen Aufenthalt vorzubereiten. Aus Feldsteinen, deren Fugen mit Erde und Rasen verstopft wurden, fing man an, die Wände eines Hauses zu errichten; als Dach diente ein Segel, ein solches diente auch als Thür; einige Blechbüchsen, in denen Lebensmittel verpackt gewesen waren, wurden mit einem Deckel versehen und als Luftzüge durch die Decke gesteckt. Aus demselben Material waren auch fünfundzwanzig Teller verfertigt worden. Sechzehn Tage voller harter Arbeit waren nötig gewesen, um alle diese Einrichtungen zu vollenden, und während dieser sechzehn Nächte war die unter dem Zelte schlafende Mannschaft häufig der Gefahr ausgesetzt, durch Ströme von Regen weggespült zu werden, während die heftigen Stürme es wiederholt nötig machten, alle Kräfte aufzubieten, um das Zelt gegen dieselben zu schützen.

Als Nahrungsmittel diente Bären- und Walroßfleisch, welches mit Gemüse zusammengekocht und dreimal täglich ausgeteilt wurde; das Blut der geschossenen Bären suchte man womöglich für die Suppe zu benutzen, die dadurch sehr kräftig wurde. Das Fleisch wurde erst in kleine Stücke geschnitten und dann etwa drei Stunden lang gekocht; auf die drei täglichen Mahlzeiten wurden etwa zwölf Pfund Gemüse verteilt. Vom Oktober bis zum 1. Mai bekam jeder Mann täglich ein viertel Pfund Mehl, aus welchem Backwerk bereitet wurde. Am fühlbarsten machte sich der Mangel an Salz; Citronensaft, dies beliebte Mittel gegen den Skorbut, hatte man nicht retten können, dagegen etwas Rum, der täglich in kleinen Quantitäten an die Mannschaft ausgeteilt wurde. Die Speisen wurden im Hause bereitet; da man nur wenig Kohlen gerettet hatte, mußte man mit Speck und altem Tauwerk Feuer machen, so daß es eine gewisse Kunst erforderte, dasselbe so zu behandeln, daß der Aufenthalt im Inneren des Hauses durch den Rauch nicht unerträglich wurde; dies geschah trotz aller Kunstfertigkeit, wenn der scharfen Kälte oder des Schnees wegen die

Luftzüge hatten geschlossen werden müssen. Eine Abwechselung in dieses arktische Stillleben brachten die Besuche der Bären, die anfänglich manchen, der das Haus einmal verlassen wollte, sehr erschreckten. Um sich gegen diese Besucher zu sichern, mußte man jedesmal, wenn jemand das Haus verlassen wollte, die Hunde vorausschicken, die dann die Nähe der Bären durch ihr wütendes Gebell meldeten. Gegen Ende des Monats Oktober verrieten die Hunde die Nähe von Walrossen, und die Jäger hatten das Glück, sich einiger derselben zu bemächtigen. Dasselbe geschah im Januar. Drei mächtige Tiere wurden geschossen, und trotz einer Kälte von 70 Grad C. waren alle mit äußerster Anstrengung beschäftigt, das gewonnene Fleisch und Fett neben die Hütte zu schaffen. So war man im stande, der Mannschaft täglich eine große Fleischportion zu geben, was bis zur Mitte März dauerte, wo nur noch Fleischvorrat für vierzehn Tage übrigblieb. Nun wurde den Bären aufgelauert, und der günstige Stern, der die Unternehmung bis dahin begleitet zu haben schien, wurde ihr nicht untreu; ehe der Monat März abgelaufen war, hatte man acht Bären geschossen. Seit dem 28. Oktober hatte die Stille in der Natur zugenommen, die „geflügelten Freunde“ hatten sich entfernt; eine Schneeeule war die erste, die am 8. Februar zurückkam und die traurige Stille unterbrach; dann kamen nach und nach auch andere Vögel, die sich erst nur kurze Zeit aufhielten; als sich aber am 2. März eine große Rinne offenen Wassers gebildet hatte, war dieselbe bald von Rotgänsen und Eistauben besetzt. Am Ende desselben Monats kamen die Lohmen und hielten sich anfänglich nur wenige Tage auf den Klippen auf, dann entfernten sie sich wieder einige Tage lang; erst am 10. Juni ließen sie sich zum Nisten nieder, am 20. schon fand man drei Eier. Die Füchse belästigten die Kolonie den ganzen Winter hindurch; ihre Frechheit war so groß, daß sie sich beinahe nicht mehr vertreiben ließen; schließlich waren sie ganz zahm, so daß man am Ende unter sie schießen mußte, um sich ihrer zu entledigen. Auch die Bären waren ziemlich dreist, man sah ihrer etwa zwei in jeder Woche; sie kamen am Rande des Eises entlang, und wenn sie die Witterung des Hauses bekamen, gingen sie geradeswegs darauf los. Während des ganzen Winters wurde kein weiblicher Bär geschossen und auch vor der Abreise im Juni kein Bär gesehen, welcher Junge bei sich hatte. Die Walrosse zeigten sich am häufigsten, solange das Wasser offen war. Wie es scheint, halten sie sich auch im Winter im Wasser vorzugsweise da, wo es flach ist, auf; das Land scheinen sie nicht zu betreten, um zu überwintern. Neunundzwanzig Walrosse und sechsunddreißig Bären wurden die Beute der Jäger.

So ging der Winter vorbei, die Sonne erhob sich wieder über den Horizont und gewann neue Kraft; das Landeis streckte sich sieben bis acht Meilen weit in die See aus, die Walrosse und Bären hielten sich entfernt, wieder entstand Furcht vor dem Mangel an Nahrungsmitteln, doch ein tüchtiger Wind räumte in vierundzwanzig Stunden das Eis auf; die Walrosse tummelten sich zu Hunderten in dem offenen Meer. Ihrer fünf wurden getötet, um Lebensmittel für den gefahrvollen Zug, den man antreten wollte, zu bekommen. Am 21. Juni fuhren fünfundzwanzig Mann in vier Booten von Kap Flora ab; sie hatten für zwei Monate Vorräte bei sich. Man lief achtzig Meilen durch offenes Wasser, ohne eine Eisscholle zu sehen, dann kam man an den nördlichen Rand der Eisbarriere. Hier begannen die Mühseligkeiten. Die Boote waren zu schwer, um sie über das Eis zu schleppen, dessen höckerige Oberfläche auch zu viel Widerstand geboten haben würde. Tagelang war der Weg nach Süden verschlossen; endlich nach sechs langen Wochen hatte man den südlichen Rand des Eisgürtels erreicht (auf 73 Grad 20 Min. nördl. Br.) und wendete den Bug nun nach Nowaja Semlja. Mit guter südwestlicher Brise machte man

etwa fünf Knoten; die Brise wurde stärker, heftiger und verwandelte sich in einen Sturm, vor dem die Boote kaum noch laufen konnten. Ein starkes Gewitter überflutete die Reisenden mit Regenströmen und machte ihre Lage noch unangenehmer, und doch dachte niemand mehr der Beschwerden des Augenblicks, hatte man doch gegründete Hoffnung, Nowaja Semlja bald zu sehen. Wirklich lagen noch nicht vierundzwanzig Stunden, nachdem man das Eis verlassen hatte, die Boote wohlbehalten in Matoschkinschar. Gerettet! Man ging ans Land und richtete sich häuslich ein. Am folgenden Morgen sah man einen Schoner aus der Straße kommen; es war, wie oben schon erwähnt worden ist, der „Willem Barents“. Die Mannschaft der „Eira“ ging — es ist schon mitgeteilt — an Bord der „Hope“, mit welcher sie am 6. August Matoschkinschar verließ. Bis zum Nordkap hatte man günstiges Wetter, dann sprang ein heftiger Gegenwind auf, der sich in einen Sturm verwandelte, welcher bis zum 14. anhielt. Am 20. kam man in Aberdeen an; als die Mannschaft den vaterländischen Boden betrat, war es beinahe genau ein Jahr, daß man die „Eira“ verlassen hatte.

Der Gesundheitszustand der Bemannung ist fortdauernd günstig gewesen; einzelne kleine Wunden, die zu ihrer Heilung unverhältnismäßig viel Zeit erforderten, und ein Fall von Bronchitis werden gemeldet; im Frühjahr waren beinahe alle Leute schneeblind, doch wiewohl die Anfälle schmerzhaft waren, liefen sie im allgemeinen innerhalb achtundvierzig Stunden und ohne dauernden Nachteil für die Sehkraft der Kranken ab. Zwei Patienten waren während der ganzen Reise unter Behandlung: der erste Steuermann wegen einer Wunde am Arm, der zweite Steuermann wegen Lippenkrebs. Letzterer ist wenige Tage nach der Ankunft auf heimischem Boden gestorben. Während der Überwinterung und der ganzen Reise hat sich keine Spur von Skorbut gezeigt, und die Männer hatten trotz der nicht genügenden Ausrüstung im Frühling ein gesundes, blühendes Aussehen. Dies ist wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß man ganz nach der Weise des Landes und mit den Lebensmitteln, die dasselbe lieferte, zu leben genötigt war, wie denn auch Schwatka durch Annahme der Lebensweise der Eskimos bei seiner Expedition zur Aufsuchung der Reste Franklins so günstige Resultate erzielt hat.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind, da die Sammlungen von Pflanzen und Fossilien mit dem Schiffe zu Grunde gegangen und die Forschungen längs der Küste sich auf das schon bekannte Gebiet beschränkt haben, unbedeutend; sie beziehen sich eigentlich nur auf die Beobachtung des Tierlebens im (vorläufig) höchsten Norden und die Beobachtung einer größeren Kälte, als die österreichische Expedition aufgezeichnet hat. Dennoch darf diese Reise auch vom Standpunkt der Wissenschaft aus mit großer Genugthuung betrachtet werden. Einerseits nämlich ergiebt sich, daß das Aufsuchungskomitee auf Grund der wenigen positiven Angaben, die es über die Reise der „Eira“ besaß, richtig kombiniert hat, da Leigh Smith wirklich die Absicht hatte, die Rückreise längs der Linie auszuführen, wo man Lebensmittelvorräte niederlegen wollte, und dieser Umstand ist wohl im stande, den Polarforschern immer größeres Selbstvertrauen einzuflößen; andererseits aber hat sich gezeigt, daß eine solche Expedition, wenn sie vom Glück einigermaßen bevorzugt ist, trotz mancher ungünstigen Umstände und ungenügender Ausrüstung ohne Gefahr und Verlust überwintern kann, was mit Rücksicht auf die vielen Männer, die im hohen Norden im Interesse der Wissenschaft ein einsames Leben führen werden und um die sich so manches Herz bangt, ein Trost genannt werden darf.



Der alte Reuter.

Skizze aus alter Erinnerung

von

Gustav zu Putlitz.



Wer zurückblickt auf ein langes Leben, dem tauchen Gestalten auf in der Erinnerung, die unmöglich wären in jetzigen Tagen, und daran erkennt man den Wandel der Zeiten, ihre Entwickelung, ihre Ansprüche. Selbst das rein Menschliche, das Empfinden, scheint gewandelt, aber das ist nur scheinbar, denn Schmerz und Lust des Menschenherzens bleiben bestehen und folgen nur den veränderten Weltverhältnissen.

Ich will aus alter Kindererinnerung von einem Menschen erzählen, dessen Zeit einem früheren Jahrhundert angehörte und dessen Erscheinung nur hineinragte in die Tage, von denen ich aus eigener Anschauung berichten kann. Es betrifft einen Mann auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, den man mit Fug und Recht namenlos, heimatlos und besitzlos nennen konnte: einen Bettler von Profession, wie es keinen mehr giebt, aber als solcher anerkannt und für berechtigt angesehen; ein Leben ohne Genuß, aber auch ohne Ansprüche; die kargste Existenz, die denkbar ist, aber ohne Darben, auskömmlich gerade für so viel, als zum Atmen gehört; scheinbar zufrieden, fast wunschlos; unbeglückt, aber nicht unglücklich. Ich habe es bereits gesagt — der Mann war Bettler, die märkische Volkssprache nannte ihn einen Schnurrer, und es liegt ein Unterschied zwischen den beiden Bezeichnungen. Der Bettler fordert, der Schnurrer nimmt nur an, was man ihm unerbeten zukommen läßt; der erstere empfängt Almosen, der letztere lebt mit vom Überfluß anderer; jener erbettelt, was er gerade bedarf, dieser meint ein Recht zu haben, zu teilen, was die Stunde bietet. Der Bettler ohne Beine, der durch Jahrzehnte auf der spanischen Treppe in Rom kauerte und den Tribut der Reichen für sein Elend forderte, hat seinen Kindern gute Ausstattungen geben, ein nicht unbedeutendes Erbteil hinterlassen können; der Schnurrer in der Mark hat es nie zu einem Besitz gebracht, der die Bedürftigkeit des Augenblicks überschritt.

Ich sehe den Alten noch vor mir und würde ihn wiedererkennen, träte er mir nach mehr als einem halben Jahrhundert heute entgegen. Er kam oft, etwa alle vierzehn Tage, in das Dorf, auf den Herrenhof, auf dem ich meine Kindheit verlebte. Er kam so unbefangen zuversichtlich, als ob man ihn erwarte, mehr als ein willkommener Gast denn als ein ungebetener Aufdringling. Es verstand sich von selbst, daß er da war, und weshalb er da war, das brauchte er nicht zu sagen. So trat er in das herrschaftliche Haus wie in den Bauernhof oder in die ärmste Hütte. Überall fand er mehr, als er selbst besaß, und immer genug für das, was er gerade gebrauchte. Er nickte nur mit dem Kopf, und weiter begrüßte man

ihn auch nicht, höchstens daß es hieß: „Je, dor kümmt jo de oll Reuter!“ „Der alte Reuter“, so wurde er genannt, aber das war nicht sein Name, sondern nur seine Bezeichnung, denn den Namen wußte niemand, fragte ihm auch nicht nach, daß man ihn aber so nannte, das hatte seinen einfachen Grund. Er war früher Soldat gewesen und hatte bei den sogenannten „gelben Reutern“ gestanden, die in einer märkischen Provinzialstadt garnisonierten. Den siebenjährigen Krieg hatte er mitgemacht und auch nachher noch eine Zeit lang weiter gedient, obgleich er zum Reiten untauglich geworden war, denn eine feindliche Kugel hatte ihm den linken Arm zerschmettert, den ihm freilich ein ungeschickter Feldscher wieder angeheilt hatte, aber krumm, daß er die Zügel nicht mehr halten konnte. Das war alles, was man von seiner Lebensgeschichte wußte, und auch das nicht aus seiner Mitteilung, sondern vom Ansehen, denn er bewahrte noch immer eine militärisch stramme Haltung, und was dem Arm begegnet war, konnte danach jeder leicht erraten. Wenn man ihn gefragt hatte, wie er hieße, hatte er nur mit gleichgültigem Gesicht die rechte Schulter gezuckt, denn die linke war steif; fragte man nach seinem Alter, so zeigte er zweimal die zehn Finger und sagte: „Ich denke, die vier Stiege müssen wohl bald oder schon voll sein.“ Er rechnete nach dem Stieg, zu dem zwanzig Garben gehören; fragte man aber gar, wo er seine Blessur erhalten hätte, schüttelte er den Kopf, denn er wußte die Schlacht nicht zu nennen und sagte nur: „In Böhmen,“ wobei er mehreremal mit der Hand in die Ferne winkte, um anzudeuten, daß das sehr weit wäre. Er behandelte sich selbst ebenso objektiv als alle anderen, die ihn wie eine dritte Person den „alten Reuter“ nannten, und Weiteres über sich zu berichten, hielt er für überflüssig, und seine ganze Existenz überschritt nicht die Grenze des Notdürftigen.

Er war nun wohl über zwanzig Jahre in der Gegend, und viele waren schon erwachsen, die ihn als Kinder gekannt hatten. So war man an sein Kommen und Gehen gewöhnt und dachte nicht weiter über ihn nach. Für mich freilich, dessen erinnere ich mich sehr deutlich, hatte der alte Mann etwas Geheimnisvolles, und es interessierte mich jedesmal, wenn er auf den Hof geschritten kam. Deshalb ist mir auch sein Bild unverlöschlich in dem Gedächtnis geblieben. Er hatte eine hohe, noch immer kräftige Gestalt und ging für seine Jahre bewunderungswürdig aufrecht. Nur der Kopf mit den spärlichen weißen Haaren war gesenkt, als prüfe er vorsichtig den Weg, auf dem er bedächtigen Schrittes dahinschritt. Er ging langsam, gestützt auf den langen Stock, dessen er sich besonders bediente, die Hunde zurückzuhalten und sich gegen dieselben zu wehren, denn die Hunde liebten ihn nicht und fuhren ihn bellend an, wobei die von den Nachbarhöfen im Chor das Echo bildeten. Er kannte das schon, schlug aber nicht nach ihnen, sondern hielt ihnen nur die Spitze seines Stockes entgegen, was sie zwar nicht beruhigte, sie aber doch hinderte, ihm zu nahe zu kommen. Bei ihrer Abneigung war entschieden etwas Scheu mit zu erkennen, und sie wichen zurück, wenn er ihnen entgegentrat. In seinem Anzug hielt sich der alte Reuter möglichst adrett, obzwar er kein einziges Kleidungsstück trug, das für ihn gemacht war, sondern in oft widerstrebendster Zusammenstellung die abgelegten Lumpen, die ihm hier oder da geschenkt wurden und die er sich selbst zurechtflickte, wobei es freilich auf Farbe und Stoff der Flicken nicht ankam. Alles in allem sah er aber aus wie einer, der seine Kleider in Ordnung hält. Der Ausdruck seines vielfach gefurchten Gesichtes war stumpf, teilnahmlos, mit einem gleichgültigen Lächeln, das mehr auf Befriedigtsein als auf Heiterkeit schließen ließ. So wenigstens erscheint es mir jetzt in der Erinnerung. Über die niedrigere linke Schulter trug er eine leinene Brottasche, die immer besonders reinlich gehalten wurde. Er wusch sie selbst in irgend einem klaren Bach, an dem ihn sein Weg vorüberführte, und hing sie über einen

Strauch in die Sonne. Dann saß er daneben, bis sie trocken war, oft stundenlang. Hatte er doch nichts zu versäumen. So trafen ihn oft die Vorübergehenden, und wenn sie ihm auch ein spöttisches Wort zuriefen, verzog er keine Miene, sondern blieb, ohne den Kopf zu erheben, auf dem Stein oder Baumstamm sitzen, auf dem er gerade Platz genommen hatte. Seine Brottasche mußte er sauber halten.

Über die rechte Schulter trug er einen Quersack, den sogenannten Schnurrbeutel, in den er alles steckte, was er irgend Brauchbares weggeworfen am Wege fand, sei es ein Stück Lumpen, das an einem Dornstrauch hing, oder einen zerbrochenen Nagel oder ein halbes Hufeisen, ja ein Stückchen Holz, das vom Wagen geglitten war, auch was er im Kehricht fand und die ausgefallenen, verwehten Federn auf der Gänseweide. Deshalb hatte er sich auch gewöhnt, mit gesenktem Kopf zu wandern, und das war wohl der Grund, daß er auch niemals auf einen vorbeifahrenden Wagen mit aufstieg, selbst wenn ihm das von dem Fuhrmann angeboten wurde. Er hatte ja Zeit zu gehen. Die Lumpen, wenn er sie nicht gebrauchen konnte, seine Kleider damit zu flicken, brachte er den Lumpensammlern um geringe Kupfermünzen, das Eisen ebenso in irgend eine Schmiede. Er handelte nicht und nahm, was ihm gegeben wurde, ohne es zu besehen.

So war sein Leben ein beständiges Wandern bei guter oder rauher Jahreszeit, im Regen oder Sonnenschein. Er schien das kaum zu bemerken, und so ging sein Kreislauf jahraus jahrein, von Ort zu Ort, so daß er fast regelmäßig in immer gleichen Zwischenräumen wieder einsprach. Wohin er kam, erhielt er seinen Teil von der Mahlzeit, die gerade an der Tageszeit war, oder man schnitt ihm ein Stück Brot oder Käse ab, das er dann für unterwegs in den Beutel steckte. Er forderte niemals, aber es wurde ihm wie selbstverständlich gereicht, und wo er zur Nachtzeit kam, wies man ihm ein Winkelchen auf dem Heuboden oder ein Bund Stroh im Stall an. Mehr wollte er nicht und hätte auch nichts Weiteres angenommen.

In früheren Jahren war er etwas wie die Chronik der Umgegend. Er erzählte, wann und wo eine Feuersbrunst gewesen war oder jemand gestorben sei. Auch was sonst noch passierte, berichtete er mit knappen Worten. Aber seine Nachrichten wurden immer unzuverlässiger. Er verwechselte Ort, Zeit und Namen und wurde auch immer wortkarger. Selbst zu Bestellungen hatte man ihn gebrauchen wollen von Ort zu Ort. Er übernahm sie auch bereitwillig, aber er richtete sie nicht aus oder verkehrt an den Falschen. „Der alte Reuter wird immer schwächer im Kopf und unsicherer auf den Beinen,“ hieß es; aber man war so an ihn gewöhnt, daß er fehlte, wenn er einmal ein paar Tage später kam als gewöhnlich, weil er anfing, mehr Zeit zu gebrauchen zu seiner Rundwanderung. Ob und wo er ein Stückchen Heim zum Rasten hatte, wußte niemand. Dann blieb er zeitweise aus, endlich kam er gar nicht wieder. „Der alte Reuter muß krank,“ dann: „Er muß wohl gestorben sein,“ hieß es. Das war ein Ereignis für die ganze Gegend, obgleich ihn niemand eigentlich betrauerte, aber jeder rief sich doch den Tag zurück, an dem er ihn zum letztenmal gesehen hatte; man wollte wissen, wie und wo er gestorben sei, und bei allem Nachfragen lüftete sich doch in etwas der Schleier dieser wunderlichen Existenz.

Ja, er hatte doch ein Stückchen Heim gehabt, so kurz, so flüchtig er auch darin verweilte. In dem Städtchen hatte er einen Raum gefunden, kein Zimmer, kaum eine Kammer, aber doch ein Dach über sich, einen Platz, an dem er ausruhen, an dem er schließlich sterben konnte nach dem unstäten Wandern seines Lebens. Kaum jemand hatte das gewußt, so unbemerkt kam und ging er, so wenig spürte man ihn, wenn er da war. Dieser Raum lag auf dem Hinterhof eines neuen, stattlichen, zweistöckigen Hauses, auf dem zweiten Hof eigentlich, der sich hinter den

Stallgebäuden befand, die den ersten abschlossen, und alt und halb verfallen aussah. Er wäre längst abgerissen oder wenigstens umgebaut worden, hätte er sich nicht doch vielfach nützlich und bequem erwiesen, besonders da ihn ein kleiner Arm des Flüßchens begrenzte, an dem das Städtchen lag. Das war für die Wirtschaft immerhin nutzbar. Die paar Gebäude, die sich noch auf dem Hofe vorfanden, waren gestützt, geflickt und ließen sich immer noch als Schuppen für Wagen und Gerätschaften benutzen, um so mehr, als zu dem Grundstück eine der größten Ackerwirtschaften des Ortes gehörte. Da war denn, in einem Winkel versteckt und unscheinbar, eine Räumlichkeit, die bis dahin als Ziegenstall gedient hatte. Die hatte sich der alte Reuter als Heimstätte hergerichtet, in der ruhte er von Zeit zu Zeit aus von seinen Wanderungen über Land, in ihr war er auch gestorben. Die Einwohner des Städtchens, die ja den alten Mann alle kannten, bis zu den Kindern herab, die auf der Straße spielten und den Alten neckten, wenn er vorüberging, hatten keine Ahnung davon, daß und wo er im Städtchen einkehre. Diese Wohnung, wenn man es so nennen soll, war aber das einzige auf der Welt, wofür er zahlte, pünktlich jeden Monat einen kleinen Mietzins, den er sich nicht nehmen ließ, dem Eigentümer des Grundstückes in lauter verschiedenen Kupfermünzen auszuzahlen und zwar voraus an jedem Ersten des Monats. Wir haben oben schon angedeutet, wie er diese kleine Summe aufbrachte. Diese primitive Wohnung war der Hafen, in dem er von Zeit zu Zeit den gebrechlichen Nachen seiner Existenz anlegte, wo er ruhte im Gefühl eines Eigentums, oft nur für Stunden, niemals länger als einen oder zwei Tage. Ich kann diesen Hafen beschreiben, freilich nur nach Hörensagen. Die eigentliche Bestimmung des Raumes habe ich bereits erwähnt. Der frühere Ziegenstall hatte doch noch hergerichtet werden müssen, um zur Wohnung eines Menschen zu dienen, selbst für die allerknappsten Anforderungen des alten Reuter. Er selbst bewerkstelligte diese Umwandlung, zu der er freilich zweier Jahre bedurfte, nicht für die Arbeit, aber zum Zusammenbringen der Materialien. Wie mühsam sammelte er sie ein! Wo ein Schutthaufen sich fand beim Abbruch eines alten Hauses, stöberte er umher und trug einzeln die unbrauchbaren Backsteinreste zusammen; wo ein neuer Stein vom Wagen fiel und auf dem Straßenpflaster barst, nahm er ihn mit; wo ihm am Wege ein Feldstein brauchbar erschien, wanderte er in seinen Schnurrbeutel, und andere las er auf von dem Acker. Oft kam er keuchend unter der Last in seiner werdenden Wohnung an, leerte den Sack mit einer Freude, als hätte er Schätze gesammelt, und paßte und sortierte, bis er nach der Arbeit vieler Monate den Raum gepflastert hatte. Das brachte er allein zu stande. Nun aber mußten die gesammelten Backsteine zum Ofen gefügt werden; das war schwieriger, aber er fand helfende handwerksgeschickte Hände, und zum zweiten Winter konnte er das erste Feuer anmachen. Halb morsche Bretter waren in der einen Ecke zu einem Abschlag zusammengefügt, der mit Stroh gefüllt war, und darauf lagen ein paar Bettstücke mit selbstgesammelten Federn in Überzügen, die aus unzähligen Stücken verschiedener Leinwandlumpen zusammengesetzt waren. Auf dem Ofen stand die Zunderbüchse mit Stahl und Stein. Das war das ganze Mobiliar. Auch einen alten Fensterrahmen hatte er gefunden und Glasscheiben im Kehricht, die er mit verbogenen Bleifassungen hineinfügte. So brach er sich ein Fenster durch nach dem Wasser, und wo eine Scheibe fehlte oder unvollständig war, ergänzte er sie durch ein Brettchen oder ein Stück Pappe, bis er Besseres fand. Diese Nachrichten verdanke ich einem alten Maurer, der auf unserem Hofe kleine Reparaturen besorgte und redselig war. Er war gleich nach dem Tode des alten Reuter, als man noch von diesem sprach, ein gesuchter Mann und mußte die Geschichte von des Schnurrers Wohnung unzähligemal berichten. Zu

seiner Ehre sei gesagt, daß er sie ohne Änderungen und Ausschmückungen, weitschweifig zwar, aber immer ziemlich gleich zu Tage brachte.

So weit hatte sich nun der alte Maurer ganz glaubwürdig erwiesen, aber er mochte es wohl überdrüssig werden, immer nur von der Wohnung des alten Schnurrers zu erzählen, und suchte nun auch durch allerlei Absonderliches, was er an der Person des Mannes entdeckt haben wollte, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erwecken, und damit betrat er die Schwelle des Sagenhaften, der Konjekturen, an dem jeder modelte und klügelte. Der Maurer behauptete, bei dem besagten Hausbau sei der alte Reuter eigentlich erst bekannt geworden, wenn man ihm auch schon seit ein paar Jahren hier und da in der Umgegend begegnet wäre. Bei diesem Neubau müsse ihn etwas ganz besonders angezogen haben, denn er sei fast nicht mehr von der Baustelle fortgekommen, ja er hätte sich sogar allmählich eine Art von Wächterdienst angemaßt. In der Mittagsstunde nämlich, während die Handwerker zum Essen fortgingen, habe er sich regelmäßig auf einen Stein oder Karren, kurz was gerade dastand, gesetzt und sei nicht vom Fleck gewichen, bis die Handwerker wiederkamen. Geheißen habe ihm das kein Mensch, aber gewehrt auch nicht, und schließlich sei man so daran gewöhnt gewesen, daß jeder gesagt hätte: „Wir können Schürze und Kelle liegen lassen, der alte Reuter bleibt ja hier und giebt acht.“ Gegen seine eigene Ehrlichkeit sei nämlich nie ein Zweifel laut geworden, und mit Recht, denn bis zu seinem Tode hätte er sich niemals auch nur das Geringste zugeeignet, was man ihm nicht ungebeten gegeben hätte. Ja, er hatte seinen Schnurrerstolz: er bat um nichts, dankte für nichts und nahm keine Hilfe an ohne Gegendienst. Seit dem Bau aber, wie gesagt, sei er stätig geworden wie ein Vogel, der eine Weile kreuz und quer fliegt, bis er sich mit einem Halm im Schnabel auf einen Baum niederläßt und damit anzeigt, wo er sein Nest bauen will. So schnell sei der alte Reuter aber mit dem seinigen nicht fertig geworden. Ausgesehen habe er aber schon dazumal gerade wie bis zuletzt, höchstens daß er etwas krummer und leisetretiger geworden wäre.

Als man nun das Dach des neuen Hauses gerichtet hätte und die Krone mit dem Knistergold auf dem Giebel aufgerichtet war, hätte sich der Bauherr, der Herr Gehl, sehr honorig gemacht, wie er sich ja überhaupt gern auf den wohlhabenden Mann spielte, und den sämtlichen Arbeitern ein Fest gegeben, wozu sie sogar ihre Frauen hätten mitbringen können. An dem Tage sei aber der alte Reuter fort gewesen und auch von allen vermißt worden. Das war am Sonnabend, und am nächsten Montag, als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, war mein Reuter richtig wieder da. Da hätte der Herr Gehl ihn herangerufen und so ein bißchen spitz gefragt: „Wo war Er denn vorgestern? Für Ihn hätte sich auch noch ein Plätzchen am Tisch gefunden; aber Er ist wohl zu stolz und ich hätte ihn noch expressement einladen müssen?“ Dabei griff er in die Tasche, als wolle er ihm nachträglich etwas zukommen lassen. Reuter aber hatte sich steil hingestellt wie vor seinen Rittmeister und sagte so dumm hin: „Danke für die zugedachte Ehre, aber ein Krüppel, der nicht arbeiten kann, braucht auch keinen Lohn. Geld brauche ich aber gar nicht, ich lebe überall so mit und mir geht nichts ab.“ Gehl sei dunkelrot im Gesicht geworden, es sei ihm wohl entgegen gewesen, sich vor allen Leuten von einem Schnurrer etwas abschlagen zu lassen, er habe sich aber gefaßt und hingeworfen: „Kann ich sonst etwas für Ihn thun, Reuter, so soll's gern geschehen.“ Da sei es ordentlich aufgeleuchtet im Gesicht des Alten, und er habe gesagt: „Wenn ich denn etwas bitten darf, so ist es eins: dahinten ist der alte Ziegenstall, der zu nichts mehr dient. Wenn ich den zur Miete haben könnte, wollte ich ihn mir selbst herrichten; der Herr sollte keinerlei Kosten noch Ungeding davon haben und von mir keine Unlast und pünktlich

den Zins. Ich komme höchstens zweimal im Monat zu Haus und hätte dann doch eine eigene Stelle zum Ausruhen.“ Dem Herrn Gehl sei sein Wort wohl schon leid gewesen, er hätte dem Alten den Plan ausreden wollen und allerlei andere Vorschläge gemacht, aber Reuter sei auf seinem Satz stehen geblieben, und weil der Herr Gehl doch nun einmal sein Versprechen und Anerbieten vor so vielen Zeugen gegeben hätte, mußte er sich wider Willen entschließen, einen Schnurrer als Mieter einzunehmen, und so sei der alte Reuter zu seiner Wohnung gekommen; und das hätten alle gesagt damals, er sei nicht so stumpfsinnig, als er sich anstelle, daß er sich aber so hartnäckig auf den miserabeln Stall verbissen hätte, da er doch zur Miete zehnmal einen Unterschlupf gefunden haben würde, ja ihm sogar gleich vielfach solcher angeboten wurde, das müsse seine eigene Bewandnis haben, und dabei bliebe er, der Berichter, noch bis zu dieser Stunde. Der Herr Gehl wäre den kuriosen Mieter nachher öfter gern los geworden und hätte das auch mehrfach versucht, aber ebenso schlau, als sich der alte Reuter die Wohnung erobert hätte, ebenso zähe hätte er sie sich verteidigt; der Herr Gehl hätte aber ebensowenig davon gesprochen noch darauf gelautet, wer auf seinem Hinterhof wohne, als der alte Reuter selbst, und deshalb hätte es sogar in der Stadt, wo doch sonst jeder nur zu gut wisse, was bei seinem Nachbar vorginge, kaum einer gewußt, daß der alte Schnurrer eine Wohnstätte auf dem Hofe des Herrn Gehl habe. So weit der Bericht des Maurers, der freilich ein klein wenig den Schleier lüftete über dem alten Bettler, aber nur, um ein neues Rätsel aufzuwerfen: Was fesselte den alten Reuter gerade an dies Gehöft? Nun war er gestorben, der unstäte, heimatlose Wanderer, war endlich zur Ruhe gegangen, aber nicht so unbemerkt, als man nach seiner wurzellosen Existenz hätte erwarten sollen. Der wohlhabende Mann, auf dessen Grundstück er sich wider dessen Willen eingenistet hatte, der ihn kaum duldete, sich fast nicht um ihn bekümmerte, solange er lebte, war in seinen letzten Tagen und Stunden nicht von seiner Seite gewichen, hatte den Arzt zu ihm geführt, ihm die Augen zugedrückt und ihn mit allen Ehren begraben, wenn auch in der Stille. Selbstverständlich folgte dem bescheidenen Sarge kein Mensch als Herr Gehl selbst, und es wäre nicht nötig gewesen, die frühe Morgenstunde zum Begräbnis zu wählen, um es unbemerkt zu lassen. Man sprach ein paar Tage über die gutmütige Schrulle des gern Aufsehen machenden Mannes und vergaß sie schnell. Hätte man ihr eine böswillige Absicht unterschieben können, hätte sie sich vielleicht länger im Munde und im Gedächtnis der Leute erhalten. Herr Gehl, sagte man, prahle gern mit seinen menschenfreundlichen Empfindungen; hätte er sich doch auch prahlerisch ein zweistöckiges Haus gebaut, wo ein Stock genügt hätte, denn er hatte keine Kinder und lebte allein mit seiner Frau.

So weit schöpfte ich meinen Bericht aus eigenen Kindheitserinnerungen; dann vergingen Jahre — ein halbes Jahrhundert. Kaum dachte ich noch an den alten Reuter, als ein Zufall ihn mir wieder in das Gedächtnis zurückrief.

Es war im Spätherbst. Ich reiste von Wien im Schlafwagen über München und noch einige Stationen weiter. Seit dem Anfang meiner Geschichte war ein neues Zeitalter in die Welt gekommen, namentlich in die Welt des Reisens. Die Postwagen waren überwunden, in denen man noch Bekanntschaft machte mit seinen Mitreisenden, eine Gewohnheit, die man zu Anfang noch auf die Eisenbahncoupés ausdehnte, wenn auch nur, um sich die überraschende Beobachtung mitzuteilen, daß man jetzt so viel schneller reise als früher und so viel bequemer. Auch diese Besprechung verlor ihren Reiz; das Anreden der Mitreisenden im Eisenbahncoupé war nicht mehr Sitte, man fing an, sich zu übersehen oder unfreundlich zu beobachten. Nur im Schlafwagen, wenn man ihn teilte mit noch einem Reisenden, machte man wieder Bekanntschaft,

namentlich in der Kinderzeit dieser Einrichtung. Wie im Postwagen die gemeinsam getragene Unbequemlichkeit, so vermittelt die Behaglichkeit des Schlafcoupés den Verkehr der Genossen, und ich verdanke ihm manch anregendes Gespräch, manchen Blick in fremden Lebenskreis und Beruf. — Diesmal traf ich beim Einsteigen einen schon völlig etablierten älteren Herrn, der mir freundlichst gleichsam die Honneurs des Raumes machte, den wir für eine Nacht und einen Teil des nächsten Tages zusammen bewohnen sollten. Man sah ihm auf den ersten Blick den Mann an, der gewohnt war, in weiten Kreisen zu verkehren und bei flüchtigster Bekanntschaft das passende Thema der Unterhaltung zu treffen. Wie der Dialekt zeigte, war er Wiener, und er stellte sich bald als eine vielgenannte ärztliche Autorität vor, die mit gleicher Leichtigkeit im fürstlichen Hause wie in der ärmlichen Mansarde des Arbeiters verkehrte. Seine Kraft, sein Wissen, seine Erfahrungen gehörten der leidenden Menschheit. Unser Gespräch war bald im lebendigsten Gange, und wie das süddeutsche oder norddeutsche Sprachidiom sofort für das kundige Ohr die Heimat des neuen Bekannten verrät, finden sich auch schnell Beziehungen, meist sogar gemeinsame Anknüpfungspunkte.

„Sie sind Preuße," sagte der Arzt, „nicht gerade Berliner, aber auch nicht Hannoveraner." — „Märker," erwiderte ich und nannte meine nachbarliche Provinzialstadt mit dem Lächeln, als würde dieser Ort dem Fremden ganz unbekannt klingen. — Er wiederholte den Namen mit großer Lebendigkeit. „Die Stadt kenne ich ja!" rief er; „noch mehr, in ihr habe ich eigentlich meine ärztliche Praxis begonnen und erinnere mich noch sehr deutlich meines fast ersten Patienten, an dem ich mir zwar keinen Ruhm als Arzt erwarb, der mich aber psychologisch nachhaltig beschäftigte und aus dessen Behandlung ich wenigstens die Lehre für das Leben zog, nie zu vergessen, daß auch das scheinbar verschlossenste Gemüt nicht schlummert und, wenn wir es entdecken, immer den Schlüssel giebt zum ganzen Wesen des Menschen, ohne dessen Erkenntnis unsere ärztliche Kunst nur schablonenhafte Empirie bleibt. Wenn wir nicht wissen, wie ein Mensch empfindet, können wir auch nicht verstehen, wie und am wenigsten wodurch er leidet. Das Physische und Psychische ergänzt und bedingt einander." Er schwieg, und augenscheinlich wollte er auf den angedeuteten Fall nicht weiter eingehen.

„Darf man fragen, Herr Professor," fing ich an, „welch Zufall Sie in unser Städtchen führte und wie Sie demselben die Ehre zuschreiben, in ihm Ihre berühmte und segensvolle Berufsthätigkeit begonnen, ja in diese eine Erfahrung hinübergenommen zu haben, die Ihnen auf dem märkischen kleinstädtischen Boden wurde?"

„O," erwiderte der Arzt, „auf die allereinfachste Weise! Ich hatte meine Studien beschlossen, war wohlpromovierter Doktor und hatte das Staatsexamen glücklich bestanden, beschloß aber, ehe ich eine Praxis zu beginnen suchte, noch die Kliniken einiger Autoritäten kennen zu lernen. Ich hatte dazu mehr Zeit als Mittel und mußte mich mit meinem Gelde sehr schmal einrichten. Da kam es mir sehr gelegen, daß ein älterer Arzt, gerade aus Ihrem Nachbarstädtchen, nach Berlin kam und auf einige Monate einen Vertreter suchte, weil ihm eine eigene Badekur notwendig war. Seinen Lokalkollegen, mit dem er nicht auf besonders freundlichem Fuß zu stehen schien, wollte er nicht in seine Praxis treten lassen, und so war es ihm ganz recht, daß ich für mäßige Entschädigung die Vertretung übernahm; und mich reizte es, einmal zu praktizieren. So zog ich denn damals, nach einer zweitägigen Reise mit einem elenden Personenwagen, in den Ort meiner ersten Berufsausübung ein. Heutzutage wird man wahrscheinlich nur wenig Stunden für die Reise gebrauchen."

„Und wer," fragte ich, „darf sich rühmen, Ihr fast erster Patient gewesen zu sein, wie Sie sich ausdrückten?"

„Ah,“ sagte lachend der Arzt, „ich habe im vollsten Sinne des Wortes von unten angefangen! Mein erster Patient war ein alter sterbender Bettler!“

„Der alte Reuter?“ rief ich.

Der Arzt sah mich erstaunt an. „Sie wissen von ihm, kannten ihn vielleicht? Jawohl, der alte Reuter! Hatte ich doch den Namen ganz vergessen. Nun, da sind wir ja auf einmal ‚en pays de connaissance‘, was ich in jedem anderen Gesellschaftskreise für möglicher gehalten hätte. Also unser gemeinsamer Freund, der Bettler!“ Er reichte mir jovial die Hand.

„Ich hätte nicht geglaubt,“ sagte ich, „daß der alte Reuter die Hilfe eines Arztes in Anspruch genommen hätte, um zu sterben.“

„Er gewiß nicht,“ erwiderte der Professor; „denn das wenigstens muß ihn sein langes Leben gelehrt haben, daß es weder damals noch jetzt gegen sein Leiden — das Alter — ein Mittel gab. Ein anderer rief den Arzt, der dadurch zum Mitwisser eines einfachen Geschickes, aber auch einer rührend großherzigen Resignation wurde.“

Ich sah den Redner, der plötzlich stockte in seiner Mitteilung, mit gespannter Teilnahme an, wagte aber nicht, eine Frage zu stellen. Jener schwieg eine Weile, dann faßte er einen Entschluß und fing an: „Ich habe damals freilich unverbrüchliches Schweigen versprochen über ein Geheimnis, das ein Zufall mich teilen ließ. Aber es betrifft nur zwei Menschen. Des einen letzten Atemzug habe ich vor bald fünfzig Jahren konstatiert, der andere muß gleichfalls längst gestorben sein; und weshalb nicht einer so offenen Teilnahme gegenüber den Schleier lüften über ein Geschick, das die edle Empfindung eines scheinbar stumpfen und fast zum Würdelosen herabgebeugten Gemütes in hellem Lichte zeigt? Also: ich war kaum einen Tag in dem Städtchen, als ein Mann in das ziemlich primitive Gasthaus kam, in dem ich abgestiegen war, und nach mir verlangte. Er schien so ungefähr ein rüstiger Fünfziger zu sein, fiel mir aber gleich auf durch eine eigentümliche verlegene Erregtheit. Er verlangte meine Hilfe für einen Kranken, flüsterte mir das aber zu, da das Gastzimmer, in dem er mich beim Frühstück traf, nicht leer war, und dem Wirt, der ihn fragte, wer denn bei ihm zu Hause krank sei, erwiderte er ausweichend: einer von seinen Dienstboten.

„Ich folgte gleich. Auf dem Wege sprach der Mann aber kein Wort, und als wir an sein Haus kamen, vielleicht das neueste und stattlichste des Städtchens, nötigte er mich zunächst in sein Wohnzimmer und sagte, er hätte mich zuerst über den Sachverhalt aufzuklären. Das wurde ihm sichtlich sehr schwer; er fing mehreremal an, konnte den Faden der Eröffnung nicht finden, brach wieder ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Ich ließ ihn ruhig gewähren, und das mußte wohl sein Vertrauen erweckt haben, denn als ich schließlich sagte, ich bedauere, daß er einem Fremden Eröffnungen machen müsse, die wahrscheinlich seinem Hausarzt gegenüber, den ich zu vertreten hätte, nicht nötig gewesen wären, rief er: ‚Nein, Gott sei Dank, daß der Zufall Sie gerade herführte, denn der alte Doktor hätte mich in aller Leute Mäuler gebracht, und wenn Sie mir zu schweigen versprechen, will ich Ihnen gleich alles darlegen!‘ Ich wies ihn darauf hin, daß mir schon meine Pflicht als Arzt jede Diskretion auferlege, gab ihm übrigens die Hand darauf, sein Geheimnis zu bewahren, und nun erzählte er wie erleichtert, es beträfe einen alten Mann, dem er halb aus Mitleid eine bescheidene Schlafstelle eingeräumt hätte, der sonst auf dem Lande umherginge und von Almosen lebe, das ihm jedermann willig gewähre, da er nie mehr beanspruche noch annehme, als gerade zu seinem Lebensunterhalt notwendig sei. Er sei früher Soldat und mehrmals schwer blessiert gewesen; eine Pension habe er nie nachgesucht, die Behörden seien aber angewiesen, ihn ungestört gewähren zu lassen, da er sehr wohl beleumundet und nie die geringste Beschwerde

gegen ihn erhoben sei. So hätte er sich bisher durchgebracht, sei erst vor einigen Tagen heimgekommen, so unbemerkt als immer, nun aber erkrankt, und es schiene mit ihm zu Ende zu gehen. Ich stand auf und bat, mich gleich zu dem Kranken zu führen, der Mann hielt mich aber zurück und sagte, er habe noch etwas hinzuzufügen. Der alte Mann liege im heftigen Fieber, und ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Art, in der er, überhaupt wortkarg, niemals von sich selbst und seiner Vergangenheit gesprochen hätte, phantasiere er jetzt laut und brächte, wenn auch abgerissen und verwirrt, Eröffnungen zu Tage, die wahrheitsgetreu schienen, wenn auch in der Erregung der Krankheit und in der Angst des Todeskampfes gesprochen, und die in so naher Beziehung zu ihm, dem Redner, stünden, daß ich mir dadurch seine Unruhe und Bestürztheit erklären möge. Er wolle, soweit das die ärztliche Kunst vermöchte, das Leben des Sterbenden so lange erhalten haben, bis er über diese Beziehungen klar geworden sei. Ich versprach, mein möglichstes zu thun, und folgte dem Mann zur Schlafstelle des Kranken. Ich fand ihn im ärmlichsten, aber sauber gehaltenen Bett halb aufgerichtet. Als mein Begleiter zu ihm herantrat und ihn anredete, strahlte sein Blick auf, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glückseligkeit belebte die fieberhaft erregten Züge. Er hob die matten Arme und streckte die zitternden Hände dem Besucher entgegen. Dieser brach zusammen an dem Lager, und der Sterbende, der nun die Hände auf seinen Kopf senkte, rief mit lauter Stimme mehreremal: ‚Mein Sohn! mein Sohn!‘ Dann griff er mit den Händen krampfhaft in die Luft, das Auge starrte wirr, halb gebrochen und ziellos, und leise sank er in das Kissen zurück. Laut schluchzend fragte mich der andere: ‚Ist noch ein Aufschub, eine Genesung möglich?‘ Ich zuckte die Achseln.

„Es hätte keines Arztes bedurft, um darauf zu antworten. Nichtsdestoweniger eilte ich in die nahe Apotheke, um ein belebendes Mittel zu bereiten, dann wich ich nicht von dem Sterbenden, mit der sinkenden Sonne aber hatte er leise und leiser ausgeatmet. Ein Zug von Frieden und Glück lag über seinem Gesicht. Der Sohn, ich will ihn nun so nennen, war außer sich. Er warf sich wieder und wieder über den Toten, laut schluchzend, und ich sah wohl, daß hier meine Hilfe notwendiger sei, als sie bei dem Alten gewesen war. Ich suchte den Mann zu beruhigen und zog ihn endlich fast mit Gewalt von dem Totenbette fort, wohl einsehend, daß es für ihn vor allen Dingen notwendig wäre, sich auszusprechen, und da ich ja bereits in seinem Vertrauen war, beschwor ich ihn, mir alles zu sagen. Er fand sich gern dazu bereit, ja es schien ihm sichtlich eine Erleichterung zu sein, denn im Verlauf seiner Erzählung wurde er immer ruhiger. Ich will einfach zusammenfassen, was er mir abgerissen, verworren mitteilte, wie ein verwickeltes Gewebe aus vielen durcheinander schießenden Fäden. Der Mann — Gehl hieß er — berichtete, er sei als das einzige Kind einer wohlhabenden und glücklichen Familie aufgewachsen. Die Mutter zwar streng und ernst, der Vater aber immer freundlich und bis zur Schwäche nachsichtig gegen ihn, hätten nur für ihn, für seine Zukunft geschafft und gearbeitet. Sie wären von jenseits der Elbe hergezogen, hätten das hiesige Anwesen, eine größere Ackerwirtschaft, gekauft, fleißig gearbeitet und seien bald angesehene Leute in der Stadt geworden. Am Tage seiner Konfirmation sei er mit den Eltern aus der Kirche gekommen; die Mutter hätte schon bei der heiligen Handlung, dann auf dem Heimwege, ganz gegen ihre sonstige Art, viel vor sich hingeweint und ihn darauf allein in ihr Zimmer genommen. Da hätte sie ihm dann unter vielen Thränen ihr Geschick erzählt: Eine arme Waise vom Lande, sei sie als Dienstmagd in die Stadt zu strengen Leuten gekommen. Sie hätte niemand gehabt, dem sie einmal ihr Herz hätte ausschütten können, bis sie die Bekanntschaft eines jungen Soldaten machte, eines schmucken, braven und fleißi-

gen Menschen, übrigens einer Waise wie sie. Er sei wohl gelitten gewesen bei seinen Vorgesetzten, und diese hätten ihm gegründete Hoffnung gemacht, ihn vor der Zeit freizulassen, damit sie sich heiraten könnten. Ihr Brot würden sie sich dann schon verdient haben, sei doch Friede gewesen in der Welt, und der „alte Fritz“ hätte ja Kriegsruhm genug gehabt. Da plötzlich habe es geheißen, der Krieg finge wieder an und die Armee sei im Ausmarsch ins Böhmische. Natürlich sei nun für ihren Freund, der sich auf eine lange Reihe von Jahren habe anwerben lassen, keine Aussicht gewesen, entlassen zu werden, kaum daß sie Zeit gehabt hätten, Abschied zu nehmen, so schnell hätte das Regiment fortgemußt. Aus dem Kriege sei nun zwar nicht viel geworden, denn nach ein paar Gefechten hätte der König mit dem Kaiser Frieden geschlossen, aber das Regiment sei auch nicht wieder in die alte Garnison eingerückt, sondern da oben im Schlesischen verblieben. Von ihrem einzigen Freunde auf der Welt hätte sie nie eine Nachricht erhalten, des Schreibens sei er ja ebensowenig kundig gewesen als sie selbst, sie wisse also nicht, ob er lebendig wieder aus Böhmen herausgekommen sei, so wenig er selbst in diesem Falle erfahren haben könne, daß er einen inzwischen geborenen Sohn auf der Welt habe. Sie habe jahrelang gewartet und sich kümmerlich mit ihrem Kinde durchgeschlagen, da habe ein älterer braver und wohlhabender Mann um sie geworben, und da er versprochen hätte, auch dem Knaben Vater zu werden, habe sie um deswegen seinen Antrag angenommen, was sie nie zu bereuen gehabt habe. Wie der Stiefvater sein Wort gehalten hätte, wisse er ja; von dem wirklichen Vater hätten sie aber niemals wieder etwas gehört. Daß sie sich aber in einem anderen Ort niedergelassen hätten als in dem, in welchem sie bekannt waren, sei begreiflich.

„Als er so den schwersten Teil seiner Mitteilung überwunden hatte, die er nur mühsam hervorbrachte, faßte er sich mehr und mehr, und ich kann ihn nun seine Geschichte selbst erzählen lassen:

„‚Das Verhältnis zu meinen Eltern wurde nach diesen Eröffnungen ein ganz anderes, scheueres und doch wieder dankerfüllteres. Ich wollte dem Vater wenigstens durch Hingabe und Fleiß einen Teil der Gutheit abtragen, die er mir erwies, aber wie eine Waise kam ich mir vor, unberechtigt die Stellung im Hause einzunehmen, die mir die Zärtlichkeit der Eltern anwies. Ich habe diese Empfindung nie los werden können, und das hat mich bis zu dieser Stunde unsicher gemacht und mir oft den Schein gegeben, als wolle ich prahlen und mich mit Wohlstand brüsten, während ich doch nur das Streben hatte, anderen von dem zu gute kommen zu lassen, was mir unverdient zugefallen war. Meine Mutter verlor ich schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bald darauf meinen Adoptivvater, der mir sein ganzes, für seine Verhältnisse ziemlich ansehnliches Vermögen hinterließ. Kurz vor dem Tode der Mutter entsinne ich mich, dem alten Mann, dem wir eben die Augen zudrückten, zuerst begegnet zu sein. Ich hatte gepflügt auf unserem Ackerplan und verzehrte mein Vesperbrot am Wege auf einem Stein sitzend. Schon während der Arbeit hatte ich bemerkt, daß ein sehr ärmlich gekleideter Mann mich beobachtete und einigemal am Wege auf- und niederging, um mir zu begegnen, wenn ich mit meinem Pflug wieder an der Landstraße ankam. Als ich meine Ledertasche öffnete und das Butterbrot herausnahm, war er wieder da, stemmte sich auf seinen Stock und beobachtete mich unverwandt. Mir war das lästig und ich ließ ihn barsch an. Da wurde er verlegen, schreckte auf wie aus einem Traum und wollte, ohne zu erwidern, weitergehen. Halb war mir der Mann unheimlich, halb that es mir leid, ihn angefahren zu haben, ich rief ihn also zurück, um ihm ein kleines Almosen zu reichen. Er wies es aber dankend ab, ohne Empfindlichkeit, und ging seines Weges; kaum aber war er ein paar

Schritte entfernt, als er sich wandte und mich ansah, als hätte er mir noch etwas zu sagen, dann aber nach einem kurzen Entschluß sich eilig davonmachte. Nun wich er mir aus, eine ganze Zeit lang. Während der Krankheit der Mutter verlor ich ihn aus den Augen. An dem Begräbnistage, als ich mit dem Vater tief gebeugt hinter dem Sarge zum Kirchhofe ging, stand er am Gitter. Mein Blick streifte ihn im Vorbeischreiten. Er sah teilnahmlos und starr aus, aber als ich dicht neben ihm war, wandte er sich ab. So durch Jahre immer wieder ging er mir bald nach, bald vermied er mich. Oft schien es, als hätte er mir etwas mitzuteilen, und getraue sich nur nicht, mich anzureden; wenn ich ihn dann aber fragte, ob er ein Anliegen habe, schüttelte er nur den Kopf und weigerte sich, von mir das kleine Almosen anzunehmen, das er doch von aller Welt nahm. Das ging so, wie gesagt, mehrere Jahre lang, und ich gewöhnte mich an seine Weise. Er habe so seine besondere Art, sagte man in der ganzen Gegend, und da die anderen ihn mit der hinnahmen, sah ich keinen Grund darin, etwas Besonderes für mich zu finden. Der Krieg, die lange Occupation, während der die Einquartierungen schwer auflagen, hatten alle Verhältnisse erschüttert. Auch ich schlug mich sehr mühselig durch, bis mich die Verheiratung mit einem wohlhabenden Mädchen, das, viel umworben, mir endlich den Vorzug vor den anderen Freiern gab, mich in die Lage setzte, dies Haus zu bauen. Es war der Wunsch meiner Frau, die darauf hielt, ihren Wohlstand auch äußerlich zu zeigen. Bei dem Bau leistete mir der alte Mann unaufgefordert große Dienste. Er führte eine Art von Aufsicht, die nicht nur verhinderte, daß irgend etwas veruntreut werden konnte auf der Baustelle, sondern trieb auch die Handwerker nur durch seine Gegenwart zum Fleiß an, ohne daß sie das eigentlich merkten. Sie wußten sich beobachtet, und der Alte übte schweigend eine Autorität, die jeder empfand, ohne sie sich klar zu machen. Ich konnte ihm deshalb seine Bitte nicht versagen, ihm einen ganz unnütz gewordenen Raum als Wohnung zu überlassen. Meine Frau, der der alte Mann unheimlich war, hat mich oft deshalb gescholten, ich hatte aber nur Grund, mit dem wunderlichen Mieter zufrieden zu sein. Es war, als sei der Segen mit ihm auf meinem Gehöft eingezogen. In den sechsundzwanzig Jahren, während er hier wohnte, das heißt alle paar Wochen einmal ausruhte von seinen Wanderungen über Land, ist mir kein Pferd gefallen. Er war da, wenn gefüttert wurde, schweigend zwar, aber er beobachtete die Knechte, wußte Rat, wenn eins krank wurde, sah voraus, wenn es anfällig war, und mahnte dann zum rechtzeitigen Verkauf. Sein kurz hingeworfener Rat beim Ankauf eines neuen Pferdes bewährte sich immer, denn er kannte die Füllen von der Geburt an in der ganzen Gegend. Wenn ein neuer Knecht gemietet oder eine Magd ins Haus genommen werden sollte, warf er nur ein Wort hin, und ich wußte, ob die Wahl gut oder nicht. Er hatte alle aufwachsen sehen und still beobachtet, so wenig es den Schein hatte. Gerade deshalb hütete sich auch niemand in seiner Gegenwart, und in der That beobachtete er auch nur, was mir zur Zeit oder später Nutzen oder Schaden bringen konnte, während ihn aller anderen Thun und Treiben gleichgültig ließ.

„‚Und doch hatte ich keinen Verkehr mit ihm. Alle Monat, pünktlich am ersten Tage desselben, kam er und brachte die kleine, unbedeutende Miete seiner Schlafstelle. Er ließ sich davon nicht abbringen und zählte langsam die Bettelpfennige auf, die er nur an mich selbst ablieferte, und er wußte stets den Augenblick abzupassen, an dem er mich allein fand; meiner Frau aber ging er stets aus dem Wege. Dann warf er knapp die Ratschläge hin, die er nützlich hielt für mein Geschäft, ohne Gründe auseinanderzusetzen. Selbst wenn ich ihn fragte, antwortete er nur mit ja oder nein. Mehrmals bemerkte ich wieder, daß er mit sich kämpfte, als hätte er mir etwas anzuver-

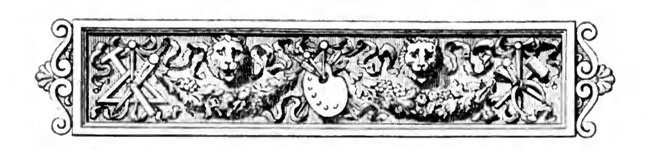
trauen, und immer schwieg er doch und verließ mich kopfschüttelnd. Ich hatte mich schließlich an seine Absonderlichkeiten gewöhnt.

„'Vorgestern ließ er mich rufen durch den Knecht, der zufällig nach ihm gesehen hatte und ihn krank im Bette fand. Es sei der Erste, hatte er gesagt, er müsse seine Miete zahlen und getraue sich nicht das Bett zu verlassen. Der Knecht hatte sich erboten, die paar Groschen zu überbringen, aber das wies er zurück. Seit sechsundzwanzig Jahren hätte er das Geld selbst vor mir aufgezählt, und so lange er lebe, wolle er das nicht versäumen. Er wurde sogar unwirsch, und der Knecht war schon willens, sich nicht weiter um ihn zu bekümmern, er kam aber doch zu mir, weil, wie er sich ausdrückte, es mit dem alten Reuter nicht richtig sei; er hätte sich anders als sonst und zeige solche Angst nach mir. Ich ging gleich zu ihm und fand ihn fiebernd, aber klar in seinen Gedanken. Es war, als hätte ihm der nahende Tod die Lippen geöffnet und von einem verschlossenen Gemüt den Schleier gerissen — und erst, als halb glückstrahlend, halb wehmütig das Wort geflüstert war, das das Geheimnis seines Lebens löste, das Wort, das Sie ja auch gehört haben; der Ton, mit dem er mich seinen Sohn nannte. Zeit meines Lebens werde ich ihn nicht vergessen, hat er ihn mir doch lange genug vorenthalten. — Nun erzählte er in fieberhafter Hast, wie er endlich, ein Krüppel, vom Regiment entlassen, gewandert sei, die Mutter zu suchen, wie er nach langem Fragen ihre Spur fand. Sie war an einen redlichen Mann, in guten Verhältnissen, glücklich verheiratet. Sollte er zwischen ihr Geschick treten? Und nun erfuhr er auch, daß er einen Sohn hätte. Das Herz trieb ihn, sich mir zu offenbaren, aber erst lebte der Pflegevater noch, und er fürchtete, mir könne dessen Erbschaft durch sein Dazwischentreten entgehen; dann stand meine Verheiratung in Frage; endlich war ich auf der Wahl in den Magistrat. Würde nicht alles das scheitern, wenn man erführe, ich sei der Sohn des alten Bettlers? Er schwieg; er opferte das einzige Glück, das ihm das lange Leben geboten hatte — das Glück, seinen Sohn ans Herz zu schließen, um diesem nicht zu schaden. Ich wollte ihn noch in mein Haus nehmen, aber er verbot es als ersten, einzigen Befehl des Vaters. Ich mußte gehorchen. Ihnen konnte ich nicht verheimlichen, was Sie selbst hörten, Herr Doktor. Ihnen mußte ich erklären seinet- und meinetwegen, was Sie hätten falsch deuten können. Sie haben mir ja auch Verschwiegenheit versprochen.'

„So erzählte mir der Mann," schloß der Professor seinen Bericht. „Ich sah ihn noch einigemal und er teilte mir noch manche eigentümliche Weise des alten Bettlers mit, die er jetzt erst verstand, seit ihm der Schlüssel geworden war zu seinem Geschick. Ich habe dem Bilde dieses Bettlers oft nachgedacht, nun komme ich endlich dazu, davon zu berichten. Es ist immer gut, wenn uns auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, auf der man so vieler Roheit begegnet, eine reine, einfach großherzige Empfindung entgegentritt, vor der wir uns beugen müssen. Das festigt uns wieder das oft im Leben und Beruf erschütterte Vertrauen zur Menschheit. Wie vielmals später habe ich an den alten Bettler denken müssen! Das Gemüt eines edlen Menschen, wenn wir aus Zufall einen Blick hineinthun, ist wie ein Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, selbst erkennen können. Lernen wir auch aus dieser einfachen Geschichte!"

Ich reichte dankend dem Professor die Hand, und wir schieden eine halbe Stunde später wie alte Freunde. Wir hatten uns gefunden in der Erinnerung an den „alten Reuter"!





Karl Gussow und seine Werke.

Von

Max Kretzer.



Man hat den Naturalismus die Schule der Unnatur genannt. Natur sei im künstlerischen, poetischen Sinne nicht mehr Natur, wenn man die Dinge in ihr wiedergebe, wie man sie sehe, mit all ihrer Häßlichkeit, ihrem Schmutz und Jammer des Daseins. Die Wirklichkeit, wie sie sich zeige, müsse erst im Geiste jedes Dichters, jedes Künstlers einen sogenannten „schönheitssinnigen" Läuterungsprozeß durchmachen, ehe sie im Kunstprodukt Verwendung finden könne; einfach also: man müsse idealisieren. Nur das gäbe die Berechtigung, daß ein Werk Anspruch auf höheren, bleibenden Wert erheben dürfe.

Man verglich daher die Vertreter des naturalistischen Princips in der Malerei sowohl wie in der Romandichtung mit Photographen, denen es nur um möglichst treue Kopien eines Stückes Natur, eines Menschen, eines Gegenstandes zu thun sei, ohne jede Absicht auf künstlerische oder seelische Vertiefung. Die äußerliche Erscheinung sei ihnen alles, die innersten Empfindungen des Individuums verständen sie nicht zum Ausdruck zu bringen. Plastik der Figuren, bunteste Farbengebung, raffinierte Behandlung des rein Nebensächlichen, das nur „gesucht" erscheine, um durch seine frappierende Wirkung die Fehler des Ganzen zu verdecken, das direkte Hinpflanzen des absolut Häßlichen neben das Schöne, um Kontraste hervorzurufen — das seien die vier Hauptfaktoren, mit denen diese Naturalisten „arbeiteten", um alle Angriffe durch ihr Glaubensbekenntnis abzuwehren: „Seht hin, so ist die Natur, wie wir sie euch zeigen, und nicht anders. Wenn ihr's nicht glauben wollt, dann habt ihr nicht die Augen wie wir."

Am Ende begegnete man diesem einseitigen Argument mit der ebenfalls einseitigen Behauptung: „Sagt, was ihr wollt, das beste Lichtbild ist doch immer noch kein Kunstwerk im eigentlichen Sinne." Und hier ist der Punkt, wo ich für den Naturalismus in rein künstlerischer Hinsicht eine Lanze brechen möchte. Dieser Vergleich oder vielmehr der vernichtende Vorwurf, der in ihm liegt, ist zu absurd, als daß man ihm nicht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln begegnen sollte. Das Absurde liegt in der Degradierung des Künstlers zum Handwerker, denn der beste Photograph bleibt doch immer nur ein Handwerker, dem das Material wohl zu einer gewissen Kunstfertigkeit verhelfen kann, ihn aber nie bis zum selbständigen freien künstlerischen Schaffen erheben wird, wenn im anderen Falle er eben nicht auf die bloße Bezeichnung Handwerker verzichten will; und der abschreckendste Naturalist in der Malerei wird doch ewig in des Wortes bester Bedeutung ein Künstler bleiben, solange er nicht mit anderen Mitteln arbeitet als jenen, die ihre Signatur durch das Lessingsche „durch die Augen in den Arm in den Pinsel"

erhalten. Denn das ist doch ein gewaltiger Unterschied: ob jemand die Natur durch die Camera obscura betrachtet und sie durch dieses technische Hilfsmittel zu fixieren sucht, also nur die Stelle einer notwendigen Schraube an einem Apparate vertritt, oder ob jemand den gewonnenen Eindruck erst geistig verarbeiten muß, ehe er ihn für einen zweiten und dritten wenn auch mit der „Plastik eines Photographen" zur Anschauung bringt. Wenn anders dieser Unterschied nicht seine weittragende Bedeutung haben soll, dann müßte der Abschreiber eines geschriebenen klassischen Werkes die Berechtigung haben, sich auf gleiche Höhe mit dem Dichter desselben zu stellen, nur weil er mit derselben Tinte und Feder das geistlos kopiert, was jener mit demselben Material nur nach vorhergegangener geistiger Verarbeitung dem Papier anvertrauen konnte.

Man wird aus ästhetischen Rücksichten die Darstellungsweise eines Zola nicht anzuerkennen brauchen, aber man wird nicht leugnen können, daß in ihr gerade die Bedeutung des französischen Romanciers als Künstler liegt, denn die Plastik seiner Schilderungen, die oft mit wenigen Strichen die Natur in ihrer ganzen Wahrheit dem Leser vor das geistige Auge zaubert, ist in vollendete Form gegossen, und die Form macht den Künstler. Dasselbe ist bei Gussow der Fall, dem bedeutendsten Koloristen unter den Naturalisten Deutschlands, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen.

Der Vergleich zwischen dem französischen Romanschriftsteller und dem deutschen Maler liegt auch nahe genug. Beide verfolgen ein und dasselbe Princip mit unerbittlicher Konsequenz: daß Künstler und Dichter sich nicht die Wirklichkeit nach den Eingebungen ihrer Phantasie konstruieren sollen, sondern daß die Natur, wie sie ist, ob häßlich oder schön, allein würdig sei, direkt als Vorbild betrachtet zu werden; beide erregten damit dieselbe ungeheuchelte tausendfache Entrüstung in den Kreisen der „ästhetisch und romantisch Angehauchten", denen die Tradition alles galt, riefen ein Heer von Anhängern und Widersachern hervor, die nicht aufhörten, sich gegenseitig grimmig zu befehden, verursachten eine förmliche Revolution in Schriftsteller- und Künstlerkreisen; und beide gaben in ihrer eisernen Zähigkeit den Kampf nicht eher auf, als bis sie festen Grund und Boden gefaßt hatten. Nur daß der deutsche Künstler malerisch nie den Stoff des französischen Sittenschilderers behandelte, immer in den Grenzen des Anstandes blieb und dadurch mit der Zeit seine Feinde einigermaßen versöhnte, während der Pariser Romancier nach wie vor die naturalistische Form seiner Schilderung nur benutzte, um die moralischen Gebrechen seiner Gesellschaft bis in ihren tiefsten Tiefen aufzudecken. Hier ward die Grenze zwischen dem Maler und dem Schriftsteller gezogen: was dem letzteren erlaubt schien, dagegen sträubte sich der Pinsel des ersteren. Er vermochte wohl den Schmutz zu malen, wie er ihn sah, niemals aber die Gemeinheit in ihrer nackten Gestalt.

Selten ist ein Maler in so verhältnismäßig kurzer Zeit zur allgemeinen Anerkennung gelangt wie Karl Gussow, und selten wohl auch dürfte ein bedeutender Künstler gleich ihm sich rühmen dürfen, seit frühester Jugend eine ziemlich ruhige, von äußeren Einflüssen verschont gebliebene Lebenslaufbahn verfolgt zu haben. Was man so oft von gleichen hervorragenden Kollegen von der Palette und vom Meißel hört: daß ihre Kindheit bereits ein sorgenvolles Martyrium voll Entbehrungen gewesen sei, durch das sie sich, nur auf ihre Kraft bauend und im Glauben an ihre Bestimmung, immer höher den dornenvollen Weg hinauf bis zum Gipfel des Ruhmes gekämpft hätten — das erfährt man von unserem Künstler nicht. Allem Anschein nach waren seine Knabenjahre fröhliche und ungetrübte, durfte er sich des Besitzes gut situierter Eltern erfreuen.

Karl Gussow erblickte im Jahre 1843 in Havelberg in der Mark das Licht der Welt. Ob er bereits frühzeitig Neigung für seinen Beruf oder besonderes hervor-

ragendes Talent zum Zeichnen verriet, erfahren wir ebenfalls nicht, ebensowenig irgend einen charakteristischen Vorfall, der ihn von vornherein als den späteren großen Maler hätte prädestinieren können. Er hat vielleicht zu wenig Anregung in dieser Beziehung gehabt, weder trat ihm eine Gönnerschaft zur Seite, die seine schlummernden Fähigkeiten mehr als er zu schätzen wußte, noch lag er mit sich selbst im Zwiespalt, denn erst nachdem er seine Schulstudien hinter sich hatte, eine ernstere Wendung seines Geschickes vor Augen sah, faßte er den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen, und wählte die Malerei. Schon daraus, daß sein Vater seinem Willen nicht das geringste Hindernis in den Weg setzte, sondern sofort die Überzeugung gewann, daß hier freundliches Entgegenkommen wohl am Platze sei, ersehen wir aufs neue, daß materielle Gründe auf seiten des alten Herrn Gussow, die gegen die Laufbahn seines Sohnes hätten sprechen können, nicht vorhanden waren. Vielleicht auch siegte bei dem angehenden Künstler ein Teil jener guten Portion Hartnäckigkeit, die sich im Verfolg seines späteren Erdenwallens so oft im harten Kampfe um sein Princip bewährt hat.



Willkommen.

Karl Gussow ging zuerst nach Weimar, um die dortige Kunstschule zu besuchen. Es wird ewig merkwürdig bleiben, daß in der weltberühmten Musenstadt an der Ilme, in welcher das Zeitalter der Romantik seine schönsten Triumphe feierte, gerade jener geniale Maler seine Laufbahn begann, der anderthalb Jahrzehnte später so deutlich durch seinen Pinsel nur die nackte Wahrheit der Natur verherrlichte und allen nebelhaften Überlieferungen ins Gesicht schlug. Zum Teil hatte Karl das dem glücklichen Umstand zu verdanken, der ihn gleich an eine Stätte trieb, deren künstlerische Lehrthätigkeit seinem inneren Drange nach Wahrheit entsprechen mußte.

In Weimar hatte der belgische Realismus bereits feste Wurzeln gefaßt. Vornehmlich war es Ferdinand Pauwels von Antwerpen, um den sich, nachdem man ihn nach Weimar berufen hatte, eine Schar strebsamer jüngerer Künstler versammelte, die von dem glänzenden koloristischen Talent des Meisters profitieren wollte. Gussow hat diesem Lehrer viel zu verdanken. Seine Einwirkung war jedenfalls entscheidend für das spätere zum Fundamentalsatz seiner Leistungen gewordene Glaubensbekenntnis: daß das Kolorit mehr als die Schatten die Plastik hebe, denn es allein mache lebenswahr.

Aber trotz der gesunden Farbe, die Pauwels auf der Palette hatte, und trotzdem er seinen Schüler auf den rechten Weg gewiesen, fühlte sich dieser innerlich zu seinem Lehrer doch nicht so hingezogen, wie man es von ihm hätte erwarten dürfen. Das war noch nicht die Grenze des Möglichen, Erreichbaren, die Gussow bis jetzt vor Augen sah. Sein Gefühl sagte ihm das. Das war vorerst nur Realismus, der sich die Wirklichkeit zurechtstutzte, er wollte die Natur auf der Leinwand haben, wie er sie sah. Er empfand denn auch recht gut, wie sehr Pauwels, trotz seiner realistischen Leistungen in der Farbe, noch in den Fesseln des Akademischen lag, und beschloß, Weimar zu verlassen. Nur bis zum Jahre 1867 hat er hier verweilt. Hier wollen wir noch einflechten, daß gleich nach seinem Besuch der Kunstschule der Anschluß an Arthur v. Ramberg für ihn von einer gewissen Bedeutung wurde. Ramberg war es, der ihn zuerst auf das Studium der Niederländer wies und durch seine Bilder, deren Stoffe bekanntlich zumeist dem ländlichen Leben entnommen sind, zuerst die Anregungen zu den späteren Schöpfungen gab, welchen Gussow seine ersten und zumeist auch nachhaltigsten Erfolge zu verdanken hatte.

Der junge Akademiker ging nun nach München, um bei Piloty die Lücken seiner Technik auszufüllen, ohne jedoch Befriedigung zu finden. Hier war er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der glatte, konventionelle französische Realismus konnte ihm erst recht nicht genügen. Nur ungefähr zwei Wochen blieb er hier Schüler. In diesem fortwährenden inneren Unbefriedigtsein hatte er viel mit Makart gemein, dem bekanntlich ebenfalls keine Schule ganz genügen konnte. Es war das Drängen des Genius, seinen eigenen Weg zu gehen. Dann begegnen wir unserem Künstler auf einer Studienreise in Italien, von der er jedoch nach Verlauf von sieben Monaten wieder zurückkehrte, und zwar nach — Weimar. Er hatte also nirgends die Schule seines Princips entdecken können und siedelte sich nun an dem Orte fest, wo er seine ersten Lehren empfangen hatte. Das ist charakteristisch genug und spricht am meisten für den Dank, den er der kleinen aber kunstsinnigen Residenz schuldete.

Beinahe drei Jahre lang studierte und malte Gussow fleißig weiter, ohne daß sein Name viel über die Grenzen Weimars hinausgedrungen wäre. Erst 1870 tauchten in der Ausstellung zu Berlin seine ersten kleinen Genrebilder auf, die bereits von dem selbständigen Geiste ihres Schöpfers, seinem ungemein drastischen koloristischen Talent ein sprechendes Zeugnis ablegten, aber, als von einem der großen Menge noch unbekannten Künstler stammend, in dieser wenig Beachtung fanden. Hatte dieses erste Debüt auch nicht einen

großen äußeren Erfolg, so doch einen größeren künstlerischen und materiellen. Es wurde dem jetzt erst siebenundzwanzig Jahre zählenden Künstler nämlich die Auszeichnung zu teil, vom Grafen Kalkreuth, damaligen Direktor in Weimar, eine Professur an der Kunstschule angeboten zu bekommen, welche er auch annahm.

Jetzt hatte man bereits eine „Schule Gussow", deren Einfluß sich immer mehr geltend machte, als der junge Professor im Jahre 1874 einen Ruf nach Karlsruhe und ungefähr einundeinhalb Jahr später nach Berlin bekam. Mit dem letzteren Wechsel trat die bedeutendste Wendung im Leben des Künstlers ein.

Als Gussow seine Lehrstelle in Berlin antrat — man hatte ihn mit der Leitung des Unterrichts in der Malklasse II betraut —, machte sich bereits in der Akademie jener frischere Zug bemerkbar, der in dem bisher innerhalb eines pedantischen Senates und ungenügenden Lehrkörpers verwahrlost gewesenen Institut unter dem neuerdings besetzten Direktoriat Anton v. Werners seinen Anfang genommen hatte und eine erfreuliche Ausdehnung gewann. Meister mit modernen Kunstrichtungen, wie Knille, Thumann für das historische, Hertel für das landschaftliche Fach, hatten ihre Ateliers im großen Gebäude an der Universitätsstraße bezogen und ihre begeisterten Schüler gefunden. Von allen Seiten kamen die Kunstjünger herbei, und diejenigen, die aus Furcht vor dem langen Zopf, welcher dem akademischen Schlendrian seit mehreren Jahrzehnten anhing und jedem aufkeimenden Talent den eigenen Weg erschwerte, in Privatateliers ihren beschränkten und teuren Unterricht gefunden hatten, fanden es endlich an der Zeit, ihre alte Antipathie einzustellen und sich um die neue Fahne zu sammeln.

Kurz vor Gussow hatte man bereits Max Michael an die Akademie berufen, welcher sich bei Lehmann und Couture in Paris gebildet hatte und halb in den Schuhen eines gesunden Realismus steckte, halb die unheimlichen Bizarrerien eines Courbet vertrat. Aber er machte Schule und hatte seine jungen „Michaeliten", die bereits auf ihn schworen und sich befleißigten, die Manier ihres Meisters, der überall nur düstere Schwermut erblickte und das Skizzenhafte für vollendet hielt, soviel als möglich dereinst zu der ihrigen zu machen. Knaus, der bereits in der Akademie sein Meisteratelier bezogen hatte, galt diesen Jüngern nur als halber Realist, der dem Leben durch eine gute Dosis Idealismus den eigentlichen Schein der Wahrheit nahm. Michael aber war der Genremaler par excellence. Seine Typen aus dem italienischen Volksleben boten die gemalte Verkommenheit mit Schmutz und Lumpen. Und wenn seine Leinwand auch selten lachende Gesichter zeigte, wie sie selbst ein Leben im Elend darbietet, so sprach das eher für als gegen den Naturalismus eines Courbet.

Das nannte man schon Naturalismus!

Da trat Gussow auf. Wenn es wahr ist, was damalige Schüler der Akademie versichern, so muß man annehmen, daß der neue Lehrer zuerst weniger mit Ehrfurcht als mit einer gewissen Scheu betrachtet wurde. Es mag das wohl mit der Thatsache zusammenhängen, daß seinen ganzen inneren und äußeren Anlagen nach sich niemand weniger zum Lehrer, der immer eine gewisse althergebrachte Pedanterie besitzen muß, zu eignen scheint als gerade Gussow. Etwas individuell Eingeprägtes wird schwerlich einem anderen beigebracht werden können; und einen genial beanlagten Menschen wird man wohl in seinen Eigenheiten, die seine hauptsächliche Kraft bilden, belauschen, ihn nie aber bewegen können, systematisch in Form von Schablonen, Dosis für Dosis, gleich den aufeinander folgenden Kapiteln eines Lehrbuches, seine Technik, die sein ganzes Talent bildet, einem zweiten und dritten zugänglich zu machen. Das ist auch der Grund, weshalb Gussow im eigentlichen Sinne des Wortes niemals eine Schule gebildet hat und niemals eine bilden wird. Das Genie wird niemals dazu kommen, und Gussow ist ein Farbengenie seltener Art und ersten

Ranges. Er hat eine Menge Nachahmer gefunden, die es ihm glücklich abgesehen haben, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“, aber unter ihnen hat sich bis jetzt keiner bemerkbar gemacht, von dem man wirklich behaupten könnte, er sei in die Fußstapfen seines Meisters getreten. Und hierin ähnelt er wieder Zola. Auch der französische Romandichter hat in seinem Vaterlande eine Menge mehr und minder begabter Nachahmer aufzuweisen, die sich „Naturalisten“ nennen. Dem gewählten Stoffe nach sind sie es, in der Form und Darstellungskraft aber sind sie gegen ihn Stümper, die das Wort Naturalismus bloß als Aushängeschild benutzen, um unter irgend einer Flagge nur desto sicherer in den lukrativen Hafen zu segeln. Zola sowohl wie Gussow, der Schriftsteller und der Maler, besitzen eine ursprüngliche Genialität, welche beide zu originellen Phänomenen macht.

War man trotz der neuen Ära in der Berliner Akademie bisher daran gewöhnt gewesen, daß immer noch gewisse Regeln der Malerei aufrecht erhalten wurden, so schien das mit einemmal seit Eintritt Gussows anders werden zu wollen. Da trat plötzlich ein Meister auf, der seine eigenen Schrullen hatte. Das „Wie“ war ihm Nebensache, nur das „Was“ die Hauptsache. „Untermalen Sie meinetwegen den Kopf mit Grün,“ sagte er zum Beispiel; „wie Sie es machen, darauf kommt es nicht an, nur was Sie zu Tage fördern, das allein ist maßgebend und für die Kunst entscheidend.“ Das war allerdings für manchen zuerst zu viel, trotzdem die Logik dieser Lehre ihm einleuchtend genug erschien. Man erkennt aus diesen Worten jedenfalls am schlagendsten, wie wenig Gussow selbst im stande war, nach alten Traditionen zu lehren, deren Hauptwerk darauf zielte, sämtliche Lokalfarben erst hübsch auf der Palette zu mischen, sie nach allen Regeln der Kunst sauber nebeneinander auf die Leinwand zu streichen, sie zu verbinden, dann trocknen zu lassen, um durch abermaliges Übermalen und endliches Lasieren das Bild so flach als möglich zu gestalten. Währenddem war natürlich eine andere Beleuchtung eingetreten, das Modell sah anders aus als am Tage vorher und die Wiedergabe der Naturwahrheit lag entfernter denn je. Den gewonnenen Eindruck so schnell als möglich zu fixieren, die Wirklichkeit beim ersten Blick richtig zu erfassen, die Farben bestimmt und sicher klar nach der Färbung des Originals auf die Leinwand zu übertragen, ohne viel zu suchen — darin besteht die Meisterschaft Gussows, die von selbst seine staunenswerte Naturwahrheit im Gefolge haben muß. Man sieht, die Technik ist so einfach wie möglich — genau so wie bei Zola — und doch ist sie nicht für jeden zu erreichen. Das macht der Blick, der das sieht, was tausend andere niemals sehen und erfassen.

Es war natürlich, daß nach der ersten Verblüffung der Schüler, die sich nur in stummer Verwunderung zeigte, schließlich aufrichtige Bewunderung eintrat. Das Absurde in der Theorie ihres Lehrers verschwand und machte am Ende einer wahren Anbetung Luft. Da sahen sie unter der Hand des Meisters Köpfe und Gestalten entstehen, die einfach zu sprechen schienen. Und mit den schlichtesten Mitteln. Das war unerhört, im guten Sinne natürlich, unglaublich! Michael war als Naturalist einfach abgethan. So etwas hatte die Akademie, die Malerei überhaupt noch nicht gesehen. Im Lager der Kunsteleven brach zuerst die Bewegung los. Den Schülern des Meisters wurde der Name Gussow zum Abend- und Morgengebet. Wenn zwei sich zusammen unterhielten, so sprachen sie nur von Gussow, und kam ein dritter hinzu, der anderer Meinung über die Berechtigung dieses Naturalismus, so war die erregte Debatte fertig. Die Leibgarde, die sich „Gussowiten“ nannte, hatte sich als feste Phalanx um den Meister gebildet.

Selbstverständlich beschränkte sich dieses Interesse für den neuen Professor nicht nur auf die nächste Umgebung desselben. Allmählich wurden nicht nur die aus-

übenden Künstler in der Akademie davon in Anspruch genommen, sondern auch die übrige Künstlerschaft Berlins; selbst diejenigen Kreise in ihr, welche dem Künstler am entferntesten standen, wurden nach und nach auf ihn aufmerksam. Trotzdem verhielt man sich im allgemeinen doch indifferent gegen ihn. Es mußte erst eine hervorragende Leistung von ihm in die Öffentlichkeit kommen, die mit einem Schlage seinen Namen in aller Mund brachte und die Bewegung, die sich bereits um diesen Mann drehte, in mächtigen Wellenschlägen auch dem großen Publikum mitteilte. Dem letzteren stand ja der Künstler fast noch vollständig fremd gegenüber. Und der Tag kam. Am 3. September 1876 wurde die große akademische Ausstellung in den provisorischen Hallen am Cantianplatz eröffnet. Das war das alljährliche Ereignis der beginnenden Wintersaison. Die Berliner haben ihre Lieblingsmaler, die sie ganz besonders zu goutieren pflegen. Zu ihnen gehören vor allem Gustav Richter, Graef, Knaus und auch Anton v. Werner in letzterer Zeit. Diesmal trat man mit großen Erwartungen an die Ausstellung heran. Man wußte, daß des letzteren Riesengemälde „Kaiserproklamation in Versailles" die Räume zieren, daß Knaus mit einem Genrebild voll tragischen Inhalts den Residenzlern eine Überraschung bereiten, daß Richters „Bauquiersfrau" das Charakterisierungstalent des Malers der hohen Aristokratie jedenfalls von einer neuen Seite zeigen werde.

Man wußte noch nicht, daß man im nächsten Jahre beim Aufschlagen des Katalogs zuerst nach dem Namen Gussow suchen werde. Der neue Lehrer an der Akademie hatte drei Genrebilder mit lebensgroßen Figuren ausgestellt. Er nannte sie im Katalog „Das Kätzchen", „Der Blumenfreund" und „Verlorenes Glück". „Das Kätzchen" stellte eine der harmlosesten alltäglichen Scenen vor, wie man sie sich nur denken kann. Zwei rotwangige, dralle Dirnen, ein altes Weib und ein alter Bauer ergötzen sich an einem Kätzchen, das der letztere auf seinem Arme hat. Die Figuren waren stehend dargestellt. Der erste Eindruck dieses Bildes war ein ungewöhnlicher in zweierlei Hinsicht: erstens durch den glücklichen derben Humor, der in der Situation lag, sofort das Gemüt fesselte und ein Lächeln auf den Lippen des Beschauers hervorrief, und zweitens durch die auf die Leinwand fixierte Naturwahrheit des vom Künstler Geschauten, die alles übertraf, was man bisher in diesen Räumen zu erblicken gewohnt war. Das war einfach nicht mehr die bloße gemalte Wiedergabe einer Scene aus dem Leben, das war mit Farben modellierte Plastik, das war ein Stück Natur, das man nur durch den Abschluß des Rahmens zu einem Bilde gemacht hatte. Diese Gestalten wirkten geradezu unheimlich durch die Lebendigkeit, mit der sie zu sprechen, mit der sie sich zu bewegen schienen. Es soll Leute gegeben haben, die anfangs alles für Täuschung hielten und die Nase mit der Leinwand in Berührung brachten, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich veritable Ölmalerei vor sich hatten. Selbst der Laie mußte zur Einsicht kommen, daß hier die Grenze gezogen sei, wo die Malerei aufhört und die Plastik anfängt. Diese Täuschung, die das Bild hervorrief, wurde noch durch einen zufälligen Umstand erhöht, welcher der Gesamtwirkung sehr zu statten kam. Das Gemälde hing nämlich in einem der langgestreckten, parallel laufenden Nebensäle, gerade vis-à-vis dem Eingange des angrenzenden Saales. Näherte man sich in diesem dem Thürrahmen, so erblickte das Auge an der Wand zuerst die Gruppe auf Gussows Gemälde, das gleichsam vom Rahmen der Thür abgeschnitten wurde. Dadurch gewann die Lebendigkeit eine verblüffende Kraft. Man glaubte, in eine schmale Dorfgasse zu blicken, in der die Scene sich abspielte.

Der Name des Künstlers war gleich am ersten Tage auf aller Lippen. Aber wer war Gussow? Die wenigsten kannten ihn; unter diesen hin und wieder ein

Schüler des Meisters, der seit einer Stunde bereits seinen Standpunkt vor dem Bilde nicht aufgegeben hatte und bei der Anstaunung vor dem Gemälde selbst etwas von dem schnell erblühenden Ruhme seines Lehrers empfand. Man suchte die Neugierde also durch den Katalog zu befriedigen. Da stand einfach: Professor und Lehrer an der Königl. Akademie der Künste, kleine goldene Medaille 1874, in Berlin, Magdeburgerplatz 4. Berlin hatte solch einen genialen Maler aufzuweisen, und man hatte noch nichts von ihm gehört? Das ließ das Bild wiederum mit anderen Augen betrachten. Diesmal sprach schon das nationale Bewußtsein des Berliners mit. Der Andrang zu diesem einen Bilde wurde zuletzt ein ständiger, der die Passage förmlich hemmte. Man vergaß, daß man sich vor wenigen Minuten erst vor Knaus' erschütternder Wirtshausscene „Auf schlechten Wegen“ künstlerisch erbaut und es für unmöglich gehalten hatte, daß das Leben wahrer und mit gleicher nachhaltiger Wirkung wiedergegeben werden könne. Und hier hatte man den Gegenbeweis, der in des Wortes bester Bedeutung in die Augen sprang.

Aber am Ende begann sich doch das kritische Gefühl des Berliners, das seine zweite Natur bildet, zu regen. Vielleicht hatte man es nur mit einer Leistung der vollendetsten dekorativen Wirkung zu thun, die um so eher das Auge blendet, je mehr sie äußerlich plastisch und innerlich roh erscheint. Man ging also von dem Gesamteindruck zur Prüfung der Einzelheiten über. Und da erstaunte man erst über die Virtuosität, mit der die unvergleichliche Technik des Künstlers die Details auf die Leinwand gebracht hatte. Da war jede Falte im Gesicht der beiden Alten wiedergegeben, da konnte man den Stoff der Kleider erkennen, so deutlich war das Gewebe zu erschauen; da leuchteten die roten Backen der Dirnen in ländlicher Naturfrische, da rundeten sich die nackten, gebräunten Arme des vorderen Mädchens in einer Art und Weise, als müsse man die Hand ausstrecken, um ihre Weichheit zu fühlen. Was aber am frappierendsten an diesen Figuren wirkte, das waren die gelben Tücher, die sie um den Hals trugen. Namentlich das der vorderen Dirne schien zur Prüfung des Stoffes einzuladen. Und man traf auf immer neue Dinge, deren Anblick überraschend wirkte. Nicht genug, daß das Fadenscheinige und Fleckige auf der Kleidung des Bauern und der Bäuerin, Staub und Unreinlichkeit im Gesicht und auf den Händen der letzteren getreulich wiedergegeben war, diese unerwartete künstlerische Verherrlichung des Schmutzes setzte sich bis auf die Wiedergabe des zweifelhaften Schwarzes unter den Fingernägeln fort. Diesem Maler war nichts entgangen, was er da an den Figuren beobachtet hatte. „Das ist doch unerhört, so die Unreinlichkeit ganz offen zu verherrlichen,“ meinten die einen, und die anderen: „Bauern können ihre Hände nicht so oft waschen und sie pflegen wie die Salonmenschen, also muß man auch den Schmutz mit malen, wenn man Bauern malt, sonst sind es eben keine Bauern mehr. Da scheint einmal ein ehrlicher Maler aufgetaucht zu sein, der einen gesunden Blick hat und nicht schmeichelt.“

Man sieht also, wie gleich am ersten Tage die Meinungen sich teilten und die Parteien sich rüsteten. Das war das sicherste Zeichen für die Bedeutung Gussows. Um Durchschnittsmenschen und Durchschnittsware pflegt man sich in der Regel nicht viel zu kümmern — aus dem Grunde, weil beide zu häufig sind.

Das zweite Bild des Künstlers verursachte dieselbe Aufregung. Hier war es nur eine Figur, die das Interesse in Anspruch nahm. „Der Blumenfreund“ stellte einen alten Mann dar, halb Philister, halb Gelehrter, jedenfalls am besten charakterisiert, wenn man sagt: der Species der „Privatstudien“ treibenden Rentiers angehörend, der sich bei dem weißen Licht eines klaren Sommermorgens zum Fenster hinausbeugt und die Blumen auf dem Brett besichtigt. In der Plastik blieb dieses Bild dem „Kätzchen“ gleich, nur

war die Wirkung eine völlig andere. Ich finde für dieselbe keinen anderen Ausdruck, als wenn ich sie — natürlich im künstlerischen Sinne — eine tolle nenne. Der Kontrast der Farben hatte hier seine Höhe erreicht. Man denke sich die blendende Kalkwand eines Hauses, in dieser ein geöffnetes Fenster, auf dessen Außenseite ein grün angestrichenes Blumenbrett, besetzt mit den buntesten Blumen, angebracht ist, darüber ein bebrilltes kupferfarbiges Gesicht, dessen Nase in Rubinenröte strahlt — das alles ohne Verteilung von Licht und Schatten greifbar gemalt, und man wird vielleicht einen annähernden Begriff von dem thatsächlichen Eindruck dieses auf die Leinwand gebrachten Farbenexperimentes empfangen. Der erste Anblick war ein hochkomischer, der den Ernst der Betrachtung überhaupt nicht ganz aufkommen ließ. Hier allerdings trat die Karikatur in den Vordergrund, aber diese Karikatur war doch eine geistvolle, unmittelbar dem Leben abgelauschte. So kann wider Willen eine Erscheinung lächerlich wirken wie diese, wenn sie an und für sich unschön in einen Rahmen kommt, der die natürliche Komik ihres Äußeren noch verstärkt. Nur dieser Gedanke allein schwebte Gussow jedenfalls vor, als er für dieses Bild auf seiner Palette die Farben mischte.

War es dem Künstler hauptsächlich darum zu thun gewesen, auf den soeben beschriebenen Gemälden dem Humor Ausdruck zu geben, so zeigte er auf dem dritten, wie er auch fähig sei, durch ein ernstes Stimmungsbild den Beschauer in die Fesseln tiefer Rührung zu legen.

„Verlorenes Glück“ zeigt eine trauernde junge Witwe in Gesellschaft ihres blondlockigen Kindes, das, noch nicht fähig, den Schmerz der Mutter zu erfassen, mit einem Gesicht voll Sonnenschein in das Leben hineinlacht. Auch in dieser Leistung hatte ihr Schöpfer den Kontrast, der zwischen der Trauer der Mutter und dem rührenden Frohsinn des Kindes zur höchsten Prägnanz herausgearbeitet, aber man wird finden, daß auch hier der Gegensatz ein ganz natürlicher ist. Ein gewisser elegischer Grundton durchzog dieses Bild, das zu den fesselndsten der Ausstellung gehörte.

Der Kampf der Meinungen, der über Gussow im Publikum entbrannt war, wurde gleich nach den ersten Tagen auch von der Presse aufgenommen und mit einer gewissen Erbitterung geführt. Die einen erhoben ihn bis in den Himmel, die anderen zerrten ihn in den Kot. Eine vermittelnde Ansicht kam überhaupt nicht zur Geltung, hätte auch nichts genutzt bei dem schroffen Gegenüberstehen der Extreme, die sich, um einem alten Gesetze zu folgen, doch in dem einen Punkte berühren mußten: daß man es hier mit einem großen Talent zu thun habe. Die ausgesprochenen Gegner des Naturalismus nannten das: der Ehrlichkeit eine Konzession machen.

Es ist unglaublich, was damals alles über Gussow geschrieben wurde, wie die Verständnislosigkeit unwissender Kritiker, die kaum das Abc der Berechtigung als solche hinter sich hatten, geradezu so weit ging, den Künstler wie eine komische, vorübergehende Erscheinung in der Kunstwelt zu betrachten. Das halbe Dutzend „Berufene“, das mit Ernst und Würde sein Urteil abgab, konnte nicht verhindern, daß kindlicher Unverstand neben der Wahrheitsliebe gleichen Schritt hielt und diese schließlich übertönte, weil der Weise bekanntlich nicht gern ins Horn stößt. So weit ging man schließlich in der Hitze des Kampfes, daß man einfach von „kolorierten Photographien“ sprach. Das war am Ende das glänzendste Zeugnis einer kritischen Impotenz.

Der Naturalismus in der Malerei war also mit Gussow erstanden, dieser Naturalismus mußte natürlich auch seine glänzende Schule machen, namentlich in Berlin, wo man dem Materialismus bereits ausgesprochen huldigte. In der That durchzog die Schar der Gussowiten immer größere Begeisterung, so daß man sich der Hoffnung hingeben durfte, bei der nächsten Gelegenheit neben den Leistungen des

Meisters auch solche jüngerer Talente seiner Theorie glänzen zu sehen.

In der großen Ausstellung des darauf folgenden Jahres trat dieser Fall allerdings auch in bedenklicher Weise ein. Wir werden das nachher motiviert sehen, vorläufig haben wir es hier allein mit Gussow selbst zu thun. Diesmal war der Künstler durch fünf Bilder vertreten, denen man aus naheliegenden Gründen die größte Aufmerksamkeit zuwandte. Man hatte erwartet, daß der Maler alles aufbieten würde, um seinen Platz zu behaupten.

Sein „Willkommen" erregte dieselbe Sensation wie sein vorjähriges „Kätzchen". Ja, die Wirkung wurde dadurch vielleicht zu einer intensiveren, weil der Stoff die Gemüter mehr bewegte. Die Scene stellte den jubelnden Empfang dar, den einige Gestalten aus dem Volke, auf einem kleinen Balkon stehend, siegreich zurückkehrenden Truppen zu teil werden lassen. Die Figuren waren abermals in Lebensgröße. Hier schien das Menschenmögliche erreicht worden zu sein. Das war die geradezu fabelhafte Leistung eines vollendeten Künstlers, der auf diesem Bilde alle Vorzüge seiner Kunst vereinigt hatte: sichere, tadellose Zeichnung, meisterhafte Charakteristik in der Lebendigkeit des Mienenspiels, vortreffliche Behandlung des Stofflichen und neben einer gesunden Färbung leuchtende Plastik. Gerade wie auf seinem „Kätzchen" und „Blumenfreund" hatte Gussow auch auf diesem Gemälde den Hauptwert auf die Wirkung der Lokalfarben gelegt, irgend eine abwechselnde Beleuchtung konnte man nicht entdecken, es war alles in gleichem Licht gemalt. Eine Blondine namentlich bildete das Entzücken des Beschauers, schon um deswillen, wie der Künstler es verstanden hatte, den Goldschimmer ihres Haares wiederzugeben. Der wesentliche Vorzug dieses Bildes lag für den Kenner wiederum in der Sicherheit, mit der die Farben bestimmt nebeneinander gesetzt waren, ohne ein Schwanken, ein unbestimmtes Suchen in der Technik zu verraten. Charakteristisch war, daß das gelbe Halstuch diesmal wieder nicht fehlte und die Unreinlichkeit der Hände sich abermals bis auf die Fingernägel erstreckte. „Willkommen" hatte von seiten der Kritiker und der konventionellen Kunst um der Rücksichtslosigkeit willen, mit welcher der Maler fast ungebrochene Farbentöne nebeneinander gesetzt hatte, unbarmherzige Angriffe zu leiden. Ein bekannter Kritiker schrieb wörtlich: „Das Ganze macht den Eindruck, den ein Orchester machen würde, dessen einzelne Instrumente für sich jedes eine andere Melodie spielen."

Gussows malerische Gestaltungskraft forderte förmlich dazu heraus, sein Talent im Porträtfach erprobt zu sehen. Während dieser Ausstellung gönnte er seinen Freunden diese Freude bereits. Das Bildnis einer Dame war vorzüglich, was insofern für die Stellung des Malers inmitten der Kunstwelt von weitgehender Bedeutung war, als er durch dieses erste in Berlin ausgestellte Porträt den Beweis lieferte, wie hinfällig der hauptsächliche Vorwurf war, den man ihm machte: er könne nur den äußeren Menschen gestalten, ohne seelische Vertiefung. Diese „seelische Vertiefung" nun hatte er neben der Naturwahrheit der Linien auf dem weiblichen Antlitz treffend zum Ausdruck gebracht, daß ein Schimmer von Geist die Züge verklärte. Die Kritik behandelte diese Schöpfung bereits nachsichtiger.

Die anderen Gemälde waren genrehafte Einzelfiguren, von denen „Mädchen mit Früchten" ganz besonders wieder durch ein gelbes Kopftuch auffiel, das diesmal allerdings die Prätension hatte, neben dem „Gesuchten" auch störend zu wirken. Die „Alte Frau" wurde für das Bedeutendste gehalten, was der Künstler bisher geschaffen hatte. Wunderbar auf diesem Bilde war der schlichte und doch fesselnde große Eindruck. Gussow hatte mit ihm bewiesen, daß es auch ohne Buntheit einmal ganz gut abgehen könne und daß das Einfachste unter Umständen am meisten auffällt. Vom tiefgefärbten Hintergrunde hob sich das sorgendurchfurchte faltenreiche

Antlitz leuchtend und klar ab. Wer diese Züge einmal gesehen hatte, der mußte sie sich dem Auge für immer einprägen.

Hatte man bisher Gussow den Vorwurf gemacht, seine Bilder verdienten die Bezeichnung als solche nicht, denn nur der Rahmen mache sie dazu, ein Gemälde aber müsse auch ohne diesen schon ein harmonisch abgeschlossenes Ganzes bilden — so entkräftete er bereits diesen zweiten Vorwurf durch eine Halbfigur, „Mädchen mit Bronzefigur" betitelt. Hier war in der That eine geschlossene Bildwirkung erzielt. Nicht zu viel und nicht zu wenig. Die sonst allzu kräftige Modellierung war vermittels durchsichtiger Töne gemildert, ohne jedoch an der Plastik viel einzubüßen. Auch der ausgeprägte, richtig konstruierte Schatten kam hier mehr zur Geltung. Alles in allem zeigte sich auf diesem Bilde bereits eine gewisse Vornehmheit der Malweise, die zwischen den Lokaltönen nach dem Auge sonst unsichtbaren vermittelnden Tönen suchte. Der krasse Naturalismus hatte sich gemildert und die elektrische Beleuchtung den Einwir-



Die beiden Alten.

kungen eines sanfteren Lichtes Platz gemacht. Besonders edel waren Kopf und Hand in der Zeichnung, der erstere im Abschluß der äußeren Kontur. Über dieses Gemälde traf das Lob der Kritik im allgemeinen zusammen.

Wir hatten vorhin von der bedenklichen Weise gesprochen, mit der jüngere Talente in die Fußstapfen Gussows zu treten gedachten. Bereits in der der großen Ausstellung von 1877 vorhergegangenen Ausstellung von Schülerarbeiten trat diese Absicht vieler Jünger des bedeutenden Naturalisten sprechend zu Tage, die sich vorläufig allerdings nur in der Behandlung von Köpfen ausprägte und von sonstigen übertriebenen Auswüchsen noch nichts zeigte. Das einzige Resultat, das man hier empfand, war die Thatsache: daß das große Bestreben Gussows, welches auch sein bedeutsames Verdienst ist, dahin zielte, seine Schüler von der bisherigen Anschauung der Natur, die er mit „konventionelle Lüge“ übersetzte, in aller Form loszulösen und das wirkliche Gefühl für eine ewige Naturwahrheit in ihnen zu erwecken. Nun aber schossen die Jünger weit über das Ziel des Meisters hinaus, sobald sie mit selbständigen Leistungen auftraten. Die Grenzen, die Gussow sich gesteckt hatte, kannten die Gussowiten nicht.

Gleich beim zweiten Auftreten des genialen Malers in der letztgenannten Ausstellung begann die Ära der „gelben Tücher und schmutzigen Fingernägel“. Eine Anzahl ganz unreifer noch gärender Talente, die notdürftig nach dem Modell malen konnten, behaupteten, auf ihren Bildern dem Naturalismus zu huldigen, wenn sie grün neben rot, rot neben gelb setzten, wenn sie mangelhaft gezeichneten, dekorativ gemalten Figuren gelbe Tücher, schwarze Fingernägel — à la Gussow, sagte man, mit Stolz — und ungewaschene Gesichter mit auf den Weg gaben. Man suchte förmlich einen Genuß darin, die Unreinlichkeit in allen Abstufungen der Farbenskala auf der Leinwand zur Geltung kommen zu lassen. Hier begann die „Schule der Unnatur“ sich allerdings erschrecklich bemerkbar zu machen, denn sie feierte Triumphe — unter sich natürlich. Was diese Art Künstler Naturalismus nannte, war weiter nichts als malerische Roheit. Gussow erblickte den Schmutz auch, aber er malte ihn lediglich, weil er seinen Figuren anhaftete, wie er sie sah. Die anderen malten die Gestalten erst säuberlich nach dem Modell und setzten den Schmutz in großen Portionen hinzu. Das war der Unterschied zwischen einem wahren Naturalismus, dem die Wahrheitsliebe über alles geht und welcher deshalb Anspruch auf Achtung hat, und einem gefälschten, dem es lediglich nicht um die Kunst, sondern um die Sensation, die immer nur in der Übertreibung besteht, zu thun ist.

Wurde durch diese „Nachahmung besonderer Eigentümlichkeiten“ am besten der Beweis für unsere bereits angeführte Behauptung gegeben, daß ein wirklich genialer Mann selten Schule im eigentlichen Sinne des Wortes machen wird, so hatte dieses massenhafte unberechtigte Nachäffen Gussows für den Meister das eine Gute im Gefolge, daß man sich seines Wertes jetzt um so mehr bewußt wurde. Jetzt hatte er für seine Leistungen eine dunkle Folie, auf welcher sie sich um so glänzender abhoben. Man hatte die echte Perle des Naturalismus von den falschen glücklich erkannt.

Nach und nach machte sich bei Gussow ein Umschwung geltend, den man am besten damit bezeichnet, wenn man sagt, daß er in seiner Kunst mehr einer gewissen Noblesse huldigte, welche die Natur nie verleugnete, aber doch manche Härten milderte, nicht mehr so viel nach rein äußerlichen Effekten zielte. Allerdings liebte er die Kontraste nach wie vor. Das zeigte sich wieder in der „Venuswäscherin“, einer Schöpfung, in der neben einem innerlich feinen Humor eine noch feinere Satire sich aussprach. Im Atelier eines Malers wäscht eine alte, nichts weniger als einen schönen Eindruck machende Aufwartefrau die Gipsstatue der Venus von

Milo ab. Übrigens neigt Gussow viel mehr zur Satire als zum Humor. Sein „Blumenfreund“ ist nichts anderes als eine köstliche Satire auf das gesegnete Hauspaschatum.

Erst 1880 begegnen wir Gussow auf der großen Berliner Ausstellung wieder, wo wir vier Bilder von ihm finden, darunter diesmal drei Bildnisse, zwei weibliche und das eines Kindes, die sämtlich von sprechender Ähnlichkeit waren. „Die beiden Alten“, im Genre gehalten, war wiederum eine glänzende naturalistische Leistung, die wohl hauptsächlich dazu beitrug, daß man dem Künstler in diesem Jahre die größte künstlerische Auszeichnung zu teil werden ließ, indem man ihm die große goldene Medaille verlieh.

Im Sommersemester 1881 schied Gussow zum großen Nachteile seiner Schüler leider aus dem Lehrkollegium der Akademie; wie man sagte, infolge von „Mißverständnissen“ zwischen ihm und dem Direktor, die sich speciell auf seine Lehrmethode bezogen. In der Ausstellung desselben Jahres brillierte er abermals mit drei Porträts, einem männlichen und zwei weiblichen, von deren letzteren eins, das seiner Gattin, ungeteilte Bewunderung fand. Hier steigerte sich die Lebendigkeit von den durch die zarte Haut schimmernden Blutwellen des Nackens bis zum durchgeistigten Gesichtsausdruck, der den Blick lange zu fesseln wußte. So hat sich Gussow auch binnen kurzer Zeit zu einem unserer vielbegehrtesten Bildnismaler emporgeschwungen, der nur neben Richter und Graef genannt und von allen denen in Anspruch genommen wird, die ihn teuer bezahlen können und die Wahrheit über die Schmeichelei stellen. Der Künstler selbst ist eine mittelgroße kräftige Figur, dessen etwas militärisches Gesicht durch einen Hang zur jovialen Laune, die seine sonstige Kurzangebundenheit mildert, beim ersten Anblick den Eindruck macht, es mit einem liebenswürdigen Menschen zu thun zu haben. Jetzt hat er sich nach eigenen Angaben ein prächtiges Haus bauen lassen, in dessen Ateliers eine Anzahl Schüler und Schülerinnen seine Lehrthätigkeit in vollstem Maße in Anspruch nimmt.

Vor Monaten hatte er im Künstlerhause das Porträt einer jungen Dame im schwarzen Atlaskleide und dunklem Rembrandthut mit schreiend gelben Blumen ausgestellt. Es war ein Brustbild, das Gesicht ganz en face gehalten. Es bildete den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung, um den man sich sammelte. Man schüttelte vielfach den Kopf über diese Farbenzusammenstellung, aber man wandte den Blick doch immer wieder dem Bilde zu, das mit dem Mund zu lächeln und mit den Augen zu winken schien. Das war wieder eins der vielen Wagnisse des Meisters, aber es war ihm doch gelungen. Auf diesem Antlitz war jeder Pinselstrich zu sehen, so kräftig und sicher hatte der Maler die Natur kopiert, aber geistreich, fein modelliert und jeder Zug belauscht. Neben diesem leuchtenden Gesicht verflachten sich und verblaßten sämtliche übrigen Porträts der Ausstellung. In der diesjährigen großen akademischen Ausstellung tritt er seit längerer Zeit wieder mit einem größeren Genrebild: „Austernmädchen“, an die Öffentlichkeit, das, in völlig lichten Farben gehalten, zu seinen besten Werken gehört.

In Gussows Schöpfungen ist jener gesunde Naturalismus verkörpert, der seine höchste Aufgabe darin sieht, in der Grenze des Erlaubten das wirklich Erreichbare darzustellen, der die Wahrheit so giebt, wie er sie sieht, aber Licht und Schatten in ihr gleichmäßig verteilt, und nur deshalb das Häßliche neben dem Schönen zur Geltung kommen läßt, weil er weiß: daß nicht alles Gold ist, was glänzt; aber Gold Gold bleibt, auch wenn es einmal mit dem Schmutz in Berührung kam.





Korrespondenzen.

Aus Messina.

Von

August Schneegans.

Die Ätnaeruption vom März 1883.

iel Lärm um nichts! Diese Worte mögen wohl der letzten Ätnaeruption diejenigen beilegen, welche bei den ersten Nachrichten an die ungeheuren Verwüstungen von 1669 und 1752 oder auch noch an die riesige Lavaentwickelung von 1879 dachten, und die mit einer gewissen Enttäuschung das im Sande Verlaufen der diesjährigen Ätnaphänomene konstatierten. Von weitem läßt sich freilich ein solches Motto schon aufstellen, von weitem läßt sich dasselbe auch begreifen; beschaut man sich die Dinge aber in der Nähe und legt man an dieselben einen anderen Maßstab als denjenigen, den der Vergleich mit jenen furchtbaren Eruptionen nach sich zieht, so erscheint das „Nichts" denn doch als ein sehr gewagter Begriff. Und wer könnte sich überhaupt vermessen, heute schon diese Eruption als vollständig abgeschlossen und fertig zu betrachten? und wem käme vor diesen elf rauchenden, brausenden, von einer Lavamasse von einem Kilometer in der Länge umlagerten Vulkankegeln nicht der Gedanke, daß die Elementarkräfte, welche so nahe unter der Erdkruste ihr unheimliches Wesen treiben, plötzlich in furchtbarer Machtentwickelung emporbrechen und im Nu, von heute auf morgen, die gräßlichsten Schrecknisse früherer Eruptionen wieder hervorzaubern könnten? Kaum trittst du in das Bereich der Titanenberge in Catania, in Acireale, ja sogar in das schon weiter entlegene Taormina, so siehst du dich wie umflossen von einer eigentümlichen Atmosphäre, in einen Gedankengang und in ein gewohnheitsmäßiges Fühlen versetzt, die dich, du Neuling der Ätnamysterien, mit einer Art von Ängstlichkeit erfüllen; laut magst du ja diese Beklemmung nicht verraten, dagegen bäumt sich dein Mannesmut und Mannesstolz; aber inwendig fühlst du doch etwas Besonderes, wenn man dir in Taormina schwarze, wie eine halbe Hand große Schlacken zeigt, die der alte Mongibello, wie die Leute hier aus saracenischer Angewöhnung den Ätna heißen, bis hierher schleuderte, wenn du in den prächtigen Räumen des Grand Hôtel des Bains in Acireale die von den Erdbeben in die Mauern und Gewölbe gerissenen Spalten betrachtest, wenn man dir in Catania von den Schrecken erzählt, die in den letzten Tagen des März die ganze Bevölkerung der am Bergesabhang hinauf gelegenen Dörfer überfielen und unzählige Massen von Obdachlosen herunterscheuchten in die großen Städte am Meeresufer. Ein Beben und Dröhnen fuhr an jenem 20. März durch den ungeheuren Berg; von früh morgens bis zum Einbruch der Nacht zuckte und erzitterte die Erde im Ätnagebiete, das Alcantarathal hinauf bis nach Randazzo und auf der anderen Seite wieder von Randazzo das Thal des Simeto hinunter, und am Meere hin von Catania bis Giarre, in weitem Umkreise; unheimlich drohend rollte der unterirdische Donner; dem großen Krater entstieg eine vom Scirocco nach Norden gepeitschte Rauchsäule, und bis nach dem fernen Messina flog an diesem Tage der feine, schwärzliche Aschenregen. Am folgenden Morgen barst die Bergeskruste; elf Krater eröffneten sich nacheinander unter heftigem Getöse oberhalb Nicolosi; die feurige Lava quoll hervor; Kegel auf Kegel trieb sich blasenförmig empor — der Ausbruch war da! Und wer vermochte zu sagen, wo der verhee-

rende Strom sich hinwenden würde, ob nach rechts oder nach links, ob in der Richtung von Catania oder von Acireale; und wo er sich auch hinwendete, die Verwüstung führte er mit sich, die Verwüstung eines der fruchtbarsten und reichsten Landstriche von ganz Sicilien, die Verwüstung eines von dem Himmel gesegneten Hesperidengartens, wo sich Weinberg an Weinberg reiht, wo die kostbarsten Orangen- und Citronenanpflanzungen aus der warmen vulkanischen Erde hervorsprießen, wo die Natur eine Üppigkeit und eine Kraft entwickelt, wie sie nur von Dichtern geträumt werden kann. Und siehe, die Lava blieb stehen! Die neuen Krater bildeten eine Kette von Solfataren, aber sie erweiterten sich nicht und beschränkten sich, nach kurzer eruptiver Thätigkeit Dämpfe und leichte Asche auszuspeien; und allmählich legte sich die Bewegung, die sich des Berges bemächtigt hatte; immer leiser, immer in weiteren Zwischenräumen verzogen sich die Erdstöße — seinem Zorne hatte der unter dem Ätna gefesselte Titan in donnerndem Aufzucken Luft gemacht, und ruhig scheint er jetzt wieder eingeschlummert zu sein; ungehindert läßt er die neugierigen, waghalsigen Menschenkinder über die jüngste Lava klettern, die Hand in die weiß ausgebrannten Kamine strecken, Steine hinunterwerfen in die leicht rauchenden Krater und dem Rollen lauschen, das in tiefen, unermeßlich tiefen, dumpf erdröhnenden Schlünden das Fallen und Zurückprallen der Steine begleitet. Er rührt sich nicht mehr, der alte Titane, und was kümmert ihn der Menschen freches Spiel dort oben. Wie lange aber wird sein Schlaf dauern? Und wehe, wenn er auf längere Zeit erwacht, und wenn mit gewaltigem Sturze die glühende Lava aus des Berges noch geöffneten Spalten hervorbricht und unter ihrem sengenden Strome Felder und Dörfer und Städte begräbt!

Ein freches Spiel, mag es heißen, mit dem alten Titanen treiben, ein frevelndes Spiel mag es wohl sein, die noch rauchenden, glühenden Krater zu besteigen und den Blick hinunterzusenden in diese von hitzezitternder Luft erfüllten Tiefen. Es sei drum! Ohne ein kleines Bangen nähert sich wohl auch keiner diesen unheimlichen, unsere schmale Erdrinde drohend durchklüftenden Öffnungen; wer aber von dort oben zurückgekehrt ist unter die Menschen, der freut sich, dort gewesen zu sein, manches gesehen zu haben, was nicht jedermann sieht, und es den Freunden erzählen zu können. Was ich dort oben gesehen, will ich somit auch getreulich erzählen.

Von Catania brechen die einen auf, um unter direkter Führung des Alpenklubs nach Nicolosi hinaufzuklettern, andere ziehen die Straße von Acireale vor; von den übermütigen, allen Mühseligkeiten eines zwei- bis dreitägigen Eselrittes Trotz bietenden Bergbesteigern, die von Taormina aus über Berg und Thal und Stock und Stein in gerader Linie ihrem Ziele zuziehen, will ich nicht sprechen, denn dieser Weg scheint ja von vornherein, wenigstens für die gewöhnlichen Menschenkinder, nicht in Betracht gezogen werden zu können. Von Norden kommend, zogen wir den Weg über Acireale vor, wobei sich uns noch die Gelegenheit bot, das herrliche, von dem Baron Pennisi, dem krösusreichen und hochgebildeten Mäcen Acireales, mit vielen Opfern errichtete und den schönsten Kurorten des nordischen Kontinents gleichgestellte Badehotel mit seinen Gärten und Villen zu bewundern, und wobei wir auch noch einen anderen unvergleichbaren Genuß zu kosten bekamen, nämlich das poesiedurchtränkte, mit homerischen, aus Meyers Reiselexikon entnommenen Citaten gespickte Gespräch einiger für Naturschönheit schwärmenden, nicht gerade in griechischer Schönheit prangenden, älteren Fräuleins mit anzuhören, die das Essen der Table d'hôte mit ihren im Kennertone ausgesprochenen Kunst- und Litteraturorakeln aufs unerwartetste zu würzen verstanden. Nur ein Hypochonder ärgert sich bei solchen Vorkommnissen; den zum Lächeln neigenden Reisedemokriten bieten dieselben einen besonderen Genuß. Wunderbarlich hörte sich's an, wenn aus diesem zahnlosen Munde mit mythologischer Rührung die Fabel der Nymphe Galathea und ihres verliebten Cyklopen erzählt und mit authentischer Betonung hinzugefügt wurde: „Hier, ja hier war es ja, wo dies alles geschah, und alles, alles ist ja Poesie in diesem Land!" Bestreiten wird ja keiner diese Wahrheit, und: „Sie haben ja so recht!" mochte es wohl als liebenswürdig zustimmende Antwort zu der lexikonbewanderten Erzählerin hinüberlächeln.

Am folgenden Morgen saßen wir, mit Mundvorrat versehen, in einem leichten Wägelchen, das uns in hurtigem Trab zwischen Gärten, Mandel- und Citronenanpflanzungen und Rebgeländen den Berg hinaufführte bis nach Nicolosi. Ein Dorf oder Städtchen reiht sich hier an das andere: Santa Lucia, San Antonino, Tre Castagne, wo vor wenigen Jahren noch der ungeheure Baum gezeigt wurde, unter welchem hundert Reiter Schutz gegen den Regen fanden, Pedara mit seiner seltsam geschnörkelten Kirchturmspitze, Nicolosi endlich, hoch oben, auf dem Berggrat, der von den Monte Rossi nach Catania hinunterzieht. Alles, Felder und Städtchen, nimmt allmählich einen ärmlichen Charakter an; die Palazzis, denen man unten noch begegnet, verwandeln sich in raschem Übergang in kleine, von Lavablöcken kümmerlich zusammengefügte Häuschen; nur die Kirchen behalten bis hoch oben ein aristokratisch

architektonisches Ansehen. Aus der fetten, braunen Erde treten bald die schwarzen Lavamassen zum Vorschein, auf denen all diese Felder und Dörfer sich angebaut haben; die Erde selbst nimmt eine andere, schwärzlichere Färbung an. Rechts und links erheben sich hohe, blasenförmig hervorgetriebene, anfangs noch rebenbepflanzte, dann aber völlig kahle Hügel, die Kinder der Erdbeben und Eruptionen, die seit langen Jahrhunderten die Gebiete beherrschen. Rechts von uns reckt sich in unbeschreiblicher Pracht und Größe die ungeheure, schon blendende Kuppel des Ätna; der Berg zeigt sich hier noch nicht in dem schmalen Pyramidenprofil, das er in Catania annimmt; wir sehen ihn noch in seiner breiten Frontausdehnung, vorn die schwarzen zackigen Kämme, die den Val del Bove oder, wie es sicilianisch heißt, del Bue, begrenzen, diesen unermeßlichen Schlund, der wohl ein in vorhistorischen Zeiten eingestürzter Hauptkrater gewesen sein mag und seither die Lavamassen von so vielen Eruptionen in sich aufgenommen hat, ohne daß nur an den Anfang einer Ausfüllung zu denken sei; hinter diesem dunklen Felsenwall, grell von dem dunkelblauen Himmel abgehoben, die glatte, weiße, glitzernde Schneefläche bis hoch oben zu dem in schwärzlich angehauchtem Aschengewande dampfenden Krater. Wären unsere poesieschwelgenden Galatheen aus Acireale hier oben neben uns, die würden sicherlich nicht verfehlen, auszurufen, daß für sie speciell der alte Titane dies silberne Festkleid angezogen und ganz eigens ihnen zu Ehren Phöbos seinen Sonnenwagen während dieser Nacht frisch gescheuert und nagelneu geputzt habe.

Unsereins nimmt dies alles prosaischer hin und begnügt sich damit, dem Barometer, Thermometer und Hygrometer ein dankendes Gedenken entgegenzubringen. In Pedara merkt man zum erstenmal, daß man sich nicht mehr auf ganz sicherem Boden bewegt; in den Höfen stehen Bretterhütten, mit Strohteppichen umhängt, leicht gebaut, in gehöriger Entfernung von den höheren Mauern; hier wohnten die von dem Erdbeben aus ihren Häusern getriebenen Menschen. In Nicolosi selbst sieht es noch viel schlimmer aus: dicke Balken stützen die Kirche; der Altar steht auf der Straße unter einer solchen Bretter- und Strohhütte; über die Straßen, von einem Haus zum anderen, sind Balken eingekeilt zum gegenseitigen Schutze; hier und da liegt ein schwarzes Steingeröll zwischen zwei Häusern; das Steingeröll war wohl auch ein Haus gewesen; jetzt ist's ein Trümmerhaufen. Das Dorf scheint wie ausgestorben; wenige Menschen stehen auf den Plätzen umher; es scheint, als bevorzugten sie alle die freien Plätze, es fällt uns auf, daß einer ruhig an einer Mauer schläft; sie haben wohl noch das Gefühl des Erdbebens in den Gliedern; und wie kämen sie auch dazu, dies Gefühl loszuwerden? Gestern noch, mitten in der Nacht, schüttelte sich der Berg, und die Schlafenden fuhren auf und alles flüchtete auf die Straße.

Ein unheimlicher, tückischer Geselle ist eben der alte Mongibello, und ob ihn alle schon seit langen Jahren kennen und neben und auf ihm wohnen, keiner traut ihm, dem entsetzlichen Riesen. In der Lokanda, wo wir absteigen und unser Frühstück einnehmen, sieht es aus wie auf der Straße: nur das notwendigste Geschirr auf dem Tische; alles andere in Kisten verpackt; die Leute stehen in den Gängen herum und suchen das Freie, sowie sie im Hause nichts mehr zu thun haben; dabei plaudert, lacht und scherzt alles, lacht über den Ätna, scherzt über das Erdbeben, und fragst du, wie es dort oben mit der Lava stehe, so machen sie ein höchst verächtliches Gesicht, ziehen die Mundwinkel herunter und antworten: „Ist ja gar kein Lavastrom geworden! Nur so ein paar Kraterchen ohne Bedeutung!“ — Und so höhnen die guten Leutchen den Berg ob seiner Ohnmacht und zucken die Achseln, als sprächen sie von einem altersschwachen Greise, sie, die sich nicht getrauen, unter ihrem Dach zu schlafen, und die aus Furcht, daß die Häuser ihnen über dem Kopf zusammenstürzen, immer hübsch mitten auf der Straße gehen!

„Wollen die Herren zum neuen Feuer (al fuoco nuovo)?“ fragt ein mit dem Bande des Alpenklubs verzierter Führer. Das Wort fuoco nuovo klingt so seltsam, es zieht wie ein kleines Gruseln nach sich her. Man hat das Gefühl, daß man sich ja in dem Bereich des Feuers, der unbekannten, unberechenbaren plutonischen Urgewalt befinde. Die Maulesel werden bestiegen, und fort geht es dem „Neuen Feuer“ zu; zur Linken bleiben die Monte Rossi liegen, deren Lava im Jahre 1669 den Hafen von Catania verschüttete und die Stadt beinahe zerstört hätte. Catania, so heißt es im Volksmund, wurde dadurch gerettet, daß die Benediktinermönche das Bild ihres Heiligen dem Strome entgegentrugen und der Erzbischof den Schleier der heiligen Agata vor demselben ausbreiten ließ; die Feuerwogen gehorchten den Heiligen und wandten sich ab von dem Kloster und von der Stadt, um sich an einem Hügel hinab dem Meere zuzuwälzen.

Auch diesmal, auch in Nicolosi hat man die Intervention der Heiligen angerufen. Dort vorn, auf einem höher liegenden Kamme, erhebt sich ein längliches Häuschen, mehr Schuppen als Kasino; dort, erzählt uns der Führer, standen unsere Heiligen und beschützten das Städtchen und wehrten dem Feuer. — „Wer sind eure Heiligen?“ — „San Antonio di

Padova und der jüngere San Antonino," lautet die Antwort — „Und sind es gute Heilige?" — „Recht gute! sie haben uns ja brav geholfen, wie Ihr seht!" — Und wie einer fragt, warum denn nur die Heiligen und nicht auch die Madonna angerufen wird, so wird darauf mit ganz ernsthafter Miene erwidert, Nicolosi sei doch ein zu kleines Städtchen, um die direkte Hilfe der heiligen Mutter Gottes anrufen zu dürfen.

Es liegt in diesen Worten dieser schlichten Menschen ein für uns freilich seltsames, nichtsdestoweniger aber tiefes und rührendes Gefühl der religiösen Pietät; man mag ja vor diesen, dem heranrollenden Lavastrome entgegengestellten Bildern an manches denken, was nach unserer Auffassung nicht eben zu dem christlichen Begriffe paßt; in diesen südlichen Ländern nimmt aber vieles eine besondere Färbung an, und dem Priester konnte ich nicht unrecht geben, mit dem ich einmal über diese Dinge sprach und der mir antwortete: „Der Begriff der Gottheit kann bei dem ungebildeten Sicilianer Landvolk nicht der hohe, geläuterte sein, den wir in der feineren Gesellschaft finden; dies Volk muß eine faßbarere, ihm näher liegende, noch halb menschliche Gottesbildung vor sich sehen. Auf die Form kommt es ja dabei nicht an, sondern auf das, was sich jeder dabei denkt, und was diese sich denken, wenn sie ihre Heiligenbilder hinaustragen, ist dasselbe, was ihr euch denkt, wenn ihr euch vor Gott demütigt und ihn in eurem Herzen anfleht, daß er euer Haus und eure Kinder vor dem hereinbrechenden Unglück bewahre. Über diese kindlichen Formen der Religion lächle man nicht! Andere Formen würden diese Kinder nicht begreifen; und nehmt ihr ihnen diese, so nehmt ihr ihnen die Religion und den Gottesbegriff selber!"

Ich denke mir, dieser brave Priester hatte nicht so unrecht; seine Worte kamen mir wieder in den Sinn an diesem Tage, als wir an dem Schuppen vorbeiritten, wo die „guten Heiligen" von Nicolosi gestanden hatten. Der Ort ist gut gewählt; wie auf einem Bollwerk standen die Heiligen, und unten, bis weit hinaus, bis zu den immer näher rückenden Schneefeldern, lag es in grausiger Verwüstung, ein unabsehbares Feld von alter, in den sonderbarsten Gebilden zusammengeschmolzener Lava, ein Anblick, der trotz der lachenden Sonne und des blauen Himmels das Herz mit Grausen erfüllt; und weiter, dort hinter einem leichten Schleier von bläulichem Rauchzuge, dort tritt, quer durch das Bild vom Ätna zu den Monte Rossi sich ziehend, ein langer schwarzer, wellenförmig gezeichneter Streifen. Das neue Feuer! rufen die Führer. Wir nähern uns dem schwarzen Streifen; Hügel und Blasen von zackigem Steingeröll treten hervor; vor unseren Füßen klafft plötzlich ein Erdspalt, er läuft in der Richtung der Kraterkette weiter nach den Monte Rossi; ein leichter Dunst schwebt über der grünen Wiese, die sich rechts vor uns bis zum Fuß der Lava ausdehnt. Man steigt ab; die Maulesel werden an den Bäumen angebunden, denn seltsam genug! wie in eine Oase sind wir hier versetzt, mitten in dieser Verwüstung stehen ein paar Bäume auf einer Graswiese, — wie nahe aber an der neuen Lava! Hier, vor unseren Füßen, liegt ein schwarzer, gewaltiger Stein; aus jenem Lavahügel wurde er herausgeschleudert, an diesem Baume prallte er ab, tief in den Stamm eingerissen klafft die gesengte Wunde.

Nun sind wir auch bei der Lava angelangt! Sie liegt wie ein langer Wall vor uns, in Wellenschichten, immer höher anschwellend nach kurzer Senkung, ein krauses Gewirr von losen verbrannten Steinen. Man klettert darüber hin, es kracht und krächelt unter unseren Sohlen; man windet sich um ungeheure unförmliche Massen herum, man klimmt über scharfe Kanten, — plötzlich hält der Führer! Bis hierher und nicht weiter — denn vor uns öffnet sich's in der schwarzen Kruste und gähnt es uns entgegen und erzittert die Luft von dem glühenden Bergesatem, der an der Spalte heraufzieht. Wie ein Kamin, weiß ausgebrannt an den Wänden, klafft der Krater, sonderbare Krystalle leuchten rings umher, das Gestein erglänzt in grellen Feuerfarben; du kannst die Hand hineinstrecken, rasch aber ziehst du sie zurück, denn hier brennt es noch wie an einem Höllenfensterchen. Und legst du das Ohr an den Rand, so hörst du's sausen und brausen und rauschen und in tiefem Summen toben wie aus unendlich weitem Gewölbe herauf; und wirfst du einen Stein in die Öffnung, so hörst du ihn fallen und fallen und rollen und abprallen und wieder rollen; und hörst du ihn schon längst nicht mehr, so mag er wohl noch rollen und fallen in der unergründlichen Tiefe. Einer neben dem anderen klaffen die kleinen und größeren Krater, immer weiter dehnt sich das grause Lavafeld; ein paar Stunden genügten, um diese mächtigen Massen aus der Erde hervorzudrücken. Und wie, wenn aus den paar Stunden ein paar Tage geworden wären? Und wie, wenn jetzt, in diesem Augenblicke, ein Donnern da unten losbräche, und wenn es plötzlich heraufqualmte und emporschösse? Du lächelst ob dieser ängstlichen Gedanken? Ist aber doch alles möglich hier oben, in dieser nächsten Nähe der feurigen Esse, und sahen wir doch beim Wegreiten mit eigenen Augen, wie aus der grünen Wiese, die so ruhig dort gelegen hatte, mit einemmal zwei dicke Rauchsäulen hervorstiegen, wirbelnd und sausend, wie es dort in den Kratern sauste und wirbelte. Mit dem Rauche fängt's an,

es folgt ein Spalten der Erde und aus der Spalte quillt die glühende Lava, und wo du den Fuß hinsetzest, bist du nicht sicher, daß sich nicht eine Spalte eröffne; und der Himmel schütze dich, armer vorwitziger Thor, daß du nicht hinunterrutschest in eine solche Spalte, denn dort unten

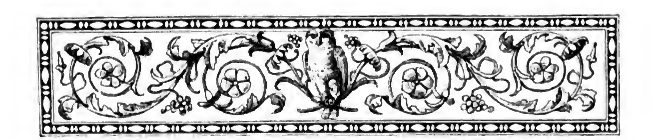
— — — — — — ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Die Menschen begehren's und die Menschen versuchen freilich die Götter, wenn sie hier heraufreiten und hier auf den heißen Schlacken herumkrabbeln. Ein kleiner weißer Schmetterling flatterte auch auf der Lava herum, als wir dort oben waren; es zog ihn so warm an zu den offenen Kratern, und wie er sich hinsetzte auf das heiße Gestein, da war's plötzlich um ihn gethan und mit versengten Flügeln verschwand er im tiefen Schlund.

— — — — — — — — — — — — — —

Als wir vor einem Glase hellgoldenen Ätnaweins in der Lokanda von Nicolosi saßen, den feinen Staub von Kleidern und Schuhen geschüttelt hatten und die einzige Gefahr, von der man um uns herum plauderte, die eines Erdbebens war, da ward uns doch insgesamt wieder viel heimeliger und heimischer zu Mute als dort oben auf den schwarzen Lavakegeln. Mit der Furcht ist es eine ganz besondere Sache: es waren in unserer Gesellschaft wackere Offiziere, die dem Feind oft ins Antlitz geschaut und die tapfer und unerschrocken gegen kartätschenspeiende Kanonen herangerückt waren — vor diesem unheimlich lauernden, heimtückischen, unvermutet aus der Tiefe hervorbrechenden Gesellen, der dort in den Kratern haust, hatte sie aber ein kleines Gruseln überfallen, von dem sie in der Feldschlacht keine Ahnung gehabt. Jetzt freilich war es längst aus mit dem Gruseln, und lachend scherzte einer dem anderen zu: jetzt könnten auch wir, aber mit wie größerem Rechte, an der Table d'hôte von Acireale von den alten mythologischen Titanen und Göttern erzählen, von dem hinkenden Vulkan, der dort unten die Waffen der Helden schmiedet, von dem gefesselten Giganten, der sich windet und die Erde erbeben macht, von Briareus und Typhon, und wie all die Gesellen heißen, und auch von Polyphem, dem menschenfressenden Ungetüm, den die Sage in einen schmachtenden Galathealiebhaber verwandelt; und an uns käme die Reihe, im Vollbewußtsein unseres Wissens und Könnens, und das Auge den dort oben weit entlegenen Monte Rossi und dem unsichtbaren „Neuen Feuer“ zugewendet, zu sagen: „Dort war es ja!“





Litterarische Mitteilungen.

Zum Andenken an Alexander Petöfy.



Vor mehr als einem Jahre — am 2. März v. J. — ist zu Paris, das ihm eine zweite Heimat geworden, Friedrich Szarvady gestorben. Er war nicht allein dadurch bekannt, daß er als Gemahl der trefflichen deutschen Künstlerin Wilhelmine Clauß-Szarvady — vielleicht derjenigen unter allen Pianistinnen, welche der unübertroffenen Künstlerin Klara Schumann als allein ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann — einen berühmten Namen besaß, sondern er hatte seinen Ruf auch durch persönliches Verdienst erworben. Friedrich Szarvady war ein vortrefflicher Schriftsteller, der besonders in früheren Jahren durch geistvolle Abhandlungen in Tagesblättern und Zeitschriften, durch kulturgeschichtliche, litterarisch-kritische u. s. w. Arbeiten sich einen hochgeachteten Namen machte und auch über Paris ein höchst interessantes, noch heute wertvolles Buch schrieb. In den letzten Jahren seines Lebens widmete er seine gewandte Feder auch anderen Richtungen, indem er besonders auf dem Felde des höheren Finanzwesens sich mit der Lösung schwieriger Probleme beschäftigte. Stets aber blieb sein Geist vornehmlich der Kenntnisnahme und Förderung der deutschen Litteratur ebenso treu zugewandt, wie seine Gattin ihre Hauptaufgabe darin suchte, im Interesse der deutsch-klassischen Musik zu wirken.

Ein sehr wesentliches Verdienst hat Friedrich Szarvady sich dadurch erworben, daß er die Werke seines Landsmanns Alexander Petöfy aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt und dieselben, mit einer Lebensskizze des letzteren versehen, herausgegeben hat. Bei dem ersten Teil seiner Arbeit hatte er sich der Mitwirkung des ihm im Tode schon 1872 vorausgegangenen Dichters Moritz Hartmann zu erfreuen gehabt. Beide kannten persönlich Petöfy, den Szarvady mit Recht „den genialsten Poeten der neuen Litteratur seines Vaterlandes" nennt; sie unterzogen sich nach dessen frühzeitigem Tode der Ehrenpflicht, durch eine möglichst wortgetreue Übersetzung dem deutschen Leser eine Auswahl der besten Dichtungen des Verblichenen zu bieten und so das Andenken an den letzteren zu erhalten.

Hierzu kam bei Friedrich Szarvady noch eine andere, ebenso nahe Veranlassung. Er war mit Petöfy zugleich Mitkämpfer in dem österreichisch-ungarischen Kriege von 1848/49 gewesen, in welchem beide auf der Seite der Aufständischen für die, wie sie glaubten, unterdrückten Rechte ihres engeren Vaterlandes mannhaft gefochten hatten und in welchem der letztere als Opfer geblieben war. Für das Verständnis dieses ungarischen Befreiungskampfes, wie Szarvady den Krieg von 1848/49 an der Theiß und in Siebenbürgen nennt, haben nun die Petöfyschen Gedichte allerdings eine gewisse Wichtigkeit. Sie thun dar, wie der Kampf ein längst vorausgefühltes Ereignis, der Ausfluß einer geschichtlichen Notwendigkeit gewesen ist. „Die Unabhängigkeit Ungarns," sagte der sein Vaterland schwärmerisch liebende Szarvady 1851, „ist kein Traum einiger Hitzköpfe, sie ist das tiefgefühlte Bedürfnis eines ganzen Volkes, und die Zukunft wird zeigen, daß die ungarischen Freiheitsbestrebungen in der Waffenstreckung bei Vilagos nicht ihr letztes Wort gesprochen haben." Hierin hat der ungarische Emigrierte recht; die Neuzeit ist allerdings den Bestrebungen der Ungarn nach freiheitlicher Verbesserung und eigener Selbständigkeit, und zwar auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit und friedlicher Entwickelung, günstig gewesen, und heute sehen wir die Länder der ungarischen Krone zur gleichberechtigten Reichshälfte des Kaiserstaates Österreich-Ungarn, als Trans-Leithanien, aufgerichtet.

Kehren wir nun zum Dichter selbst zurück, der, wie Szarvady im Vorwort der von ihm herausgegebenen Gedichtsammlung sagt, „durch seine Poesien, wie später durch seine Reden auf dem Schlachtfelde thatkräftig für die Sache

der Freiheit und seines Vaterlandes mitgewirkt hat". Es ist vieles Unrichtige und Sagenhafte über das Leben Petöfys verbreitet worden, welches um so eher Glauben fand, als nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes sich fast niemand fand, der die in Umlauf gesetzten Gerüchte über den Dichter zu widerlegen und die Thatsachen richtig zu stellen versuchte. Dankbar ist es daher zu begrüßen, daß es Friedrich Szarvady gleichzeitig bei der Herausgabe der Gedichte desselben unternommen hat, ein gedrängtes aber zutreffendes Lebensbild des Poeten zu zeichnen. Der genialste Dichter Ungarns aus neuester Zeit sollte nur einer sehr kurzen irdischen Wallfahrt sich zu erfreuen haben; er, der bereits im dreiundzwanzigsten Lebensjahre die meisten seiner Kunstschöpfungen gebildet hatte und schnell in seinem Vaterlande bekannt und beliebt geworden war, mußte schon drei Jahre später aus diesem Leben scheiden, ohne die völlige Entwickelung seines reichen Talentes zu erfahren. In den nachstehenden Angaben folgen wir fast überall den Mitteilungen Szarvadys, welchen wir für völlig unterrichtet und zuverlässig halten müssen.*

Alexander Petöfy wurde am 1. Januar 1823 in Szabadszallas im Distrikte Kleinkumanien geboren. (Nach anderen Angaben soll Kis-Körös die Ehre seines Geburtsortes haben.) Sein Vater war Metzger, der infolge mehrfacher Unglücksfälle verarmte, jedoch nach Kräften sich bemühte, dem Sohn eine gute Erziehung zu geben. Er war evangelischer Konfession und sandte den Sohn nach Schemnitz ins Kollegium. Den jungen Alexander, dessen unabhängiger, abenteuerlicher Sinn schon frühzeitig sich entwickelte, duldete es jedoch nicht lange in dem einförmigen Schulleben; heimlich verließ er Schemnitz und begab sich nach Pest, um dort ohne Zweck und Ziel längere Zeit umherzustreifen. Dorthin folgte ihm der Vater, um ihn wenn nicht für die Schule, so doch für das elterliche Haus wiederzugewinnen. Die väterlichen Ermahnungen und Pläne sagten jedoch dem Sohne nicht zu, er verließ Ungarn und wandte sich nach Steiermark, um als gemeiner Soldat in ein Regiment zu treten. Zwei Jahre verlebte er so in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz und hatte Muße zur Genüge, den übereilten Schritt zu bedauern. Ein Stabsarzt, der den talentvollen Jüngling liebgewinnt und seine Fähigkeiten erkennt, verwendet sich für denselben und bewirkt seine Entlassung. Er begab sich nun in das Kollegium Papa an der Taboleza, wo er eine Zeit lang mit großem Eifer Studien obliegt. Aber auch jetzt hat ihn sein Unabhängigkeitstrieb noch nicht verlassen, aufs neue geht er in die Welt und durchzieht als wandernder Schauspieler das ganze Land. Er hatte zwar gar kein Talent zum Schauspieler, aber sein unruhiger Geist trieb ihn hinaus in die Ferne, und erst während seiner Wanderjahre voll Not und Leiden sollte sein dichterischer Genius erwachen. Er griff zur Feder und ließ seine ersten Arbeiten im „Athenäum", einer damals erscheinenden wissenschaftlich belletristischen Zeitschrift, an die Öffentlichkeit treten. Gleich bei seinem ersten Auftreten machte Petöfy ungewöhnliches Aufsehen, doch ahnten die wenigsten noch die ganze Größe seines Talentes. Er konnte der Form nur schwer Meister werden, seine geniale Originalität artete anfangs in unschöne Überschwenglichkeit aus. Die Kritik ließ den jungen Dichter die Mängel seiner Arbeiten etwas zu hart fühlen, und dieser antwortete durch bittere Satiren. Erst später, nachdem er mit der deutschen, englischen und französischen Litteratur genauer sich vertraut gemacht hatte, sehen wir ihn dem Einfachen sich zuwenden.

Des Schauspielerlebens überdrüssig, geht Petöfy wieder nach Pest und sodann nach Preßburg, wo er sich mit Abschreiben von Landtagsberichten für die Komitate ernährt. Auch hier sehen wir also Pegasus im Joche. Sein Name wird nach und nach bekannter, und als er sich wieder nach Pest wendet, bewirkt Vörösmarty, der ruhmgekrönte Vorgänger Petöfys, daß der „Nationalkör" (eine Art Kasinogesellschaft) die Herausgabe der Erstlingswerke des jungen Dichters übernimmt. So erschienen dieselben nunmehr in zwei Heften.

Um jene Zeit tritt Petöfy auch als Journalist zuerst auf; er knüpfte Verbindungen mit mehreren Leitern der periodischen Presse an und wurde Mitherausgeber der Modezeitschrift „Divatlap" von Emerich Vahott. Unausgesetzt war er jetzt thätig, und bei der wunderbaren Leichtigkeit, mit welcher er schrieb, konnte er schon zu Ende 1846 mit zwei starken Bänden von Gedichten vor das Publikum treten. Er musterte sorgsam die schwächeren seiner Geistesprodukte aus (so wurde u. a. auch ein komisches Epos: „Der Dorfhammer", das er in zehn Tagen geschrieben hatte, als poetische Übereilung zurückgelegt) und trat nur mit den gereifteren an das Tageslicht. Er schrieb zu jener Zeit ein später sehr beliebt gewordenes Epos: „Held Janos", (in dreißig Tagen) und gab ferner kleine Sammlungen heraus unter dem Titel: „Etelke", „Cypressenlaub" und „Liebesperlen", deren Hauptinhalt mit wenigen Ausnahmen in die Gesamtausgabe seiner Gedichte (bei G. Emich in Pest 1847 erschienen)

* Dieselben sind als Vorwort enthalten in: „Alexander Petöfys Gedichte, aus dem Ungarischen übersetzt von Fr. Szarvady und Moritz Hartmann. Darmstadt 1851." Das Werkchen, welches Frau Karoline Ungher-Sabatier „als Zeichen innigster Verehrung" gewidmet wurde, ist längst völlig vergriffen und gar nicht mehr im Buchhandel zu haben.

aufgenommen wurde. Auch im Romanschreiben versuchte er sich, allein das erste Werk dieser Art fand bei der ungarischen Lesewelt keine ermunternde Aufnahme und wurde von der Kritik scharf getadelt.

Im September 1847 finden wir den unstäten Dichter im Szalmarer Komitat, wo er die Tochter eines Landwirtschaftsbeamten von Erdöd kennen lernt. Julie Szendrei ist der Name dieses schönen und geistreichen Mädchens; sie erwidert seine Neigung. Petöfy bewirbt sich um ihre Hand, aber die Eltern wollen von dieser Verbindung nichts wissen. Durch eifrig gepflogenen Briefwechsel des treuen Aushaltens seiner Geliebten sicher, kommt er nach einigen Monaten wieder nach Erdöd und wagt einen neuen Sturm auf die Eltern. Dieselben geben endlich nach, ohne jedoch förmlich einzuwilligen. Am 8. September führte der vierundzwanzigjährige Dichter seine Julie heim; er verlebte die Flitterwochen auf dem Landgute seines Freundes Alexander Teleki und kehrte Mitte Oktober nach Pest zurück. Petöfy, der nun für eine an Wohlhabenheit gewöhnte Frau zu sorgen hat, vergißt deshalb seine verarmten Eltern nicht und nimmt sie zu sich ins Haus; schon früher hatte er sie nach Kräften unterstützt.

Nun kam das verhängnisvolle Jahr 1848. Die Überraschung, welche die Ereignisse in Frankreich und Ungarn hervorriefen, hatte sehr bald eine ungeheure Aufregung zur Folge, die das ganze Land durchzuckte. Petöfy begrüßte jubelnd die Umwälzung der Verhältnisse an der Seine, welche seine kühnsten Träume zu verwirklichen versprach. Er teilte seinen Thatendurst der gesamten Jugend der leicht empfänglichen ungarischen Hauptstadt mit und riß alle mit sich fort. Am 14. März hielt er abends im Kaffeehause der Juraten eine feurige Rede und forderte dieselben zu einer Kundgebung für den folgenden Tag auf. Als man sich trennte, rief er seinen Freunden zu: „Wenigstens werde ich einen der Doppeladler, welche unsere Nationalwappen verdrängen, von unseren öffentlichen Gebäuden herunterreißen!" Tags darauf ging der Liebling der Jugend verabredetermaßen auf die Universität, um die Studenten abzuholen. Sie folgten ihm, und alle begaben sich in eine Druckerei, wo das Gedicht Petöfys: „Auf Magyar!" ohne Censur gedruckt werden mußte. In den folgenden unruhigen Ereignissen von Pest spielte er eine vielfach bedeutende Rolle, er war fieberhaft thätig, doch machte er sich auch viele Feinde. Er war ein gefühlvoller guter Mensch, aber seine Reizbarkeit und ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit ließen ihn vielen unerträglich erscheinen. Stets sagte er seine ganze Meinung ohne Rückhalt heraus, dem Minister und Vorgesetzten gegenüber so gut wie seinen Bekannten und Freunden. Für diese zeigte er immer große Anhänglichkeit, wie er denn in jeder Beziehung ein zuverlässiger Mann war, auf dessen Wort man bauen konnte.

In den ersten Monaten der Revolution war Petöfy als Mitherausgeber der „Eletkepek" („Lebensbilder") thätig, während die eigentliche Redaktion von seinem Freunde, M. Jokay, dem talentvollen Novellisten, besorgt wurde. Er veröffentlichte zahlreiche Gedichte, hielt zur Schürung der Bewegung Reden auf Volksversammlungen oder trug seine Poesien vor. Im Oktober 1848, als der Aufstand zum Kriege führte, trat auch Petöfy in die Reihe der Kämpfer. Er wurde Hauptmann in einem Honvedbataillon und kam im Januar 1849 nach Siebenbürgen, um dort bei General Bem die Dienste eines Adjutanten zu versehen. Der General — bekanntlich der tüchtigste unter den Führern des ungarischen Heeres — gewann Petöfy bald lieb; der freie ungezwungene Sinn des Dichters gefiel dem tapferen Polen, er vertraute ihm die Führung seiner französischen Korrespondenz an und lebte auf vertrautem Fuße mit ihm. Petöfy zeigte sich nun in den zahlreichen Kämpfen in Siebenbürgen als ein ebenso kühner wie tapferer Soldat, Bem nannte ihn öfter einen seiner tüchtigsten und mutigsten Offiziere. So that er sich bei dem Rückzuge von Hermannstadt nach Zara hervor, und im März 1849 empfing er für sein Verhalten bei Mühlenbach den ungarischen Tapferkeitsorden, welchen ihm Bem selbst an die Brust heftete.

Um jene Zeit starb sein Vater und bald darauf auch seine Mutter. Dieser doppelte Schlag des Schicksals schmerzte den Sohn tief. Wir sagten bereits, daß Petöfy mit großer Liebe an seinen Eltern hing, und seine Pietät für den alten Vater war während des Krieges noch größer geworden, als der Sohn den Greis auf die Nachricht vom bevorstehenden Einrücken der Russen zu den Waffen greifen sah. Später sagte er: der Tag, an welchem sein bejahrter Vater gegen den Feind ins Feld gezogen, wäre der glücklichste seines Lebens gewesen. Ein Gedicht, das er aus dieser Veranlassung an den Vater richtete, schließt etwa mit den Worten: „Bisher, mein guter Vater, warst du stolz auf deinen Sohn, nun haben wir die Rollen gewechselt: der Sohn muß auf den Vater stolz sein."

In der zweiten Hälfte des Juli, nach dem Einfalle der Russen und dem Rückzug der Regierung nach Szegedin, begab sich Petöfy wieder zu Bem nach Siebenbürgen. Er reiste demselben, der sich nach der Moldau begeben hatte, nach und kehrte mit ihm nach Maros Vasarhely zurück. Dort herrschte große Bestürzung, denn unweit dieser Stadt befanden sich 4000 Ungarn etwa 18000 Russen gegenüber, und in Schäßburg wußte man außerdem

20000 Mann feindlicher Truppen, die in zwei Märschen bei Maros Vasarhely eintreffen konnten. Bems Rückkunft belebte den gesunkenen Mut wieder etwas. Er wollte Rettung bringen und beschloß die bei Schäßburg stehenden Russen trotz ihrer Übermacht anzugreifen und möglichst zu schlagen, um durch deren Niederlage die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu verhindern. Am 30. Juli brach er mit drei Honvedbataillonen, einer schwachen Kavallerie und zwölf Geschützen, welche er aus der Moldau zurückgebracht hatte — im ganzen nur 6000 bis 7000 Mann, wie W. Rüstow in seiner Darstellung des ungarischen Krieges angiebt — auf und erschien am 31. vormittags vor den Russen unter General Lüders. Der Bericht, den Szarvady über die Schlacht bei Schäßburg giebt, ist ziemlich ungenau und nicht unparteiisch, allein ein näheres Eingehen auf den Kampf ist wohl hier nicht am Ort. Es genüge die Mitteilung, daß General Bem mit mehr Kühnheit als Vorsicht vorging und daß seine schwache Macht der des Gegners nicht gewachsen sein konnte; sobald sein Gegner erkannt hatte, daß der Angriff der Ungarn auf seinen rechten Flügel kein Scheinangriff sei und hierauf noch Truppen demselben zugeführt hatte, mußte sich das Schicksal des Tages bald zeigen. Ein glücklicher Angriff von vier russischen Ulanenschwadronen auf die schwachen ungarischen Husaren brachte die Entscheidung; Bem selbst mit seinem Stabe wurde umzingelt; durch Lanzenstiche der Kosaken verwundet, blieb er in einem Sumpfe stecken, aus welchem er nur durch Zufall gerettet wurde; er flüchtete nach Maros Vasarhely, wo er am 2. August ankam.

Dort stellten sich auch einzelne Offiziere seines Stabes wieder ein, nur Petöfy befand sich nicht darunter. Niemand vermochte genaue Auskunft über sein Verbleiben zu geben, und alle Versuche, Erkundigungen über ihn einzuziehen, brachten kein Ergebnis. Nicht das mindeste wurde über sein letztes Schicksal bekannt, so daß nur angenommen werden kann, er sei in dem Handgemenge zwischen dem Gefolge Bems und seinen Husaren mit den russischen Reitern ums Leben gekommen und in dem Sumpf geblieben. Jedenfalls muß er am 31. Juli 1849 gefallen sein, denn die Geretteten fochten schon in den nächstfolgenden Tagen unter Bem in der siegreichen Schlacht bei Hermannstadt mit oder schlossen sich den Truppen Alexander Gals an, der aus dem Szeklerlande nach Klausenburg zurückging. Petöfy befand sich nicht unter ihnen, und trotz des noch lange Zeit nachher in Ungarn verbreiteten Gerüchtes, der Liebling des Volkes lebe noch, ließ sich doch nicht ein einziger ausfindig machen, der ihn gesehen hätte. Niemand glaubte gern an diesen Verlust, und es erscheint nur natürlich, daß das Volk sich so lange in Täuschungen erging, bis ihm die Hand der unerbittlichen Wirklichkeit den Schleier von den Augen nahm.

Alexander Petöfy hinterließ mehrere Manuskripte. In den Jahren 1847 und 1848 hatte er bereits wieder so viele kleinere Gedichte gesammelt, als die frühere Gesamtausgabe betrug. Außer den im Jahre 1849 veröffentlichten Gedichten schrieb er trotz des Kriegslärms noch verschiedene Sachen. So wurde ein größeres Gedicht: „Der Apostel“, ganz vollendet; begonnen, aber nicht zu Ende geführt wurden weiter ein historisches Drama, ein Volksepos: „Lehel“, und eine Satire: „Der Tablatiro“ (politischer Zopf, wörtlich Gerichtstafelbeisitzer). Sehr zu bedauern ist, daß sein Tagebuch verloren gegangen, welches er seit dem Beginn der Revolution mit großer Gewissenhaftigkeit geführt hatte; dasselbe enthielt Beiträge zur näheren Kenntnis des Lebens und Charakters von Bem, die gewiß von Wichtigkeit bei der Beurteilung dieses bedeutenden Generals gewesen wären; auch für Feststellung der Handlungen von Görgey und Kossuth hätten sich darin wohl manche Handhaben finden lassen.

Wie schon bemerkt, schrieb Petöfy auch während seines Kriegslebens, ebenso las er viel. Seine Lieblingsstudien waren die römischen Klassiker und besonders Tacitus. Unausgesetzt studierte er die deutschen, französischen und englischen Dichter; unter den ersteren stellte er Göthe, Lenau und Heinrich Heine sehr hoch. Von den Engländern waren Shakespeare, Byron und Thomas Moore seine Lieblingsschriftsteller, ihre Werke las er immer wieder, von dem letztgenannten besonders die „Irish melodies“. Burns und Shelley hing er mit besonderer Bewunderung an; der ungarische Dichter Arany nannte Burns einst den „schottischen Petöfy“, und die Sympathie für diesen Dichter erklärt sich bei Petöfy aus solcher Geistesverwandtschaft. Von den Franzosen liebte er besonders Victor Hugo, während er Beranger fast anbetete und als bedeutendsten Volksdichter Frankreichs bezeichnete.

Von Petöfys äußerer Erscheinung und Charakter entwirft Szarvady folgendes Bild: „Petöfy war von mittlerer Statur und edlen einnehmenden Gesichtszügen. Die hohe Stirn, das blitzende Auge verriet den Auserwählten. Haltung und Gang stolz, seine Sprache ungezwungen, doch ließ er sich leicht zu feurigen Reden hinreißen, und in solchen Augenblicken liebte er den bilderreichen, schwungvollen Ausdruck. Er war jedermann zugänglich, obgleich es ihm keineswegs an Bewußtsein seines Wertes fehlte. Sein Anzug mußte immer einen ungarischen Zuschnitt haben... Man hat Petöfy sehr häufig falsch beurteilt. Bei der Unbeugsamkeit und Rücksichtslosigkeit seines Wesens darf es nicht wundern, wenn er manchen Feind

zählte. Aber sein Charakter war darum doch edel und groß, er hatte alle guten Eigenschaften, die er von anderen verlangte; er hatte ein Recht, sich so streng zu zeigen, als er es gethan. Er arbeitete rastlos und unter allen Verhältnissen: heiter oder niedergeschlagen, das nulla dies sine linea war ihm Gesetz. Zur Arbeit mußte er immer gestimmt sein, so erheischte es sein eiserner Wille."

Bei der Würdigung Petöfys als Dichter sagt Szarvady mit großer Bestimmtheit, daß unter den außergewöhnlichen poetischen Talenten, die gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Ungarn auftauchten und namentlich auf dem Gebiet der Lyrik manches leisteten, das jüngste derselben, Alexander Petöfy, das ursprünglichste und bedeutendste gewesen sei. Er nennt außer ihm noch Vörösmarty mit seinen zarten Liebesliedern und gelungenen Heldengedichten, Czuczor mit seinen prachtvollen Epen und lieblichen Volksliedern, Tompa mit seinen schwärmerischen Poesien und tiefsinnigen Volkssagen, Arany mit seinen volkstümlichen Heldensagen, Erdely mit reizenden Balladen; leider sind dieselben kaum über die Grenzen ihrer Heimat mit ihren Dichtungen hinausgegangen. Petöfy ist das allerdings möglich gewesen, und dies ist ein hoch anzuerkennendes Verdienst von Szarvady und seinem Freunde Moritz Hartmann, die seine Gedichte durch genaue und schöne Übersetzung den Deutschen mundgerecht gemacht haben. „Wie die Werke eines jeden großen Dichters," sagt Szarvady, „haben Petöfys Gedichte den Vorzug, den Geist ihres Volkes widerzuspiegeln. Petöfy ist wie Beranger ein Volksdichter, und seine Gedichte strömen wieder zum Volke zurück, aus dessen Herzen sie geflossen. Sie sind Nationaleigentum geworden und leben im Munde des Volkes selbst dort, wo man vom Dichter derselben nichts weiß. Das leise Weh, das sich durch die meisten, oft auch die heitersten dieser Gedichte hindurchzieht, ist eine Eigentümlichkeit des ungarischen Nationalcharakters, sowie es eine Eigentümlichkeit der ungarischen Nationalmusik ist. In Lenaus Muse, welche Deutschland ganz für sich in Anspruch nehmen darf, finden sich diese schmerzlichen Anklänge auch immer wieder, obgleich sie in das Gewand des philosophischen Zweifels, des deutschen Skepti-



Alexander Petöfy.

cismus sich verhüllen.“ — Der Schmerz in den ungarischen Volksweisen und Volksgedichten hat eine geschichtliche Grundlage: es ist die Klage über das fremde Joch. Der Dichter kann keinen würdigeren Gegenstand für sein Lied finden als den vergangenen Glanz seines Vaterlandes. Die Hoffnung einer gleich schönen Zukunft ist der beste Trost für die Trauer der Gegenwart. So sieht Szarvady auch in Petöfy den Propheten der Ereignisse, welche im Jahre 1848 ganz Europa erschütterten. „Er beweinte oft den Rost an seinem Schwerte, aber er gab auch die Zuversicht nie auf, es im Kampfe für die Freiheit gegen den Feind des Vaterlandes wieder blank zu wetzen. Er fleht zu Gott um den schönen Tod für die Freiheit, er will das Brautbett verlassen, sowie es gilt, für Vaterland und Freiheit in den Kampf zu ziehen — und er hat redlich Wort gehalten. Für ihn war die Liebe zur Freiheit und zu seinem Vaterlande keine leere Phrase, wie sie unserem edlen Volke, dessen Dolmetsch Petöfy, auch keine gewesen.“

Petöfy besingt die Schönheiten, den Reichtum seines Landes. „Er besingt die reizenden Frauengestalten, den feurigen Wein, das schnelle Roß; aber der schmerzliche Vergleich der großen Vergangenheit mit der kleinen Gegenwart verleidet ihm den Genuß an den Freuden des Lebens. Kann ein edles Weib den Mann lieben, der sich nicht zuerst der Freiheit angetraut hat; kann sie seinem Schutze trauen, der sich selber nicht zu schützen vermag? Was hilft der Feuerwein, wenn er nicht mehr zu Heldenthaten, zum freien Worte begeistern darf? Was soll ihm das Roß, wenn die Schlachtdrommete es nicht in den Kampf gegen den Tyrannen des Vaterlandes ruft?“

In verschiedenen Gedichten hat Petöfy seinen Tod auf dem Schlachtfelde selbst vorausverkündet. Hier folgt der Schluß von einem solchen:

Das letzte Wort, gehaucht mit freud'gem Mut,
Verschlinge dann des Schlachtenhorns Geschmetter,
Der Schwerter Klang und des Geschützes Wetter,
Und über meinen Leichnam mögen fliegen
Zum Siege hin die schnaubenden Rosse,
Dieweil ich, euer Kampfgenosse,
Zertreten will im Staube liegen.
Dort sammelt einstens mein zerstreut Gebein
Zugleich mit dem Gebein der Helden ein,
Wenn ihr sie alle tragt mit Trauerklang,
Mit schwarz verhüllten Fahnen, stillem Gang
Ins heil'ge Grab, das sie erwarben,
Als sie für dich, o Völkerfreiheit, starben.

So hat der Dichter den Tod gefunden, den er erhofft, allein seine Bestattung konnte nicht, so wie er gewünscht, erfolgen: er ruht auf unbekannter Stätte, jedoch auf dem Boden seines zu neuem Leben erstandenen, so schwärmerisch von ihm geliebten Vaterlandes. Letzteres hat seinem Lieblingsdichter jetzt — also fast ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode — eine hohe Auszeichnung erwiesen, indem es ihm auf einem Platze von Budapest, in welcher Stadt er hauptsächlich gewirkt hat, ein schönes Denkmal errichtete und im vorigen Jahre dessen Enthüllung in festlicher Weise beging.

Und nun ist auch der Mund dessen verstummt, der als treuer Genosse des Verblichenen in der Ferne ihm den warmen Nachruf gewidmet. Friedrich Szarvady, der dasselbe Vaterland, fast das gleiche Alter und ähnliche Gesinnungen und Bestrebungen hatte wie Alexander Petöfy; er, der sein Vaterland nicht mehr wiedergesehen hat, seitdem er in die Verbannung ging, um auch dort als treuer Sohn des Ungarlandes sich zu bewähren — auch er schläft auf fremder Erde den langen Schlaf.

Zernin.

Litterarische Notizen.

Nicht ohne gewisse Berechtigung wird unserer Zeit der Vorwurf des Alexandrinismus gemacht; auf dem Gebiete der Litteraturforschung ist er sicher nicht unbegründet. Eine der jüngsten Germanistenschulen hat sich mit besonderer Vorliebe auf die „Stürmer und Dränger“ geworfen, aus deren Kreis einst der junge Göthe hervortrat. Manches Unnötige ist da geschrieben worden, das Wichtigere, so eine umfassende Darstellung von Klingers Geistesentwickelung, dagegen unbeachtet geblieben. Zu dem minder Nötigen gehört: **Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden.** Von J. M. R. Lenz. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Max v. Waldberg. (Berlin, W. H. Kuhl.) Das Fragment der Novelle interessiert nur die Forscher; diesen ist's zugänglich, wozu also der Neudruck? Die Einleitung wäre als Aufsatz in Schnorrs „Archiv“ oder sonst in einer Fachzeitung am besten am Platz gewesen. Sie ist fleißig gearbeitet, maßvoll im Urteil, aber auch nicht frei von manchem überflüssigen Zeug. Ohne den Hinblick auf Göthe wäre der „Waldbruder“ wertlos.

Auch hauptsächlich für die Göthegemeinde interessant ist der Neudruck von dem Faustfragment: **Göthes Faust.** Ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt, neu herausgegeben von W. L. Holland. 2. Aufl. (Freiburg im

Br. u. Tübingen, Akademische Buchhandlung.) Das Ganze im Faksimiledruck nachgebildet nach der Sonderausgabe von 1790.

Dankenswert ist eine neue Publikation von Paul Nerrlich: **Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin.** Mit zwei Faksimiles. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Der Verfasser hat sich durch sein mit Liebe geschriebenes Werk „Jean Paul und seine Zeitgenossen" bekannt gemacht. Dasselbe mußte ihn auf die vielgerühmte und vielgetadelte Frau hinführen, welche in das Schicksal dreier Dichter, Schillers, Jean Pauls und Hölderlins, eingegriffen hat. Der größte Teil der hier veröffentlichten Briefe — die Originale sind im Besitze Ernst Försters, des Schwiegersohnes von Jean Paul — ist zum erstenmal gedruckt und verdient die Publikation, da diese Selbstschilderungen wenn auch das Bild Charlottes nicht verändern, so doch mit manchem interessanten Zuge bereichern. Trotz vieles Unklaren im Stil und in den Gedanken bieten die Briefe doch eine große Menge von tiefen Ideen und schönen Empfindungen, welche auch für denjenigen interessant sein werden, welcher nicht mit Einzelheiten des Privatlebens der damaligen litterarischen Kreise vertraut ist. Die Vorrede ist kurz, aber trefflich abgefaßt.

Eine andere Novität sei nur erwähnt, denn deren Beurteilung kann nur ein Fachblatt beschäftigen: **Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten.** Herausgegeben von J. Minor. (Wien, Karl Konegen.) Der genaue Abdruck des Textes war wünschenswert. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

Mehr litterargeschichtlichen als dichterischen Wert hat eine Novelle von Edgar Bauer: **Der Magus des Nordens.** (Leipzig, Eugen Grimm.) Wer die Werke Hamanns und deren Einfluß auf die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts kennt und nicht ganz fremd den persönlichen Verhältnissen und Beziehungen wie den allgemeinen Zeitströmungen gegenübersteht, wird diese Novelle nicht ohne Vergnügen lesen. Hamann ist in den Umrissen gut gekennzeichnet, ebenso Hippel und Kant. Trotzdem es als reine Litteraturnovelle auftritt, scheint der Verfasser doch eine andere Absicht gehabt zu haben, als nur zu unterhalten, denn im Grunde enthält das Werkchen eine Nebeneinanderstellung dreier Richtungen, welche durch die Genannten vertreten sind, und in ihr eine Kritik, welche dem machtvollen Gemüt sein Recht gegenüber der Vernunft zu erringen strebt. Dichterisch von nicht besonderer Bedeutung, ist die Novelle ernsteren Männern zu empfehlen; sie giebt zu denken.

Einen fremden Dichter hat Alex. Baumgartner, ein gelehrtes und feingebildetes Mitglied des Jesuitenordens, in einer Monographie behandelt: **Jost van den Vondel**, sein Leben und seine Werke. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) Ein umfassendes und liebevolles Werk über den größten Dichter des niederländischen Volkes hat uns bis jetzt gefehlt. Diese Lücke erscheint, wenn sich auch vielleicht über Einzelheiten rechten ließe, durch die genannte Arbeit ausgefüllt. Baumgartner brachte zu dem Unternehmen eine Zahl von sehr schätzenswerten Eigenschaften mit: Geschmack, litterarische Bildung und Begeisterung für seinen Dichter. Es ist unzweifelhaft, daß Vondels Stellung zum Katholicismus das Urteil seines Biographen manchenorts bestimmen mußte, aber dieser Einfluß hat den Verfasser doch nicht um seine Objektivität gebracht. Der rein biographische Bestandteil des Buches ist lebendig und mit feiner Charakteristik Vondels und seiner Zeit abgefaßt, der ästhetische zeigt Empfindung für das Schöne und Verständnis für die Formen der Poesie. Erhöht wird der Wert des Buches durch die zum Teil vortrefflichen Übersetzungen. — Vondel ist jedenfalls eine so bedeutende Erscheinung, daß er von jedem wahrhaft Gebildeten gekannt sein sollte. Das Werk vermag diese Bekanntschaft in bester Weise zu vermitteln, und deshalb empfehlen wir es unseren Lesern auf das eindringlichste.

Zuletzt sei noch eine kleine Broschüre von P. v. Radics erwähnt: **Anastasius Grüns Lehrer und Freund**, der slovenische Dichter France Preschiren als deutscher Poet. Biographisch-litterarische Studie. (Leipzig, Webel.) Preschiren, der einzige bedeutendere Dichter, den die Slovenen bis heute aufzuweisen haben, der Lehrer Grüns, hat auch — sowie andere seiner Landsleute — deutsche Gedichte geschrieben. Sie sind ganz hübsch, aber Ausdrücke wie „klassisch" oder gar „monumental" (S. 20) und „erhaben" erscheinen übertrieben, sowie der Titel des Heftchens, von dessen 26 Druckseiten etwa 14½ mit Proben gefüllt sind, so daß auf die „Studie" 12 entfallen.

* * *

In einer Flugschrift von 41 Seiten hat Otto Kellner das **Erziehungssystem Fr. Fröbels** für Eltern und Erzieher bearbeitet. (Stralsund, Karl Misch.) Das Schriftchen behandelt in gedrängter, aber sehr übersichtlicher Weise die Grundgedanken, und wird jedenfalls dem Zweck vollkommen genügen — nebenbei können auch die Gegner des Systems hier die Schwächen desselben schneller kennen lernen.

Sehr verdienstvoll ist das **Encyklopädische Handbuch der Erziehungskunde**, mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Von Gustav Ad. Lindner, dem verdienstvollen österreichischen Schulmanne. (Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn.) Das Werk wird in

zwanzig Heften vollständig sein. Was für den gebildeten Pädagogen zu wissen nötig ist, findet sich den Umrissen nach in diesem alphabetisch geordneten Handbuch. Kein Gebiet der Erziehung, kein Mittel derselben, kein Stoff des Unterrichts ist übergangen; sehr reich ist das Werk an Biographien und Charakteristiken berühmter und bekannter Schulmänner und wissenschaftlicher Pädagogen, an Nachweisen über das Volksschulwesen u. s. w. Der Verfasser steht ganz und gar auf dem Boden des Systems von Herbart; das bringt Einseitigkeiten mit sich, deren Besprechung zu weit führen würde, Einseitigkeiten, welche übrigens für viele als Vorzüge gelten. Aber auch solchen, welche nicht auf dem Boden Herbarts stehen, bietet das Werk eine große Menge von Thatsachen, so daß es schon aus diesem Grunde empfohlen werden kann. Karten, Tabellen, Diagramme und Porträts sind in den Text aufgenommen.

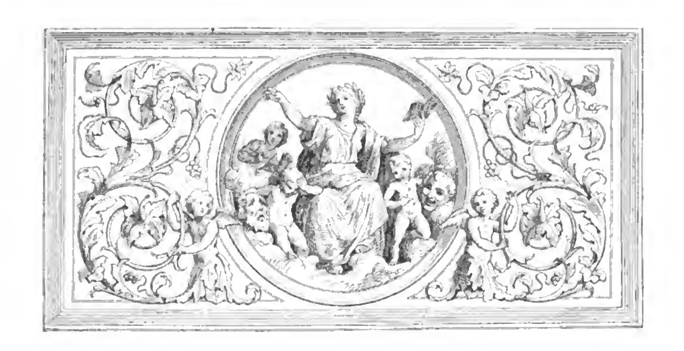
In zweiter verbesserter Auflage liegt vor die Übersetzung von Herbert Spencers **Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.** Die Verdeutschung stammt von Fritz Schultze. (Jena, G. Fischer.) Spencers Werk hat in England und Amerika große Verbreitung gewonnen. Für uns bringt es im allgemeinen wenig Neues, denn die meisten seiner Ideen sind von den auf Herbart fußenden Pädagogen vielfach ausgearbeitet und noch eingehender behandelt worden. Dieser Thatsache gegenüber weist Prof. Schultze darauf hin, daß die deutschen wissenschaftlichen Werke über Pädagogik doch nur sehr wenigen bekannt seien und deshalb eine Übertragung des klar geschriebenen Werkes nicht überflüssig erscheinen möchte. Wenn man bedenkt, wie selten selbst gebildete Eltern über Erziehung nachdenken, so tritt der Nutzen eines solchen Buches klar zu Tage. Wer die grundlegenden Gedanken Spencers besser verstehen will, der kann vorher dessen „Thatsachen der Ethik“ lesen, welches Buch von Vette deutsch 1879 veröffentlicht worden ist. (Stuttgart, Koch.) Das Buch über die Erziehung sei besonders Müttern empfohlen; sie werden manche wohlthätige Anregung daraus schöpfen können.

* * *

Special-Atlas der bekanntesten und besuchtesten Gegenden Deutschlands und der Alpen. Ein Ergänzungswerk für jeden Handatlas. Hundert Karten in gleichem Maßstabe von 1:125000 der natürlichen Länge. Gezeichnet und herausgegeben von Eduard Gaebler. 25 Lieferungen. Das ausgezeichnete und originelle Kartenwerk, von dem jetzt fünf Lieferungen erschienen sind, möge der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlich empfohlen sein. Sie finden dem gegenwärtigen Hefte eine Karte als Probe beigegeben, aus welcher die bisher wohl unerreichte Schönheit, Treue und plastische Anschaulichkeit der in diesem Werke durchgeführten kartographischen Darstellung ersichtlich ist. Die Städte und deren Umgebung sowohl als die infolge ihrer landschaftlichen Reize meist besuchten Gegenden bieten in dieser Darstellung einen um so größeren Reiz, als für alle Karten ein und derselbe Maßstab zu Grunde gelegt ist, wodurch eine höchst bequeme und förderliche Vergleichung der Größen und Entfernungen gewonnen werden kann. Der in diesem Heft befindlichen Probekarte ist ein Prospekt hinzugefügt, der alles Nähere besagt.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Der fahrende Geselle.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

II.



er Abend war indessen ziemlich vorgerückt, die Wachtfeuer brannten und eine größere Stille oder mindestens eine andere Art von Geräusch als während des ganzen Tages herrschte auf den Gefilden, aus welchen die luftige und vergängliche Stadt hervorgezaubert war, die man das Heerlager der französischen Armee nannte. Das Abrücken der Posten unter lauten Kommandoworten, die Signale, welche die Trompeter gaben, das geheimnisvolle Rufen oder auch Schweigen dieser großen Massen von Bewaffneten, die mit dem Einbruch der Nacht eine ernste Bestimmung bekommen zu haben schienen, dies alles mußte Düsterkeit und Beklommenheit in der Seele eines Menschen wachrufen, der sich nicht aus Berufspflicht, sondern nur durch Zufall oder Verhängnis an diesem Orte befand. Bobna, ohnehin durch die Erwägung gedrückt, daß für seine Verbindung mit der Tochter des Juden nichts Begünstigendes sich ereignet hatte, wenn auch außerordentliche Erlebnisse nicht fern geblieben waren, betrat deshalb mit einem Ausdruck von Melancholie das Zelt, das man ihm als den Aufenthalt des Lieutenant-Kolonels Jules Vergedier bezeichnet hatte.

Dieser saß im Kreise von Kameraden, aber dicht in seinen Mantel gehüllt und in sich versunken; man sah wohl, daß ihn bloß die Raumverteilung und nicht das eigene Belieben in diesen Kreis gebracht hatte, an dessen Unterhaltung er nicht teilnahm. Er erhob sich beim Anblick Bobnas, und wohl einsehend, daß es unmöglich war, an diesem Ort ein Gespräch zu führen, welches nicht von allen Anwesenden gehört worden wäre, sagte der Offizier laut:

„Sie wollen die Entscheidung erfahren über die Vorschläge, welche Ihre Stadt unserem Verpflegungsamt gemacht hat? Ich habe in dieser Beziehung geheime Instruktionen für Sie."

Und er trat nach diesen Worten aus

dem Kreise der Offiziere, um sich mit Bobna ins Freie zu begeben und ihn dadurch ohne Zeugen sprechen zu können. Die Winternacht war verhältnismäßig milde. Sie schritten durch lange Reihen von Lagerzelten der Gegend zu, wo der Troß und das Sanitätscorps untergebracht worden und wo man höheren Bediensteten zu dieser Stunde nicht leicht mehr begegnen konnte. Erst als der Kolonel den Schritt mäßigte und dadurch zu erkennen gab, daß er nicht mehr vor ungebetenen Zeugen sich flüchtete, sagte Bobna:

„Ich war in der Kriegskanzlei und habe den Bescheid erhalten, den Sie mir erst ankündigen wollten, Herr Kolonel."

„Ich weiß es," erwiderte dieser, „aber Sie begreifen, daß die Unterredung, um die ich Sie bitten mußte, nicht durchaus militärischen Angelegenheiten dienen soll und daher nicht geeignet ist, von jedermann gehört zu werden. Vor allem lassen Sie mich Ihnen danken, daß Sie mich aufgesucht haben, wie ich es gewünscht und erbeten."

Er stockte, und es war offenbar, daß er sich noch Überlegung gönnen wollte, bevor er weiter sprach. Bobna störte daher durch keine voreilige Unterbrechung den Gedankengang des Offiziers.

„Sie haben den Kaiser gesehen," begann dieser wieder, „und ich weiß, daß man infolge der Darstellung, die ich von den Ereignissen des Tages gab, Ihnen dankbar ist und Sie belohnen will. Man gesteht es nicht ein, daß man froh ist, Blutvergießen gegenüber dem nicht zum Krieg gerüsteten Volke, gegenüber Bürgern und Bauern vermieden zu haben, und will es deshalb nicht so auffallend machen, wenn man Sie anerkennt. Es ist daher gut, daß Ihre Braut in der Audienz Wünsche vorgebracht hat, die mit den Auftritten im Walde nicht im Zusammenhang stehen. So kann man Ihnen lohnen, indem man nur auf eine Bitte des Mädchens einzugehen scheint. Doch das sind öffentliche Angelegenheiten, und wir haben noch zu besprechen, was sich zwischen uns beiden zutrug."

Wieder machte der Kolonel schweigend einen Gang auf und nieder.

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr," fuhr er sodann fort, „daß ich das Leben, welches Sie mir gerettet haben, ebenso gern verloren hätte, allein ich ertrage es nicht, den Anschein zu gewinnen, als ob ich Ihre Leistung nach dem geringen Wert abschätzen wollte, den das Geleistete für mich hat."

„Wenn Sie glauben, Herr Kolonel," sprach Bobna, „daß ich mir irgend ein Verdienst erworben hätte, was ich bestreiten muß, so lassen Sie meinen Lohn in dem Recht bestehen, Sie zu fragen, was Sie so früh der natürlichen Neigung zum Leben abtrünnig machen konnte."

„Die Geschichte wäre lang," erwiderte Vergedier, „und wir müßten Kameraden sein und Nächte miteinander am Wachtfeuer zubringen, um daß ich Ihnen auch nur einen Teil meiner Schicksale und meiner Gesinnungen klar machen könnte. Ihr Aufenthalt im Lager würde dazu nicht ausreichen, obgleich Sie schwerlich in dieser Nacht noch heimkehren können. Denn bevor man Ihnen gestatten wird, das Lager zu verlassen, werden Sie noch veranlaßt sein, eine Art Verhör zu bestehen. Man wird ein Protokoll mit Ihnen aufnehmen über die beiden Männer, welche wir niedergestreckt haben, und Ihre Aussagen mit den meinen vergleichen. Doch das ist bloße Form. Die Sache selbst ist so gut wie abgethan."

Bobna hielt es jetzt für gut, die Offenbarungen des Offiziers nicht mehr durch eigenes Sprechen herauszufordern, sondern sie ruhig abzuwarten. Nach einer Weile sprach denn auch der junge Franzose:

„Ich bin arm und habe zwar einigen Einfluß in der Armee, aber keinen in der Gesellschaft. Durch Thatsachen danken könnte ich daher nur einem Kameraden, wenn es sich fügte, daß ich ihm Erkenntlichkeit schuldig wäre. Sie aber, mein Herr, gehören zu einer anderen Sphäre des Lebens, und wahrscheinlich werden wir uns niemals mehr wiedersehen. Ich habe Ordre zum Aufbruch, ich gehöre zu

den Truppen, die zu den in Wien und Ungarn stehenden Divisionen stoßen. Somit bliebe mir nichts übrig, als Ihnen mit Worten zu danken, aber ich gehöre nicht zu denjenigen, welche Worte in ihrer Gewalt haben, und es graut mir vielmehr vor allen nichtigen und inhaltslosen Beteuerungen."

Wieder schwieg er und wieder fuhr er nach einer Pause, sei es der Überlegung, sei es der Selbstüberwindung, fort:

„Ich habe einen Teil des Tages damit zugebracht, einen Brief zu schreiben, den ich Ihnen übergeben will. Er ist an eine Ihnen völlig unbekannte Person gerichtet und hat die Bestimmung, ihr von Ihnen übergeben zu werden, wenn es das Geschick fügte, daß Sie mit der Person, deren Name alles ist, was ich als Adresse auf den Brief setzen konnte, jemals zu irgend einer Zeit in irgend welchem Lande zusammentreffen sollten. Dann wird dieser Brief Ihnen Dienste leisten, in welcher Situation Sie sich auch immer befänden oder welcher Art von Beistand Sie bedürftig wären. Ja, es können Jahre, viele Jahre dahingehen, ohne daß der Brief seine Wirksamkeit verlöre, wenn nur die Person noch lebte, an die er gerichtet ist, und nicht einmal an Ihre Existenz bloß ist die Wohlthat gebunden, die der Brief nach sich ziehen kann, sie würde jedem zu teil, dem sie den Talisman anvertrauen wollen: einem Freund, einem Sohn, einem Bruder. Doch knüpft sich eine Bedingung daran, ohne deren Erfüllung ich den Brief nicht auszuliefern vermag."

„Haben Sie nur die Absicht, Herr Kolonel," sagte Bobna, „mir durch diese Handlungsweise eine Dankbarkeit auszudrücken, die ich für ganz unnötig halte, so würde ich bitten, mir sowohl den Brief als die Bedingung zu erlassen."

„Nein!" rief Vergedier etwas lebhafter, als er bisher gesprochen, „ich will nicht nur Ihnen, auch mir selbst damit eine Genugthuung geben. Ich überlasse es ganz dem Fatum, ob das Individuum, das ich im Sinne habe, jemals in Ihren Gesichtskreis treten soll; aber wenn es geschieht, und wäre es auch die längste Zeit nach meinem Tode — noch im Grabe würde ich es als etwas Gutes empfinden, wenn der Inhalt des Briefes gewürdigt wäre. Die Bedingung aber ist eine leichte, sie besteht nur in der Diskretion, die sich Menschen von Erziehung ohnehin schuldig sind. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß der Brief niemals oder nur von den Händen erbrochen wird, für die er bestimmt ist; verpflichten Sie sich, das Gleiche auch von demjenigen zu erzwingen, welchem Sie den Brief, damit er für sich Vorteil daraus ziehe, zu übergeben veranlaßt werden."

Es bedurfte noch wiederholter Versicherungen des Offiziers, daß ihm selbst die Übergabe des Briefes die Erfüllung eines langgehegten Wunsches wäre, um daß Bobna sich entschloß, das geheimnisvolle Schreiben zu übernehmen. Die beiden Männer reichten sich die Hände und gingen auseinander, unwissend darüber, ob die Beziehung, die sich an diesem Tage zwischen ihnen gebildet hatte, mit diesem Scheiden nicht für immer abgerissen sein werde.

Noch in derselben Nacht konnte der junge Deutsche, nachdem auch das Protokoll wegen der im Walde getöteten Männer mit ihm aufgenommen worden, in Begleitung Peppis und Boisjolis zur Stadt zurückkehren in einem bequemeren Wagen, als er zur Fahrt in das Lager erhalten hatte. Denn es war, als ob man ihm erst nach den Ereignissen dieses Tages die Aufmerksamkeit zuwenden wollte, die man ihm als einem Abgesandten und Vertreter der Stadtgemeinde unter allen Umständen schuldig gewesen wäre.

Diese verspätete Rücksicht dauerte aber dafür um so länger fort. Zunächst wurde der Gemeinde bemerkbar gemacht, daß sie nur seiner Vermittelung einige Begünstigung von seiten der militärischen Administration verdankte. Sodann wurde Jakob Schelinka vor dieselbe Behörde gerufen und ihm ein nicht unbedeutender Ersatz, respektive eine Rückerstattung des ihm entrissenen Gutes geleistet, nachdem

er mehrmals ins Verhör gezogen und ihm endlich auch zu verstehen gegeben worden, daß die Verwendung seiner Tochter für ihn nicht fruchtlos gewesen sei und hauptsächlich deshalb Erfolg gefunden habe, weil sie an der That, die Bobna verrichtet, einigermaßen beteiligt gewesen. Sogar Boisjoli ging bei diesen guten Nachwirkungen der Reise in das Lager nicht leer aus; wahrscheinlich war es Lieutenant Baltron, der ihm seine schwache Seite abgemerkt hatte und sich den Spaß machte, ihm eine Art amtlicher Procedur vorspielen zu lassen, bei welcher ihm mit Feierlichkeit eine neue Dose mit der Fahne des Kaiserreiches auf dem Deckel und eine Tüte Pariser Schnupftabaks übergeben wurde. — —

Die Feinde waren abgezogen, der Friede von Preßburg war geschlossen, aber die Wiederkehr der gewohnten Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege geherrscht hatten, schloß glücklicherweise nicht auch die des Verhältnisses ein, welches Ignaz Bobnas Lebensglück betraf. Er hatte Ansehen und Ehre über das Haus seiner Pflegeeltern gebracht, und die besten Leute der Stadt beglückwünschten namentlich Brigitte. Wie hätte sie zögern können, ihren Widerstand gegen seine Vermählung aufzugeben, besonders da er sich bei der Rolle, die er im Kriegslager gespielt, als Mann fühlen gelernt hatte, der wohl fähig gewesen wäre, selbständig zu thun, was ihm beliebte! Auch kam der Pfarrer zu Brigitte, um ihr ans Herz zu legen, daß es sündhaft wäre, die Gewinnung einer armen Seele, ihre Einführung in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aus weltlichem Stolz zu verhindern. Andererseits hatte auch Jakob Schelinka Ursache, sich gefügig zu zeigen; er verdankte dem Geliebten seiner Tochter die Wiederaufrichtung seiner Existenz und sah auch ein, daß er entweder Peppis Leben gefährdete, wenn er sie aus Glaubensrücksichten zur Entsagung gezwungen hätte, oder daß sie auch gegen seinen Willen, und dann nur unter größeren Schmerzen für sie und ihn, dem Ruf ihres Herzens gefolgt wäre.

So begann denn, nachdem vorläufig die Kriegswetter sich verzogen hatten, das Leben dieser Menschen seinen Gang in althergebrachter Alltäglichkeit. Ignaz und Peppi waren verbunden und wünschten nichts weiter, als von der Ungewöhnlichkeit der Dinge fortan verschont zu bleiben. Ignaz arbeitete fleißig als Buchhalter und Verkäufer im Geschäft Emanuels und konnte später die Erziehung seiner Kinder, von denen ich das älteste war, getrost seiner Frau überlassen, die mit dem geringen Ertrag, welchen der Fleiß ihres Mannes im Dienste seines kargen Oheims abwarf, wacker wirtschaftete.

Ich wurde Konradin getauft, weil dies der Name des Pfarrers war, der meine Mutter getauft hatte und mir Pate sein wollte. Meine Bildung erhielt ich in einem Piaristengymnasium des Ortes, und obgleich träumerisch und zu unthätigem Nachdenken geneigt, nahm ich doch an der Poesie des Altertums so großes Interesse, daß ich ein hervorragender Schüler genannt wurde. Meinen großen Hang zum müßigen Spiel der Phantasie befriedigte ich teils im Laden Emanuels, meines Großoheims, teils auf den Wanderungen in das Land hinaus, um innerhalb meiner Ferienzeiten Botendienste für das Geschäft zu thun. Die Alltäglichkeit aber, die uns alle umfing, führte immer Ereignisse mit sich, welche denjenigen höchst ungewöhnlich erscheinen, die sie erleben müssen, während in Bezug auf den allgemeinen Weltlauf nichts gewöhnlicher sein kann. Die Menschen verschwinden nämlich alle Tage vom Schauplatz dieser Erde, was nach den Empfindungen ihrer Angehörigen stets ein nie dagewesenes Unglück zu sein scheint. Meine verschollene Großmutter Ursula segnete das Zeitliche, wie wir durch eine amtliche Anzeige aus weiter Ferne erfuhren, und ein Jahr später starb meine Großtante Brigitte. Was aber nicht ebenso folgerichtig im Lauf der Natur lag und von jedem Mitfühlenden in der That als ein ungewöhnliches Unglück betrachtet werden konnte, war, daß drei Jahre nach dem Tode von

Emanuels Gattin mein noch junger Vater in eine Krankheit verfiel, welche bald den traurigsten Ausgang vorhersehen ließ. Er machte sich auch nicht lange darüber Illusionen und ließ Emanuel an sein Bett kommen. Die Unterredung mit diesem war aber keineswegs tröstlich für den Kranken und beschleunigte vielmehr das Ende desselben. Emanuel erklärte, daß er die Aufgabe, die ihm sein Neffe zumutete, nach dessen Ableben für die Frau und die Kinder zu sorgen, die der Sterbende hinterließ, keineswegs auf sich nehmen könne, teils weil er dazu überhaupt nicht verpflichtet wäre, teils weil er im Begriff stände, sein Geschäft in dieser Stadt aufzugeben, diese selbst zu verlassen und mit seinen „letzten fünf Groschen", wie er sich ausdrückte, etwas Neues zu unternehmen. Schon seit einiger Zeit war davon die Rede gewesen, daß Emanuel Bobna, jetzt fünfundsechzig Jahre alt, mit dem Plan umgehe, zum drittenmal eine Frau zu nehmen, und mein armer Vater zweifelte nicht, daß die große Lebensveränderung, die der Oheim vorhatte, mit diesem Plane in Verbindung stand.

Zwei Tage später war nun wirklich Emanuel Bobna verschwunden. Das Geschäft wurde deshalb nicht geschlossen, er hatte es vielmehr ganz im stillen einem neuen Prinzipal verkauft, der es übernahm, wie es ging und stand, und auch die nötigen Formalitäten für die Veränderung der Firma selbst zu versorgen versprach. Meinem Vater war Emanuel nichts schuldig geblieben, hatte ihm aber auch nichts geschenkt, und da bei dem kärglichen Sold, von welchem eine Frau und vier Kinder erhalten werden mußten, Ersparnisse nicht möglich gewesen, so empfand Ignaz Bobna den großen Kummer, nichts zu hinterlassen als das kleine Kapital, welches Brigitte ihrem Pflegesohn vermacht hatte und welches bisher in der Sparkasse gelegen hatte.

Meine Mutter und wir Kinder dachten keineswegs viel an das materielle Elend, das uns drohte, wir hatten nur das Leben des teuren Kranken im Sinn und Herzen. Es war gerade der Tag, an welchem die Kirche die Ankunft der heiligen drei Könige feiert, als wir sämtlich in der Dämmerung um das Bett des Vaters saßen, sehr von ihm selbst aufgerichtet und getröstet, der stets davon sprach, daß er wieder genesen werde. Bald sollte ich mich überzeugen, daß er selbst nicht daran glaubte. Er wußte es zu veranstalten, daß meine Mutter und meine Geschwister, ohne daß er ihnen einen auffallenden Grund dafür gegeben hätte, das Zimmer verließen und ich allein an seinem Lager zurückblieb.

„Konradin," sprach er zu mir, „du bist jetzt sechzehn Jahre alt, und obgleich ich dich nicht für einen praktischen Geist halte — du weißt, ich habe dich oft mit deinem Großvater verglichen, mit meinem Vater, der immer singend und jauchzend in die weite Welt hinaussah und Gott allein für sich sorgen ließ —, obgleich ich dich, wie ich sage, niemals geschickt in den Dingen gesehen habe, die nicht Bücher sind, sondern etwas nützen, so weiß ich doch, daß du ein gutes Herz hast und das Erbarmen mit deiner teuren Mutter und mit deinen lieben Geschwistern dich zur Thätigkeit anspornen wird. Du hast das Gymnasium absolviert, wenigstens die unteren Klassen, mußt dir aber aus dem Sinne schlagen, wie wir es einst geträumt haben, auf eine Universität zu gehen, sondern mußt vor allem dafür sorgen, der Mutter nicht zur Last zu fallen, also zu verwerten, was du bisher gelernt. Mit mir wird es in wenigen Tagen zu Ende sein, und ich kann dir nichts hinterlassen als die Folgen eines rätselhaften Erlebnisses, die vielleicht einmal zu deinen gunsten ausschlagen."

Er verwies mich auf eine Art Familienchronik, auf die von ihm aufgezeichnete Geschichte seiner Verlobung und Verheiratung, und indem er mir die Schublade mit dem Finger zeigte, wo sich die bezüglichen Papiere befanden, verlangte er zugleich nach einer danebenliegenden kleinen Mappe. Ich mußte sie ihm an das Bett bringen, und während er sie langsam öffnete, erzählte er mir seine letzte Unter-

redung mit dem Lieutenant-Kolonel Jules Bergedier. Bevor er mir den Brief übergab, als eine Art von Erbteil, das ich einmal verwerten könnte, mußte ich ihm versprechen, unter keinen Umständen den Brief zu lesen oder auch nur zu öffnen, und wenn Gefahr vorhanden wäre, daß er in andere Hände gelangen könnte, den Brief lieber zu vernichten, als mich mit seinem Inhalt bekannt zu machen.

„Vielleicht führen dich deine Lebenswege,“ schloß er, „einmal in fremde Länder, nach Frankreich, und ich zweifle nicht, daß, wenn du die Person findest, an die der Brief gerichtet ist, dies für dich und vielleicht auch für deine Mutter und Geschwister von guten Erfolgen sein wird.“

Hierauf schwieg der Vater, und da ich dabei seine Züge nicht beobachten konnte, weil das Zimmer bereits ganz finster geworden war, so überfiel mich eine heimliche Angst, die ich doch nicht zu äußern wagte. Plötzlich klopfte es an die Thür, sie öffnete sich und ein Schritt wurde hörbar, der mir nicht bekannt war. Noch hatte ich nicht fragen können, wer eingetreten, als in den Rahmen der Thür von rückwärts das Licht einer Kerze fiel und ich einen Mann sah, der den Rahmen fast ganz ausfüllte. Er trug ein Pilgergewand und einen langen weißen Bart, und ich stammelte unwillkürlich, wie sehr ich mich auch später dieser kindlichen Äußerung schämte:

„Es ist einer der heiligen drei Könige, der zu uns gekommen ist.“

Mein Vater aber hörte nicht auf diese Worte. Er hatte sich gleich beim Einfallen des Lichtschimmers im Bette aufgerichtet und starrte mit Augen, in denen ein Glanz war, wie ich ihn noch niemals gesehen hatte, auf die wunderbare fremde Erscheinung. Als ob er eine überirdische Botschaft vernommen hätte, ihm allein hörbar, sagte er in ruhigem Tone oder schien vielmehr nachzusprechen:

„Das ist Wolfgang Bobna! Das ist mein Vater!“

Der Alte nickte und trat an das Lager.

„Du bist mein lieber Sohn Ignaz, den ich noch einmal sehen wollte, bevor meine Augen sich schließen,“ sagte er mit einer tiefen, aber auffallend melodischen Stimme; „um mir diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen, bin ich von weit her gewandert, aus dem Morgenlande, aus der schönen Stadt Medina, welche die Stadt des Propheten ist. Gott hat meine Schritte gesegnet und er wird auch dich noch segnen.“

Mein Vater führte die Hand des alten Mannes an seine Lippen.

„Du wolltest mich sehen,“ sprach er, „bevor sich deine Augen schließen. Es werden sich aber die meinen schließen, nicht lange nachdem du mich wiedergesehen hast. Darum frage ich dich ohne Scheu:

„Bringst du einen Trost in meine letzte Stunde? Kannst du meines treuen und edlen Weibes und meiner geliebten Kinder dich annehmen? Bringst du Schätze aus dem Orient?“

„Schätze der Weisheit,“ erwiderte der alte Mann, „Schätze der Lebensklugheit, und sei getrost, die Deinen werden dabei besser aufgehoben sein, als wenn ich ihnen Gold und Edelsteine brächte. Denn besser, als in schweren goldenen Schuhen über diese Erde dahinschreiten, ist es, Flügel zu haben, um sich über sie zu erheben.“

So wenig tröstlich diese Auskunft in Bezug auf die praktischen Zwecke des Lebens meinem Vater erscheinen mochte, er konnte sich doch eines Lächelns nicht erwehren. Gewiß dachte er an den Leichtsinn, an die holde Leichtfertigkeit im Charakter seines Vaters, die er uns Kindern oft wie ein Märchen geschildert hatte, an den von Phantasie und Heiterkeit beschwingten Mut, an die Sorglosigkeit in den schwierigsten Lebenslagen.

Indessen brachte meine Mutter Lichter und einen Becher Wein für den Fremden, wie ich ihn noch nennen muß, in die düstere Krankenstube. Bald aber war er uns allen vertraut. Während die Mutter sich an den Rand des Bettes setzte und die Hand des armen Kranken hielt, ordnete der Greis uns vier Kinder um sich her

in eine angenehme Gruppe. Dann begann er von den nächstliegenden Dingen zu sprechen, von der Stadt, die er nach so langen Jahren wieder betreten, aber er mischte wie unwillkürlich seltsame Geschichten, bunte Gleichnisse in alles, was er sagte, und als er den Wein lobte, den er langsam schlürfend nach und nach austrank, war es uns Kindern, als ob wir, die wir keinen Tropfen davon bekamen, dennoch von dem Getränk berauscht wären. Eine ganz eigentümliche, märchenhafte Stimmung breitete sich in dem Zimmer aus. Das Lächeln des Vaters ging in eine Verklärung seiner Züge über, als er den Reden des Heimgekehrten lauschte, und niemand von uns ahnte, daß dieser Ausdruck seines Gesichtes nicht mehr die Folge eines irdischen Vorgangs war. Wir wähnten alle, der seltsame alte Mann aus dem Morgenlande hätte Besserung an das Lager seines Sohnes gebracht, bis der Kranke sich plötzlich aufrichtete, heftig atmete, vergebens sprechen wollte und lautlos zurücksank. Mit einem markerschütternden Schrei warf sich die Mutter auf das Lager ihres Mannes, der nicht mehr war.

* *
*

In den ärmlichen Verhältnissen kleiner Städte weiß man nichts davon, daß es ein Behagen oder gar ein Vergnügen wäre, auf das Land zu gehen und fern von den großen Menschenmassen zu leben, die niemals grünen Rasen, sondern immer nur schrecklich spitziges Pflaster unter den Füßen haben. Wer gezwungen ist, das Weichbild, den Burgfrieden städtischen Gemeinwesens zu verlassen, um unter den Bauern zu wohnen, ohne jedoch ihren Beruf oder ihre Beschäftigungen zu teilen, der fühlt sich immer als ein Verarmter, ausgeschlossen oder gar ausgestoßen von dem Boden raschen und reichen Erwerbes. Deshalb waren meine Mutter und ihre Kinder ziemlich trübselig gestimmt, abgesehen von der Trauer, die uns ohnehin noch tief in die Seele schnitt, als wir bald nach dem Tode meines Vaters die Notwendigkeit erkannten, die bisherigen Formen unserer Existenz aufzugeben. Emanuel Bobna hatte im stillen alles verkauft, was ihm in der Stadt gehörte, und der neue Eigentümer des Hauses verlangte einen Mietpreis, den wir nicht mehr leisten konnten oder vielmehr niemals geleistet hatten, da die freie Wohnung in das Einkommen mit eingerechnet gewesen.

Da kam es uns denn recht tröstlich und erbaulich vor, als Großvater Wolfgang uns die Reize des Lebens in der freien Natur pries, obgleich diese noch ganz unter den härtesten Tritten des Winters seufzte. Großvater Wolfgang hatte sich uns Kindern angeschlossen, und zwar nicht bloß mit dem Gemüt, sondern auch mit dem Hunger und allen sonstigen Bedürfnissen, als ob es sich von selbst verstände, daß meine Mutter jetzt für ihn wie für uns sorgen müßte. Und meine gute, brave Mutter verstand es auch nicht anders, sie fühlte sich selig bei dem Gedanken, ihrem toten Gatten noch immer Liebe zu erweisen, indem sie seinen Vater liebte und ihm einen Respekt zollte, der nichts von seiner Unterwürfigkeit verlor, weil er manche Entbehrung und manches Opfer erheischte. Großvater Wolfgang war zwar dafür dankbar, nahm aber doch alles wie eine natürliche Folge seines Daseins hin; er hatte die Gewohnheit, zu sagen: „Ich kann ja nichts dafür, daß ich auf der Welt bin."

Einen Gegensatz zu ihm bildete der andere Großvater, Jakob Schelinka, der Vater meiner Mutter. Er war noch immer den größten Teil des Jahres auf Wanderungen und ging thätig jedem Verdienste nach. Seit er nach Tagen großer Verzweiflung, während der Anwesenheit der Franzosen im Lande, unerwartet einen Teil des Geraubten wiedererlangt hatte, war ihm die Erkenntnis gekommen, die er oft in seinen Gesprächen wiederholte, daß der Mensch, der noch etwas besäße, wäre es auch noch so geringfügig, noch immer unendlich reich wäre, weil zwischen etwas und nichts ungezählte Millionen lägen, die verloren gehen könnten, mit

dem Etwas aber ungezählte Millionen gewonnen werden könnten. Diese Gesinnung spiegelte sich, ohne daß sie dieselbe aussprach, im Charakter meiner Mutter ab: solange sie noch etwas besaß, wie wenig es immer war, wußte sie sich danach einzurichten. Sie trat dem Leben mit demselben moralischen Mut entgegen wie früher dem Kaiser Napoleon. Darum leuchtete es ihr auch rasch als unvermeidlich ein, die Stadt zu verlassen. Es hatte sich gefügt, daß dasselbe Bauernhaus, aus welchem Wolfgang einst entflohen war, um Weib und Kind darin hülflos zurückzulassen, daß dieses Haus, welches sein Eigentum gewesen, jetzt der verarmten Familie für einen billigen Preis offen stand, freilich ohne den Genuß dessen, was einst dazu gehört hatte: der Felder und der Wirtschaftssachen aller Art. Anfangs bebte meine Mutter bei der Vorstellung, dem Alten ein Wiedereinziehen unter so völlig veränderten, traurigen Umständen zuzumuten, allein er beruhigte sie hierüber gleich nach der ersten Eröffnung. Ihm war Geld und Gut niemals ein wichtiger Gegenstand gewesen, und sein Zartgefühl konnte daher durch eine so deutliche Mahnung an Zeiten, da er noch für einen reichen Mann gegolten, nicht verletzt werden.

So zog denn die Familie in das weitentlegene Dorf hinaus, und Großvater Jakob, der ein Nährer, wie Großvater Wolfgang ein Zehrer war, unterstützte nach Kräften die erste Einrichtung. Ich aber blieb in der Stadt, um meine bisher gewonnenen Kenntnisse zum erstenmal zu verwerten, und ich hatte mich niemals auf eine Festlichkeit oder eine Auszeichnung so sehr gefreut wie auf den Tag, da es mir vergönnt sein werde, erworbenes Geld in das Haus meiner Mutter zu bringen.

Kümmerlich und großer Entbehrungen voll war der Anfang, aber es war doch immer ein solcher, und als der Sommer kam, der die Wege erleichterte, die Tage verlängerte und mir folglich die Zeit ward, Sonn- und Feiertage bei den Meinen zubringen zu können, da glaubte ich, ein Leben hätte begonnen, das mich mit einigen Verbesserungen und einigen Vermehrungen des Einkommens für immer zufrieden stellen könnte. Mein Hauptvergnügen, wenn ich nach Hause kam, bildeten die Erzählungen meines Großvaters Wolfgang, wie es ihm so viele, viele Jahre hindurch gelungen war, andere Menschen für sein Wohl sorgen zu lassen, ohne daß sie ihn geradezu einen Bettler hätten schelten können. Es waren Geschichten aus dem Leben eines alten Schmarotzers, für mich vielleicht ein Gegenstand künftiger Aufzeichnungen. Ich aber, der ich, wie schon mein verstorbener Vater gesagt, nur zu sehr dem Großvater nachgeraten sein sollte, empfing aus den Mitteilungen desselben, welche große Anziehungskraft sie auch für mich hatten, keineswegs die Anregung, es ihm gleichzuthun und ein Parasit der Reichen und Mächtigen zu werden. Wohl aber schöpfte ich in immer kräftigeren Zügen eine gewisse Poesie aus der Lebensgeschichte meines Großvaters: die Überzeugung, daß Geld und Besitz, wonach alle Menschen trachten und schmachten, nicht so wichtig seien, als es der allgemeinen Habsucht vorkommt, und daß ihnen viel zu große Opfer an Seelenruhe und Herzensgenüssen gebracht würden. Mir blieb aus den Unterhaltungen mit Wolfgang stets eine brennende Sehnsucht zurück, ebenfalls in die Welt hinauszuwandern, keineswegs in der Absicht, mich von fremden Menschen ernähren zu lassen, wohl aber mit der geheimen Hoffnung, das Schicksal werde für mein Fortkommen sorgen, auch wenn ich das Brot nicht zum Hauptzweck meines Dahinstreifens und nicht zu meinem ausschließlichen Gedanken machen wollte. Lange Zeit hindurch, in der ich vom Morgen bis zum Abend angestrengt arbeitete, um für mich und die Meinen etwas zu erwerben, sang ich doch unaufhörlich als Ausdruck meiner eigentlichen Sehnsucht und Bestimmung das Lied: „Ich hab meine Sach auf nichts gestellt.“

Neben dieser idealen Lebensanschau-

ung brachte Wolfgang aber auch positive Lebensgüter in meinen Besitz. Meinem sterbenden Vater hatte er die Versicherung gegeben, Schätze der Weisheit heimzubringen, und ich war es, der sie in Empfang nahm. Sie bestanden in einer vollkommenen Erziehung, die mich zum Umgang mit der großen Welt tauglich machte, mich die feineren menschlichen Beziehungen kennen lehrte und mein Benehmen, meine Manieren, mein Verhalten feststellte für den Fall, daß ich an der Entwickelung der Verhältnisse in vornehmen Lebenskreisen beteiligt werden sollte. Zahllose Beispiele aus seiner Erfahrung dienten zur Belebung dieses Unterrichtes, der auf so fruchtbareren Boden fallen konnte, als ich von Natur aus den Instinkt für das Zarte und Schickliche besaß.

Das war jedoch nicht alles, was mir mein Großvater Wolfgang leistete. Er hatte sich im Laufe seiner langen Wanderungen und Erlebnisse eine vortreffliche Gesangsmethode angeeignet, für die er meine junge Stimme vorzüglich qualifiziert fand. Ich kann sagen, daß ich unter seiner Leitung ein Virtuose im Vortrag des Liedes, namentlich des slavischen Volksliedes, geworden bin, wobei ich natürlich auch die Fertigkeit mir aneignete, mich auf den dazu passenden Instrumenten wie Guitarre, Zither und selbst Klavier zu begleiten. Immer mit der Sehnsucht im Herzen, was einst werden soll, übte ich mich unaufhörlich, um die Lehren meines Großvaters einmal in der Welt zu bewähren.

So gingen fünf Jahre des Hangens und Bangens nach einem unbekannten Glück hin, das mir die Einbildungskraft in der Gestalt eines wandernden Gesellen zeigte, der frei und unabhängig durch die Welt zieht, zwar wenig Geld im Sacke hat, aber wie ich später in einem Dichter las: Fröhlich wogte das goldene Feld in lustigen Morgenwinden — das übrige würde sich finden.

Inzwischen hatte sich das Geschick der Meinen insofern verbessert, als meine nächst jüngeren Geschwister, meine beiden Schwestern, sich verheiratet hatten, ganz zufrieden mit der gewöhnlichen Lebensplage, die in bescheidenen ländlichen Verhältnissen eine solche Versorgung begleitet. Meine Mutter hatte also nur noch für das jüngste Kind zu sorgen, meinen Bruder Joseph, der damals erst zehn Jahre zählte, und dazu reichte das kleine Erbteil von Brigitte ziemlich aus. Zeigte sich doch außerdem, daß selbst für dieses Kind nicht lange mehr zu sorgen sein werde, denn wie die sorglose Fröhlichkeit und der Leichtsinn meines Großvaters Wolfgang auf mich, so schienen der erwerbslustige Fleiß und die praktische Liebe zum Gewinn vom Großvater Jakob auf meinen Bruder übertragen zu sein. Obgleich nun Wolfgang mir unaufhörlich das Vagabundieren predigte, mir die vergnüglichen Stimmungen ausmalte, wenn man, dem Ungefähr sich preisgebend, in fremde Städte oder gar in fremde Schlösser gelangt, wie er selbst einst, was ihm unvergeßlich geblieben war, in das Herrenhaus des Grafen Leonhelm, so bedarf es doch im alltäglichen Dahinleben zur Ausführung eines noch so festen Entschlusses, wenn seine Verwirklichung nicht immer wieder verschoben werden soll, einer kräftigen äußeren Anregung. Eine solche fand sich unerwartet an einem Frühlingsabend, als Jakob, „der Dorfgeher", wie man den jüdischen Hausierer auf dem Lande nennt, von einer seiner langen Wanderungen wieder einmal heimkehrte. Die Gemeinde seiner Glaubensgenossen in der Stadt hatte ihm den Übertritt seiner Tochter niemals verzeihen können, und darum hatte er sich seinem früheren Aufenthalt gänzlich entfremdet und wohnte, wenn er nicht in Geschäften verreist war, zwar nicht in unserem Hause, denn er hatte eine ängstliche Scheu davor, irgend jemandem zur Last zu fallen, aber doch mit uns in demselben Dorfe.

Wir saßen bei Sonnenuntergang auf dem Weideplatz, den wir schönrednerisch unseren Garten nannten, als Jakob ein Päckchen aus der Tasche nahm und uns eine Geschichte erzählte, die ich lieber mit

meinen Worten als mit seinen eigentümlichen nationalen Redewendungen aufzeichne. Es war nach dieser Erzählung einige Jahre nach der Schlacht von Austerlitz, und die pflügenden Bauern fanden noch oft Gerippe getöteter Soldaten, als auf diese Weise auch ein Leichnam in österreichischer Uniform aufgescharrt wurde, in welchem die Gerichtskommission einen nicht auf dem Schlachtfeld gebliebenen, aber ebenfalls gewaltsam vom Leben zum Tode gebrachten Mann erkennen wollte. Der Verdacht eines Raubmordes fiel auf einen Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der ohnehin in üblem Rufe stand und von dem man sich erinnerte, daß er vor Jahren einmal mehr Geld gezeigt hatte, als er gewöhnlich besaß. Als man bei ihm Haussuchung hielt, fand man nichts Verdächtigendes mit Ausnahme eines Taschentuches von feinem Batist, welches offenbar einst von Blut durchtränkt gewesen war. Die Flecken waren nicht einmal ausgewaschen, sondern nur vertrocknet. Was allein dagegen sprach, daß dieses Tuch von derselben Blutthat Zeugnis geben könnte, die eben untersucht wurde, war der Umstand, daß in einen Zipfel der Frauenname Hortense zierlich eingestickt war, während das Opfer des Raubes ein Mann und daher schwerlich Besitzer dieses Tuches gewesen war, das auch wegen seiner Feinheit nicht leicht einem gemeinen Soldaten angehört haben mochte.

Der verdächtige Bauer gab an, das Tuch im Walde gefunden zu haben zur Zeit, als die französische Armee ein großes Lager in der Gegend aufgeschlagen hatte, an demselben Tage, an welchem die Bauern einen Angriff auf zwei Proviantwagen zu unternehmen im Begriffe gewesen. Das Tuch wäre an einem Tannenzweig befestigt gewesen, in der Nähe der Leiche des böhmischen Wirtes Kobrinotz, der eben von einem französischen Offizier mittels eines gewaltigen, den Schädel spaltenden Schwertstreiches getötet worden sei. Der Bauer hätte gerade noch Zeit gehabt, das Tuch zu sich zu stecken, bevor von der anderen Seite des Waldes Soldaten erschienen, um die Leiche des Wirtes und die eines seiner Genossen, der nicht weit davon erschossen lag, nach dem französischen Bivouac zu bringen.

Die Untersuchung vermochte keinen Thatbestand festzustellen und wurde nach der langen Zeit, die das alte Gerichtsverfahren in solchen Fällen in Anspruch nahm, als gegenstandslos aufgegeben und der verdächtige Bauer in Freiheit gesetzt. Unter den Gegenständen seines Eigentums, die ihm wieder zurückgegeben wurden, befand sich auch das blutbefleckte Tuch. Jakob, der schon oft mit dem immer zum Verpfänden geneigten Bauer ein kleines Geschäft gemacht hatte, kam bald nach der Entlassung des Verdächtigten an dessen Haus vorüber, hörte die Geschichte des Tuches und brachte es für einen geringen Preis an sich, ohne recht zu wissen, aus welchem Grunde, halb unbewußt angelockt vom Schauerlichen, das sich daran knüpfte, und keineswegs in der Absicht, es wieder zu verkaufen. Auch zu einem Geschenk für seine Tochter hätte es sich der Blutspuren wegen nicht geeignet, ein wie feines und seltenes Stück es auch war. So lag es ohne Zweck in seinem Warenvorrat, und er hatte es vergessen, bis er an diesem Tage durch einen Zufall daran erinnert worden war. Wenn er auch das Judenviertel vermied, beim Magistrat der Stadt, in der er so lange gewohnt, hatte er noch oft zu thun, und von einem ihm bekannten Tagschreiber auf diesem Amte wurde ihm gesprächsweise mitgeteilt, daß man noch jetzt, nach Ablauf von mehr als zwanzig Jahren, Forschungen nach französischen Offizieren anstellte, die einst ein Lager in dieser Gegend bezogen hatten. Aus Wien wäre zuletzt noch von einem französischen Grafen Octave von Marennes eine Aufforderung ergangen, vom Verweilen und Verbleiben eines Lieutenant-Kolonels der großen Armee, Jules Vergedier, und von den Menschen, mit welchen er verkehrte, Kunde zu geben, wenn noch jemand lebte, der sich seiner erinnerte.

Jakob hatte von seinem Schwiegersohn,

meinem verstorbenen Vater, manches erzählen gehört, was die Vermutung nahe legte, das blutige Taschentuch wäre einst Eigentum des gesuchten französischen Offiziers gewesen. Jakob nahm es aus dem Päckchen und zeigte es umher; ich aber, der ich die Aufzeichnungen meines Vaters so oft und so genau gelesen, daß ich sie auswendig kannte, war im Innersten betroffen und zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit jener Vermutung. Was mich zumeist überraschte und zum Nachsinnen brachte, war der Name Hortense auf dem Taschentuche. Denn der Brief, den mir mein Vater auf dem Sterbebette anvertraut und als ein Erbteil bezeichnet hatte, aus dem ich einst noch würde Nutzen ziehen können, trug die Aufschrift: Madame Hortense Vergedier, und daneben war in Klammern der Name Seraphine de Valois, so daß man nicht wußte, ob damit zwei Personen oder zwei Namen für dieselbe Person gemeint waren.

Jetzt war die Anregung gegeben, die bisher gefehlt hatte, und ich sprach augenblicklich den Vorsatz aus, am nächsten Tage meine erste Reise in die Welt vorläufig über Brünn nach Wien anzutreten. Meine Mutter sah mich kopfschüttelnd an, mein Großvater Jakob fragte nach dem Zweck und, als er darüber keine Auskunft von mir erlangen konnte, nach der Barschaft für diese Reise, während Großvater Wolfgang sich vom Grase, in dem er bequem gelegen, mit Eifer, wenn auch mit Mühe erhob und auf mich zuschritt, um mir seinen weißen Bart in das Gesicht zu drücken, was eine Umarmung bedeuten sollte.

„Ich kann nichts dafür, daß ich auf der Welt bin!“ rief er, „das habe ich immer gesagt, und daraus geht hervor, daß die Welt selbst für den Menschen sorgen muß, der ja ohne seinen Willen ein Produkt des ganzen Universums ist. Du bist endlich auch zu dieser Weisheit gekommen, mein lieber Konradin, und du wirst dein Glück in der Welt machen, denn die Zeiten sind besser, als da ich in die Welt hinausging und das Kriegsgetümmel überall und die Sorge für Länder und Staaten die Menschen für ihre Nächsten hart und unempfänglich machte. Nun beantworte mir aber vor allem zwei Fragen: Wie steht es mit deinem Französisch? Und zum anderen frage ich: Wirst du nicht in das Schloß der Grafen Leonhelm einzudringen versuchen?“

Was nun mein Französisch betrifft, so war ich in meiner Kindheit ein Schüler des alten, längst verstorbenen Boisjoli gewesen und hatte seitdem sowohl aus Neigung zu der Sprache selbst als weil der Unterricht in ihr eine Quelle meines Einkommens bildete, die Pflege und Übung dieses Idioms niemals vernachlässigt. Minder beruhigend aber mußte ich meinem Großvater die zweite Frage beantworten; ich wollte mich in allem, was nicht das eigentliche Ziel meiner Reise war, nämlich die Auffindung der Person, an welche der geheimnisvolle Brief gerichtet war, einzig und allein dem Zufall überlassen und konnte daher nicht wissen, ob ein Zusammentreffen mit der von Wolfgang so hochgeschätzten gräflichen Familie in den Sternen geschrieben sei. Etwas anderes wäre es freilich, erklärte ich, wenn Wolfgang vermöchte, mir einen an den Grafen Leonhelm oder an einen seiner Angehörigen gerichteten Empfehlungsbrief mitzugeben. Wolfgang nahm die unterste Spitze seines Bartes in den Mund, was ein Zeichen der Verlegenheit war, und ich fand es für schicklich, den Gegenstand fallen zu lassen.

Mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß ich bald wiederkehren werde, was mir selbst über eine allzu schmerzliche Rührung hinweghelfen sollte, nahm ich von Mutter und Geschwistern sowie von den beiden Großvätern Abschied und eilte nach der Stadt zurück, um in meiner Dachstube das Ränzlein zu schnüren. Von Jakob hatte ich das blutige Taschentuch bekommen und legte es nebst dem von meinem Vater ererbten Brief in ein Tuch, das ich an meinem Leibe selbst befestigte.

Die Eisenbahnen waren noch nicht erfunden; dennoch reiste ich auf dieselbe

Weise, wie es noch heute unter gleichen Verhältnissen geschieht: der grauende Morgen sah mich auf der staubigen Landstraße zu Fuße dahinschreiten.

* *
*

So war ich denn ein fahrender Geselle geworden.

Drei Tage einer beschwerlichen, wenn auch vergnüglichen Wanderung brauchte ich, um einen Weg, den der Postwagen damals in wenigen Stunden zurücklegte, die Entfernung zwischen meinem Landstädtchen und der Hauptstadt, hinter mir zu haben. Wenn ich die Fahrten und Abenteuer dieses Weges erzählen sollte, so wären viele Bogen damit anzufüllen; allein ich habe nicht die Absicht, folgenlose Abenteuer, sondern einige Episoden aus dem Leben anderer Menschen zu beschreiben, die meinem Herzen bleibend nahe getreten. So beschränke ich mich denn auf die Erwähnung des ersten Eindrucks, den ich von der Hauptstadt meines engeren Heimatlandes empfing. Brünn liegt zu den Füßen eines hohen Berges, was einer Stadt immer einen romantischen Anstrich verleiht; das gewöhnliche Treiben der Menschen scheint dadurch immer einem höheren Ausblick in die Schönheit der Natur und in die Freiheit von den kleinlichen Rücksichten der Alltagswelt unterzogen werden zu können. Allein der Berg, zu dessen Füßen Brünn liegt, ist der Spielberg, und dieser war damals nicht nur eine militärisch und folglich düster gestaltete Festung, sondern auch ein wegen seiner Strenge und Schauerlichkeit berühmtes Staatsgefängnis für schwere Kriminalverbrecher und politische Hochverräter. Hier saß unter vielen anderen Unglücklichen, deren Name von der Weltgeschichte bewahrt wird, der edle und sanfte Silvio Pellico, dessen Leidensbuch „Le mie prigioni" dem Spielberg für immer jedes Gefühl romantischer Freudigkeit entzogen hat.

An den Schatten aber, welche diese Stätte der Grausamkeit und verdienter wie unverdienter Buße über die gute Stadt warf, war es nicht genug, um sie für das empfängliche Gemüt des Wanderers unsäglich zu verdüstern. Wenn Regen oder Schnee vom Himmel gefallen waren, dann sah man vom Spielberg herab einen seltsamen und unheimlichen Trupp Menschen kommen: mit Ketten belastete Sträflinge, die bloß gemeiner Verbrechen schuldig und deshalb, nach damaliger Auffassung des Staatslebens, einer milderen Behandlung würdig waren als die oft hochgesinnten politischen Übelthäter. Darum ließ man jenen Sträflingen einen kleinen Verdienst zukommen, indem man sie zur Straßensäuberung der Stadt verwendete. Soldaten, das geladene Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett im Arme, umrahmten den Trupp und bewachten mit finsteren Blicken jede Bewegung der in ihren Ketten nur schwer arbeitenden Straßenkehrer. Bewacht und zurückgeschreckt wurden aber auch die Passanten, denen selbst eine zu genaue Betrachtung der Sträflinge untersagt war, geschweige denn, daß ohne Gefahr der Verhaftung ein Verkehr mit ihnen durch Worte möglich gewesen wäre.

Mir fiel es gleich schwer aufs Herz, wenn ich erwog, wie in einer Stadt, die fast täglich ein solches Schauspiel bot, die Freudigkeit des Daseins und der unbefangene Genuß des Gewöhnlichen aufrecht zu erhalten wäre. Mir war davon noch persönlich ein Eindruck beschieden, der meine nächsten Schritte in dieser Stadt bestimmte. Einer dieser gefesselten Straßenkehrer erhob sich zufällig in dem Augenblicke, als ich vorüberging, aus seiner gebückten Stellung und sah mich forschend an, wobei ein widerwärtiges Grinsen sein Gesicht verzerrte. Mir waren die Züge des Mannes gänzlich fremd, ich hatte ihn niemals gesehen, dennoch erinnerte er mich lebhaft an ein Mitglied meiner Familie. Nicht daß im Antlitz die geringste Ähnlichkeit geherrscht hätte, aber der Ausdruck niedriger Gesinnung war ganz derselbe wie in der Physiognomie meines Großoheims Emanuel Bobna. Was war aus ihm geworden? Wir hatten zu Hause

keine Nachricht von ihm erhalten und uns auch nicht mehr um ihn gekümmert, seit er sich unmittelbar vor dem Tode meines Vaters von uns entfernt und uns so herzlos der Not und Bedrängnis überlassen hatte. Nur gerüchtweise vernahmen wir einmal, daß er in Proßnitz geheiratet und sich dort ansässig gemacht hätte. In mir war durch die plötzliche Erinnerung, die sich mir in so zurückschreckender Form aufgedrängt, wenn nicht der Wunsch, doch der Gedanke an die Möglichkeit erwacht, dem alten Verwandten wieder zu begegnen. Ich kannte einige Firmen von Brünner Kaufleuten, mit welchen das Geschäft Emanuels, solange mein Vater darin gearbeitet, in Verbindung gestanden, und es trieb mich unwiderstehlich an, in einer dieser Warenhandlungen Erkundigungen einzuziehen. Ich erfuhr denn auch, daß Emanuel Bobna in der That in Brünn wohnhaft war, kein eigentliches Geschäft mehr betrieb und daß vornehme Leute in seinem Hause aus- und eingingen.

Diese letzte Angabe setzte mich in nicht geringes Erstaunen. Zwar wußte ich, so jung ich auch noch war, daß in dieser Welt der Gemeinheit und Habsucht dem Reichtum viel verziehen wird. Trotzdem war es mir nicht verständlich, daß die Aristokratie demjenigen, mit dem sie umgeht, gewisse Formen der Distinktion erlassen könnte. Ich selbst war zu Hause in meiner Eigenschaft als Hilfslehrer schwachköpfiger Gymnasialschüler in mehrere adelige Häuser gekommen, was auch meiner Übung in der französischen Sprache zu gute kam, und hatte dabei praktisch die Manieren dieser vornehmen Welt kennen und üben gelernt, wie mein Großvater Wolfgang sie mir theoretisch in seinen Gesprächen und Erzählungen eingeschärft hatte. Emanuel Bobna in aristokratischer Gesellschaft — dies schien mir der Einbildungskraft Unmögliches zuzumuten. Bald sollte mir das Rätsel gelöst werden.

Ich fand den Großoheim in einer hübschen, wenn auch bescheiden ausgestatteten Wohnung. Seine dritte, mir noch unbekannte Gemahlin empfing mich, eine Frau von gutmütigem und sympathischem Aussehen, die aber in ihrem Wesen für adelige Kreise nichts von der Anziehungskraft hatte, durch welche Frauen so oft die Abkunft und die Eigenschaften ihrer Männer in Vergessenheit bringen. Sie sagte mir, daß ihr Mann immer zu Hause sei, mit Ausnahme der Stunde eines täglichen, ihm vom Arzt vorgeschriebenen Spaziergangs, und als er von diesem zurückkehrte und mich erkannt hatte, begrüßte er mich ohne das geringste Erstaunen, als ob er mich erst gestern gesehen hätte, ja mit einer gewissen verdrießlichen Gelassenheit, welche andeutete, daß er mich nur aus Höflichkeit nicht sogleich wieder meiner Wege gehen hieß.

Er sprach nicht, und so war es an mir, den Augenblick der Begegnung durch Worte auszufüllen. Ich erzählte unaufgefordert — nicht von meiner Mutter, denn es schien mir Entweihung zu sein, ihrer in seiner Gegenwart zu gedenken, selbst nicht von der Rückkehr seines Bruders Wolfgang, weil mir vor der Empfindungslosigkeit graute, die er dabei an den Tag legen würde — ich erzählte von meiner bisherigen Beschäftigung zu Hause, und er wurde plötzlich etwas aufmerksamer.

„Du könntest das Geschäft deines Vaters bei mir fortsetzen,“ sagte er, mit seinen Gedanken gleich herausplatzend; „ich habe freilich keinen Laden mehr und verkaufe nicht mehr ‚Weinbeerln und Zibeben‘, aber ich habe eine lästige Korrespondenz, und viele Leute kommen zu mir, mit denen ich mich ärgern muß, weil sie besser französisch sprechen als deutsch. Ich habe mich nicht entschließen können, einen fremden Burschen ins Haus zu nehmen, gerade wie damals, als meine selige Zweite noch lebte und ich die Spezereihandlung nicht früher aufmachte, als bis ich mir an deinem Vater einen Verwandten zum Buchhalter groß gezogen hatte.“

Ich fand es lustig, dem Manne, der dafür nicht das geringste Verständnis, sondern nur stupide Verwunderung haben konnte, auseinanderzusetzen, daß ich frei wie ein Vogel umherflattern und mich

nur dort auf einen Zweig niederlassen wolle, wo es mir gerade beliebe. In seinem Hause aber würde es mir ganz und gar nicht belieben.

Seine Miene drückte unversehens Respekt aus.

„Du hast dir wohl Geld gemacht, mein lieber Junge; nun, das wäre kein Hindernis, im Gegenteil —“

Der „liebe Junge“ war eine Merkwürdigkeit, die ich noch nie von ihm vernommen hatte und die nur der Glaube an mein Geld verursacht haben konnte. Ehe er noch zu Ende gesprochen, trat ein Dienstmädchen ein und meldete den Besuch des Barons Colbert.

„Du wirst gleich sehen, was ich für Geschäfte habe,“ sagte der Alte, „hör einmal zu, ob du nicht Lust bekommst, mitzuthun.“

Er gab dem Mädchen einen zustimmenden Wink, und gleich darauf trat ein junger Mann ein im weißen Rock des österreichischen Infanterieoffiziers.

Emanuel machte eine leichte Verbeugung, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, und der junge Mann nahm ungeheißen Platz nach einem grüßenden Kopfnicken, das vielleicht vertraulich sein sollte, aber wie ein unwillkürlicher Ausdruck der Geringschätzung erschien. Vorgestellt wurde ich nicht, obgleich der Offizier einen fragenden Blick auf mich warf.

„Einer, der zu dem Geschäft gehört,“ sagte Emanuel hierauf, „aber ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie heute noch nicht erwartet, erst in acht Tagen, mit dem Geld in der Hand.“

Baron Colbert strich seinen schöngepflegten Backenbart — ein Infanterieoffizier durfte damals keinen Schnurrbart tragen — und erwiderte mit einem fremdländischen Accent:

„Ich muß doch wieder bitten ... alles wiederholt sich in dieser Welt ...“

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen wieder ein und fragte im Namen ihrer Herrin, ob ich nicht zu der gnädigen Frau in den „Salon“ kommen wolle, während ihr Gatte eine Geschäftssache verhandeln müßte.

Emanuel wehrte sich dagegen und bat mich, zu bleiben, sowohl um das Geschäft kennen zu lernen, als um vielleicht mit meinem Französisch auszuhelfen, da der Herr Baron des Deutschen nicht ganz mächtig wäre.

Es handelte sich, wie ich leicht hatte erraten können, um die Prolongation einer Wechselschuld. Emanuel schien sehr ungehalten zu sein, daß die Zahlungsfrist abermals hinausgeschoben sein sollte, und zeigte sich für die Steigerung des Zinsfußes, zu der sich der Offizier bequemen wollte, überaus unempfänglich.

„Ja, ja! Das sind schon so die Wege, die man ins Elend geht und wobei man den Helfer mit hineinreißt. Ich habe Ihnen das Geld gleich anfangs zu sehr menschlichen Prozenten vorgestreckt. Das Zeugnis müssen Sie mir selbst geben. Ich habe gedacht, es wird in den Kreisen, in denen Sie leben, ein gutes Licht auf mich werfen, man wird mich bei Ihnen verteidigen, wenn schlechte Schuldner Schimpf und Skandal auf mich loslassen. Was nutzt es aber? Man zwingt mich, hohe Zinsen zu nehmen, weil man mir durch Hinausschieben der Zahlung beweist, daß sonst zu viel Risiko dabei ist. Was geschieht dann? Ich, der Mann, der geholfen hat, wo die sogenannten anständigen Leute mit Achselzucken vorübergingen, ich werde ein erbärmlicher Wucherer genannt und in die Hölle verflucht. Bei Ihnen, Herr Baron, will ich das nicht erleben, ich will zur richtigen Zeit mein Geld haben, und wenn ich nicht bezahlt werde, so brauche ich mich nicht zu schämen, eine Klage anzustrengen, denn jeder sieht's dem Wechsel an, daß ich keine unerlaubten Zinsen begehrt habe.“

Der Baron verwendete die äußerste Beredsamkeit darauf, Emanuel milder zu stimmen, und ertrug von diesem Gegenbemerkungen, die unter anderen Umständen als unberechtigte Einmischung in fremde Verhältnisse scharf wären zurückgewiesen worden. So sagte Emanuel unter anderem:

„Was brauchen Sie denn eigentlich so viel? Die Hände der schönen Sängerin

Francelli sollten doch nicht so groß sein, daß ein ganzes Vermögen darin Platz hätte."

Der Baron überhörte dies und Ähnliches, wie gesagt, geriet aber in ein leidenschaftliches Flehen, berief sich auf die Zukunft und nannte endlich, wie es schien nach einigem Widerstreben, als einen sicheren Anhaltungspunkt für seinen Gläubiger seinen Oheim, den Grafen Octave von Marennes.

Als ich diesen Namen hörte, war mein Interesse an dem Gegenstande, der mich bis dahin ziemlich gleichgültig hatte lassen können, natürlich nicht wenig angeregt. Ich wagte es jetzt, mich in die Verhandlung zu mischen, indem ich zuerst die Bitten des Offiziers, die er in etwas gebrochenem Deutsch vorgebracht hatte, meinem Großoheim wiederholte und deutlich machte, was der Baron mit dankbaren Blicken auf mich aufnahm, sodann aber aus eigener Meinung hinzusetzte, daß wir alle Ursache hätten, einem Neffen des Grafen Marennes Gefälligkeiten zu erweisen.

„Ich selbst habe ein Geschäft beim Herrn Grafen," sagte ich, „ich kann ihm vielleicht einen Dienst leisten, ich führe Ihren Namen, Onkel, es muß daher auch Ihnen zu gute kommen, wenn wir dem hochgestellten Kavalier angenehm sind."

Emanuel wollte wissen, was ich beim Grafen zu thun hätte, und da ich ihm hierüber in diesem Augenblick keine Auskunft geben konnte und sie ihm vielleicht auch niemals gegeben hätte, sondern nur unbestimmte Redensarten darüber vorbrachte, so sah Emanuel nichts Praktisches darin und blieb bei seiner Weigerung, das Darlehn zu erneuern. Ich dachte nun an einen Versuch anderer Art.

„Bleiben Sie, Herr Baron," sagte ich zu diesem in französischer Sprache; „bleiben Sie und unterhalten Sie den alten Herrn von anderen Dingen, während ich mich entferne, um Succurs zu holen." Und meinem Großoheim bemerkte ich, daß, wenn er fortfahre, sich des Barons und meinem Wunsche so hartnäckig zu widersetzen, das Geschäft weiter kein Interesse für mich hätte und ich lieber der Einladung der Hausfrau, in den Salon zu treten, folgen wolle.

Der Baron verstand mich, wie ich aus einem Zwinkern seiner Augen ersah, und ich hörte ihn noch, als ich die Thür öffnete, um mich zu entfernen, mit der Erzählung von Stadtneuigkeiten beginnen.

Die dritte Gemahlin Emanuels besaß sympathische Gesichtszüge, und die Art, wie sie mich aufgenommen, war unerwartet freundlich gewesen, was ja auch die Botschaft bewies, daß ich mich während der Geschäftsverhandlung zu ihr verfügen sollte. Ich traf sie in dem ziemlich kleinen Raume, den sie wegen eines darin aufgestellten Fortepianos ihren Salon nannte, mit einer schlichten Näharbeit beschäftigt und begrüßte sie mit der Eröffnung, daß ich schon am ersten Tage unserer Bekanntschaft auch für immer von ihr Abschied nehmen müsse. Als Grund gab ich das abstoßende Benehmen Emanuels an. Sie ließ sich den Fall erzählen und sagte dann, indem sie aufstand:

„Ich habe den Mann genommen, obgleich ich schon eine verheiratete Tochter hatte, auf Zureden meines eigenen Schwiegersohnes und meiner übrigen Verwandten. Denn ich habe von jeher sehr viele Verwandtenliebe gehabt und war froh, daß ich heute an Ihnen auch einmal einen Verwandten meines Mannes bei mir sehen konnte. Es ist wahr, er ist hart mit fremden Leuten, wenn es Geldsachen betrifft, aber er ist gut gegen mich; er liebt es, wenn ich meinen Verwandten in Wien schreibe, daß ich mit ihm zufrieden bin, daß er großmütig gegen mich ist. Erwarten Sie meine Rückkehr; ich werde meinen Mann bewegen, wenn ich auch selbst nicht liebe, daß so leichtsinnige junge Männer wie Baron Colbert Geld zu ihren schlechten Streichen bekommen, den Wunsch eines Verwandten zu erfüllen, der zum erstenmal in unser Haus kommt."

Sie entfernte sich und kam bald darauf wieder, gefolgt von ihrem Manne und dem Baron. Die kluge und wirklich gutmütige Frau, deren Stirn und Wange

noch ohne Falte und deren Züge angenehm waren, hatte der dürren Geschäftssache rasch eine Wendung in das Gesellige gegeben. Wie ich richtig vermutet, vermochte sie viel über Emanuel, der, während er aller Welt gegenüber immer härter und unausstehlicher wurde, von jener Thorheit, vor welcher das Alter nicht schützt, dahin gebracht wurde, nachgiebig gegen seine Frau zu sein.

Ich nahm mit dem Baron zugleich Abschied, der mir, als wir auf der Straße waren, in seiner französischen Muttersprache unendlich viel Dank sagte und wissen wollte, ob es nur eine Erfindung des Augenblicks zu seinen gunsten war, daß ich von einer Beziehung zum Grafen Marennes gesprochen hatte. Ich versicherte, daß es mir im Gegenteil überaus wichtig wäre, Zutritt zum Grafen zu erlangen; der Baron erwiderte:

„Zum Vater oder zum Sohn? Denn Octave ist der Taufname von beiden."

Das wußte ich selbst nicht, aber ich meinte, das würde sich am besten an Ort und Stelle entscheiden.

„Wo wohnen die Grafen, wo leben sie?"

„Die Frau des alten Grafen ist eine geborene Gräfin Leonhelm," sagte der Baron, „und dieser befindet sich jetzt mit seinem Sohne auf dem mährischen Gute seines Schwiegervaters. Ich selbst bin sowohl geneigt als verpflichtet, meinem Oheim dort einen Besuch zu machen; es ist nicht weit von hier. Ich denke morgen abend abzureisen; wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen Platz in meinem Wagen anzubieten?"

Mein erster Gedanke war — Wolfgang. Was hätte er gesagt, wenn ihm ein Zauberer jetzt die Nachricht hätte zugehen lassen, daß ich so leicht und rasch erreichen sollte, was ihm schier wie das letzte Ziel irdischen Strebens erschien: Zutritt zum Schlosse Leonhelm! Die Freude darüber mochte auf meinem Gesicht leuchten, denn der Baron sah mich fragend an und unwillkürlich rief ich:

„Alle Lieder meines Großvaters klingen mir in der Seele!"

Ich erklärte nun von selbst, was mich so lebhaft bewegte; ich nannte meinen Namen, sprach von Wolfgang, was er einst durch seinen Liedervortrag auf jenem Edelhof erlebt und was er auch mir zu erleben wünschte.

„Sie sind also Artist," sagte der Baron, „und slavische Volkslieder sind es, die Sie vorzutragen verstehen? O dann, mein Herr, dann sind Sie dazu geschaffen, heute für mich eine Gefälligkeit auf die andere zu häufen. Hier giebt jetzt eine italienische Sängerin Konzerte, Fräulein Francelli, und sie trägt immer das Verlangen, solche Lieder, die Lieder dieses Volkes und Landes, zu hören und nachzusingen. Sie würde sogar den Text leicht in die Gewalt bekommen, meint sie, wenn ein Künstler sie darin unterrichtete. Wollen Sie die Güte, die Freundschaft, die Liebenswürdigkeit haben, sich heute abend bei ihr einzufinden und ihr vorzusingen? Ich werde Sie vorstellen, und es werden vergnügte Stunden sein."

Ich wendete zwar ein, daß man von meiner Stimme keine großen Erwartungen hegen dürfe, allein ich war selbst froh, da ich mich doch so allein in der Welt befand, immer mehr Menschen an mich ziehen zu können.

Zu einer verabredeten Stunde betrat ich abends die Wohnung des Fräuleins, das mir als eine italienische Sängerin bezeichnet worden war. Sie war eine reizende Erscheinung, beweglich, anmutig und von ausgesprochener Gemütlichkeit. Vom Typus einer italienischen Schönheit jedoch, wie er mir auf Bildern und auch im Leben schon begegnet war, fand ich keine Spur in ihr. Ich hatte später Gelegenheit, zu erfahren, daß von den dreißig Vorstädten, welche Wien umgeben, eine den Namen Turi führt; sie ist hauptsächlich von Waschfrauen bewohnt, und die Sängerin war ein Wäschermädchen vom Turi. Wie ihr Familienname gewesen sein mag, das hat sich unwiederbringlich im Dunkel der Geschichte verloren; von denjenigen, die sie dort kannten, wurde sie mit dem Vornamen „Franzl" gerufen,

und die naheliegende Übersetzung in das Italienische, die sie mit diesem Namen vollbracht hatte, schien so ziemlich ihre ganze Kenntnis der südländischen Sprache zu erschöpfen, mit Ausnahme der Worte, die sie beim Singen mit den Noten zugleich auswendig wissen mußte. Sie sprach ein schauderhaftes Französisch, das nach und nach zu verstehen und um Ausdrücke zu bereichern, den Baron unendlich amüsierte, und sie sprach außerdem ein Deutsch, von dem er kaum ein Wort faßte, denn es war der urwienerische Dialekt von Lerchenfeld und Turi.

Außer dem Baron Colbert fand ich in der Gesellschaft der Sängerin einen Mann von hoher Gestalt, einen polnischen Edelmann, Namens Ladislaus von Rudenski. Er war, obgleich unverkennbar schon ein Fünfziger, von ausnehmender männlicher Schönheit und hatte ganz das Gepräge eines erfahrenen und bereits etwas ermüdeten Lebemannes. Signorina Francelli setzte sich bald ans Klavier. Sie sang Arien mit einer allerdings nicht gewöhnlichen Stimme, während der Vortrag weit mehr Ernst und Leidenschaft bedurft hätte, als sie hineinzulegen verstand. Ich kam nun mit meinen Liedern an die Reihe, ich mußte sie nicht nur singen, sondern auch Noten und Text aufschreiben und die ersten Versuche der Sängerin leiten, und der größte Teil des Abends verging mit dieser Arbeit. Wahres Vergnügen fand ich erst, als ich am Schluß des Soupers, ziemlich abgesondert von dem jungen Paare, das seine Umgebung zu vergessen schien, mit Rudenski in ein langes Gespräch geriet. Ich bemerkte bald, daß er überhaupt viel und gern sprach und jeder zufällig erwähnte Gegenstand ihm Anlaß bot, sich ausführlich in Erinnerungen zu ergehen, was ein Zeichen des anrückenden Alters ist. Diese Gesprächigkeit wollte ich benutzen, um für meinen Besuch auf Schloß Leonhelm und mein Verhalten mit dem Grafen Marennes im voraus einige Anhaltspunkte zu gewinnen.

„Graf Octave von Marennes, der Vater," sagte Rudenski, „ist ein strenger Katholik, und daraus erwächst ihm jetzt ein schmerzlicher Konflikt mit seinem Sohne. Für gewöhnlich lebt er auf seinen Besitzungen in der Normandie. Vor bald dreißig Jahren war er in Österreich, heiratete Comtesse Mathilde Leonhelm, lebte mit ihr als ein wahrer Landedelmann in seiner Heimat und kam vor etwa einem Jahre auf Bitten seiner Gemahlin mit ihr und dem Sohne nach Wien, Verwandte zu besuchen und das Land noch einmal zu sehen. Da brach denn das Unglück alsbald aus."

Rudenski schenkte langsam sein Glas voll und fuhr, nachdem er mit prüfender Zunge getrunken hatte, gemächlich fort:

„Sie müssen wissen, mein Herr, daß sich in Wien seit einiger Zeit eine Madame oder Mistreß Clairmont aufhält, eine alte Frau, die völlig erblindet ist, aber sehr interessante Schicksale erlebt zu haben scheint. Mit ihrem bürgerlichen Namen ist sie die Großmutter einer Baronetstochter, des einzigen Kindes des verstorbenen Sir Gordon Lussingham. Madame Clairmont, obwohl von englischer Abkunft, war ursprünglich in Frankreich verheiratet, kam als Witwe und, wie man sagt, als eine sehr schöne Frau in Begleitung einer Tochter nach England zurück und vermählte sich zum zweitenmal mit Clairmont, einem Professor der Mathematik an einer Universität. Ihre Tochter aus erster Ehe soll eine außerordentliche Erscheinung gewesen sein, man meinte, die Linien ihres Gesichtes wären nach den klassischen Mustern der Schönheit gezeichnet. Gordon Lussingham, der Sohn eines Lords, verliebte sich in diese hellenische Statue ohne Titel oder, wie man in jenen Kreisen zu sagen pflegt, ohne Geburt. Da er aber ein jüngerer Sohn war, so kostete ihn die Verbindung keine großen Schwierigkeiten. Das Glück schien ihn ausnehmend zu begünstigen, wenn man Glück nennen kann, was mit dem Opfer eines nahen Verwandten erkauft ist. Sein Bruder, der als Pair im Oberhause saß, starb noch unvermählt, und Gordon erbte den Baronetstitel mit allen Ämtern und Würden.

Von kurzer Dauer war diese Herrlichkeit. Auf einer Seereise mit seiner Frau kamen beide um und ließen in England eine Tochter zurück, Miß Lucy, die jetzt unter dem Schutz ihrer Großmutter, Madame Clairmont, zu einem gar reizenden Geschöpf herangeblüht ist. Obgleich nun natürlich ein dritter Bruder das Haupt der Familie ist und das Stammvermögen derselben besitzt, so ist doch Miß Lucy immerhin eine reiche Erbin, und auch für ihre Großmutter scheint testamentarisch gesorgt worden zu sein, wie es sich gebührt. Die alte Frau, obwohl seit zehn Jahren erblindet, hat die Erziehung ihrer Enkelin vortrefflich geleitet und verwaltet auch ihre materiellen Angelegenheiten. Die beiden Damen leben in Wien in einer vornehmen und reichen Welt sehr angesehen und geschätzt, und so —"

Der Pole hielt inne, als ob sich alles übrige von selbst verstände.

„Ich errate," sagte ich, „wie sich die Dinge gefügt haben. Der junge Graf Marennes sah Lucy — und so weiter. Ich errate aber nicht die Hindernisse, nicht die Ursachen eines Konfliktes; Adel, Reichtum von beiden Seiten gleich —"

„Die Hindernisse sind zweifacher Art," fiel er ein, „die Verschiedenheit des Glaubens und der etwas defekte mütterliche Stammbaum des Mädchens. Wer ist Madame Clairmont? Mein Gott, die Revolution hat den alten Adel noch viel steifer und störrischer zurückgelassen, als er früher gewesen; er übt jetzt seine Grundsätze mit noch mehr Trotz, weil er so viel dafür gelitten hat."

Mich hatte diese Erzählung des Polen nicht um einen Schritt in dem weiter gebracht, was ich eigentlich zu wissen wünschte, welches Interesse nämlich der alte Graf Marennes an dem Offizier Jules Bergedier nahm, der eine so merkwürdige Begegnung mit meinem Vater hatte. Von diesem Interesse mußte es ja aber abhängen, ob die Auskünfte, die ich dem Grafen zu bringen hatte, ihm von großer Wichtigkeit sein konnten. Nur in diesem Falle durfte ich hoffen, durch ihn auf die Spur jener unbekannten Hortense geleitet zu werden, um die es sich für mich handelte. Herr von Rudenski schien von den Verhältnissen aller Welt unterrichtet zu sein, es dünkte mir wahrscheinlich, daß er auch über diesen Punkt orientiert wäre. Dennoch empfand ich eine unüberwindliche Scheu, von dem Briefe zu sprechen, wo ich nicht absolut gewiß war, daß die Erwähnung zum Ziele führen, ja wo nur eine unbequeme Neugier dadurch aufgeregt werden konnte.

Noch erwog ich im stillen bei mir, wie ich das Gespräch auf diese Sache leiten könnte, ohne mich über meine nächste Absicht hinaus vorzuwagen, als Rudenski sich erhob und Miene zum Fortgehen machte. Ich war bereit, ihn zu begleiten, und der Baron schien sich uns anschließen zu wollen, geriet aber immer wieder in lachende Wechselreden mit der schönen Sängerin, und wir ließen ihn endlich zurück, ohne uns weiter um ihn zu kümmern. Auf der Straße äußerte Rudenski, er wolle noch schwarzen Kaffee trinken und türkischen Tabak rauchen, und ich, der ich in meinem Leben dieses Kraut nicht versucht hatte, war Heuchler genug, Sehnsucht danach zu äußern, um nur in einem neuen Gespräch vielleicht meinem Ziele näher zu kommen. Wieder sagte ich mir, daß ich des Briefes vor einem Fremden nicht erwähnen dürfe, mein Vater hatte mir das Schreiben wie ein Familienerbstück in einem so feierlichen und zugleich furchtbaren Augenblick übergeben und selbst die Mutter an dem Geheimnis dieser Übergabe nicht teilnehmen lassen.

Wir traten in ein hellerleuchtetes Kaffeehaus, der schwarze Trank duftete und ich that, als ob ich zu den dichten Wolken, die der Pole von sich blies, etwas beisteuerte.

„Sie kennen den Grafen so genau, Herr von Rudenski," sagte ich, „wissen Sie auch, daß er sich für einen verschollenen französischen Offizier interessiert, der schon seit mehr als zwanzig Jahren aus der Welt verschwunden zu sein scheint?"

„Wie ist sein Name?" fragte der Pole

mit einem behaglichen Anschein von Neugier.

„Jules Vergedier."

„Jules Vergedier!" rief der Pole und nahm das Rohr aus dem Munde. „Wie kommen Sie zu diesem Namen? Was wissen Sie von ihm? Mein Gott, Sie beschwören meine Jugend herauf! Lebt er? Wo ist er? Sprechen Sie! Aber er ist tot, ich weiß es! Dennoch, was Sie von ihm zu sagen haben, wird mir geradezu ins Herz gehen."

Ich erwähnte ganz oberflächlich der Beziehungen des Offiziers zu meinem Vater, wie sie sich einige Wochen nach der Schlacht von Austerlitz, zu Anfang des Jahres 1806, begegneten, bemerkte, wie meine Jugend Zeugnis dafür gebe, daß ich den Offizier nicht selbst gesehen, und erwähnte nur noch flüchtig eines großen Dienstes, den mein Vater ihm geleistet habe. Der Pole wollte wissen, in welcher Art mir Jules Vergedier von meinem Vater geschildert worden sei.

„Ich habe darüber schriftliche Aufzeichnungen," erwiderte ich, „aber auch mündlich hat sich mein Vater oft und gern in diesen Erinnerungen bewegt. Nach seinen Mitteilungen war Jules Vergedier ein schlanker Jüngling, blaß von Angesicht und finster von Gemütsart. Seine Kameraden nannten ihn ‚le bourreau bienfaisant', weil er zum Wohl des Dienstes streng bis zur Grausamkeit war und im Gefecht mit gelassener Kälte das Blutigste ausführte. Sympathien scheint er in der Armee nicht genossen zu haben, aber den größten Respekt. Die Verschlossenheit bei seiner Jugend, die despotische Menschenverachtung bei unverkennbarer Bildung und eleganter Manier sprachen für eine große Melancholie, die auf seinem Gemüt lasten mußte; er schien das Opfer eines grausamen Schicksals zu sein."

„Ja, das war er!" rief Rudenski lebhaft. „Ich habe ihn genau gekannt. Ich war um etwa fünf Jahre älter, aber trotzdem befreundeten wir uns innig, als wir zusammen in der Militärschule erzogen wurden. Um die Zeit, da er in den aktiven Dienst trat und Offizier wurde, war ich in Paris Zeuge des furchtbaren Verhängnisses, das sich für ihn abspielte; ja, dieses Geschick hat keinen anderen Vertrauten als mich gehabt. Als ich ihn verlassen mußte, um in mein zerrissenes Vaterland zurückzukehren, in jenen Teil Polens, der unter den zermalmenden Tritten Rußlands schmachtete — damals wußte ich schon, daß ich Jules Vergedier nicht mehr wiedersehen werde, daß er sich dem Tode geweiht hatte, der ihn auch, wie ich aus den Annalen der Armee weiß, bei Wagram ereilt hat. Ich selbst focht in den Reihen derselben Armee erst 1812, als Frankreich gegen Rußland aufbrach und der große Kaiser uns die Befreiung Polens hoffen ließ."

Rudenski versank in ein trübsinniges Brüten wie alle seine Landsleute damaliger Zeit, wenn sie von ihrem Vaterlande sprachen. Ich wollte ihn aber nicht von dem Gegenstande abbringen, der mich allein beschäftigte, und versuchte, ihn zu einer Erklärung der dunklen Andeutungen zu vermögen, die er über Vergedier gegeben hatte. Allein der überaus gesprächige Mann war in diesem Punkte verschlossen.

„Ich spreche nicht gern von dem Schicksal meines Freundes," sagte er, „wenn es nicht einen besonderen Zweck hat; und wenn ein solcher fehlt, so wird die Geschichte mit mir begraben werden, der ich wahrscheinlich der einzige bin, in welchem sie noch fortlebt. Sie sagten aber, daß Graf Marennes sich für Vergedier interessiere, was bringt Sie zu dieser Vermutung?"

Ich erzählte von den Erkundigungen nach dem Offizier von seiten des Grafen, die beim Magistrat meines Heimatsortes eingetroffen waren.

„Es ist mir ganz neu," sagte der Pole, „daß Graf Marennes etwas von der einstigen Existenz Vergediers weiß. Und es ist mir alles wichtig, was auf meinen toten Freund Bezug hat. Baron Colbert hat Sie eingeladen, ihn morgen nach dem Schlosse Leonhelm zu begleiten. Er hat

auch mich dazu bitten wollen und ich habe es abgelehnt, weil ich nach Wien zu gehen dachte. Jetzt aber werde ich mich Ihnen anschließen, ich will sehen, wie Graf Marennes die Nachrichten aufnimmt, die Sie ihm bringen, und will erfahren, was ihn dazu getrieben hat, sie einzuholen."

Wir verließen das Café und schieden. Ich begab mich nach meiner überaus bescheidenen Herberge, die ich der guten „Franzl" genau hatte schildern müssen, als sie mich nach meinem Absteigequartier fragte. Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief von ihr, in welchen ein Geldbetrag eingeschlossen war. Mit einer beispiellosen Orthographie schrieb sie mir, daß sie als meine Genossin auf dem Gebiete der Kunst nur zu genau wisse, wie weh es uns thäte, wenn wir unsere Produktionen vor den Leuten auskramen müßten, ohne etwas davon zu haben. Eine so schmerzliche Empfindung sollte ich nicht von ihr forttragen, darum schicke sie mir einigen Lohn für das Vergnügen, das ich am Abend vorher ihr und ihrer Gesellschaft bereitet hatte.

Ich hätte natürlich in meiner Lage das Geld sehr gut brauchen können, aber ich überlegte, ob nicht aus der Zurückweisung größerer Vorteil zu ziehen sei als aus der Annahme. Das Geld kam ohne Zweifel vom Baron Colbert, ebenso die Anregung zu dem Briefe „Franzls"; mir aber mußte es in dem Augenblicke, in welchem ich mich eigener Zwecke willen einer aristokratischen Gesellschaft anzuschließen im Begriffe war, das wichtigste sein, bei dieser in größtmöglicher Achtung zu stehen. Der Diener, der den Brief gebracht, wartete noch auf eine Bestätigung; ich gab ihm statt einer solchen das Geld wieder mit einem Billet, in welchem ich bemerkte, daß ich gerade von einer Genossin auf dem Kunstgebiete nichts Derartiges empfangen wolle. Hierauf schickte sie mir noch in derselben Stunde einen Ring als Andenken; wie teuer mir dieses sein sollte, das ließ ich den ersten besten Juwelier bestimmen, der mir den Preis dafür zahlte.

So war ich in die Lage gesetzt, mich für die bevorstehende Reise mit ein wenig Eleganz auszurüsten. Es war ein herrlicher Frühlingsabend nach einem schon sommerlich-heißen Tage, als wir, Rudenski und ich, zu Baron Colbert in die leichte Equipage stiegen, die er gemietet hatte und in der uns auf jeder Station gewechselte Postpferde nach Schloß Leonhelm trugen. Wir kamen mitten in der Nacht an, aber das Schloß war noch erleuchtet und große Gesellschaft bewegte sich im Park und auf der Terrasse, welche den Salon vom Garten schied.

Das war ein anderer Eintritt, als ihn vor vielleicht fünfzig Jahren mein Großvater Wolfgang hier gefunden hatte, obgleich die Bilder und Scenen sicher nichts seit damals verändert haben mochten. Noch immer war eine Reihe von Frauen sichtbar, wie den Feenmärchen entstiegen, in gleicher Schönheit und Jugend. Und man spricht von der Vergänglichkeit des Irdischen? Freilich trugen dieselben „Prinzessinnen" jetzt andere Kleider, andere Namen und andere Lebensschicksale als diejenigen, die Wolfgang bezaubert hatten, aber dem Gemüt des fahrenden Gesellen konnte dies ganz gleichgültig sein, denn er empfing genau dieselben Eindrücke nur in bei weitem respektablerer Form.

Mich führte nicht wie einst meinen Großvater der Leibjäger, sondern der leibliche Neffe eines Grafen in das Haus, und ich wurde nicht gleich Wolfgang wie ein Knecht, sondern wie ein Künstler behandelt. Jene österreichische Aristokratie, die nahe Verwandte im französischen Adel hat, nahm schon damals den Vorzug des letzteren an, den zu üben er nicht einmal erst von der Revolution hatte belehrt werden müssen: die gesellige Gleichstellung des Artisten mit dem Aristokraten. War ich auch nur in sehr problematischer Art zu den Künstlern zu zählen — nachdem mich Baron Colbert als solchen vorgestellt hatte, gab es keine Liebenswürdigkeit des gräflichen Ehepaares, seiner verheirateten Töchter und schönen Enkelin-

nen für die Gesellschaft, die nicht auch mir zu gute gekommen wäre. Reisende Virtuosen waren damals noch eine Seltenheit, der Vortrag von Volksliedern im Salon war sogar etwas Neues. Ich gewann damit den Beifall der Gesellschaft und werde die schöne bleiche Frau niemals vergessen, eine verwitwete Baronin und um zwanzig Jahre jüngere Schwester der Gräfin Marennes, welche auf mich zutrat und mir sagte, sie verdanke mir ein Glück, nach welchem sie lange Zeit vergebens geschmachtet: sie habe wieder Thränen gefunden.

Für mich war es eine unerhörte Erfahrung, daß es mitten in diesem Glanz auch Thränen sollte geben können, meine Jugend stellte sich diese Paläste als den Himmel auf Erden vor. Die Vorstellung wich aber auch beim Anblick des jungen Grafen Octave, der, sobald er von seinem Vetter Colbert gehört, daß ich Nachrichten vom toten Offizier Vergedier zu bringen hätte, mich so wenig als möglich verließ. Dieser junge Graf Octave war ganz das Bild eines Ritters aus der Zeit der Minnegerichtshöfe in der Provence, und zu der Trauer, die aus seinen schwarzen Augen funkelte, stimmten die schön gezogenen schwarzen Brauen. Er führte mich seinem Vater zu, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er an den Traditionen seines Glaubens wie seines Standes unerbittlich festhielt. Der alte Graf Marennes bat mich, weil die Nacht schon bedeutend vorgerückt war, ihn am nächsten Tage zu einer bestimmten Stunde in seinen Appartements zu besuchen.

* * *

In der Gruppe, die in dem Augenblicke, als er dies sprach, den Grafen umgab, befand sich auch wieder seine junge Schwägerin, die schöne bleiche Frau, der mich jetzt Colbert förmlich vorstellte. Sie war, wie bemerkt, eine geborene Gräfin Leonhelm, des jungen Octave kaum ältere Tante und bereits Witwe eines Barons Fittichau, eines hochgestellten Beamten, der in der Staatskanzlei unter den Augen des Fürsten Metternich gearbeitet hatte.

Überhaupt konnte ich schon in diesen wenigen Stunden bemerken, daß mir Colbert wie ein Schutzgeist nahe blieb. Er war zwar leichtsinnig und ein wenig phantastisch, auch sehr geneigt, Komödien, die ihm gespielt wurden, obgleich er selbst gelegentlich eine spielte, sehr ernsthaft zu nehmen, allein er gehörte zu jenen Herzen, denen es tiefes Bedürfnis ist, dankbar zu sein. Der Dienst, den ich ihm bei seinem harten Gläubiger Emanuel geleistet, die Freude, die ich an den Abendtisch „Franzls“ gebracht hatte, schlug er so hoch an, daß er schon sein Glück an mich geknüpft glaubte. Ja, auf unserer nächtlichen Fahrt nach dem Schlosse hatte er mir offen gestanden, er glaube mich fähig, obgleich ich mit den persönlichen Verhältnissen unbekannt und obendrein ein Neuling in der Welt war, ihm seinen Oheim, den Grafen Marennes, zu einer Geldaushilfe geneigt zu machen.

Ich will nicht untersuchen, ob es in dieser Absicht geschah, daß mich Colbert in dieser vornehmen Gesellschaft gleichsam anfputzte. Offenbar hatte er vor Octave sowohl als vor der bleichen Baronin Fittichau von mir in einer Weise gesprochen, die mich in ihren Augen sehr erhöhte und mir ihr freundliches Entgegenkommen sicherte. Ich genoß diese Vorteile, ohne mich sehr um ihre Berechtigung und ihren Grund zu kümmern.

In der Gesellschaft vollzog sich jetzt das große Geräusch des Aufbruchs. Der größere Teil derselben bestieg seine Wagen, mir war nebst einigen anderen im Schlosse selbst Nachtherberge bereitet. Berauscht von meinen musikalischen und geselligen Triumphen und auch ein wenig vom köstlichen Weine, den ich am Buffet geschlürft hatte, betrat ich das mir angewiesene Zimmer mit dem Bewußtsein, ein neues und ungeahnt glückliches Leben begonnen zu haben. Man ist glücklich, wenn man viel schlafen kann, aber man schläft nicht viel, wenn man glücklich ist. Als ich mich schon nach wenigen Stunden vom ersten

Gesang der Vöglein im Parke verlocken ließ, aus dem Bette in die Kleider zu springen und hinunterzueilen, mußte ich wieder, wie fast immer an diesem Orte, der Lebensgeschichte Wolfgangs gedenken. Ihm hatten Freunde oft zum Vorwurf gemacht, daß er so lang in den Tag hinein schlafe, während Friedrich der Große und der Krösus Rothschild stets schon in früher Morgenstunde gearbeitet hätten, worauf Wolfgang immer erwiderte, wie schade es auch gewesen wäre, wenn Friedrich einen König und Rothschild einen Millionär verschlafen hätte; wen aber verschliefe Wolfgang Bobna? Einen Bettler! Wahrlich, ich fühlte mich an diesem Morgen König und Millionär und wollte nichts davon der Bewußtlosigkeit überlassen.

War es aber nicht vielleicht gerade die entgegengesetzte Empfindung, welche zwei Gestalten geweckt hatte, die einzigen, denen ich in solcher Morgenfrühe im Parke begegnete? Es waren Octave und seine junge Tante, deren Vornamen ich erst erfuhr, als er sie bei meiner Annäherung mit Andrea ansprach. Beide sahen so blaß und bekümmert aus, daß nicht die Freude ihnen den Schlaf genommen haben konnte.

Die bleiche Baronin erging sich in einer Allee, und die Art, wie sie mich anredete und dabei ihren Gang fortsetzte, lud mich ein, an ihrer Seite zu bleiben. Octave verlor sich bald, und Andrea fragte mich, ob ich nicht auf dem Wege nach Wien sei, ob ich nicht geneigt wäre, dort ihren alten Schwiegervater mit meinem Gesang zu erfreuen. Ich gab nur unbestimmte Antworten.

„Ach,“ sagte sie, „wie teuer ist mir dieser alte Herr geworden, den ich früher kaum gekannt, seit ich den Verlust seines Sohnes und meines Gatten mit ihm beweint habe. Unser Schmerz führt gleichsam gemeinsame Haushaltung ...“

Sie stockte und schien sich zu besinnen, daß sie zu einem fremden und nach ihren Begriffen auch untergeordneten jungen Mann sprach. Erst als wir zu einem von zierlichen Sitzen umgebenen Marmortisch mitten auf einem von der Morgensonne wohlthuend beschienenen Rasen gelangten, als sie sich dort niedergelassen und mir mit einer Handbewegung das Gleiche zu thun gestattet hatte, setzte sie das Gespräch fort. Sie bemühte sich, von dem ungewöhnlichen Geständnis ihres persönlichen Schmerzes abzulenken und zu allgemeinen Bemerkungen über Witwentrauer zu gelangen. Sie sprach von den sich verbrennenden Gattinnen Indiens, von den Frauen, die in China ihren Lebensgenossen betrauern, sie schien die ganze Geschichte des Witwentums studiert zu haben. Ich war noch etwas zu jung, um mich darüber zu wundern; ging sie auch nicht mehr in Trauer, mußte ihr Unglück daher schon über ein Jahr alt sein; ich fand es nur natürlich, daß Frauen niemals aufhören, einen solchen Verlust zu beklagen.

Als wollte sie sich meines Mitgefühls nicht für sich allein bemächtigen, ging ihre Rede auf den sichtbar melancholischen Octave über.

„Er brennt vor Verlangen nach der Nachricht,“ sagte sie, „die Sie seinem Vater von einem französischen Offizier bringen wollen, der, wie es scheint, eine mythologische Figur für Octave und seine Eltern geworden ist. So sehr aber auch seine ganze Seele nach dieser Aufklärung lechzt, er ist viel zu bescheiden und delikat, um Sie zu fragen, um sich einer Auskunft zu bemächtigen, auf die eigentlich nur sein Vater Anspruch hat.“

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß Octave nach einer Mitteilung begierig sein könne, deren Zusammenhang mit seinem Schicksal ich nicht einsähe.

„So kennen Sie dieses Schicksal?“ fragte die Baronin hastig und gespannt.

„Es scheint mir für niemanden ein Geheimnis bleiben zu müssen,“ erwiderte ich, „und so habe ich das Wesentliche von Herrn von Rudenski vernommen; der Zusammenhang aber mit meiner Nachricht ist mir nicht ersichtlich.“

Die Baronin antwortete nicht auf die-

sen Punkt, aber sie beklagte, daß der arme Octave zwischen zwei Feuern stände, denn nicht nur sein Vater, auch Madame Clairmont, die Großmutter des geliebten Mädchens, widersetze sich leidenschaftlich der Verbindung.

„Die alte Dame ist gerade so streng protestantisch, als mein Schwager streng katholisch ist," sagte die Baronin, „und ich glaube, daß ein Wunder geschehen müßte, und daß schon deshalb" — fügte sie mit einem Lächeln hinzu — „der protestantische Teil, der nicht so wundergläubig ist, sich dem katholischen ergeben müßte."

Einige junge Mädchen schienen der Baronin den Ruhm, matinal zu sein, nicht lange allein gönnen zu wollen; wie Tauben hinzufliegen, wo schon welche sind, so flog jetzt von allen Seiten männliche und weibliche Jugend herbei, und bald waren die Sitze um den Marmortisch gefüllt. Auch Baron Colbert und Octave befanden sich unter den Herangekommenen. Sie lockten mich bald aus dem Kreise fort, tiefer in den Park hinein. Octave setzte sich auf eines der Felsstücke, welche den Eingang zu einer Einsiedlerhütte bewachten, und Colbert warf sich auf eine Rasenfläche. Beide schwiegen melancholisch, so daß ich es im stillen für unrecht hielt, um solchen Schweigens willen dem Geplauder der Frauen entrissen worden zu sein. Nur mit Colbert war ich vertraut genug, um ihm dies laut äußern zu dürfen.

„Verzeihen Sie, mein Freund," sagte er hierauf, „aber mein Vetter Octave ist zu tief in eigenes Leid versunken, um fremdes anhören zu können. Ich aber bin in diesem Augenblicke noch unglücklicher, als ich es auf der Fahrt hierher, als ich es unmittelbar vor der Ankunft im Schlosse war."

„Der italienische Gesang fehlt Ihnen, Herr Baron," sagte ich schüchtern.

„Nein," erwiderte er, „der fehlt mir dann am wenigsten, wenn er mir gerade fehlt, das heißt ich verlange ihn nur, wenn ich ihn haben kann, und vergesse ihn, wenn ich entfernt bin. Mich drücken meine Schulden, aber das ist es nicht allein. Mein Oheim, Octaves Vater, der mich gewöhnlich strafend ansieht, hat mir noch gestern nachts freundlich etwas zugeflüstert, was mir beweist, daß er meine Schulden nur um einen Preis tilgen würde, den ich nicht zu erschwingen vermag. Vielleicht aber mit Ihrer Hilfe, Herr Konradin Bobna! Das haben Sie mir bewiesen! Ob Sie aber über junge Frauen dieselbe Macht haben wie über alte Wucherer . . .?"

Der starke Klang der Frühstücksglocke drang vom schon ziemlich entfernten Saale herüber, und wir drei jungen Männer folgten dem Rufe, ich als der einzig Hungrige oder wenigstens als der einzige, der seinen Hunger gestand. Das Frühstück war nur für die Jugend serviert. Alle Ehepaare nahmen es auf ihren Zimmern, und Baronin Fittichau, als Tochter des Hauses, nahm sich die Mühe, uns die Honneurs zu machen. Ich sah mich vergebens nach Rudenski um. Zählte er sich nicht mehr zu der Jugend, obgleich er Junggeselle war? Colbert wußte mich nach dem Frühstück allein, gleichsam hinter dem Rücken Octaves, in eine versteckte Allee zu ziehen, wo er mich fragte, wie mir die Baronin Fittichau gefalle. Ich erklärte, daß, selbst wenn ich ihrem Stand angehörte, ich sehr vor der Gefahr zittern würde, mich in sie zu verlieben, weil vor ihrer ernsthaften Art, das Witwentum aufzufassen, jede Liebe in Hoffnungslosigkeit sich verzehren müßte.

„Und das ist gerade mein Fall!" rief Baron Colbert mit wirklichem Schmerz aus.

„Ist es möglich?" erwiderte ich überrascht und ungläubig; „ich hätte mir dies in der Gesellschaft, in der wir uns vorgestern abend in Brünn befanden, nicht träumen lassen."

„Sie sind jung, allzu jung," entgegnete der selbst noch so junge Offizier; „ich vertraue Ihnen nicht bloß, weil Sie als Verwandter des Ungeheuers, das mir beständig droht, mich am besten vor ihm

schützen können, sondern weil ich wirkliches Zutrauen für alle Fälle in Ihre Klugheit und Energie gewonnen habe. Sie aber müssen meiner größeren Erfahrung im Weltleben vertrauen."

Er nahm meinen Arm und führte mich tiefer in den Park.

„Sie sind eine Erscheinung, die mir noch nicht vorgekommen ist. Mit Ihren wallenden Locken und der düsteren Glut Ihrer Augen gleichen Sie einem melancholischen Troubadour; mit dem Schwung Ihres Wesens, mit Ihrem Lachen einem fröhlichen Bruder Studio, der auf Abenteuer ausgeht. Sie fesseln mich wie niemals ein Mann und zwingen mich, Ihnen alles zu sagen. Fünf von meinen achtundzwanzig Jahren hat die Liebe zu Andrea verschlungen. Ich kam mit meinem Vater, welcher der französischen Botschaft attachiert war, nach Österreich. Andrea war erst achtzehn Jahre alt und Mädchen. Sie zog mir den Baron Fittichau vor, einen Mann von pedantischer Solidität, einen Bureaukraten, von Moral triefend und langweilig wie das Register eines Staatshandbuches. Sie weiß, daß ich in Verzweiflung war, solange er lebte, und daß ich jetzt hoffe. Die Francelli dürfen Sie nicht in Anschlag bringen, sie lehrt mich nur, Geduld zu haben, sie hindert mich nur, wieder in Verzweiflung zu verfallen. Mein Oheim, Graf Marennes, gab mir gleich nach meiner Ankunft einen Wink, daß ihm eine Verbindung mit Andrea erwünscht wäre. Ich war einen Augenblick wie im Himmel — aber was waren die ersten Worte Andreas, als ich sie einen Moment allein sprach? Daß man vielleicht einen Mann vergessen könne, den man geliebt hat, niemals aber einen Mann, von dem man so aufopfernd, so überschwenglich, so einzig und über alles geliebt worden sei wie sie von Fittichau. Sie haben heute morgen mit ihr gesprochen — hat sie meinen Namen nicht genannt?"

Wir sahen Octave suchend auf uns zuschreiten, und ich erwiderte rasch und leise: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß mich die Baronin aufgefordert hat, sie in Wien zu besuchen, um vor ihrem Schwiegervater zu singen. Wenn mich die Schicksalsgötter nach Wien bringen, wofür ich freilich im Augenblick weder Zweck noch Mittel sehe, werde ich nicht versäumen, auf das Gemüt der Baronin zu Ihren gunsten einzuwirken."

Octave hatte uns erreicht und mahnte mich, daß die Stunde für mich gekommen sei, vor seinem Vater zu erscheinen. Auf dem kurzen Wege in das Schloß empfahl Colbert mit hastigen und feurigen Worten, mit einem Eifer, der für mich etwas Komisches hatte, dem jungen Grafen, sich in allen Stücken auf mich zu verlassen, man könne mir das Geheimste anvertrauen, ich wäre ein Zauberer, fähig, die härtesten und eigenwilligsten Menschen nach meinem Willen zu beugen.

Wenn dies Scherz war, so verging uns drei jungen Leuten der Übermut, als wir das Gemach des Grafen Marennes betraten. Es glich mehr einer Kapelle als einem Wohnzimmer, und er selbst sah aus, als ob er eben eine priesterliche Handlung vollzogen hätte und jeden Moment bereit wäre, sich wieder auf den Betschemel zu werfen. In seiner Gesellschaft befand sich Ladislaus von Rudenski, und selbst auf dem jovialen Antlitz dieses Lebemannes spiegelte sich jetzt ein Ernst, den ich nie bei ihm vermutet hätte.

„Gustave," sagte der Graf zu Baron Colbert, „du bist eigentlich de trop — aber nein! du gehörst zur Familie, und es ist nur gut, je mehr Menschen um die Sache wissen."

Wir nahmen auf bequemen Fauteuils neben Rudenski Platz, während der Graf selbst ein niedrigeres Tabouret einnahm.

„Ich habe Ursache gefunden," begann der Graf die Unterhaltung, „an der Existenz eines Mannes zu zweifeln, welcher bis zum Jahre 1809, also bis vor achtzehn Jahren, in der grande armée gedient und den Namen Jules Vergedier geführt haben soll. Eine Erkundigung in dem Orte, wo er sich 1805 bis 1806 am längsten aufgehalten hätte, ist fruchtlos

geblieben. Da erscheint dieser junge Mann, Herr Konradin Bobna, nicht wahr? und will authentische Nachrichten über den Verschollenen bringen. Darf ich Sie bitten, mein Herr, alles zu sagen, was Sie von ihm wissen."

Ich besann mich einen Augenblick. Weltklugheit — hatte mir mein Großvater oft genug gepredigt — besteht darin, alles zu verwerten, was man nicht nur kann, auch was man weiß, den Vornehmen, Mächtigen, Reichen nichts zu sagen, was ihnen dienen könnte, ohne sich vorher den Lohn dafür zu sichern. Warum sollte ich mein Geheimnis preisgeben und vielleicht den Gewinn, der sich daraus für mich ziehen ließe, durch eine unbesonnene Mitteilung im voraus verloren geben? Allein unabhängig von diesem eigennützigen Gefühl hegte ich ein heimliches Grauen vor der Enthüllung oder Entweihung des mir von meinem Vater so feierlich übertragenen Erbteils; selbst die Thatsache, daß ich einen Brief des Verschollenen und Gesuchten besitze, sollte nicht einer bloßen gleichgültigen Neugier zum Raube werden. Ich entgegnete daher auf die Ansprache des Grafen:

„Sie wünschen zu wissen, Herr Graf, ob Jules Vergedier im Jahre 1806 wirklich gelebt hat. Ich wurde in demselben Jahre erst geboren, wäre also kein authentischer Zeuge seiner Existenz. Ein solcher sitzt aber vor Ihnen, Herr Graf; Herr Ladislaus von Rudenski war, wie er mir selbst mitteilte, ein persönlicher Freund des Offiziers, nach dem Sie forschen."

Aller Augen richteten sich auf den Polen.

„Das ist wahr," sagte er und strich sich ein wenig verlegen den Bart; „ich kam zu Ihnen, Herr Graf, mit der Frage, ob es wahr sei, daß Sie Interesse an einem Manne nehmen, der seit zwanzig Jahren tot ist und den ich in Ihren Kreisen niemals nennen hörte. Ich wollte nicht sagen, daß ich ihn kannte, denn er war mein teuerster Jugendfreund, und wie viel Zeit auch über sein Grab hinweggegangen ist, sein Andenken könnte durch eine unbedachte Mitteilung verletzt werden, und ich verschweige sein seltsames Schicksal, solange ich nicht weiß, wozu es gut sei, davon zu sprechen. Jedenfalls aber gehört, was dieser junge Mann von ihm zu sagen wüßte, späteren Tagen an als der Epoche, in der ich ihn zum letztenmal gesehen habe."

„Mich bindet dieselbe Rücksicht," ergänzte ich hierauf die Rede des Polen; „auch mir ist das Andenken Jules Vergediers ein teures Vermächtnis, und ich werde die Blicke anderer nicht darauf lenken, ehe ich den Zweck kenne, zu welchem es geschehen soll."

Ein minutenlanges Schweigen trat ein. Graf Marennes, der Vater, unterbrach es endlich mit den Worten:

„Was mich in dieser Sache bewegt, ist einzig ein Wunsch meines Sohnes. Auf sein Verlangen habe ich die Erkundigungen angestellt, er setzt hohen Wert auf die Ermittelung einer Nachricht, an ihm allein ist es, zu ermessen, ob es ihm nicht ein zu hoher Preis für das Verlangte dünkt, Ihnen, meine Herren, die Motive seines Wunsches anzugeben."

Ein leichtes Rot überflog die jugendlichen Wangen des Grafen Octave. Sichtlich hatte er Mühe, eine geheime Scheu zu überwinden, aber er ließ sich endlich vernehmen:

„Der Angelegenheit liegt der Wunsch einer Dame zu Grunde, und ich glaube nicht gegen das Vertrauen zu sündigen, mit dem sie mich beehrte, wenn ich die Beweggründe ihrer Nachforschungen enthülle. In Wien lebt mir eine Freundin, Madame Clairmont. Sie stammt aus einem alten französischen Adelsgeschlecht, das sich eifrig den Hugenotten angeschlossen hatte. Die Widerrufung des Ediktes von Nantes trieb ihre Voreltern nach England, und die unerlaubte und schwer verpönte Auswanderung beraubte dieselben des Adels. Als Urenkelin des Geflüchteten wurde Madame Clairmont 1767 in England geboren, aber schon in ihrem sechzehnten Lebensjahre nach Frankreich verheiratet, ohne deshalb ihrem Glauben abtrünnig zu werden. Sie ward die

Gattin eines Beamten im Hofstaat Ludwigs XVI. Ihr ganzes Bestreben und Trachten ging dahin, durch Vermittelung der Hofgunst ihres Gatten den Adel wieder zu erlangen, dessen ihre Voreltern hundert Jahre früher verlustig geworden waren. Und in der That, es kam der Tag der Erfüllung. Man stellte ihr ein Schreiben des Königs zu, das die Geltung eines Dekretes, eines Gesetzes, eines königlichen Befehles in sich trug, wenn es nur ins Werk hätte gesetzt werden können. Allein schon hatten die Stürme der Revolution zu rasen begonnen, und niemand, der zur Ausführung befugt gewesen wäre, konnte sich damit beschäftigen. Die Schreckensherrschaft kam, das Direktorium, das Konsulat — immer bewahrte meine Freundin das Schreiben des sechzehnten Ludwig als das kostbarste Besitztum ihres Lebens. Da brach das Kaiserreich an und mit ihm eine blasse Möglichkeit, das Geschenk des vorangegangenen Herrschers zu verwirklichen."

Octave sammelte sich einen Augenblick, als brauchte er besondere Kraft, bevor er fortfuhr:

„Eines Tages kam in das Haus meiner Freundin in Paris ein junger Verwandter, Jules Vergedier, ein Neffe ihres Gatten. Er war in einer Militärschule erzogen worden und bestimmt, in die Armee zu treten. Da es hierdurch leicht möglich erschien, daß er im Falle einer Auszeichnung dem allgewaltigen Feldherrn und Kaiser sich nähern konnte, so legte sie ihm vertrauensvoll ihre Familienpapiere vor, die Beglaubigungen der Rechte ihrer alten Familie und das zuletzt hinzugekommene königliche Schreiben. Jules Vergedier, obgleich jetzt berufen, in den Dienst eines Despoten zu treten, hatte sich von Kindheit an mit den republikanischen Ideen des Zeitalters erfüllt. Er wütete gegen den Gedanken einer Adelserteilung in seiner Familie, er entriß endlich seiner Tante räuberisch die Papiere und war entflohen und verschwunden, ehe daran gedacht werden konnte, ihn zu verfolgen. Die unglückliche Frau rang die Hände —"

Ladislaus von Rudenski machte eine Bewegung, als wollte er den Erzähler unterbrechen, schien sich aber zu beherrschen, und Octave fuhr fort:

„Jahre vergingen. Meine Freundin kam als Witwe nach England zurück, wo sie sich dem Professor Clairmont vermählte. Im Jahre 1810 erhielt sie den Besuch eines Invaliden der französischen Armee. Er hatte sie aufgesucht, um ihr mitzuteilen, daß er nach der Schlacht von Wagram als Verwundeter im Lazarett neben dem sterbenden Jules Vergedier gelegen hatte. Dieser, des Schreibens nicht mehr fähig, hatte ihn beauftragt, eine Begegnung mit Madame Clairmont zu ermöglichen, um ihr zu sagen, daß ihr Neffe die geraubten Papiere einem fremden Manne im Lande Mähren anvertraut hatte, eingehüllt in ein wohlversiegeltes an sie adressiertes Schreiben. Dieser fremde Mann hätte bald nach der Schlacht von Austerlitz ihm, dem Lieutenant-Kolonel Jules Vergedier, das Leben gerettet und der Gerettete nicht anders danken können, als daß er es dem Schicksal anheimstellte, ob der Retter sie einmal auffinden werde, um von ihr gegen Übergabe des Schreibens den Dank für seine That zu empfangen."

Bei diesen Worten Octaves erzitterte mein Herz wie in freudigem Schrecken. War ich nicht der Träger dieses schicksalschweren Schreibens? Ich beherrschte mich aber und hütete mich vorläufig wohl, auch nur ein Wort davon zu sagen.

„Der Mann ist niemals vor Madame Clairmont erschienen," sprach Octave weiter, „und doch, meine Herren — es wäre unnütz, es verbergen zu wollen — ist jetzt mein eigenes Lebensschicksal an die Auffindung dieser Papiere geknüpft. Deshalb hat mein Vater die Forschungen angestellt, die bisher fruchtlos geblieben sind. Wir trugen uns mit der Hoffnung, von Ihnen, Herr Konradin Bobna, eine Aufklärung zu erhalten."

(Schluß folgt.)



Der Ursprung der Bartholomäusnacht
nach den neuesten Untersuchungen.

Von

Alfred Stern.



Die Frage, ob das Ereignis der Bartholomäusnacht monate-, wenn nicht jahrelang vorbedacht gewesen, oder ob diese unwillkürlich schaudererregende Annahme zu verwerfen sei, ist alt, unzähligemal besprochen und gehört doch zu den Gegenständen der geschichtlichen Forschung, die niemals zur Ruhe kommen zu können scheinen. Es hat eine Zeit gegeben, da die Ansicht, es habe sich am 24. August 1572 um einen lange und sorgsam vorbereiteten Akt gehandelt, bei reformierten Schriftstellern die herrschende war. Doch fehlte es auch nicht an solchen der Gegenpartei, die sie teilten. Wenn jene, in tiefster Seele erregt durch das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, den Eindruck der Greuelthat dadurch verstärkten, daß sie eine teuflische Umgarnung der unglücklichen Opfer als gewiß annahmen, so glaubten einige von diesen ihrer Sache einen rechten Dienst zu erweisen, wenn sie die lange geübte Verstellung und die vorschauende Schlauheit rühmten, kraft deren die verworfenen Ketzer in Sicherheit eingewiegt und ins Netz gelockt worden seien. Im Gegensatz zu einer höfischen Überlieferung, nach der sich die Bartholomäusnacht als eine rasche Handlung der Notwehr gegen eine hugenottische Verschwörung darstellte, erhob sich eine andere Meinung, welche den Ursprung des Ereignisses weit zurückverlegte und dadurch das Gefühl des Abscheus oder das Gefühl des Triumphes steigern konnte. Vielen galt der Friede von St. Germain en Laye des Jahres 1570, der den Hugenotten Schutz in Waffen gewährte, als die erste Masche jenes heimlich gewobenen Netzes, das sie umstricken sollte. Andere gingen bis auf die Zusammenkunft Katharinas von Medici und Albas zurück, die im Jahre 1565 zu Bayonne stattgefunden hatte, und behaupteten, daß damals eine Ausrottung der Hugenotten nicht nur in Erwägung gezogen, sondern beschlossen worden sei, daß man diese aber sieben Jahre lang habe aufschieben müssen.

Es ist klar, daß hierbei der noch glühende gegenseitige Haß der Religionsparteien das geschichtliche Urteil beeinflußt hat. In einer Epoche, da Europa noch in zwei feindliche Heerlager gespalten war, die sich um die Standarte des Glaubens scharten, konnten die abenteuerlichsten Erdichtungen für Wahrheit genommen werden. Die Phantasie war mit ungeheuerlichen Bildern angefüllt, die Stimmung fieberhaft, im Getümmel des Kampfes, den man noch mit der Feder oder gar mit der Waffe führte, erhielten Gerüchte den Wert vollgültiger Zeugnisse, wurden Befürchtungen und Wünsche in Wirklichkeiten umgewandelt.

Es kamen andere Zeiten. Die religiösen Leidenschaften hatten sich abgekühlt, man sah sich nicht mehr mit feindlichen Blicken an, sondern hatte gelernt Duldung zu

üben. Die Folge davon war, daß auch die Vergangenheit freier von Vorurteilen betrachtet werden konnte, daß bei der Kritik der Quellen eine Vorsicht geübt wurde, die ehemals weit schwieriger war. Für protestantische Kritiker war der Gedanke, daß einst eine große, jahrelang verborgene Verschwörung zum Zwecke der Ausrottung der Hugenotten bestanden habe, nicht mehr Voraussetzung bei der Betrachtung der Bartholomäusnacht, und katholische Historiker wiesen eine solche Voraussetzung mit starker Entrüstung von sich. Allmählich bildete sich die Meinung, daß keineswegs eine Prämeditation anzunehmen sei. Sie hatte noch immer Gegner, aber sie wurde die herrschende, von hervorragenden Forschern Frankreichs, Deutschlands, Englands, Italiens geteilt und ging in die Lehrbücher über, die dem Unterricht der Jugend und des großen Publikums dienen sollen.

Dieser weitverbreiteten Ansicht erklärte der Historiker Henri Bordier vor einigen Jahren den Krieg. In einer Schrift,* welche nicht geringes Aufsehen machte, zog er gegen die moderne Kritik zu Felde, die, von der Weichlichkeit des Zeitalters angesteckt, zu gefühlvoll sei, um an die Gräßlichkeit eines lange vorbereiteten Mordplanes zu glauben. Er sprach mit Verachtung von den „eigennützigen Sophismen der neuen Schule“, von dem „Geschwätz einer angeblich unparteiischen Wissenschaft, die über die Leidenschaften erhaben zu sein behauptet“, und reihte sich in seinem hitzigen Eifer den leidenschaftlichen hugenottischen Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts an. Nun läßt sich nicht leugnen, daß das schon bekannte Material durch seine Bemühungen um einige interessante Stücke vermehrt worden ist. Auch ist die Glaubwürdigkeit eines oft angeführten Dokumentes, des „Discours du Roy Henry troisiesme a un personnage d'honneur et de qualité estant près de sa Majesté, des causes et des motifs de la St. Barthelemy“, zum mindesten in dem Umfange und in der Form, wie das Dokument vorliegt, durch eine Untersuchung Bordiers noch stärker erschüttert worden, als sie es schon vorher war.* Aber im ganzen und großen hat ihn allem Anschein nach das lebhafte Gefühl, das ihn durchdringt, die Bedeutung mancher Zeugnisse überschätzen lassen und gegen die Wichtigkeit anderer blind gemacht. Ein großer Teil seiner Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, ob Karl IX. in der Mordnacht aus dem Louvre auf die fliehenden Hugenotten geschossen habe, eine Frage, deren Lösung für die Entscheidung der Hauptkontroverse sehr gleichgültig ist. Bordier glaubt sie unbedingt bejahen zu müssen, aber er macht sich den Beweis bequem, indem er die auffallendsten Verschweigungen kompetenter Zeugen unberücksichtigt läßt, dafür aber einem in Lausanne befindlichen, allerdings sehr merkwürdigen Gemälde, das von der Hand eines Hugenotten stammt, eine übermäßige Bedeutung beilegt. Indem er der Frage der Prämeditation näher tritt, vernachlässigt er diplomatische Berichte kundiger Beobachter, die sich mit seiner These nicht vertragen, und erhebt er Äußerungen hugenottischer Leidenschaft zum Range vertrauenswürdiger Berichte. Er beruft sich wieder auf den berüchtigten Brief Katharinas von Medici an ihren Vetter Philipp Strozzi, in dem sie schon mehrere Monate vor dem 26. August 1572 den genauen Termin der beabsichtigten Schlächterei angiebt, während anfang August der Termin der Hochzeit Heinrichs und Margaretes noch nicht sicher war, und läßt sich durch diese auffallende Erscheinung nicht davon überzeugen, daß wir es hier mit einer plumpen Fälschung zu thun haben. Er führt sogar selbst einen späteren echten

* „La St.-Barthélemy et la critique moderne.“ Genève, Librairie H. Georg, 1879.

* Die Authenticität dieses Discours wird jedoch von mehreren Forschern noch festgehalten, z. B. neuerdings von M. Philippson: „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.“ („Allgemeine Geschicht ein Einzeldarstellungen“, herausgegeben von Wilhelm Oncken, S. 268), obwohl Philippson im übrigen die Meinung Bordiers lebhaft bekämpft.

Brief Katharinas an Strozzi vom 8. September 1572 an, der vortrefflich dazu dienen kann, die Ansicht zu unterstützen, daß Strozzis Flotte nicht gegen die Hugenotten, sondern gegen die Spanier auslaufen sollte, eine Ansicht, die begreiflicherweise von den Gegnern der Prämeditationstheorie vollkommen geteilt wird.

Indessen hat das Werk von Henri Bordier, mit Wärme und Geschick geschrieben wie es ist, einen unleugbaren Erfolg gehabt. Es erhob sich nach seinem Erscheinen in Frankreich eine erneute lebhafte Debatte über die alte Streitfrage, und wenn die kühnen Behauptungen Bordiers auch von mehr als einer Seite angefochten wurden, so erlebte er doch den Triumph, daß ein Forscher von dem Range Alfred Maurys, des Direktors des Nationalarchivs, seiner früher öffentlich verteidigten Meinung entsagte und sich zu der entgegengesetzten bekehrte. Es trug nicht wenig dazu bei, den Eindruck von Bordiers Argumenten zu verstärken, daß aus dem Nachlaß eines deutschen Gelehrten, Heinrich Wuttkes, eine Studie bekannt wurde, welche gleichfalls mit aller Entschiedenheit die Annahme eines lange vorher geschmiedeten Mordplanes verfocht.* Hier findet sich eine sorgfältige Übersicht der Litteratur und der verschiedenartigen Quellen, so daß die Wuttkesche Schrift als bibliographisches Hilfsmittel Wert hat. Gegen die kritische Methode des Verfassers lassen sich aber die stärksten Einwände erheben. Vor allem macht er sich des Fehlers schuldig, der sich bei Untersuchungen dieser Art bitter rächt, in dem Zeugenverhör die Aussagen derer, die den Dingen am nächsten standen, am wenigsten hervortreten zu lassen und auf diese Weise das Urteil des Lesers zu verwirren, statt es aufzuklären. Freilich ist im Auge zu behalten, daß Wuttke die Absicht hatte, in Paris noch weitere Studien zu machen, und daß seiner Arbeit die letzte Feile fehlt.

* „Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Historisch-kritische Studie von Heinrich Wuttke. Herausgegeben aus dessen Nachlaß von Dr. Georg Müller-Frauenstein.“ Leipzig, Weigel, 1879.

Einen ganz anderen Weg als seine unmittelbaren Vorgänger hat Hermann Baumgarten eingeschlagen.* Seine Arbeit, auf welche die historische Litteratur Deutschlands ein Recht hat stolz zu sein, zeichnet sich durch die größte methodische Sicherheit aus, und wenn Baumgarten auch nicht jeden dunklen Punkt aufgehellt zu haben glaubt, so darf er sich doch sagen, daß seine Untersuchung der Theorie der Prämeditation völlig den Boden entzogen hat. Macht man sich mit seiner fesselnden Darlegung vertraut, so sieht man deutlich: die ganze französische Geschichte vom Abschlusse des Friedens von St. Germain an bis in den August 1572 wäre ein großes Rätsel, wenn man jene Theorie festhalten wollte. Um ein einzelnes Faktum zu erklären, müßte man nicht nur einen jahrelang fortgesetzten Betrug annehmen, der Hunderte von thätigen Mitwissern gehabt hätte, müßte man nicht nur die Hugenottenführer und viele ihrer Gesinnungsgenossen außerhalb Frankreichs für Gimpel der ärgsten Sorte halten, man müßte auch unzählige andere Fakta geradezu wegleugnen, die so gut beglaubigt sind wie die Bartholomäusnacht selbst. Eben darin besteht ein Hauptvorzug von Baumgartens Arbeit, daß sie sich in erster Linie nicht mit den schwülen Augusttagen des Jahres 1572, sondern mit dem allgemeinen Zusammenhange der französisch-europäischen Angelegenheiten seit dem Abschlusse des Friedens von St. Germain beschäftigt und zu dem unabweisbaren Schlusse drängt, daß dieser Zusammenhang durch die Annahme einer jahrelang fortgesetzten Vorbereitung auf eine Sicilianische Vesper der Hugenotten völlig zerrissen würde. Hierzu kamen nun nicht sowohl Pamphlete von Fanatikern der einen und der anderen Seite, Aufzeichnungen von Fernerstehenden oder spätere Äußerungen der Hofpartei in Betracht, sondern vielmehr die Zeugnisse solcher, „die das Geschehende aus unmittelbarer Nähe, als Mithandelnde oder Beobachtende zuver-

* „Vor der Bartholomäusnacht. Von Hermann Baumgarten.“ Straßburg, Trübner, 1882.

lässig zu erfahren in der Lage waren und das Erfahrene sofort aufzeichneten." Die diplomatischen Berichte, für die Erkenntnis anders gearteter Ereignisse mitunter sehr überschätzt, erscheinen hier von allergrößter Bedeutung. Sind die venetianischen, florentiner und englischen diplomatischen Berichte vom französischen Hofe über das politische Treiben in dem genannten Zeitraume schon außerordentlich belehrend, so müssen sie doch hinter denen der spanischen Gesandten weit zurückstehen. Denn diese vertraten die erste Großmacht der Epoche, eine Macht, zu welcher diejenige Frankreichs in einem natürlichen politischen Gegensatze stand, deren Interessen durch alles, was in den leitenden Kreisen des Nachbarlandes vorging, aufs innigste berührt wurden.

Es ist kaum begreiflich, daß diese wichtigen spanischen Berichte bisher so wenig Beachtung gefunden haben. Wie so viele andere Archivalien aus Spanien weggeschleppt, standen sie nebst einem Teile der einschlägigen Korrespondenz Philipps II. im Nationalarchiv zu Paris der Forschung offen. Aber wer an der Quelle saß, hat aus ihr zu schöpfen entweder ganz versäumt oder mit wenig Geschick unternommen, und selbst Forneron, der neueste französische Biograph Philipps II., giebt nur hier und da einen kleinen Schluck zu kosten, statt den Wissensdurst, wie er gekonnt hätte, vollauf zu befriedigen. Baumgarten ist der erste, der wenigstens für die Jahre 1570 bis 1572 eine systematische Durchforschung jener Papiere angestellt hat, wenn ihm Mangel an Zeit auch nicht erlaubte, sie Stück für Stück auszuziehen. Auch so ist die gemachte Ausbeute eine ungemein große, und es wäre sehr wünschenswert, wenn man in Frankreich der von dem deutschen Forscher gegebenen Anregung folgen und jene diplomatische Korrespondenz möglichst vollständig veröffentlichen wollte.

Mit den wertvollsten, bisher kaum benutzten Materialien bewaffnet, gewinnt Baumgarten sofort einen Ausgangspunkt für seine Betrachtung, welcher von demjenigen sehr verschieden ist, von dem aus die Verteidiger der Prämeditationstheorie häufig zu operieren pflegten. Der Religionsfriede des Jahres 1570, mit dem sich die französische Regierung der spanischen Allianz entzog und den Hugenotten Zugeständnisse machte, die Philipp II. aufs strengste verurteilen mußte, gilt vielen von ihnen als eine Falle, die den Ketzern gelegt war. Katharina von Medici und Philipp wären im stillen ganz einig gewesen, den Abfall von der wahren Kirche nimmermehr zu dulden, aber da die Hugenotten eine über Erwarten große Energie entfalteten, habe Katharina aus der Not eine Tugend gemacht und hinter der Maske der Versöhnlichkeit ihre wahren Absichten verborgen. Wäre dem so, was hätte näher gelegen, als den Spaniern einen Wink zu geben, das gute Einvernehmen mit ihnen heimlich zu wahren, ihnen den Argwohn, der sie beschleichen mußte, zu nehmen? In Wahrheit finden wir aber gerade das Gegenteil. Das Verhältnis des spanischen Gesandten Alava zu den französischen Machthabern wird das allerschlechteste von der Welt, es führt mehr als einmal beinahe zum offenen Bruch. In einer Audienz vom 20. Juli 1570 mußte er die heftigsten Schmähungen seines Herrn aus dem Munde Katharinas hören. Sie warf Philipp Wortbruch in Sachen der gepflogenen Heiratsverhandlungen vor, die darauf abzielten, Karl IX. mit einer habsburgischen Prinzessin und seine Schwester Margarete mit dem König von Portugal zu vermählen. Sie rief aus: „Meine Söhne sind Männer und werden keine Beleidigungen dulden!" Desgleichen machte König Karl seinem Unmute gegen Spanien Luft, betonte seine „Mannheit" und erklärte, er wolle die Geschäfte seines Reiches selbständig lenken. Philipps Gesandter, außer sich darüber, daß der spanische Einfluß an diesem Hofe nichts mehr gelten sollte, machte die Sache durch sein Benehmen nicht besser. Stolz, leidenschaftlich, ein Verächter des französischen Wesens nahm er sich heraus, über den Hof, bei dem er beglaubigt war, zu spotten, dem

König und der Königin-Mutter Grobheiten ins Gesicht zu sagen. Er gab ihnen Anlaß, sich bei seinem Herrn über ihn zu beklagen, reizte sie wieder durch seine Verteidigung und machte es Philipp schließlich unmöglich, ihn auf seinem Posten zu belassen. Man war sehr froh, diesen scharfen Beobachter und ungestümen Dränger endlich los zu werden, aber er wußte noch beim Scheiden einen Pfeil zu versenden. Er entwich heimlich, ohne sich zu verabschieden, gleichsam als sei sein Leben bedroht (Ende 1571). Katharina beschwerte sich nach seiner Abreise darüber, daß er jedermann erklärt habe, sein Bleiben sei unmöglich, da der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Spanien bevorstehe.

In der That ließen sich die Dinge bedenklich genug an. Nach allem, was Baumgarten beigebracht hat, kann kein Zweifel darüber sein, daß die antispanische Strömung am französischen Hofe nach dem Abschlusse des Friedens von St. Germain immer stärker wurde. Je mehr sich aber das Verhältnis des französischen Hofes zu Spanien löste, desto näher trat er mit Notwendigkeit den Führern der Hugenotten, durch die sich Philipp II. namentlich in den Niederlanden bedroht wußte. Dynastischer Ehrgeiz, verletztes Selbstgefühl, die Hoffnung, glänzende Eroberungen zu machen, wenn nicht gar Frankreich die erste Stelle im europäischen Staatensystem zu sichern: alles wirkte zusammen, um die französische Politik ins Fahrwasser der Hugenotten und ihrer Verbündeten zu leiten. Man darf nicht glauben, daß die maßgebenden Persönlichkeiten, daß namentlich Katharina von Medici, noch immer die vorherrschende Kraft, beim Abschluß des Friedens von 1570 mit voller Klarheit den Gedanken eines Kampfes verfolgt hätten, in welchem die religiösen Gegensätze wie in früheren und späteren Epochen der französischen Geschichte, dem nationalen Interesse, das mit dem dynastischen zusammenfiel, untergeordnet gewesen wären. Überhaupt faßt man den komplizierten Charakter Katharinas unrichtig auf, wenn man sie einer auf Jahre hinaus berechnenden Konsequenz für fähig hält. Konsequent war sie einzig darin, daß sie sich an dem Platze, den sie erklommen hatte, möglichst frei zu behaupten suchte. Übrigens paßt auf sie das Wort des venetianischen Botschafters Marc Antonio Barbaro, der schon im Jahre 1562 von ihr berichtet: „Ihre Unschlüssigkeit ist außerordentlich, von einer Stunde zur anderen hört man sie neue Pläne fassen, vom Abend bis zum Morgen wechselt sie dreimal ihre Entschlüsse." Dies ist auch der Grundton der meisterhaften Schilderung, welche Ranke in seiner französischen Geschichte von ihr entwirft. So war sie, nach Baumgartens treffenden Worten, „gewiß sehr weit davon entfernt, die Fülle politischer Konsequenzen zu übersehen oder gar zu beabsichtigen, welche sich aus dem Frieden von St. Germain entwickeln sollten. Sie wollte, was stets vom ersten Beginne dieser religiösen Kämpfe an ihr Ziel gewesen war, Ruhe, sie wollte die einander gegenüberstehenden Parteien balancieren, durch ihre Hofkünste und Intriguen die heftigen Ausbrüche der Leidenschaften meistern, ihr eigenes und das Regiment ihres Sohnes, das im Lärm der Waffen von unabsehbaren Gefahren bedroht wurde, sicherstellen." Unwiderstehlich aber wurde sie und mit ihr der junge König in einen Gedankenkreis hineingezogen, in welchem ein ruhiges, parteiloses Beharren auf die Dauer unmöglich war.

Die Verhandlungen über die Vermählung eines ihrer Söhne mit Elisabeth von England, wenn sie auch scheiterten, führten doch zu einer Annäherung beider Mächte, aus der ein förmliches Schutzbündnis hervorging: eine ungeheure Niederlage der Guises und des gesamten Katholicismus, da Maria Stuart damit preisgegeben war. Der Plan der Vermählung Margaretas mit dem Ketzer Heinrich von Navarra, mochte Katharina auch hoffen, ihn zum Abfall zu verlocken, war gleichfalls eine Verletzung der ausschließlichen katholischen Interessen für Gegenwart und Zukunft, wie sie nicht schwerer gedacht

werden konnte. Nun erschien Coligny am Hofe, erlangte wachsenden Einfluß, imponierte dem jungen König, arbeitete mit der ganzen Energie seines Wesens darauf hin, den Kampf gegen Spanien zu eröffnen. Die Liga, welche Spanien mit dem Papst und Venedig gegen die Türken geschlossen hatte, durfte auf den allerchristlichsten König nicht zählen, aber die Vorschläge des rastlosen Ludwig von Nassau zu gunsten einer Unterstützung der niederländischen Rebellen fanden leicht Gehör. Die Nachricht des großen Sieges von Lepanto wird sehr kühl am französischen Hofe aufgenommen, aber die ersten Erfolge der Niederländer werden mit großer Teilnahme verfolgt. Auf Kosten des spanischen Handels dürfen Piratenschiffe aus französischen Häfen auslaufen, eine Armada unter Führung des Filippo Strozzi wird in stand gesetzt, welche die Spanier aufs lebhafteste beunruhigt; auch zu Lande werden kriegerische Vorbereitungen aller Art gemacht, die auf ein gegen Spanien gerichtetes Unternehmen deuten. Karl IX. ist sehr verschwenderisch mit Freundschaftsversicherungen gegenüber Philipp II. Aber er schreibt gleichzeitig, im Mai 1572, seinem Gesandten bei der Pforte: „Alle meine Gedanken sind darauf gerichtet, mich der Größe der Spanier zu widersetzen... Ich habe in meinen Häfen eine gute Zahl Schiffe ausrüsten lassen mit einer Armee von zwölf- oder fünfzehntausend Mann, welche bis Ende dieses Monats bereit sein wird auszusegeln, unter dem Vorwande, meine Küsten gegen die Piraten zu schützen, in Wahrheit aber in der Absicht, den katholischen König zu beunruhigen und diese Geusen in den Niederlanden zu ermutigen, daß sie sich rühren, wie sie auch schon gethan, da sie ganz Seeland genommen und Holland tüchtig erschüttert haben. Ich habe mit der Königin von England ein Bündnis abgeschlossen und sende meinen Vetter, den Herzog von Montmorency, dahin, was die Spanier mit wunderbarer Eifersucht erfüllt ebenso wie das Verständnis, welches ich mit den Fürsten Deutschlands habe."

Spanische, florentinische, venetianische, englische Berichte — die letzten freilich, wie Baumgarten nachweist, in den Calendars of State Papers sehr mangelhaft ediert —, die Korrespondenz der französischen Majestäten mit mehreren ihrer Gesandten: alle diese verschiedenen Quellen lehren uns, daß die französische Politik in den zwei Jahren, die der Bartholomäusnacht vorhergingen, immer mehr, wenn auch unter manchen Schwankungen, den Wünschen der Hugenotten entgegenkam. Und das alles soll Lug und Trug gewesen sein? Alle Rüstungen sollen den Hugenotten und nicht Spanien gegolten haben? Alle Befürchtungen der katholischen Mächte wären grundlos gewesen? Es fehlt allerdings nicht an einzelnen Äußerungen, aus denen hervorgeht, daß man auf hugenottischer Seite den Absichten der Regierung noch kein volles Vertrauen schenkte. Ebenso fehlt es nicht an vieldeutigen Versicherungen des Hasses gegen die Ketzer, die darauf berechnet waren, die katholischen Mächte und Spanien insbesondere zu beruhigen. Aber das eine wie das andere erklärt sich vollkommen aus der Lage der Dinge. Viel größeres Gewicht scheint eine andere Thatsache zu haben. Der Kardinal Alessandrino, der vertraute Ratgeber des Papstes, war entsandt worden, um im Bunde mit dem Jesuitengeneral, den Philipp II. abschickte, die „verfluchte Heirat" Margaretas und Heinrichs von Navarra zu hintertreiben. Siebenundzwanzig Jahre später, im Jahre 1599, als es sich darum handelte, jene Ehe wieder aufzulösen, läßt der Kardinal d'Ossat in einem Briefe die Notiz einfließen, Klemens VIII., damals Begleiter Alessandrinos, habe ihm von jener Sendung erzählt. Eines Tages habe König Karl, Alessandrinos Hand ergreifend, diesem gesagt: „Hätte ich ein anderes Mittel, mich an meinen Feinden zu rächen, so würde ich diese Ehe nicht zugeben, aber ich habe kein anderes als dies." Der Papst habe hinzugefügt, als die Nachricht von der Bartholomäusnacht nach Rom gelangt sei, habe Alessandrino ausgerufen: „Gelobt sei Gott, der König

von Frankreich hat mir Wort gehalten!" Ja noch mehr: Nach jenem brieflichen Berichte d'Ossats berief sich Klemens VIII. nicht nur auf sein Gedächtnis, sondern auch auf eine Niederschrift, die er damals während der Reise selbst angefertigt habe, und eben dieses Manuskript will Lord Acton in der Sammlung Capponi gefunden haben.* Nun steht die Authenticität dieses Schriftstückes freilich nicht fest, ebensowenig die Zeit, in der es abgefaßt ist. Nimmt man aber hinzu, daß sich in einer Depesche Alessandrinos vom 6. März 1572 die Worte finden, der Zweck seiner Mission sei zwar nicht erreicht worden, aber mit Rücksicht auf einige besondere Umstände, über die er mündlich berichten werde, könne er sagen, nicht ganz übel verabschiedet zu sein; verbindet man dies mit dem Angeführten, so wird man sich doch ohne nähere Überlegung des Gedankens kaum erwehren können, daß hier ein abgekartetes Spiel vorlag.

Eine Thatsache jedoch, unleugbar, durch zahlreiche Zeugnisse bestätigt, steht damit in unlösbarem Widerspruch und wirft das ganze Gebäude von Schlüssen, das auf Grund jener Äußerungen von den Verfechtern der Prämeditationstheorie errichtet worden ist, wieder um. Wenn wirklich jene „verfluchte Hochzeit" die Handhabe zur Vernichtung der Ketzer bieten sollte, wenn auch der päpstliche Legat und der Papst selbst nicht darüber in Zweifel gelassen wurden, daß die Interessen des Katholicismus im geheimen aufs beste gewahrt würden, warum dann die fortgesetzte Verweigerung des zum Abschlusse jener Ehe nötigen Dispenses? Eine Verweigerung, die nicht etwa nur eine Zeit lang zum Scheine stattfand, um die Hugenotten nichts merken zu lassen, sondern mit der es, wie wir aus den vertraulichen Korrespondenzen der Beteiligten wissen, bitterer Ernst war. Warum ferner die hartnäckigen Kämpfe um die Art und Weise der Trauung? Kämpfe, in denen die im Gegensatz zur Königin Katharina meisterhaft von Baumgarten geschilderte Königin von Navarra eine so große Rolle spielt. Wenn alles nur Schein war, wenn der Mord hinter der Maske der Versöhnung lauerte, was wäre natürlicher gewesen, als keine Bedenken zu erheben, keine Zögerungen eintreten zu lassen und, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß alles in den sich hinziehenden Verhandlungen noch scheitern könnte, in jeder Weise nachgiebig zu sein?

Somit sieht man sich genötigt, jene verdächtigen Äußerungen anders aufzufassen und sich vor Augen zu halten, daß nach geschehener That manches früher hingeworfene Wort einen Sinn erhielt, den es von Haus aus nicht hatte. Wenn Karl IX. ausrief, die Ehe seiner Schwester mit einem Führer der Ketzer sei das einzige Mittel, das er habe, Rache an diesen zu nehmen, muß dies mit Notwendigkeit besagen, daß ein großer Mordplan fertig sei? Man mochte den Papst wissen oder glauben lassen wollen, daß man auf Unterwerfung der Hugenotten, auf Bekehrung einiger ihrer Führer zählte, und da es galt, ihn für die Erteilung des Dispenses zu gewinnen, konnten die Ausdrücke nicht stark und hoffnungsvoll genug gewählt werden. Wenn Alessandrino von „einigen besonderen Umständen" sprach, wegen deren ihm trotz des Scheiterns seiner Mission die Lage der Dinge doch nicht ganz hoffnungslos erschien, konnte mit diesen unscheinbaren Worten das furchtbare Geheimnis einer bevorstehenden Niedermetzelung von Tausenden angedeutet werden?

So verlieren auch andere Umstände, die von den Verfechtern der Prämeditationstheorie betont werden, bei genauerer Prüfung ihre Bedeutung. Die Königin von Navarra muß selbstverständlich durch Gift aus dem Wege geräumt worden sein, damit sie den großen Mordplan nicht entdecke. Allein abgesehen davon, daß eine solche That erst recht den Argwohn hätte wecken müssen, findet sich in den Korre-

* La strage di San Bartolomeo (Italienische Übersetzung des Artikels von Lord Acton in The North British Review, Oktober 1869). Venedig 1870.

spondenzen der aufmerksamen Diplomaten aus der Zeit selbst vor der Bartholomäusnacht mit keinem Worte angedeutet, daß sich ein Gerücht der Art verbreitet habe. Wenn der Gouverneur von Lyon im Juni und im Juli 1572 Befehle vom König empfängt, Truppen und Geschütze bereit zu halten, so soll man natürlich darauf schwören, daß diese Rüstungen ebenso wie die Armada Strozzis den Hugenotten gegolten habe, und von dem Schlage, den der König gegen Spanien führen wollte, worauf seinen eigenen Worten nach „alle seine Gedanken gerichtet waren“, ist keine Rede. Wenn Katharina eben jenem Gouverneur von Lyon am 13. August 1572 befiehlt, vor dem 18. keinen Courier aus Rom oder einer anderen italienischen Stadt passieren zu lassen, so wird auch hinter diesem Schreiben Leichengeruch gewittert. Aber es weckt nur aufs neue die Erinnerung an den päpstlichen Dispens, dessen Weigerung, wie bemerkt, nicht zu begreifen ist, wenn man annimmt, daß der Papst von einem „stratagema contra gli Ugonotti ribelli di Dio“* vorher Kunde gehabt habe. Denn zu keinem anderen Zwecke traf Katharina jene vorsorgliche Bestimmung, als um zu verhindern, daß nicht die Hochzeitsfeier durch Entdeckung ihrer Fälschung des Dispenses gestört würde.

Hat man sich in der Überzeugung befestigt, daß noch in den letzten Monaten und Wochen, welche der Bartholomäusnacht vorangingen, die Politik des französischen Hofes auf alles eher abzielte, als im Interesse Spaniens, des Papstes und des gesamten streitbaren Katholicismus eine Gewaltthat vorzubereiten, welche die ganze reformierte Welt erschüttern mußte, so wird man doch zwischen den Gesinnungen des jungen Königs auf der einen Seite und denen seiner Mutter wie ihrer Anhänger auf der anderen Seite sorgfältig unterscheiden müssen. Karl IX., welchem in Coligny zum erstenmal ein Mann von hohem sittlichem Ernst und idealem Schwunge erschien, hingerissen durch die großartigen Entwürfe des berühmten Feldhauptmannes, unterstützt durch die Glieder des Hauses Montmorency und andere Männer, denen die nationale Größe über alles sonst ging, hatte sich tiefer mit den Hugenotten und ihren auswärtigen Gesinnungsgenossen eingelassen als Katharina von Medici, ihr jüngerer Sohn Heinrich von Anjou und ihr ganzer verderbter Anhang. Der Schlag von Brielle war gelungen, das Feuer der Empörung in den Niederlanden griff immer weiter um sich, Ludwig von Nassau ward dringender in seinem Begehren, Frankreichs Macht gegen Spanien wirken zu lassen. Der König schrieb dem Grafen Ludwig am 27. April 1572 jenen Brief, der später Alba in die Hände fiel, in dem er sich bereit erklärte, soviel wie möglich zur Befreiung der Niederlande mitzuwirken. Bei Katharina und Anjou dagegen fand der Bruder Wilhelms von Oranien Widerstand. Scharfsichtigen Beobachtern fiel der Zwiespalt der Meinungen am Hofe auf. „Ich weiß,“ schreibt der Florentiner Gesandte am 22. April 1572, „es giebt hier seltsame Launen, und man arbeitet daran, den König mit seiner Mutter zu entzweien und so diese um ihre Autorität zu bringen; aber sie steht fest und hofft den König unter allen Umständen wiederzugewinnen. Ich weiß, daß der König gegen den Willen seiner Mutter etwas beraten und befohlen hat.“

Die Besorgnis, sie könne „um ihre Autorität gebracht werden“, war, wie wir Katharina kennen, unzweifelhaft das mächtigste Motiv, das auf sie wirkte. Aber es war nicht das einzige. „Von Natur furchtsam“, wie der englische Gesandte sie einmal nennt, bebte sie vor einer Entscheidung zurück, als die Dinge gebieterisch forderten, eine solche zu treffen.

Die Rüstungen gegen Spanien gingen weiter, kleine Haufen von Freischaren passierten die niederländische Grenze, schon

* So ist die Schrift des päpstlichen Zeloten Capilupi betitelt, ein Hauptstück aus dem Arsenale derjenigen, welche die Bartholomäusnacht als letztes Ergebnis eines lange vorher bedachten Planes betrachten.

wurden Valenciennes und Mons mit hugenottischer Hilfe vom Grafen Ludwig von Nassau eingenommen, und Alba bat seinen König, die Truppen in Italien bereit zu halten für den Fall, daß es zum Kriege mit Frankreich käme. Aber Katharina ließ sich von dem kriegerischen Enthusiasmus nicht mit fortreißen. Auch gab es Gründe genug zur Vorsicht. Die den Niederländern zu Hilfe geeilten Hugenotten waren — die Wiedereroberung von Valenciennes durch Alba bewies es — doch nicht so stark und kriegstüchtig, wie man geglaubt hatte. Elisabeth von England stellte sich als eine sehr mißtrauische und unzuverlässige Bundesgenossin dar, und die Versuche Colignys, dem englischen Eigennutz eine Mitwirkung in den Niederlanden abzugewinnen, scheiterten vollkommen. Von den protestantischen Fürsten Deutschlands war auch nichts Ernstliches zu erwarten, ihre Politik trug damals im ganzen und großen jenen kläglichen Charakter der Eifersucht und Zaghaftigkeit, der neuerdings wieder von Friedrich v. Bezold vorzüglich geschildert worden ist.* Ebenso war nicht auf die von Karl IX. erhoffte türkische Hilfe zu zählen, wie denn sein Gesandter an der Hohen Pforte nicht abließ, vor Illusionen zu warnen. Endlich war nicht zu leugnen: das Volk in seiner Masse, die Hauptstadt an der Spitze, hatte für die hugenottische Politik keine Empfänglichkeit und war zu einem großen Teile noch von wildem Fanatismus durchglüht, dessen Gewalt Katharina bekannt war, wie wenig sie ihn auch teilte.

Indem sich alle diese Erwägungen nicht abweisen ließen, trat ein Ereignis ein, welches den Zögerungen ein Ende machen und in das Verhältnis Katharinas zu ihrem Sohne Karl und seinen antispanischen Ratgebern Klarheit bringen mußte. Ein hugenottischer Freischarenzug, bestimmt, die von Albas Sohn belagerte Stadt Mons zu entsetzen, wurde am 17. Juli 1572 vollkommen geschlagen. Die Führer gerieten in spanische Gefangenschaft, in ihrem Besitze fand man jenen Brief Karls IX., der den Niederlanden seine Hilfe versprach. Er war gegenüber Philipp II. bloßgestellt; Coligny mit seinen Freunden durch die Niederlage ihrer Genossen tief erregt, drängte ihn, den Bruch herbeizuführen und den Krieg zu erklären. Kurze Zeit, solange Katharina und Anjou bei der erkrankten Herzogin von Lothringen verweilten, hatte er freies Feld, und „vier oder sechs Tage lang," berichtet ein venetianischer Gesandter, „galt der Krieg für fest beschlossen." Aber mit der Rückkehr der Königin-Mutter nach Paris geriet wieder alles ins Schwanken. Für sie stand auf dem Spiele, was sie um jeden Preis zu behaupten wünschte: ihre Herrschaft über den Sohn, den der Admiral ganz und gar mit sich fortzureißen drohte. In ihrer Gegenwart wurde die Kriegsfrage nochmals gründlich beraten und die Entscheidung der Berufenen fiel gegen Coligny. Sind wir auch über den Gang der wichtigen Beratungen nicht so genau unterrichtet, wie wir es wünschen sollten, so steht doch so viel fest: was Coligny beabsichtigte, erreichte er nicht. Daher die Worte, die er an Katharina gerichtet haben soll: „Madame, der König weicht diesem Kriege aus, wollte Gott, daß ihm nicht ein anderer über den Hals komme, dem er vielleicht nicht aus dem Wege gehen kann."

Diese Worte ließen eine doppelte Deutung zu. Wie der Venetianer zu verstehen giebt, wollte Coligny sagen: Oranien, von Frankreich verlassen, werde sich auf französischem Gebiete ein Asyl suchen müssen, und dann werde es unabweisbar sein, seine Partei zu ergreifen. Aber wer darin die Drohung einer Erhebung der Hugenotten sehen wollte, hatte leichtes Spiel. Mögen Katharina und Anjou wirklich derartige Befürchtungen gehegt haben oder mag es ihnen nur wünschenswert gewesen sein, solche Befürchtungen zu erheucheln: gelang es ihnen nicht, Coligny beiseite zu schieben, so ließ sich

* In der Einleitung zu seiner musterhaften Ausgabe der Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir. Band I, 1576 bis 1582. München 1882.

nicht berechnen, wohin er den König treiben würde. Noch stand dieser unter dem Banne der mächtigen Persönlichkeit des großen Hugenottenführers, er setzte sein „verdecktes Spiel“ gegen Spanien fort, er blieb insgeheim mit Wilhelm von Oranien in Verbindung. Noch am 12. August schrieb er an den vertrauten Mondoucet, welcher französische Intervention in den Niederlanden herbeisehnte, er solle alles aufbieten, um Albas Verdacht abzulenken, und Sorge tragen, daß die an den Oranier gesandten Boten nicht erwischt würden. Der Augenblick war von höchster Wichtigkeit. Jeder Tag konnte eine Entscheidung bringen, die für Katharina den Sturz von ihrer Höhe bedeuten mußte, zu der sie sich zwischen den großen Gegensätzen der Zeit einen Weg gebahnt hatte, eine Entscheidung, deren gewaltige Rückwirkungen auf die Geschicke der französischen Monarchie sich nicht entfernt berechnen ließen.

Da kam der Plan, Coligny mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, zur Reife. Katharina hatte schon früher den Gedanken gehabt, sich des Admirals zu bemächtigen. Es hatte ihr nie an Ratschlägen gefehlt, durch die sie angetrieben wurde, ihn und einige andere Führer der Hugenotten für immer verschwinden zu lassen. Die Gelegenheit war so günstig wie möglich, da Coligny in den Mauern der Hauptstadt weilte. Der glühende Haß der Guisen, die dem Admiral die Ermordung des Herzogs zuschrieben, bot das beste Mittel, den Plan auszuführen und zugleich den Verdacht abzulenken. Während der junge König noch arglos und hingegeben der Führung Colignys folgte, verbanden sich die beiden dämonischen Italienerinnen, die Mediceerin, für deren Vater Machiavelli einst sein Buch vom Fürsten geschrieben hatte, und die aus dem Hause Este stammende Mutter des jungen Herzogs von Guise, um Coligny zu verderben. Aufs klarste geht der Sachverhalt aus den Depeschen des päpstlichen Nuntius Salviati hervor. Von allen am Hofe verweilenden Diplomaten, deren Berichte wir kennen, ist er der einzige, der in das Komplott eingeweiht war. Leider hat es Theiner nicht gefallen, die Depeschen dieses Vertrauten Katharinas, die das vatikanische Archiv in sich birgt, vollständig mitzuteilen, aber das Mitgeteilte schließt jeden Zweifel aus. Ende September, als sich die Ereignisse im Zusammenhange übersehen ließen, schrieb Salviati: „Da die Königin-Mutter gegen Coligny mißtrauisch geworden war, faßte sie wenige Tage, ehe sie auf ihn schießen ließ, den Entschluß, und ohne Wissen des Königs, aber unter Teilnahme des Herrn von Anjou, der Madame von Nemours und ihres Sohnes, des Herrn von Guise.“

Am 22. August wurde das Attentat auf Coligny unternommen, zwei Tage vor der Bartholomäusnacht, in der das allgemeine Gemetzel stattfand. Wäre dieses von langer Hand her vorbereitet gewesen, hätten seine Urheber nach einem jahrelang festgehaltenen Plane gehandelt, was hätte thörichter sein können, als sich zwei Tage vorher auf das eine vornehmste Opfer werfen? Wenn irgend etwas, so wäre dies geeignet gewesen, den Argwohn der Hugenotten zu wecken und sie aufzuscheuchen. Haben sie doch daran gedacht, bewaffnet Paris zu verlassen und ihren Führer, so bedenklich sein Zustand war, mit sich zu nehmen. Der Versuch, Coligny allein zu ermorden, und die Prämeditation des Massenmordes: das eine läßt sich nicht mit dem anderen vereinigen. Da aber der Admiral nur verwundet, nicht getötet wurde, der Verwundete, im Besitze des königlichen Vertrauens, noch gefährlicher war als der Unverletzte, die Hugenotten drohend Genugthuung forderten, jede Stunde ans Licht bringen konnte, wer die Büchse des Mordgesellen gelenkt habe, da wurde der Entschluß gefaßt, das Ungeheure, Beispiellose zu vollbringen. Auf den Zusammenhang, der zwischen dem Attentate des 22. August und dem grauenvollen Ereignis des 24. August 1572 besteht, läßt sich mit Fug und Recht das Dichterwort anwenden:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Auch hier wieder sprechen die kundigsten Zeugen für jeden, der hören will, laut genug. „Wenn der Schuß sofort den Admiral tötete," schreibt Salviati am 24. August, „so kann ich mich nicht entschließen, zu glauben, daß so viel auf einmal geschehen wäre." — „Wenn der Admiral sofort starb," meinte er einen Monat später, „so tötete man andere nicht." Mit ihm stimmt der spanische Gesandte Cuñiga, der den katholischen Fanatikern am nächsten stand, vollkommen überein. Am 31. August meldet er dem Herzog von Alba: „Die Ermordung dieser Hugenotten, sowohl der vornehmen als der anderen, war nicht vorher erwogen, sondern plötzlich beschlossen (no fue caso pensado, sino repentino); denn, wenn sie mit ihnen hätten aufräumen wollen, so hätten sie das mit größerer Sicherheit ins Werk setzen können, da sie den ganzen Sommer dieselben hier gehabt haben. Aber sie wollten nur den Admiral töten und dann die Meinung erwecken, der Herzog von Guise habe es gethan, um sich bei den vornehmsten Hugenotten in diesem Reiche und in England und bei den deutschen Protestanten rein zu waschen. Da aber der, welcher den Schuß that, ein schlechter Zieler war und der Admiral hörte, woher er kam, beschlossen sie, die Maske abzuwerfen und zu thun, was sie gethan haben, indem sie die Rache des Admirals fürchteten."

Petrucci, der Gesandte Toskanas, war schon seit einiger Zeit aus gewissen Gründen sehr wenig in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht. Er beklagte sich in seinen Depeschen darüber, daß er gar nichts erfahre. Wenn das Gerücht ihm sofort zutrug, die Ermordung des Admirals sei von langer Hand her vorbereitet gewesen, so war darauf nicht viel zu geben. Auch meldet derselbe Petrucci eine Woche nach der Bartholomäusnacht: „Ich höre die Sache in einer Weise, daß ich mich nicht durchaus entschließen kann zu glauben, daß die Sache von langer Hand komme, wenn ich auch glaube, daß daran gedacht worden ... und mir wächst der Glaube, daß er nicht von langer Zeit her vorbedacht gewesen."

Am merkwürdigsten sind aber die Zeugnisse der beiden Venetianer Michiel und Cavalli, deren Depeschen wir zwar nicht kennen, deren Relationen aber, nach der Rückkehr in die Heimat der Signoria vorgetragen, uns vorliegen. Michiel wurde im Juli 1572 in außerordentlicher Mission nach Frankreich geschickt. Er wohnte bei seinem Landsmann, dem venetianischen Gesandten Sigismondo di Cavalli, stand mit ihm auf sehr gutem Fuße und erlebte mit ihm die aufregenden Ereignisse des Monats August. Noch im November des Jahres kehrte er zurück und faßte das Ergebnis seiner Nachforschungen, die sich auf Mitteilungen „hochgestellter, eingeweihter Personen" stützten, in die Worte zusammen: „Das Ganze ist von Anfang bis zu Ende von der Königin-Mutter unter alleiniger Teilnahme ihres Sohnes Anjou ersonnen, angesponnen und durchgeführt worden." Sie habe schon seit langer Zeit diesen Gedanken gehabt und ihren Verwandten, den Nuntius Salviati, selbst daran erinnert, daß sie heimlich durch ihn dem verstorbenen Papste habe sagen lassen, er werde bald sehen, wie sie und der König sich an den Hugenotten rächen würden. Daher der Eifer in der Betreibung der Heiratsangelegenheit, die überraschende Nachgiebigkeit bei den Verhandlungen, das Bestreben, die Hochzeit in Paris im Beisein Colignys und der übrigen hugenottischen Führer feiern zu lassen.

Begreiflicherweise haben die Anhänger der Prämeditationstheorie aus dieser Erzählung Michiels Kapital geschlagen. Sie haben nicht bedacht, wie viel sie bei näherer Betrachtung an Wert verliert. Es ist ganz richtig, daß Katharina wünschte, man möge in Rom an die Prämeditation glauben, und daß Salviati seinen Herrn unmittelbar nach der Bartholomäusnacht davon in Kenntnis setzte. Auch bezeugte er, ein halbes Jahr vorher in

Blois mit Katharina ein Gespräch gehabt zu haben, des Inhalts, wie Michiel es andeutet. Aber derselbe Salviati hält doch, wie bemerkt, daran fest, daß, wenn der Admiral sofort getötet worden wäre, das große Gemetzel nicht stattgefunden hätte. Beides läßt sich, meine ich, recht wohl vereinigen. Man hat die auf- und abschwankenden Gefühle des Hasses, mit welchem Katharina den Admiral seit lange verfolgte, von dem Plane eines hugenottischen Massenmordes nicht immer sorgfältig genug unterschieden. Mag die Mediceerin im vertraulichen Gespräch mit ihrem Verwandten nicht des gefährlichen Coligny mit Worten gedacht haben, auf die sie sich später wohl berufen konnte, als es ihr darauf ankam, die Meinung zu erwecken, alles Geschehene sei sorgfältig von ihr vorbereitet gewesen? Wenn sie dann und wann erwogen haben mag, ob es nicht möglich sein werde, Coligny das Schicksal Egmonts und Hoorns zu bereiten, wenn gelegentliche Äußerungen geheime Gedanken der Art verrieten, die noch keine feste Form gewonnen hatten, muß deshalb auch geglaubt werden, daß, was im August geschah, Ergebnis ihrer vorschauenden Politik gewesen sei, weil sie es geglaubt zu sehen wünschte?

Dazu kommt, daß Michiels Relation der Kritik manche Blößen bietet. Michiel will erfahren haben, daß das Attentat auf Coligny ohne Wissen Guises veranstaltet worden, daß Katharina bei den Verhandlungen über die Heirat mit ihren Zugeständnissen sehr schnell bei der Hand gewesen sei, während gerade das Gegenteil richtig ist. Vor allem aber: Cavalli, sein Freund und Kollege, widerspricht ihm in dem entscheidenden Punkte durchaus. Dieser Diplomat verweilte bis zum Frühling des Jahres 1574 in Frankreich und kehrte alsdann nach Venedig zurück. In seiner Relation verbreitet er sich darüber, wie der König und die Königin-Mutter in das Fahrwasser der antispanischen Politik eingelenkt und mit den Hugenotten wie mit den niederländischen Rebellen in enge Verbindung getreten seien. „Zwar war die Absicht der Königin dabei, mehr ihre Sache zu fördern als Krieg in Flandern zu führen; aber der König, vom Admiral überredet, der seine Angelegenheit vortrefflich darzustellen wußte, hing dem Plane mit aufrichtiger Gesinnung an.“ Cavalli hebt sodann hervor, wie während der Abwesenheit Katharinas Coligny und seine Genossen den jungen König zum Kriege gegen Spanien fortzureißen hofften und wie infolge ihres Einflusses die militärischen Vorbereitungen mit wachsendem Eifer betrieben wurden. Er erzählt, wie Katharina eilig zurückkehrte und durch ihre Autorität den König von seinen kriegerischen Beschlüssen zurückbrachte. „Seitdem aber,“ fügt er hinzu, „begann die Königin auf den Tod des Admirals zu denken.“ „Denn sie hatte gesehen, wie er hauptsächlich im stande gewesen war, den König, der aus sich nichts that, zu einem so großen Entschluß zu bestimmen, und sie begann sein Ansehen zu fürchten... Und da die Königin von Navarra, die mit ihrer Kühnheit ein gewaltiger Schild für die Sache der Hugenotten war, schon gestorben, so beschloß die Königin-Mutter, auch den Admiral aus dem Leben zu befördern.“ Cavalli berichtet weiter, wie sie auf Coligny schießen ließ, „sicher ohne Teilnahme des Königs, der dabei großen Schmerz zeigte“, wie die Hugenotten Genugthuung forderten, wie der König, argwöhnisch gegen das Haus Guise, Bestrafung der Urheber des Attentates versprach. Und nun erst, da die Gefahren immer höher für Katharina anschwollen, läßt er sie beschließen, die Führer der Hugenotten, die zum Kampfe gerüstet dastanden, zu töten. „Wenn dieser Plan, sie umzubringen, vor dem Schusse bestanden hätte, so ließ er sich leicht ausführen, ohne die Gefahr zu laufen, daß ein großer Teil davonginge.“

Wie man sieht: Cavalli, der länger als Michiel an Ort und Stelle blieb, genauer als dieser dem Zusammenhange der Dinge nachforschen konnte, berichtigt seinen Kollegen. Hätten wir seine Relation nicht, so würden die Aussagen des Nuntius, des

spanischen und des florentinischen Gesandten allein gegenüber der abweichenden Meinung Michiels ein großes Gewicht haben. Daß aber Cavalli diesem widerspricht und sich somit den Genannten anreiht, ist für unsere Beurteilung des Sachverhaltes unschätzbar. Es ist sehr lehrreich, die uns vorliegenden diplomatischen Berichte mit anderen Zeugnissen zu vergleichen, um Klarheit darüber zu gewinnen, wie es gelungen ist, den jungen König Colignys Einfluß zu entreißen und für die Erteilung von Blutbefehlen zu gewinnen. Aber diese Untersuchung hat mit der Hauptfrage ebensowenig zu thun wie jene andere oft angestellte, bei der es darauf ankommt, zu entscheiden, ob nicht der entfesselte Fanatismus in der Bartholomäusnacht über die Absichten derer, die ihn aufgerufen hatten, hinausging. Genug, daß die Unthat jener Nacht nicht als Frucht eines lange vorbereiteten Planes betrachtet werden kann.

Völlig unabhängig von Baumgarten ist beinahe gleichzeitig mit ihm ein anderer Forscher den Behauptungen von Bordier und Wuttke entgegengetreten. Es ist A. Ph. v. Segesser, welcher in der höchst lehrreichen Biographie seines Landsmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert, des Kriegsanführers der katholischen Schweizer in Frankreich, auch das Ereignis der Bartholomäusnacht in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen hatte.* Obwohl ihm die wichtigen Dokumente unbekannt waren, die Baumgarten zuerst in ihrer Bedeutung gewürdigt hat, ist ihm nach allen ihm zugänglich gewesenen Zeugnissen kein Zweifel übriggeblieben. Auch er rückt die große politische Frage in den Vordergrund. Auch ihm ist der Entscheid der Kriegsfrage „das Signal zum Entscheidungskampfe zwischen der Königin und Coligny über den Besitz der Macht im Reiche“. Wenn er stärker als Baumgarten betont, daß Katharina für den Fall des Aufgebens der kriegerischen Politik eine hugenottische Erhebung zu fürchten gehabt und wirklich gefürchtet habe, so verträgt sich das mit der Widerlegung der Prämeditationstheorie vollkommen. Weil es an Coligny gewesen wäre, das Losungswort zu einer solchen Erhebung zu geben, ließ Katharina den Mordgesellen gegen ihn los, den scheinbar nur die Rache der Guises bewaffnet hatte. Weil der Mordversuch mißlang, enthüllte sie dem König die Wahrheit und entriß ihm die Zustimmung zu den verhängnisvollen Anordnungen, welche, vielleicht über die ursprüngliche Absicht hinaus, zu dem Massenmorde führten. Segessers Darstellung erhält dadurch einen besonderen Wert, daß der Verfasser einige in schweizerischen Archiven aufbewahrte zeitgenössische Berichte heranzieht, aus denen sich gleichfalls nur schließen läßt, die Schreckensscenen, die sich in Paris und danach in den Provinzen abspielten, seien keineswegs aus einem lange gehegten und ausgearbeiteten Plane hervorgegangen.* Vielmehr fühlt man sich durchaus an die Geschichte der Septembermorde von 1792 erinnert.

In Frankreich scheint man bis jetzt von der Arbeit Baumgartens wenig Notiz zu nehmen, weniger sogar als von derjenigen Segessers. Es ist um so unbegreiflicher, da doch zum erstenmal von Baumgarten Aktenstücke ausgebeutet worden sind, welche die französischen Forscher, obwohl sie für sie am leichtesten zu erreichen waren, über Gebühr vernachlässigt haben. Durchliest man aber die jüngst erschienenen Blätter eines so tüchtigen Historikers wie Jules Loiseleur, des Bibliothekars der Stadt Orleans, in denen zwei früher veröffentlichte Studien zusammengefaßt sind, so sollte man meinen, Baumgarten hätte gar nicht geschrieben.** Loiseleur kommt frei-

* A. Ph. v. Segesser: „Ludwig Pfyffer und seine Zeit.“ Zweiter Band: „Vierzehn Jahre schweizerischer und französischer Geschichten 1571 bis 1584.“ Bern, Druck und Verlag von K. J. Wyß, 1881.

* Man vergleiche die schon im „Anzeiger für schweizerische Geschichte“ 1876, S. 249 bis 260, von Th. v. Liebenau veröffentlichten Luzernischen Berichte über die Bartholomäusnacht.

** J. Loiseleur: „Trois énigmes historiques. La Saint-Barthélemy. L'affaire des poisons et madame de Montespan. Le masque de fer devant la critique moderne.“ Paris, Plon, 1883.

lich im ganzen und großen auch zu dem Schlusse, daß der „Staatsstreich" der Bartholomäusnacht nicht von langer Hand her vorbereitet gewesen ist, obwohl er in der Seele Katharinas immer den Hintergedanken bestehen läßt, den Admiral und einige seiner nächsten Freunde äußersten Falles aus dem Wege zu räumen. Aber da ihm Baumgartens Forschungen unbekannt sind, müht er sich umsonst mit einzelnen Schwierigkeiten ab, bleibt er über gewisse Punkte im unklaren, auf welche aus der Kenntnis der spanischen Papiere Licht fällt.

Hat Baumgartens gründliche Untersuchung bei denen, welche sie zunächst angeht, zu deren eigenem Schaden nicht die gebührende Beachtung gefunden, so ist um so größerer Lärm von einer anderen neueren Veröffentlichung gemacht worden, von der es im voraus hieß, sie enthalte schlagende Beweise für die Richtigkeit der Prämeditationstheorie. M. F. Combes, Professor der Geschichte an der Universität Bordeaux, hat die alte Behauptung wieder aufgenommen, im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft von Bayonne sei zwischen dem spanischen und dem französischen Hofe unter eifriger Mitwirkung Albas ein Bündnis abgeschlossen worden, das den Zweck gehabt habe, den Ketzern eine Sicilianische Vesper zu bereiten, und die Bartholomäusnacht sei die Einlösung dieses Versprechens auf französischer Seite gewesen. Combes hat, um diese wieder hervorgesuchte Behauptung zu erweisen, einige Aktenstücke aus dem Archive von Simancas abdrucken lassen und ruft triumphierend aus: „Die Wahrheit liegt am Tage, die Wolken sind zerstreut, die Sphinx hat keine Rätsel mehr!"

Von diesem Gefühle des Triumphes erfüllt, hat er es unterlassen, sich um andere neuere Untersuchungen zu kümmern, die denselben Gegenstand betreffen.* Auch hat er es versäumt, das Original der Berichte Albas und die Depeschen Alavas, des Gesandten Philipps II., die für den König bestimmt waren, aufzusuchen, obwohl es ihm leichter als einem fremden Forscher gewesen wäre, sie in Paris zu benutzen. Er verläßt sich ganz und gar auf die wenigen aus Simancas stammenden Dokumente, die, wie jedermann zugeben wird, interessant genug, aber größtenteils für die Entscheidung der aufgeworfenen Frage ganz gleichgültig sind. Und ließen sich nur die in Betracht kommenden Stücke im Sinne von Combes verwerten! Daß dies durchaus nicht der Fall ist, hat ihm die Kritik innerhalb und außerhalb Frankreichs schon deutlich genug zu verstehen gegeben. Combes wendet unerhörte Taschenspielerkunststücke der Interpretation an, um den Leser glauben zu machen, in Bayonne sei die Ausrottung der Hugenotten verabredet worden. Er verfährt mit dem spanischen Urtexte auf die gewaltsamste Art, um behaupten zu können, Katharina sei auf Gedanken, welche Philipp II. und Alba hegen mochten, eingegangen. Das ganze Gebäude von Schlüssen, das er aufführt, ruht auf dem unsolidesten Grunde. Um was für ein Unternehmen es sich auch in Bayonne gehandelt haben mag: mit der Bartholomäusnacht läßt es sich nicht in Zusammenhang bringen. Der Ursprung dieses Ereignisses liegt nicht Monate, geschweige denn Jahre zurück. Die Vorstellung bleibt entsetzlich genug, daß es zu der Ermordung von Tausenden kam, weil der Mord des einen Coligny nicht beim ersten Anfall gelungen war.*

* z. B. A. Kluckhohn: „Zur Geschichte des angeblichen Bündnisses von Bayonne in den Abhandlungen der historischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften." Band II, 1870.

* Nach Vollendung des Druckes wird mir der Schlußband der von dem Grafen Delaborde herausgegebenen Biographie Colignys (Paris, Sandoz & Fischbacher, 1882) zugänglich. Der Verfasser nimmt an, soviel ich sehe, ohne Baumgartens Untersuchung schon zu kennen, daß der Gedanke des Massenmordes doch „im Keime" seit einer gewissen Zeit in der Seele Katharinas und ihrer Helfershelfer geschlummert habe. Allein er bringt keinen neuen Beweis bei. Was den „Discours du Roy Henry" betrifft, so hält er an seiner materiellen Echtheit fest, wenn er auch zugiebt, daß die Form einer späteren Zeit angehört.



Sumatra
und die neuen Kolonien der Holländer in Deli.

Von

Heinrich A. Brunke.



In gerader Linie von der Mündung des Roten Meeres, dem „Thor der Verzweiflung“ der Araber,* durch das alte Erithräische Meer nach Ceylon, welche Insel umschifft werden muß, braust das Dampfschiff und dann auf zweiter etwas mehr nördlich deutender Linie nach Kay Braß, der Nordspitze von Sumatra.

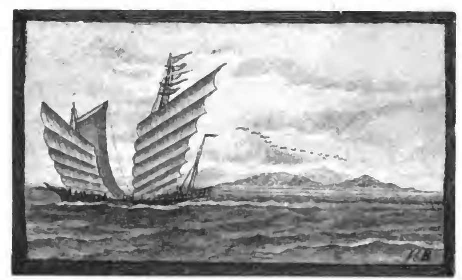
Schon meilenweit von See aus deuten die Küstenbildungen Sumatras auf ein reiches, fruchtbares Land hin, ein Eindruck, welcher später, während der Fahrt die Küste entlang, durch manchen Fernblick ins Innere bestärkt wird. Überall treten wellige Landschaften, bewaldete Hügel und Berge, reiche Triften ans Seeufer heran, nirgends der nackte Fels, die gelbe steinige Wüste. Und weit inland sieht man bei klarem Wetter die zackigen Konturen gewaltiger, hochgratiger Gebirge wie Monarchen das allmählich ansteigende, fruchtbare Geländ überragen, ihre Häupter hier und da in den Wolken verbergend. Ausläufer dieser Mittelalpen steigen vielarmig mit den zahlreichen Flüssen, denen sie ihr Bett angewiesen, in die Landschaft hinab, und die Flüsse, meistens wilde, unbändige Gebirgsbäche, welche nur in der Ebene, in der Nähe des Meeres ruhiger werden, rieseln und rauschen hinab und bewässern ein Gebiet, dessen Boden noch meistens von Urwäldern mit ihrer ganzen wilden und überschwenglichen Schöpfung im Reiche der Pflanzen und Tiere bestanden ist.

Drei kleine Inseln bilden eine Art Vorhut des großen Inselkontinents und stemmen sich mutig dem Anprall des Indischen Oceans entgegen. Die westlichste derselben ist Pulo Braß, die zweite größere Insel ist Pulo Way und zuletzt sichtet man die kleinste der drei, einen kleinen runden Felsen, Pulo Rondo (Puloinsel), als östlichstes Vorland.

Keine der drei Inseln ist dem eben geschilderten Gesamtcharakter der Küste ungetreu. Berg und Thal in mäßiger und

* Bab el Mandeb, Thor der Verzweiflung, so von den Seefahrern wegen der fast beständig wehenden nördlichen Winde im Roten Meere benannt.

harmonisch abwechselnder Form werden von den in der Tropensonne funkelnden lauen Fluten des Meeres bespült, und weit über die im dunkleren Tone markierten Profile der Inseln hinaus überfliegt der Blick die ferne Landschaft im Inneren des gewaltigen Sumatra selbst, mit seinen klarblauen Linien lieblich vom Himmel abgezeichnet oder in leichten Schichtwolken verborgen. Und doch spürt der Mensch den Granit in den Bergen der Ferne, in den häufig kühnen und massigen Bildungen der Küste. Zu dem Lieblichen gesellt sich der Eindruck des Großartigen, des Gewaltigen und Ewigen.



Pulo Braß.



Pulo Way.

Ein solcher ist der Gesamteindruck des Landes von See aus.

Da, wo auf dem leichtbewegten Meeresspiegel die „Eddies", die sich kräuselnden Ränder von Ebbe und Flut, aufeinander treffen, im Meere selbst zwei durchaus verschiedene Farbentöne bildend, pflügt des Schiffes Bug durch Massen von tropischen Pflanzen und Blättern, welche stellenweise eine ununterbrochene und anscheinend feste Decke bilden. Mächtige Kürbisse, Durian, Mangos, Ananas, Orangen und Granatäpfel treiben in großer Anzahl und in jedem Stadium der Dekomposition in dieser Pflanzendecke umher, und dieses Zeichen erzählt hier wie überall ein langes und breites von der Natur und Beschaffenheit des Landes, welches noch in blauer Ferne daliegt. Der Reisende aber weiß, daß er sich an der Mündung eines oder mehrerer Flüsse befindet,

daß diese Pflanzen und Früchte beredte Zeugen sind von dem, was das Land, von dem sie kommen, zu bieten im stande ist.

Es läuft durch die ganze Insel von Norden nach Süden wie ein Rückgrat eine hohe Gebirgskette, deren Gipfel fast sämtlich aus Vulkanen bestehen, von denen noch viele in Thätigkeit sind, so daß man das Gebirge mit einer gewaltigen Schmiede der Geister der Unterwelt vergleichen könnte, von deren Thätigkeit „tief in der Berge Schoß“ jene stattliche Reihe von rauchenden Essen Zeugnis ablegt. Vulkanische Inseln sind die fruchtbarsten, und auch auf Sumatra steigen die gewaltigen wuchernden Wälder, die weiten und fruchtbaren Tafelländer terrassenförmig zum Meere hinab.



Pulo Rondo.

Auch heute noch ist die große Insel im ganzen ein wildes, unbekanntes Land, mit barbarischen Stämmen bevölkert, die von der Civilisation wenig oder gar nicht berührt worden sind. Aber der Anfang ist gemacht, und zwar an allen Küsten, das Land der europäischen Kultur zu gewinnen und einzuverleiben.

Bereits im vorigen Jahrhundert bestanden Handelskolonien der Holländer auf Sumatra, doch begnügten sich dieselben mit der Ausfuhr solcher Produkte des Landes, welche die Eingeborenen ihnen brachten. Zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts kam zwischen Holland und England ein Separatvertrag zu stande, wonach den Holländern gegen Annahme gewisser Bedingungen, welche die Stellung Englands auf dem festen Lande von Asien betrafen, das Recht zur ungetrübten Erwerbung von Kolonien auf Sumatra, freilich ohne die Eingeborenen und ihre Fürsten zu befragen, gewährleistet wurde. Jetzt haben die Holländer von ihrem nahen Java aus festen Fuß auf der Insel gefaßt. Seit dem Ende der sechziger Jahre ist ein reges Leben in die Kolonisation der Nordostküste Sumatras gefahren und holländische Plätze, Faktoreien, Kolonien wachsen immer zahlreicher zu blühendem Leben heran. Diese Kolonien, als deren bedeutendste man die von Deli ansehen kann, stehen allerdings noch unter den eingeborenen Fürsten, aber unter holländischem Schutz und werden von einem holländischen Residenten mit einer holländischen Garnison gegen jeden Feind, fern oder nahe, beschützt.

Früher, soweit aus den Berichten der Eingeborenen erhellt, war Deli in vier Bezirke (ampat suku) eingeteilt, jeder von einem Sultan regiert. Diese Fürsten waren „Battä“ oder Battäk, Name der eigentlichen Ureinwohner der Insel. Abhängig von diesen Sultanen waren die bis ans Seeufer herab wohnenden erblichen Statthalter oder „datu“, welche für die Sultane, die weit im Inneren

am Fuße der Gebirge wohnten, Tribut und Abgaben eintrieben. Den Atchinesen im Norden verwandt sind die Gaihu, welche wahrscheinlich nur durch Religionswechsel von jenen getrennt worden sind, denn sie bekennen sich zum Islam. Diese Gaihu sind mit den Battà zahlreich in Deli vertreten.

Vor ungefähr hundertundfünfzig Jahren fielen malaiische Seeräuber ins Land ein und setzten sich später siegreich, aber nach vielen und hartnäckigen Kämpfen an der Küste fest. Ihre Anführer proklamierten

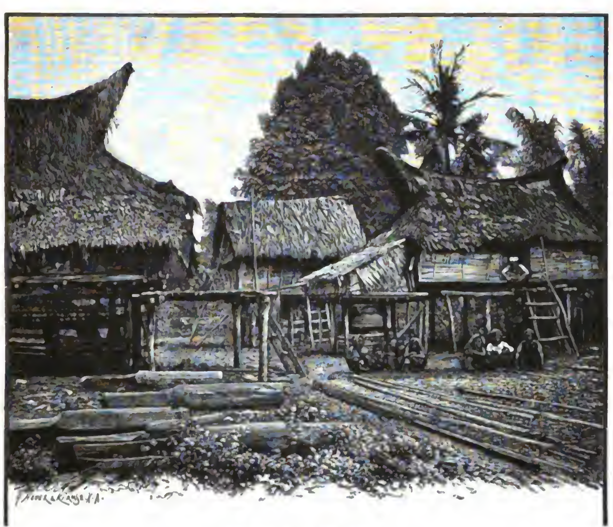


Straße in Deli Labuan.

sich als Fürsten der eroberten Distrikte, und so entstand das heutige malaiische Sultanat Deli. Jahrzehntelang wüteten indessen mörderische Kriege in vielen Teilen der Insel, und noch heute bezeugen die zahlreichen „cottas“, das heißt Festungen, mit hier und da noch ziemlich gut erhaltenen „Wällen und Gräben“ die hartnäckige und langwierige Natur dieser Kämpfe. Endlich kam es zwischen den eingeborenen Datu und den Malaienanführern zu einem Einverständnis. Die Datu wollten die malaiischen Fürsten als ihre Herren anerkennen, ihnen auch Heeresfolge leisten, wenn für alle Zeiten jeder Malaienfürst eine Datutochter heiratete. Durch dieses kluge Verfahren vertrugen sich Eingeborene und Eingewanderte sehr bald, und die listigen Malaien wußten sich der eigentlichen Herrschaft des Landes überall da, wo sie waren, das heißt an den Küsten, zu versichern. Der jetzige Sultan von Deli ist der Nachkomme eines jener Seeräuberführer. So ist es erklärlich, daß heutzutage an vielen Orten Malaien, Battà, Gaihu und Chinesen ziemlich friedlich nebeneinander leben.

Ist es der langjährige Kontakt mit den Holländern auf Java und umliegenden Inseln oder mit den Engländern seit der Gründung der Ostindischen Compagnie, der die Malaien und besonders die Javanen von den übrigen Stämmen jener Himmelsstriche unterscheidet; sicher ist, daß sie allein eine Fähigkeit der Adaption an die europäische Kultur an den Tag legen. Der Battà ist noch heute nach den Gebräuchen seiner Nation ein Kannibale und zeigt wenig Neigung, sich dem Strome der Civilisation, der seines Landes Marken bereits überschreitet, anders als einzeln anzuschließen. Aber der Malaie, häufig schon seit Generationen in Berührung oder

im Dienste der „orang puti", der weißen Männer, betrachtet den Europäer mit Zuversicht als Herrn und Führer und verknüpft arglos sein Schicksal mit dem seines Beschäftigers. Selbst die wohlhabenden Malaien ermuntern ihre Söhne, in die Dienste der weisen, geschäftskundigen Europäer zu treten, und die Folge davon ist, daß es unter ihnen bereits sehr brauchbare Leute giebt, ja sogar solche, welche dem europäischen Arbeiter an die Seite zu stellen sind. Tüchtige Maschinisten, die z. B. selbständig die Dampfmaschine eines Seedampfers beaufsichtigen und in arbeitsfähigem Zustande erhalten, Eisenarbeiter jeder Art aus der Schule der Engländer in Singapore, Zimmerleute, Schiffsbauer, vorzüglich aber gute Matrosen und Unteroffiziere für die Handelsschiffe sind zahlreich unter ihnen vertreten. Und in dieser Hinneigung zu den Europäern werden sie von ihren Vornehmen und Fürsten bestärkt: der Vater des jetzigen Sultans von Deli sandte selbst die Richtkris (malaiischer Dolch), das Schwert der Gerechtigkeit, in welchem sich die oberste Gewalt und die Herrschaft über Leben und Tod ausdrückt, nach Batavia, als Zeichen der Anerkennung der Oberhoheit der Holländer über ihn und sein Volk.



Battahütten in Deli Labuan.

Die Mündung des Deliflusses liegt auf 3 Grad 46 Min. 30 Sek. nördl. Br. und 98 Grad 42 Min. 30 Sek. östl. L. nach Greenwich. Mit dem Dampfschiff ist Deli von Penang in achtzehn, von Singapore in vierzig bis achtundvierzig Stunden zu erreichen. Die Stadt Deli ist nur der Landungsplatz der Fahrzeuge der Eingeborenen, wie ihr Name Deli „Labuan" auch besagt. Auch die Verkaufslokale für die Menge jener Artikel, die arm und reich täglich gebrauchen, sind in Labuan. Dieser Landungsplatz ist nur wenige Meilen von der Mündung des Flusses entfernt, trotzdem

ankern die größeren Prahme und Junken, Lurcher und die europäischen Dampfschiffe von Penang oder Singapore noch unterhalb dieses Hafens, ungefähr zwei bis drei Meilen von der Mündung. Der Delifluß ist wie alle Flüsse der Ostseite von Sumatra an seiner Mündung durch eine Sandbarre schwer zugänglich, und diese Barre erlaubt Tiefseeschiffen überhaupt nicht den Zutritt, da sie nur Schiffen bis zu elf Fuß Tiefgang bei Springfluten passierbar ist. Die nautische Architektur weiß diesem Übelstande übrigens heutzutage zu begegnen, und so sind auch die englischen Packetdampfer, welche auf Deli fahren, große, flachgebaute Fahrzeuge von über tausend Tonnen Tragfähigkeit.

Die Stadt Deli Labuan besteht eigentlich nur aus einer langen am Flusse entlang gebauten Straße, deren Häuser „bis jetzt“ im chinesischen und malaiischen Stile gebaut sind. Ein paar Jahre schaffen indes in unserer Zeit in jenen neu emporblühenden Kolonien solche Veränderungen, daß über Größe und Einwohnerzahl von Deli Labuan nur schwierig Angaben zu machen sind, man müßte sonst die Jahreszahl dazu setzen. Es mögen einige Tausend Menschen in der Stadt selbst wohnen. Dieses Städtchen ist die Residenz des Sultans, aber nicht der Sitz des holländischen Residenten, welcher weiter flußaufwärts, ungefähr fünfzehn Meilen vom Meeresufer, belegen ist. Das Lager der holländischen Truppen, ein Bataillon Infanterie unter einem Major als Höchstkommandierendem, befindet sich dort in der Nähe. Auch die reichsten und blühendsten Pflanzungen liegen in der Umgebung.

Wer die indische „Bungalow-Bauart“ kennt, wird in Deli in dieser Hinsicht nichts erblicken, was sein Auge lange zu fesseln vermöchte. Die Natur ist es, am meisten da, wo sie in ganzer, unberührter Jungfräulichkeit vor den Beschauer tritt, welche das Auge bannt, ja den Sinn berauscht. Der reißende Fluß mit seinen Ufern bietet eine Fülle der entzückendsten, hin und wieder auch wilden Flußlandschaftsbilder. Sumatra mag außer Venezuela wohl jedem anderen tropischen Lande in großartiger Waldesscenerie an die Seite zu stellen sein. Der fruchtbare Boden, von häufigen Regengüssen befeuchtet, und die heiße Sonne bringen eine Vegetation hervor, die erstaunlich ist. Man sieht Blattpflanzen, deren einzelne Blätter groß genug sein würden, einen Mann vollständig einzuhüllen; man sieht Blüten, Blumen, die nicht mehr zart, sondern ungeheuer genannt werden müssen, so die Rafflesia Arnoldi, deren Blüten bis zu zehn Fuß Umfang haben. Nur die Axt, die Säge und das Feuer oder die Dickhäuter, welche sie durchstampfen, vermögen einen Pfad durch diese Wildnis zu brechen; das Rhinoceros, der Elefant erzwingen sich mit gewaltigem Körper eine Bahn durch das dichte Unterholz und der Tiger folgt ihren Spuren. Blühende Schlingpflanzen mannigfaltiger Art geben dem wilden Walde Sumatras noch sein eigenes Gepräge. Die federartig wallenden Kronen der Palmen sieht man überall lieblich vom Himmel abgezeichnet, das hellere oder sattere Grün der Blätter, das bunte Gefieder der Vögel, alles strahlt den Glanz einer wahrhaft tropischen Sonne wieder. Doch die reiche Natur mit all ihrer Pracht muß dem merkantilen Geiste weichen, und die mächtigen Baumriesen sowohl wie die buntgekleideten Schmarotzer, welche sie umgeben oder in ihren Kronen hängen, müssen der Tabakspflanze, dem Pfefferstrauche, dem Muskatnußbaume ihren Platz abtreten. Schon rollt der schwerbeladene Karren, von Bisamochsen gezogen, auf wohlgeebneter Straße dahin, die Reichtümer des Bodens zum Flußufer zu schaffen, wo des Malaien Prahm sie aufnimmt und ans Seeufer schafft. Dort erwartet sie das Kappal api, das Feuerschiff der weißen Männer, staut sie in seinen weiten Bauch und befördert sie zum anderen Ende der Welt. Auch eine Eisenbahn ist in Deli in Angriff genommen worden, und bald werden die eisernen Straßen das reiche Land nach jeder Richtung hin durchkreuzen.

Es ist schwer, über das traktatmäßige

Verhältnis Hollands zu diesen Kolonien Aufschluß zu erhalten oder zu geben. Jedenfalls hat der Sultan (schon seit seines Vaters Regierung) Holland als Schutzherrn über sich und sein Land anerkannt. Den Europäern aber hat er neben seinen Unterthanen das ausdrückliche Recht, Land auf Deli zu erwerben, eingeräumt. Die Kontrakte lauten auf neunundneunzig Jahre, werden aber nur vollgültig, wenn sie vom holländischen Generalgouvernement in Batavia gegengezeichnet sind. Pflanzer rika, vorkommt, in wirksamer Weise vorgebeugt. Die größte der auf Deli bestehenden Gesellschaften ist die bereits überall genannte Deli-Maatschappy mit Kontors in Amsterdam.

Rasch blühten unter diesen Bedingungen die Pflanzungen auf. Man kann das Jahr 1869 für die eigentliche Anfangszeit dieser wichtigen Kolonie annehmen. Im Jahre 1872 empörten sich einige der schon genannten Datu gegen den Sultan, dessen Stellung ihnen gegenüber eine be-



Malaienhütten in Deli Labuan.

oder Gesellschaften, welche Land erwerben, müssen dasselbe selbst bebauen. Ein Teil des Bodens muß in festgesetzter Frist urbar gemacht sein. Auch muß jeder Bewerber um Grundeigentum das Kapital nachweisen, welches zum Urbarmachen des Bodens und zum Betriebe der Pflanzung für eine gewisse Zeit notwendig ist. Verletzung einer dieser Bedingungen läßt das Land ohne weiteres wieder an den Sultan zurückfallen. Durch dieses von Holland richtig angeordnete und dem Sultan angeratene Verfahren ist dem Ländereienschwindel durch gewissenlose Spekulanten, wie er in anderen Ländern, z. B. in Ame-

deutend wichtigere wurde, während der Grund und Boden in großen Strecken in den Besitz der Europäer überging. Es brach unter der Anführung des Datu Dalil ein Aufruhr aus, der erst nach heftigen Kämpfen und mit Hilfe holländischer Truppen gedämpft werden konnte. Die Datu hatten sich nämlich an ihre Stammesbrüder im Inneren, die Battàs, gewandt, es war ihnen die erbetene Hilfe gewährt worden, und Mord und Brand zerstörten in kurzer Zeit mehrere der bereits blühenden Pflanzungen. Als aber Dalil mit seinen Söhnen den Holländern in die Hände geriet, führten sie ihn nach Batavia

und hielten ihn dort bis zu seinem bald nachher eintretenden Tode gefangen. Mit seiner Abführung war der Aufstand gedämpft.

Seinen Söhnen gab man die Freiheit, veranlaßte sie aber, als Offiziere in holländische Militärdienste zu treten. Als Holland bald nachher in den Atchinkrieg verwickelt wurde, desertierten diese mit der europäischen Kriegführung bekannten Brüder, gingen zu den Atchinesen über und bewiesen sich später als die gefährlichsten Feinde Hollands. Noch heute treiben sie dort ihr Wesen, bis sie eines Tages voraussichtlich von neuem in die Gewalt der Holländer geraten werden.



Landschaft am unteren Teil des Deliflusses.

Nach Unterdrückung dieses Aufstandes kam neues Leben in die Pflanzungen, und alljährlich verdoppelte sich das Areal des bereits bebauten Bodens. Die Ausfuhr des hauptsächlichsten Deli-Produktes, des Tabaks, nahm rasch zu, und der Deli-Tabak beginnt eine namhafte Rolle auf den europäischen Märkten zu spielen.

Im Jahre 1870 wurden in Holland schon 3114 Ballen Deli-Tabak im Werte von rund einer halben Million Gulden verkauft. Folgende Zahlen mögen das Zunehmen der Pflanzungen in Deli veranschaulichen. Es kamen auf den holländischen Markt:

1871:	3922	Ballen	im	Werte	von	ca.	$\frac{3}{4}$	Mill.	fl.
1872:	6409	"	"	"	"	"	$1\frac{1}{2}$	"	"
1873:	9238	"	"	"	"	"	$2\frac{1}{2}$	"	"
1874:	12811	"	"	"	"	"	3	"	"
1875:	15147	"	"	"	"	"	$3\frac{1}{2}$	"	"
1876:	28947	"	"	"	"	"	$6\frac{1}{4}$	"	"
1877:	36167	"	"	"	"	"	$6\frac{1}{2}$	"	"
1878:	48455	"	"	"	"	"	9	"	"
1879:	57544	"	"	"	"	"	$10\frac{1}{2}$	"	"

Zahlen sprechen für sich. In zehn Jahren hat sich der Umsatz des Deli-Tabaks wenigstens verzwanzigfacht.

Die Kolonisation.

War der Pflanzer endlich im Besitze seiner Ländereien, so stand er dem Urwalde gegenüber, der von wilden Gebirgswassern durchströmt wurde, und weder Straße noch Pfad erlaubte ihm, in sein Territorium einzudringen, bis Wege hineingehauen waren. Hierzu werden vorzugsweise die Battàs und Gaihus ver-

wandt, denn es scheint, daß der wilde Sohn des Waldes am besten im stande ist, die erste Hand an die Niederlegung der Wälder seiner Heimat zu legen.

Sind breite, fahrbare Wege in verschiedenen Richtungen durchgehauen, so wird der Platz für die Wohnung von Herr und Dienern, Vorratshäusern 2c. bestimmt und das übrige Terrain eingeteilt. Während alle diese Arbeiten mit großer Schnelligkeit in Angriff genommen werden, steigen bereits die Gebäude empor. Die Malaien verstehen sich besonders auf den Hausbau und leisten darin Außerordentliches. Häufig ruht das Wohnhaus des Pflanzers auf einem steinernen Unterbau, während das Obergeschoß, zu dem breite Treppen emporführen, aus Holz gebaut wird. Das Dach besteht meistens aus dicht zusammengeflochtenen Palmenblättern. Aber weder Malaien noch Battàs oder Gaihus sind die eigentlichen Feldarbeiter. Sie bereiten nur den Weg für die Kulis, die chinesischen Arbeiter, welche erst auf der Pflanzung erscheinen, nachdem ihre Hütten, in langer Reihe gebaut, fertig dastehen und ihrer Insassen harren.



Landschaft am oberen Teil des Delifluſſes.

In verschiedenen Weltteilen ist die sogenannte Kulifrage zu einer brennenden geworden. Das dicht bevölkerte China bringt eine so große Menge von Arbeitskraft hervor, daß eine Verwendung derselben im eigenen Lande außer Frage steht. So wandern die Arbeiter jährlich zu Tausenden aus. Große Schwärme von ihnen landen in Kalifornien und Nachbarländern, so daß die chinesische Bevölkerung dort bereits nach Millionen zählt. Andere wenden sich nach Süden, nach Australien, wieder andere nach Peru, um in den tödlichen Guanoplätzen, vorzüglich den Chincha-Inseln, Beschäftigung und ein frühes Grab zu finden. Schon sind sie über den Isthmus nach Westindien und den Oststaaten der Union durchgedrungen und richten das Auge über den Atlantischen Ocean nach Europa hinüber. In Asien findet man sie zu Tausenden in jeder Küstenstadt, und es wimmelt dort im buchstäblichen Sinne des Wortes von

Chinesen. Sie übertreffen häufig die Eingeborenen drei- bis viermal an Zahl. So leben in Singapore, einer Stadt von höchstens 100000 Einwohnern, über 80000 Chinesen. Sie nisten sich so dicht ein, daß die Größe des chinesischen Stadtviertels durchaus keinen europäischen Maßstab für die darin hausende Einwohnerzahl bietet. In einem einzigen Zimmer, welches in Deutschland von einem oder zwei Menschen bewohnt sein dürfte, verstehen sich ihrer dreißig oder vierzig „bequem“ einzurichten. An den Wänden hinauf bis an die Decke bauen sie sich, Schiffskojen ähnlich, die Schlafstätten oder lagern auf einfacher Matte am Boden. Entleeren sich zur Marktzeit die Häuser ihrer Einwohner, so sind die Straßen so gedrängt voll von schnatternden, schreienden Zopfträgern, daß der staunende, halb verwirrte Europäer weder vorwärts noch rückwärts kann, ohne gedrängt oder gestoßen zu werden, und mancher sich gewaltsam einen Weg durch dies Menschengewoge bahnen muß. Wäre dieses Volk nicht zugleich das anspruchsloseste der Welt, so würde man überhaupt schwer begreifen können, woher sie ihren Lebensunterhalt nehmen. Reis als Brot, Reis als Gemüse und als einzige Fleischnahrung etwas getrockneter, salziger Fisch ist sein täglicher Speisezettel das ganze Jahr. Kann er sich zuweilen eine Schale Thee erlauben, so ist er glücklich.

Diese Kulis sind das beste Arbeitselement Asiens, vorzüglich auf den Plantagen. Auch in den Städten sind die chinesischen Handwerker die billigsten und gesuchtesten. Überhaupt würde es ungerecht sein, den Chinesen mit den Battàs, Gaihus oder selbst den Malaien zu vergleichen. Ein Vergleich wäre nur mit europäischen Arbeitern möglich, und diesen hat der Chinese die Existenz in jenen Ländern durch seine Billigkeit und Anspruchslosigkeit unmöglich gemacht.

Durch seinen Charakter, seine abgesonderten Gewohnheiten und seine Lebensweise macht sich hingegen der Chinese allen Nationen, mit denen er in Berührung kommt, unliebsam, den Arbeitsklassen aber verhaßt. Selbst der wohlhabende Chinese würde es sich nie vergeben, wenn er sich eine Gelegenheit entgehen ließe, einen Ang Mo (Rothaar, das heißt Europäer) zu hintergehen oder zu betrügen. Sie nennen das Betrügen im Handel Klugheit. Der Chinese, könnte man sagen, gehört nicht der Erde an, auf welcher wir alle wohnen und auf welcher ein gewisser, allen Völker gleich eigentümlicher Moralkodex herrscht, sondern China allein. Auch seine notorische Feigheit, knabenhafte Furchtsamkeit dem Europäer oder Amerikaner gegenüber macht ihn verächtlich. Es giebt Leute, welche behaupten, daß man auch unter Chinesen das findet, was wir in Europa rechtschaffene Leute nennen. Wo Chinesen leben, hält man das für einen Irrtum, denn ihre Rechtschaffenheit ist eine andere als die unsere. Wer wie wir die Chinesen in Peru, in Kalifornien und Oregon, in den asiatischen Küstenländern und in China selbst kennen gelernt hat, kann als Europäer nur ausrufen: „Wohl dem Lande, wo es keine Chinesen giebt!“

Auf Sumatra, den eingeborenen Battàs und Gaihus gegenüber, welche wie alle Wilde schwer zu regelmäßiger und dauernder Arbeit heranzuziehen sind, ist es ein Glück und Segen, wie man sagt, anstellige Chinesen als Arbeiter zu bekommen. Diejenigen malaiischen Stämme, welche man civilisiert nennen kann, wie die Javanen zum Beispiel, sind nicht so zahlreich, daß sie dem großen Bedarf an Plantagenarbeitern Genüge leisten könnten, auch neigt der Malaie wie seine Väter viel zum Seefahren hin. China aber bringt keine rechten Seeleute, trotz seiner bedeutenden Küstenlinie, hervor. Das Land ist ihr Element, wie das des Franzosen in Europa. Die besten Feldarbeiter kommen aus den Provinzen Teotschu, Hokien und Keh. Aus Kanton und Umgegend kommen die besten Handwerker, während die Eingeborenen der Insel Heinam gern zu Hausdienern, Köchen, Wasch- und Plättmännern genommen werden,

denn Beschäftigung für weibliche Personen giebt es dort nicht.

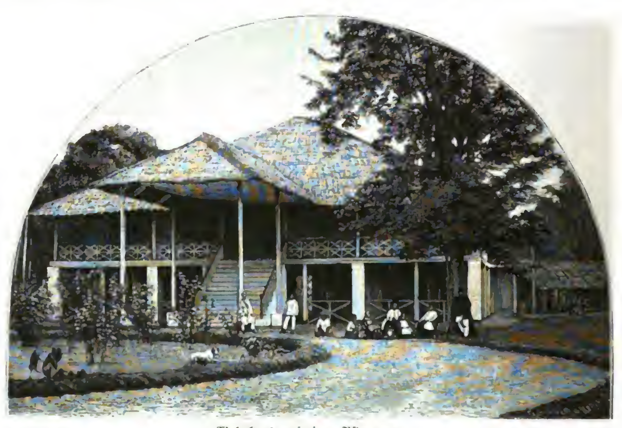
Um eine Anzahl Kulis für eine Plan-



Gründung einer neuen Plantage.

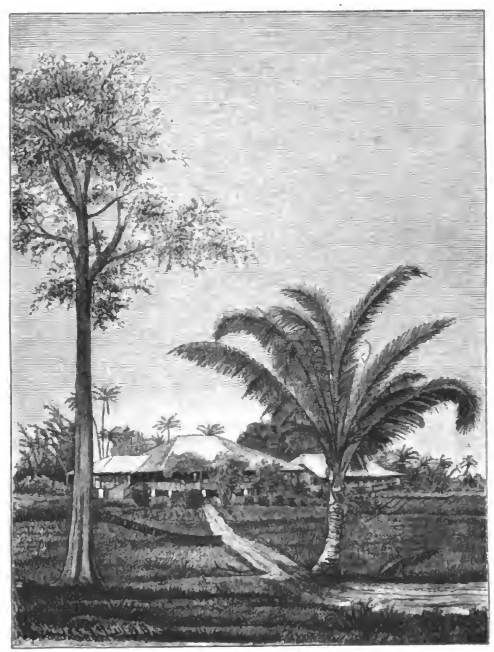
tage anzuwerben, wandte man sich früher an Zwischenhändler, welche, selbst Chinesen, für eine gewisse Summe per Kopf die gewünschte Anzahl Arbeiter auf der Plantage ablieferten. Außer den Reisekosten, welche dem Pflanzer zur Last fallen, war die Kommission in Singapore und Penang zuerst ein Dollar per Kopf. Mit der vergrößerten Nachfrage stieg diese Kommission aber bald bis zu zwanzig Dollars, und die Pflanzer sahen sich genötigt, auf andere Mittel und Wege zu sinnen, sich Arbeiter zu verschaffen, um

so mehr, da mit dem Arbeiter auch die Kommission häufig verloren ging, wie weiter unten näher erklärt werden wird. Und man fand sie, indem man als zuverlässig erkannte Arbeiter selbst nach China zu ihren Verwandten und Stammesbrüdern zurückschickte, um unter denselben Rekruten für Sumatra anzuwerben. Sie gingen und kamen mit Scharen ihrer Brüder im engeren und weiteren Sinne des Wortes zurück. Durch dieses Verfahren erlangte man nicht nur bessere Arbeiter, sondern man war auch dem Ausbeutungssystem der Kulimakler nicht mehr ausgesetzt. Unter sich sind auch die Kulis eines Stammes oder einer Provinz sehr anhänglich, bei Verwandten aber ist das Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit viel stärker ausgebildet als bei anderen Völkern, ja selbst als bei uns. Das Heimweh ist bei ihnen eine Krankheit, die nur allzu häufig einen tödlichen Ausgang nimmt, indem sich der Chinese, welcher keine „Brüder“ gefunden, in der Fremde aufhängt oder vergiftet. Der Selbstmord ist ein alltäglich vorkommendes Ereignis, und der Pflanzer kann nicht vorsichtig genug sein, um alles zu vermeiden, was sie dazu treiben könnte. Schon eine Spielschuld — sie sind leidenschaftliche Hazardspieler — oder ein Streit mit einem Verwandten, was sie sehr tief fühlen, ein vermeintliches oder wirkliches Unrecht, das ihnen der Herr gethan, treibt sie dazu, so daß dem Pflanzer namhafte Verluste aus dieser Selbstmordpropensität erwachsen. So gerieten auf einer Pflanzung zwei Kulis, die einer Verwandtschaft angehörten, in Streit, und der eine vergaß sich so weit, dem anderen einen Schlag in das Antlitz zu versetzen. Als der Streich gefallen, sprangen beide entsetzt auseinander, und der Geschlagene rief: „Was! Wir sind eines Stammes, eines Blutes, kommen weit her, um hier bei Fremden unser Glück zu suchen, haben Heimat und Freunde verlassen, und du schlägst mich? . . . Ich werde mich töten, und mein Geist soll dich verfolgen.“ Und ehe die schnell zusammengerufenen Stammesgenossen ihn daran hindern konnten, hatte er eine große Dosis Opium verschlungen. Auch den bei den Europäern übelberüchtigten geheimen „Schutz-



Wohnhaus auf einer Pflanzung.

gesellschaften", zu deren einer ein jeder Chinese gehören muß, fallen viele zum Opfer, wenn auch indirekt durch Bedrükkung oder sonst wie. Ohnmächtig steht der Pflanzer diesem Unwesen, welches anscheinend mehr Macht über seine Arbeiter hat als er selbst, gegenüber. Nur durch Chinesen kann er sich in die Schwierigkeiten mischen und Frieden stiften.



Wohnung des Administrators der Deli Maatschappy.

Auch durch Desertion oder Selbstmord aus einem anderen Grunde erwuchsen dem Pflanzer große Verluste. Es geschah nämlich häufig, daß die Agenten, welche Arbeiter angeworben hatten, größere Summen als Handgeld bezahlt zu haben vorgaben, als die Arbeiter wirklich empfangen hatten. Bestand dann der Pflanzer, auch der rechtlichste und menschenfreundlichste unter ihnen, auf seiner Forderung, so war am nächsten Morgen entweder keine Spur mehr von dem Betreffenden zu finden oder man sah ihn am nächsten Baume hängen, und der Pflanzer hatte doppelten Verlust. So gingen nicht selten Kommission und Arbeiter zusammen verloren.

Das erste Geschäft des Kulis auf der neuen Pflanzung, nach seinem Einzuge in die neue Hütte, ist eine Art religiöser Ceremonie, ein Einweihungsakt. Er erfleht den Segen seiner Hausgötzen, indem er ihnen ein Speiseopfer bringt. Für des

Opfernden Umstände ist dieses ein sehr kostspieliges Verfahren, und das Opfer ist nicht selten ein solches, daß er mehrere Wochen dafür zu arbeiten hat. Chinesische Räucherstöcke werden in die Gerichte selbst eingesteckt und angezündet, so daß die Luft weit und breit von jenem eigentümlichen Wohlgeruch angefüllt ist. Die Stammesgenossen und Freunde helfen dem Opfernden und den Hausgöttern später, die Speisen unter großem Geräusch zu verzehren. An Flüssen werden auch die gefüllten Schüsseln auf die davoneilende Flut gesetzt, und indem man sie vorher mit vielen bunten Zetteln, auf welche heilige Sprüche geschrieben sind, überstreut, überläßt man sie den Wellen. Diese Opfer werden auch bei anderen wichtigen Anlässen und Unternehmungen gebracht, und solche Opfertage sind die Festtage des Chinesen. Den Sabbath kennt er nicht.

Zufrieden geht der Kuli seinem künftigen Schicksal im fremden Lande entgegen, wenn er Stammesgenossen gefunden hat und er die vaterländische Zunge, den Dialekt seiner Heimat hört. Auch der Pflanzer findet es vorteilhaft, wenn er diese Möglichkeit zuwege bringen kann. Die Verschiedenheit der chinesischen Dialekte würde sonst das Verständnis unter den Arbeitern und mit ihren Aufsehern, welche auch Chinesen sind, sehr schwer machen. Auf Deli und besonders auf den Pflanzungen der „Deli Maatschappy" ist für jede Pflanzung ein Administrator, ein Europäer, welchem oft noch mehrere Assistenten zur Seite stehen. Die Ober- und Unteraufseher sind Chinesen.

Die ersten Tage nach Ankunft auf der Pflanzung ist der Kuli frei. Er benutzt die Zeit, Verwandte oder Freunde aufzusuchen, sich die Pflanzung zu besehen und seine Werkzeuge in stand zu setzen. Die Kulis werden in Gruppen von dreißig oder vierzig einem Unteraufseher zugeteilt, der womöglich von ihrem Stamme ist. Vier oder fünf Unteraufseher mit ihren Mannschaften stehen wieder unter einem Oberaufseher, so daß eine solche Abteilung ungefähr hundertfünfzig Mann stark ist. Die Assistenten des Administrators stehen dem letzteren in der Leitung des Ganzen zur Seite. Jedem Kuli wird ein Stück Land, welches sechzig Fuß breit und neunhundert Fuß lang ist, durchs Los zugeteilt. Diese langen Streifen Landes stoßen mit der schmalen Seite an die Straße, wo die Kulihütten stehen, so daß sich Arbeiter und Arbeitsplätze in unmittelbarer Nähe voneinander befinden. Ist der Boden einmal abgeerntet, so verläßt man ihn, und die wuchernde Vegetation ist bald wieder seiner Herr geworden, und das Dickicht bildet sich von neuem. Solange nur Tabak gebaut wird, verlangt jede Ernte bedeutende Vorarbeiten, indessen da die zweite Ernte schon ein viel geringeres Produkt hervorbringt, ist man gezwungen, jedes Jahr neues Land zu bebauen. Mit der Zeit — und man plant dergleichen bereits jetzt — wird man sich anderen Kulturen zuwenden, und der Boden, welcher für Tabak abgeerntet ist, wird andere Produkte hervorbringen. So dehnen sich die Pflanzungen immer weiter aus, weit bis ins Innere hinein, und man glaubt in ungefähr zehn Jahren das noch nicht bebaute Land in Deli urbar gemacht zu haben. Dann werden große Veränderungen eintreten. Die größte Gesellschaft für Tabaksbau in Deli ist die „Deli Maatschappy", welche seit 1869 besteht und eine größere Anzahl, mindestens fünfzehn, Pflanzungen besitzt. Die Ausfuhr des Tabaks, welche im ersten Teil dieser Arbeit angegeben ist, beweist zur Genüge, in welchem Maßstabe diese Pflanzungen vorschreiten und sich den Urwald unterwerfen.

Die Methode, welche angewandt wird, um den Wald zu vernichten, ist die des Feuers, die indessen große Schwierigkeiten bietet, indem man trockenes Holz in Menge hinzufügen muß, um den grünen Wald und die saftreichen Stämme und Stämmchen zum Brennen zu bringen. Zuerst werden die großen Bäume gefällt, dann wird alles, Stämme, Bäume und

Unterholz, mit trockenem Holze vermischt und dem Feuer übergeben. Bis auf die mächtigen Stämme der Waldriesen, vorzüglich des sogenannten Singaporebaumes, brennt alles ziemlich rein vom Erdboden weg. Dieser Singaporebaum ist in den hinterindischen Häfen der einzige, aus welchem Masten und Rahen für Schiffe gemacht werden. Das Holz ist zähe, schwer wie Eichenholz, und verarbeitet zeigt es eine schöne goldgelbe Farbe.

Was das Leben des Europäers auf diesen Pflanzungen anbetrifft, so hat er alles, was die Civilisation zu gewähren im stande ist. Dampfer von den englischen Kolonialhäfen versehen ihn mit allem, was er bedarf. Das Leben ist ein luxuriöses. Das Wohnhaus ist prächtig eingerichtet, dabei offen, luftig, dem Klima Rechnung tragend. Eine Armee von dienstbaren Geistern steht zu seinen Diensten bereit. Australische Pferde wie eingeborene Ponys zum Fahren und Reiten stehen im Stalle. Wagenfabrikanten giebt's schon in Singapore. Jede Art von Speise und Getränk, die man in Europa schätzt, bringt das „Boot" von Singapore, wohl eingepackt in hermetisch verschlossene Blechbüchsen. Zeitungen, Bücher, Journale kommen regelmäßig auf demselben Wege.

Und doch ist die ganze Existenz dieser Leute eine wenig zu beneidende. Die Hitze ist fast unerträglich. Trotzdem muß der Administrator weite Ritte durch die glühende Landschaft unternehmen, wozu der größte Teil eines Tages kaum ausreicht. Sechs- bis achtstündige Ritte kommen oft vor. Und die europäischen Frauen? Es lebt dort eine Anzahl von ihnen, aber die Sonnenglut Sumatras macht die Rosen auf ihren Wangen gar schnell erbleichen. Auch sind sie zu vollständiger Unthätigkeit verdammt; die große Hitze läßt eine sonst so wohlthätige Beschäftigung im Inneren des Hauses, die ja der Frauen Element ist, nicht zu. Deli ist der Ort für diejenigen Damen, welche es für eine schöne Existenz halten — wie die Levantinerinnen —, ihr Leben sitzend oder liegend und gähnend „im süßen Nichtsthun" zu verbringen. Unsere deutschen, holländischen und englischen Damen leiden deshalb am meisten dort.

Mit der Zeit werden die Fieber mit Wald und Sumpf wohl verschwinden und die Europäer sich acclimatisiert haben wie die Portugiesen z. B. auf Malakka, aber die Sonnenhitze wird dieselbe bleiben, und der Mensch muß sich verändern, um sich dem Klima anzupassen. Dann werden neue Nationen auf diesem Boden erblühen, und die schwarzen Kannibalen von heute sich dem gewaltiger anwachsenden Strome der europäischen Civilisation anschließen oder ausgerottet werden; germanische Gesittung, Fleiß und Rührigkeit erringen die Herrschaft, und unsere alte Mutter wird durch eines ihrer Kinder, Holland, auf fremdem Boden, wie in England, Amerika, Australien, sich wieder neu verjüngen.





Unsere schonenswerten Tiere.

Von

Karl Müller.



Die Nahrung der Tiere kann großenteils durch sorgfältige und scharfe Beobachtung mit bloßem Auge ergründet werden, wenigstens ist dies gegenüber solchen Tieren der Fall, deren Wandel nicht der Verborgenheit angehört. Aber es giebt sehr viele Tiere, welche nur in ihrer Ernährungsart durch Sezierung ihrer Verdauungsorgane oder Untersuchung ihrer Exkremente und Gewölle vollkommen richtig und erschöpfend beurteilt werden können. Wie wenig Gewicht aber früher die Naturforscher auf eine gründliche Untersuchung dessen legten, was die Tiere durch ihre Ernährung an Nutzen oder Schaden in den Wäldern, Feldern, Wiesen und Gärten verursachen, beweist einfach die Thatsache, daß man die nützlichen Insektivoren unter den Säugetieren mit schädlichen Räubern oder auch (z. B. die Spitzmäuse) mit den plagenden und verheerenden Nagern in eine Kategorie setzte und die Eulen, Bussarde u. s. w. in die Acht erklärte. Ja, man ging so weit, die insektenfressenden Vögel deshalb für unbedingt nützlich zu halten, weil die Insekten sämtlich für schädlich gehalten und mit dem verdammenden Namen „Ungeziefer“ bezeichnet wurden. Viele unserer insektenfressenden Säugetiere und Vögel vertilgen ebenso viele nützliche als schädliche Insekten. Aber man hat auch die Leistungsfähigkeit der Kerbtierfresser bei weitem überschätzt, denn diese letzteren befinden sich ja einer Milliardenzahl von Insekten gegenüber, von der man sich einen schwachen Begriff machen kann, wenn man im Sommer Wiesenhalme, Sträucher und Büsche schüttelt, nachdem man zuvor ein weißes Tuch untergelegt hat. Was vermögen alle Feinde der Maikäfer in einem sogenannten Maikäferjahr gegen die aller schätzenden Maßstäbe spottende Masse? was die Feinde der Mäuse in einem Mäusejahr? Ein verschwindendes Nichts!

Den Beweis für die vorhin ausgesprochene Behauptung, daß unsere Säugetiere und Vögel als Kerbtiervertilger nicht durchgängig Nutzen bringen, liefern die Raben, Würger, Drosseln, Schmätzer, Nachtigallen, Rotschwänze, Fliegenfänger u. s. w. Sie alle, besonders die Würger, zehnten mit besonderer Gier die nützlichen Raub- und Laufkäfer (Carabiden und Staphyliniden), unter den genannten die Fliegenfänger die Schmarotzer-Bienen, Schweb- und Mordfliegen, die Goldwespen und die Libellen. Die Eulen rauben nicht nur echte, also schädliche Mäuse, sondern auch die größtenteils nützlichen Spitzmäuse und Maulwürfe. Die Vögel selbst wissen wahrlich nicht, den Raub- und Laufkäfer, die Biene, die Schlupf- und Goldwespe und so manche Spinne von den schädlichen Kerbtieren zu unter-

Anm. Nach gemeinschaftlichen Forschungsresultaten der Brüder Karl und Adolf Müller.

scheiden. Es ist eine gänzlich falsche Vorstellung gewesen, welche glaubte, daß die Vögel unbedingt den Schaden der Insekten im Bereiche der Natur ausgleichen. In der Kerbtierwelt selbst liegt ein viel größerer Ausgleicher. Die Schlupfwespen, die Schweb- und Mordfliegen, die Laufkäfer, die Raubkäfer, die Libellen, die Schmarotzerbienen, die Goldwespen und ähnliche Arten, welche teils durch ihren Raub, teils durch ihr Fortpflanzungsgeschäft eine unabsehbare Zahl der Vertreter ihrer eigenen Klasse zu Grunde richten, überzeugen uns von dieser Thatsache. In Normaljahren ist freilich die Thätigkeit der Insektenfresser unter den Vögeln und Säugetieren, sowie das Vertilgen schädlicher Nager seitens derselben nicht zu unterschätzen. Einzelne Arten leisten darin wirklich Erstaunliches, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, rechtfertigt sich die gesetzliche Schonung derselben in ihrer ganzen Strenge.

Aber auch von ästhetischer Anschauung aus möchten wir den Schutz unserer Säugetiere und Vögel, soweit nicht ihr schädliches Eingreifen in die vielseitigen menschlichen Interessen ihre Verfolgung erheischt, allseitig empfehlen. Berührt es den Naturfreund, ja, wir dürfen sagen jeden gefühlvollen und wahrhaft gebildeten Menschen mit Abscheu, wenn er sieht, wie der habgierige Jagdpächter, der rohe, mordlustige Aasjäger alles tot zu schießen strebt, was nur seinem Rohr erreichbar ist; bedauern wir es aufrichtig, daß manche Wildgattung auch in mäßigstem Bestande von solchen Barbaren nicht mehr weidgerecht behandelt wird; möchten wir also selbst offenbar schädliche Tiere nicht ganz aus der lebendigen Scenerie der Fluren und Wälder entfernt und ausgetilgt sehen: wie viel mehr müssen wir der Schonung unserer nützlichen und anmutigen Tiere, insbesondere der Singvögel, das entschiedenste Wort reden.

Dieses rührige, liebenswürdige Volk der Lüfte bethätigt nach allen Seiten hin dem Menschen eine Hilfe gegen die Feinde der Forst- und Landwirtschaftsinteressen, daß es in Wahrheit sein Freund und Wohlthäter genannt werden kann. Des Landmanns bester Freund, der Star, folgt der Pflugschar und ihm auf dem Fuße nach, um Engerlinge, Würmer und Kerse zu vertilgen. In gleicher Weise verfährt die gemeine und die Saatkrähe, sowie die Dohle. Wohl hat der Gartenbesitzer zuweilen Ursache, sich über den Star zu beklagen, der junge Pflänzchen ausrupft und Blätter und selbst Blumen abreißt, um sie in seine Höhle zu tragen oder beim Wurzelausziehen an verborgene Würmer und Kerflarven zu gelangen; wohl zürnt ihm der Obstbaumzüchter zur Zeit der Reife seiner Kirschen und verwünscht zugleich mit ihm den Pirol und die Krähe, die ebenfalls den Kirschen nachstellen; wohl hat der Weinbergbesitzer ein Recht, seine Trauben vor den Scharen der zusammengezogenen Stare zu schützen, aber alle diese in ihren Interessen zeitweilig Geschädigten dürfen nicht vergessen, daß der Schaden durch den Nutzen zu anderen Zeiten weit überwogen wird. Die Bienenzüchter erklären, indem sie nur ihre eigenen Bestrebungen und Liebhabereien ins Auge fassen, die Rotschwänzchen, Fliegenfänger, Rotkehlchen und sogar die Kohlmeisen für schädliche Vögel, während dieselben, namentlich letztere, wie die Meisen überhaupt, den vielseitigsten Nutzen bringen. Statt daß der Landwirt sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die durch den Würmer, Engerlinge, Schnecken und Insektenlarven in großer Menge raubenden Maulwurf aufgeworfenen Erdhügel zu verebnen, stellt oder läßt er handwerksmäßig dem nutzenbringenden Tiere Fallen stellen. Verblendung war es, wenn forstlicherseits der Igel in Bann und Verfolgung gethan wurde, weil er in Saatrinnen auf Forstkulturflächen betroffen und für den Zerstörer der in diesen Rinnen gefundenen zerkauten Holzsamenreste gehalten worden ist, während derselbe doch nur den an diesen Örtlichkeiten angesammelten Engerlingen nachstellte. Welche widersinnigen Bestimmungen sind es, wenn der kerffressende Dachs

verfolgt und dagegen das entschieden schädliche Eichhörnchen geschont wird!

Wenn wir die Frage stellen, wie es ohne die nützlichen Säugetiere und Vögel in Flur-, Garten- und Waldkultur aussehen würde, und andererseits uns denken, wie viel besser es darin noch aussähe, wenn diesen nützlichen Tieren ausgedehntere Schonung und Pflege zu teil würde, dann können wir nur unser tiefstes Bedauern darüber ausdrücken, daß noch immer nicht die eingreifendsten Maßregeln zum Schutz der vielfach verfolgten Freunde der Menschen zur Geltung gekommen sind. Wer beobachtet hat, wie die fütternden Meisenpaare und die Meisenfamilien Bäume und Büsche reinigen von den mannigfaltigsten Kersen in jeglichem Entwickelungsstadium; wer die Gefräßigkeit des Kuckucks kennt und ihn Dutzende von Nonnenraupen (Liparis monacha), diese Verwüster der Laub- und Nadelwälder, verschlucken sah; wer die Thätigkeit der Grasmücken im Herbst in Gemüsegärten kennen gelernt hat, wie sie die Raupen des Kohlweißlings von den Blättern fleißig ablesen; wer Eulen, Bussarde, Raben, Füchse, Katzen, Igel, Marder und Iltisse auf der Mäusejagd beobachtete: der weiß die dankenswerten Leistungen aller dieser Tiere hinlänglich zu schätzen. Die Gefräßigkeit der Fledermäuse, der Nachtschwalben, der Segler und unserer Mehl- und Rauchschwalben, die alle von Insekten sich nähren, ist enorm. Mag es auch in vielen Fällen schwer fallen, Nutzen und Schaden richtig abzuwägen, und entscheiden auch großenteils örtliche Verhältnisse, so bleibt doch bei allen Schwankungen der Wage ein bedeutendes Übergewicht auf der Seite der schutzempfehlenden Schale.

Es wird laute Klage erhoben über Abnahme unserer Vögel, insbesondere der Singvögel, und immer ist man geneigt, nur die Vogelstellerei als Urheberin dieses beklagenswerten Mangels zu denunzieren, während doch die Veranlassung in mannigfaltigen mitwirkenden Umständen und Faktoren zu suchen ist. Unbestritten wahr ist es, daß der Handel mit unseren deutschen Singvögeln, das tausendweise Abschlachten von Lerchen, Drosseln, Amseln, Meisen und anderen insektenfressenden Vögeln tief eingreift, daß namentlich im Herbst eine unberechenbare Zahl bei uns nistender und nach Süden zur Winterherberge wandernder Vögel in Italien der Leidenschaft der Vogelsteller und der Gewinnsucht der Händler zum Opfer fällt, und erst ein internationaler Vertrag, wie ihn Österreich mit Italien abgeschlossen, aber leider noch nicht umfassend und wirksam genug vereinbart hat, Deutschlands und der übrigen europäischen Länder untereinander zum Schutz der Singvögel wird der Vermehrung und dem Gedeihen der befiederten Sängerwelt Vorschub leisten. Die Vogelstellerei, welche von unseren Vogelliebhabern betrieben wird, zeigt sich nicht so gefährlich, daß sie als Ursache merkbarer Abnahme der Sänger überhaupt in Anschlag kommen könnte; nur die selteneren Nachtigallen und Sprosser dürften dadurch empfindlicher geschädigt werden, immer jedoch nur dann, wenn der Handel mit der Nachstellung und dem Fang Hand in Hand geht.

Offenbar die größte Schädigung der Singvögel kommt auf Rechnung der steigenden Kultur und der berechnenden Verwertung des Grundes und Bodens, indem man Hecken, Gebüsch und Strauchwerk ausrodet und ihren Bestand auf das allergeringste Maß reduziert. Unsere Gartenhecken müssen gesetzmäßig zweimal alljährlich, im Frühling und Nachsommer, beschnitten werden. Wie natürlich, daß die im Frühling ankommenden Sänger vergeblich hier und dort nach beliebten Schutz- und Nistorten suchen, wie natürlich, daß durch das Heckenschneiden im Sommer viele Spät- oder Nachbruten zerstört werden. Gerade die edelsten Sänger sind die eigensinnigsten und wählerischsten in Bezug auf Aufenthalt und Fortpflanzungsstätten. Im Walde finden häufig tief eingreifende Veränderungen statt und vertreiben die wählerischen Vögel. Alte Eichen, die durch ihre Höhlungen den

Höhlenbrütern Schutz- und Brutstätten boten, werden gefällt; den Fledermäusen und den Vögeln entzieht man ebenso die Linden, Rüstern, Ahorne, Heinbuchen, Weiden, ehe sie durch das Alter zu geeigneten Heimstätten werden. Der materialistische Zug unserer Zeit ist wenig bedacht auf Anlegung von Gebüsch- und Baumgruppen, und wo man in Gärten zu Kunstanlagen schreitet, da räumt man überall fein säuberlich auf, stellt alles licht und ebnet alles gleich. Nur in größeren Parkanlagen finden unsere Sänger noch dauernde Wohnplätze auf viele Jahre hinaus. Die gefährlichen Räuber der Lüfte kommen selbstverständlich leichter zum Ziel ihrer Nachstellungen an Orten, wo das rettende Obdach mangelhaft, als da, wo dichter Unterwuchs und ausgedehnteres Busch- und Strauchwerk herrschend ist. Man hat für die Höhlenbrüter in Hausgärten und an Häusern durch Nistkästen recht erfolgreich gesorgt, aber im Walde ist dies bis jetzt nur versuchsweise geschehen, und da die Annahme der künstlichen Brutstätten dort seitens der Vögel schwieriger zu erzielen ist, so setzte man die ersten mißlungenen Versuche nicht fort. Hohle Äste und Baumstümpfe, die sich bei Holzfällungen ergeben, würden, zu Nistkästen eingerichtet, unzweifelhaft günstigen Erfolg herbeiführen.

Tritt unseren Schützlingen, den echten Naturkindern, die alles beleckende Kultur vielfach feindlich entgegen, so leiden dieselben nicht weniger nach einer Richtung hin durch Verkehrseinrichtungen. Es entzieht sich dem Auge der Beobachtung eine außerordentlich große Zahl von Vorkommnissen, so z. B. daß Vögel an Telegraphendrähten zur Frühjahrs- und Herbstzugzeit sich den Kopf einrennen oder derartig andere Körperteile, vorzüglich die Flügel, verletzen, daß sie elend auf dem Boden umkommen oder Raubtieren anheimfallen. Die alljährlich in dieser Beziehung von uns gemachten Erfahrungen stellen es außer allen Zweifel, daß das über Europa verbreitete und viel verzweigte Telegraphennetz einer geradezu erschreckenden Anzahl von Zugvögeln Tod und Verderben bringt. Gerade die insektenfressenden Singvögel ziehen oder wandern des Nachts in der ungefähren Höhe, in welcher die Drähte gespannt sind, und wenn ein solcher Vogel die Reise von uns bis Italien oder ins südliche Frankreich im Herbst und im Frühjahr wieder zurück in die Heimat von dort aus glücklich und wohlbehalten, ohne Anstoß an die ihm entgegenstarrenden Drähte, vollzieht, so ist dies wirklich ein Glück. Daß auch Vögel in der Fremde und auf dem Zug anderen verderblichen Einflüssen preisgegeben sind, kann man sich denken, da ja das Reisegebiet zum Teil über das Mittelländische Meer hinüberragt.

Was schleichende und kletternde Katzen, schlüpfende Wiesel, lauernde Füchse, sprungbereite Marder, über Äste und Zweige hinhuschende Haselmäuse, gewandte Eichhörnchen, Tag- und Nachtraubvögel den armen Vögeln an Leid und Weh zufügen, ist sehr bedeutend. Auch die Rabenvögel schonen keineswegs unsere lieblichen Sänger, mögen diese hoch oder niedrig, auf Bäume und Büsche oder auf den Boden bauen. Nach unserer Erfahrung kommen die meisten Zerstörungen von Vogelbruten dem in unseren Wäldern sehr zahlreich vertretenen Eichelhäher und dem Eichhörnchen zur Anrechnung.

Böse Buben, die von Zerstörungswut getrieben werden, sind auch keine geringzuschätzende Feinde der Vögel. Sollen überhaupt in der Behandlung unserer nützlichen Tiere die seither noch in Menge begangenen nachteiligen Fehler vermieden und soll ein segensreicher Schutz den schätzenswerten Geschöpfen gesichert werden, dann müssen alle Faktoren im großen und kleinen zusammenwirken und vor allen Dingen klare und konsequente Gesetze geschaffen werden. Möge unser Reichstag demnächst in solcher Weise einem vorgelegten Entwurf über Vogelschutz gegenüber in der rechten Weise thätig sein!

Dem Publikum aber, welches an dieser Frage Interesse findet und sie ihrer Be-

deutung nach würdigt, wollen wir in gedrängter Darstellung eine Übersicht im einzelnen über unsere schonenswerten Säugetiere und Vögel geben. Wir werden dabei ganze Familien in ihrer Ernährungsweise charakterisieren und die Scheidung der nützlichen von den schädlichen Gliedern vornehmen.

I. Die Säugetiere.

In der Ordnung der Handflatterer (Chiroptera) beschäftigen uns hier hauptsächlich die Mitglieder der Familie Fledermäuse aus der Unterordnung der insektenfressenden Flatterer (Entomophaga s. Insectivora), weil unsere einheimischen Handflatterer wesentlich nur dieser Familie angehören Ihre ganze Lebensbethätigung spricht gleichsam zu dem Tierfreunde: „Beurteile mich nicht nach meiner Unscheinbarkeit und Häßlichkeit!“

Aber gerade dieser Tiergruppe scheint eine Verkennung beschieden zu sein, denn fast in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft stößt der vorurteilslose Naturkundige noch neben natürlichem Abscheu auf vorgefaßte Meinung, ja auf abergläubische Ansichten über diese harmlosen Tiere. Namentlich sind unseren Frauen die Fledermäuse noch wahre Schreckbilder, und beim Anblick eines solchen Tieres werden Besen, Handtuch und sonstige Waffen ins Treffen gegen den verirrten Gast in den Stuben geschickt. Man trägt Besorgnis weiblicherseits um die liebe Haarfrisur und meint nach einem durchweg existierenden Aberglauben, die Tiere krallten sich in die sorgsam gepflegte Kopfzierde ein. Man bedenkt nicht, daß nur die Verzweiflung durch die Verfolgung das sonst feinfühlige Flattertier in die Haare oder in ein Kleidungsstück seiner Ängstiger treiben kann!

Die populäre Benennung „Speckmäuse“ spricht ferner deutlich genug für die Unwissenheit, welche noch über die Ernährung der Fledermäuse herrscht. Man wähnt noch heutzutage in weiten Kreisen, in welchen man bessere Kenntnisse über unsere heimische Tierwelt erwarten sollte, die Fledermäuse fräßen Speck, weil unter den vielfachen verborgenen Schlafstätten die Tierchen auch bisweilen Rauch- und Vorratskammern zu ihren Schlupfwinkeln wählen. Das, was die gefährlichen Hausdiebe: Ratten und Mäuse, an den Vorräten dieser Orte stehlen, schreibt die Kurzsichtigkeit auf Rechnung der unschuldigen Fledermäuse.

Ihre alleinige Nahrung besteht aus Kerfen. Die Fledermäuse sind ausgesprochene Nachttiere, und durch ihren Insektenfang, welchem sie in der Dämmerung und nachts in ausgiebigster Weise obliegen, vertreten sie die schonenswerteste Tiergruppe gerade zu einer Zeit, in welcher die Thätigkeit der Singvögel ruht. Infolge dessen bewähren sie sich als Vertilger der ökonomisch schädlichsten Kerfe, welche in der Gestalt von Dämmerungs- und Nachtfaltern, von Motten und in lästigen Schnaken sich den meisten Vögeln des Tages entziehen, so wohlthätig und nutzenbringend für Mensch und Tier, für Garten, Feld und Wald. Hierbei ist ins Auge zu fassen, daß diese Tiere eine ganz erstaunliche Gefräßigkeit und derselben gemäß eine große Verdauungskraft besitzen. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht die ausnehmende Leistungsfähigkeit der Fledermäuse in der Insektenvertilgung nicht. Auf den rein gehaltenen Wegen von Gärten und Bosketts entdecken sich dem suchenden Blick am frühen Morgen die Spuren des emsigen Fanges in Resten von Flügeln der Käfer und Nachtschmetterlinge, welche mit den harten Teilen zur Erde geworfen werden. In einer Stunde verzehrt z. B. die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo noctula) ein Dutzend Maikäfer, in gleicher Weise räumt dieser flinkste und schnellste unserer Handflatterer unter den großen verderblichen Nachtschmetterlingen auf. Bald schwirrt sie bei ihrer Kerbtierjagd wie ein kleiner Schatten um die höchsten Wipfel von Fichten und Tannen, dann wieder urplötzlich stürzt sie aus der Höhe zur Tiefe, um einen Dämmerungsfalter mit großer Sicherheit zu haschen. Die Beute dieser behenden und

großen Fledermaus ist eine außerordentlich vielseitige, denn sie fängt eben den größten Dämmerungsfalter, um gleich darauf den winzigen lästigen Schnaken nachzustellen. Ein gutes Fernrohr kann uns den Gang dieser ergiebigen Verfolgung vor die Augen bringen. — Auch die größte Art unserer heimischen Fledermäuse aus der Sippe der „Nachtschwirrer“, die gemeine Fledermaus (Vespertilio murinus), ist eine emsige Vertilgerin von schädlichen Käfern und Nachtschmetterlingen. Sie räumt vermöge ihrer Vielbedürftigkeit unter Mai- und Junikäfern gewaltig auf, und man hört nach jedem Fang deutlich das knisternde Geräusch, welches ihr scharfes Gebiß an den Brustschildern und Flügeln der Beute verursacht.

Geht der Fang der ersterwähnten frühfliegenden Fledermaus meist in einer beträchtlichen Höhe vor sich, bis wohin z. B. unsere insektenfressenden Kleinvögel gewöhnlich ihren Fang nicht auszudehnen pflegen, so gewahren wir wieder andere Arten in der Tiefe ihr Wesen treiben. Wir nennen die kleinste unserer vaterländischen Handflatterer, die Zwergfledermaus (Vesperugo pipistrellus), welche ihre Geschicklichkeit beim Fang der so schädlichen Graseulen noch vorigen Sommer vor unseren Augen übte. An zwei Abenden räumten einige Paare den Rasen unseres Hausgartens rein von diesem schädlichen Insekt auf. Das Jagen der kleinen Luftgeisterchen währte bis zur tiefen Dämmerung. Auch die langohrige Fledermaus (Plecotus auritus) sekundierte, freilich nicht so eifrig, den Zwergfledermäusen beim Fang über dem Rasen. Ihre Hauptbethätigung zeigt sich aber an Büschen und Bäumen, deren Blüten und Blätter sie im Mai sehr häufig und anhaltend umschwirrt. Wie an unsichtbarem Faden gehalten, schwebt sie mit hochaufgerichteten, nach vorn übergebeugten Riesenohren gespensterhaft von den Blütendolden der Birnbäume, den Traubendolden der Traubenkirschen und vieler anderer Sträucher, den Zwetschen- und anderen Obstbäumen und liest nach unseren sorgfältigen Beobachtungen und Ermittelungen unter anderen Insekten die der Obstbaumzucht so gefährlichen grüngelben Räupchen des Frostspanners (Acidalia brumata) teils von den Blättern ab, teils schnappt sie dieselben weg, wenn sie an ihren Gespinstfäden, von Blatt zu Blatt und Blüte sich herablassend, in der Luft schweben.

Dies ist ein schwacher Abriß der Lebensbethätigungen dieser verkannten Tiergruppe. Vor dem Blick des Vorurteilslosen schwindet die Häßlichkeit dieser Tiere, und er sieht nur deren wohlthätigen Einfluß in der großen Werkstätte der Natur.

* *
*

Wir kommen zu einer Abteilung Säugetiere, welche man vielfach unter die Ordnung der Raubtiere gezählt hat. Schon ihre wesentliche Ernährungsweise weist ihnen aber eine andere Stellung im System ein. Es sind unsere Insektenfresser, die neuerdings auch meist unter dieser Benennung in einer entsprechenden Ordnung gruppiert werden. Wir wählen für unsere Betrachtung die einheimischen Vertreter dieser Ordnung, welche noch vielfach verkannt und verfolgt werden, nichtsdestoweniger aber besondere Schonung verdienen.

Unser Maulwurf (Talpa europæa).

Die nutzenfördernde Nahrung des Maulwurfs wird wohl weniger angezweifelt von seinen Widersachern und Feinden, als seine ewigen Wühlereien Anstoß erregen, welche die Folge seiner Ernährungsweise sind. Die alte Meinung, daß dieses Tier Pflanzenstoffe fresse, ist wohl so ziemlich verschwunden. Es weiß jetzt jeder einigermaßen Unterrichtete, daß der Maulwurf ein Kerffresser ist. In welchem ungewöhnlichen, ja erstaunenswerten Grade er dies aber ist, bedarf jedoch noch näherer Ausführung. Das Tier ist unter den insektenfressenden Säugern das gefräßigste. Es ernährt sich hauptsächlich von Engerlingen, Regenwürmern und vielen anderen Kerfen in jeglicher Form und Gestaltung, von

Asseln, Schnecken, auch warmblütigen Tieren, wie Mäusen, zuweilen von Lurchen, wie Blindschleichen, Fröschen ꝛc. Seine Jagd nach den Erdkerfen und Weichtieren geschieht meist bekanntermaßen unter der Erde, in welcher der Maulwurf seine Gänge anlegt und bei der Verfolgung seines Raubes die auch dem laienhaftesten Blicke kenntlichen Erdhügel auf Äckern, Wiesen und in Gärten aufwirft. Eine Musterung seines Körpers zeigt, in welch sprechender Weise er zu diesem Geschäfte befähigt ist. Eine ans Fabelhafte grenzende Freßgier und damit zusammenhängende Verdauungskraft treibt nun das Tier zu einer unablässigen Thätigkeit in der Erde. Der Maulwurf muß vermöge seiner ewigen Gefräßigkeit nach Nahrung wühlen, und die immerwährende Bewegung und Anstrengung fördert seine Verdauung und diese seinen Appetit stets wieder aufs neue. So folgt das Tier einem immerwährenden Ringgang von Ursache und Wirkung.

Gründliche Versuche an gefangen gehaltenen Maulwürfen mögen sprechen. In Darmstadt wurden seinerzeit sechs Maulwürfe in einer geräumigen, dreiviertel Meter hoch mit Erde gefüllten Kiste gehalten. Einige Pfund Regenwürmer und Engerlinge verzehrten die Insassen in wenigen Stunden. Die Nahrung wurde eingestellt, und alsbald entspann sich zwischen den Tieren ein Jagen und Bekämpfen, infolge dessen einer um den anderen totgebissen wurde bis auf den stärksten, die anderen Bewältigenden, der des nächsten Tages aus Hunger starb. — Nach einer Mitteilung von Weber in Zürich verzehrten zwei gefangene Maulwürfe in neun Tagen achthunderteinundvierzig Engerlinge, hundertdreiundneunzig Regenwürmer, fünfundzwanzig Raupen und eine lebende Maus, welche Nahrung durchschnittlich auf einen Tag achtundfünfzig Engerlinge, Regenwürmer und Raupen ergiebt, wenn man den Körper der Maus nicht mit in Rechnung zieht. — Nach Dr. Neuffers Versuchen in Eßlingen fraß ein Maulwurf in der ersten Nacht seiner Gefangenschaft siebenundvierzig Engerlinge, in vierundzwanzig Stunden durchschnittlich sechzig bis siebzig Stück solcher Kerfe. Von Lenz wissen wir, daß ein Maulwurf im Verlauf von vierundzwanzig Stunden eine große Blindschleiche, ausgenommen den Kopf, die Wirbelsäule, den Schwanz und einige Stücke Haut, die Weichteile einer Schnecke, drei Schmetterlingspuppen und eine Ringelnatter bis auf Kopf, Schwanz und die Knochen der Wirbelsäule auffraß. Nicht übertrieben also schätzt Gloger die Insektenvertilgung eines Maulwurfs jährlich auf einige preußische Scheffel. Wenn nun nach dem Genannten ein Scheffel Kerfe in einem Jahre ein Malter oder zwölf preußische Scheffel Wurzeln von Kulturgewächsen verzehrt und deren noch viel mehr verderblich annagt, so ergiebt sich hieraus die Verderbnis, welche Engerlinge in der angegebenen Menge in einem Jahre anzurichten vermögen. Angenommen, daß die durch die Kerfe angenagten Pflanzen nur das Zweifache von den wirklich verzehrten Gewächsen betragen, so berechnete sich ein Schaden von sechsunddreißig Scheffeln gleich drei Maltern, welche ein Scheffel Engerlinge alljährlich an Kulturgewächsen vertilgten. Und solchem Schaden begegnet ein einziger Maulwurf alljährlich durch seine Vertilgung an Erdkerfen!

Nach unseren Erfahrungen ist ein Maulwurf im stande, eine Fläche von einem Viertel Hektar in zwölf bis vierzehn Tagen von allen darin hausenden Erdkerfen und Würmern vollständig zu reinigen. Er treibt sich innerhalb eines gewissen Bezirks auch nur so lange jagend herum, bis die Nahrung daselbst abnimmt oder verschwindet; dann wandert er rastlos zu einer anderen Stelle. Und sein untrüglicher Spürsinn weiß sehr gut die Fundstellen der Kerfe zu entdecken. Daher findet man gewiß das Tier an solchen Orten, wo die Maikäferlarven, seine Lieblingsspeise, stecken, ganz gegen die Behauptung mancher Schriftsteller, daß man an den sandig-trockenen Stellen der Engerlingslager die Maulwürfe vermisse. Das Tier begiebt sich sogar nach solchen von

Erdkerfen bevölkerten Orten thatsächlich auf die Wanderung.

Wie ist es nun mit der Frage bestellt, ob man den Maulwurf in den Wiesen dulden dürfe? Manche Landwirte suchen zu behaupten, daß die Wühlereien des Maulwurfs mehr schadeten, als das Tier nütze durch Wegfangen der Erdkerfe. Denn, so wird geschlossen, die Erdhügel könne man unmöglich bis zur Heuernte verebnen, es fiele also an Stelle der Erdhaufen und noch im Umfange dieser ein Teil des Graswuchses aus, das Mähen werde durch die Unebenheiten behindert und endlich siedelten sich in den Maulwurfshaufen noch die Engerlinge an. Vor einer lebendigen exakten Beobachtung erweisen sich alle diese Behauptungen als grundfalsche. Man folge erstlich dem Beispiele Englands, wo man seitens der Landwirte die Wiesenegge schon längst allgemein zum Verebnen der Maulwurfshaufen anwendet und außerdem durch das Ausbreiten der lockeren fruchtbaren Erde der Hügel düngt. Daß der Maulwurf die in den Hügeln überhandnehmenden Engerlinge schnell aufspüren und vertilgen würde, ist für den Kenner dieses Tieres eine unumstößliche Thatsache: denn er weiß, wie regelmäßig dasselbe auf allen Strichen sich einfindet, wo Engerlinge auftreten. Dies kann jeder aufmerksame Forstwirt bestätigen an seinen Saatschulen und auf den Kulturstellen, woselbst sich an den Forstpflanzen Engerlingsfraß bemerklich macht.

Wenn bis hierher unserem unermüdlichen Kerfjäger das Wort geredet wurde, so müssen wir nun auch in gerechter Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse die Kehrseite der nützlichen Bethätigung des Tieres in Betracht ziehen. Es ist unzweifelhaft — ein aufmerksamer Blick auf die Gartenwirtschaft und ihre Erfordernisse thut dies schon kund —, daß der Maulwurf im Verfolg seiner Jagd gerade in der Ackerkrume (Bauerde) neben dem fördernden ökonomischen Nutzen auch beträchtliche, wahrhaft ärgerliche Beschädigungen an Anlagen und selbst an Pflanzen anrichtet, welche in die Richtung seiner Gänge fallen. Im Gartenlande, namentlich in Ziergärten, wird im allgemeinen der Maulwurf nicht zu dulden sein. Aber hier auf der Markscheide, wo der Mensch dem Wohlthäter und Beschützer seiner Saaten und Pflanzungen feindlich begegnet, hier ist nur ein Schritt von einer Verlegenheit in die andere. Gar leicht kann es begegnen, daß der Gärtner oder Gartenbesitzer in kurzer Zeit den getöteten Maulwurf wieder zurückwünscht in seine Räumlichkeiten, deren Gewächse, von schädlichen Kerfen und Würmern angefallen, auf einmal dem Verderben preisgegeben sind. — Ein Rückblick auf den Usus so mancher Staaten und Städte, Maulwurfsfänger zu besolden, und im Hinblick wiederum auf die Thatsache, daß man in mehreren Staaten unseres Vaterlandes, wie Württemberg, Hessen-Darmstadt u. a., den Maulwurfsfang auf Gemeindekosten abgeschafft hat, läßt die lebhafte Hoffnung aufkommen, daß man die Erfahrungen und Aufklärungen bewährter Naturforschung nach und nach zu allgemeiner Beachtung und Würdigung kommen, den Maulwurf sein nützliches Wühlgeschäft im offenen Felde und auf Wiesen betreiben läßt und die ominöse handwerksmäßige Zunft der Maulwurfsfänger nur noch als historische Existenzen einer vorurteilsvollen Zeit betrachtet.

Unsere Spitzmäuse (Soricina).

Haben wir uns mit dem Maulwurfe als Einzelwesen eingehender beschäftigt, so können wir unsere Betrachtungen auf alle heimischen Vertreter der Spitzmäuse ausdehnen, da dieselben in ihrer Lebensweise sehr übereinstimmen. Die in Deutschland vorkommenden Spitzmausarten sind: die Wasserspitzmaus (Crossopus fœdiens), die Waldspitzmaus (Sorex vulgaris), die Zwergspitzmaus (Sorex pygmæus), die gemeine oder Hausspitzmaus (Crocidura araneus) und die Feldspitzmaus (Crocidura leucodon).

Die Wasserspitzmaus ist zwar vorwie-

gend eine Kerbtiervertilgerin, sie lebt aber, da sie aufs Wassergebiet im wesentlichen beschränkt ist, erstlich einseitig hauptsächlich von Wasserinsekten, zweitens übt sie erfahrungsmäßig ärgerlichen Raub an Fischen jeder Größe. Auch warmblütigen Tieren, wie jungen Kleinvögeln, jungen Entchen, stellt sie notorisch mit Erfolg nach. Bei dieser räuberischen, mordsüchtigen Art schwankt Nutzen und Schaden bald auf die eine oder andere Seite, je nachdem sich für die kühne und freche Räuberin Gelegenheit findet. Fischbehälter sind vor dem Zwerge, der durch kleine Ritzen und Löcher Zutritt sich verschafft, wohl zu hüten.

Obschon nun alle unsere Spitzmäuse von einer wahren Raub- und Mordmanie besessen sind, in der sie alles Lebende, was sie zu bewältigen vermögen, überfallen und töten, so stellt sich die Lebensweise aller heimischen Verwandten der Wasserspitzmaus doch vorwiegend als nutzenbringend heraus. In Gärten- und Gemüseländern sowie in der Flur beweisen sie alle vermöge ihrer außerordentlichen Freßgier, wonach sie täglich eine ihrem Körpergewicht gleichkommende Menge Nahrung verzehren, eine schonenswerte Eigenschaft im Vertilgen schädlicher Kerf- und Weichtiere. Zwar meiden sie den hellen Tag, namentlich das ihnen sehr nachteilige unmittelbare Sonnenlicht, allein ihre Rührigkeit, ihre Freß- und Mordgier lassen sie nicht ruhen, und man erblickt sie nicht selten auch am Tage, besonders morgens und gegen abend thätig. Es ist äußerst interessant, das Treiben dieser Sippschaft zu beobachten. Wie kleine Schatten vom zitternden wankenden Gezweige huschen die Zwerge über den Boden, von Blatt zu Blatt, von Stein zu Stein, an Stengeln hin und her, von einer Staude und einem Gebüsch zum anderen, mit der ewig beweglichen Rüsselschnauze zum Auskundschaften an hunderterlei Gegenständen herumtastend und schnüffelnd. Mit diesem vorzüglichen Witterungs- und Tastorgan, dem Rüssel, ersetzen sie den Mangel an Scharfsichtigkeit ihrer im ganzen verkümmerten Augen. Blatt um Blatt, Steinchen, Genistschichten und Wurzelwerk wird herumgewendet und alles Lebende darunter überfallen. Ihr untersuchendes Fortbewegen im bewachsenen oder belaubten Boden ist einem abwechselnden Unter- und Auftauchen zu vergleichen. Eben verschwindet die kleine Gestalt in der Laubdecke oder dem Genist des Bodens, in diesen Schichten geraume Strecken sich durchbohrend oder windend, um in erstaunlicher Behendigkeit an einem anderen Orte wieder, die Umgebung prüfend oder eine Beute verzehrend, zu Tage zu kommen. In diesem ewig beweglichen Treiben kriechen sie denn auch in die Gänge der Mäuse, folgen diesen in die Korndiemen, die gemeine Spitzmaus in die Häuser, um über die lästigen Nager herzufallen und verheerend unter ihnen aufzuräumen. Auch gesättigt, morden sie in ihrem blinden Blutdurste fort, und gerade in dieser Eigenschaft, verbunden mit der Vielseitigkeit ihrer Ernährung, erweitert sich der Kreis ihrer nützlichen Lebensäußerungen, die sie zu den schonungswertesten Tieren unserer Heimat erheben.

Für diejenigen, welche die Spitzmäuse ihrem Wesen nach nicht kennen, wollen wir zur Handhabung der Schonung noch ein sicheres Unterscheidungszeichen angeben, an welchem sie unter den gewöhnlichsten Haus- und Feldmäusen auch von dem flüchtigsten Blick erkannt werden können, nämlich an ihrer sprungweisen Fortbewegung beim Flüchten. Unsere Hausmaus springt mitunter zwar auch beim jähen Flüchtigwerden, allein die hohen Bogensätze kennzeichnen sogleich die Spitzmäuse.

Der gemeine Igel (Erinaceus europæus).

Wie das Vorurteil gegen unsere Fledermäuse herrscht, so macht sich die Fabel geltend in ungerechten Anklagen und Verdächtigungen gegen den harmlosen Igel. Ja, dies merkwürdigerweise gerade von einer Seite, auf welcher man gründlichere Kenntnisse von dem Wesen und Wandel unserer Tiere erwarten dürfte. Es ver-

lohnt sich also der Mühe, dieses einzige Mitglied aus der Familie „Stacheligel" (Aculeata), welches unsere Heimat bewohnt, näherer Betrachtung zu unterwerfen. In dem Jahrgang 1851 der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" auf Seite 423 und im Jahrgang von 1859 auf Seite 123 kann man lesen, daß viele unschuldige Igel in der Meinung, sie vertilgten Waldsämereien, auf mit Bucheln besäeten Saatschulen u. s. w. von seiten der Forstverwaltung getötet wurden. In oberflächlicher Kenntnis und in grundloser Folgerung schloß man aus dem in den Saatrinnen gefundenen zerkauten Waldsamenresten und dem häufigen Besuchen der Saatplätze seitens der Igel auf deren Saatzerstörung. Anstatt der Sache auf den Grund zu gehen und vor allem sich durch gründliche Beobachtung zu vergewissern, wer der Vertilger der Bucheln und anderer Waldsamen gewesen, sowie ob das Gebiß des Igels im stande sei, Sämereien zu zerkauen, schließlich auch allfällig ein getötetes Tier auf seinen Mageninhalt zu prüfen: statt alles dessen schlachtete man in Unbedachtsamkeit siebzehn arme Igel weg. Gerade diese waren aber die Beschützer der Waldsaaten, in deren Rinnen sie allabendlich mit ihrer rüsselförmigen Schnauze den bethörten Forstleuten bei besserer Aufmerksamkeit ihre nützliche Jagd nach verderblichen Erdkerfen, wie hauptsächlich die solchen Saaten so gefährlichen Maikäferlarven, hätten darthun können.

Selbst als Mäusefeind entwickelt unser Igel gerade keine Ungeschicklichkeit, wie mancherseits behauptet wird. Besitzt er auch nicht die Gewandtheit und Ausdauer wie die Matadore des Mäusefanges: Katze, Wiesel, Fuchs und Spitzmäuse, so weiß er doch Vorderpfoten und Rüsselschnauze sehr rasch zu gebrauchen und durch urplötzliches Zufahren den in seiner Nähe befindlichen Raub sich anzueignen. Überdies erhebt sich der Igel als wahrer Held bei dem Kampfe mit der giftigen Kreuzotter, deren ihm erfahrungsmäßig nichts schadenden Bissen er standhaft widersteht, um zuletzt das zischende, keifende Reptil zu überwältigen und zu verzehren. Nur individuell erweist sich der Igel als Zerstörer von erdständigen Vogelnestern. Sein angeborener Trieb leitet ihn wesentlich auf die angedeutete Jagd auf Glieder- und Weichtiere sowie auf Lurche hin. Mit Geschick und Ausdauer hebt er mit der beweglichen Rüsselnase die Laubdecke, das Genist und den Rasen auf, wühlt emsig und erfolgreich in der Erde den Gängen der Kerfe nach, die sein trefflicher Geruchsinn sicher aufzufinden vermag. Auch die Pfoten helfen bei diesem Treiben nach. Dabei folgt das Tier einem regen Mahner, dem stets herrschenden Appetit. Denn der Igel ist ein sehr gefräßiges Tier, das in seinen (unterbrochenen) Winterschlaf ansehnliche Fettpolster, die sprechenden Ergebnisse seiner ersprießlichen Kerf- und Würmerjagden, mitbringt. Sein Schlaf ist also gewissermaßen der eines Gerechten, der von Land- und Forstwirten dem harmlosen, nützlichen Tiere in schonender Berücksichtigung und Pflege zu gönnen ist.

Unser Dachs (Meles vulgaris).

Die Untersuchungen des Mageninhaltes von vielen zu jeder Jahreszeit erlegten Dächsen haben uns einen Blick in seine Lebensweise thun lassen, und unsere Beobachtungen des Tieres in seinem Wesen und Wandel haben diese Untersuchungen nur um so fester begründet. Der Magen des Dachses — sobald er nur sogleich nach der Tötung des Tieres untersucht wird, bevor die selbst im Tode konstatierte Verdauung oder Zersetzung des Inhaltes weitergeschritten — besteht vornehmlich aus mitunter faustdicken Ballen oder Klumpen von Regenwürmern, aus Kerfen und Weichtieren der verschiedensten Art und Gestalt, wie Käfer, Puppen, Larven, Schmetterlingen, Schnecken, bisweilen Ameisen, zur Herbstzeit in wenig zerkauten Wildbirn- und Zwetschenresten, Waldbeeren, in Weintrauben und dergleichen mehr. In keinem der Dutzende von Fällen unserer Untersuchungen fanden wir aber Eicheln und

Bucheln, selbst nicht in Mastjahren, noch auch Rüben- und Wurzelreste.

Der Dachs ist des Nachts unablässig seinem Ernährungsgeschäft hingegeben, in der Zeit seines Familienlebens dies auch viel öfter, als man allgemein weiß, bei Tage. Die Dächsin führt allabendlich das „Geheck“ (die Jungen) auf die Weide. Hier entfaltet sich ein bewegliches, den Tierfreund lebhaft beschäftigendes Benehmen. Die Alte geht den Jungen, wie vorher aus dem Bau in weitem Abstande, in welchem eines um das andere derselben folgt, auch bei dem Erbeuten der Erdkerfe und des Gewürms mit der That vor. Mittels der langen Nägel ihrer Vorderpfoten bohrt sie die mehr als daumendicken, trichterförmigen Löcher in Wiesen und Angern, welche Bethätigung man weidmännisch das „Stechen“ benannt, aber irrtümlich dem Bohren des Tieres mit der Schnauze zugeschrieben hat. Allerdings ist die muskulöse Schnauze erstlich durch den vortrefflichen Witterungssinn beim Aufspüren der Gänge der Erdtiere sehr thätig, sie bewährt sich zum anderen auch als Tastwerkzeug und Hebel durch Aufschieben und Emporheben der Laubdecke, beim Wenden von Steinen und Aufdecken weicher Rasenpartien und Schichten im Acker- und Grablande. Immer sind es aber die langen, kräftigen Nägel an den geschäftigen Vorderpfoten, welche öfters durch eine zitternde Bewegung die Kerfe und Würmer aus ihren Gängen an die Oberfläche des Bodens scheuchen, wodurch die erwähnten, nach oben bis zu 4 und 5 cm erweiterten Löcher entstehen. Mit der untrüglichen Nase weiß der Dachs auch den Schlupfwinkeln der Engerlinge in den Saat- und Pflanzschulen und auf den Waldkulturplätzen mit Erfolg nachzuspüren, und eine große Ausbeute fördert seine ungemeine Gefräßigkeit. Die Nachkommenschaft folgt der emsigen Alten schnalzend und murksend. Hier deckt die Mutter ihnen eine Blätter- oder Rasenschicht auf mit einem leckeren Funde von Käfern, Gewürm oder Larven, dort entdeckt sie nach einem Regen an einem Baumstamm oder einer Staude eine Ansammlung von kleinen Schnecken, hier wieder versammelt sie das Geheck um ein gefundenes und mittels ihrer scharfen Schaufelfüße schuhtief aus der Erde gefördertes Nest saftiger Waben. Mit brummenden oder murksenden Lauten wirft sich das gierige junge Volk über die aufgedeckten Leckerbissen. Nicht selten empfängt eines um das andere der Jungen aus der Pfote der Mutter einen solchen Leckerbissen, die sich zu diesem Zwecke auf die Keulen und Hosen setzt. — In Gegenden des Weinbaues ist der Dachs geradezu ein gefährlicher Dieb der Trauben. Er langt mit seinen armartig zusammengebrachten Vorderpranken die Reben herab, um in seiner bedeutenden Gefräßigkeit die Trauben in erschreckender Masse zu verzehren und die Reben zu verderben. Hier also ist die Grenze seiner Schonung räumlich gesteckt, seine Verfolgung am Platze. Auch in Strichen, wo Welschkorn gezogen zu werden pflegt, erweist er sich schädlich, denn er reißt die noch weichen unreifen Kolben dieser Kulturpflanze nieder, um sie in Menge zu verzehren und durch vielfaches derbes Zerren zu verderben. Nur in untergeordneter Weise raubt er erdständige Vogelnester aus und vergreift sich einmal an einem jungen Häschen. Diese Räubereien sind auch an dem Tiere bloß individuelle Gewohnheiten, Neigungen, erweckt oder genährt durch gelegentliche Erfahrungen auf seinem Wandel.

Jeder gerecht Urteilende wird daher den aus der naturgetreu geschilderten Lebensweise des Tieres abzuleitenden Schluß ebenfalls ziehen. Er heißt: Schonung dem Dachse in allen Gegenden, wo kein Weinbau getrieben und kein Welschkorn gezogen wird.

II. Die Vögel.

Unter den Raubvögeln, die wir an die Spitze der Vögel stellen wollen, sind die Tagraubvögel von den Eulen zu scheiden. Die ersteren weisen eigentlich nur ein einziges wirklich nützliches Mitglied auf, den

Mäusebussard, während der Turmfalk und der Königsweih den teilweisen Nutzen, den sie bringen, entweder durch schädliche Eingriffe in die schonenswerte Tierwelt aufheben oder den Platz in der Reihe derjenigen Vögel behaupten, welche nicht unbedingte Verfolgung, sondern geduldet zu werden verdienen.

Der Mäusebussard (Buteo vulgaris) steht zwar in vieler Hinsicht den leichtblütigeren Räubern nach, aber er eignet sich auf mannigfaltigere Weise die Beute an. Durch Rütteln in der Luft, durch den Raubsturz von erhabenem Sitz aus, ja durch hüpfendes, von den Flügeln unterstütztes Zufahren auf ebenem Boden, vor allem aber durch seine erstaunliche Ausdauer im Auflauern nach Beute wird er der Tiere, die er raubt, habhaft. Er schlägt sogar als lauernder Räuber den Maulwurf und die Wühlmaus, wenn er nur die Oberfläche der Erde von ihnen bewegt sieht, und packt mit einem seiner Fänge die unter dem Laub sich verratende Maus samt einem Bündel Laub oder Moos. Mit sicherem Erfolg schlägt er die Ratte und den Hamster, nach längerem Kampf wird er auch Herr über die gefährliche Kreuzotter. In großer Menge fängt er die Feldmaus, die unstreitig seine Hauptnahrung bildet. Bei starker Vermehrung derselben verschlingt er während eines Tages fünfundzwanzig bis dreißig Stück. Die Mäusejahre veranlassen ihn, in Gesellschaft vieler seiner Brüder dem verheerenden Zuge der Nager von Flur zu Flur zu folgen und das Möglichste in der Vertilgung zu leisten, wenn unter solchen Umständen immerhin seine Thätigkeit keine wesentliche Bedeutung erreicht.

Während im großen ganzen in Normaljahren der Bussard unbestritten eine segensreiche Wirksamkeit in den Feldern und Wiesen entfaltet, schädigt er sporadisch die Interessen des Jägers, indem er im Winter hier und da ein vom Frost gedrücktes, vom Hunger ermattetes Rebhuhn raubt, in Fasanerien die Fasanenhege beeinträchtigt und zuweilen auch ein Häschen oder eine Vogelbrut in der Flur mörderisch überfällt.

Mag er nach seinen örtlichen Übelthaten nicht ohne Fug und Recht vom Menschen feindlich behandelt werden, wir reden seiner Schonung im allgemein wirtschaftlichen Interesse das schützende Wort.

Die Nachtraubvögel zeichnen sich großenteils durch nutzenstiftende Thätigkeit aus, so daß wir für den Schutz der Eulen ganz entschieden auftreten müssen, wenn wir auch bei einzelnen gewisse schädliche Räubereien nicht unerwähnt lassen dürfen. Als vorwiegend schädlich ist jedoch nur der Uhu zu betrachten, der dem Wildstande als furchtbarer, verwegener und unersättlicher Räuber wesentlichen Abbruch thut.

Der Steinkauz (Athene noctua), die Sperlingseule (Mycroptynx passerina), die Waldeule (Strix otus), die Sumpfeule (Strix brachyotus) und der Waldkauz (Syrnium aluco), sie alle vertilgen teils eine bedeutende Menge schädlicher Kerbtiere, teils eine große Anzahl schädlicher Nager, echter Mäuse. Wohl fällt der eine und andere Singvogel und in nicht geringer Anzahl auch der Maulwurf und die Spitzmaus dem einen und anderen der Genannten als Beute anheim, aber wer die Gewölle dieser Nachträuber vielfach und genau untersucht hat, wird den überwiegenden Nutzen in ihren Bethätigungen hinlänglich bestätigt gefunden haben.

Nach den verdienstvollen Untersuchungen, welche Jäckel über die Nahrung der Schleiereule (Strix flammea) angestellt hat, ergiebt sich das Verhältnis des Schadens und Nutzens durch nachfolgende Zahlen: in 259 Gewöllballen von Schleiereulen fand er 255 Spitzmäuse, 262 echte Mäuse und 438 Wühlmäuse. In anderen Ballen wies er eine Fledermaus, einen Maulwurf, einen Segler, eine Rauchschwalbe und verschiedene Insekten nach, welche alle nebensächlich betrachtet werden müssen. Jäckel urteilt schließlich, daß die Schleiereule die Arvikolinen, Murinen und Soricinen gleich gern verzehrt und sich, je nachdem, durch lokale oder Witterungsverhältnisse veranlaßt, eine größere Häufigkeit oder außerordentliche Vermeh-

rung der einen oder anderen Mäusegattung eintritt, bald mit dieser, bald mit jener in scheinbar bevorzugender Weise den Magen füllt, während sie in normalen Jahren und an Örtlichkeiten, wo nicht eine ungewöhnliche Vermehrung der Soricinen Regel ist, sich zum größeren Teile von Arvikolinen und Murinen nährt und daher als ein Vogel erscheint, dessen Nutzen den Schaden weit übersteigt, dessen Schonung und Hege in landwirtschaftlichem Interesse dringend anzuempfehlen ist.

Die Ordnung der schwalbenartigen oder Sperrvögel (Hirundinidæ) stellen ein zahlreiches Kontingent nur nutzenbringender Vögel. Alle Glieder: Mehl-, Rauch-, Mauer-, Uferschwalbe und Nachtschatten (Caprimulgus), wetteifern wahrhaft im Wegfangen der die Luft erfüllenden Insekten. Ihnen ist eine außerordentliche Gefräßigkeit eigen, welche durch die selten unterbrochenen Flugbewegungen gefördert wird. Ihr breiter Schnabel und weiter Rachen ist fortwährend thätig, unzählige der kleinsten Insekten aufzunehmen. Dabei ist die Verdauung so wunderbar rasch vorschreitend, daß ein sehr bald nach eingenommener Mahlzeit geschossener Segler oder Nachtschatten in dem geöffneten Magen kaum noch die Bestimmung der Insekten ermöglicht. In vielen Fällen ist dies wenigstens bei dem Nachtschatten nicht möglich. Gerade letzterer aber ist ein sehr nützliches Glied der Sperrvögel. Vogt sagt: „Die großen Käfer, deren Larven Wurzeln oder Holz nagen, die dicken Nachtfalter, deren Raupen unsere Bäume und Gemüse verwüsten: all das Geschmeiß von Motten und Mücken, Bremsen und Schnaken findet sein Grab in dem weiten Rachen der Nachtschwalbe, die nur deshalb in Ställen und Gehöften umherstreicht, weil eben dort auch das Geschmeiß sich anhäuft.“ Außer Käfern vertilgt die Nachtschwalbe eine Menge von Abend- und Nachtschmetterlingen, von denen sie hauptsächlich die größeren dickleibigen Weibchen ergreift, wenn sie, schwerfälliger als die behenderen Männchen, einherfliegen und namentlich an den Zweigen und Ästen der Bäume flatternd ihre Eier absetzen.

Unsere Rauchschwalbe verzehrt mit Vorliebe die Wiesenschnake (Tipula oleracea) und die Gärtnerschnake (Bibio hortulanus), ebenso den schädlichen, nur eine Linie messenden Rapsglanzkäfer (Meligethes æneus), der im Sonnenschein in Menge über dem blühenden Raps schwärmt.

Sehr der Insektenjagd hingegeben sind die Fliegenfänger (Muscicapidæ), die durch ihre Gefräßigkeit sichtlich aufräumen unter Fliegen, Mücken, Schnaken, Bremsen, Bienen, Schmetterlingen, Heuschrecken und Libellen. Den Bienenzüchtern werden sie indessen an den Bienenständen verhaßt, und wenn diese sie feindlich behandeln, so möchten wir zwar ihre Tötung bedauern, aber wir legen darum auf ihren Nutzen weniger Wert, weil die Vertilgung des vollkommenen Insekts lange nicht den wesentlichen Wert hat als die Thätigkeit derjenigen Vögel, welche von Insekteneiern und Larven leben.

Von den Würgerarten empfehlen wir nur der unbedingten Schonung den Rotkopfwürger (Lanius rufus), weil er nur selten einen jungen Kleinvogel räuberisch anfällt, dagegen als fast ausschließlicher Kerfvertilger unverkennbaren Nutzen stiftet. Der rotrückige Würger (Lanius collurio) stellt in Gärten und Parkanlagen den Bruten der Kleinvögel in größerer Ausdehnung nach, deshalb dürfte seine Schonung nur auf den Wald und die Feldhecken zu beschränken sein.

Unter den Rabenvögeln zeichnen sich die gemeine Krähe, die Saatkrähe und die Dohle als Vertilger der Mäuse, der Schnecken, Würmer, Engerlinge, der Mai- und Junikäfer und anderer schädlicher Kerbtiere vorteilhaft aus. Aber nicht zu leugnen ist der Schaden, den die gemeine Krähe an Erbsen, Getreide, besonders an Mais zur Zeit der Aussaat verursacht. Auch Häschen und erdständige Nester sind durch sie gefährdet. Die Saatkrähe nistet in Kolonien und wird einzelnen Feldstrichen durch die Vorliebe für Weizen- und

Roggenkörner, namentlich für die milchhaltigen Samenkörner, sowie für Kirschen in der That sehr gefährlich. Deshalb können wir ihren Schutz da, wo sie massenhaft auftritt, nicht empfehlen.

Sehr schonenswert erscheint dagegen der Star (Sturnus vulgaris), und wenn neuerdings Anklagen gegen ihn erhoben werden, so müssen dieselben, seien sie auch teilweise begründet, vor seinen segensreichen Thaten in der Feld- und Wiesenflur verstummen. Allerlei Gewürm, Engerlinge und Schnecken verzehrt er in erster Linie massenweise. Auf den Wiesen nimmt er die Raupen der mancherlei Schmetterlingseulen weg, z. B. der Graseule (Churæas graminis) und der Wasengraseule (Hadena popularis). Die schädliche Acker- oder Saatschnecke (Limax agrestis) bildet seine Lieblingsnahrung. In Gärten sucht er die Raupe des Eichenwicklers (Tortrix viridana) und die das junge Eichenlaub zerstörende Blattwespenlarve auf. Unter den Mai- und Junikäfern räumt er nach Kräften auf. Kurzum, die nutzenbringende Thätigkeit des Stars liegt klar vor Augen. Seine Frevel, die er in Kunstgärten und an Obstbäumchen begeht, indem er Pflänzchen auszieht und kleine Zweige mit Blättern, Knospen und Blüten abbricht, um sie der Bruthöhle zuzutragen, oder die er an den Kirschen zur Zeit der Reife verübt, seine Überfälle in großen Flügen in den Weinbergen und noch andere Verbrechen kleinerer Art sollen gewiß nicht geleugnet werden; aber bei alledem ist und bleibt der Star ein großer Förderer der Baum- und Feldkultur.

Die Drosseln (Turdi) wenden ihr nützliches Thun dem Boden zu, auf dem sie Würmer, Schnecken, Käferchen, Nachtschmetterlinge und Insektenlarven sich aneignen. Von Büschen und Sträuchern lesen sie die Beeren ab. In Kirschenwäldchen und Kirschenalleen zehnten die Pirole vielfach dieses Obst. Doch nur hervorragend schädlich ist die Misteldrossel (Turdus viscivorus), welche die schmarotzende Mistel von Baum zu Baum verpflanzt durch Absetzung des Samens in den Exkrementen.

Die Erdsänger (Humicolæ), wozu Nachtigall, Sprosser, Blaukehlchen, Rotschwänzchen u. s. w. gehören, sind nicht nur ihrer Eigenschaften als Kerbtierjäger, sondern auch ihres Gesanges und ihrer Anmut wegen unbedingt zu hegen und zu pflegen. Gleichen Schutz verdienen ihrer Nahrung wegen die Steinschmätzer (Saxicolæ) sowie die Wiesenschmätzer (Pratincolæ).

Alle Grasmücken (Curruæ) sind eifrige Insektenfresser, anmutige, den Wald und die Gärten belebende Sänger; in gleicher Weise zeichnen sich die Laubsänger (Phylloscopi) aus, sowie die flinken, gewandten, kletternden und kriechenden Bewohner der Rohr- und Schilfwälder, die Schilf- und Rohrsänger (Calamodytæ). Außerordentlich wirksam greifen die Schlüpfer (Troglodytæ) in die Kerbtierwelt ein. Der Zaunkönig durchschlüpft Winkel, Höhlungen, Spalten und Gezweige, Hecken, Büsche, Reisighaufen und Holzstöße und sucht Spinnen, Fliegen, Asseln, Puppen, Räupchen, Maden und Kerbtiereier auf. Die Pieper (Anthi) nähren sich von Käfern, Fliegen, Motten, Haften, Erdspinnen, Blattläusen und bekunden dadurch sich nützlich. Die Stelzen (Motacillæ) fangen den ganzen Tag über Mücken, Fliegen, Schnaken und erbeuten auf den Wiesen und in Wiesengräben insbesondere viele Sommerfadenspinnen, welche das Futter für das Vieh durch ihre Fäden verderben. Die Braunelle (Accentor) reiht sich diesen Nützlichen an durch den Raub kleiner Käfer, Spinnen, Motten, Räupchen und kleinen Gewürms.

Wohl sind die Sperlingsvögel (Passerines) zum großen Teil keine gerade nützlichen, aber doch meistens recht anmutige, die Natur belebende und den Menschen erfreuende Vögel. Den Haussperling übrigens halten wir für vorzugsweise schädlich und befürworten seine gründliche Verfolgung. Die Lerchen (Alaudidæ) sind dagegen alle schonenswert, denn, abgesehen von ihrem herzerfreuen-

den Gesang, schädigen sie nur im Frühling ein wenig die Aussaat, weiterhin aber nicht, weil sie die Fruchtkörner nicht aus den stehenden Ähren picken, sondern nur vom Boden auflesen. Sie verzehren aber viele Käferchen, Heuschrecken, Schmetterlinge, Spinnen und Raupen. Mit solchem animalischen Futter versorgen sie allein ihre Brut.

Wir kommen zu den Klettervögeln, die in den Spechten (Picidæ) und ihren Verwandten treue Förderer der Wälder und Baumpflanzungen aufweisen. Der Wiedehopf (Upupa epops) und der Wendehals (Jynx torquilla) sind nützlich; jener bewährt sich als Feind der Mist- und Aaskäfer, wie überhaupt der kotliebenden Kerfen, aber auch als Vertilger der Mai-, Brach- und Rosenkäfer; dieser verzehrt viele glatte Raupen, z. B. die Raupe des Kohlweißlings, und außerdem Ameisen und deren Puppen in den Gärten. Der Kleiber oder die Spechtmeise (Sitta europæa) frißt Kerbtiere, Spinnen, Sämereien und Beeren. Die Schmetterlings- und Käfereier liest sie samt den Blattläusen eifrig von Ästen und Zweigen ab. Ein gleich emsiger Säuberer der Bäume von Kerbtieren und deren Larven ist der Baumläufer (Certhia familiaris).

Neuerdings sind die Spechte von gewisser Seite aus an den Pranger gestellt worden. Die haltlose Behauptung geht nämlich dahin, daß die Spechte das gesunde Holz ebenso ausgedehnt mit dem meißelnden Schnabel in Angriff nähmen wie das morsche, faule. Natürlich fand ein solches auf mangelhafter Beobachtung und falschen Schlußfolgerungen beruhendes Urteil allgemeinen Widerspruch von seiten hervorragender Vogelkenner. Es sind selbstverständlich die Kerbtiere in allen Stadien der Entwickelung, welche den Specht zum eifrigen Suchen, Prüfen und Meißeln veranlassen, und da dieselben in den Stämmen und Ästen morscher, abgestorbener Bäume Schutz und Wohnung finden, so ziehen sie auch diese unermüdlichen Jäger an. Rinde und Splint hackt der Specht in Splittern los, um zu den Larven zu gelangen. Im Winter übrigens dehnt er seine hauptsächlichsten Untersuchungen bloß auf den Rindenkörper der Bäume aus, durch welche Bethätigung die schädlichsten Baumkerfe in der Winterruhe von dem scharfblickenden und feinfühligen Vogel erbeutet werden. Die Grasspechte (Gecini), wozu unser Grün- und Grauspecht gehören, gehen besonders mit Erfolg auch den unter Moos, Laub und dem Boden befindlichen Puppen und Maden schädlicher Kerfe durch Bloßlegen der Bedeckungen nach. Die Spechte meißeln aber auch Höhlungen in Stämme und Äste, um sich Nist- und Schlafstätten zu bereiten. Hierzu wählen sie natürlich die kernfaulen Stellen, die sie mittels ihres feinen Tastsinnes und guten Witterungsvermögens untrüglich zu finden wissen. Dadurch nun, daß sie weit über ihr Bedürfnis hinaus Höhlungen anlegen, werden sie mittelbar nützlich, indem so den übrigen Höhlenbrütern Gelegenheit bereitet wird, sich zum Zweck des Schutzes und der Fortpflanzung wohnlich einzurichten. Welche unübersehbare Menge verborgener Insekteneier und Larven die Spechte zu Tage fördern und verzehren, weiß derjenige hinlänglich zu würdigen, der sie in ihrem unruhigen, immer thätigen Wandel beobachtet hat. Sie sind vom frühen Morgen bis zum eintretenden Abend als erfolgreiche Kerbtierjäger in Bewegung.

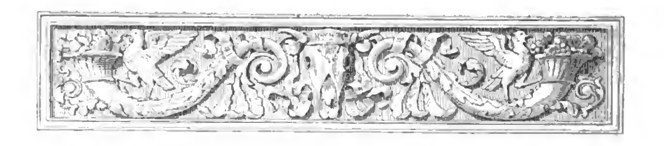
Offenbar werden die Spechte in Bezug auf nutzenbringende Eigenschaften von den Meisen (Pari) noch weit übertroffen. Diese sind unstreitig die allernützlichsten unserer Vögel. Die Kohl- und Sumpfmeise, die Blau- und Schwanzmeise sind bemüht, als Laubholzbewohner Bäume und Sträucher von den schädlichsten Feinden zu reinigen, während die Nadelholzbewohner, wie die Tannenmeise im Fichten- und Tannenwalde, die Haubenmeise vorzugsweise im Kiefernwalde, nicht minder eifrig zum Schutz des lebendigen Holzes beitragen. Kein anderer Vogel als die Meisen versteht die versteckten jungen Spann- und Wickelräupchen so geschickt

und ergiebig aus den aufbrechenden Blatt-, Nadel- und Blütenbüscheln hervorzuholen und die an die Knospen festgeklebten Eierchen der Schmetterlinge und Rüsselkäfer aufzufinden. Im Walde sind die Meisen wirksame Feinde der schädlichen Nonne (Liparis monacha) und des Kiefernspinners (Gastropacha pini), in Baumpflanzungen der Gärten und Felder zerstören sie den großen Frostspanner und den Obstspanner in den normalen Jahren mit bestem Erfolg.

Charakteristische Züge der Meisen sind ewige Unruhe und rastloser Thätigkeitstrieb; hiermit verbindet sich eine außerordentliche Gewandtheit und die Befähigung, in allen möglichen Stellungen die Zweige zu untersuchen. Die geringe Größe kommt ihrer Neigung und Gewohnheit zu statten, alles zu durchschlüpfen. Nicht bloß im Laufe des Sommers betreiben sie unablässig die Kerbtierjagd, sondern auch im Winter, wo sie familienweise tägliche Streifereien unternehmen, um die Herbergen der Insekteneier und Puppen zu durchforschen. Dabei ist das scharfe Auge der feinste Entdecker. Auch die große Fruchtbarkeit der Meisen ist wohl zu berücksichtigen, denn sie unternehmen alljährlich zwei Bruten und legen bei der ersten zehn bis vierzehn Eier. Gerade während der Jungenpflege entwickeln die alten Meisen die emsigste Thätigkeit im Vertilgen der Kerbtiere. Aber auch im Winter sind sie im stande, durch die zahlreichen Verbände unter sich und die ihnen durch die Entlaubung der Bäume und Büsche gewährte freiere Umschau das Tüchtigste zu leisten. Sie meißeln die Insekteneier, welche verkittet festsitzen, mit dem Schnabel los und gelangen durch Loshackung der Rindenschuppen zu den verborgenen. Welche hartnäckige Ausdauer sie bei ihren Nachforschungen beweisen, sieht man an den Bemühungen der Kohlmeise, wenn sie die wurmstichigen Eicheln der Traubeneiche aufhackt, um an das verderbliche Insekt im Inneren der Frucht zu gelangen. Ihr Natursinn läßt sie mit untrüglicher Sicherheit die kranke von der gesunden Frucht unterscheiden. Sehr eifrig und wahrhaft leidenschaftlich erregt zerhacken und zerreißen die Kohl- und Blaumeisen die Puppengespinste, indem einer der Füße Hilfe leistet. Ringelspinnerpuppen und andere Baumfeinde werden auf solche Weise von ihnen behandelt. Hinsichtlich der Höhe und Tiefe sind die verschiedenen Meisenarten in ihrer Thätigkeit verteilt. Die Blaumeisen, Tannen- und Haubenmeisen hoch oben, die Kohlmeisen schon tiefer und zunächst dem Boden die Sumpfmeisen — so betreiben sie ihr heilbringendes Geschäft mit verteilten Rollen vom Wipfel bis zur bloßliegenden Wurzel.

Wir schließen unsere Wanderung durch das Gebiet unserer schonenswerten Säugetiere und Vögel mit einem Gliede der Leichtschnäbler (Levirostres), dem Kuckuck (Cuculus canorus). Zu seiner Nahrung gehören nicht bloß nackte, sondern auch und zwar hauptsächlich behaarte Raupen, unter letzteren die der Nonne, der Tannenglucke, des Fichtenspanners, des Prozessionsspinners, verschiedener Bären und Glucken. Vom Genuß behaarter Raupen werden die Magenwände des Vogels förmlich mit Haaren gepolstert. Sein Insektenraub ist Bäumen, Büschen, Sträuchern und dem Boden zugewendet. Unersättlich ist seine Raub- und Freßgier. Die Bruten kleiner Vögel, in deren Nester das Kuckucksweibchen seine Eier legt, gehen infolge des usurpatorischen Eingriffs zu Grunde, aber die Pflegeeltern des gefräßigen jungen Kuckucks werden zu weit häufigerem Herbeitragen von Kerbtieren bewogen, und ein einziger Kuckuck ist nützlicher als ein halbes Dutzend kleiner Insektenjäger.





Das Kap von Sorrent.

Eine archäologische Skizze

von

Konrad Maltz.

O fortunato peregrin cui lice,
Giungere in questa terra alma e felice.



enn ich in Italien spazieren ging, mein Auge an der Farbenpracht des Himmels, des Meeres und der Erde berauschte und wenn zugleich mein Geist durch tausendfache historische Erinnerungen angeregt wurde, die schon auf der Schulbank meine Phantasie beschäftigt hatten, so sagte ich mir gern: Italien ist für uns das Land des Genusses, nicht des Studiums! Freilich bedürfen wir, um recht zu genießen, auch einer gewissen Summe von Kenntnissen; denn in diesem Lande hat alles einen historischen Hintergrund, nicht nur die Menschen und ihre Wohnsitze, sondern auch der Boden unter unseren Füßen, der tausendfältige Denkmäler trägt und birgt, ja selbst das Meer, das nicht immer war, wie es heute ist, das einst Pästum und Pompeji bespülte und den Serapistempel in Puzzuoli überflutete und dann wieder auftauchen ließ, um ihn, wie es den Anschein hat, aufs neue zu verschlingen. Aber die allgemeine Kenntnis, wie wir sie fast alle mitbringen oder leicht aus dem Reisebuch ergänzen, reicht doch hin, um unseren Genuß genügend zu vertiefen, und wir können und sollten uns das eigentliche Studieren erlassen, bis wir unter unseren trüben heimatlichen Himmel zurückgekehrt sind.

Wie gleichgültig kann es uns doch im ganzen sein, so sagte ich mir, ob jene Fundamente, die dort im Boden liegen, ob der formlose Kegel aus Ziegelsteinen, der nur noch den Zweck zu haben scheint, eine öde Landschaft zu beleben, uns durch den Gegensatz der Farbe die Herrlichkeit des Himmels noch mehr zum Bewußtsein zu bringen oder in einer stillen Mondnacht unsere Seele feierlicher zu stimmen; wie gleichgültig kann es uns doch sein, ob diese Trümmer einem Tempel der Venus, der Minerva, der Diana, einer Villa des Nero oder dem Grabmal eines unbekannten Römers angehören!

Ich war also entschlossen, mir das Genießen nicht durch Denken und Forschen zu verleiden. Allein bald zeigte sich doch, wie thöricht dies war. Schweifte mein Blick von der unvergleichlichen Terrasse des Hotel Vittoria in Sorrent hinüber nach Neapel, entzückte mich vom Kap Misene aus die Bucht von Bajä, sah ich von Camaldoli die ganze Küste des Golfs zu meinen Füßen, betrachtete ich sie aus der Ferne von Capri, oder berauschte mich auf der Villa di Giove der Anblick der gegenüberliegenden Küste von Sorrent — immer und immer arbeitete meine Phantasie an dem Aufbau der untergegangenen Herrlichkeit, die sich hier in ununterbrochener Folge von Bajä bis zur Punta Campanella (Kap der Minerva), in voll-

reichen Städten (Bajä, Cumä, Puteoli, Neapolis, Pompeji, Stabiä, Surrentum), in zahllosen Villen, Bädern, Tempeln wie eine Schnur der kostbarsten Perlen aufreihte. Dann vergegenwärtigte ich mir das Leben jener frohen, leichtlebigen, kunstsinnigen Bewohner des Golfs, die ihre griechische Abstammung niemals vergessen haben; wie sie auf dem Forum wandelten, im Theater saßen, zu den benachbarten Tempeln pilgerten, die Standbilder der Götter mit Blumen schmückten und den Altären unblutige Opfer brachten; ich sah sie an Festtagen die Prachtvillen der Nabobs besuchen, die damals dem Volke ebensowenig verschlossen waren, wie heute die Villen der Borghese und Pamfili-Doria in Rom dem Mitgenusse des Publikums.

Hatte mir nun so die Einbildungskraft die kärglichen Ruinen in prachtvolle Marmorbauten umgestaltet und sah ich sie von Menschen belebt, so drängte es mich nun auch zu wissen, ob hier einem Gotte Opfer gebracht wurden oder ob ein von seinen Klienten umschmeichelter Großer ausschweifende Feste auf seiner ins Meer gebauten Villa gegeben; ja, wenn ich mich in den Charakter der Felsgebilde, der Schluchten und Buchten vertiefte, wo ein Tempel gestanden, da war es mir auch nicht mehr gleichgültig, ob dort die keusche Diana, die liebliche Venus, ob Herakles oder der meergebietende Neptun verehrt wurden, und ich beklagte es tief, daß mir nicht immer eine befriedigende Antwort zu teil wurde. Das habe ich namentlich in Sorrent empfunden, wo ich viele Wochen in behaglicher Ruhe verlebte. Natur und Ruinen richteten tausend Fragen an mich, die mich zum Denken und Forschen bewogen, was — wie ich bald bemerkte — mein Genießen noch um vieles erhöhte.

Surrentum, welches im Altertum Neapel an Größe und Bedeutung übertraf, war im Mittelalter eine selbständige Republik; es führte Seekriege mit den mächtigen Herzögen von Salerno, und die vereinigten Flotten beider Staaten kämpften gemeinsam gegen die Saracenen. Sorrent war also eine Seemacht, bis es 1040 an Guaimar III. von Salerno seine Selbständigkeit verlor. Diese Thatsachen sind durch viele Chroniken beglaubigt und stehen für die Geschichte außer Zweifel. Aber an der ganzen Küste der Halbinsel, vom Monte S. Angelo bis zum Kap der Minerva, ist keine Bucht zu entdecken, welche Raum genug hätte, um einigen Schiffen Schutz zu gewähren; und doch ist eine Flotte, eine Seemacht ohne einen Hafen nicht denkbar. Was wäre aus Sorrents Flotte geworden, wenn Sichard oder Siconulf von Salerno sie verfolgte und sie hätte sich nicht irgendwo bergen können? Ich frug mich also: Lügt die Geschichte oder hat sich die Küste von Sorrent verändert?

Wenn man mit der Barke von der kleinen zur großen Marine fährt, so macht der Schiffer aufmerksam auf Fundamente von Häusern, die ein bis zwei Meter unter dem Wasserspiegel sichtbar sind; dann zeigt er uns eine in den Fels gehauene, mit gelben Ziegelsteinen ausgewölbte Grotte, die er eine griechische Kapelle nennt, und fährt uns in eine zweite Grotte hinein, die ebenfalls eine Kapelle war und wo wir mit Staunen an beiden Seiten tief unter dem Wasserspiegel deutliche Reste von Mosaikboden erkennen. Es ist also sicher, daß das Meer hier seinen Spiegel um mehrere Meter verändert hat.*

Eine allgemeine Senkung der Küste von Sorrent hat keinenfalls stattgefunden, dagegen spricht die Beschaffenheit des Ufers sowohl gegen Meta als gegen Massa zu; wir sind also berechtigt anzunehmen, daß das Land zwischen den beiden Marinen versunken sei. Ist dies aber der Fall, so erstreckte sich an dieser Stelle eine Land-

* Gennaro Maldacca (Storia di Sorrento, Napoli 1841) sagt Seite 57: „Due altri tempj una volta esistevano sul Lido, e propriamente in quello spazio che passa fra le due marine. Ma altrove abbiamo avertito, che il mare in quel litorale riprende a poco a poco ciò che gli fù tolto; quindi è che da tempo immemorabile sono scomparsi quei grandi fabbricati dei quali uno era dedicato a Cerere, l'altro alla Fortuna.“

zunge ins Meer, gab Schutz gegen die Westwinde und die heutige Marina Piccola konnte mit Hilfe geringfügiger Kunstbauten ein sicherer Hafen sein.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Senkung zu derselben Zeit stattgefunden habe, als der Serapistempel in Puzzuoli ins Meer untertauchte. Lyell glaubte mit Sicherheit annehmen zu können, daß die tiefste Senkung dieses Tempels vor Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts zu setzen sei, und Jorio bewies, daß die Wiedererhebung vor 1530 begonnen habe. Es kann nach diesen Daten die Vermutung aufgestellt werden, daß der Verlust der Selbständigkeit Sorrents, welcher 1040 an Guaimar III. von Salerno erfolgte, mit der Senkung jener hafenbildenden Landzunge zwischen den beiden Marinen zusammenhing. Die Wiedererstehung des Serapistempels wird bekanntlich der großen Eruption von 1538 zugeschrieben, welcher auch der Monte nuovo seine Erhebung verdankt. Eines ähnlichen Ereignisses hatte Sorrent sich allerdings nicht zu erfreuen.*

So interessant mir jene Stelle auch war, beschäftigte mich doch ungleich mehr das entzückende Capo di Sorrento, westwärts von der Stadt gegen Massa zu gelegen. Es ist ein kleines, wildzerrissenes Felsenvorgebirge; einige mächtige Felsblöcke liegen vor der Spitze als Inseln im Meer. Das eigentümlichste aber ist, daß die Landzunge auf der Ostseite eine eiförmige Bucht einschließt, die mit dem Meer nur durch einen schmalen Zugang in Verbindung steht. Diese Bucht, welche Gsell-Fels eine Piscina, das Volk aber ein Bad der Königin Johanna von Neapel nennt, trägt die Spuren einer doppelten Überwölbung. Es war dies ein Riesenwerk; denn die Bucht weitet sich nach oben trichterförmig aus, so daß das deckende Gewölbe von staunenerregender Spannung gewesen sein muß. Der Bau, der dieses Vorgebirge trug, ist an den vorhandenen Mauerresten (meist opus reticulatum) wenigstens noch dem Umfang nach zu erkennen. Er erstreckte sich bis auf die dem Kap vorliegenden Felsblöcke, die wohl durch Wölbungen mit dem Lande verbunden waren; dann folgen gewölbte Kammern in mehreren Stockwerken übereinander, durch deren Aufbau in die Höhe eine Terrasse gewonnen wurde, auf welcher vermutlich das eigentliche Gebäude, ein Tempel oder Palast, gestanden hat; jedenfalls an wunderbarer Stelle, denn der Blick schweift von hier aus frei nach allen Seiten über das Meer vom Vesuv bis ans Kap Misene, Nisita, Procida und Ischia gerade vor uns und Capri zur Linken. Es ist freilich immer dieselbe Rundsicht, die man an so vielen Stellen des Golfes genießt, aber sie schien mir von diesem wilden, weltverlassenen Punkte aus doch ganz besonders zauberhaft. Die erwähnten Gewölbkammern umgeben das Vorgebirge halbkreisförmig; allein obwohl ihr eigentlicher Zweck nur die Aufmauerung des zerrissenen Berges zu einer ebenen Hochfläche gewesen zu sein scheint, so waren sie doch nicht bloße Substruktionen; denn in vielen Kammern fand ich Reste von feinem Mosaikboden, ja selbst von Wandmalereien. Vermutlich waren sie nach der Seeseite offen; und welchem Zwecke sie auch gedient haben mögen, sie gewährten Kühle in der Tageshitze und eine entzückende Aussicht.

Das Studium dieser Ruinen ward mir mit jedem neuen Besuche interessanter; allein es wäre nutzlos, ausführlicher zu beschreiben, weil diese Mauerreste schwerlich genügend sind, um über den Bau, der hier gestanden, befriedigende Aufklärung zu geben. Vielleicht finden wir sie bis zu einem gewissen Punkte auf anderem

* Göthe vertrat eine andere Ansicht. Es schien ihm die Annahme, daß die Pholaden, welche die Säulen angefressen, auch in Süßwasser leben könnten, einfacher als die Vermutung, der Tempel sei ins Meer versunken und wieder aufgetaucht. Nach seiner Ansicht hätte der durch den Tempel fließende Bach innerhalb der Anhäufungen von Eruptionsschutt über den Priesterwohnungen einen kleinen See gebildet, dessen Oberfläche bis in die halbe Höhe der Säulen gereicht habe. In diesem See hätten sich die Bohrmuscheln aufgehalten. (Siehe seinen Aufsatz „Architektonisch-naturhistorisches Problem.")

Wege. Die kleine Halbinſel von Sorrent war im Altertum jedenfalls ein ſehr hochentwickeltes Land. Wenn wir ſie bei Vico Equenſe beginnen laſſen, ſo mißt ihre Längenachſe kaum 12 km und ihre Breite etwa 3 bis $3^1/_2$ km. Auf der dem Golf von Neapel zugewandten Küſte lagen die Städte Aquenſis (Vico Equenſe), Surrentum und Maſſa Lubrenſe (?). Surrentum war jedenfalls die bedeutendſte dieſer Niederlaſſungen. Es beſaß innerhalb ſeiner Mauern, wie uns berichtet wird und wovon auch noch Spuren vorhanden ſind, ein Forum, ein Amphitheater (bei Rota), einen Tempel der Venus genitrix und der Fortuna an der Marina Grande, einen Cerestempel bei der Villa Majo. Außerhalb der Stadt werden auf der Küſte bis zum Kap der Minerva genannt ein Tempel des Neptun, des Jupiter, der Trivia (Diana), ein großer und ein kleiner Tempel des Herkules, des Jupiter, der Juno, der Hekate, der Minerva und neben dem letzteren ein Athenäum. Der Lokalhiſtoriker Maldacca glaubt, daß Sorrent nicht groß und mächtig genug geweſen ſei, um ſo viele und bedeutende Tempelbauten auszuführen, und er iſt deshalb überzeugt, daß noch andere Niederlaſſungen zwiſchen Sorrent und der Punta Campanella beſtanden haben müßten, und als Beweis für dieſe Anſicht führt er den Begräbnisplatz an, den man am Deſerto entdeckt; derſelbe müſſe wegen ſeiner beträchtlichen Entfernung von Sorrent jedenfalls zu einer anderen Stadt gehört haben. Es läßt ſich jedoch hierüber nichts entſcheiden, da wir weder über die Städte noch über die Tempel ausreichende Nachrichten beſitzen. Dagegen wiſſen wir durch den Dichter Statius (geb. 61 v. Chr.), daß der reiche Pollius Felix eine prachtvolle Villa an unſerer Küſte beſeſſen. Er widmet derſelben ein überſchwengliches Gedicht (Silvæ lib. II, 2): Villa Surrentina Pollii felicis, und ein zweites dem Tempel des Herkules, der ſich in der Villa befand (Hercules Surrentinus Pollii felicis, Silvæ III, 1). Aus den genannten beiden Gedichten haben die Gelehrten Sorrents die Topographie herzuſtellen geſucht. Allein Maldacca, Pellicia, Bartolomeo Capaſſo (in ſeiner Topographia storico-archeologica della penisola Sorrentina. Napoli 1845) kommen zu ganz verſchiedenen Reſultaten, und ich konnte mich mit ihren Anſichten nicht befreunden, wenn ich mit eigenen Augen die Örtlichkeiten betrachtete. Maldacca ward mir durch folgende Stelle verdächtig. Er ſagt:

„Quel sito (der Tempel der Minerva an der Punta Campanella) è ora un dirupo nè vi si potrebbe fare alcun fabricato; eppure in tempj remotissimi dovea sicuramente esservi una pianura amena e deliziosa mentre non solo vi fù edificato quel gran tempio, ma ancora un ateneo o accademia.“ Zu deutſch: „Dieſe Stelle iſt jetzt eine Felswüſtenei; man könnte dort keine Gebäude errichten; aber in den älteſten Zeiten muß dort ganz ſicher eine ſchöne Ebene geweſen ſein, da man daſelbſt nicht nur jenen großen Tempel, ſondern auch ein Athenäum oder eine Akademie erbaut hat.“

Dieſe Anſicht erweiſt ein einziger Blick auf das Capo di Sorrento als irrig, denn dort ſieht man deutlich, wie die Alten durch Gewölbe, die ſich in mehreren Stockwerken übereinander an den Fels anlegen, ein Plateau, eine Terraſſe herzuſtellen wußten, auf welcher man einen Tempel oder ein ſonſtiges Gebäude ſchicklich aufführen konnte.

Maldacca ſagt ferner Seite 53:

„Debbe però riflettersi che quei tre tempj (Minerva, Ecate, Apollo) erano distantissimi dalla città di Sorrento e pare inconcipevole come mai gli abitanti di questa città si fossero indatti ad ergere edifizj sacri in tanta distanza della loro residenza, che per avervi accesso, bisognava sormontare colli altissimi, calare in valloni e caminare più ore per istrade forse disastrosissime, mentre se essi avessero voluto edificare quei tempj in luoghi eminenti, avrebbero avuto il delizioso capo di Sorrento vicino.“ Zu deutſch: „Man muß beachten, daß jene drei Tempel ſehr entfernt

von der Stadt waren, und es scheint unbegreiflich, daß die Bewohner von Sorrent sich jemals entschlossen haben sollten, heilige Gebäude in solcher Entfernung zu errichten, bei deren Besuche sie über hohe Berge und tiefe Thäler und über Wege schreiten mußten, die wahrscheinlich höchst erbärmlich waren, während, wenn sie ihre Tempel auf erhabenen Punkten zu errichten liebten, ihnen das reizende Kap von Sorrent in nächster Nähe zur Verfügung stand."

Maldacca hat demnach, obwohl er Sorrentiner ist, das Capo di Sorrento mit seinen ausgedehnten Ruinen gar nicht gesehen!

Die Lokalforscher unterscheiden ein Capo di Sorrento und ein Capo S. Fortunato. Aber ich hatte viel Mühe, das letztere zu bestimmen. Sorgfältige Nachforschung überzeugte mich, daß jene unmittelbar westlich neben dem Capo di Sorrento gelegene Zunge, auf deren Höhe ein Saracenenturm steht, mit dem Namen Capo S. Fortunato zu bezeichnen sei. Die beiden Vorgebirge, welche gleichsam ein Doppelkap bilden, schließen eine dreieckige Bucht ein, deren Eingang drei Felsblöcke schützen, die als Inseln im Meere liegen, so daß diese Bucht als Hafen der Villa gelten könnte. Aber ungleich trefflicher eignet sich hierzu eine etwas größere, rhombenförmige Bucht, die sich unmittelbar westlich neben dem Capo S. Fortunato befindet und ebenfalls durch zwei davorliegende Felsinselchen geschützt ist. Wandert man von hier aus weiter nach Westen gegen das Capo di Massa zu, so kommt man an antiken Ruinen vorüber, die dicht am Meere liegen, zu dem kleinen Orte Polluo (entstanden aus Pollius), an dessen Marine die Volksmeinung die Villa des Pollius Felix verweist. Noch etwas weiter, im Grunde der Bucht, die man Portiglione nennt, befinden sich die Gewölbereste eines antiken Tempels.

Nachdem wir so die Örtlichkeiten besichtigt haben, können wir uns nunmehr zu den Angaben des Statius wenden. Er erzählt (Silvæ III, 1), daß er zur Zeit der Hundstage zu Pollius auf die Villa eingeladen war, um das Fest der Diana Trivia zu begehen. Eine Tafel war im Freien unter Lauben gedeckt, aber ein plötzliches Gewitter zwang die Gesellschaft, das nächste Obdach aufzusuchen. Dies war ein kleiner Bau, den man einen Tempel nannte. Das Kasino, der Palast muß also in größerer Entfernung gestanden haben. Was letzteren anlangt, so sagt uns Statius (Silvæ II, 1, 21), daß vor dem Kasino ein Tempel des Neptun stand, den die Wogen umspülten; daß ein Tempel des Herkules weiter oben lag und daß der Hafen sich des Schutzes beider Gottheiten erfreute. Die Stellen lauten, wie folgt:

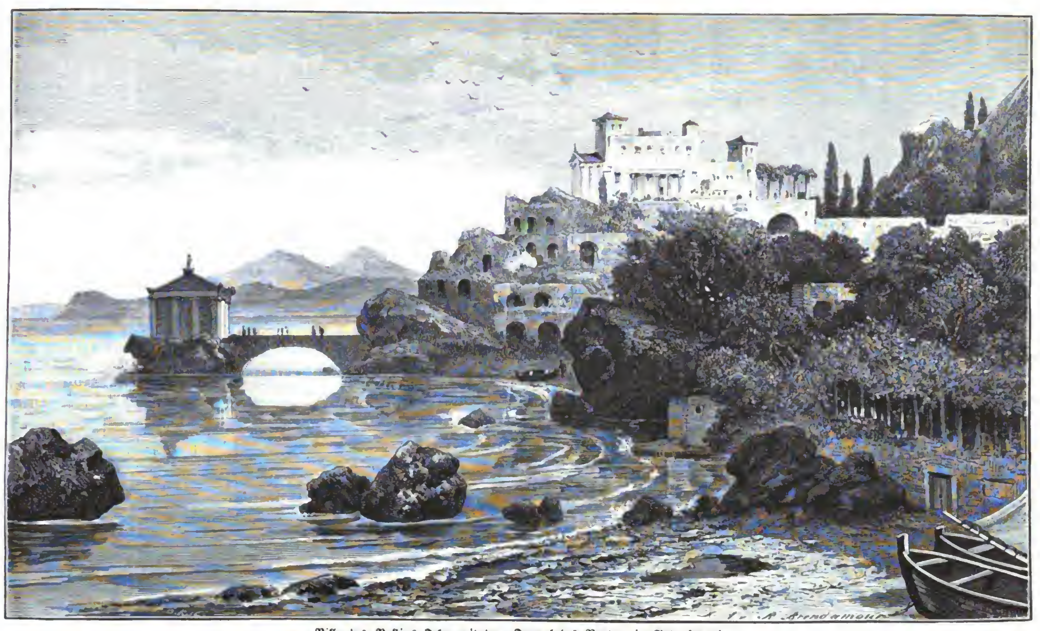
Diffugimus festasque dapes, redimitaque vina
Abripiunt famuli. Nec quo convivia migrent?
Quamvis innumeræ gaudentia rura superne
Insedere domus, et multo culmine dives
Mons nitet, instantes sed proxima quærere nimbi
Suadebant, læsique fides reditura sereni.
Stabat dicta sacris tenuis casa nomine templi
Et magnum Alcidem humili lare parva premebat.
(Silvæ III, 1, 76 ff.)

Ich übersetze: „Wir fliehen, und die Diener packen die festlichen Speisen und die bekränzten Becher ein. Aber wo soll die Tafel wieder aufgeschlagen werden? Obwohl zahllose Häuser oben auf der lachenden Höhe stehen und der reiche Berg von vielen Giebeln glänzt, so rät uns doch das drohende Wetter und die Aussicht auf schnelles Vorüberziehen, das allernächste Obdach zu suchen. Nun stand da ein kleiner Bau, den man einen Tempel nannte und dessen enger Raum ein Bild des großen Alciden barg."

Ferner Silvæ II, 2, 21:

Ante domum tumidæ moderator cœruleus undæ
Excubat, innocui custos laris, hujus amico
Spumant templa salo, felicia rura tuetur
Alcides, gaudet gemino sub numine portus.

Ich übersetze: „Vor dem Kasino hält Neptun Wache und schirmt den frommen Hausgott; der Tempel schäumt von dem dem Gotte freundlichen Salzwasser. (Delatour übersetzt: il blanchit son temple d'une écume caressante.) Das glückliche Landgut schützt der Alcide, und der Hafen



Villa des Pollius Felix mit dem Tempel des Neptun in Rekonstruktion.

erfreut sich des Schirms beider Gottheiten (des Neptuns und des Herkules)."

Ich will hier gleich noch eine Stelle anführen, die uns ebenfalls beschäftigen wird:

Inde per obliquas erepit porticus arces,
Urbis opus, longoque domat saxa aspera dorso,
Qua prius obscuro permixti pulvere soles
Et feritas inamœna viæ, nunc ire voluptas.
(Silvæ II, 2, 30.)

Zu deutsch: „Von hier, dem Tempel Neptuns, klimmt bequem zur Höhe (insensiblement) ein Portikus, einem Werke Roms vergleichbar, und erreicht in langsamem Zuge die Felshöhe. Wo vormals dichter Staub sich mit den Sonnenstrahlen mischte und der Weg wild und trostlos war, ist es jetzt eine Lust zu gehen."

Wir haben nun also folgende Stellen zu ermitteln: 1) den Tempel der Diana, deren Fest gefeiert wurde; 2) den Tempel des Neptun; 3) einen großen und einen kleinen Tempel des Herkules; 4) den Portikus; 5) die Villa.

Die Lokalforscher haben sehr widersprechende Ansichten aufgestellt, und keiner hat Gründe anzuführen gewußt, die so überzeugend wären, daß man einer anderen Ansicht nicht ebenso gern folgen oder auf die Gewinnung einer eigenen Ansicht verzichten möchte. Am meisten irre geleitet hat wohl das Bemühen, einen Tempel der Diana Trivia nachzuweisen, deren Festtag Pollius mit seinen Gästen feierte. Statius sagt aber nirgends, daß ein solcher Tempel in der Nähe gestanden habe, und es scheint mir, daß kein zwingender Grund zur Annahme eines solchen vorhanden ist. Der üppige Pollius war schwerlich ein Mann von stark religiöser oder kirchlicher Denkungsart. Es war an jenen Iden des August schwerlich seine Absicht, mit seinen Freunden einen Gottesdienst zu Ehren Dianas zu halten. Wie wir heutzutage, ohne irgend an eine religiöse Feier zu denken, unsere Freunde aus der Stadt einladen, Ostern oder Pfingsten mit uns auf dem Lande zu feiern, so wird Pollius seinen Freunden an den Iden des August, den dies Triviæ, ein üppiges Fest auf seiner Villa gegeben haben, aus keinem anderen Grunde, als weil es eben ein Feiertag war, nicht weil er in einem Tempel der Diana opfern wollte.

Es gab dort also keinen Tempel der Diana.

Was nun die Villa anlangt, so steht so viel außer Zweifel, daß sie nur zwischen Portiglione und Capo di Sorrento gelegen haben kann, welche beiden Punkte einhalb bis dreiviertel Stunden voneinander entfernt sind. Wenn wir uns nun aber unter der Villa des Krösus Pollius nicht ein bescheidenes Landhaus mit mäßigem Garten zu denken haben, sondern ein Besitztum im Stile der Villa Borghese oder Pamfili-Doria in Rom, worin man stundenlang spazieren fahren kann, so ist es einleuchtend, daß der Raum zwischen Portiglione und Capo di Sorrento für diese Villa keineswegs zu groß war, und es bleibt alsdann nur der Ort zu bestimmen, wo der Palast, das Kasino, wie man in Rom sagt, oder das Prätorium, wie Columella sich ausdrückt, gestanden habe. Es ist wohl nicht gewagt, zu vermuten, daß es die Stelle gewesen sein müsse, wo die Aussicht aufs Meer, worauf die Römer das meiste hielten, am schönsten und freiesten und wo das Branden der Meereswogen am großartigsten gewesen, und diese Stelle ist unzweifelhaft das Capo di Sorrento; auch die Beschreibung des Statius scheint dies unwiderleglich zu bestätigen.

Er bezeichnet das Bad als den schönsten Schmuck der Villa; es befand sich, wie er sagt, auf der Spitze des Ufers, auf dem sich die Villa erhob; es war so eingerichtet, daß darin süßes Wasser dem Seewasser begegnete, und mit einer doppelten Testudo überwölbt. Die Stelle lautet:

Gratia prima loci, gemina testudine fumant
Balnea et e terris occurrit dulcis amaro,
Nympha mari. Levis hic Phorci chorus udaque crines
Cymodoce, viridisque cupit Galatea lavari.
(Silvæ II, 1, 17 ff.)

Ich übersetze folgendermaßen: „Als höchste Zier der Villa dampft unter einem

Doppelgewölbe das Bad, und vom Land her kommt Süßwasser dem salzigen entgegen. Hier ihre Haare zu netzen, sind die Söhne Neptuns, Cymodoce und die blühende Galatea begierig."

Nun befindet sich an der Ostseite des Kaps jene bereits erwähnte eirunde Felsenbucht, die mit dem offenen Meere nur durch ein schmales Felsthor zusammenhängt und welche vom Volke das Bad der Königin Johanna genannt wird. Über dem Eingang sehen wir ganz deutlich die Ansätze des von Statius erwähnten Doppelgewölbes, und weiter nach oben, da wo der Weg nach der Straße von Massa ablenkt, befindet sich Mauerwerk, welches zu der Süßwasserleitung gehört haben kann.

Dies war denn allerdings ein unvergleichliches Bad! Die kleine Bucht, geschützt durch ihren engen Eingang vor den Stürmen und doch offen, um bei stiller See hinaus ins Freie zu schwimmen; gegen die Glut der Sonne geschützt durch die Überwölbung; nach dem Seebad, dank der vorhandenen Quellleitung, ein Süßwasserbad zur Abspülung, zwischen der doppelten Testudo vielleicht ein Schwitzraum und endlich nach dem Bad in den Gewölbekammern (scholæ) Ausruh im kühlen Raum mit herrlichster Aussicht — alles in unmittelbarer Nähe des Kasino, welches auf der Terrasse des Vorgebirges stand.

Nun sagt uns Statius weiter, daß ante domum, also gerade vor dem Kasino, ein Tempel des Neptun gestanden habe, an dessen Mauern die Meereswogen schäumten. Suchen wir aber nach dieser Stelle ante domum, so werden wir keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Tempel des meerbeherrschenden Gottes auf den Gewölben gestanden haben müsse, welche die kleinen Felsinseln, die vor der Spitze des Kaps liegen, mit dem festen Lande verbanden. Nur da kann der Tempel gestanden haben, denn sonst ist ante domum keine andere Stelle zu finden, die Raum auch nur für einen kleinen Bau gegeben hätte. Diese Stelle war aber auch ungemein passend für ein Heiligtum des cærulius moderator undæ, da er rings vom Meere umgeben war und in aller Wirklichkeit, wie der Dichter sagt, von dem dem Gotte freundlichen Meerwasser schäumen mußte.

Wir haben uns diesen und andere Tempel, von denen wir sprechen werden, nicht als solche Riesenbauten zu denken wie die großen Tempel in Pästum. Dies waren öffentliche Heiligtümer für das Volk. In der ausgedehnten Villa des Pollius dagegen haben wir nur kleinere Bauten zu suchen, die mehr zum architektonischen Schmuck der Anlagen als zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses des Volkes errichtet waren. So war denn auch der Tempel des Herkules, in welchem Pollius mit seinen Gästen Schutz vor dem Regen suchte, zu klein, um die Gesellschaft aufzunehmen. Es war wohl nur, was wir einen Pavillon nennen, mit einer Büste des Gottes. Dieser Pavillon wird an irgend einem schönen Aussichtspunkte oder an einem Lieblingsplatze der Placida Polla, der anmutigen Gattin des Besitzers, gestanden haben, wo sie mit ihren Gespielen (gratissima cohors) die frischen Morgenstunden oder den Zauber des Vollmondes genoß. Die Spuren dieses Pavillons aber, dieses sogenannten kleinen Tempels des Herkules, werden wir nicht finden, da ein so kleiner Bau auch nur ganz unbedeutende Fundamente hatte.

Übrigens erfahren wir von Statius (Hercules Surrentinus), daß Pollius diesen Pavillon, den er eine tenuis casa nennt, abgebrochen hat. Als sich nämlich an jenem Festtage der Diana die Gesellschaft vor dem Gewitterregen unter dieses Obdach geflüchtet hatte, aber nur kümmerlichen Raum fand, errötet der Gott aus Scham vor der vornehmen Gesellschaft und gebietet dem Pollius, einen größeren, prächtigeren Tempel zu bauen, und der fromme Mann führt diesen Befehl in zweimal sechs Monaten in großartiger Weise aus. Wir sehen hiernach, daß an die Stelle des kleinen ein größerer Tem-

pel des Herkules trat, das heißt an die Stelle des kleinen, ungenügenden Pavillons ein größeres, mit einer Statue des Herkules geschmücktes Kasino, in welchem eine ansehnlichere Gesellschaft speisen und — tanzen konnte. Die dichterische Übertreibung des überschwenglichen Statius, der seinem hohen Gönner schmeicheln wollte, darf uns nicht irre machen.

Wenn meine nüchterne Ansicht recht hätte, daß auch der neue Bau nur ein größerer Gartensaal gewesen sei, so könnte vielleicht auf die Mühe, Spuren eines so untergeordneten Gebäudes zu finden, verzichtet werden. Allein wir wissen, wie die Römer bauten; alles aus kostbarstem Material, das Mauerwerk, welches, schon um kühle Räume zu schaffen, von bedeutender Dicke sein mußte, mit jenem unverwüstlichen Mörtel gefügt, bei dessen Zubereitung Eidotter verwendet worden sein soll. Und so wollen wir uns denn auch nicht weigern, diesen Tempel des Herkules in den Ruinen wiederzuerkennen, welche in der Bucht von Portiglione noch aufrecht stehen. Dort wölbt sich noch im Grunde der Bucht und angelehnt an den Berg ein hoher Saal wie die Apsis einer Basilika. Das Gewölbe mag sich auf den griechischen Säulen, die Statius preist, fortgesetzt haben und in eine offene, von Balustren eingefaßte Terrasse ausgegangen sein, von welcher Freitreppen ins Meer führten; ganz ähnlich, wie wir uns auch den Bau des Tiberius am Fuße der Punta Tragara auf Capri zu denken haben. In der That mögen die Bauten des Tiberius auf dem nahen Capri, die damals kaum mehr als sechzig Jahre alt waren, dem Pollius als Vorbild gedient haben.

Standen nun aber der Herkulestempel bei Portiglione und der Tempel des Neptun an der Spitze des Capo di Sorrento, so konnte der Dichter wohl sagen, daß der Hafen der Villa, den wir in die rhombische Bucht neben Capo S. Fortunato verwiesen haben, unter dem Schutze der beiden Götter stehe, gaudet gemino sub numine portus.

Es bleibt uns noch übrig, der Stelle des Säulenganges nachzuforschen, der von dem Ufer in sanften Windungen zur Höhe stieg und der nach dem Dichter so prachtvoll war, als hätte ihn Rom selbst (die urbs), nicht ein Privatmann gebaut. Nun fand ich zwar auf dem Capo di Sorrento ganz deutliche Spuren eines Schlangenweges, der vom Meer zur Terrasse führt, auf welcher der Palast gestanden hat. Man sieht dort die wohlerhaltene Unterlage des Weges, bestehend aus jenem bekannten, unverwüstlichen Gemisch von kleinen Ziegelstücken und Mörtel; allein der Weg ist zu schmal, als daß er für jenen Säulengang gehalten werden könnte, und es wird nur ein Pfad gewesen sein, der von der Terrasse nach den untersten Gewölbekammern und nach dem Tempel des Neptun führte. Sonstige Spuren habe ich nur noch unfern der Marine von Polluo dicht am Meere gefunden, wo sich antikes Mauerwerk an die steilen Felswände anlehnt. Allein ich kann sie dem Portikus nicht zuschreiben, da nicht zu begreifen ist, welche Führung derselbe von hier aus gehabt haben könnte. Mir schien die Vermutung am vernünftigsten, daß der Säulengang die Bestimmung hatte, eine schattige Verbindung zwischen dem Hafen und dem Kasino der Villa herzustellen, allein es ist mir nicht gelungen, eine thatsächliche Unterstützung für diese Ansicht zu finden.

So wäre denn das Ergebnis meiner Untersuchung: daß es an dieser Küste keinen Tempel der Diana Trivia gab; daß die Villa des Pollius sich von der Portiglione genannten Bucht bis zum Capo di Sorrento erstreckte; daß auf der Höhe dieses Kaps der Palast und am Fuße desselben der Tempel des Neptun gestanden; daß den Hafen der Villa die rhombische Bucht gebildet hat, welche sich zwischen Kap San Fortunato und Polluo befindet; daß aber Spuren des Portikus nicht nachzuweisen sind; daß es nur einen Tempel des Herkules gab und daß dieser in der Bucht bei Portiglione stand.

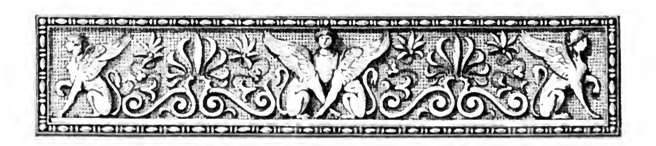
Allein mag dies alles sein, wie es wolle, so viel steht fest, daß unser Nabob aus Puteoli, der glückliche Pollius, sich das schönste Gestade für seine Villa ausgesucht. Man denke sich diese Küste! Erst Sorrent mit seinen Palästen und Tempeln auf dem steilen Felsabsturz gelegen; dann das Doppelkap von Sorrent und San Fortunato, auf dessen Höhe der Prachtbau des Pollius, an dessen Fuß der Tempel des Neptun, von der Brandung umschäumt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der jüngere Plinius kein Nabob war, daß aber trotzdem seine Laurentinische Villa nach der Rekonstruktion des Canina (abgebildet unter anderem in Benders Roma, S. 215) alles zu übertreffen scheint, was unsere Einbildungskraft in dieser Richtung schaffen mag, so wird man begreifen, daß dieses Kap damals einen Anblick bot, welchen wir nur als märchenhaft bezeichnen können. Dann folgten die Parkanlagen bis gegen Polluo mit reichem architektonischen Schmuck, dann der Herkulestempel bei Portiglione; ferner die großartigen Tempelbauten des Jupiter und der Juno auf dem Vorgebirge von Massa, und endlich der erhabene Tempel der Minerva, von Odysseus gegründet, von den Sirenen gehütet, von einem strahlenden Athenäum umgeben, auf der Spitze der Halbinsel!

Ein Römer, der die Bucht von Bajä kannte, dem die Überladung der hauptstädtischen Foren mit Tempeln, Hallen, Triumphbogen, Statuen und Säulen nicht mehr auffiel, mochte auch die Küste von Sorrent ohne Erregung betrachten. Wenn aber ein Bataver, der vor kaum zwei Lustren unter Vespasian in Gefangenschaft geraten war und jetzt als Sklave an dem Herkulestempel des Pollius mühselige Arbeit verrichtete, den Zauber der Natur und die Pracht, welche menschliche Kunst über diese Küste ausgeschüttet haben, betrachtete, so mag sein Entzücken vielleicht seinen tiefen Gram gemildert haben. Wir anderen Reisenden aber, die wir ohne Sorge und Trübsal kommen, nur um zu schauen und zu genießen, was hätten wir bei solchem Anblick empfunden.

Es ist unmöglich zu sagen!

O fortunato peregrin cui lice
Giungere in questa terra alma e felice!





Fragmente aus den römischen Bergen.

Von

Gustav Floerke.

> È un gran gusto er viaggià! St' anno so stato
> Fin a Castèr Gandorfo co' Krimonno
> Ah! Chi nun vede sta parte de Monno
> Nun sa nnemmanco pe' cche cosa è nnato.
>
> G. G. Belli.

I.

Gottesgaben.



Die guten Päpste haben Castell Gandolfo zu ihrer Sommerresidenz erhoben und Sankt Sebastian hat daselbst das Ehrenamt eines Stadtheiligen übernommen. Aber der himmlische Vater that doch am meisten, indem er die köstliche Bergluft und süßes Trinkwasser gab, für alle Fälle, z. B. schon damit das Städtchen unterm Schloß sich von Sommerfrischlern ernähre, wenn wie jetzt die Steuern zunehmen, Sankt Sebastian nichts dawider thut und gar der heilige Vater da unten in Rom bleiben muß. Und das kann diesmal recht lange dauern. Wenigstens habe ich die ganze Einrichtung seines Palastes versteigern sehen und mich für diese Zeilen extra auf einen goldenen Stuhl setzen können, der mir damals zugeschlagen wurde.

Die Castellaner freilich sind anderer Meinung. Sie rechnen, daß von den genannten drei höchsten Herrschaften der heilige Vater am reichlichsten gab. Und da er ihnen zudem näher wohnt (Rom kann man liegen sehen) oder wohl gar persönlich bekannt ist, so fängt hier die obige Reihe mit ihm an. Mit ihm wissen sie sich altersversorgt, unfallversichert und himmelsfähig obendrein. Solange er unter ihnen weilte, stand auch dem Geringsten die stillschweigende Paradiesanwärterschaft der ganzen „famiglia pontificia“ auf dem Gesicht zu lesen wie einem tüchtigen Lakaien der Rang seiner Herrschaft. Man fühlte die Wagenquasten der goldenen Papstkutsche in seinen Händen, auf deren Trittbrett man dereinst mit einem der nächsten seligen Statthalter Gottes in den himmlischen Ehrenhof einzurollen gedachte, um dann von den Kollegen in der Engelstube die besten Plätze beim ewigen Nachtmahl wohlwollend anzunehmen... Seit der gute Papst nicht mehr unter ihnen wandelt, ist freilich auch für sie das Paradies minder greifbar. Die Beine, welche sie etwa noch über die Stadtmauer hängen, schlenkern nicht mehr so protzig und sorglos. Einige meiner Freunde denken an Zimmervermieten und streichen zu diesem Zweck ihre Läden schweinfurter-grün. Von anderen wird behauptet (und geglaubt!), daß sie schon vor der Weinlese nach ihren Vignen sähen und den steilen Weg an den See hinabstiegen. Dort unten versucht sogar jemand Fische zu fangen — sagt man. Aber dies alles geschieht einstweilen nur, wie etwa die Herren Lakaien in Hemdsärmeln

gehen und Tomaten an der Schloßmauer ziehen, während die Herrschaft verreist ist.

— — — — — — — — — — — —

„Ihr glaubt nicht, daß der Papst wieder heraufkommt, Sor Gustavio mio?“ sagte meine Wirtin Serafina, die groß und tapfer wie ein Schweizer (für einen zukünftigen Engel fast etwas zu groß) auf ihren Thürstufen bessere Tage abwartet. „Sor Gustavio mio, überlegt doch nur ein bißchen! Wie kann das so bleiben! Pancione zum Beispiel, na Ihr wißt ja, der Alte, der den Vetturin für Rom macht, Pancione hatte früher acht Pferde im Stall, und heute fährt er mit zweien leer, nur noch aus Gewohnheit und um sein Recht nicht etwa zu verlieren.“

„Serafina, Serafina,“ antwortete ich vom Fenster aus, „es geht mitunter merkwürdig zu auf der Welt. Da spannt Pancione gerade aus. Kommt mal her. Seht Ihr, der Schwarze, den er eben abschirrt, war früher Kardinal, und jetzt ist er ein armseliger Vetturino und muß mit einem avancierten Müller zusammengehen.“

Serafina sah mir über die Schultern und goß zugleich mein Waschwasser zum Fenster hinaus, der sonneglänzenden Welt ins Angesicht, großartig, als ob sie Diamanten fortschütte.

„Serafina,“ begann ich aufs neue, „wenn ihr euren Papst erwartet, warum gießen ihm dann seine Castellaner das schmutzige Wasser und was weiß ich in seinen Garten? Es riecht bis herauf, meine Teure — über zwanzig Löcher zähle ich, die ihr in seine Parkmauer gebrochen habt, gegenüber jeder Hinterthür eins.“

Serafina sah hinab, wo aus den Gärten des heiligen Vaters schwarze gewaltige Lorbeeren ihre blinkenden Kronen heraufstreckten. Während ich darin vier, fünf Nachtigallen unterschied und die Pfauen schreien hörte, sagte sie: „Wie kann das riechen, Sor Gustavio mio! Es können leicht fünfzig Fuß bis dahinunter sein, und alle drei Monate wird ausgeräumt. Dazu unsere Luft, Sor Gustavio, welch eine Luft! Sie zehrt das Tote und nährt das Lebendige. Übrigens, wenn der heilige Vater erst zurück ist, erlaubt er uns auch dergleichen nach vorn hinaus, auf die Straße, zu gießen... Ihr glaubt immer noch, daß er nicht wiederkommt? Daß diese Piemontesen in Rom bleiben, glaubt Ihr? Kind, Kind! (‚Fijjo mio,‘ sagte sie) wie oft hat er, dieser oder ein anderer, aus seinen apostolischen Palästen hinaus müssen, einmal, wie der Sor Padre Curato Don Bonaventura sagt, der alles weiß bis in die entferntesten Zeiten, einmal sogar (Serafina schützte die Augen mit der Linken) bis übers Meer da draußen, Gott steh mir bei, bis zum König von Frankreich. Aber immer kamen sie wieder, die guten Päpste. Einmal helfen ihnen die Franzosen, ein andermal die Preußen. Nein, Rom gehört dem heiligen Vater von allem Anfang her. Und es wird ihm wieder gehören. Einstweilen kauft Torlonia für ihn alle Kirchengüter, alles, alles, alles, so weit Ihr seht!“

Sie hob den Arm und machte eine Bewegung über die Tiefe hinaus, als schauten wir über das beherrschte Samos hin. Sie schien die Sonne mit einzubegreifen, die eben fern über dem Meer vor dem Dunst des Abends ihre Strahlen einzog. Rings, jenseits der bronzenen Wipfel des Papstgartens, drängten sich die breiten bläulichen Wellen der Ölberge hinab und weit hinaus in die ungeheure, verzauberte Campagna, deren Nebel Rom verbargen und aus der jetzt vor meinen geblendeten Augen tausend rote Leuchtkugeln mit grünen und grüne mit roten Rändern feierlich in die silberne Luft emporzusteigen schienen. Über das alles hinweg, über das ganze schimmernde Latium zu unseren Füßen, machte die Serafina eine große Handbewegung, wie der Papst, wenn er vom Balkon Sankt Peters die Völker der Erde segnet, und sagte: „Das — alles — kauft — Torlonia. Das alles und noch viel mehr, bis an die See und bis in alle jene Bergzüge hinein, die jetzt immer zahlreicher und immer blauer werden. Gleich hinter unserem Schloßgarten dort unten, wo die Pinien den Hügel hinabsteigen, fängt sein Besitztum an.“

Und solchen Glauben teilte mein Kindskopf von Serafina mit allen Castellanern. Aber während die meisten von ihnen an den Schicksalen des gefangenen Papstes einen viel zu persönlichen Anteil nahmen, um nicht über ihrer augenblicklichen Unzufriedenheit der unvergänglichen Wohlthaten Gottes zu vergessen, während sich um den Stadtheiligen nur noch jene kümmerten, welche Sebastian hießen, währenddessen fragte Serafina keinen Augenblick danach, wie Gott und die Heiligen das alles übers Herz brächten. Sie ließ sich gewiß nichts entgehen, wofür sie hätte dankbar sein können. Sie war heiter von Anfang bis zu Ende, wie ein Festtag mitten in der Woche. Sie war auch voll beredter Dankbarkeit für dasjenige, was ihnen keine irdische oder himmlische Politik nehmen konnte: für Luft und Wasser, dies Wiegengeschenk des Himmelskönigs. Allerdings lebte sie auch mehr noch als die meisten anderen von diesen guten und bislang steuerfreien Gottesgaben.

Jedesmal, wenn Serafina mit dem Papstthema fertig war, kamen die gute Luft und das Wasser von Castello daran. Richtig:

„Das ist gescheit," sagte sie, „daß Ihr im Fenster sitzt. Nein, wie wohl Ihr aber auch ausseht! Gar nicht zum Wiederkennen! Wie man sich wundern wird bei Euch zu Hause. Ich weiß, ich weiß — Ihr seid ganz gesund hergekommen, ja doch! Aber bedenkt nur, was auch dem Stärksten passieren kann und was das hier für ein Schutz ist, unsere Seeluft!"

Dabei regte sich in der weiten verlöschenden Helle kein Blättchen, und ein süßer schwerer Lavendelgeruch, der aus Schrank und Kommode quoll, stand nur so im Zimmer; wie Weihrauch stieg Liliendust aus den apostolischen Gärten auf. Aber unser Himmel hier oben war doch ein leuchtender Krystall, während in der Tiefe, aus dem zunehmenden Halbdunkel der Campagna die Malaria immer unheimlicher hervorkroch und am Boden lag, zäh, graugrünlich, wie ausgebreitete aufgekratzte Wollabfälle. Die Sonne stand tief und färbte mehr als sie leuchtete. Die bronzenen Lorbeeren erglühten. Torlonias Pinienstämme trugen gleich goldenen Kirchensäulen ihre düstere Kuppel; die Oliven braunten; nur das Meer lag farblos glashell, und die weißen lateinischen Segel waren schwarz geworden.

Die Serafina stand noch immer hinter mir.

„Braucht Ihr weiter nichts?"

„Nein."

„Wollt Ihr, daß ich Euch einen Schluck frisches Wasser hole?"

„In Gottes Namen."

Ja, solches Wasser! Allerdings bei vierzig Grad war es mit seinen zwanzig immer noch frisch.

„Wie süß es ist und wie wohl es dem Magen thut," sagte sie, wie jedesmal, als sie wiederkam und mir einschenkte. Allerdings sie hatte nichts weiter zu trinken und hielt es deshalb für gesunder als Wein. Und wenn mir die Luft und das Wasser nicht gefielen, was fesselte mich dann, recht lange noch, wie sie hoffte, an den einsamen Felsen mit der verschlossenen Papstburg, aus der keine Gnaden mehr flossen; mit seinem gebundenen Schutzheiligen, dem sich ein Ketzer am wenigsten in die Arme werfen kann; mit der durchlöcherten Stadtmauer, durch welche man wohl auf den perlmutterfarbenen See hinabsah, in dem zu baden es aber viel zu heiß war? Selbst im Wasser, glaub ich, hätte man schwitzen müssen. Die Sitzreihen des Kolosseums in der Augustsonne auf- und abklettern, wäre jedenfalls ein Vergnügen gewesen gegen diesen Badeweg.

„O, das gute Wasser, die gute Luft!" wiederholte die Serafina, „zum Beispiel, kennt Ihr meinen Vater?"

Sie war, wie ich sie so ansah, ein recht robustes, gottvergnügtes altes Mädchen von über fünfzig Jahren; wie sollte ich ihren Vater kennen. „Nein," sagte ich also.

„Den Zi' Bastiano nicht?"

Ich kannte drei „Onkel" in Castello: den Zi' Pippo, den Pancione, der ebenfalls geonkelt wurde, und allerdings so etwas wie einen Zio Sebastiano. Aber nur

die zwei ersteren lebten noch, der letztere hatte schon fünfzehn Jahre im Grabe gelegen. Ich wiederholte also lieber: „Nein."

„Mamma mia!" sagte sie, „er steht doch so deutlich am Wege, gleich am Fenster, wenn man zu den Riformati kommt."

Ich blickte sie mit gelindem Grausen an. Sie sprach also doch von der Mumie, die dort hinterm Eisengitter in der Beinhauskapelle lehnt. Als im vorigen Jahre die Begräbnisstätte in der Kirche verboten und aufgeräumt wurde, kam unter all den Knochen Zi' Bastiano zum Vorschein, ganz beisammen, „fertig zum jüngsten Gericht". Es fand sich, daß die Leiche in einer eigentümlich trockenen, zehrenden Erde abseits gelegen haben mußte. Die gute Seele von Zi' Bastiano war nämlich noch prächtig mit Haut und Haaren bedeckt. Also ließ ihn der Pater Guardian von den Riformati, „der ihm nie wohlgewollt hatte", im neuen Beinhaus unter die schönsten Knochen und Schädel auf den Altar stellen, „um einen Eindruck zu machen". „O vedi, si regge Zi' Bastiano, si regge da se!" schrieen die Castellaner, die von der Straße her zuschauten, „er steht von selber, steht wirklich!" Und seither, wenn die Weiber in weißem Busen- und rotem Kopftuch (denn die alte blaue Tracht ist längst verschwunden) ihren abendlichen Bittgang zu den Riformati thaten, knieten sie wohl ein Vaterunser lang auf die Stufen hin, von welchen man in das schauerliche kleine Heiligtum am Wege blicken kann, nicht gerade um Zi' Bastianos willen, sondern aus Devotion und des Totenackers wegen; aber ein Teil ihrer Gedanken war doch bei dem armen Kerlchen da oben in der Ecke, auf dem steinernen Altar. Auch wir zwei standen uns gut. Ich sah gern noch einmal bei ihm durchs Gitter, wenn ich spät aus dem Buschwald zurückkam, und stets erwiderte er den Besuch noch vor Tage. Gewöhnlich kam der Mond mir aufs Bett, ihn anzumelden, oder die Gardine flatterte weiß ins Zimmer; und richtig — da steckte Zi' Bastiano den Kopf ins Fenster, vorsichtig, neugierig, gerade wie er aus seiner Nische hervorlugt. Die meisten anderen kannten ihn noch bei seinen Lebzeiten, den Allerweltsonkel Sebastian, dem der Pater Guardian nicht wohlwollte. Seine Söhne hatten unter ihnen gelebt, hatten gebeten, in Rom geklagt — was wollten sie, dumme, arme Teufel! Dann waren sie ausgewandert. Und so stand ihr Vater da, klein und schwarz, nackt und immer nackter lehnte er in seinem schaurigen Winkel. Denn seit er in Luft und Wärme gekommen war, häutete er sich. O, es war eine Schändlichkeit!

Aber neben mir sagte die zufriedene Stimme der Serafina: „Ja, es giebt manche, die böse darüber waren, vor allem meine armen Brüder — die Madonna wird sie geleiten — sie haben einen Prozeß darum anfangen wollen. Mit welchem Geld und gegen wen, Sor Gustavio mio, gegen wen nur? Gegen die guten Mönche? Gott bewahr uns! Und dann — aber das versteht Ihr nicht — er hat es gut dort, er! Steht er nicht im Trockenen und an geweihter Stätte, neben dem Kreuz, wie Sankt Johannes der Apostel? Und habt Ihr nicht gesehen: er blättert ab, er wird auch bald Ruhe haben. Ja, die gute Luft hier oben! Was die Erde in fünfzehn Jahren nicht konnte, *sie* bringt es zuwege. Aber so lange hat er es gut dort. Wenn ich mir vorstelle, daß wir dereinst hinaus müssen, weit vor die Stadt, unter freien Himmel, und dann kommen im Winter Regen und Sturm und Gewitter (sie wickelte sich in ihr Tuch), und daß man allein liegt auf dem nackten Felde, wenn es finster wird. Welche Seele soll da Ruhe finden?"

Meine gute Serafina mußte einen Schluck Wasser trinken, aber mit ihm kam auch die alte Zuversicht zurück: „Inzwischen ist der heilige Vater wieder da!" Sie sah wirklich behaglich aus, wie sie nun, mit dem Kopf nickend, die Augen halb geschlossen, dastand und gewiß an ihre heimelige, trauliche Kirche dachte, die ganz Castello wie seine gute Stube betrachtet und in welcher ganz Castello un-

term Bilde und Schutz so vieler Heiligen in eine Gruft zusammengeschüttet wurde. Und über ihren Häuptern knieten die übriggebliebenen, bis sie nachkamen, den Kopf voran; beteten die guten Priester und lasen die heiligen Messen „pro animabusse defunctorum“; duftete der süße Weihrauch, brannten geweihte Kerzen für die Toten und ewige Lampen vor der Madonna, so daß es nie ganz dunkel wurde im Hause Gottes.

„Guten Abend, Sor Gustavio,“ sagte die Serafina, „ich gehe einen Kranz beten für den heiligen Vater.“

Und die Serafina nimmt ihr rotes Taschentuch auf den Kopf und tritt hinaus in die letzten langen Sonnenstrahlen, die einen schimmernden Tunnel in das Eichendunkel überm See treiben und aus der uralten Allee einen herrlichen, erleuchteten Kreuzgang machen, der zu den guten Vätern, den Riformati, hinanführt. Zuhöchst an der Wasserleitung, auf den Trümmern der Kaiservilla, wo die Burg des Tiberius über Meer und Waldgebirge schaute, haben sie sich von den Fürsten Barberini ein Klösterlein bauen lassen, die guten Väter, um so den Ort zu entsühnen, wo es den Heidenkaisern zu wohl war. Dort hinauf schreiten in der letzten Tagesstunde die Castellaner, denn das Heiligtum der Riformati winkt ihnen wie ein Berg Nebo, von welchem die guten Väter — denen, welchen sie wohlwollen — das gelobte Land zeigen. Sie schlendern lässig vornehm hinauf unter den breiten tausendjährigen Bäumen; die Abendsonne streut ihnen himmlische Rosen vor die Füße; gleich goldenen Palmen und Fransen senken sich die Zweige der Eichen aus der tiefen Sammetmasse des Baldachins auf sie herab; auf der Barberinimauer glüht es wie Freudenfeuer, und links über dem dunklen Abgrund des Sees ziehen die Berge gleich flammenden Wolken neben ihnen empor... Dann sehen auch sie wohl den Gevatter Sebastian traurig am Wege stehen und denken vielleicht, wie es der Pater Guardian beabsichtigte: Mensch, du mußt sterben! Aber sie thun es angenehm lächelnd und indem sie sich die herrliche Auffahrt vorstellen, die sie im Himmel halten werden — „falls ihnen der Pater Guardian wohlwollend gesinnt ist“.

Zi' Bastiano aber lehnt starr und unheimlich an der Kirchhofsmauer, er, der schon einmal im Grabe ruhte, und schält sich wie eine Platane, von der die Rinde stückweise herabhängt und abfällt. Er, der den guten Vätern sein lebenlang Kirchen und Klöster um Gotteslohn ausgeweißt hat, darf noch nicht einmal barfuß ins Paradies laufen! Und doch war er aus Castello und noch dazu Hofstüncher des heiligen Vaters. Er hieß sogar Sebastian. Aber dieser Heilige, scheint es, steht noch immer mit gebundenen Händen als ein figürliches „Non possumus“. Der heilige Vater aber sitzt in Rom gefangen, und der Pater Guardian wollte ihm nicht wohl, dem armen Zi' Bastiano. Ach, wenn auch er in Bälde Ruhe findet, so hat er das ganz allein der guten Luft zu danken, welche der himmlische Vater seinen Castellanern für alle Fälle gegeben hat.

Unsere kleine Madonna.

Die gute Serafina! In all ihrem Castellaner Papstvertrauen hatte sie das alte Herz noch in ein fröhliches Gottvertrauen warm und behaglich eingewickelt. Und zwar war ihr Gott eine kleine bunte, nicht ganz saubere Madonna handlichen Formats, gedruckt in Nürnberg, von bescheidenen Leistungen und entsprechenden Ansprüchen, mit der sich in Summa eine richtige Alte-Mädchenfreundschaft führen ließ. Sie hing neben einem großen Ölfleck — aus den Tagen, da Serafina ihr Haupt noch salbte — über deren Bett und schien hauptsächlich Spinnen und Würmer zu hüten. In Wirklichkeit hatte sie außer an die alte Tochter und ihre Henne (die mit dem roten Strumpfband) an nichts zu denken und war für die Bedürfnisse der beiden auch so ziemlich ausreichend. Freilich mußte dabei ein jedes sich häufig genug mit dem guten Willen

getrösten. So aß die Serafina, als ich kam, trockenes Brot, und die Madonna war ohne ewige Lampe. Aber das Verhältnis konnte nicht zärtlicher sein.

Später entdeckte ich auch von Sankt Sebastian einige Reste. Wahrscheinlich hatte mein Kürassier von Serafina früher, in den Tagen des ungepanzerten Herzens, für den schönen Schweizerhauptmann Diocletians geschwärmt, dessen Geschichte so rührend mit derjenigen schöner Frauen durchflochten ist. Sein jetziger Zustand — er war von Fliegen fast begraben — bewies wohl, daß sie keine Gegenliebe gefunden hatte.

Lediglich für Tonino, das schwarze Schweinchen, welches bis vor kurzem noch Serafinens Zimmer geteilt hatte, nun aber in Grotta Ferrata den Weg alles Schweinefleisches gegangen war, klebte Sankt Anton in englischem Stahlstich draußen an der Stubenthür, wie denn überhaupt alle Eingänge an so einer Treppe mit Heiligenbildchen beklebt sind, wie anderswo mit Versicherungsplakaten und Adreßkarten.

Aber während die Serafina Sankt Antons und Toninos dankbar gedachte, sobald sie in ihrem Zimmer an den Sack Brotkorn ging, den sie mit Hilfe der beiden angeschafft hatte, teilte die schwarze Henne mit dem roten Strumpfband durchaus nicht mehr das Vertrauen ihrer Herrin — vielleicht weil sie von jener köstlichen Gottesgabe nichts zu sehen bekam.

Ich traf sie vor dem Bilde des guten Tierheiligen und brauchte nur ein wenig Physiognomik, um sie zu verstehen. „Sankt Anton hat dem guten Tonino trotz aller Devotion nur zum Fettwerden geholfen," räsonnierte das Huhn, mit tückischen Seitenblicken nach oben, seit dem Tode seines Gespielen — „es scheint, daß auch er uns lediglich zum Vorteil der Menschen beschützt." Und diese Äußerungen fielen zuweilen so laut und respektlos, daß Serafina, zumal wenn dies wieder vor dem Bilde des Heiligen auf offener Flur geschah, sich gezwungen sah, die Zweiflerin auf den Schoß zu nehmen und durchzuprügeln. — Sie sei unreinlich gewesen, erklärte das alte Mädchen jedesmal, die Gelegenheit zu einem Besuch bei mir benutzend. Aber ich fürchte, dafür hätte Serafina keine so feine Empfindung gehabt.

Wovon sie lebte? Von ihrer Pension und ihrer Madonna. Als Tochter eines apostolischen Hoftünchers hatte sie zeitlebens drei Zimmer und einen Stall zur Nutznießung. Die Zimmer vermietete sie, zog ein Schweinchen groß, hielt sich eine Henne, die wie alle anderen ihr Futter auf der Straße fand, und etwas brachte der Stall. Davon wurden dann noch die hunderttausend Fliegen und mancherlei anderes menschenfreundliches Getier satt, dem die Gute Unterschlupf gewährte. Allerdings reichte es öfters kaum zu Backgeld und Öl. Sie setzte mir das eines Tages auseinander.

„Also, wenn ich nicht gekommen wäre, hättet Ihr heute nichts zu essen?"

„Doch, der Wagen, der vor Tisch bei mir ausgespannt hat, würde ohnehin heraufgekommen sein."

„Ihr habt recht, Serafina."

„Und das ist sie, die mir das schickt. Ja, wenn ich die nicht hätte!" sagte Serafina und winkte ihrer kleinen Madonna zu. „Ich habe sie lieb und darum hat sie mich wieder lieb. Jeden Morgen stelle ich mich vor sie hin und sage ihr, was ich brauche. Und dann ist's gut, dann findet sich's auch. Gestern erst, als ich keinen Centesimo mehr in der Hand hatte, kamen Eure zwei Freunde und stellten ihre Esel bei mir ein. Dafür sorgt sie schon, da ist keine Furcht."

Und wie gern hätte mich die Gute mit eingewickelt in ihre warme behagliche Zuversicht! Aus Dankbarkeit allein schon, weil ich ihr die Wohlthat erwies, bei ihr zu wohnen. Denn daß es um mein Christentum nicht sonderlich stehen konnte, begriff sie wohl, als ein Tag um den anderen verging, ohne daß ich den Herrn Pfarrer in der Messe besuchte.

Eines Morgens merkte ich, daß es ihr noch schwerer als sonst wurde, mein Zimmer zu verlassen. Sie machte sich allerlei

Gewerbe und nahm unter anderem auch meine Stiefel, die sie mit der Schürze abzustäuben begann.

„Wißt Ihr, daß morgen Festtag ist?“ fragte sie.

„Nein. Was für einer?“

„San Giovanni Battista. Kennt Ihr San Giovanni?“

„Nicht so recht, Serafina. Wir haben keine Heiligen.“

„Auch Sankt Peter nicht?“

„Thut mir leid, nicht einmal den.“

„Aber Sonntage habt ihr doch?“

„Allerdings haben wir die.“

„Und glaubt an Gott?“

„Ich denke wohl. Wir sind sogar Christen wie ihr.“

Sie sah mich zweifelhaft an. „Also keine Heiden,“ sagte sie. „Ich dachte bei euch zu Lande... wie heißt es doch gleich?“

Natürlich meinte sie das Land ohne Heilige. Statt dessen nannte ich die Stadt, wo ich lebe: „Firenze.“

Aber sie konnte das Wort nicht aussprechen. Kopfschüttelnd und nachdenklich wandte sie sich zum Gehen. Erst als sie den Stiefel in ihrer Hand gewahr wurde, erwachte sie und sagte, auf ihr erstes Thema zurückkommend: „Wartet, morgen sollt ihr geputzt werden.“

Und so kam es, daß auch ich San Giovanni und seinen Tag wenigstens durch blanke Stiefel auszeichnen mußte. Woher sie die Wichse hatte, mag der Heilige selber wissen. Gewiß aber ist, daß mit ihrem seltenen Glanz eine wirklich behagliche Sonntagsstimmung über mich kam.

Meine Ketzerei lag der Guten immer sichtbarer auf der Seele. Sie trug schwer daran und versuchte immer häufiger diese Last abzuwälzen.

„Glaubt Ihr auch nicht an den Papst und die Beichte?“

„Kaum, Serafina.“

Nach der Madonna wagte sie nicht zu fragen. Wenn ich auch da mit „nein“ geantwortet hätte!...

Als ich eines Tages an unserem Sankt Antonius vorüberging, fiel mir seine Standhaftigkeit ein, und die Lust überfiel mich, Serafinen auf die ihrige zu versuchen. Ich trat bei ihr ein, brachte das Gespräch auf ihre Madonna und bat sie schließlich, mir dieselbe zu verkaufen.

Serafina wurde durchaus nicht böse. Sie fand das von meiner Seite völlig begreiflich; es freute sie sogar von mir. Von ihr hingegen wäre das der dümmste, undankbarste Verrat — „wie jener des Ischariot an unserem Herrn,“ sagte sie.

Indessen kam sie am nächsten Morgen auf mein Anerbieten zurück. Sie habe darüber nachgedacht, begann sie. Ihr sei der Gedanke gekommen: Wie, wenn nun deine Madonna selber ihm's eingegeben hätte, um dir in deiner bedrängten Lage Hilfe zu verschaffen? „Denn, wißt Ihr, es kommt alles darauf an, daß man die Wege der Heiligen erkennt und ihnen die Sache nicht unnötig schwer macht. Ihre Wege aber sind oft wunderbar... Oder wenn meine Madonna zu Euch gehen wollte, um Eurer Seele willen? Denn wenn sie Euch gefällt, gefallt Ihr ihr wahrscheinlich wieder. Ich habe mich also vor sie hingestellt, sie lange angeschaut und ihr die Frage vorgelegt: ob sie zu Euch gehen will — heißt das, wenn ich altes Mädchen sie einmal nicht mehr nötig habe. Und beim drittenmal hat sie mir zugenickt. Nach meinem Tode also ist sie Euer, Sor Gustavio mio.“

„Gut,“ sagte ich, „inzwischen werde ich ihre Gnade noch mehr zu gewinnen suchen. Diesen Rahmen, den sie bewohnt, haben die Würmer bald ganz. Fragen wir den Gevatter Peppo, ob er uns einen neuen machen kann, und Pancione soll uns Goldborte dazu aus Rom mitbringen.“

Meine große Serafina klatschte in die Hände.

„Und inzwischen kommt Ihr Sommers in die Villeggiatur zu mir und unserer Madonna. Vielleicht bringt Ihr sogar Frau und Kinder mit, die sich dabei jedenfalls besser befinden werden... Platz schaffen wir für alle! Bis Ihr eines Tages die Madonna mitnehmen könnt.“

Nun, entgegen kam sie ihr, ihrer kleinen Madonna, das ließ sich nicht leugnen.

Serafina ruhte nicht eher, als bis ich eine Bescheinigung über mein Eigentumsrecht hatte. Zwar keinen notariellen Akt, denn so ein Civilinstrument schien ihr ganz unsicher; aber beim Sor Padre Curato sind wir gewesen. Und Don Bonaventura, der ein kluger und sorgfältiger Priester ist (an den ich manche Partie „Tresette" verloren hatte), hat mir mit dem verbindlichsten Ernst ein Dokument über Serafinens Schenkung aufgesetzt.

Das alte Mädchen war von nun an ungleich heiterer. Nur als meine Abreise näher kam, sah ich ihren Blick manchmal wieder besorgt auf mir ruhen. Ich schrieb das meinem Weggange zu, der ihre Zimmer unvermietet ließ. Aber das große Kind dachte weiter. Ich war ihr ja ein Kapital für das Leben geworden. Mir wurde das wieder klar, als sie im letzten Augenblick resolut meine Hand ergriff.

„Sor Gustavio mio," sagte sie, „da reitet Ihr nun, Gott weiß wie weit und zu was für Heiden (einstweilen nur zu den Ariccinern!), und meine Madonna kann Euch nicht mehr wirksam beschützen — in Gottes Namen denn, ich will Euch ein Gebet sagen, vor dem Schlafengehen zu sprechen, eine Vorsicht, die ich selber niemals versäume."

„Ihr, Serafina? Ich denke, unsere Madonna ...?"

Serafina nickte ihrer kleinen Freundin herzlich zu.

„Sie ist gut," sagte sie, „aber, wißt Ihr, die können auch nicht immer, wie sie wollen. Säße sonst wohl der Papst, anstatt hier oben in unserer guten Luft, zu Rom im Gefängnis? Mein Gebet aber ist für alle Fälle; schon um nicht unwissentlich jemanden zu verletzen, der mir hinterdrein schaden könnte."

Serafinens nützliches Gebet aber lautet:

> Buona sera tutti i santi,
> Vi saluto tuttiquanti,
> Vi invito di assistere la morte mia!
> Buona sera tutti i santi!
> Se ci fossero altrettanti —
> Vi saluto tuttiquanti!

Und das heißt zu deutsch:

> Alle Heiligen, gute Nacht!
> Allen sei mein Gruß gebracht!
> Springt mir bei, steh ich am Ziele!
> Alle Heiligen, gute Nacht! ...
> Und gäb's noch andre, just so viele —
> Allen sei mein Gruß gebracht!

„Und nun, Sor Gustavio mio, auf Wiedersehen."

Sie war immer ein stattliches altes Mädchen, die Serafina; aber jetzt, wie sie mir von den Treppenstufen herab beim Aufsteigen zusah und fast den ganzen Thürrahmen füllte — das gute Gesicht so breit und offen, daß ihre ganze große Freude Platz fand, sich darin zu zeigen — jetzt hätte sie direkt aus einem Quattrocentobild dahergekommen sein können.

Serafina glänzte vor Stolz und Zuversicht. Sie hatte den ersten Fremden und noch dazu einen ganz Fremden gehabt; kraft ihrer Madonna war ihr die hohe Aufgabe, ihn zu schützen, geglückt, und kraft ihres Gebetes hoffte sie ihn auch weiter sich zu erhalten. Sie hatte sich der freundlichen Intentionen ihrer Freundin würdig gezeigt, indem sie dieselben klug erkannte und deutete. Und obgleich ihr Forestiere jetzt davonritt und sie das Nachsehen hatte — ihn und das Trinkgeld, welches er über die Miete hinaus gegeben, hatte jene ihr gebracht, und die wird schon weiter sorgen. Nächstes Jahr aber kommt ihr Fremder wieder unter den Mantel der guten kleinen Himmelskönigin, deren Altersversorgungsprojekt die Serafina bereits als gelöst ansieht.

Und was ich thun kann, dachte ich, auf den Esel steigend, um unserer kleinen Madonna nächstes Jahr die Sorge um Serafinen leichter zu machen, das wird geschehen. Komme ich nicht selber, so schicke ich doch jemanden.

Auch nahm ich mir vor, um dieses ihres Vertrauens willen bis zum nächsten Wiedersehen mit meiner Person recht vorsichtig zu sein.

Und wenn die Serafina auch übers Jahr den ersten Fremden hat, ist daran etwa nicht unsere kleine Madonna schuld?



Richard Wagner.

Von

Max Goldstein.



Aus dem fadenscheinigen Zwitter, welcher vor noch nicht dreihundert Jahren als Oper sich auf die Bühne schlich, um italienischen Patriciern die Zeit töten zu helfen, ist nach einem völlig krausen Entwickelungszuge in unseren Tagen das klanggewaltige, aufregende Tonwerk Richard Wagners entstanden. Diese kurze Frist und dieses ungeheure Wachstum, welch ein Verhältnis! Kein Treibhaus drängt seine Zöglinge schneller in die Höhe. Aber freilich: rasch wie die Treibhauspflanze verblüht auch die Opernblume. Es ändert sich der „Geschmack“ — und was die Väter noch erfreut, ja beseligt hat, tönt dünn und matt in die Ohren der Söhne. Ist es nötig, zur Bestätigung der Regel ihre wenigen Ausnahmen an den Fingern herzuzählen?

Gewiß hat auch im Leben des recitierten Dramas der „Geschmack“ seine Verheerungen angerichtet; hier ist aber seine vernichtende Macht zerschellt an allem, was einmal wirklich als edel und groß erkannt worden war. Dagegen eben vorurteilsfrei zu beobachten, wie hastig selbst die Werke eines Gluck, eines Mehul, eines Spontini vor unseren Augen sich abgenutzt haben und abnutzen, erweckt dem ernsten Künstler unheimliches Staunen.

Und doch ist seit der Minute ihrer Geburt über die Oper gestritten worden mit einer Erbitterung, als ob es nie zweifelhaft gewesen wäre, daß jedes ihrer Erzeugnisse ewig leben bleiben müsse. Am glutvollsten tobte der Kampf in den letzten dreißig Jahren der Dynastie Richard Wagner. Gegen diesen Krieg — welchen man aus mehr als einem Grunde einen dreißigjährigen wird nennen können — ist der Streit des vorigen Jahrhunderts zwischen Gluckisten und Piccinisten ein Sturm im Glas Wasser. Damals wurde ja bloß die Frage erörtert, welche Oper als Oper den Vorrang verdiene — ein Schlachtfeld, das Richard Wagner nach Vollendung seines herrlichen Meisterwerkes „Lohengrin“ verließ, um klaren Blickes zu verneinen, daß die Oper überhaupt ein dramatisches Kunstwerk werden könne, und um getrübten Auges aber starken Arms

auf einer erweiterten Walstatt den Kampf zu wecken mit der Behauptung:

„Die Tonkunst steht am Ende ihrer Kraft, und die Dichtkunst steht am Ende ihrer Kraft. Rettung für beide giebt es einzig, wenn sie miteinander und mit den anderen Ausdrucksmitteln des lebendigen Bühnenstückes wirklich und wahr verschmolzen werden zu einem innerlich einigen Ausdrucksmittel. Daraus wird erblühen, was wir trotz Shakespeare und Schiller noch nicht besitzen: das Drama."

Mit hinreißendem Ernst und flammender Aufrichtigkeit trug Wagner diese Idee seinen Zeitgenossen ums Jahr 1850 vor. Zugleich unternahm er, des Gottes einmal voll, eine unerhört irrgängige Polemik gegen das Christentum aller Jahrhunderte, überhaupt gegen alle bestehenden Verhältnisse; denn das „Kunstwerk der Zukunft", welches aus dem „Urvolke" herauswachsen müsse, werde nur Platz finden können auf dem schonungslos rasierten Boden der verlogenen Kultur unserer unglückseligen Gegenwart.

Ein großer Mißvergnügter macht viele kleine. Wagners Drama der Zukunft wurde alsbald das Luftschloß ganzer Legionen von Weltschmerzbesessenen und Martyriumsheuchlern. Allein auch für die urteilsvolle Welt hatten Wagners Ausführungen bestechende Seiten. Wo er die Sonde mit hoheitsvoller Gebärde unerbittlich in wirkliche Wunden der Zeit gesenkt, entströmte seinen Worten eine so überzeugende Kraft, daß man den Moder des bloßgelegten Verwesungsprozesses förmlich riechen mußte. Den Autor dieser Seiten würden wir alle für eine Größe halten, wenn wir sonst auch gar nichts von ihm wüßten. Da leuchtete jeder Satz wie eine lohende Fackel in die Prunkgemächer sowohl als in die Schlupfwinkel des modernen Theaterelends und in die hohlen Schädel der mattherzigen Kunstmarktautoritäten. Dazu kam eine Reihe packender und sympathischer Äußerungen über die Praxis eines wahrhaft lebensvollen Bühnenwesens. Heißes Theaterblut rollte in diesen Aussprüchen, seine Glut und seine Wahrheit jedem künstlerischen Individuum mitteilend — wenn auch aus dem Blutstrom zugleich dicke Dunstsäulen fieberig-schwefeliger Gehässigkeit atembeklemmend in die Höhe drangen.

Um jene leuchtenden Erkenntnisfackeln aber flimmerte eine Despotie von Irrlichtern, verhängnisvoll dem, der sie ins Dasein gezaubert hatte, und allen, die davon angelockt wurden — verhängnisvoll auch vielen, die den Trugschein erkannten. Denn wie die Angelockten Licht und Irrlicht für lauter Licht nahmen, so nahmen die Gewarnten Licht und Irrlicht für lauter Irrlicht. Ein Kampf aufs Messer im Dunklen erhob sich, und den erbittertsten Soldaten auf beiden Seiten ist bis heute das Tageslicht nicht aufgegangen. Inzwischen haben sich Einsichtige genug gefunden, welche, mit den Wagnerschen Schöpfungen aufgewachsen und aus ihrer Betrachtung fortwährend geistig angeregt, Anspruch, Wesen und Wirkung dieser Schöpfungen unbefangen zu prüfen sich befähigt haben.

* *
*

Aus der Auflehnung gegen das Bestehende keimen die Revolutionen. Aus der Auflehnung gegen das Wesen der Oper war in Wagner die revolutionäre Idee seines Dramas der Zukunft entstanden. Wir haben freilich gesehen, daß Wagner nicht bloß die Oper, sondern unsere gesamte Kultur dem Henker überliefert wissen wollte. Hundert ähnliche Phantasiesprünge in Wagners Schriften beweisen, daß sein gesunder künstlerischer Umsturztrieb in eine völlig krankhafte Widerspruchssucht ausgeartet war, vermutlich unter dem verbitternden Einfluß des Exils. Die Verbannung mag wohl aus einem Adler einen Geier machen. Wie schwer doch die Nationen lernen! Es sind nie ihre Eulen, die sie verbannen, es sind immer ihre Adler.

Jene Widerspruchssucht drängte Wagner nicht selten in Diskussionen, für welche er keine andere Befähigung mitbrachte als

die Tyrannei des Dilettantismus. Wer von Dingen redet, die er nicht versteht, pflegt den Tyrannen zu spielen, sobald ihm Einwendungen gemacht werden, weil er dann in jedem Augenblicke die Bloßstellung seiner Unkenntnis befürchten muß und obendrein, selbst widerspruchssüchtig, den Widerspruch an sich überaus schlecht zu ertragen weiß; seine Behauptungen erhalten dann eine zähe Gewaltsamkeit, eine nervös überlaute Bestimmtheit, welche sich gnadenlos verurteilt vor dem Taktgefühl aller, ausgenommen vor demjenigen der freiwilligen und gedungenen Schmeichler. Wagner sehen wir solch tragikomische Tyranneien ausüben auf den Gebieten der Social- und Staatswissenschaft, der Schopenhauerschen Philosophie, der Vivisektionsfrage, des Vegetarianismus; man wird dies alles vergessen, um das Bild des großen Künstlers unentstellt in der Erinnerung zu behalten.

Allerdings blieben auch die Äußerungen des Künstlers nicht frei von den Strafen seiner Widerspruchssucht. Wir nehmen wahr, wie der Dichter-Komponist des dogmatisch-christlich aufgefaßten „Tannhäuser" diesem alsbald theoretisch allen Boden unter den Füßen fortdekretiert, indem er das Christentum mit seinem scheinheiligen, lebentötenden Jenseitsglauben als infame Lüge anklagt. Wir sehen, wie dieser Christentums- und Cölibatsbespöttler zuletzt im „Parsifal" sowohl als in einem der philosophierenden Aufsätze: „Religion und Kunst", dem Cölibat die Palme reicht. Wir erblicken, daß er aus dem Wolfram von Eschenbach seinen „Lohengrin" und seinen „Parsifal" zieht und aus dem Gottfried von Straßburg seinen „Tristan", obwohl er die ritterliche Poesie des Mittelalters als verlogen und siech gebrandmarkt hat. Wir lesen sein vernichtendes Urteil über Hektor Berlioz' Symphonien und müssen dann vernehmen, daß ihn die Instrumentalwerke Liszts, dieses entzückten Bewunderers und unvermögenderen Nachahmers von Berlioz, tief ergriffen haben, worüber unser Erstaunen noch wächst, da wir uns sofort erinnern, daß es zu Wagners Grundanschauungen gehört, die specifische Instrumentalmusik mit Beethoven ein für allemal als abgeschlossen zu betrachten.

Dem Dichter-Komponisten selbst entging dies alles so wenig, daß er zeitig eine Mitteilung an seine Freunde erließ zur Aufklärung von etlichen jener „scheinbaren" Widersprüche. Bei manchem Lichtblitz gehört diese Mitteilung doch vielleicht zu den dunkelsten Wagnerschen Schriften. Nicht weniger als der blinde Liebesglaube an seine Kunst und an seine Person, welchen Wagner in eben dieser Schrift von seinen wahren Freunden fordert, gehört dazu, um hier alle versprochenen Aufklärungen zu entdecken. Die meisten Widersprüche bleiben bestehen.

Um sie alle von einem erhöhten Punkte aus zu überblicken, um den Kern der ganzen Erscheinung zu erfassen, ist es nötig, Richard Wagner scharf und unmittelbar als Musiker zu betrachten. Der Musiker in Richard Wagner war die regelnde Macht seines Schaffens — trotz alles Vorgebens vom Gegenteile — und die einzige Macht, gegen welche er niemals sich aufzulehnen wußte, ohne Schaden zu nehmen an seiner Unsterblichkeit.

* *
*

Im unbegleiteten menschlichen Gesange, im Volksliede, erblicken wir den Ursprung aller Musik. Wie jede Kunst hat also auch die Musik ihre natürliche Wurzel im Volke. Hier aber hört ihre Ähnlichkeit mit den anderen Künsten auf. Denn während diese im Volke entstanden sind als Nachbildungen oder Schilderungen von sinnlich wahrnehmbaren Naturdingen, ist die Musik ohne jegliches Vorbild aus der Natur, selbst eine sinnlich wahrnehmbare (hörbare) Natur, der Brust des Menschen entquollen. Die Malerei zeigt unserem Blick das Abbild eines Menschen, eines Tieres, einer Pflanze; die Bildhauerei stellt vor unsere Augen hin den nachgeformten Körper einer Menschengestalt; die Dichtkunst erzählt uns das

Leben und die Thaten der Helden; allein die Musik bildet nichts nach und formt nichts nach und schildert nichts und erzählt nichts — sondern sie dringt in unser Ohr und wirkt geheimnisvoll auf unsere Nerven als eine frei erstandene Wesenheit, deren Material, die Töne, wieder bloß nach ihrer unvergleichlichen Eigentümlichkeit und nach keinerlei anderem Gesetz oder Vorbild miteinander verbunden werden wollen zu einem planvollen Gefüge.

Die unbegleitete einstimmige Volksmelodie mag zuerst aus dem klangvollen Rhythmus des Wortverses herausgeblüht sein als eine Art gehobener Rede, so daß man sich ohne die Worte auch die Melodie nicht denken konnte. Bald aber fand wohl das Volk Gefallen an der Melodie allein, und als aus dieser gar die erste Faser der Kunstmusik zu keimen begann, indem das einstimmige Lied sich bis zum zwei- und dreistimmigen entwickelte, da verminderte sich jene Abhängigkeit vom Worte zusehends immer mehr, trotz mancher redlichen Bemühung des Musikers, dem Texte seine Bedeutung zu erhalten. Denn tief im Wesen jeder Musik liegt es begründet, sich unter allen Verhältnissen machtvoll zur Oberherrschaft emporzudrängen, gleichviel, welche aufgezwungene Bundesgenossenschaft dadurch in die Tiefe schmählicher Knechtschaft hinabgestoßen wird. Deshalb vermochte wohl die Gesangskunst aus ihren mannigfachen Verbindungen mit dem Worte reiche Anregungen für ihre Weiterentwickelung zu gewinnen; der Wortkunst aber ist es weder jemals beigekommen, noch wäre es ihr je geglückt, aus der Verbindung mit dem Gesange Vorteil zu ziehen für ihr Wachstum und Gedeihen.

Warum nun will sich die Musik dem Worte nicht vermählen lassen, um mit ihm eine rechtschaffene Ehe zu führen? Ist sie eine Prüde? Ist sie eine Kokette? Ist sie ein weiblicher Narciß, entzückt bis zum Wahnsinn von der eigenen Schönheit, die sie keinem preisgeben möchte? Nichts von alledem. Sie *kann* sich nicht vermählen, denn sie gleicht ungeachtet aller geschmückten Redensarten weder dem Weibe noch dem Manne, noch dem Worte, noch der Sprache — sie ist ein Wesen ungleich jedem Dinge dieser Welt. Aus den Höhen geboren, erscheint sie auch dem Instinkt des begeisterten Künstlers! Nur dem Menschengeiste, welcher ihre Sondernatur begreift und sich in dieselbe vertieft um ihretwillen allein, offenbart sie willig und ganz den Quell ihres Ichs und die Kunst, auf tausendfältige Art daraus zu schöpfen. Mit irgend einem Dinge dieser Welt aber läßt sie sich höchstens zusammenkoppeln, niemals verschmelzen zu einem ehemäßigen Ineinanderaufgehen. In dem Augenblicke, da das Wort gesungen wird, hört seine Existenz als Wort genau genommen auf. Denn das Wort ist dann nicht mehr hauptsächlich bloß Bezeichnung für ein Ding, sondern es muß einen Teil von sich, und zwar den Vokal, an die Wesenheit des Tones abtreten, als Klangfärbung des Tones nämlich. Thatsächlich machen wir bei genauer Beobachtung sofort die Erfahrung, daß das gesungene Wort unmittelbar nur als Musik in unsere Nerven dringt, aber erst sehr mittelbar und oft nicht ohne das Betreiben unseres Willens uns wieder als Bezeichnung für ein Ding zum Bewußtsein kommt. Von Verschmelzung kann aber da keine Rede sein, wo ein Element sich auch nicht zu der kleinsten Veränderung seines Wesens verstehen mag.

Der musikalischen Kunst muß nun die Aufgabe zufallen, die Zusammenkoppelung so zu idealisieren, daß uns die Täuschung wird, als hätten wir, wenigstens zuweilen, eine wirkliche Verschmelzung des Wortsinnes mit der Eigentümlichkeit des Tonwesens vor uns. Unser Kunstlied zunächst erscheint als ein Erzeugnis solcher Bemühungen. Allerdings nicht diejenigen Musiker haben hier das Höchste geleistet, welche die unmögliche Verschmelzung jedes einzelnen Textwortes mit der Musik anstrebten; was sie zu Tage förderten, sind worttötende Musikkarikaturen; sondern diejenigen erreichten das Mögliche, welche bei sinniger Rücksichtnahme auf das ein-

zelne Wort zunächst doch für die Grundstimmung des Gedichtes eine Analogie in einer einheitlich geformten Musik zu fixieren wußten.

Genau so steht grundzüglich der Gesang in der Oper da. Und zuvörderst über die Idealisierung der Verkoppelung haben sich bis auf den heutigen Tag die Parteien gestritten: namentlich im siebzehnten Jahrhundert die Florentiner mit den Neapolitanern, im achtzehnten Jahrhundert die Gluckisten mit den Piccinisten und im neunzehnten Jahrhundert die Wagnerianer mit allen anderen.

In der Oper freilich wird das Verhältnis verwickelter durch die starke Anteilnahme der Instrumentalmusik, des Orchesters. Frühe schon hatte sich der Gesang kraft seines musikalischen Absonderungstriebes nach einer Stütze aus dem eigenen Fleisch und Blut umgesehen. Diese Stütze fand er zunächst in der Harmonie seiner Vielstimmigkeit; dazu wußte er später die harmonische Unterlage einzelner Instrumente und endlich diejenige des Orchesters zu gewinnen. Unschwer ließ sich nun die Aufgabe einer Verschmelzung des Stimmklanges mit dem Instrumentenklange da lösen, wo es ausgesprochenermaßen auf die rein musikalische Wirkung zumeist ankam, wie im Oratorium. Diese Aufgabe weckte indessen erhebliche Schwierigkeiten, wo das Wort als Ausdruck des Gedankens möglichst oft klar zur Geltung gelangen sollte, wie im Kunstliede und in seinen Erweiterungen: Schwierigkeiten, welche vollkommen niemals zu überwinden sein werden. Je weiter nämlich das Wort sich vordrängen will, desto starrer macht sich selbst eine bescheidene Instrumentalmusik isoliert als Tonwesenheit geltend (besonders der vermischungsunfähige Klavierton). Für das Wort giebt es in diesem Verhältnis bloß ein Rettungsmittel: es muß die richtige Zurückhaltung bewahren zu gunsten der Erweckung einer allgemeinen hauptsächlich musikalischen Stimmung; nur in einer solchen braucht seine Bedeutung nicht unterzugehen, während ihm jeder weitere Vordrängungsversuch unrettbar das Leben kostet. Bei aller innigen Liebe zu unserem edlen und kostbaren Liederschatze ist doch jedem guten Gedicht zu wünschen, daß es nicht komponiert werde.

Es handelt sich nun in der Oper entweder um die unbedingte Anerkennung des Oberhoheitsrechtes der Musik; dann ist die Frage nach dem Schicksal des Wortes eine nebensächliche. Oder dem Wortsinne soll Leben und Wert gesichert bleiben zu gunsten des dramatischen Zweckes; dann muß dem Vordringen des Wortes die richtige Grenze und naturgemäß auch dem Instrumentalkörper eine möglichst bescheidene Rolle zugewiesen werden. Bescheidenheit ist mit angemessenem Charakter, mit Güte und Würde recht gut vereinbar; ein Mißverständnis kann also hier wohl kaum aufkommen. Harmonie und Kontrapunkt sind so unerschöpfliche Quellen, daß sich mit ihrer Hilfe gewiß immer wieder ganz neue Wirkungen erzielen lassen werden, ohne daß in der äußeren Verstärkung des Orchesters fortgefahren wird. Diese stets vermehrten Ansätze von außen sind wie Fetthäufungen, welche früher oder später den Herzschlag herbeiführen müssen. Nun haben aber gerade solche Komponisten, die den vermeintlichen dramatischen Endzweck der Oper vornehmlich ins Auge faßten, aus jenen Quellen mit immer geringerer Vertiefung geschöpft und dafür die äußere Masse des Orchesters stets geflissentlicher vergrößert, was nach dem innersten Wesen der Musik dieses zur Folge haben mußte: nicht nur ward der Urzweck des Orchesters, mit dem Gesange als seine natürliche harmonische Stütze zu verschmelzen, fast bis zur Unkenntlichkeit aus dem Gehör gerückt, sondern das Orchester begann immer auffallender sich von dem Gesange abzuscheiden; es begann immer dringlicher als isolierte Tonwesenheit zu wirken auf Kosten der Wortwirkung und des dramatischen Endzweckes. Aber selbst in solchen Opern, wo Wort und Orchester mit der genialsten Intuiton oder mit der feinsinnigsten Überlegung geführt sind, hat die Musik nur

selten verhindert werden können, isoliert die Herrschaft auszuüben, was man ihr um so weniger verargte, je schöner sie war.

Man mochte also das Oberhoheitsrecht der Musik in der Oper anerkennen oder bekämpfen, man mochte mit der Oper aufstellen, was man wollte: sie blieb immer hauptsächlich Musik; sie blieb immer ein Theaterstück, in welchem die Musik ihren Herrschertrieb nicht nur niemals verleugnete, sondern meist dermaßen zu befriedigen wußte, daß der Zweck des Dramas partienweise oder gänzlich vernichtet ward — also ein Theaterstück, welchem weder Name noch Bedeutung eines dramatischen Kunstwerkes zuerkannt werden darf. Ohne Vorbehalt wären nicht einmal unsterbliche Idealopern wie „Don Juan“ und „Fidelio“ als Ausnahmen zu betrachten.

Wagner war zu solcher Erkenntnis gelangt; aber auf welch sonderlichem Abwege! Nicht in der emporbrängenden Natur aller Musik erkannte er den Grund der dramatischen Mangelhaftigkeit des musikalischen Theaterstückes, sondern darin, daß es bisher an der rechten Erkenntnis und zuweilen auch am guten Willen gefehlt habe.

Ich brauchte jetzt nur noch hinzuzufügen: Wagner verfiel ebenfalls in den Fehler, das Orchester immer dringlicher zu isolieren — wenn es nicht nötig wäre, zur vollen Erkenntnis seines musikalischen Charakters bis an den Herd seines Gedankens vom Drama vorzudringen. Dies werden wir erreichen, wenn wir ihn nun in seiner Stellung zur specifischen Instrumentalmusik zu betrachten suchen.

Den Unabhängigkeitstrieb der Musik nützend, entwickelten große Geister die Instrumentalmusik als eine Sonderkunst, und zwar mit Erfolgen, welche neben die blühendsten Produkte der Vokalmusik gestellt werden konnten. Die Orchestersymphonie namentlich ward nach Haydn und Mozart zu ungeahnten Triumphen geführt von Beethoven. Sicherlich hat das Schaffen dieses Riesengenies weit wuchtigere Denkprozesse verschlungen als dasjenige der ihm vorausgegangenen Symphoniker. Und obschon sein Denken zunächst ausschließlich darauf zielte, wie die reine Instrumentalmusik als solche und als nichts anderes zu vervollkommnen sei, so werden seinen Geist doch auch herbe Zweifelskämpfe durchwühlt haben bei der Frage nach einer etwaigen bestimmten Ausdrucksfähigkeit der ungesungenen Musik im Vergleich zur gesungenen. Aber die Logik erlöste ihn und führte ihn zu der Einsicht: die Musik an sich ist keine Sprache, kein Ausdrucksmittel; der Komponist, von welchen außermusikalischen Gedanken immer er sich anregen lasse zum Schaffen einer Symphonie, kann und darf nicht darauf zählen, daß dieselben Gedanken auch dem Hörer mit unfehlbarer Sicherheit verständlich werden müssen; er zähle ja auf nichts als auf die rein musikalisch-künstlerische Wirkung und auf die Erweckung der Grundstimmung; wenn aber ein konkreter Gedanke mit Musik unzweideutig ausgedrückt werden soll, dann müssen die Worte dieses Gedankens gesungen werden.

Des zum Zeugnis hat uns Beethoven die neunte Symphonie mit dem Vokalsatze hinterlassen.

Sagen also kann uns eine Symphonie nichts. Desto mehr allerdings ist sie uns. Sie ist nicht allein den edelsten Gefühlen und Stimmungen unserer Seele eine edle Weckerin, sondern sie ist zugleich unserem entwickelten musikalischen und künstlerischen Verstande ein unvergleichlich hoher Triumph des Menschengeistes, nämlich eine freie Erfindung desselben, und zwar seine einzige wirklich freie, eben weil ihr die Natur keinerlei Vorbild stellen konnte.

Das Wesen der entwickelten Instrumentalwerke Beethovens zu begreifen, stellte sich nun als eine Schwierigkeit dar, welcher bis auf den heutigen Tag leider nur wenige gewachsen sind. Anstatt diese Symphonien hauptsächlich als Tongebilde künstlerisch rein zu erfassen und zu genießen, befleißigte man sich der leichteren Mühe, an ihnen vorbeizuirren, indem man lang und breit nur die außermusikalischen Nebenvorstellungen erörterte, welche be-

kanntlich jedem Individuum beim Hören einer Instrumentalmusik erweckt werden können. Dies brachte den Anstrich poetischen Gebarens ein und ermöglichte das Vorgeben: gerade so erst dringe man tief in die „Sprache“ der Musik.* Es ward zur Mode, den Genuß einer Sonate oder einer Symphonie sich gar nicht anders vorzustellen, als daß man sich etwas Außermusikalisches „dabei denken“ müsse. Tiefer kann der Musikgenuß kaum sinken. Und doch haben sich schaffende Künstler gefunden, denen dies eben recht war. Ungeachtet der Thatsache, daß jene Nebenvorstellungen in jedem zweiten Hörer anders ausfallen können, ja daß ein und dasselbe Musikstück schon einem und demselben Hörer tausend unterschiedliche Ideenassociationen zu erwecken vermag — ungeachtet dieser Thatsache verirrten sich doch Komponisten so weit, die Erfindung und die Konstruktion ihrer Symphonien nicht mehr vornehmlich von der Natur des Musikmaterials abhängig zu machen, sondern von lauter außermusikalischen Anregungen, voll des Wahnes, die Musik rede wirklich eine Sprache und vermöge dem Hörer konkrete außermusikalische Gedanken völlig eindeutig auszudrücken. Um diese „Sprache“ immer „eindeutiger“ zu machen, wurden die grausamsten Vergewaltigungen des Tonmaterials vorgenommen und Orchestermassen aufgeboten mit einer mechanischen Meisterschaft ohnegleichen — Karikaturen, welche mich oft an ein vereinsamtes Kuriosum ähnlicher Art aus der Architektur erinnern, das ich einst im Westen von Amerika sah. Eine Kirche aus herrlichen Steinen hatte an der rechten Seite des Frontgiebels einen sehr hohen schlanken Turm, an der linken Seite ein Turmstümpfchen, klein und verschämt. Der Geistliche, von mir befragt, warum man die Kirche so wunderlich gebaut habe, antwortete: „Ach, das ist die Verkörperung eines ausgezeichneten altenglischen Gedichtes! Auf der einen Seite die Erhabenheit Gottes, auf der anderen die Nichtigkeit des Menschen.“ Den Musiker, welcher solche Experimente zuerst ins Weite getrieben, packte endlich die Verzweiflung: denn die Instrumentalmusik blieb stumm, und um so stummer, je lauter das Orchester krachte und ächzte und bebte. Berlioz! In ihm haben wir die erste voll ausgebildete Type des Musikertums, welches das Wesen der eigenen Kunst trotz imperatorischer Beherrschung ihrer Mechanik von Grund aus verkennt und also in dem Fieber einer verworrenen, recht eigentlich außermusikalischen Musikphantasie ein ewig überhitziges, nie beruhigtes Dasein führt. Diese blindgläubige, märchenhafte, tragikomische Verkennung des Vermögens der Instrumentalmusik stellt sich uns dar als der Romanticismus der Musik, hauptsächlich insofern romantisch unwirklich bedeuten kann. Keineswegs als eine Folge romantischer Dichtwerke scheint mir der musikalische Romanticismus (dessen unschädliche und liebenswürdige allererste Keime wir schon im siebzehnten Jahrhundert beobachten können) in die Welt gekommen, sondern als eine rein musikalische Verirrung; er hat aus jenen Dichtwerken nicht den Ursprung seines Lebens gezogen, sondern bloß einen Teil seiner späteren Lebensnahrung, indem er sie als seinen Zielen genehm aufsuchte.

Wagner lehnte Berlioz' symphonische Werke rückhaltslos ab, und doch wußte auch Wagner die specifische Instrumentalmusik bloß als eine gehorsam ergebene Sprecherin im Dienste ausschweifender Poesiegelüste zu begreifen, als eine „Kunst des Ausdrucks“, als ein „Ausdrucksmittel“, und auch er konnte sich nicht höher aufschwingen, als in Beethovens Symphonien schmerzlich gigantische — Ausdrucksversuche zu erblicken; Ausdrucksversuche, die mit dem Bekenntnis der neunten Symphonie geendet hätten: die Instrumentalmusik als Sonderkunst kann nichts mehr; sie ist am Ziele ihrer Kraft angelangt.

* Daß Beethoven sich einmal durch Napoleons Geschick und ein andermal durch eine Pastoralidylle hatte anregen lassen, ward dabei nach allen Richtungen hin in mißverstandener und mißverständlicher Weise ausgebeutet.

Wagner war eine unvergleichlich andere und eine weit mächtigere Individualität als Berlioz. Gleichwohl muß Berlioz als der musikalische Vorfahr Wagners gelten. Beide haben das Wesen der Instrumentalmusik auf dieselbe Weise grundsätzlich verkannt und danach komponiert. Wagner war ein musikalischer Romantiker schen Musik ihre massenhafte Mechanik und ihre narkotische, körperlich angreifende Wirkung vor, und Berlioz klagte laut über die anorganischen Konstruktionen der Wagnerschen Musik; als Produkt einer Maschinenarbeit hat jeder von beiden die Musik des anderen oft genug verwerfen zu müssen geglaubt.



Richard Wagner.

wie Berlioz, und wie dieser wählte sich auch jener gemäß den Anordnungen seiner musikalisch-romantischen Phantasie alle außermusikalischen Elemente zusammen, die seinen Zielen dienen mochten. Interessant ist ja, daß Wagner an den Werken Berlioz' namentlich dieselben Fehler rügte, welche die Kritik zuweilen an Wagners Werken zu tadeln fand — und umgekehrt. Wagner zum Beispiel warf der Berlioz-

In einem anderen als in dem oben erläuterten Sinne von musikalischem Romanticismus zu reden, ist, wie hier eingeschaltet werden dürfe, zwar üblich, aber offenbar nicht selten mißlich. An sich kann ja eine Musik nur gut oder schlecht sein und innerhalb dieser Kategorien ernst oder heiter stimmend, reich oder kräftig oder mild bewegt, ja auch stürmend oder säuselnd, ferner ergreifend oder aufregend

oder entzückend oder abstoßend u. s. w.; aber sie ist an sich weder klassisch noch romantisch, weder dramatisch noch lyrisch. Nur als phrasenmäßige Bezugnahme auf den Charakter eines Operntextes z. B. kann die Bezeichnung „dramatische“ oder „lyrische“ oder „romantische Musik“ einen Sinn haben. Genau hätte man zu sagen: diese Musik paßt zu dem dramatischen oder lyrischen oder romantischen Charakter des Textes. Wenn wir aber diejenigen Opernkomponisten unterscheidungslos zu den Musikromantikern zählen wollen, welche romantische Textdichtungen komponiert haben, so drücken wir uns in bedrohlicher Weise mißverständlich aus. Wollen wir die Bezeichnungen „klassische“ und „romantische Musik“ der Kürze wegen festhalten, so müssen wir uns über den Unterschied aus streng musikalischen Gesichtspunkten zu einigen suchen. Als klassische Musik hätte, wie ich meine, diejenige zu gelten, deren (bekanntes oder neu erfundenes) Konstruktionsgesetz sich rechtfertigt als vornehmlich abgeleitet von der Natur des Tonmaterials; während, wie oben erklärt, eine Musik als romantisch zu betrachten sein würde, deren Konstruktionsgesetzlichkeit als hauptsächlich von außermusikalischen Bedingnissen hergeleitet offenbar wird. Danach würden wir Weber einen klassischen Komponisten nennen müssen, welcher romantische Texte komponierte, keineswegs aber schlechtweg einen Musikromantiker, wie es jetzt unter uns üblich ist und wodurch wir die Sinnwidrigkeit gut heißen, Weber und Wagner als Musiker in eine Rubrik zu stellen — zwei Komponisten von so meertiefer grundsätzlicher Unterschiedlichkeit!

Als Wagner nun mit gewaltigem Griffe die Ergebnisse der Opernkomposition und diejenigen der specifischen Instrumentalkomposition zusammenfaßte, um diese runde Summe (mit der Summe unserer bisherigen dramatischen Dichtkunst) dem heiligen Opfertode zu weihen und dann wiederzuerwecken als eine neue Lebenssumme, die im gemeinsamen dramatischen Kunstwerke ein völlig selbstloses Blütendasein führen sollte, da zeigte sich auf dem Grunde seines Gedankens das Verhängnis desselben: der musikalisch-romantische Aberglaube. Wagner definierte: „Bis jetzt ist die Musik in der Oper nicht ein Ausdrucksmittel im Dienste des dramatischen Zweckes gewesen, sondern sie selber war der Zweck des Ganzen; wird die Instrumentalmusik nun in die Handlung als eines ihrer Ausdrucksmittel eingeordnet, dann muß der dramatische Zweck erreicht werden, dann muß das einzig echte Drama emporblühen aus den Trümmern des Gewesenen.“

Wie sonderbar, wie befremdlich! In der praktischen Darlegung seines Planes verfährt Wagner mit logischer Schärfe immer nur bis zu dem Punkte, wo die Verwendung der Instrumentalmusik in Frage kommt. „Dichten wir uns,“ sagt er, „eine ideale Handlung, bauen wir uns eine ideale Bühne, lassen wir die Handlung von idealen Künstlern deklamieren und darstellen — und weisen wir dem Orchester die Aufgabe zu, alles das unmißverständlich auszusprechen, was der Dichtkunst an der Grenze ihres Vermögens unaussprechbar bleibt; denn die Instrumentalmusik, ‚die Kunst des Ausdrucks‘, ist die Allkünderin des Weltinhalts, die allvermögende, allerklärende Sprache.“ So wenig bildlich nahm Wagners musikalisch-romantischer Aberglaube das Wort „Sprache“, daß er jedem einzelnen Instrument eine Bedeutung ähnlich derjenigen des einzelnen Buchstabens im Alphabet zuschreiben zu müssen wähnte.

Danach gestaltete er sein Orchester, wie wir sehen werden.

Und was wirkt dieses „sprechende“ Orchester? Was es immer gewirkt: es tönt, und tönt ganz für sich, und tötet an hundert wichtigen Stellen des Sängers Wort und des Dramas Zweck, indem es, nicht so sehr überlaut wie intensiv, unabweisbar als isolierte Tonwesenheit auf uns eindringt und uns oft alle Fähigkeit raubt zur Erfassung der anderen Elemente des Stückes — was freilich zu-

weilen dem Ganzen die Rettung bringt. Denn nicht selten machen sich, wo es anders ist, diejenigen Opfer peinlich fühlbar, welche der Künstler seiner Theorie hat bringen müssen. Wären diese Opfer nicht groß und zahlreich — wie immer, wo nach einer Theorie, obendrein nach einer irrigen, das Kunstwerk erschaffen werden soll —: man brauchte jener Theorie nicht weiter zu gedenken.

Auch hier hat also die Musik weder eine Sprache noch eine willige Dienerin sein wollen; auch hier behauptet sie meistens ihre Geltung als oberherrliche Sonderexistenz; auch hier haben wir mithin keine Dramen, sondern Opern. Wie erscheinen im Lichte einer solchen kleinen technischen Gewißheit alle jene überschwenglichen Hymnen, welche von Bayreuth aus auf die Kulturmission der lyrischen Bühne gesungen worden sind! Nie ist die dramatische Unzulänglichkeit des musikalischen Theaterstückes in so entgegengesetzter Absicht, so energisch und so stilvoll nachgewiesen worden wie durch die Stücke, welche das „Drama der Zukunft" verwirklichen sollten: „Tristan und Isolde", „Ring des Nibelungen", „Parsifal". Nie ward eine geistige Rundfahrt zurückgelegt gleich dieser: von der Oper hinweg auf langer Zickzackwanderung zur Oper zurück!

Opern allerdings sind jene Wagnerschen Werke mit allen unüberwindlichen und leider eben auch mit vielen überwindlichen Schwächen ihres Geschlechts. Aber indessen als Opern so tief individuelle, so großartige Neuschöpfungen, so monumental in den Licht- wie in den Schattenseiten, daß wir ehrfurchtsvoll staunend uns vor ihnen neigen müssen. Wenn Wagner solches vollbringen konnte trotz seiner Theorie, wenn er dieser nie versöhnten inneren Feindin seines Schaffens nicht gänzlich zum Opfer fiel, wenn er nicht unterlag im unbewußten stetigen Kampfe gegen die versteckte Bosheit dieser inbrünstig ans Herz gezogenen Bundesgenossenschaft: was wundern wir uns dann, daß er die Energie und die Ausdauer fand, alle äußeren Feinde seines Schaffens zu besiegen; daß er sich zum Herrn machen konnte über die im Befehlen verwöhnten Bühnensänger; daß er ein Werbeheer von Anhängern zu erfüllen wußte mit einem Opfermut, einer Thatenfreude und endlich einem grimmen Fanatismus ohnegleichen in der Geschichte der Kunst; daß er Macht genug in sich fand, die Welt zu sich zu entbieten auf den entlegenen Hügel im oberfränkischen Gau, wo er, gestützt auf einen königlichen Bewunderer, seiner Kunst einen lichten Tempel gebaut hatte als endliche Verwirklichung des liebsten seiner Träume! Er war ein Großer!

* * *

Als die Wurzel der riesenmäßigen Idee Wagners haben wir also nicht eine kunstphilosophische Erkenntnis, sondern einen erkenntniswidrigen Geburtsfehler seiner Phantasie wahrgenommen: den Aberglauben des Musikromanticismus. Die ausgesprochene Opernhaftigkeit der Stoffe, welche Wagner erwählte, um seine Ideen zu verwirklichen, belehrt uns, daß die treibende Kraft dieser Idee wirklich der geniale einseitige Opernmusiker war, keineswegs aber der Dichter, welchen Wagner als den maßgebenden Autor seines Kunstwerkes bezeichnete.

Das erste umfangreichere Werk Wagners war „Rienzi". Dieses historische Stück nach dem Zuschnitt der großen Oper wird niemand gegen die herbe Selbstkritik seines Autors in Schutz nehmen wollen. Gleichwohl ist auch „Rienzi" der Wurf eines geborenen musikalischen Theaterblutes, und wäre diese Oper, anstatt auf ihre Laufbahn durch Deutschland angewiesen zu bleiben, in Paris gegeben worden — wer weiß, ob nicht Wagner einer von jenen Musikromantikern geworden wäre, welche heute noch die Unklugheit begehen, sich an sogenannten historischen (Intriguen-)Stoffen aufzureiben, während sie das ihrer musikalischen Phantasie so nahe liegende Feld des

transcendentalen Idealismus beharrlich meiden.

Von dem Augenblicke an, wo der unbeengte Musiker Wagner den alleinigen Oberbefehl seines künstlerischen Feldzuges übernahm, warf er sich ans Herz dieses transcendentalen Idealismus; denn derselbe verhieß ihm ein prächtiges Wunderschloß für jegliche Geburt seiner musikalisch-romantischen Phantasie. Zunächst: welch herrliche Schauplätze für die Handlungen! Fast jede ließ sich an ein oder das andere Ende des Festlandes verlegen, ans Meer- oder Flußufer, wo dann der Dekorationsmaler das Auge des Schauenden in weite, weite Fernen führen konnte, die Phantasie erhebend und schmeidigend für die Empfängnis der überirdischen Gestalten des Dichters und der zarten Hochklänge des Musikers. „Tannhäuser“ und „Meistersinger“ abgerechnet, haben ausschlaggebende Scenen sämtlicher Handlungen Wagners ihren Schauplatz an, auf oder in dem Wasser. Durch die tobenden Wogen des Meeres saust das nachtschwarze Schiff des „Fliegenden Holländers“ an das Ufer, welches der dunkelgestaltige dämonische Mann zagenden Fußes betritt voll grauser Klage und sehnsüchtiger Hoffnung zugleich, um, schmerzvoll getäuscht, von demselben Ufer wieder hinauszutreiben in die rasenden Fluten ewiger Hoffnungslosigkeit. Aus weiter blauer Ferne kommt auf dem Spiegel des Stromes hochaufgerichtet im schwangezogenen Nachen „Lohengrin“ einhergefahren, zum Staunen des aufgeregten Volkes am Ufer; und von demselben Ufer muß der Gralritter, schmerzvoll getäuscht, in sein fernes Heim zurück. Auf segelndem Meerfahrer steht „Tristan“ stolz und fest am Steuer vor der Masse seiner Mannen, um hinabzusteigen in das Schiffsgemach der „Isolde“, die zum Ende des Stückes an Tristans Leiche ihr letztes Röcheln aushaucht im Angesicht der flutenden Erdengrenze. In der menschfremden Wasserwelt hat der „Ring des Nibelungen“ seinen theatralischen sowohl wie seinen symbolischen Kern; tief unten auf dem felsigen Grunde des Rheinbettes wird von dem liebeverfluchenden Nibelung den übermütigen Rheintöchtern das schimmernde Rheingold geraubt, damit dasselbe, zum verhängnisvollen Ringe geschmiedet, seinen Unheilsweg wandle, bis der Ring nach Siegfrieds Tode von Brunhild in den Strom zurückgeworfen wird, wo die Rheintöchter jauchzend ihn empfangen unter dem Prasseln der Flammen von Brunhildens Scheiterhaufen und unter dem Krachen der Götterdämmerung. Auch im „Parsifal“ begrenzt den ersten Schauplatz die Fernsicht auf ein Wasser; dort haben wir uns den heiligen See zu denken, wo der minnesieche Cölibatsfrevler „Amfortas“ badend Heilung sucht und der hereinstürmende „reine Thor“ den geweihten Schwan erlegt in kindischer Mordlust, die That, die ihm das erste Mitleid wecken soll.

Dies waren Schauplätze, welche der Musikphantasie Wagners die Fittiche zu lösen vermochten. Und obschon der Dichter Wagner den „Satiriker“ Heine für einen Mann hielt, welcher sich zum Poeten hinaufgelogen, und obschon derselbe Dichter Wagner, wie wir gesehen haben, die ritterliche Poesie des Mittelalters ebenfalls für eine ganz erbärmliche Lüge erklärte: der Musiker Wagner befahl dem Dichter Wagner dennoch, ihm, dem Musiker, aus dem „Fliegenden Holländer“ des Heineschen „Salons“ und aus dem „Tannhäuser“ und dem „Lohengrin“ und dem „Tristan“ und dem „Siegfried“ und dem „Parzival“ der mittelalterlichen Ritterpoesie stilvolle Operntexte zu gestalten. Und wenngleich der Dichter Wagner später vielleicht noch die schüchterne Einwendung erhob, daß aus allen jenen Stoffen kein einziger dramatischer Held zu gewinnen sei, wie solchen die ausdrückliche, nicht mißzuverstehende Definition des Ästhetikers Wagner für das „Kunstwerk der Zukunft“ anordne — es ging doch alles so zu, wie es bei der Schöpfung von musikalischen Theaterstücken zum tiefen Verdruß des Ästhetikers und Dichters Wagner immer zugegangen war: der Musiker ord-

nete an, der Dichter ordnete sich unter. Und zum Heil des Ganzen gehorchte der Dichter im Anfang bedingungslos. Er nahm alle Kraft zusammen, um wahrlich eine ungeheure Kraft zu werden unter dem Oberbefehl des Musikers, mit diesem aufsteigend bis zur Höhe des „Lohengrin", aus welchem beide, Dichter und Musiker, in jedem Betracht wirklich als ein Sinn und eine Seele offenbar werden, zum ersten- und letztenmal in Wagners ganzer Laufbahn.

Aber schon für den „Lohengrin" wurden von Wagner und seinen Freunden Ansprüche erhoben, welche verwirrend und herausfordernd wirkten. Auch diese Oper sollte als Drama genommen werden. „Ist das ein dramatischer Held, dieser Willensvollstrecker des Grals, welcher dieses sinnlose Frageverbot erläßt? Es ist ja nicht einzusehen, warum eine Frau den Gatten nicht um seinen Namen fragen soll, warum also die unschuldige Elsa um ihr Glück gebracht wird? Nein, das ist weit gefehlt." So etwa lauteten viele Argumente, und vereinzelt hört man bis auf den heutigen Tag etliche davon aussprechen. Elsas Schuld — ich komme darauf zurück — kann nun nach meiner Ansicht von keinem Standpunkte aus geleugnet werden. Was aber die Einwendungen gegen den Charakter des Helden anlangt, so würden sie begründet sein, wenn das Stück ein Drama wäre; es ist indes eine Oper, wie sie im Buche steht; als solche muß „Lohengrin" gleich jedem weiteren Werke Wagners, sind alle anderen Ansprüche einmal abgelehnt, betrachtet werden; und als Opernheld ist Lohengrin nicht nur unanfechtbar, sondern ein leuchtender Typus. Den typischen Vorgänger besitzen wir im „Don Juan", welcher uns allerdings nicht aus verschwimmenden Lohengrinhöhen anblickt, sondern uns menschlich weit näher steht, aber mit dem Lohengrin dieses gemein hat, daß er gar kein Held, sondern das Gegenteil von einem Helden, nämlich ein Prädestinierter, ist. Einen solchen kann die Oper im Mittelpunkt ihrer Handlung am besten brauchen, und die komische Oper, welche darüber niemals einen Zweifel hegte, ist deshalb zu keiner Zeit Gegenstand eines Principienstreites geworden.



Villa Wahnfried in Bayreuth. Wohnhaus Richard Wagners.

Ein dramatischer Held ist der Mensch, welcher im Mittelpunkte der Handlung

steht und dieselbe mit Aufgebot seines vollen sittlich freien Willens leitet. So ungefähr denkt sich auch der Ästhetiker Wagner den Helden im „Kunstwerk der Zukunft“, was freilich, wie wir bemerkten, die Kreise des Musikers nicht zu stören vermochte, wenn es auch endlich — leider! — innerhalb seiner Kreise verhängnisvolle Störungen verursacht hat.

Der prädestinierte Mensch nun, welcher im Mittelpunkte der Handlung steht, hat nichts mit der Leitung derselben zu schaffen. Mit seiner Bestimmung tritt er in die Begebenheit ein und verhält sich zu ihr duldend, das heißt ohne den Widerstand eines sittlich freien Willens; er ändert nichts am Lauf der Dinge, es sei denn aus Gehorsam gegen seinen Auftrag, gegen seine Bestimmung, gegen das ihm angeborene Wesen. Dieses sein Wesen durch einen freien Entschluß zu opfern, um einer Einsicht, einer Leidenschaft, einer zwingenden sittlichen Notwendigkeit ein Zugeständnis zu machen, ist nicht seines Amtes; er ist das Widerspiel eines dramatischen Helden, er ist der Sklave seines Triebes (der komische Held) oder der Unterthan eines Willens außer ihm (der Held des Märchens, der Sage u. s. w.).

„Don Juan“ steht deshalb als ein unerreichter Meistergriff da, weil er ein Prädestinierter ist, welcher, weder komisch noch überirdisch, sondern Mensch von blühender Mannbarkeit und Schönheit, zur Darlegung eines allgemein verständlichen, unwiderstehlich fesselnden Naturprozesses geeignet war. Unser Zweck heißt uns indes hiervon abzusehen und besonders wahrzunehmen, wie „Don Juan“, ein Sklave seines Naturtriebes, nicht den leisesten Versuch einer Opferung seines Wesens macht, um einer Erkenntnis zu folgen. Was immer geschieht, wird von ihm auf die einzige Frage hin geprüft, ob es seinen Trieb zu befriedigen vermag oder nicht; jegliches Ereignis trifft ihn unwandelbar, und wenn er in den Lauf der Begebenheit eingreift, so geschieht es einzig wieder im Dienste seines Triebes, welcher gar nichts anderes zum Zweck hat als sich selber und der alleinige Motor alles Thuns seines Knechtes ist. Deshalb erwirbt Don Juan auch keineswegs das edle Los des tragischen Todes, welcher den dramatischen Helden erlöst und verklärt, sondern er erleidet vor unserem Bewußtsein die elende Strafe des Henkers; höher aufgefaßt: der im Don Juan verkörperte an sich gesunde Naturtrieb führt, falls er **nicht in** einem Helden wohnt und also ungebändigt bleibt, zum verächtlichen Untergange.*

Lohengrin, welch weltweiter Unterschied — und doch aus dem gleichen Grunde ein vorzüglicher Opernmittelpunkt. Er ist abgesandt im Dienste des Gral, dessen Wille der seine ist; nichts vermag er zu thun, nichts zu unterlassen, als was dem Gebote des Grals entspricht, und einzig diesem folgend, keinesfalls aber seiner Neigung und Einsicht, verhält er sich zu dem widrigen Laufe der Begebenheit, ob der Schmerz auch tief ihm in die Seele schneidet. Ein Bild des leidenden Gehorsams im Dienste eines hohen Ideals, wird er sympathisch, wie Don Juan im Dienste eines niederen Triebes elend wird.

Für die praktische Opernerschaffung nun steht der Prädestinierte im Mittelpunkte der Handlung als eine unverrückbare Wesenheit; nur zu einem solchen fixierten Mittelpunkte aber kann die Musik mit Sicherheit Stellung nehmen, nur ein solcher Mittelpunkt kann es der Musik ermöglichen, eine Grundfarbe zu finden und eine Grundstimmung zu erwecken. Und wie im Kunstliede, so kommt auf die Er-

* Die höhere Auffassung hat wohl zu dem symbolischen Abschluß der Oper gedrängt, welcher dem Textdichter überdies aus praktischen Gründen eingeleuchtet haben wird. Vertraut mit dem Wesen der Oper wie wenige, beeilte sich Daponte, in seine reale „Don-Juan“-Welt am Ende einen machtvollen romantischen Zug hineindämmern lassen: die Scene vor dem Standbild, das Auftreten des steinernen Gastes — und Mozart war der Komponist! Eine Nötigung, diesen Zug aufzunehmen, lag nicht vor; Don Juan ist von unserem Bewußtsein längst gerichtet; und irgend ein Dolchstoß würde das befriedigende Ende herbeiführen. Aber ganz ohne eine Zuthat echter Romantik hat kein gewiegter Operndichter gern gearbeitet.

zeugung einer musikalischen Grundstimmung auch in der Oper alles an, da sie eben ihrer unüberwindlichen Natur wegen auf die Wirkung des dramatischen Wortes viel zu selten mit Sicherheit zählen kann. Dies scheint niemand tiefer empfunden zu haben als der Musiker Wagner (obwohl er den beiden Vierteln seiner anderen Hälfte, nämlich dem Ästhetiker und Dichter Wagner, kein Wort davon verriet), und das Geheimnis seiner Macht liegt darin, daß er (mittels des Orchesters) sofort Stimmung erweckt.

Um den Prädestinierten herum kann die Handlung leicht so schlicht und mit solchen Kontrasten aufgebaut werden, wie die Oper es braucht, da die Leiter der Handlung alles, was sie thun, natürlich mit Bezug auf den unverrückbaren Mittelpunkt thun. Lohengrin wird in drei großen Situationen der Handlung gegenübergestellt: Elsa vertraut ihm bedingungslos; Elsa deutet ihm ihr erwachendes Mißtrauen an; Elsa gesteht ihm ihr Mißtrauen. Lohengrin hat dann zu scheiden. In alle drei Situationen spielen als dämonische Kontraste Ortrud und Telramund hinein, die Verleumder der Elsa und des Lohengrin; unter sich selber uneinig geworden, finden sich ihre Gesinnungen wieder zusammen in jenem unheimlichen Dunkel, welches die beiden Lichttage der Elsa voneinander scheidet durch das tödliche Gift der schleichenden Verdächtigung.

Aus dieser Handlung sprossen natürlichen Wuchses mannigfache Chöre. Der ganze Aufbau, beispiellos theaterwirksam, hat Stil, und seinen völlig eigenen, und er ist mittels einer dichterisch schönen, hohen Sprache aufgeführt. Wenn nun auch die Hauptsache, Elsas Schuld, klar zu Tage liegt, so muß das Textbuch des „Lohengrin“ allerdings als eine herrliche Operndichtung gepriesen werden.

Und Elsa ist schuldig. Die einschneidende Bedeutung ihrer Frage wirkt unmittelbar auf mich und leuchtet mir ein als Vertrauensbruch von ihrer Seite, mithin als ihre wahrhaftige Schuld. Das, was Lohengrin von ihr erbeten und was sie ihm aus freiem Sinne und vollem Herzen zugeschworen: Liebe nur um seinetwillen ohne Sorge um seinen Namen, seine Art und seine Herkunft — das eben ist Elsa trotz ihres Schwures doch nicht fähig ihm zu gewähren. Wir zittern für ihr Glück, da sie sich anschickt, die Frage aufzuwerfen. „Thu's nicht, Elsa, frag ihn nicht, Unglückselige, du vernichtest dich und ihn, wenn du an seinem Genius zweifelst!“ möchten wir ihr in unserer Erdensprache zurufen. Und da sie dennoch fragt, fühlen wir, daß sie sich und ihn vernichtet hat.

Wann gewinnen wir nun bei einer solchen Wirkung Zeit, die scheinbar unbewiesene Berechtigung Lohengrins zum Frageverbot zu beklagen? Nicht im Angesicht der Aufführung, sondern hinter ihrem Rücken, beim Nachdenken. Diesen sublimen Genuß, die Handlung vor dem Richterstuhle des nachdenkenden Kopfes bis in ihre Voraussetzung hinein logisch bewiesen und gerechtfertigt zu sehen, dürfen wir aber nur dem Drama abfordern, keineswegs der Oper. Die geborene Opernhandlung kann meist nicht anders, als sich auf einer Voraussetzung aufzurichten, für deren Annahme sie weniger durch einen Nachweis zu plaidieren als mittels der Musik Stimmung zu machen hat. Dieses eben ist ihre Natur. Versündigt sich die Oper an ihrer Natur, indem sie Stoffe wählt, welche die Gestaltung zum recitierten Drama kategorisch verlangen (oder schon erhalten haben), so sinkt sie meist unter die Fläche des künstlerisch Würdigen hinab. Beethovens „Fidelio“ braucht deshalb nicht als Ausnahme angeführt zu werden, weil diese Handlung, so „echt dramatisch“ sie aussehen mag, doch auch eine geborene Opernhandlung ist, allerdings von unvergleichlichem dramatischen Temperament. Aber auf der Bühne des nüchternen Verstandes würden wir ihre Voraussetzung schwerlich anzunehmen wissen: eine verkleidete Frau, welche von jedermann andauernd für einen schmucken Bräutigam gehalten wird — wir kämen vermutlich im Anfang nicht

aus dem Lächeln heraus und wir fänden deshalb vielleicht auch später nicht die Stimmung, welche dem unsagbar erhabenen Unternehmen dieser Frau entgegengebracht werden muß. Mit einer solchen Stimmung aber erfüllt uns die Musik sofort, und wir denken nicht mehr daran, zu fragen, ob denn Rocco und seine Tochter und der Gouverneur keine Augen haben. Von der Voraussetzung aus muß freilich Folgerichtigkeit herrschen; ein weiteres Zugeständnis gewährt die Logik auch der Oper nicht.*

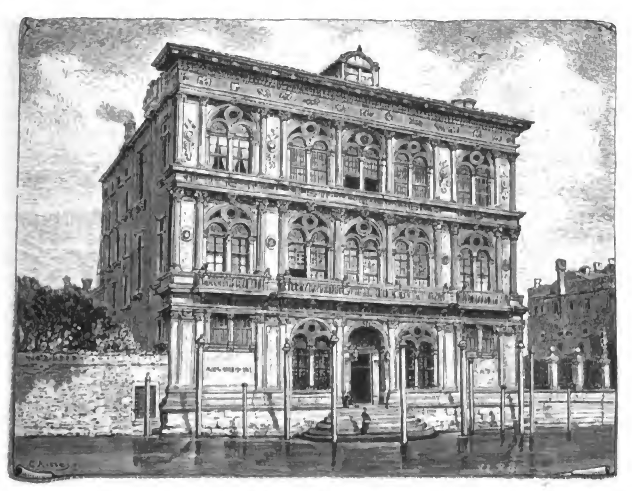
Nach dem prädestinierten „Fliegenden Holländer“, von welchem aus Wagner die Entwickelung seiner Individualität begann, gestaltete er nur einen einzigen eigenwilligen Helden, den „Tannhäuser“ nämlich. Diese Oper ist denn auch nichts weniger als symmetrisch ausgefallen und kann, was Stil anlangt, keinen Vergleich mit dem „Lohengrin“ ertragen. Aber ihr glutvolles Temperament, angefacht von dem Widerstreit zwischen der sündhaften Sinneslust und der endlich siegenden züchtigen Liebe, mußte der Oper die Neigung des Volkes erwerben, zumal des deutschen Volkes, welches in dem Stücke die Wiederauferstehung einer seiner schönsten Sagen feierte. Hier trat Wagners Oper zum erstenmal mit Entschiedenheit in den Kreis des deutschen Sagenstoffes, welchem sie fortan unwandelbar treu geblieben ist. Diese Treue hat dem Dichter-Komponisten den sonderbaren Mut verliehen, manch geschraubten und unhaltbaren Anspruch für sein Wirken zu erheben; gewiß. Aber gewiß bleibt auch, daß es ein hoher Enthusiasmus von ihm war, sein Kunstwerk nicht anders zu fassen als aus nationalem Gesichtspunkte. Wie liebte Wagner trotz allem und allem sein Deutschland! Er liebte es nicht weniger feurig als der von ihm so jämmerlich geschmähte Heine, dem es freilich nicht vergönnt sein sollte, auf einem Spaziergange durchs Ausland zu sterben und in der trauten heimatlichen Erde zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

Vom „Lohengrin“ an ist also Wagner bei den prädestinierten Opernmittelpunkten geblieben. Der einheitliche, straffe Scenenaufbau, hier und da besonders glänzend erleuchtet von Blitzen des Theatergenies, kehrt immer wieder. Oft freilich stehen wir dann auch vor dem Rätsel, daß derselbe Kopf, welcher operntheatralische Perlen wie die ersten Akte von „Tristan“ und „Walküre“ finden konnte, theaterwidrige Einrichtungen trifft, die sich nicht einmal als dichterische Eigenheiten entschuldigen. Zuweilen z. B. schleicht sich eine öde, grenzenlose Länge gerade an dem Punkte ein, wo zwei Individuen zusammengeführt sind, deren Erscheinung uns mit dem Gefühl durchdringt: „es liegt ein Gewitter in der Luft, welches sich auf der Stelle entladen muß.“ — Manche Längen werden allerdings durch den Rotstift tilgbar sein und gewiß getilgt werden; dann wird man um so deutlicher erkennen müssen, wie vorzüglich die Mechanik dieser Bauten ist.

Erkennen wir nun an solchen Äußerlichkeiten einen andauernden Sieg des Opernautors Wagner über die Theorie vom „Drama der Zukunft“, so entdecken wir doch aus klaffenden Wunden der Handlungen die trübe Wahrheit, daß der Opernautor sich von den seltsamsten Einzelheiten jener Theorie immer williger unterdrücken ließ. Das Wunder, welches sich Wagner in wunderlicher Weise für die Zwecke des aus dem Mythos zu gewinnenden Dramas zurechtdefinierte, tritt an die Stelle der Bestimmung. Das Mittelpunkt-Individuum erscheint nicht mehr fertig vor uns als ein im Dienste eines höheren Gedankens unveränder-

* „Fidelio“, das heißt Leonore, ist keine Prädestinierte, sondern ein Held. Dennoch ist diese Handlung jener Species mit dem prädestinierten Mittelpunkte aufs glücklichste ähnlich und mithin für die Oper vorzüglich geeignet; denn sie besitzt einen festen — ach, festgeschmiedeten! — Punkt, nämlich Florestan, für und gegen den alles gethan wird, ohne daß von ihm Widerstand zurückkommt; woraus jener hoheitlich einfache (nur im ersten Akt anfangs etwas verschnörkelte) Ausbau entsteht, welcher von allen Beteiligten der Handlung mit unentwegter Energie in diese große, gewaltige Situation, in die Kerkerscene, hineingedrängt wird.

liches Wesen, welches unsere Phantasie glaubend anerkennt, sondern dies Individuum wird vor unseren Augen für einen mehr oder weniger unbegreiflichen akuten Gebrauchsfall behext. Wer solchen Momenten gegenüber an irgend eine eingeschlossene Symbolik zu denken weiß — obendrein an eine Symbolik, die in den „Bayreuther Blättern“ empfohlen steht — für den mag das Stück gerettet sein; wer dies aber nicht vermag, sondern voll anderes zu versetzen als eine längere Kanzelrede, so bleibt mir nur die Empfindung, daß „Tristan“ unschuldig hingeschlachtet ward. Genau so ist's mit „Siegfried“, der keine Schuld auf sich ladet, wenn er, vor unseren Augen durch den Vergessenheitstrank bezaubert, seine Brunhild vergewaltigt und dann verleugnet. Wie trefflich nachgeahmt auch der poetische Schein sein mag, welcher sein Sterben zu verschönen hat: wir kommen doch weder



Palast Vendramin in Venedig. Sterbehaus Richard Wagners.

echter Empfänglichkeit von der wirklichen Wirkung abhängt, für den ist das Stück verloren. Über den Liebestrank im „Tristan“ ist eine ganze Litteratur geschrieben worden; von allen oft sehr feinsinnigen Verteidigungen dieser merkwürdigen Herztropfenkur hat mir indessen keine einzige die Wirkung echt und das Stück lieb machen können. Wenn „Tristan“ stirbt, und gar unter der Verzeihungsweihe dieses unglaublichen Königs „Marke“, welcher vorher schon dem Schänder seiner Ehre begegnen konnte, ohne ihm etwas zu der Gewißheit, daß er eine Strafe erleidet, noch zu derjenigen, daß ihn ein tragischer Tod verklärt. Er erscheint uns als ein unschuldig Gemeuchelter, was peinlich berührt, aber nicht das Gemüt bewegt nach dem Sinne des Dichters. Gegen „Siegfried“ ist „Siegmund“ noch annehmbar; wie „Siegfried“ tritt auch „Siegmund“ als Objekt von Wotans Willen in die Handlung ein; Siegmund wird aber nicht wie Siegfried außerdem noch bezaubert, sondern er stirbt, ohne aus seiner Rolle gefallen zu sein. Was die-

sen Siegmund indessen weit unsympathischer macht, ist, daß der Wille, welchem er folgen muß, als zwecklos rohe Willkür aufdringlich wird. Wenn im „Don Juan" die fluchwürdige Verwerflichkeit der ungezügelten Befriedigung eines an sich rein menschlichen Triebes dargethan ist, so will uns der Ehebundschluß des „urweltlichen" Geschwisterpaares die preiswürdige Natürlichkeit der ungezügelten Befriedigung eines an sich rein unmenschlichen Triebes beweisen. Was dieser Ehebundschluß bewirken soll, muß uns schon deshalb unbewußt bleiben, weil es sich nicht aus dem Leben der Handlung erklärt, sondern aus einer Angabe Wotans, das heißt so viel als aus einem trotzigen Wagnis des Dichters. Wir finden in dem Vorgange keinen Zusammenhang mit unserem natürlichen Leben und seinen Wurzeln und erleben auch nichts darin — ausgenommen eine peinlich aufregende Unbegreiflichkeit. Warum der Held, welcher Wotans Plänen dienen soll, nicht jedem anderen Paare entsprossen könnte: wer vermag's zu erklären! Wotan braucht hierzu gerade dieses Geschwisterpaar: so lautet die Erklärung, welche uns genügen soll.

„Man kann die Moral einmal vergessen, aber man soll sie nicht mauschellieren," und „es ist infam," urteilt über jene Scene Schopenhauer in seinen Randbemerkungen zu Wagners Nibelungendichtung. Diese Randbemerkungen, welche ich im vorigen Jahre auffand und mitteilte, haben uns kein neues Urteil gebracht, aber ein äußerst belangreiches. Sie sind richtig gewürdigt worden als eine geschichtliche Thatsache: als die verurteilenden Äußerungen des großen Mannes, auf dessen philosophische Lehrsätze Wagner und die vornehmsten Lobredner seiner Nibelungendichtung sich immer wieder berufen zu dürfen glaubten.

Zur Verteidigung des bräutlichen Geschwisterpaares ist auch öfters Ödipus angezogen worden Aber Wagner selbst erzählt in seinem Buche „Oper und Drama" die Geschichte von Ödipus und Jokaste so genau, daß ihm der ungeheure Unterschied zwischen diesen unwissentlich frevelnden Menschen und seinem wissentlich rasenden Geschwisterpaare völlig klar gewesen sein muß. Und obschon er betonen zu müssen glaubt, daß es ja keineswegs die Natur war, welche sich gegen den Bund von Ödipus und Jokaste auflehnte, sondern nur das Bewußtsein der Menschen — wie richtig! — so scheint er doch zur Verteidigung des Siegmund und der Sieglinde erst die Antigone herangezogen zu haben, indem er darauf hinweist, wie diese, dem Staatsgesetze zum Trotz, ihrem Naturtriebe folgt, den Bruder begräbt und dafür lebend ins Grab steigt.

Die gedachte Parallele ist: auch Siegmund und Sieglinde lehnen sich, um ihrem Naturtriebe frei zu folgen, gegen den Brauch, gegen das Gesetz auf. Hier haben wir den maßlos übers Ziel hinausschießenden Bekämpfer unserer gesamten staatlichen Ordnung wieder, den tyrannisch dilettierenden Pessimisten, welcher alles gegenwärtige Gesetzwesen als eine unlogische, willkürliche, grausame Unterdrückung der echten Menschennatur anklagt. Die herrliche Jungfrau Antigone gehorchte, indem sie sich gegen ein ungerechtes Königsverbot auflehnte, einem Naturtriebe, der ein edler Herzenstrieb war, weil er einen edlen Zweck verfolgte: die Heiligung des gemordeten Rechtes; der erschlagene Bruder, welcher unbegraben verkommen sollte, war in seinem Rechte gekränkt worden, war ein Märtyrer.

Schon in den allerersten Operndichtungen Wagners, selbst im „Lohengrin", macht sich zuweilen, wenn auch nie verhängnisvoll, eine Neigung zu dunklen, verschwommenen Fügungen bemerkbar. Diese alte Schwäche Wagners, im „Parsifal" endlich zur Altersschwäche ausgebildet, zeigt sich im „Tristan" und besonders im „Nibelungenringe" als die Königin der Dichtung. Aus dem transcendentalen Idealismus ist schlechtweg Wolke geworden. Und dies so sehr, daß nicht einmal mehr Verlaß ist auf Wagners

eigene grundlegende Wundergesetze. Im „Rheingold“ wird ein für allemal festgestellt:

> Der Welt Erbe
> gewänne zu eigen,
> wer aus dem Rheingold
> schüfe den Ring,
> der maßlose Macht ihm verlieh.

Ist das nun eine maßlose Macht, die keinen einzigen Besitzer befähigt, den Ring — zu behalten?

Derartiges aber könnte man hinnehmen, wenn nicht tiefe Dunkelheit ausgebreitet wäre über Wichtigeres. Das rein Menschliche kommt nicht als Kern zum Vorschein in dieser Welt von verräuberten Göttern und Riesen und Zwergen, und wo es aus Einzelheiten herausblickt, wie oft in der Brunhildpartie, fehlt zur tiefen Wirkung eben der Zusammenhang. Ungeschlachte Riesensplitter aus den heidnisch-germanischen Göttersagen, zackige Flocken aus dem schneeig weichen Gefilde des christlichen Nibelungenliedes, halb versteckte Darlegungen der Schwärmerei vom Urmenschen im Kampfe gegen die Willkür des Brauches und Gesetzes, tropfbar-flüssige Anspielungen auf Schopenhauers Pessimismus — alles entstellt für die Zwecke der Legierung: so bietet sich die Inhaltlichkeit der Nibelungendichtung dar. Cyklopische Blöcke aus den unwegsamsten Felsgebirgen der Dichtung und Wissenschaft, zusammengetragen von einer Phantasie, die im stetigen Umgange mit außerweltlichen Vorstellungen bis zur Unkenntnis und Verachtung alles Erdenmaßes gelangt ist, und zusammengefügt allerdings von einer Hand, so unbegrenzt machtvoll und gewandt, wie jene Phantasie grenzenlos ausschweifend.

„Parsifal“ zeigt in seinen opern-theatralischen Qualitäten bei der kühnsten Phantasie die gedrungenste Mechanik. Es ist ein wundervoller Scenenaufbau, aus welchem im wohlthuenden Gegensatze zu der gnadenlosen Kompositionssteifheit des „Nibelungenringes“ wieder Chöre organisch heraussprossen. Ferner ist eine alte Tugend Wagners in diesem Stücke reich entwickelt: das Vermögen, die darstellenden Personen in malerisch schönen Gruppen hinzustellen. Man glaubt kaum, wie sehr solche lebende Bilder zur Erhöhung der Stimmung beitragen. Was aber den Inhalt der Parsifaldichtung anlangt, so ist zu ihr gar kein Verhältnis zu gewinnen von irgend einem Gesichtspunkte aus, der nicht Unfehlbarkeitsglaube ist. Das Stück hat manches Auge geblendet durch den Glanz seiner Scene, manches Ohr entzückt durch den in der That oft zauberischen Klang seines Orchesters und manches Gemüt erobert — durch seinen undurchdringlichen Mysticismus. Aber eine Dichtung mit einem Volke abstrahierter Figuren zur Verherrlichung eines religiösen Dogmas, dazu ohne auffindbaren logischen Zusammenhang, eine Dichtung, die eine Homunkula wie diese „Kundry“ in zwei Körpern und in zwei Seelen vorführt, ist nicht aller Welt Geschmack und wird sicherlich wenigen Köpfen als das aufgehen, was sie zu sein vorgiebt, nämlich als ein rein menschliches Drama des Mitleids.

Kundry ist übrigens — außer Sieglinde, welche aber nur genossenschaftlich auftritt — die einzige prädestinierte Frauengestalt Wagners. Dafür ist sie es freilich gleich in zwei unterschiedlichen Zwangsaufträgen: der eine heißt sie Gutes thun, der andere Schlimmes. Als Tugendüberin ist sie häßlich zum Entsetzen, als verführerische Teufelin von allerhöchster Schönheit. Insofern bildet sie eine neue Nüance unter den Wagnerschen Prädestinierten, als sie sich gegen den bösen Auftrag, Parsifal zu berücken, sträubt. Allein sie vermag nichts über ihre Bestimmung; sie muß ihr folgen. Erlöst wird sie am Ende durch den prädestinierten Parsifal, indem dieser seiner Bestimmung gemäß den Lockungen des schönen Höllenweibes widersteht.

Die anderen Frauengestalten Wagners — das bürgerliche „Evchen“ natürlich als Ausnahme abgerechnet — sind mehr oder weniger eigenwillig an der Leitung der Handlung für oder gegen den prädestinierten Mittelpunkt beteiligt. Mehr

oder weniger eigenwillig, weil z. B. Isolde und Brunhild so schwankend gezeichnet sind, daß sie in Momenten auf entscheidende Weise selbständig handeln (wie Isolde am Anfang) und dann wieder völlig willenlos einer Macht außer ihnen gehorchen müssen. Gemeinsam haben die Frauen Wagners jenen pathetischen Höhenzug, welcher nicht allein die Vertraulichkeit, sondern auch besondere Merkmale ausschließt, und innerhalb dieses Zuges eine überweltlich schrankenlose Selbstverlorenheit des Liebens. Nur eine unter ihnen ist eine Übelthäterin von Rasse: die heißblütige Friesenfürstin Ortrud. Ganz passiv ist Elisabeth. Durch den gemeinschaftlichen Zug traumseliger Erdenentrücktheit sind Senta und Elsa bis zu einem gewissen Grade verwandt. Isolde wird zu einer Art idealisierter Verkörperung der liebesleidenschaftlichen Verachtung aller Schicklichkeit. Brunhild, die reisige Wunschmaid und dann die glutvoll liebende Heldin, ist mir neben Elsa die liebste Frauengestalt Wagners; und sie ist für meinen Sinn die einzige Person des „Nibelungenringes“, welche vollkommen sympathisch auftritt und es auch bis zum Ende bleibt.

* * *

Schon im „Fliegenden Holländer“ trat Wagners Musik, obwohl noch stark beeinflußt von den Lockungen des italienischen Bervegesanges, mit einem ganz eigenen Gepräge auf. Der „Tannhäuser“, namentlich die Venusscene, erweckte dann Staunen und Entzücken durch Klänge, welche niemals geahnt worden waren, schwelgte aber daneben streckenweise in Tonmassen von schmerzhaft prahlerischer Ungebärdigkeit. Erst im „Lohengrin“ zeigte sich Wagners Musik als ein vollkommen ausgebildeter neuer Stil. Diesen verdrängte bald genug die Theorie vom „Drama der Zukunft“, aus welcher wir Wagners späten Stil herauswachsen sehen. Allerdings sind auch die letzten Opern des Dichter-Komponisten untereinander so verschieden wie die ersten. Es lehrt uns die musikalische Erfindungskraft Wagners bewundern, wenn wir bemerken, daß er für jedes einzelne seiner Werke eine aparte Stilvariation auszusinnen wußte. Immer wieder ist es eine völlig neuartige Äußerung desselben Geistes, welche sich auf den Grundzügen des erwählten Stilprincips erhebt, und zwar mit einer Wirksamkeit, die keinen Gleichgültigen duldet.

Aber diese Mannigfaltigkeit sprießt doch bloß aus zwei Wurzeln; nur zwei extremen Gebieten der Textdichtung weiß Wagners Musikvermögen fruchtbringend zu dienen: dem Gebiete des hochgespannten Pathos und dem Gebiete des hochgespannten Sensualismus; Extreme, welche in den transcendental-romantischen Handlungsstoffen der Wagnerschen Opern nebeneinander hergehen. Von den adeligen Elementen jenes Vermögens ist eine entzückende und ungetrübte Summe im „Lohengrin“ niedergelegt. Die übrigen Elemente konnten nicht verborgen bleiben; sie sind im „Drama der Zukunft“ mit an die Oberfläche gelangt.

„Lohengrin“ erscheint mir als das einzige Werk Wagners, welches bei gewiß glutvollem Temperament ganz frei ist von Exaltation. Jede andere seiner Opern weist neben den stärksten Proben einer gesunden Kraft mehr oder weniger lange Strecken voll exaltiertem Überschwang auf. Ohne Frage hat sich Wagners Musik nach dem „Lohengrin“ oft noch viel machtvoller und kühner entfaltet; aber so kampfbefreit und trotz aller revolutionären Mechanik so rein und edel ist seine Phantasie niemals wieder offenbar worden.

Was nun, dies vorausgeschickt, dem „Lohengrin“ nach meiner Überzeugung in absehbarer Zeit eine sehr allgemeine Anerkennung als Wagners bestes Werk wird verschaffen müssen, ist die Thatsache, daß in ihm auf dem festen Boden einer intensiven Grundstimmung die Grenzen des Vermögens der Musik sowohl wie aller anderen Elemente der Oper haarscharf bemessen und innegehalten sind. Dieses

Verhältnis zu stören, gelang dann der Theorie.

Erheblich verschoben ist es schon in den „Meistersingern“, jenem Unikum unter Wagners Opern: eine Handlung voller irdischer Menschenkinder. Welchem Musiker wäre es entgangen, daß die „Meistersinger“-Partitur eine der erfindungs- und kunstreichsten überhaupt ist? Aber wie verhält sie sich zur Dichtung! Ist es nicht erklärlich, daß der weite Abstand zwischen dem leichteren Gehalt der Begebenheit und dem schweren Gewicht der Musik jeden naiven Hörer peinlich berührt? Kann es also befremdlich erscheinen, daß diese Oper nicht wahrhaft volkstümlich zu werden vermag — trotz des sympathischen „Hans Sachs“ und des glänzenden „Walther Stolzing“, trotz des herrlichen Preisliedes und manches anderen blühenden Melodienreizes? Es ist wahr: viel schadet den „Meistersingern“ dieser „humoristische“ Beckmesser; mit dem Humor hat Wagner sein Lebtag keine Fühlung gefunden, und manche seiner Gegner legen einen Accent auf die Thatsache. Aber der Kardinalfehler des Werkes birgt sich doch darin, daß die Musik, an sich ein fesselndes Produkt erlesenen Kunstvermögens, stilwidrig erscheint im Verhältnis zur Natur des Textes. Außerhalb jener beiden Extreme fühlt sich Wagners Musik eben nicht heimisch, und durchaus innerhalb derselben wurzelt auch die ganz besondere Art ihrer innigen, schmelzenden Accente und selbst ihrer heiteren Weisen.

„Tristan und Isolde“, hier war sie bei sich, diese Musik, und wahrlich, sie hat sich niemals schrankenloser gehen lassen! Viele Wagnerianer nennen „Tristan und Isolde“ als das genialste und edelste Werk des Meisters. Andere als sein unerfreulichstes. Darüber sind wir ja alle einig, daß die „Tristan“-Musik die unverfälschte Spiegelung einer vulkanischen Phantasieeruption ist — und zwar unverfälscht infolge eines fast märchenhaften Zusammentreffens von Schlagfertigkeit der künstlerischen Potenz und Plötzlichkeit der Inspiration. Aber hinter dieser thatsächlichen Erkenntnis gehen wir — jeder gestützt auf die Entscheidung seines Gefühls — weit auseinander in unserem Urteil über den ästhetischen Wert und über die Wirkung des Stückes. Die Bewunderer erkennen darin das „hohe Lied der Liebe“ und wir die „Blutraserei des Unbewußten“. Die Bewunderer preisen des Orchesters edle, psychische Wirkungen, und wir empfinden diesen feinflüssigen tonalitätsscheuen Instrumentalguß ausschließlich in einer peinlichen körperlichen Angegriffenheit, so zwar, als würden wir von einem prickelnden Giftregen unaufhörlich gepeitscht und zum Fiebern gebracht. In überaus geistvoller und zutreffender Weise symbolisiert dies Louis Ehlert mit den Worten:* „Tristan ist die in Musik gesetzte Blöße, die bacchantisch einherschreitende Naturgewalt, welche mit jeder Konvenienz gebrochen hat. Ja, man darf es aussprechen: diese Partitur ist mehr als nackt. Die zuckenden Nerven und Muskeln bloßzulegen, wird zu einer Marsyasprocedur geschritten, bei der man glücklicherweise immer wieder die Hand Apollos fühlt.“ Ich möchte lieber sagen: das Erbarmen Apollos. Der Gott trieb den Dämon auf Sekunden aus, aber der Dämon kehrte immer wieder zu seinem Geschäft zurück.

Was den Aufbau des Tristan-Orchesters anlangt, so ist dasselbe einfach ein Wunder sublimer Mechanik. Wer besäße Dünkelhaftigkeit und Selbstüberschätzung genug, den Meister eines solchen Baues klug machen zu wollen über die Kunst zu fügen? Und wer möchte so verblendet sein, das Neue nur am Alten zu messen? Wohl aber steht es dem Empfangenden an, die Natur des Kunstwerkes zu betrachten, nachdem er seine Wirkungen aufgenommen. Da sehen wir nun gerade an dem Beispiel des Tristan-Orchesters, daß eine Instrumentalmusik ganz frei von lärmendem Kling-Klang und in sich völlig stilvoll sein kann, ohne doch anders auf

* „Aus der Tonwelt“, Seite 78. Berlin 1877.

uns zu wirken als „narkotisch und körperlich angreifend“, wie Wagner von den Symphonien Berlioz' sagte. Auf den Charakter kommt es an. Jene narkotischen Wirkungen werden sich des physischen Menschen immer bemächtigen, wenn eine Musik die Wachsamkeit der Seele und des Geistes verscheucht durch mangelhafte Ernährung des natürlichen Gefühls für Tonalität, will sagen, wenn das Orchester, wie im „Tristan“, mittels ewigen Modulierens während langer, langer Strecken geflissentlich sich auf der Flucht hält vor Tonika und Dominante und also vor dem Abschluß der Melodie und mithin vor der Festigkeit des Rhythmus. Mit Ökonomie als Kontraste verwendet, können uns solche Wirkungen, wie im „Lohengrin“ und in den „Meistersingern“, ideale Erhebungen verursachen; aber zur Regel erhoben, wie im „Tristan“ und weiter im „Nibelungenring“, werden sie gefühl- und gedankensengende Rauschmittel, welche sich natürlich kraft ihres ungemein ruhelosen Wesens so isoliert vordrängen, daß der dramatische Zweck getötet wird, obschon derselbe überall da lebendig zu sein scheint, wo von der Bühne her das Treiben ungezügelter „urmenschlicher“ Blutwallungen die rein musikalische Rauschwirkung bis in ungemessene, vom dramatischen Genießen weit abgelegene Regionen steigert. Der erste Akt der „Walküre“ ist eine noch schlagendere Probe als das Stärkste im „Tristan“. Lassen wir diesen Akt an uns vorüberziehen. Kaum ist das Interesse für die sichtlich erwachende Liebe der Sieglinde zu dem Fremdling angeregt, so fördern Wort, Gebärde und Musik die Anregung bald zur Aufregung, welche wachsen muß bei der Erzählung Siegmunds von seinen Leiden und Mühen in Gegenwart Hundings, des verhaßten Gemahls der Sieglinde. „Zum Ehebruch zwingt es die beiden,“ sagt sich der Zuschauer; „wie das Weib ihn mit den Blicken verzehrt, verschlingt!“ Dann erkennt Hunding in dem Gast seinen Erbfeind, und zugleich bemerkt er, daß sein Weib dem Manne ähnlich sehe. Die Aufregung ist zum leidenschaftlichen Beben geworden; ihre schneidigsten Accente giebt die Musik dazu. Den Gatten hat das Weib durch einen Schlaftrunk gebannt; jetzt ist sie mit dem Gast allein, fliegenden Kleides und aufgelösten Haares — sie stürzen sich in die Arme — Fenster und Thor springen auf, und eine mondbeschienene bleiche Waldlandschaft lockt hinein, und das sirenenhafte Liebeslied erklingt und im Orchester mischen sich die sinnergreifendsten Register zu einer betäubenden Gesamtheit — und wenn die Berauschung des Hörers den allerhöchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, beschleunigen alle Pulse des Orchesters ihren Fieberschlag, und die beiden erkennen sich als Bruder und Schwester und vermählen sich mit doppelter Raserei. „Braut und Schwester bist du dem Bruder, so blühe denn Wälsungenblut!“ ruft Siegmund in Sieglindens Armen. „Der Vorhang fällt schnell,“ ordnet das Textbuch an. „Denn es ist hohe Zeit,“ bemerkt Schopenhauer dazu.

Gewiß wird Wagner in solchen Momenten zum dämonischen Zwingherrn von Legionen sonst kühler Köpfe. Aber daß hier weder Natur noch Wirkung der Kunst echt ist, zeigt sich in der namenlosen Abspannung, welche der Wirkung meist folgt, und zeigt sich hauptsächlich in der Thatsache, daß die Wirkung auf viele Tausende nichts anderes ist als ein deutlich zum Bewußtsein gelangender Widerwille.

Ich sage nicht, daß der „Ring des Nibelungen“ allein angewiesen ist auf ähnliche Wirkungen; sprießen doch aus Scenen solcher Art, wenn auch meist nur lose verbunden, Auftritte voll poetischen Scheines und edlen Musikklanges, wie z. B. im weiteren Verlauf der „Walküre“ die Flucht des Geschwisterpaares, Brunhildens Todesverkündung an Siegfried und Wotans Abschied von Brunhild; oder wie in der „Götterdämmerung“ aus dem unsagbar rohen Kampfe zwischen Brunhild und dem behexten Siegfried der musikalisch reizvolle und erhebende Schlußakt mit der großartigen Trauermusik folgt. Aber ich glaube, daß in jenen Wirkungen die Hauptstärke

der Tetralogie beruht. Verfleischlichter Sensualismus! Urmensch und Orchesterfieber! Dasjenige Stück, welches am wenigsten davon enthält, das beste des „Nibelungenringes" auch nach der Meinung vieler bedingungsloser Verehrer des Werkes, nämlich „Siegfried", findet am wenigsten Gunst beim großen Publikum Wagners. Es erklärt sich vollkommen: einer Dichtung wie dieser, einer Musik, welche in weiten Partien unter dem Joche eines tyrannischen Princips schmachtet, kann die Möglichkeit des Lebens nur werden durch die Hilfe einer ungeheuren Macht; diese ist hier eine dämonische.

Gegen sie erblassen auch die meisten übrigen an sich genug kraftvollen Höhepunkte der Nibelungenmusik, die sogenannten Tonmalereien. Die Musik kann nichts aus der Natur nachbilden, wie wir gesehen haben. Aber sie kann durch Rhythmus, Höhe und Stärke des Tones und durch Klangfarbe für unser Empfinden Analogien herstellen zwischen der Bewegungsart und der Geräuscheigentümlichkeit von Gegenständen aus der Natur. Die Musik kann also z. B. nicht eine Flamme nachbilden oder nachahmen, sondern sie kann nur für gewisse Seiten ihrer äußeren Erscheinung, nämlich für die Bewegung des Züngelns und das Geräusch des Knisterns, analog rhythmisierte Klangfiguren erfinden. Daß hier wie in aller Musik auch die glücklichste Erfindung äußerst vieldeutig bleiben wird, daß sie dabei obendrein viel eher ein flammenarmes, kaltes Tonstück zuwege bringen kann als ein feuriges, versteht sich. Die Möglichkeit solcher Analogien ist nun eine der Hauptanstifterinnen des musikalischen Romanticismus; den unglücklichen Berlioz hat sie sicher so weit in die Irre gelockt. Raff gründete beinahe seine ganze Existenz auf die möglichst natürliche und rationelle Ausbeutung der Tonmalerei. Dem „sprechenden" Orchester Wagners mußte dieselbe äußerst willkommen sein, und in der That vermag tonmalerische Instrumentalmusik gewiß da am wirksamsten aufzutreten, wo sie für einen sinnlich wahrnehmbaren scenischen Vorgang Stimmung zu machen hat. Auf diesem Gebiete nun wußte sich der geniale Rhythmiker und Instrumentierer Wagner glänzend zu bewähren; sei nur erinnert an den „Walkürenritt", den „Feuerzauber", das in seiner Art einzig dastehende „Waldweben" und anderes.

Leider hat Wagner mit der Tonmalerei weiter hinaus operiert, nicht bloß bis in die Gesangsdeklamation hinein, sondern bis in die Textsprache seines „Nibelungenringes". Kommt die Sprache Wagners in seinen früheren Opern weich, schmiegsam und sinnvoll dem musikalischen Klangwesen entgegen, so entfernen sich die allitterierenden Stabreime desto mehr von der Sangbarkeit, je musikalischer sie klingen sollen. Auch diese sonderbare Vorliebe Wagners entsprang aus dem musikalisch-romantischen Aberglauben. Wie er an die Sprechfähigkeit des Orchesters glaubte, so überschätzte er die Bedeutung des rein musikalischen Klanges der gesprochenen Rede. Daraus entstand das „sprechende" Leitmotiv und der „tönende" Vers. Kein Dichter hätte auf die Erzeugung von lautmalerischen Schönheiten verzichten wollen. Welche Schätze solcher Art hat uns Göthe hinterlassen! Aber Göthe wußte, daß die Lautmalerei als etwas Vereinzeltes, nicht Stereotypes auftreten muß, soll sie schön bleiben. Und wahrlich, Göthes Verse sind noch von keinem Komponisten als musikwidrig angesehen worden! Das Stereotype ward ja auch dem musikalischen und poetischen Wert des Leitmotivs zum Verderben. Angeregt wohl durch das Beispiel jeder guten alten Oper und wahrscheinlich auch durch Berlioz' symphonische Leitthemen, hat Wagner im „Lohengrin" das Leitmotiv principiell so entwickelt, wie es der Oper wirklich dienen kann. Eine große, langatmige melodische Phrase wird auf einen bestimmten Text gesungen. Kehrt diese Melodie dann ohne Text im Orchester allein wieder, so habe ich allerdings eine sichere, höchstens absichtlich verkennbare Andeutung vor mir, was bei sparsamer

Verwendung immer wahrhaft schöne poetische Augenblickswirkungen hervorrufen wird. Musikalisch nun kann ein solches Motiv eine breite thematische Grundlage für eine einheitliche Gestaltung der Musik abgeben, ohne die Bevorzugung der geschlossenen melodischen Nummer zu erschweren. Im „Nibelungenring“ aber (wie im „Tristan“ und im „Parsifal“) müssen wir uns von den zahlreichen Leitmotiven und ihren Teilchen fortwährend dasjenige noch einmal andeuten lassen, was in demselben Augenblicke auf der Bühne ausgesprochen wird — eine Redseligkeit, welche ermüdet und abstößt, gerade so wie das unvermeidliche Wunderweben des wonnig weisen wähligen Wortverses.

Seiner künstlerischen Sehnsucht nach dem Urmenschen folgend, läßt nun Wagner aus dem Wortverse die Gesangsdeklamation als eine Art gehobener Rede herauswachsen, etwa wie das erste Volkslied aus dem Rhythmus und dem Tonfall des Textes emporgeblüht sein könnte. Zahlreiche melodische Schönheiten von hinreißendem Charakter hat er in diese Deklamation einzuflechten gewußt — Schönheiten, deren viele noch ungehoben sein mögen; man denke an das Staunen, welches die Reicher-Kindermann in Berlin erweckte, als sie zum erstenmal mit elementarer Kraft von dem Klangreichtum der Brunhildpartie überzeugte; wir waren alle von dem Gefühl durchdrungen, diese Partie bislang noch gar nicht gehört zu haben. Aber selbst einer solchen Künstlerin ist es zuweilen versagt geblieben, über die Orchestermassen zu triumphieren. Es war nun einmal naturgemäß nicht möglich, die Gesangsdeklamation anders als in Ausnahmefällen gegen die Übermacht des Instrumentalklanges und gegen die längsten Monotonien zu schützen. Der Urmensch mit dem Volksliede im Munde hatte gut verständlich bleiben; er wird zunächst nicht einen ganzen Abend mit großer Kraftanstrengung gesungen haben; dann war sein Gesang die Hauptsache, während Wagner trotz aller schwärmerischen Liebe für das rein Natürliche den Schwerpunkt des gesungenen Dramas ins Orchester verlegt. Hier aber findet sich die harmonische Stütze seines Gesanges oft in so subtil verschlungenen, schwer zu entdeckenden Fäden des kunstreichen Instrumentalgewebes, daß anstatt der heiß angestrebten Verschmelzung mit dem Gesange eine demonstrative Abscheidung von demselben sich vollzieht auf Kosten des dramatischen Zweckes. Ist nun weiter die ins Orchester verlegte Gesangsmelodie in lauter kleine, niemals abschließende, das heißt „unendliche“ Teile zerstückt, welche, immer wiederkehrend, als Leitmotive eine ununterbrochene thematische Beziehung zum Gedankengange der Dichtung herstellen sollen, so entsteht — o heilige Antigone! — an der Natur des Urquells aller Musik, nämlich an der abschlußheischenden Melodie, eine Versündigung, welche, konsequent betrieben, mit Notwendigkeit zu jener tonalitätswidrigen Orchesterführung und allen von ihr bedingten Gewaltsamkeiten hinleiten muß.

* * *

Wie lange wohl die Werke Wagners dem Sturme der Zeiten trotzen werden? „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und besonders „Lohengrin“ sehr lange. Und die folgenden? Bei dem Stande der immer noch ausgedehnten Wagner-Propaganda ist nicht einmal mit Sicherheit zu sagen, ob und wie sie jetzt in der Gunst des allgemeinen Publikums stehen. Erwägt man, daß nichts so schnell sich abnutzt als eine Oper, denkt man dazu, daß die nervenaufregenden Wirkungen der letzten Opern Wagners verhältnismäßig schnell sich abnutzen könnten, so zaudert man, auch nur die Vermutung einer Vermutung auszusprechen. Die Redensarten von dem „Bestehen für die Ewigkeit“ sind fade und nichtsbedeutend. Wir besitzen noch gar keine Erfahrung, welche uns zu so prahlerischen Prophezeiungen ermutigen könnte. Die älteste Oper, welche unserer Generation auf der Bühne gezeigt wird — hin

und wieder —, ist Glucks „Orpheus und Euridice". Und dieses Werk ist erst hundertundzwanzig Jahre alt! Kann aber einer die betrübende Thatsache leugnen, daß Glucks Opern nur von einem verschwindend kleinen Bruchteil unseres heutigen Opernpublikums mit wahrhaftigem Interesse, von den meisten hingegen mit gelangweiltem Mode- und Mußrespekt vor der sogenannten Klassicität angehört werden? Niemand zeigte sich empörter darüber als Richard Wagner. Von allen Opern, die wirklich unter uns leben, sind die ältesten „Figaros Hochzeit", „Don Juan" und „Zauberflöte", und diese werden ihren hundertsten Geburtstag erst im laufenden Jahrzehnt feiern. Mit irgend welchem Zeitraume, der sich ohne allzu sinnloses Phrasentum als eine noch so kleine Ewigkeit bezeichnen ließe, können wir also auf dem Gebiete der Oper erfahrungsmäßig gar nicht rechnen.

Sicher wissen wir nur, daß Wagners Werke als monumentale Meilensteine der Kunstgeschichte nicht vergänglich sein können. Und weiter wissen wir sicher, daß diese Schöpfungen ebenso unnachahmlich als monumental sind. Hat selbst Wagner der Tyrannei seiner eigenen Theorie oft genug unterliegen gemußt, so sollten diejenigen, welche ohne eine Spur seines überlegenen Geistes die Äußerlichkeiten seines Verfahrens nachahmen wollen, bedenken, daß sie nichts Besseres vorhaben, als sich auf einem trostlosen Irrpfade aufzureiben, ohne der Kunst den geringsten Dienst leisten zu können. Ein Wagner vermochte für jede Stunde, die er seiner Theorie abjagte, um sie seinem befreiten Genius zu weihen, eine Unsterblichkeit zu erwerben. Von seinen Werken lernen sollte jeder Musiker. Nachahmen kann ihn niemand. Und der nächste Unsterbliche wird es weder brauchen noch wollen.

Wenn er aber durchaus nachgeahmt werden soll, so geschehe es nur in der künstlerischen Gewissenhaftigkeit und in dem aufrichtigen Enthusiasmus für die Ehre der Kunst.

Was immer die Nachwelt mit Wagners Werken beginnen möge, stets wird sie rühmend sagen müssen: „Seht, dies war ein Mann! Das höchste auf Erden galt ihm seine Kunst!"





Don José Clavijo y Fajardo.

Von

Robert Falck.



ierre Augustin Caron-Beaumarchais, der geistvolle und mutige Pionier der großen französischen Revolution, bekleidete die Stelle eines Grand-maître des forêts de la Vacune du Louvre, als er, zweiunddreißig Jahre alt, im Jahre 1764 seine bekannte Reise nach Spanien unternahm, die eigentlich den Grund zu seinem litterarischen Ruhm legte. Der Zweck dieser Reise war ein doppelter: einmal der Versuch, durch einflußreiche Empfehlungen nach Madrid dort Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und das Terrain für großartige Spekulationen zu gewinnen, wie sie stets in dem unruhigen Kopfe des merkantilisch-anschlägigen, gewinnsüchtigen Strebers rumorten, dann aber die Absicht, der gekränkten Ehre seiner in Madrid lebenden Lieblingsschwester durch Bestrafung ihres Beleidigers Genugthuung zu verschaffen. Mademoiselle Marie Louise Caron hatte mit einer älteren Schwester in Madrid an der Puerta del Sol eine Putzhandlung gegründet, welche sich zahlreicher und vornehmer Kundschaft erfreute. Ihre angenehme und liebenswürdige Erscheinung hatte bald einen jungen Beamten beim Königl. Archiv, Clavijo, zu ihren Füßen gebracht, dessen Versprechen, sie zu ehelichen, sie sich vertrauensvoll hingab. Bald aber wurde sie von dem treulosen Anbeter verlassen, und der empörte Bruder eilte nun, im Vertrauen auf die Empfehlungen, die er von Prinzessinnen und obersten Hofbeamten erhalten hatte, in Begleitung eines ihm befreundeten französischen Kaufmanns herbei, um den Wort- und Eidbrüchigen zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen. Bei der gänzlichen Verkommenheit des öffentlichen Rechtszustandes in Spanien, die weder durch den wohlwollenden Philanthropismus des Königs Karl III. noch durch die reformatorischen Velleitäten seiner Minister gebessert werden konnte, stellten sich den Anstrengungen des heißspornigen Franzosen, einen Richterspruch herbeizuführen, durch welchen Clavijo zur Eingehung der Ehe gezwungen würde, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Wohl war er von dem Marquis de Ossuna im voraus vor dem Versuche, mit den spanischen Behörden und deren Organen anzubinden, nachdrücklichst gewarnt worden; wohl war er von wohlwollenden Freunden bedeutet worden, daß, wenn es ihm auch gelingen würde, ein ihm und seiner Schwester günstiges Erkenntnis zu erstreiten, gemietete Dolche ihn sicher um die Frucht seiner Anstrengungen bringen würden, wenn es die heilige Hermandad nicht vorziehen sollte, ihn als Friedensstörer nach der afrikanischen Nordküste, dem damaligen spanischen Cayenne zu transportieren; aber Beaumarchais ist von seinem Vorhaben, die Sache gerichtlich zu verfolgen, nicht abzubringen. Bevor er aber seinen Zweck erreicht, hat Clavijo aus sicherem

Hinterhalt gegen ihn einen Haftbefehl wegen „Verfolgung und Drohung“ zu erwirken gewußt. Der Minister Grimaldi kann und will den hartbedrängten Fremdling nicht schützen. Schon drohen diesem die afrikanischen Presidios, als er durch Vermittelung des früheren Gouverneurs von Indien, Wahl, eines geborenen Franzosen, beim Könige eine Audienz erhält, in der ihm Schutz gegen seine Verfolger zugesichert wird. Froh, Leben und Freiheit gerettet zu haben, reist er in seine Heimat unverrichteter Sache zurück. Seine merkantilischen Projekte: Lieferung von Sklaven für die Kolonien und Begründung einer Luisianischen Handelscompagnie, waren an der Schläfrigkeit und an dem Mangel an Unternehmungslust der spanischen Geschäftswelt gescheitert, sein Kampf für des Hauses Ehre war trotz der guten Sache, die er vertrat, durch den „aufgeklärten Despotismus“ der damaligen Zeit und durch die insidiöse spanische Bureaukratie in schmählicher Weise lahm gelegt. Die gesellschaftlichen Triumphe, die sein feiner Geist und eleganter Witz in den Madrider Salons gefeiert hatte, vermochte seinen aristokratischen Gelüsten zu schmeicheln, aber für die fehlgeschlagenen Hoffnungen und für die Enttäuschungen, mit denen er zurückreiste, waren die heimgebrachten gesellschaftlichen Trophäen ein selbst seiner fast geckenhaften Kavaliersucht zweifelhaft erscheinender Ersatz.

Erst zehn Jahre nach dieser fehlgeschlagenen spanischen Reise veröffentlichte Beaumarchais in seinem „Quatrième mémoire contre M. Goermann et consorts“ bei Gelegenheit eines anderen Rechtshandels seine im „Lande der Enttäuschungen“ gesammelten Erfahrungen, namentlich auch eine ausführliche Darstellung der Clavijoschen Angelegenheit. Im Sommer 1774 war dieses Buch dem vierundzwanzigjährigen Göthe in die Hände gefallen, der es, wie er im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, als „ganz frische Neuigkeit“ im Originale einem geselligen Kreise mitteilte, in welchem ihn eine bei einem „wunderlichen Mariagespiel“ durch das Los zugefallene Partnerin aufforderte, das „Memoire“ gegen Clavijo in ein Schauspiel zu verwandeln. In acht Tagen hatte er der Aufforderung genügt. „Die gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältnis, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Produktion sich enger zusammenzöge und befestigte.“

Die Eigenmächtigkeiten Göthes bei Dramatisierung der von Beaumarchais berichteten Thatsachen, daß er den Schluß seines Schauspieles angeblich einer alten englischen Ballade entlehnte, sowie daß er seinen Helden zweiunddreißig Jahre vor seinem wirklichen Tode auf der Bühne sterben ließ: alles das ist bekannt genug. Daß er aber in seiner Dichtung einen Clavijo zeichnete, der dem historischen wenig ähnlich sieht, davon werden die wenigsten wissen. Selbst mit dem von Beaumarchais' parteiischer Feder gezeichneten Charakterbilde des Spaniers hat der Held des Götheschen Dramas wenig oder nichts gemein. Bei dem Mangel genauer Kenntnis der spanischen Litteratur war es nicht zu verwundern, daß Clavijo, ein in seiner Zeit durch Kenntnisse, feine weltmännische Bildung und Witz hervorragender Schriftsteller, nicht nach Verdienst geschätzt wurde. Nach der Beaumarchaisschen und Götheschen Charakteristik wurde er noch in unseren Tagen von Otto Gildemeister in seinem geistvollen Essay über Beaumarchais mit vornehmer Wegwerfung nur ein „emporgekommener einflußloser Bureaubeamter“ genannt, ohne ein Wort über seine derzeitige litterarische Bedeutung hinzuzufügen. Es wird nicht ohne Interesse sein, über den von seinem Gegner so übelbeleumdeten, heutzutage wohl ziemlich der Vergessenheit anheimgefallenen Mann einige historische und litterarische Thatsachen beizubringen, die zur Herstellung eines einigermaßen ähnlichen Porträts geeignet erscheinen dürften. Erstere entnehmen wir einem Buche, das uns vor einiger Zeit im Lesezimmer des Hotel

Monnet in Grenoble in die Hände fiel. Es führt den Titel: „Voyage d'un Français en Espagne par J. L. de G. (Loppin de Gémeaux?). Dijon, 1782“ und enthält ein reiches Material für die spanische Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Don José Clavijo y Fajardo wurde im Jahre 1736 in Ciadad de las Palmas auf einer der Kanarischen Inseln geboren. In frühem Alter kam er mit seinen Eltern nach Spanien und erhielt in Madrid die ersten Grundlagen einer Bildung, die ihn in späteren Jahren zu fruchtbarem Selbststudium befähigte. Die Naturwissenschaften und die fremden Sprachen zogen ihn besonders an und förderten in ihm schon eine in damaliger Zeit und namentlich in Spanien seltene Vielseitigkeit der Ausbildung. Durch einen jüngeren Freund, den nachmals um die Vertreibung der Jesuiten und um die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Spanien hochverdienten Pablo Olavidez, wurde er mit dem geistvollen Voltairianer Pedro Rodriguez Campomanes bekannt und von diesem dem damals schon sehr einflußreichen späteren Minister König Karls III., Aranda, empfohlen. Durch Vermittelung desselben erhielt Clavijo eine Anstellung beim Königl. Archiv, deren Einkommen jedoch so gering war, daß der junge lebenslustige Beamte sich nach einem schicklichen Nebenerwerbe umsah. Im Jahre 1762 begründete er nach dem Vorbilde des Addisonschen Spectator, dessen Geist und Witz er in hohem Maße bewunderte, in Madrid eine „moralische Wochenschrift“ unter dem Titel „El pensador“ (Der Denker), unter dem Pseudonym Don José Alvarez y Valladares, dem er erst in späteren Jahrgängen seinen wahren Namen substituierte. Dergleichen moralische Wochenschriften waren nach dem Vorgange des englischen Zuschauers damals in ganz Europa eine von den Gebildeten sehr beliebte Unterhaltungslektüre geworden und gehörten zu den gesuchtesten buchhändlerischen Unternehmungen. In Spanien war der Pensador die erste glückliche Nachahmung des unsterblichen englischen Musterblattes.

In einer der Wochennummern des Spectator schreibt Addisons geistreicher Mitarbeiter Richard Steele: „So schlecht auch die Welt ist, so finde ich doch nach langen Beobachtungen über Tugend und Laster, daß, wenn die Menschen nur nicht schlechter sein wollten, als sie wirklich sind, ich für ihre Besserung viel weniger zu thun hätte als jetzt. Sie haben in der Regel eine Art von verkehrtem Ehrgeiz angenommen und pflegen oft Laster und Schwächen zu affektieren, von denen sie ganz frei sind.“ Dieser zu vorsichtiger Beurteilung von Menschen und menschlichen Dingen auffordernde Grundsatz, der ebensosehr für Menschenkenntnis wie für den Seelenadel des Schreibers zeugt, wurde von den Mitarbeitern des Spectator als Basis ihrer gesellschaftlichen Kritik angenommen, und auch Clavijo als bewundernder Nachahmer schrieb denselben auf sein journalistisches Banner. Nach der durch französischen Einfluß geschulten Artung seiner schriftstellerischen Begabung war er ganz besonders befähigt für eine litterarische Unternehmung, in der es mehr galt, in rascher Improvisation über alles sprechen zu können, als in gründlich erwogener Diskussion ein Ding zu erörtern. Der lebhafte Geist und das sanguinische Temperament verleiteten ihn mitunter zu Fehlern und Täuschungen, aber gerade sie waren die rechten Eigenschaften, ihn zur Erfüllung der Forderungen des Tages, die seine Journalistenthätigkeit an ihn machte, geschickt und munter zu erhalten. Die spekulative Zergliederung von Wahrheiten und die Aufstellung allgemeiner Principien ist seine Sache nicht, aber er versteht es vortrefflich, allgemein anerkannte Wahrheiten und Grundsätze in Beispiel und Anwendung zu bringen und so populär zu machen. Nur um das Praktische ist es ihm zu thun, um Belehrung, welche direkt auf das Handeln wirkt, um sittliche Reform. In einem jeden der „Denkzettel“ (Pensamiento) des Pensador — so

betitelte der Herausgeber seine Wochennummern — finden sich in plastischer Treue der Darstellung geschildert Vorfälle aus der Familie und dem alltäglichen Leben, an die sich wie ganz beiläufig und zufällig ohne alle Prätension die tiefsten Bemerkungen und Wahrnehmungen knüpfen. Richtig ist, daß nicht alle seine feinen und geistreichen Bemerkungen in seinem eigenen Garten gewachsen waren, ja daß er es nicht verschmähte, ganze Stücke aus dem englischen Spectator und anderen Wochenschriften nicht sowohl sich zu eigen zu machen, als fast wörtlich zu übersetzen; aber diese litterarische Piraterie schädigte seinen Ruf als geistreicher und gewandter Tagesschriftsteller um so weniger, als er den entlehnten Mitteilungen durch Anpassung spanischer Verhältnisse den Charakter des Originals zu geben verstand und auf das Vorliebnehmen des Publikums mit den aufgewärmten Gerichten in sicherem Vertrauen rechnen durfte.

Der Clavijosche Pensador erschien bei Gebrüder Orcel, dann bei Ibarra in Madrid in sechs Jahrgängen von 1762 bis 1767. Bewundernswert ist, daß in einem Lande, in dem die Inquisition noch damals ihren glorreichsten Thron behauptete, die freie und unerschrockene Sprache des jungen Journalisten vor Verfolgung und Verketzerung geschützt bleiben konnte. Jedenfalls gewährte die Protektion des immer mehr in der königlichen Gunst steigenden freisinnigen Aranda dem Herausgeber des Pensador diejenige Sicherheit und Freiheit, deren er bedurfte, um sich als Liebling der gebildeten Gesellschaft so lange zu behaupten. Der große buchhändlerische Erfolg des Clavijoschen Blattes rief schon nach einem Jahre eine Nachahmung: „La Pensadora Gaditana“ (Die Cadiner Denkerin) por Doña Beatriz Cienfuegos ins Leben, die, soweit wir Kunde haben, manchen vortrefflichen Aufsatz im Geschmacke des Pensador enthalten soll.

In die Zeit des ersten Erscheinens des Pensador fällt Clavijos Bekanntschaft mit Beaumarchais' Schwester, welche die Erfolge des lebenslustigen, durch sein litterarisches Glück etwas übermütigen jungen Schriftstellers um so freudiger und unbefangener teilte, als die ihr von ihm in Aussicht gestellte Ehe Sicherheit für die Wiederherstellung ihres durch das Liebesverhältnis gefährdeten Rufes bot. Clavijos Treulosigkeit und Beaumarchais' vergebliche Bemühungen, der gekränkten Schwester Genugthuung zu verschaffen, haben wir bereits oben geschildert. Letzterer mußte unverrichteter Sache nach Frankreich zurückkehren, wohin er die Schwester mit sich führte. Aber so ohne alle Nachwirkungen war der aufgelöste Liebeshandel für Clavijo doch nicht geblieben. Trotz aller kräftigen Protektionen wußte der französische Gesandte in Madrid es durchzusetzen, daß er seines Amtes enthoben wurde. Dadurch war er vom Jahre 1765 an lediglich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Mit dem Aufhören des durch pfäffische Intriguen hart bedrängten Pensador verschwindet dann Clavijo für einige Jahre aus unseren Augen. Erst im Jahre 1773 finden wir ihn als Redacteur des „Mercurio histórico y politico de Madrid“, einer vielgelesenen politischen Zeitung, welche er bis zum Jahre 1796 mit Umsicht und journalistischem Takt leitete. In den Jahren 1785 bis 1790 veröffentlichte er in Madrid eine französische Übersetzung von Buffons Naturgeschichte in zwölf Bänden, die ihm große Anerkennung der gelehrten Welt eintrug. Als sein Beschützer Aranda der allmächtige Minister Karls III. geworden war, wurde er auf Grund dieser großen wissenschaftlichen Arbeit zum Vicedirektor der naturhistorischen Sammlungen in Madrid ernannt. Später erhielt er durch königliche Gunst die Stelle eines Direktors des Teatro de los Sitios, welcher er bis zu seinem Tode im Jahre 1806 vorstand. Näheres über seine äußeren Lebensverhältnisse ist uns nicht überliefert worden.

Clavijo war ein echtes Kind seines Landes und seiner Zeit. Jeder „Denkzettel“ seines Pensador zeigt ihn uns als den geschmackvollen Verfertiger geistvoller

Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, je nach dem von ihm behandelten Gegenstande. Voller Schneide und Schärfe sind alle diese kleinen munteren, sarkastischen, boshaften, sentimentalen, pathetischen Essays, aber fast alle enthalten auch Körner von Lebensweisheit und sittlicher Wahrheit, die ihren Wert weit über den der gewöhnlichen pikanten Unterhaltungslektüre erhebt. In allen finden wir den Hebel der Wirksamkeit von kundiger Hand angefaßt; alles, was ins öffentliche Leben hineingreift, wird auf frischer That erfaßt und verwertet; alle Bilder, die uns die Zauberlaterne vorführt, fallen in den Kreis der vertrauten Vorstellungen des Zuschauers, soweit als Menschen und Dinge, welche vorgeführt werden, bestimmte Gefühle erwecken, sei es Liebe oder Haß, Teilnahme oder Verachtung. Die Litteratur aller civilisierten Länder führte derzeit französische Parole und Feldzeichen, und der spirituelle Materialismus Voltaires und seiner Schule war das „In hoc vinces“ für die gebildete Welt allerorten. Daß Clavijos leichtbeweglicher südlicher Esprit sich unter dieses Banner stellte, kann nicht verwundern, aber seine wenn auch nicht gründliche, doch bequem und sicher entfaltete Erudition und sein durch das Studium der englischen Muster gewonnener praktischer Takt bewahrten ihn vor der frivolen Oberflächlichkeit und kraftlosen Zersplitterung, welche sich in den damaligen Chroniken des gesellschaftlichen Lebens fast überall kundgaben. Johann Joachim Christoph Bode, der geistreiche Freund Lessings, der berühmte Übersetzer des „Tristram Shandy“, des „Tom Jones“ und der Essays von Montaigne, die noch heute als unerreichte Muster deutscher Übertragungskunst gelten, hatte mit feiner Spürung in Clavijos Pensador ein Werk von hohem litterarischen und sittlichen Werte erkannt und beschloß eine Verdeutschung desselben. Bereits im Jahre 1780 teilte er seinem Weimarer Freunde F. J. Bertuch für dessen „Magazin der spanischen Litteratur“ Proben seiner Übertragung des Werkes mit, und im Jahre 1781 erschien bei Kramer in Hamburg der erste Band der „auszugsweisen Übersetzung“ im besonderen Druck. Bode zeigt sich auch in dieser Übersetzung als hochgebildeter Sach- und Sprachkenner in den zahlreichen auserlesenen Anmerkungen, in denen er oft den spanischen Ausdruck bis in seine feinsten Schattierungen verfolgt. Ein bewundernswertes Meisterstück ist die Übersetzung des siebenten Pensamiento: „Der neue Diogenes in Madrid“, in dem Bode eine Anzahl fast unübersetzbarer spanischer Quartillas und Rotondellas verdeutscht. Ein gleichzeitiger Kritiker (C. A. Böttiger) schreibt über die Übersetzung des Pensador: „Der sachkundige Leser wird einzelne Stücke mit gerechtem Stolz auf das Vermögen eines deutschen Gelehrten weglegen, der getreue Übersetzungen durch seine Kunst in den feinsten Pinselstrichen zum Rang wahrer Originale erheben konnte.“ Durch Bodes Befassung mit dem Pensador ist dessen hohe litterarische und sittengeschichtliche Bedeutung außer allen Zweifel gesetzt, und kein Gebildeter, der das Original oder die Übersetzung gelesen hat, wird den Mut haben, Clavijo für einen „unbedeutenden und untergeordneten“ Schriftsteller zu halten. Daß Beaumarchais der litterarischen Bedeutung, die sein Gegner im Jahre 1764 bereits erworben haben mußte, in seinem Memoire keine Erwähnung thut, kann nicht anders als eine in favorem accusationis begangene perfide Omission erachtet werden.

Es erübrigt nur noch, den flüchtigen Strichen, in denen wir ein getreues Bild des so viel verunglimpften Mannes zu entwerfen versuchten, durch seine eigenen Aussprüche über sich mehr Leben und etwas Farbe zu geben. Er schreibt im ersten „Denkzettel“, der dem Pensador statt Vorrede oder Einleitung dienen soll: „Ich bin ein wortkarger Mann, ein Grübler und von höchst empfindlichem Gemüte. Die geringste Kleinigkeit, welche nur einigen Bezug auf Sitten, Politik, Sprache oder dergleichen hat, was die menschliche Gesellschaft, das Leben, Kunst und Wissenschaft betrifft,

setzt meine Einbildungskraft in lebhafte Bewegung. Ohne zu wissen, woher und weshalb, finde ich meinen Kopf alle Augenblicke mit Ideen angefüllt, die mich zuweilen belustigen, zuweilen betrüben und meine Gedanken in beständigem Gang erhalten. Das schlimmste dabei ist, daß, solange ein solcher Enthusiasmus bei mir dauert, mir alles, was ich denke, als sehr vortrefflich erscheint. Ich dünke mich der erste unter den Menschen zu sein, ich beklage ihr Schicksal, daß sie mich nicht zum Führer und Lenker haben, und ich gehe in meiner Schwärmerei so weit, daß ich glaube, ich könnte zu ihrer Glückseligkeit ihnen förderlich sein. In diesem behaglichen Wahne bringe ich den größten Teil meines Lebens hin, den Kopf beständig voller Ideen und beständig auf meinem Zimmer, das ich selten verlasse. Anfangs wandelten meine Gedanken auf eben dem Wege wieder fort, auf dem sie gekommen waren; es kamen andere, die den Platz der ersten einnahmen, und da diese so wenig wie ihre Nachfolger sich verabschiedeten, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, so rieben sich bei Ankunft neuer Gäste in meinem Gedächtnis die Ideen, die ihre Voreltern darin gezeugt hatten, untereinander auf. Damit war nun meiner Eigenliebe keineswegs gedient, die sich einbildete, in jedem vergessenen Gedanken einen Schatz verloren zu haben. Ich griff die Sache also anders an. Ich begann alle die Hirngespinste und alle die Schnurren, die meine Phantasie durchwanderten, zu Papier zu bringen, und so habe ich's meinem Fleiße zu verdanken, daß ich nunmehr mit einem Generalregister über alles dasjenige versehen bin, was ich in den letzten Jahren gedacht habe." An einer anderen Stelle schreibt er: „Wenn in unseren feinen Gesellschaften der ‚liebe Nächste' verleumdet und in die Bank gehauen wird, so werde ich immer herzlich traurig; der Schweiß tritt mir vor die Stirn, ich stampfe mit den Füßen, beiße mit den Lippen und sinne auf Anschläge, wie ich die verdammte Verleumderbrut, womit unser Land heimgesucht ist, bei nächster Gelegenheit der Schande und dem Gelächter preisgeben will. Solche Gemütsschwächen bereiten mir eine beständige Folter." Die erste Nummer des Pensador schließt mit dem offenen Bekenntnis: „Wenn man mich so sieht, wie ich hier bin: ein Sonderling, empfindlich, unbedachtsam, verliebt in meine eigenen Meinungen, stolz auf gewisse eingebildete Verdienste und obendrein so eitel auf meine Philosophie, wie es nur ein Prinz vom Libanon auf seine Titel und Staaten sein kann, so wird man schließen, daß ich nichts mehr und nichts weniger sei als andere Menschen, das heißt eine Komposition aus Fehlern und Tugenden. — Strenge Feile muß man in meinen Blättern nicht suchen. Ich bin von Natur ein wenig faul. Ich werfe meine Gedanken aufs Papier, wie sie mir gerade einfallen. Wenn ich gezwungen wäre, mich beim Korrigieren aufzuhalten oder lange am Stile zu putzen, so wollte ich lieber der ganzen Schriftstellerei entsagen, als mich dem Verdruß einer so sauren und langweiligen Arbeit unterwerfen. — Ich will hier nicht etwa die Leser demutsvoll bitten, die Fehler meines Werkes stillschweigend zu übersehen; ich wünsche vielmehr, daß man mir solche anzeige, damit ich verbessern könne. Sollte aber jemand meiner Arbeit die Ehre erweisen, sie seiner Kritik würdig und fähig zu erachten, so bitte ich ihn, daß er sie auf die Schrift und nicht auf den Schriftsteller richte. Eine sehr keusche und züchtige Mutter kann häßliche und gebrechliche Kinder zur Welt bringen; wollen wir ihr deshalb einen Prozeß über ihren Lebenswandel machen?"

Diese Fragmente einer Selbstschilderung machen den Eindruck der unbedingten Wahrheit und Naivetät und werden uns Clavijos Bild, dem schweren Dunstkreise der Beaumarchaisschen Verdächtigungen entrückt, trotz aller flüchtigen Malerei in proportionalen Verhältnissen und liebenswürdigem Kolorit erscheinen lassen.



Korrespondenzen.

Aus London.

Von

Helen Zimmern.



Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage daß kein Gesprächsthema die gebildeten Gesellschaftskreise Londons in den letzten Monaten so lebhaft und anhaltend beschäftigt hat wie die in den Sälen der Royal-Academy und des Fine-Arts-Club ausgestellten Bilder Dante Gabriel Rossettis. Der Maler und Dichter Rossetti war eine Persönlichkeit, welche die Neugier der Welt in hohem Maße erregt hatte. Er stellte seine Gemälde niemals zur Schau, er ging nie unter Menschen, und äußerst wenig war von ihm und über ihn jemals zur Kenntnis des Publikums gelangt. Es war etwas Mystisches um seinen Ruf. Seit dem Anfang der präraphaelitischen Bewegung, welche bestimmt war, einen so großen Einfluß auf die englische Kunst und Litteratur zu üben, bis zum Jahre 1870, da Rossetti seinen ersten Band Gedichte veröffentlichte, wußte man nichts weiter, als daß eine kleine Clique von Enthusiasten dem Genius eines Schriftstellers und Malers zujauchzte, von dem die übrige Welt fast nur den Namen kannte. Denn dieselbe Abneigung gegen die Öffentlichkeit, welche ihn vom Ausstellen seiner Gemälde zurückhielt, bewog ihn auch, seine Gedichte lange Zeit unveröffentlicht zu lassen; ja, er hatte seiner Gattin das Manuskript des ersten Bandes mit in das Grab gelegt, und es bedurfte einer speciellen Parlamentsakte, um dasselbe zu exhumieren. Der Ruf dieses Künstlers, der Einfluß, den er ausübte, wie seine Laufbahn waren ganz abnorm. Schon vor seinem zwanzigsten Jahre hatte er sehr originelle Gedichte verfaßt. Was Rossetti leistete, blieb jedoch den Augen der Mitwelt verborgen, und zu seinem Unglück sollte er als Maler wie als Dichter zuerst durch die Werke seiner Nacheiferer und Anhänger vor die Öffentlichkeit treten. Als seine eigenen Dichtungen endlich publiziert wurden, war die Form derselben nicht mehr neu und das Publikum bis zum Überdruß vertraut mit der studierten Haltung der modernen Muse im Gewande des Mittelalters.

Und doch — als der Meister endlich hervortrat, konnte weder seine eigene Neigung, Form und Empfindung des Mittelalters nachzuahmen, noch das abgeschwächte Bild, welches das Publikum von ihm erhalten hatte, den Eindruck schädigen, welchen dieser geniale und feinfühlende Dichter hervorbrachte. Konnte indessen der Dichter Rossetti in Bezug auf Reichtum der Erfindung, Mannigfaltigkeit und gesunde und freie poetische Schaffensfreudigkeit zu den größten Dichtern seiner Zeit gezählt werden? Diese Frage wurde aufgeworfen, und als die Welt sich allmählich, während sie seine guten Seiten anerkannte, dahin entschied, diese Frage zu verneinen, weil ihm eben jene Eigenschaft der gesunden und freudigen Spontaneität mangelte, veröffentlichte Rossetti einen zweiten Band seiner Gedichte und starb. Nun erhoben seine Bewunderer abermals die Stimme und erklärten laut, daß die Welt nicht im stande sei, über den Dichter Rossetti ein richtiges Urteil zu fällen, ohne auch den Maler zu kennen; daß die beiden eins seien und daß selbst seine Familie nicht wisse, ob sein Genius sich zuerst in malerischen oder dichterischen Schöpfungen gezeigt habe. Und so wurde denn stürmisch verlangt, daß eine Ausstellung seiner Gemälde stattfinden solle.

Der Dichter-Maler Rossetti, gehemmt durch Kränklichkeit — die Folgen eines verderblichen Trankes — Stolz und angeborenen Mysticismus, hatte sich also während seiner Lebenszeit hart-

näckig geweigert, seine Gemälde der gesunden Probe öffentlicher Schaustellung und Konkurrenz mit anderen Bildern zu unterwerfen. Also war dem Publikum keine Gelegenheit geboten worden, sich eine Meinung über den Charakter und Wert dieser Werke zu bilden, deren glühendes Lob aus dem Munde der persönlichen Freunde und Nacheiferer des Malers alles war, was der profanen Außenwelt davon kund geworden. Gegen die Königliche englische Kunstakademie hegte Rossetti einen speciellen Groll. Als Maler war er ganz Autodidakt; nie hatte er eine akademische Ausbildung genossen; er folgte mehr seinem Gefühl als den Gesetzen der Zeichenkunst, und daher fehlt es seinen Bildern vom ersten bis zum letzten an jener Kraft, die nur aus sorgsamer Behandlung der Zeichnung und ernstem Studium des Lebens und der Antike hervorgeht. Sein erstes Bild, ein Gemälde altitalienischer Auffassung, graziös sentimental, im Stil des Fra Angelico, ohne dessen Naivetät zu besitzen und folglich von affektiert archaistischem Charakter und mangelhafter Zeichnung, wurde, als der Künstler es der Akademie zur Ausstellung einsandte, zurückgewiesen. Dies hat Rossetti Zeit seines Lebens nicht verziehen; seiner allzu sensitiven Natur gemäß war er stets geneigt, ihm widerfahrene kleine Kränkungen in übertriebenem Maße zu empfinden, und unfähig, dieselben zu vergessen, weshalb die Ablehnung jenes Gemäldes ihn fortan nur um so mehr in seiner Mißachtung der akademischen Schulung bestärkte. Es war daher besonders liebenswürdig von der Royal-Academy, daß sie sich erbot, ihre Räume nach Neujahr auf mehrere Monate zur Ausstellung der Gemälde des verstorbenen Künstlers herzuleihen. Und dieses Anerbieten wurde mit Freuden von seiner Familie acceptiert, welche sehnlichst wünschte, aller Welt zu zeigen, worin der Ruhm des Verstorbenen in Wahrheit bestehe. Während seines Lebens hatte der Maler nur den einen Wunsch, der Kritik zu entgehen, und nun wurde er nach seinem Tode der harten Feuerprobe unterworfen, einem Publikum vorgeführt zu werden, dessen Neugier auf jede erdenkliche Art geschärft und dessen Erwartungen über das gesunde Maß hinaus erregt worden waren. Mit Recht dürfte Rossettis abgeschiedener Geist in die Klage ausbrechen: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden!" Etwa ein halbes Dutzend seiner Bilder, einsichtsvoll zwischen anderen placiert, würde einen angemessenen Begriff von einem Künstler gegeben haben, zu dessen charakteristischen Eigenschaften nicht eben Mannigfaltigkeit der Stoffe und Ideen gehört. Anstatt dessen gelang es dem Fine-Arts-Club sofort, nachdem die Akademie sich für die Ausstellung von etwa zweihundert der Rossettischen Bilder entschieden hatte, seine sämtlichen übrigen Werke — Zeichnungen, Skizzen und unvollendete Gemälde — leihweise zu erhalten; und folglich wurde London, welches bisher nichts von diesem Künstler gesehen hatte, plötzlich mit seinen Erzeugnissen überschüttet. Das stets peinliche und oft grausame Verfahren einer solchen Gesamtausstellung hat schon den Ruf vieler Maler vernichtet oder wenigstens beeinträchtigt, während die Zahl derer, denen dasselbe genützt hat, äußerst gering ist. Wie sich der Erfolg in Rossettis Fall gestalten wird, ist bis jetzt noch nicht zu entscheiden. Augenblicklich sind wir noch mitten in der hitzigen, fast leidenschaftlich geführten Kontroverse begriffen, welche das Experiment hervorgerufen hat. Der alte Kampf zwischen Romantik und Naturalismus, zwischen Idealismus und Realismus hat dadurch neue Nahrung gefunden. Übermäßige Lobeserhebungen und gleich übermäßige Verkleinerungen hört man überall. Vielleicht kommt schließlich in Bezug auf Rossettis Bilder ein gleiches Urteil zum Durchbruch wie über seine Poesien — Achtung vor einem genialen Streben, gemischt mit einem Gefühl des Bedauerns, daß dasselbe keinen genügenden Ausdruck gefunden hat. Die Kritik wird sich dahin aussprechen, daß seine Schwäche eben in seiner zwiefachen Gestaltungskraft lag, die nach beiden Seiten hin zu viel vom Dilettantismus aufwies, um die Höhe der Kunst zu erreichen. Es dürfte wohl wenig Maler geben, die durch ein solches Verfahren mehr verlieren könnten. Die Einförmigkeit der Gesichter — er hatte nur zwei Typen weiblicher Schönheit, und Männer malte er kaum — machte sich dadurch nur allzu auffällig bemerkbar; sein stets etwas exotisches Gefühl erschien krankhaft gesteigert; seine schmachtenden Frauengestalten, die sämtlich an Bleichsucht oder Weltschmerz leiden, wirkten ermüdend. Auf den ersten Blick traten Rossettis Mängel durch die Zusammenstellung seiner Werke mehr hervor als seine Vorzüge, und solche Besucher, welche sich nicht mit dem Vorsatz zur Ausstellung begeben hatten, die Bilder auf jeden Fall zu bewundern, mußten sich beständig deren Genesis in Erinnerung bringen, um nicht den Unmut laut werden zu lassen, der den unparteiischen Beschauer über die sich hier kundgebende eigenwillige Kraftvergeudung erfüllte. Ja, man durfte keinen Augenblick vergessen, daß die Kunstrichtung Rossettis wie diejenige seiner Jünger und Nacheiferer, die sich mit dem etwas kindischen Namen „Prä-Raphaeliten" brüsten, ein Protest und eine Reaktion gegen die englische Kunst gewesen ist, als dieselbe einen starren, konventionellen und prosaischen Charakter trug. Wie so viele Verbesserer schütteten sie das Kind mit dem Bade aus und erklärten, daß nur vor Raphael wahre Kunst existiert habe und daß

die alten, vor Raphael lebenden Maler von einer Wahrheit, Treue und Einfachheit beseelt gewesen, die, wenn auch nicht durch sklavische Nachahmung, so doch mit Vorteil durch freies Nacheifern zu erstreben sei. Ferner glaubten sie, nur jenem Zeitalter ihre Inspirationen entnehmen zu dürfen, und so befleißigten sie sich in der That plumper Linien, vernachlässigten hartnäckig das Studium der Anatomie und begeisterten sich für katholische Legendenstoffe. Die Maler dieser Schule, besonders Rossetti selbst, wollten durchaus nicht ihrer Zeit angehören, und letzterer konnte der Strafe nicht entgehen, welche die ewig gerechte Natur denen auferlegt, die ihren Satzungen den Gehorsam weigern. Seine Kunst ist weder Fleisch noch Fisch, weder modern noch mittelalterlich, und es gebricht ihr daher an einer wesentlichen Bedingung des Erfolges — sie trägt nicht den Stempel der Wahrheit. Wie in seinen Dichtungen, so macht sich auch in seinen Malereien etwas Gesuchtes bemerkbar, und der gesund empfindende Beschauer mußte sich, nachdem er eine Stunde in den Ausstellungsräumen geweilt hatte, in die Welt der Wirklichkeit und der frischen Lebenslust hinaussehnen. Hier war alles zu krankhaft, gezwungen und unnatürlich. Dennoch haben Rossetti und seine Anhänger einen so großen Einfluß ausgeübt, daß wir ihn, wenn wir das sociale und intellektuelle Leben Englands studieren wollen, nicht ignorieren können. Deshalb will ich in so knappen Umrissen, wie es möglich ist, einen Begriff von diesen Bildern zu geben suchen, welche bisher vor den Augen der Welt verborgen waren. Es sind meist Aquarelle von einem überaus glänzenden Kolorit. Rossetti schwelgte in sprühenden Farben, seine Bilder waren in Glut getaucht, und daher konnte ein mehr eifriger als einsichtsvoller Lobredner derselben sich folgender Ausdrücke bedienen: „jene brillanten roten Farben, jene mächtig leuchtenden violetten und strahlenden grünen Tinten.“ Der Eklektiker Rossetti läßt uns mit seiner angenommenen mittelalterlich religiösen Richtung völlig kalt. „Die Mädchenzeit der Jungfrau Maria“, eines der ältesten Bilder dieser Periode, von strenger Einfachheit und ascetischem Charakter, erinnert etwas an die Schule der Nazarener und die Gemälde Overbecks. Die Zeichnung ist offenbar mit Absicht eckig und höchst archaistisch gehalten, das ganze Bild von symbolischem und religiösem Geiste erfüllt. Die in graue Gewänder gekleidete Jungfrau sitzt an einem seltsam geformten Rahmen und stickt eine Lilie mit Goldfaden auf roten Grund. Vor ihr in einer Vase steht die Blume, welche sie kopiert, und ein kleiner Engel mit rosenfarbenen Flügeln begießt dieselbe. Zur Seite der Jungfrau sehen wir die heilige Anna — es sind, beiläufig bemerkt, Porträts der Schwester und Mutter des Künstlers —, und im Hintergrund ist der heilige Joachim damit beschäftigt, eine Weinrebe an ein Geländer zu binden. Mehrere Bücher mit lateinischen Titeln liegen auf dem Boden. Rossetti wußte natürlich sehr wohl, daß Lateinisch nicht die Muttersprache der Jungfrau war, aber er liebte solche Widersprüche und Anachronismen, weil sie seinen mittelalterlichen Vorbildern eigentümlich waren, wie er sogar eine Anzahl von Mottos und Legenden auf seinen Gemälden anbrachte, um jene Inschriften zu ersetzen, welche die alten Meister in so naiver Weise aus dem Munde ihrer Heiligen oder Helden hervorkommen ließen.

Diese strenge Richtung Rossettis sollte nicht von langer Dauer sein. Bald wich dieselbe einer glanzvollen phantastischen Romantik. Das nächste und in mancher Hinsicht höchst wichtige Element in Rossettis Malerei wie auch in seiner Dichtkunst ist der Einfluß Dantes, dessen Namen zu führen er stolz war. Von diesem Einfluß war Rossetti mehr oder weniger ein Vierteljahrhundert hindurch beherrscht, und sicherlich wird seine Stellung in der Nachwelt zum großen Teil von dem endgültigen Erfolg derjenigen Gemälde abhängen, die unter der Einwirkung seiner Begeisterung für den großen Italiener entstanden sind. Die hieraus hervorgegangene Periode seines malerischen Schaffens zeigt uns Rossetti in dem vollen Glanz seines Farbenreichtums und einer sinnlichen Schönheit, wie sie die italienische Renaissance aufweist. Unter diesen Gemälden befindet sich Rossettis Meisterwerk, das Bild, welches ihn von seiner besten Seite und auf einem Höhepunkt zeigt, welchen er weder vorher noch nachher erreicht hat. Das Gemälde heißt „Dantes Traum“. Der Schauplatz ist, um des Malers eigene Worte anzuführen, „ein mit Mohnblüten überstreutes Traumgemach, wo Beatrice auf einem in einer Wandnische stehenden Ruhebett daliegt, als sei sie soeben sterbend darauf hingesunken. Die geflügelte Gestalt des Liebesgottes in roter Draperie (der Pilger-Liebesgott aus Vita nuova, die Kammmuschel auf der Schulter tragend) führt Dante, der vorsichtig und wie schlafbefangen daherschreitet, mit der einen Hand, und in der anderen hält er seinen auf das Herz Dantes gezückten Pfeil. Über die Bahre gebeugt, giebt der Liebesgott Beatrice den Kuß, welchen sie von dem Geliebten nie erhalten hat, während zwei in grüne Gewänder gehüllte Traumgöttinnen das mit Weißdornblüten bestreute Bahrtuch einen Augenblick emporhalten, ehe es das Antlitz für immer bedeckt.“

Die Schönheit der Komposition, der Gram in Dantes Zügen, die Anmut der Beatrice, die symbolische Bedeutsamkeit des Beiwerks, dies alles ist groß und läßt uns um so mehr

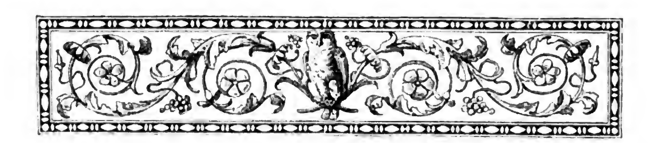
beklagen, daß Rossetti solche Bilder mit erhabenen Motiven nur in so kleiner Zahl gemalt hat.

In der dritten und leider bei weitem fruchtbarsten Periode seines Schaffens hat er nur einzelne, mit verschiedenen poetischen Attributen versehene weibliche Gestalten gemalt, die mit Typen aus der alten Mythologie identifiziert und dem „Dante-Circle" entnommen sind. Diese Gestalten haben sämtlich, mögen sie nun La Pia, Proserpina, Astarte oder noch anders heißen, dieselben Züge — ein bleiches, geradliniges Antlitz, von einer Wolke schwarzbraunen Haares überschattet. Nachdem wir ein halbes Dutzend Wiederholungen dieses melancholischen Gesichtes gesehen haben, sind wir seiner herzlich müde und können nicht umhin, uns traurig zu fragen, ob es wirklich ein großer Maler im weitesten Sinne des Wortes sein konnte, dessen Phantasie einen so kleinen Kreis umspannte, oder ob hier nicht vielmehr durch ein ungeregeltes Leben und die Neigung zu einem verderblichen Tranke ein herrliches Genie dermaßen geschädigt worden ist, daß seine Erzeugnisse uns nur ahnen lassen, was es unter anderen Verhältnissen hätte sein können?

Seit dem Tode Rossettis ist dieser in sich gekehrte, von einer krankhaften Scheu vor der Außenwelt erfüllte Mann, dessen ängstlichstes Bestreben dahin ging, Unberufenen den Einblick in die Geheimnisse seines einsiedlerischen Heims zu wehren, nichtsdestoweniger zum Gegenstand zweier umfangreicher (in einem Fall sogar höchst indiskreter) Biographien geworden, während uns schon das Erscheinen einer dritten bevorsteht und noch eine vierte verheißen ist. Rossetti lebte, umgeben von mittelalterlichen Antiquitäten, meist allein in einem alten düsteren Hause in Chelsea-London. Wie nur zu viele Denker der Neuzeit litt er an Schlaflosigkeit, und er suchte sich den Schlaf durch den Gebrauch von Chloralhydrat zu verschaffen, was seine von Natur robuste Konstitution und herrliche Lebenskraft untergrub. Dieses Mittel, an welches er sich so gewöhnte, daß er es zuletzt in Dosen von 64 Gramm in Zwischenräumen von vier Stunden zu nehmen pflegte, wurde sein böser Dämon und verzerrte seine Vorstellungen und sein Urteil selbst in Bezug auf seine Freunde. Es bewirkte den Wahn in ihm, daß er das Opfer einer Verschwörung sei, und Dinge, welche ein gesunder Geist mit Humor aufgefaßt und vergessen haben würde, nahmen für ihn ganz abnorme Dimensionen an. Hierzu kam, daß er niemals ins Freie ging; und da ist es wohl erklärlich, daß sein Genie erkrankte, und man kann sich nur wundern, daß er überhaupt unter diesen Umständen so viel und gut arbeitete.

Unseres Malers Herkunft und früheste Erziehung waren wohl dazu geeignet, ihn für seine Kunst vorzubereiten. Sein Vater war der wohlbekannte italienische Patriot und Dichter Gabriel Rossetti, der durch seine zündenden Freiheitsgesänge von Neapel in die Verbannung getrieben worden und der außerdem als Danteforscher berühmt war. Die Mutter war eine Tochter Polidoris (Alfieris Sekretär). Ein Hauch Dantescher Poesie beseelte die ganze Familie, alle Mitglieder derselben wuchsen unter dem Einfluß des großen Florentiners auf. In Dante Gabriel Rossettis Adern floß in der That rein italienisches Blut, und der englische Ausdruck, welchen sein Genius gefunden, ist gänzlich seiner zufälligen Verpflanzung auf englischen Boden zuzuschreiben. Nur wenn wir uns dies in Erinnerung bringen, sind wir im stande, wahr und gerecht über Erzeugnisse zu urteilen, die, eigentlich von südlichem Ursprung, unter dem rauhen Klima und in der sonnenlosen Atmosphäre Englands nimmer zur völligen Reife gedeihen konnten.





Litterarische Mitteilungen.

Ein russischer Dichter.

Von

Hermann Köcher.

in gründlicher Kenner des Volkslebens in Freud und Leid, ist Nikolai Alexejewitsch Nekrassow auch der beliebteste Dichter des russischen Volkes geworden, und wenn in Deutschland bis heute sein Name fast ebensowenig als seine Werke bekannt ist, so liegt dies nur daran, daß er auch die meisten seiner Poeme vollkommen in der Volkssprache geschrieben, was eine Übertragung fast zur Unmöglichkeit macht; die Dichtungen verlieren ebensoviel, als eine Übertragung von Fritz Reuters Werken ins Hochdeutsche im Vergleich mit dem Original verlieren würde. Nichtsdestoweniger wird jedenfalls der Versuch der Übertragung gemacht und werden z. B. Nekrassows „Russische Frauen" gewiß auch in Deutschland die warme Aufnahme finden, die sie verdienen. Meine Absicht ist es heute, das deutsche Publikum mit dem Leben des unlängst entschlafenen russischen Nationaldichters bekannt zu machen.

Nikolai Alexejewitsch ist einer russischen Adelsfamilie entsprossen; seine Mutter war Polin, eine geborene Sakrewsky; sie hat jedenfalls einen bedeutenden Einfluß auf den Sohn gehabt; sein Vater war ein rauher Militär. Nikolai Alexejewitsch wurde noch während der Kriegszüge seines Vaters, den die Mutter stets begleitete, im Jahre 1821 am 22. November geboren und erwies sich schon früh als begabtes Kind; doch waren die ersten Eindrücke, die das Gemüt des Knaben aufnahm, durchaus nicht freundlicher Natur, wie sich dieses auch in mehreren seiner Gedichte ausspricht. Mit zärtlicher Liebe hing er an der Mutter, der er seine Kindergedichte vorlas. Im Jahre 1832 bezog er das Jaroslawsche Gymnasium. Der plötzliche Übergang aus der fast zu strengen Zucht des Vaterhauses zu beinahe selbständiger Freiheit wirkte natürlich ungünstig auf die Studien des Knaben ein, besonders schwer fielen ihm die alten Sprachen; dennoch rückte er in sechs Jahren bis zur fünften Klasse vor (in Rußland heißt die unterste Klasse die erste). Da er seiner Lust zum Dichten stets freien Lauf ließ und die Satiren über Direktor und Lehrer zu offen von den Kameraden Nekrassows gelesen wurden, mußte er das Gymnasium verlassen und sollte den Schulkursus in Petersburg im Kadettencorps beenden. In Petersburg überredeten ihn frühere Kameraden in die Universität einzutreten; die Antwort seines Vaters auf diesen Wunsch war die Entziehung jeglicher Existenzmittel. Ein Professor der geistlichen Akademie Uspensky nahm sich des Knaben an und bereitete ihn zum Eintrittsexamen vor, das Nekrassow auch in allen Fächern, ausgenommen Physik und Geographie, bestand. Da aber nur in einem Fache ein ungenügendes Urteil erlaubt war, blieb die Universität Nekrassow als Studenten verschlossen, so daß er nur hospitieren konnte (1839 bis 1841). Die materielle Lage Nekrassows war natürlich verzweifelt schlecht; die gering bezahlten Stunden sowie Zeitungsartikel, die er schrieb, konnten nicht die Kosten des Unterhalts decken; Nekrassow sagt selbst, daß er diese drei Jahre hindurch stets hungrig gewesen sei und daß diese entbehrungsvolle Zeit den Keim zu seinem frühen Tode gelegt habe. Fest steht es, daß, als er zu dieser Zeit erkrankte, die Ärzte als Ursache der Krankheit „anhaltendes Hungern" angaben. Die Krankheit hatte ihn finanziell gänzlich zerrüttet; sein Stubenwirt forderte den Koffer als Unterpfand für die entstandene Schuld, und als Nekrassow einst bei einem Kameraden nächtigte, wurde ihm, als er am anderen Abend nach Hause kam, durch die verschlossene Thür der Bescheid gegeben,

daß sein Zimmer ein anderer bezogen habe, seine Sachen könne er sich holen, wenn er das Geld für die Miete brächte.

Es war bitter kalt, der eben erst Genesene zu schwach, um noch weit zu gehen; er setzte sich auf eine Bank und schlief ein. Endlich weckte ihn ein Bettler und forderte ihn auf, in die Bettlerherberge zur Nacht zu kommen. Hier schrieb er einem Schlafkameraden eine Bittschrift, für die er fünfzehn Kopeken Bezahlung erhielt, wodurch er in den Stand gesetzt war, sein Nachtlager zu bezahlen und etwas warmen Thee sich besorgen zu lassen. — Andererseits lernte er auch wieder als Student die Schwelgereien der Reichen kennen, von denen damals viele die Universität besuchten, die ihre armen aber begabten Kommilitonen gern zu sich einluden. Die damals geschlossenen Freundschaften bewährten sich auch später im Leben zum Vorteil Nekrassows. An eine regelmäßige Entwickelung des Talentes und eine freie schöpferische Thätigkeit war unter solchen Umständen jedoch nicht zu denken; für Zeitungen und Journale mußte Nekrassow arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Anstellung in einer Vorbereitungsschule verdankte Nekrassow seit dem Jahre 1840 eine Verbesserung seiner Lage. Er brauchte nicht mehr unter freiem Himmel zu schlafen, sondern konnte sich sogar so viel Geld ersparen, um eine Sammlung seiner Kindergedichte unter dem Titel „Töne und Gedanken" herauszugeben; Schukowsky (der Dichter) gab ihm den Rat, seinen Namen dabei nicht zu nennen, weil dieses ihn später gereuen könnte. In den Jahren 1841 bis 1845 verkehrte nun Nekrassow in den verschiedenartigsten Zirkeln und machte die Bekanntschaft Belinskys, der jedenfalls einen bedeutenden Einfluß auf den jungen Mann gewann und ihn zur dichterischen Thätigkeit ermunterte. Nekrassows Gedicht „Auf dem Wege" gewann ihm Belinsky zum Freunde, der hier erst das Talent Nekrassows erkannte; leider starb Belinsky schon 1848. Die Nachwehen dieses verhängnisvollen Jahres machten sich auch in Rußland bemerkbar; zudem erkrankte noch Nekrassow an einem Kehlkopfleiden, von welchem er aber wiederhergestellt wurde.

Die Jahre 1856 bis 1865 bilden die zweite und glanzvollste Periode der schriftstellerischen Thätigkeit Nekrassows. Der geistige und moralische Horizont des Dichters erweiterte sich merklich unter dem Einfluß der neuen Ideen, Bewegungen und Menschen; die alten Ideale wurden von neuen verdrängt. Wie Belinsky liebte es Nekrassow später nicht, an seine früheren Arbeiten erinnert zu werden; jetzt wurde er bewußt der Sänger des Volkselends, das er übrigens, natürlich als moderner Pessimist, in übertriebenem Dunkel schildert, wie die Übertreibung leider schon lange in Rußland zu Hause ist. — Nach dem Jahre 1856, welches Nekrassow teilweise in Rom verbrachte, verbesserte sich seine finanzielle Lage ungemein, da sowohl sein Journal „Sowremennik" einen bedeutenden Aufschwung nahm, als ihm auch gestattet wurde, seine Gedichte herauszugeben.

Mit dem Jahre 1868 beginnt die dritte Periode der journalistischen und dichterischen Thätigkeit Nekrassows, die bis an seinen Tod dauert. In dieser Zeit entstanden die Poeme „Russische Frauen", „Wer herrlich in Rußland lebt" u. s. w. — In der zweiten Hälfte dieser letzten Periode alterte jedoch Nekrassow leider bemerkbar und seine Kräfte ließen im selben Maße nach. Seine Vorliebe für die Jagd führte ihn noch viel mit dem Volke zusammen; die Ausflüge, zu denen er nie seine Freunde mitnahm, dauerten oft Wochen, und er brachte außer der Jagdbeute meist neue Entwürfe mit nach Hause. — Die letzten Jahre vergingen sehr einförmig; noch eine dichterische Bedrängnis, die er erfuhr, war das Verbot, das achtzehnhundert Verse lange Poem „Ein Fest dem ganzen Dorf", das er dem Professor Botkin widmete, im Druck erscheinen zu lassen. (Heute ist das Verbot wieder aufgehoben.)

Seit dem Jahre 1876 verließ ihn die Todesahnung nicht mehr. Im März 1877 schrieb er in sein Tagebuch: „Es geht mir schlimm! Mein Haus ist mein Bett, meine Welt zwei Zimmer; so lange das eine gelüftet wird, trägt man mich in das andere. Ein halbes Glas Cyperwein macht mich trunken, ein Gran Opium zum Idioten und giebt doch oft noch keinen Schlaf. Ich kann keine Verse mehr schreiben!" — Am 12. April 1877 operierte ihn der berühmte Chirurg Billroth und verlängerte ihm somit das Leben um acht und einen halben Monat, die aber in Krankheit verbracht werden mußten. Nekrassow hat unendlich leiden müssen; darin aber hatte er sich sehr geirrt, wenn er glaubte (siehe Nr. 6), daß er seinem Volke als Dichter fremd geblieben sei; denn alles nahm an seinem Leiden teil; von überall her, namentlich aber aus Sibirien, liefen viele Beileidstelegramme, Gedichte u. s. w. ein. Am 26. Dezember 1877 um acht Uhr fünfzig Minuten hauchte Nekrassow nach schwerem Leiden seinen Geist aus. Mit seiner treuen Pflegerin (siehe die Gedichte an Sina) ließ er sich auf seinem Sterbebette trauen. Der Kaiser setzte den Hinterbliebenen eine reiche Pension aus. Am 30. Dezember geleitete trotz der eisigen Kälte ein nach vielen Tausenden zählender Zug die tote Hülle zu Grabe. Nekrassow ist, wie gesagt, der populäiste russische Dichter; in sehr vielen Häusern findet man seine Werke, die schon in vier Auflagen erschienen sind. Jedenfalls werden außer den „Russischen Frauen" gewiß auch die socialen Poeme Nekrassows in Deutschland

mit vielem Interesse gelesen werden. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß er russischer Pessimist vom reinsten Wasser war, und wenn wir auch seine dichterischen Gaben entschieden bewundern, können wir doch seinen socialen Poemen nur einen Wahrheitswert zugestehen, wie ihn etwa ein historischer Roman für die Geschichte hat. Sein Talent ist groß, er besaß alle jene Gaben, die den Dichter populär machen müssen, aber statt des „deutschen" Weltschmerzes zog der „russische" Volksschmerz in seine Seele und verdüsterte sie. Auch noch sein letztes Gedicht (Nr. 10) nennt seine Muse „eine von der Knute zerfleischte". Natürlich ist das nur auf Rechnung der Reizbarkeit des Kranken zu schreiben, denn seine anfänglich elende Lage hatte er ja nur dem rauhen Vater zu verdanken, während das russische Volk ihm schon zu Lebzeiten huldigte. Die Censur verbot allerdings anfangs den Druck einiger seiner Gedichte, gestattete ihn aber später doch. Und hat die Censur eine Schuld gegen Nekrassow, so hat die Munificenz des Kaisers diese den Hinterbliebenen gegenüber getilgt. — Rußland wird jedenfalls wohl nicht so bald einen zweiten Nekrassow sehen; wenn er aber ersteht, so möge es ihm besser gehen als unserem armen verbitterten Zeitgenossen. Doch man läßt ja auch Kanarienvögel hungern, damit sie schöner singen. — Für heute füge ich nur einige kleinere Gedichte Nekrassows bei, während die größeren Poeme wohl erst im Beginn des nächsten Jahres in deutscher Übertragung im Druck erscheinen werden.

1. Meine Lieder.

Ihr Lieder mein, ihr seid lebend'ge Zeugen
Des Jammers rings umher!
Entstanden seid ihr, wenn im Herzen tobten
Die Stürme wild und schwer.
Doch pocht vergebens ihr an Menschenherzen
Wie an den Fels das Meer.

2. Leb wohl.

Leb wohl, vergiß des Zweifels Trauerzeit,
Des Kummers, der Erbittrung Ungerechtigkeit;
Vergiß die Stürme wie der Thränen Flut,
Vergiß das Drohn der eifersücht'gen Wut!
Sei eingedenk jedoch, wie einst der Liebe Sonne
Uns auferstieg zu voller holder Wonne,
Wo uns die Liebe stark gemacht wie nie!
Der Zeit gedenk und segne sie!

3. Das Alter.

Um Ruhe flehet der Körper,
Die Seele ein Sehnen verzehrt.
Wie ist so traurig das Alter!
Das Leben es spotten hört:
„Statt all vergeblichen Hoffnung
Die Ruhe des Herzens erwirb;
Gedenk nur der endlosen Leiden,
Begreif deine Schwäche und — stirb!"

4. Der Prophet.

Sag nie: „Er war doch zu vermessen!
Vergeht er, ist er selbst nur schuld daran!"
So klar wie uns ist's ihm: dem Guten dienen
Kann nur der Mensch, der sich auch opfern kann!
Doch liebt er heißer, reiner nur die Menschheit,
Giebt seine Seel' nicht Raum dem hohlen Wahn:
„Für sich kann jeder in der Welt hier leben,
Doch sterben man für andere nur kann!"
So glaubt er. Freundlich winkt ihm Sterben,
Er sagt nicht, daß sein Leben allen nötig war.
Er sagt nicht, daß sein Sterben könne nützen,
Sein Schicksal war ihm längst schon klar.

5. Die Mutter.

Ein hehres Gefühl, daß in aller Welt
Wir hören, sei's nah oder ferne,
Das Rufen der Kinder nach Mütterlein!
Es käm ja so gerne, so gerne.
Ein hehres Gefühl! es bleibt bis zum Tod
Lebendig im Menschenherzen,
So viel wir auch liebten — der Mutter nur
Gedenken in Qual wir und Schmerzen.

6.

Bald bin ich Beute der Erde,
Schwer ist Absterben, leicht ist der Tod;
Ich fordre nicht andrer Bedauern,
Wem brächte mein Sterben auch Not?
Dem alten Adelsgeschlechte
G'nügt nimmer mein Liederkranz,
Heut sterb ich so fremd meinem Volke,
Wie einst, als des Lebens Tanz
Begonnen; die Bande der Freundschaft
Das Sterben zerriß, und es gab
Das Leben mir Feinde; ihr Hassen
Das währt bis über das Grab.
Die Lieder der Freunde verstummten,
Sie starben ein Opfer dem Neid;
Heut fragen mich all ihre Bilder:
„Wann giebst du uns endlich Bescheid?"

7. An Sina.

(13. Februar 1877.)

I.

Zweihundert Tage, zweihundert Nächte
Dauern die Qualen nun schon,
Nachts wie bei Tagesschein
Wecken die Seufzer mein
In dir des Echos Ton.
Zweihundert Tage, zweihundert Nächte,
Dunkele Nordwintertage,
Heller Nordwinternachtsplage.
Sina, ach, schließ die müd' Äugelein,
Sina, schlaf ein!

II.

Du hast noch Rechte an das Leben,
Zu Ende aber geht mein Lauf;
Ich sterb — es will mein Stern erbleichen,
Es muß so sein, drum reg es dich nicht auf.
Ja, wiß, mein Kind: ein ewig Leuchten
Des Ruhmes ist nicht meines Namens Zier;

Der Kampf behinderte in mir den Dichter,
Die Muse stets den Kämpfenden in mir!
Nur wer den höchsten Zielen dienend
Sich gänzlich dem Berufe weiht:
Für seine Brüder, seine Nächsten kämpfen!
Nur der, der lebt in Ewigkeit.

III.

Nimm Papier, die Bücher, Feder, Tinte,
Teurer Freund, ich hörte eine Mär,
Daß die Ketten fallen von des Ringers Schultern,
Daß der Kampf des Lebens ausgekämpfet wär!
Hilf mir, Sina, auch noch heute schreiben,
Frisch belebt hat stets die Muse mich;
Noch ein schönes Bild aus alten Zeiten,
Eh's vergessen, schreibe, spute dich!
Laß doch dies verstohlne, stille Weinen,
Sing und lach auch heut der Hoffnung treu,
Sag den Freunden, daß in den Gedichten
Jedes Wort von dir geschrieben sei!
Sage, daß du heut mit mir zufrieden!
In der reichen Siege Hochgefühl
Hat dein Freund vergessen alle Schmerzen
Und daß nahe seines Lebens Ziel.

8. Unvergessen.

(3. Nov. 1877.)

„Gestern war ich noch der Welt, dem Nächsten
Nützlich, heute kann ich es nicht mehr!
Komm, o Tod, als freundlicher Befreier,
Dazu spart ich mir die Kugel Jahre her."
Das ist alles, was du uns geschrieben;
Später wurde es uns allen klar,
Daß dein ganzes Leben nur ein stetes Helfen,
Nur ein frohes, warmes Wohlthun war.
Furchtsam ist der Priester — giebt dir kein Geleite,
Nicht zu ändern war sein starrer Sinn,
Und zum Abgrund, wo die Stürme stöhnen,
Trugen wir die ird'sche Hülle hin
Und versenkten sie. — Dein Leben, Sterben
Eingemeißelt ist's auf deinem Stein,
Daß das Schicksal jener, die hier ruhet,
Möge ewig unvergessen sein.
Ja, dein Staub, der bleibt uns ewig teuer,
Wie man ewig seine Lehrer liebt!
Ach, gewiß! wir brauchen viele Gräber,
Wenn's im Leben keine Größe giebt!

9. Rußland.

(Schluß des Poems: Ein Fest dem ganzen Dorf.)

Blutige Völkerschlacht
Gegen des Feindes Macht
Plant unser Herr.
„Reicht unsre Kraft auch aus?
Reicht unser Gold auch aus?"
Denkt, sinnet er.
Du bist so arm und krank,
Doch bist du auch so reich.
Du bist gewaltig stark,
Du bist dem Schwachen gleich,
Mütterchen Ruß.

Dein aus der Sklaverei
Doch frei gerettet Herz,
Golden ist's, golden ist's,
Des Volkes Herz.
Wenn unser Volk ersteht,
Ist's eine hehre Macht;
Rein sein Gewissen ist:
„Nur Recht gebracht!"
Nimmer zusammengeht
Unrecht mit Macht!
Fordert's ein Opfer,
So wird's nicht gebracht.
Rußland, das rührt sich nicht,
Liegt wie zerschlagen da,
Doch glüht ein Funke drin!
Glimmt er noch? — „Ja!"
Weckt's nicht! es hebt sich doch!
Ruft's nicht! es kommt ja doch!
Häuft man nur Korn zu Korn,
Häuft man doch Berge an.
Strömt auch ein Heer so an,
Wer es dann zählen kann,
Unüberwindlich ist
Dann seine Macht.
Du bist so arm und krank,
Doch bist du auch so reich!
Du bist gewaltig stark,
Du bist dem Schwachen gleich,
Mütterchen Ruß.*

Die beiden letzten Lieder Nekrassows.

10. Traum.

Mir träumte, ich stand auf Meeresfelsen,
Es ruft, dort würd es leichter dir;
Da tönt das Lied, das wundersame,
Des lichten Ruheengels mir:
„Erwart den Frühling, früh erwacht er!
Ich sag: dein Dasein neu beginn!
Die Wolken scheuch von deiner Stirne,
Ich beut dir frischen neuen Sinn!
Dann sollst du auch von neuem singen
Und sammeln neue Ähr zu Ähr,
Wie deine Saat, die reich und prächtig,
Ohn dich zu Grund gegangen wär!

* *
*

O Muse! An des Grabes Schwelle!
Hab viel ich auch gefehlt im Leben,
Es hat doch viele hier gegeben,
Die hundertfach vergrößert meines Schuldseins Quelle.
O, weine nicht! mein Schicksal ist doch hehr!
So viel man hier uns auch gescholten:
Die Menschen, die mir hoch gegolten,
Von mir zu reißen war zu schwer!
Dem Dichter bleibt ein Freund der Ente!
Nichtrussen sehn voll Gleichmut nieder
Auf meine bleichen, blut'gen Lieder
Der Muse, die zerfleischt die Knute!

* Ruß = Rußland, älteste Benennung; das ganze Poem war bis 1881 verboten.

Der Ursprung des magyarischen Volkes.

Die Magyaren, das heißt die magyarisch sprechenden, ältesten Urbewohner Ungarns, gehören zu den interessantesten Nationalitäten Europas. Als letzter Wogendrang des von Asien hereingebrochenen Völkermeeres haben die Magyaren, obzwar sie seit einem Jahrtausend mit allerlei Völkern und Völkerschaften, wie Deutschen, Slaven, Türken, Serben, Rumänen, Zigeunern, Juden u. s. w., in fortwährende Berührung kamen, ihre Sprache, ihre Sitten und ihren Charakter treu bewahrt. Seit Jahrhunderten haben Ethnographen und Sprachforscher sich mit dem Ursprung dieses Volkes befaßt, das, einst urplötzlich aus dem Inneren Asiens hervorbrechend, in Pannonien erschien, das Land eroberte und einen Staat gründete, dessen Lebensfähigkeit sich gerade in den letzten Jahrzehnten, namentlich seit dem Ausgleich Ungarns mit Österreich im Jahre 1867, ganz besonders glänzend bewährt hat. Die nichtmagyarischen Gelehrten haben nun die wunderlichsten Hypothesen über die Abstammung der „Söhne Arpads“ aufgestellt. Die einen erklärten sie für Semiten, die anderen für Arier und die dritten für Hamiten; dem ungarischen Sprachforscher Paul Hunsalvy gebührt das Verdienst, daß er im Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts diesen phantastischen Annahmen ein Ende machte, indem er auf Grundlage der bisherigen Ergebnisse der magyarischen Sprachwissenschaft die Lehre von dem vorherrschenden Verwandtschaftsverhältnis zwischen den magyarisch- und finnisch-ugrischen Sprachen aufstellte und daher aus demselben das engere genetische Verhältnis der beiden ural-altaischen Völker folgerte. Bisher galt diese finnisch-ugrische Abstammung der Magyaren als eine unerschütterliche Thatsache — aber mit Unrecht. Hermann Vámbéry, der berühmte Reisende und hochverdiente Orientalist, zugleich einer der besten Kenner der magyarischen Geschichte und Sprache, hat kürzlich ein Buch* herausgegeben, in welchem er mit großer Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn das bisherige Gebäude, welches die vergleichende Sprachwissenschaft errichtet, über den Haufen wirft und mit blendenden Argumenten den Beweis zu führen sucht, daß die Magyaren ein Mischvolk sind, in welchem nicht Finn-Ugrier, sondern Turko-Tataren den eigentlichen Hauptbestandteil bildeten. Der ausgezeichnete Verfasser der Werke: „Etymologisches Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen“, „Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes“, der „Reise in Mittelasien“ u. s. w., welcher Land und Leute in Asien aus eigener langjähriger Erfahrung ebenso genau kennt wie seine ungarischen Landsleute, ist allerdings in erster Linie kompetent, in dieser den Ethnographen, Kulturhistoriker, Geschichtsforscher und Philologen gleich lebhaft interessierenden Frage ein endgültiges Votum abzugeben; und die Resultate seiner Untersuchungen sind in der That schon durch ihre Neuheit so überraschend, daß es sich wohl verlohnt, dieselben hier in aller Kürze wiederzugeben.

Vor und gleichzeitig mit den Magyaren überfluteten noch andere asiatische Völkerschaften Europa und zwar die Hunnen, Avaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen u. s. w. Sprache und Sitten dieser die kultivierten Nationen in Schrecken versetzenden Völkerschaften wiesen gleichmäßig auf türkisch-tatarischen Ursprung hin. Ebenso gehören auch die Magyaren dem Geschlecht der Türken an. Ibn Dasta, ein persischer, aber nach der damaligen Sitte arabisch schreibender Autor, berichtet in seinem „Buch der edlen Kostbarkeiten“ — 900 v. Christo —: „Das Magyarenland befindet sich zwischen dem Lande der Petschenegen und dem Lande der Eskil-Bulgaren. Dies ist die vorgerückteste Grenze des Magyarenlandes.“ Byzantinische Schriftsteller, unter ihnen der Kaiser Konstantin, nannten die Magyaren „Türken“, ebenso die ungarischen Chronisten. Dem Auge des unparteiischen Forschers muß sich die Überzeugung aufdrängen, daß jene Völkerelemente, die, von der Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christo angefangen, bis zum elften und zwölften Jahrhundert aus dem Steppengebiete hinter der Wolga und dem Ural hervorbrechend, im südöstlichen Europa so außerordentliche Umgestaltungen hervorriefen und auf die staatliche Gruppierung unseres ganzen Weltteils von so großem Einflusse waren, nur als einzelne Ringe einer und derselben, das heißt turko-tatarischen Völkerkette zu betrachten sind, die sich als solche Völker noch lange im vorgeschichtlichen Zeitalter in den besagten Gegenden des alten Mutterweltteils herumtummelten und den Kulturmenschen jener Epoche unter dem vagen Ausdruck „Scythen“ bekannt waren. Was die Bedeutung des Namens „Magyar“ — türkisch Mažar — betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er turko-tatarischen Ursprungs und mit dem noch heute gebräuchlichen türkischen Wort bajar = Fürst, mächtig, identisch ist, also durch „Herrschender“, „Mächtiger“ übersetzt werden kann. Magyar kann man als den Namen eines solchen tür-

* „Der Ursprung der Magyaren. Eine ethnologische Studie von Hermann Vámbéry. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.“ Das Werk erschien gleichzeitig auch in ungarischer Sprache unter dem Titel: „A magyarok eredete“ und in einer französischen Ausgabe bei Hachette in Paris.

kischen Volksstammes betrachten, der als nördliche Grenzwache am türkischen Völkergebiete gewohnt hat und trotz seiner Vermischung mit finnisch-ugrischen Elementen als ein Mitglied der türkischen Völkerfamilie auf der Bühne der Weltbegebenheiten aufgetreten ist. Der Name „Magyar“ gelangte selbst zu den Desengiziden, den Nachfolgern Dschingis Khans, und ein Urenkel des mongolischen Welteroberers hieß Madkar, wahrscheinlich weil an diesen Namen sich die Erinnerung glänzender Triumphe knüpfte. Auf Grund wohlbeglaubigter geschichtlicher Aussagen, der ethnisch-socialen Motive und der Linguistik muß daher das magyarische Volk als ein turko-tatarisches hingestellt werden. Was die ethnisch-sociale Seite der Frage betrifft, so hat sich bekanntlich der Mensch auf der nackten, weiten Steppe von jeher durch seinen Hang nach Abenteuern, sein kriegerisches Ungestüm und seine Raublust ausgezeichnet; der Steppensohn oder Nomade hat stets danach gestrebt, die große Entfernung seines grenzenlosen Horizontes und den auf offenem Felde ohne Hinterhalt ihm gegenüberstehenden Feind so leicht als möglich überwinden zu können, daher er denn auch schon früh durch Pferdezucht und durch große Behendigkeit im Sattel berühmt war. Nur so geschah es, daß die ural-altaischen Steppenbewohner bereits im grauen Altertum das Kriegselement par excellence bildeten, daß sie infolge dieser Vorzüge sowohl den Byzantinern als auch den Germanen in der Kriegskunst imponierten. Es kann daher mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Scythen, Parther, Hunnen, Magyaren und alle übrigen den griechischen, römischen, byzantinischen, mittelalterlich-europäischen Heeren gegenübergestandenen Nomaden dem turko-tatarischen und nicht dem finnisch-ugrischen Zweige des ural-altaischen Stammes angehörten. Im entgegengesetzten Falle hätte die geschichtliche Überlieferung, wenngleich noch so dürftig und mangelhaft, es doch gewiß nicht versäumt, den ugrischen Stamm viel mehr in den Vordergrund zu stellen; denn selbst der eifrigste Verfechter der finnisch-ugrischen Theorie wird zugeben müssen, daß, während Clio von den türkischen Nationalitäten jener Völkergruppen so zahlreiche Beweise liefert, sie von den Ugriern oder Oguren nur einzelne, äußerst spärliche, unsichere und unbedeutende Notizen hinterlassen hat. Mit Recht fragt Hermann Vámbéry: „Wer könnte wohl nach dem Gesagten noch die Behauptung wagen, daß das Volk der Magyaren, welches nach so manchem harten Strauß mit seinen ihm ebenbürtigen Stammes- und Standesgenossen, den Petschenegen, sich inmitten des Völkergewimmels jener Zeit von der Wolga bis zur Donau durchzuschlagen im stande war, welches, um eine neue Heimat zu gründen, die buntscheckigen Völkergruppen Pannoniens erst besiegen mußte und welches schließlich durch seine Freibeuterzüge den Süden und Westen des damaligen Europas in Schrecken zu setzen vermochte, daß ein solches Volk dem friedlichen, nur dem Fischfang und der Jagd nach Zobeln und Mardern nachgehenden Stamm der Ugrier angehört hätte? Wie könnte und wie dürfte man denn ignorieren, daß der kriegerische und staatenbildende Geist, der den Magyaren zu ihren Erfolgen verhalf und dem sie ihre Erhaltung unter fremden Völkerelementen verdanken, im Grunde genommen nur der Ausfluß solcher Institutionen, Sitten und Gebräuche sein konnte, die von einer nomadischen, Viehzucht treibenden und auf der Steppe lebenden Gesellschaft herrühren, und nicht von einer Gesellschaft, die, in ihrer patriarchalischen Abgeschlossenheit in den Wäldern und an den Flüssen verharrend, sich zu einer heroischen, welthistorischen That nie aufgerafft hat und zu einer solchen sich auch nicht aufraffen konnte?“ Vámbéry weist überzeugend nach, daß nicht nur die Personen- und Würdennamen in der byzantinischen und moslimischen Schilderung der Magyaren von rein türkischem Gepräge sind, daß nicht nur ihre Taktik, ihre Staatsverfassung und der kriegerische Geist, der sie belebte, an das Leben der in der Geschichte später erscheinenden Völker turanischer Abkunft mahnen, sondern daß auch so viele Züge aus ihrem Sittenleben, selbst nachdem sie gewaltsam in den Rahmen der christlich-abendländischen Bildungswelt hineingepreßt wurden, noch lange diesen Stempel turko-tatarischer Nationalität bewahrt haben und denselben auch heutzutage nicht verleugnen können.

Geradezu bahnbrechend und die vergleichende Sprachwissenschaft außerordentlich fördernd ist die Parallele, welche Vámbéry zwischen der Sprache der Magyaren und der Turko-Tataren zieht. Beinahe zwei Drittel des magyarischen Wortschatzes stehen mit dem Türkischen in engerer Verbindung und können nur etymologisch analysiert und erklärt werden; sie beweisen demnach auf unverkennbare Art die größere Verwandtschaft des magyarischen Wortschatzes mit dem des turko-tatarischen als mit jenem des finnisch-ugrischen. Das Lautsystem und der Formenschatz des Magyarischen tragen zwar nirgends die Spuren eines vorwiegend finnisch-ugrischen oder türkisch-tatarischen Sprachcharakters, der Wortschatz hingegen neigt sich in einem näheren Verwandtschaftsgrade zum Türkisch-Tatarischen hin. Mehr aber als alle die hier berührten Ähnlichkeiten deuten die Kulturmomente auf den Ursprung der Magyaren. Zwischen den Tiernamen im Magyarischen und Türkischen ist eine frappante Analogie vorhanden, wo es sich um die Steppenfauna handelt; ein ähnliches Verhältnis waltet auch

auf dem Gebiet der Flora vor; jedoch auch in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Hausgeräte, Krieg und Waffen, Familie, Verfassung, Welt und Alltagsleben, Religion u. s. w. sind große Ähnlichkeiten unverkennbar.

Das Werk Vámbérys ist durchaus lichtvoll trotz der schier erdrückenden Gelehrsamkeit, und geistvoll trotz der außerordentlichen Gründlichkeit. Es ist erfreulich, daß den berühmten Orientalisten keine Sympathie und keine Antipathie, sondern ausschließlich die Wahrheit geleitet und daß er nirgends der Eigenliebe seiner Landsleute auf Kosten der Wissenschaft und der unabhängigen Forschung geschmeichelt hat. Nur zum Schlusse seiner grundlegenden Untersuchungen kommt er — mit einer gewissen Überschwenglichkeit, die in Deutschland mit Recht auf starken Widerspruch stoßen dürfte und die wir eben dem hochgradigen Nationalgefühl des Verfassers zu gute halten müssen — auf die Mission der Magyaren zu reden, indem er sagt: „Die Liebe und Anhänglichkeit an die nationale Individualität, in welcher keine aus der asiatischen Steppenwelt in die Kulturzonen Asiens und Europas gelangte Gesellschaft in solchem Maße sich ausgezeichnet hat wie die Magyaren, hat in diesem Volke merkwürdigerweise bis in die Neuzeit fortgelebt. Die moralische Kraft, welche den heimatbegründenden Magyaren über Petschenegen, Rumänen, Khazaren und die übrigen Stammverwandten und Fremden in Pannonien zur Suprematie verhalfen, dieselbe Kraft lebt noch in den Magyaren der Neuzeit inmitten des zahlenstärkeren slavischen, romanischen und deutschen Elements nach tausend Jahren ungeschwächt fort. Die Befähigung zur Staatenbildung hat wohl auch anderen Völkern turkotatarischer Abstammung nicht gefehlt, denn von China angefangen bis zum Balkan saßen bis zur Neuzeit und sitzen selbst noch heute türkisch-tatarische Dynastien auf den Thronen Asiens; doch die Macht der Staatenerhaltung hat nur der Magyare bewahrt, der Magyar, welcher trotz seiner asiatischen, beziehungsweise turkotatarischen Abkunft in Europa heimisch geworden, ja diesem Erdteil wichtige Dienste geleistet und angesichts der unausbleiblichen Umgestaltungen im Osten unseres Weltteils noch wichtigere Dinge zu leisten berufen ist."

Freilich ist auch die Hypothese Vámbérys nicht ganz über alle Zweifel erhaben, aber es gebührt ihr das Verdienst, in eine der dunkelsten geschichtlichen Perioden der Menschheit ein neues, helles Licht geworfen zu haben.

A. K.

Litterarische Notizen.

Die Herausgabe der **Ausgewählten Werke** von Erckmann-Chatrian, welche die Rieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veranstaltet hat, ist nun in einer stattlichen Reihe von Bänden abgeschlossen. Die ersten Bände enthalten die „Geschichte eines Bauern während der Revolution und des Kaiserreiches"; darauf folgen kleinere Erzählungen, in denen das Leben im Elsaß, der Charakter seiner Bewohner, ihre Sitten und Denkweise vortrefflich geschildert sind. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß sich in dem Schriftstellerpaar Erckmann-Chatrian die Eigenart der wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen in jeder Weise, ja sogar in der spröden Abwendung von der Wiedervereinigung mit Deutschland zu erkennen giebt. Ihre Dorfgeschichten atmen den germanischen Geist, und wenn die Gestalten zuweilen auch französisch angehaucht sind, bleibt doch der Kern unverkennbar deutsch. Sie erinnern an die Genfer Novellen von Rudolf Töpfer, die, gleichfalls ursprünglich in französischer Sprache geschrieben, dem deutschen Wesen so verwandt waren, daß ihre Einführung durch Zschokke fast als ein Zuwachs der deutschen Litteratur angesehen wurde. Die Ausgewählten Werke von Erckmann-Chatrian sind von Ludwig Pfau meisterhaft übersetzt und zusammengestellt. — Von den **Gesammelten Schriften** von Leopold Kompert sind ebenfalls bereits mehrere Bände durch Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung versendet worden. Es sind vorläufig die Geschichten „Aus dem Ghetto" und „Böhmische Juden", also gerade diejenigen Werke, durch welche sich der Dichter in seiner ganzen charakteristischen Eigentümlichkeit zuerst gezeigt hat, welche die ersten Bände füllen. — Von vereinzelten novellistischen Erscheinungen möchten wir noch erwähnen **Die Amsivarier**, Heimatgeschichten von Emmy v. Dincklage (Leipzig, W. Friedrich), kernhafte Geschichten aus den ostfriesischen Gegenden, wie sie die Verfasserin so vortrefflich zu erzählen versteht. Die erste derselben, „Unsere Patriarchen", ist den Lesern der Monatshefte bekannt. — Von August Becker, der Land und Leute in der Pfalz ganz besonders beobachtet hat, liegen **Zwei Novellen** vor, die im Verlage von J. Bädeker in Iserlohn erschienen sind. Hier ist es nicht allein die genaue Kenntnis der lokalen Bedingungen, sondern im höheren Grade die poetische Kraft des Dichters, welche den Leser fesselt und ergreift. — Leider kann dies von dem Romancyklus

Kinder des Reiches von Wolfgang Kirchbach — zwei Bände — (Leipzig, W. Friedrich) weniger gesagt werden. Der Verfasser weiß nicht recht, ob er sich den neuen Zuständen im Deutschen Reiche zugethan oder abgeneigt zeigen soll, und diese unklare Haltung läßt den Leser zu keiner rechten Stimmung kommen. — Seinen mit vielem Beifall aufgenommenen acht Novellen hat Hermann Heiberg rasch **Ernsthafte Geschichten** (Leipzig, W. Friedrich) folgen lassen, vier Novellen, die ihrem Inhalt nach den Charakter des norddeutschen Lebens zeigen, aber nur zum Teil auf der Höhe der früheren Erzählungen des rasch beliebt gewordenen Verfassers stehen. — **Aus Carmen Sylvas Königreich** betitelt sich eine Sammlung von Märchen, welche die Königin von Rumänien ihrem deutschen Vaterlande widmet, indem sie eine Reihe von Sagen aus ihrer jetzigen Heimat nacherzählt und vermutlich hier und da etwas poetisch abrundet. In einem hübschen Widmungsgedichte „An die Kinder“ stellt sie sich doppelsinnig als Königin des Landes vor, in welchem diese Märchen spielen, während sie zugleich das Scepter im Zauberlande der Phantasie führt. — Noch eine Novellensammlung, welche einen bestimmten landschaftlichen Hintergrund hat, erscheint gegenwärtig unter dem Gesamttitel **Auf Schweizererde**, neue Novellen von Alfred Hartmann (Bern, K. J. Wyß). Der erste Band enthält: „Autochthonen und Touristen“ und „Orgetorix“, zwei Geschichten, die viel harmloser sind, als ihre prätentiösen Titel vermuten lassen. Der Verfasser kennt die Natur der Gegenden, die er schildert, sehr genau, aber seine Menschen behandelt er hier und da etwas gewaltsam, um sie zu seinen Zwecken zu verwenden. — Anschließend möchten wir erwähnen, daß die **Gesammelten Erzählungen** von Magdalene Thoresen, welche Walther Reinmar frei nach dem Norwegischen bearbeitet hat (Berlin, J. Guttentag) und deren wunderbare Natur- und Charakterschilderungen ihnen einen ersten Rang anweisen, mit dem fünften Bande abgeschlossen sind. — Der von der französischen Akademie preisgekrönte Roman **Sergius Panin** von Georges Ohnet ist in einer autorisierten Übersetzung bei M. Bernheim in Basel erschienen. Der Roman selbst, der bei Gelegenheit der Bontoux-Affaire als richtige Sensationsgeschichte großes Aufsehen machte, ist nach dem üblichen französischen Rezept geschrieben: heiklige juristische Fragen spielen eine Hauptrolle, kolossaler Überfluß an Geldmitteln, unerhörter Luxus nach allen Richtungen hin und krasse Gegensätze in der Charakteristik reizen und spannen den Leser bis zum Schlusse. Die Übersetzung ist recht mangelhaft; u. a. sagt man doch nicht auf deutsch: Halten Sie sich das für gesagt, sondern: Lassen Sie sich das gesagt sein. — Ein richtiges Beispiel von der virtuosen Behandlung der verlotterten socialen Zustände in Frankreich giebt auch der vielgelesene Roman **Der Herr Minister** von Jules Claretie, der in der Übersetzung von Röhl bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschienen ist. Hier ist es so weit gekommen, daß eine schlaue Courtisane die ganze höhere Gesellschaft an der Nase führt. — Von Max Kretzer ist ein neuer Berliner Roman: **Die Verkommenen** (Berlin, F. Luckhardt), erschienen, der das Leben in den untersten Schichten des großstädtischen Volkes wieder mit bewunderungswürdiger Schärfe und ohne Schönmalerei vorführt. Schonungslos, aber von sittlichem Ernste durchdrungen, zeigt der Dichter nicht nur, wie das Elend wirklich ist, sondern auch, woher es kommt. — In dritter Auflage erschien **Sich selbst im Wege**, ein Stimmungsbild von Maximilian Bern (Leipzig, Schulze u. Co.), eine mit feinem künstlerischen Takte ausgeführte Novelle aus dem Theaterleben, welche durch viele überraschende Einzelheiten das Talent des Verfassers im besten Lichte zeigt. — Von größeren belletristischen Arbeiten erschienen noch: der dreibändige Roman **Das bist du** von Gerhard v. Amyntor (Berlin, F. Luckhardt), in welchem die philosophische Idee, daß wir in den uns umgebenden Lebenserscheinungen unser eigenes Spiegelbild sehen, ungemein unterhaltend durchgeführt ist. Dem Verfasser ist eine gewisse hausbackene Natürlichkeit eigen, die sich mit seiner tiefsinnigen Lebensauffassung zu einem originellen Ganzen vereinigt. — Von C. Junker, einem rasch beliebt gewordenen Autor, ist der Roman **Schleier der Maja** (Berlin, Gebr. Paetel) erschienen, ein weiterer Schritt auf dem eingeschlagenen Wege zur echt poetischen Verwertung einer hervorragenden Beobachtungsgabe. — Daß die Novelle **Vater und Sohn** von Fanny Lewald (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) in verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, ist höchst erfreulich. Das neueste Buch der berühmten Verfasserin **Vom Sund zum Posilipp** (Berlin, O. Janke) enthält interessante Reisebriefe aus den letzten Jahren. — Die Erzählung **Felicitas** von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf und Härtel) führt uns den vielgelesenen Dichter auf seinem eigensten Felde: der Schilderung des Gegensatzes zwischen römischer Überbildung zu germanischer Unverdorbenheit und sittlicher Kraft, vor. Die Farben sind stark aufgetragen. — Ein sehr anmutiges Buch, ebenso zierlich ausgestattet wie liebenswürdig im Inhalt, ist betitelt **Jorinde und andere Geschichten** von Heinrich Seidel (Leipzig, A. G. Liebeskind). „Jorinde“ ist eine sehr anziehende Geschichte, und der übrige Inhalt des hübschen Bändchens verrät frischquellenden Humor. — Ungewöhnliche poetische Begabung

und feinen psychologischen Blick verrät der Roman **In omnibus charitas** von M. Corvus (Breslau, S. Schottlaender), eine wirklich hervorragende Erstlingsleistung, die große Hoffnungen weckt. — Unseres eigenartigen Humoristen Wilh. Raabe zuerst in den Monatsheften erschienener Roman **Prinzessin Fisch** liegt nun auch in der Separatausgabe vor (Braunschweig, G. Westermann).

* * *

Eine fesselnd geschriebene Broschüre hat Karl Bücher bei H. Laupp in Tübingen erscheinen lassen: **Die Frauenfrage im Mittelalter.** In lebendiger Weise hat der Verfasser im Hinblick auf ein gemischtes Publikum ein Bild der Vergangenheit entrollt, welches viele überraschende Züge enthält und durch Vergleiche mit der Gegenwart noch mehr an Interesse gewinnt. Wir erfahren, daß die Frauen trotz der Zünfte eine viel größere Selbständigkeit erwerben konnten, als man anzunehmen pflegt, und daß man einigen Zielen unserer Emancipationsfreunde damals schon näher gekommen war als jetzt. Dankenswert sind auch die Anmerkungen.

Einen guten Gedanken finden wir ausgeführt in folgendem Werke: **Die deutschen Landsknechte.** Ein Kulturbild von Friedr. Blau. Mit zweiundfünfzig Holzschnitten und fünf photolithographischen Tafeln nach A. Dürer, H. Holbein, V. Solis, Jost Amman u. a. und einem Titelblatt nach Hans Holbein. Zweiter Abdruck. (Görlitz, C. A. Starke.) Der Text ruht zum größten Teile auf älteren Quellen, wie Fronspergers „Kriegsbuch" und Reißners Schilderung des Lebens von Frundsberg, doch ist auch die neuere deutsche Litteratur, soweit sie Stoff bieten konnte, gewissenhaft benutzt worden. Alles Lob verdient der Bilderschmuck, welcher durchweg nach alten Vorlagen hergestellt ist. Die Darstellung zeichnet sich durch große Lebendigkeit aus; man sieht, daß Blau den Stoff beherrscht und lange gesammelt hat, um alles, was sich in Liedern, Flugblättern, Schwanksammlungen u. s. w. auf das Leben der Landsknechte bezieht, zusammenzubringen. Man freut sich zu lesen, wie's einst war, und vielleicht noch mehr, daß es so nicht mehr ist. Das Buch sei als Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte bestens empfohlen; kein Leser wird es bedauern, dem Werk seine Teilnahme zugewendet zu haben.

* * *

Die Deutschen im brasilischen Urwald. Von Hugo Zöller. Zwei Bände. Mit Illustrationen und einer Karte von Südbrasilien. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Die Reise um die Erde, welche H. Zöller in den Jahren 1879 und 1880 im Auftrage des Verlegers der Kölnischen Zeitung unternommen und ausgeführt, war vom besten Erfolg gekrönt, und so sah sich Herr August Neven-Du Mont, dem das vorliegende Werk gewidmet, auch veranlaßt, den Verfasser für eine Reise nach Südamerika zu gewinnen. Dies zweibändige Werk behandelt die Reise von Köln über Paris nach Lissabon, die Seefahrt von Lissabon nach Rio de Janeiro und die Reisen auf brasilischem Boden. Verfasser schildert uns Land und Leute in frischer, wahrheitsgetreuer und recht unterhaltender Weise. Brasilien und speciell das Leben der Deutschen und der Deutsch-Brasilier dort ist bei uns immer noch zu wenig gekannt, und so ist jeder Beitrag über dasselbe mit Freuden zu begrüßen. Zöller hat seine Aufgabe als umsichtiger, nach Wahrheit strebender Reisender und scharfer Beobachter in der befriedigendsten Weise gelöst. Wir können das Werk bestens empfehlen. Eine sehr willkommene Beigabe bildet die Karte von Dr. Henry Lange. Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß das Werk aus dem Verlag von W. Spemann in lobenswertester Weise ausgestattet ist.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Der fahrende Geselle.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

III.

Während ich noch zu antworten zögerte, erhob Ladislaus von Rudenski seine Stimme:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich dieser Aufklärung noch zuvorzukommen suche. Jules Vergedier war der teuerste Genosse meiner jungen Jahre, und bis zu dem Augenblicke, da er mit der Armee auf fremde Kriegsschauplätze zog, kenne ich jeden Atemzug seines Lebens. Ich kann nicht anhören, daß ein falsches Bild von ihm entworfen werde, ohne es zugleich in das richtige Licht zu setzen. Daß er eine Tante in Paris besessen hätte, ist mir, da ich dort jeden seiner Schritte begleitete, völlig unbekannt geblieben. Sei's jedoch! Unter keinen Umständen aber war er der Mann, eine Gewaltthat zu verüben, sich eines fremden Eigentums, wäre es auch das des nächsten Verwandten, räuberisch zu bemächtigen. Gestatten Sie mir, zu sagen, was ich von ihm weiß, es wird uns auch als Maßstab dienen für die Richtigkeit der Aufklärungen, die uns dieser junge Mann zu geben hat."

Und jetzt begann der Pole eine Erzählung, reich verbrämt mit seinen eigenen Beziehungen und mit Bemerkungen, die nur ihn selbst betrafen. Von seiner Persönlichkeit losgeschält, die auf die Entwickelung der Begebenheit keinen Einfluß hat, ergiebt sich folgendes:

Es lebte einst ein schönes protestantisches Mädchen in einer Grafschaft des katholischen Irlands, gerade zur Zeit, als ein Prinz von königlichem Geblüt, aus dem Hause der den französischen Thron beherrschenden Bourbons, England bereiste, aus historischem Interesse an dem schottischen Jakob, der einst in Frankreich Zuflucht gefunden hatte. Das Mädchen war erst fünfzehn Jahre alt und von großer Schönheit. Der Prinz entführte die junge Dame nach Paris zum scheinbaren Entsetzen ihrer herabgekommenen Eltern, die sich durch reiche Geschenke beschwichtigen ließen. Hätte sie nicht mit Uner-

schütterlichkeit an der anglikanischen Kirche festgehalten, hätte sie sich bereden lassen, zum Katholicismus überzutreten — es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sie zur Marquise oder zur Gräfin zu erheben, sie mit einem französischen Edelmann zu vermählen und ihr Zutritt bei Hofe zu verschaffen. Ihr Widerstand gegen einen Religionswechsel verschuldete, daß, als sie ihm einen Knaben schenkte, er sie zur Schonung ihres Rufes und um die Augen der lästernden Welt nicht auf sie zu lenken, mit einem Protestanten aus der französischen Schweiz, Namens Vergedier, den er in seine Dienste nahm, verheiratete. Der Knabe wurde auf das Land gebracht, wie ein Sohn aus reichem Hause gehalten und schon, als er zehn Jahre alt war, in eine Militärschule zu Dijon gebracht. Als er aber zehn Jahre alt war, da gab es in Frankreich keinen Bourbon mehr. Trotzdem entbehrte der kleine Jules Vergedier nichts, was zur Vollendung seiner Erziehung nötig war.

Mehrmals im Jahre besuchte ihn seine Mutter, die ihm eines Tages berichtete, daß sein Vater Jean Vergedier gestorben und er auf sie allein angewiesen sei. Er liebte sie zärtlich, und je mehr er aufwuchs, um so schwärmerischer vereinigte er alle idealen Vorstellungen vom Wert des Menschenherzens in dem Gedanken an seine Mutter. Die Tage ihrer Besuche waren die Merkzeichen seines Lebens; er lebte gleichsam nur in diesen Tagen, und seine übrige Zeit bestand nur in der Freude auf ihre Wiederkehr.

Er wurde achtzehn Jahre alt, ohne Dijon jemals verlassen zu haben. Sein Eintritt in die Armee war sorgsam vorbereitet worden, Empfehlungen standen ihm zur Seite, die ihm ein rasches Avancement sichern sollten. So kam der Tag, an welchem seine Mutter Hortense Vergedier zum letztenmal in Dijon erschien, um von ihm Abschied zu nehmen. Es war bestimmt, daß er sich nach dem Garnisonsort begebe, wo sein Eintritt stattfinden sollte, ohne früher Paris zu berühren. Seine ganze Seele aber brannte vor Verlangen, einmal die Hauptstadt zu sehen, bevor er Frankreich vielleicht für immer verließ. Genährt wurde dieser heiße Wunsch noch durch seinen Freund und Kameraden Ladislaus von Rudenski, welcher mit ihm zugleich aus der Schule austrat. Die beiden jungen Leute wollten acht Tage in Paris verleben und malten sich davon Paradiese des Genusses aus.

Hätte Hortense, um ihren Sohn vor den Gefahren der großen Stadt zu behüten, ihm einfach das Wort abgefordert, nicht nach Paris zu gehen — er liebte sie genug, um ihr das Opfer zu bringen, auch wenn er den Beweggrund der verlangten Entsagung nicht verstand oder nicht teilte, und er war Mann genug, unverbrüchlich sein Wort zu halten. Allein Hortense hegte eine geheime Scheu davor, ihm dieses Verbot aufzuerlegen oder ihm die Gründe dafür mitzuteilen, und statt ihn einfach durch das Aussprechen ihres Wunsches nach ihrem Willen zu lenken, bestach sie unklugerweise seinen alten Diener, der ihren Sohn zur Armee begleiten und wie aus eigenem Antrieb, ohne zu verraten, daß er damit den Absichten der Mutter entsprach, den Weg über Paris zu nehmen verhindern sollte. Kaum merkten die jungen Leute allerlei dahingerichtete Manöver des alten Soldaten in ihren Diensten, als sie mit verstärkter Lust an die Verwirklichung ihres Planes gingen. Es war ihnen eine Belustigung, durch komische Listen und schlaue Intriguen die Kunststücke des Alten zu vereiteln, und er sah sich mit ihnen in Paris, ehe er selbst recht wußte, wo er sich befand.

Damals war das römische und griechische Altertum, soweit es sich durch antike Kleidung wiederherstellen läßt, in Frankreich sehr in Mode gekommen; die Siege des strahlenden jungen Feldherrn Napoleon Bonaparte hatten zu sehr an die Heldenthaten der klassischen Vorzeit erinnert. Man sah besonders die Frauen sich entweder wie Sängerinnen von Lesbos oder wie Mütter der Gracchen gebärden. Wo der Lebenslauf solcher Erhabenheit

des Berufes oder der römischen Tugendgröße des Weibes allzu stark widersprach, da konnten die Rollen einer Laïs oder Aspasia um so bestechender und siegreicher durchgeführt werden. Es gab Salons von Frauen, die keine geregelte gesellschaftliche Stellung hatten, aber durch den antiken Schleier, den sie über ihre Ausgelassenheit warfen, die Welt zur Bewunderung hinrissen und diejenigen zu beneideten Sterblichen machten, welche den Zutritt zu ihren Salons erlangen konnten. Generale, Diplomaten, Politiker saßen zu den Füßen solcher Frauen, denen die Welt offen das Schlimmste nacherzählte, was vom Weibe gesagt werden kann, ohne daß es unter den Verhältnissen des Augenblicks die Bedeutung und die Wirkung ihres Auftretens in der Gesellschaft beeinträchtigte. Viele solcher zugleich verrufenen und berühmten Frauen glänzten in der Sittengeschichte jener Zeit, und die Namen bestachen wie eine Mythe oder vielmehr wie ein Abschnitt aus der griechischen Mythologie die Phantasie der Jugend.

Jules Vergedier hatte gleich nach seiner Ankunft in Paris, obgleich er vermuten mußte, seiner Mutter dadurch eine unangenehme Überraschung zu bereiten, aber in der Voraussicht, daß er sie mit dem eigenmächtigen Seitensprung leicht versöhnen werde, Hortense Vergedier aufgesucht, während Rudenski, auf Briefe gestützt, die er mitgebracht, dem Kameraden ein Unternehmen ins Werk zu setzen versprach, welches sie beide beglücken werde. In der stillen und abgelegenen Straße, welche seine Mutter bewohnte, vor dem bescheidenen kleinen Hause, das die Teure bergen sollte, kam Jules zum erstenmal der Gedanke, ob sie vielleicht mit Not und Entbehrung hatte ringen müssen, um ihm eine so glänzende Erziehung angedeihen zu lassen. Eine tiefe Rührung überkam dabei sein Herz, und alle Freuden, die er in diesem Augenblicke von Paris erwartete, traten zurück vor dem größeren Glück, seine Mutter wieder zu umarmen. An ihre Schwelle gelangt, sah er sich einer alten Kammerfrau gegenüber, die seine Frage nach Madame Hortense Vergedier überhörte, weil sie, ihn anstarrend, den Sohn an dem Porträt erkannte, welches die Mutter von ihm bewahrte. Die alte Frau schrie vor Vergnügen und Überraschung, aber zu ihrem und seinem Leidwesen mußte sie ihm mitteilen, daß Hortense, wie alle Jahre um diese Zeit, über den Kanal gegangen sei, um ihre Verwandten in Irland zu besuchen, und vielleicht erst zu Ende des Winters zurückkehren werde.

Da nun Jules seine Mutter nicht sehen konnte, so wollte er ihr wenigstens die Unannehmlichkeit ersparen, zu wissen, daß er gegen ihren ihm leise angedeuteten Wunsch in Paris gewesen sei, und er nahm der Kammerfrau das feste Versprechen ab, der Mutter seine Anwesenheit weder zu schreiben, noch nach ihrer Rückkehr mitzuteilen.

Inzwischen hatte Ladislaus von Rudenski seine Empfehlungsbriefe abgegeben und begrüßte Jules, als dieser zu ihm zurückkehrte, mit der angenehmen Aussicht, daß sie wahrscheinlich einen höchst interessanten Abend erleben würden. Er hatte in einer französischen Familie, der er empfohlen war, einen Landsmann getroffen, einen greisen Edelmann, der schon seit der Zerreißung seines Vaterlandes in Paris lebte, bekannt mit allen Notabilitäten und hervorragenden Persönlichkeiten des Tages. Rudenski hatte erzählt, daß er mit seinem Freunde Jules das Théâtre français besuchen wolle, um Talma spielen zu sehen, und der Alte ihn aufgefordert, vor dem Theater mit ihm in einem Café des Palais Royal zu dinieren und seinen Freund mitzubringen.

Der alte Pole wurde beim Weine, den er reichlich genoß, immer mitteilsamer und sparte nicht mit pikanten Anekdoten, in welchen die Celebritäten des Pariser Lebens und namentlich die Frauen eine große Rolle spielten. So bekam Ladislaus den Mut, von einem Herzenswunsch zu sprechen, den er mit seinem jungen Freunde Jules teilte: in einen jener en

vogue gewesenen Salons Pariser Aspasien eingeführt zu werden, in welchen man, wenn man weder General, noch Diplomat, noch Akademiker war, nur als Armeelieferant des jetzigen oder Generaleinnehmer des vorigen Regimes, folglich als Millionär, Zutritt hatte, in welchen aber das Erscheinen von zwei blutarmen und blutjungen Offizieren, die noch nicht gedient hatten, etwas Unerhörtes war.

Der Alte legte beim Ausdruck dieses Verlangens die Stirn plötzlich in sehr ernste Falten. Er hätte Furcht, äußerte er, die Gemüter seiner noch so wenig erfahrenen Freunde durch Annäherung an solche gefährliche Flammen zu versengen, sie mit Vorstellungen und Träumen zu erfüllen, welche lähmend auf die Thatkraft wirken könnten, deren sie als angehende Schlachtenhelden zu sehr benötigt wären.

Beide junge Leute wurden durch diese Äußerung zu einem Wetteifer von Beredsamkeit angespornt, um darzuthun, wie sehr nur Neugier und nichts weiter sie antrieb, eigentlich nur der Wunsch, die Eitelkeit, sich vor ihren künftigen Kameraden im Feldlager rühmen zu können, an einem Orte erschienen zu sein, den man sonst nur betreten konnte, wenn man irgend eine Auszeichnung der Lebensstellung oder des Verdienstes mitbrachte. In der That, es lag so viele gewinnende Unschuld, so viel jugendlicher Idealismus im Verlangen und in den Beteuerungen der jungen Leute, daß der alte Edelmann mit Wohlgefallen auf sie blickte und endlich sagte:

„Da es sich für Sie nur um ein Schauspiel handelt und da Sie so bestimmt versichern, Ihre Einbildungskraft zu hüten, so ist es das beste, Sie sogleich mit dem schlimmsten Exemplar der Gattung bekannt zu machen; Sie haben dann sogleich das Äußerste gesehen und wissen, daß alles übrige nur ein mittelmäßiger Abklatsch davon ist. Ich werde Sie nach dem Theater unter dem Vorwand, daß Sie beide meine Landsleute wären und, im Begriff zur Armee abzugehen, mit der es jetzt oft schwierig sei, zu kommunizieren, gern bereit wären, Botschaften mitzunehmen; ich werde Sie unter diesem Vorwand zu Seraphine de Valois bringen, wenn nicht der schönsten, doch der anziehendsten, der geistreichsten und gewissermaßen furchtbarsten der Courtisanen von Paris."

Er erzählte Beispiele, die dies bestätigten, Züge aus ihrem Leben in jüngster Zeit, die an Unsittlichkeit etwas Großartiges und zugleich Groteskes hatten. Die beiden jungen Menschen wußten nicht, ob sie schaudern oder bewundern sollten, immerhin aber wurde ihre Begierde, eines in seiner Art so genialen Weibes ansichtig zu werden, auf das höchste gespannt.

Die Salons waren noch nicht besonders stark gefüllt, als nach dem Theater der alte Pole mit seinen zwei jungen Freunden sie betrat. Nur die Gruppe, welche die Herrin des Salons unmittelbar umgab, war so dicht, daß diese von Personen, welche sich der Gruppe erst näherten, nicht gesehen werden konnte. Der alte Pole machte seine Begleiter leise aufmerksam, daß beim Hinzutreten die Gruppe sich teilen und die berühmte Frau vor ihnen erscheinen werde. So geschah es, und es waren noch nicht alle Personen zur Seite gewichen, als Jules Vergedier glatt zu Boden fiel wie eine umgestürzte Statue. Der blühende kräftige Jüngling war wie ein Weib in Ohnmacht gefallen, er lag wie eine geknickte Blume: er hatte in Seraphine de Valois seine Mutter wiedergefunden.

Ohne Ahnung von den Ursachen dieses Auftrittes, einen Schlaganfall vermutend, brachten der alte und der junge Pole den Niedergesunkenen notwendig zum Bewußtsein und dann in seine Wohnung. Ladislaus konnte, sobald er mit seinem Freunde allein war, über die Bedeutung des Vorganges nicht lange im Zweifel bleiben. Jules, von Grimm und Verzweiflung erfaßt und von dem Schrecklichen noch zu betäubt, um an Schonung und Vorsicht zu denken, ließ den Sturm seiner Seele in ungezügelten Worten erbrausen. Vieler

Stunden bedurfte es, ehe Ladislaus ihn wenigstens so weit beherrschte, daß Jules einen Augenblick lang seinem Schmerz nur in Thränen Luft machte. Es war aber auch nur ein Augenblick — der Zorn trat wieder in sein Recht und blieb neben der furchtbaren Blässe der beständige Ausdruck in diesem Gesicht. „Ich muß sie noch einmal sehen," rief er, „ein einziges Mal, und dann fort von Paris, Wunden und Tod suchen; und je gräßlicher die Wunden, je schmerzlicher der Tod, um so besser, um so besser! Ich lechze nach dem Blut, das aus meinem Leibe strömen wird, und ich lechze nach dem Blut, das ich vergießen werde."

Und am nächsten Tage sprach er in der That noch einmal seine Mutter. Der Inhalt dieser Konferenz war selbst dem vertrauten Freunde Ladislaus niemals bekannt geworden, zwei Umstände ausgenommen: zuerst nämlich, daß dem Unglücklichen enthüllt wurde, er sei der natürliche Sohn eines Prinzen aus dem Hause Bourbon, sodann aber, daß ihm mitgeteilt wurde, er besitze eine um fünf Jahre jüngere Schwester, die er niemals gesehen und die in der Nähe von Paris erzogen würde.

Rudenski schloß seine Erzählung mit den folgenden Worten:

„Ich frage Sie, meine Herren, ob es unter diesen Umständen möglich ist, daß Jules Vergedier während dieses seines einzigen Aufenthaltes in Paris eine Tante besucht hätte, um sich mit ihr in einen Zank, in eine Debatte über den Wert oder Unwert von Adelsvorrechten einzulassen und ihr Familienpapiere räuberisch wegzunehmen. Immerhin ist es denkbar, aber nur, weil Sie es sagen, Herr Graf," (er verbeugte sich dabei leicht vor dem jungen Octave), „oder weil Sie nicht gewillt sind zuzugeben, daß man Sie falsch berichtet haben könnte. Ich, der ich Jules, sein letztes Zusammentreffen mit der Mutter ausgenommen, in Paris nicht mehr von der Seite gewichen, weiß nichts davon. Ich verließ ihn erst, als er eingereiht war, und habe ihn nicht wiedergesehen. Wohl aber habe ich erfahren, daß seine Tapferkeit einen Anstrich von furchtbarer Gelassenheit hatte, daß selbst seine Kameraden vor ihm zitterten wie vor einem Manne, der seine Ehre mit wahnsinniger Angst wahrte, und daß er viel zu spät für seinen Wunsch, erst 1809, seinen Tod fand. Was aber nach meinem Abschied von ihm die Eindrücke waren, die er auf andere Personen hervorbrachte, davon, glaube ich, will uns dieser junge Mann unterrichten," (Ladislaus verbeugte sich gegen mich), „dessen nahe Verwandte Jules Vergedier nach der Schlacht von Austerlitz gekannt haben."

In mir drängte sich jetzt eine Flut von Erwägungen. Es konnte für mich nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Madame Clairmont, die Großmutter des Mädchens, das Octave liebte, und die Mutter von Jules Vergedier oder Seraphine de Valois eine und dieselbe Person waren. Hatte Madame Clairmont recht und war ihr von dem Sterbenden aus dem Lazarett berichtet worden, daß er einem fremden Mann ein an *sie* gerichtetes Schreiben anvertraut hatte, so war ich der Träger dieses ihr bestimmten Schreibens, und es trug die Adresse: Madame Hortense Vergedier (Seraphine de Valois). Wenn ich jetzt im Augenblick, da Ladislaus seine Erzählung geschlossen, dieses Schreiben vorbrachte, wenn man dadurch ahnte, ja wußte, wer Madame Clairmont gewesen, waren dann die Hoffnungen Octaves nicht für immer zerstört? Durfte er die Enkelin einer Seraphine de Valois heiraten?

Diese Erwägung hielt ich fest, als ich nach den letzten Worten Rudenskis entgegnete:

„Ich bin allerdings im Besitz neuerer Nachrichten, als sie uns Herr von Rudenski gegeben, allein nach den Eröffnungen des Herrn Grafen Octave Marennes junior halte ich mich für verpflichtet, nur ihm allein Auskunft zu geben."

Die Herren erhoben sich, und ich ersuchte den jungen Octave leise, mich auf mein Zimmer zu begleiten. Beide konn-

ten wir kein Wort hervorbringen, ehe wir uns dort gegenübersaßen.

Octave war blaß und erregt; derselbe Gedanke, der mich leitete, mochte ihm aufgestiegen sein: die Identität von Madame Clairmont und der Mutter Vergediers. Ich begann die notwendige Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Vornamen der Madame Clairmont.

„Ich glaube, er ist Hortense," sagte Octave sehr bleich.

Ich senkte das Haupt.

„So ist kein Zweifel," sprach ich leise und traurig, „und wenn Madame Clairmont Ihnen aus leicht begreiflichen Gründen über ihr Vorleben nicht die volle Wahrheit gesagt hat — in einem einzigen Punkt ist ihre Aussage nicht zu bezweifeln: daß Jules Vergedier einem fremden Mann ein Schreiben für diese Frau übergeben hat; dafür stehe ich ein, denn ich selbst bin, wenn nicht dieser fremde Mann, doch der Träger dieses Schreibens."

Ich erzählte nun Octave aus den Aufzeichnungen meines verstorbenen Vaters alles, was auf Jules Vergedier Bezug hat, auch die letzte Unterredung, in der mir mein Vater das Schreiben als ein kostbares Erbstück übergab, und zog endlich diesen Brief selbst hervor mit der jetzt so verhängnisvoll gewordenen Aufschrift: Madame Hortense Vergedier (Seraphine de Valois).

„Dieses Schreiben," sagte ich, „enthält ohne Zweifel die Papiere, nach denen Madame Clairmont verlangt, wenn die Angabe, die Papiere wären wichtige Dokumente zur Wiederherstellung ihres Familienadels, nicht eine Erfindung ist, unter der die unglückliche Frau die Sehnsucht verbergen will nach irgend einem Zeichen, einer Schrift von der Hand ihres Sohnes."

Octave wog das ziemlich voluminöse Schreiben in seinen Händen und sagte:

„Nein! Sie hat zu bestimmt darauf verwiesen, sie hat hervorgehoben, daß jetzt wieder jene Dynastie auf dem Throne Frankreichs sitze, von der die Zeugnisse ihres alten Familienrechtes bestätigt und durch neue Begünstigungen vermehrt wurden. Eines von den Hindernissen, welche meine Verbindung in den Augen meines Vaters hat: die unadelige Abkunft, wäre dadurch hinweggeräumt gewesen, allein jetzt ist es zu spät, o mein Gott, mein Gott, jetzt ist alles vergebens! Und wäre Madame Clairmont eine geborene Fürstin von königlichem Geblüt, es könnte die Schmach nicht tilgen, welche die Aufschrift dieses Briefes verkündet: Madame Hortense Vergedier ist Seraphine de Valois."

Ich hatte Mitleid mit dem jungen Manne, und es war Zeit, daß ich ihm offenbarte, aus welchen Beweggründen ich das verhängnisvolle Schreiben nicht schon in der Versammlung der Männer, aus der wir eben gekommen waren, auf den Tisch gelegt hatte.

„Sehen Sie nicht, Herr Graf," sagte ich, „daß, indem ich mich Ihrem Vater gegenüber beherrschte und ihm alles verbarg, was er von mir zu hören erwartete, noch alles gerettet ist? Er weiß nichts von diesem Brief mit seiner unglücklichen und schrecklichen Adresse, für Ihren Vater ist Madame Clairmont noch immer dieselbe Person wie in den Aufschlüssen, die Sie uns soeben von ihr gegeben haben: eine Tante Jules Vergediers, eine Dame, von der nichts bekannt ist, was zur Unehre gereichte. Meine Verschwiegenheit wird gute Früchte tragen. Ich gehe nach Wien, ich übergebe das Schreiben — und wenn nur das Geheimnis gewahrt bleibt, wer kann ermessen, wie viel des Guten für Ihre Absichten das Schreiben noch enthalten mag?"

In Octave ging jetzt die Erkenntnis auf, daß er meiner raschen Entschlossenheit, zu schweigen und ihn allein zum Vertrauten meiner Mission zu machen, vielleicht noch ein Glück verdankte. Jedenfalls konnte jetzt ruhig weiter daran gearbeitet werden, die Hindernisse hinwegzuräumen. War die adelige Abkunft der Miß Lucy Lussingham von mütterlicher Seite festgestellt, dann war schon viel gewonnen. Freilich blieb noch die Weigerung der alten Hugenottin, ihr Enkelkind

dem Glauben der Väter und damit gleichsam dem historischen Ruhm ihrer Familientradition abtrünnig werden zu sehen. Allein in diesem Betracht konnte die Zeit Hilfe bringen: noch wenige Jahre und Lucy war mündig und Herrin ihrer Handlungen.

„Und eins," rief ich, „kommt uns noch zu gute: dieses schreckliche Schreiben selbst. Wir wissen nicht, was es enthält, ich ahne nicht, was mir selbst dadurch bereitet werden kann, mein Vater jedoch konnte es mir nicht umsonst als das kostbarste Erbstück bezeichnet haben, das er mir zu hinterlassen vermochte."

Octave war überschwenglich in seinem Dank für meine Verschwiegenheit und in seinen Lobsprüchen für die Freudigkeit, für die Hoffnungslust, die von mir auf andere übergehen sollte. Er wiederholte, was an diesem Morgen Baron Colbert von mir gesagt hatte. Er nannte mich einen Zauberer, auf den er volles Vertrauen für jede Gestaltung seines Lebens setze.

„Sie erfüllen mich mit so viel Glück," rief er, „daß ich plötzlich einen ganz anderen Gesichtspunkt für die Betrachtung der Dinge gewinne! Jetzt, nachdem der erste Schreck über die Vergangenheit der Madame Clairmont überwunden ist, sehe ich ein, daß es nichts verschlägt, selbst wenn mein Vater ahnen sollte, daß die Großmutter Lucys die Heldin der Geschichte ist, die uns Rudenski erzählt hat. Wenn nur die Papiere wieder vorhanden sind, wenn nur die hochadelige Abkunft außer Zweifel steht! Was hat man nicht Königinnen verziehen, die Messalinen waren, und wer kümmert sich um die tote und begrabene Vergangenheit einer alten Großmutter?"

Er bestand darauf, daß ich ihm attachiert bleibe, einen Posten bei ihm bekleide, etwa als Sekretär, nur damit die Notwendigkeit, daß er sich nicht mehr von mir trenne, vor der Welt einen Namen bekomme.

„Es war ohnehin beschlossen," sagte er lebhaft, „daß wir heute abend Schloß Leonhelm verlassen und nach Wien zurückkehren. Sie gehören nun zum Hause Marennes, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelingt, Sie immer fester an mich zu binden."

Ich wollte davon nichts wissen; war ich doch ausgezogen, um frei in der Welt umherzustreifen als ein Zug- und Wandervogel, nicht als ein Vogel im Käfig, und wäre dieser von purem Golde.

„Ich bin ein fahrender Geselle," sagte ich, „und will es so lange bleiben, bis Liebe, Schicksal oder Tod mich einfangen und an einen bestimmten Ort fesseln."

Allein ich gab zu, daß die Übergabe des Briefes in Wien zu den Pflichten gehöre, an die ich mich selbst gebunden hatte, und erklärte mich bereit, für die Reise nach Wien mich dem jungen Grafen anzuschließen und für einen seiner Hausgenossen gelten zu wollen.

Der Tag verfloß auf Schloß Leonhelm so angenehm, in so passend aneinander gereihten Abwechselungen, daß ich begriff, weshalb die Alten die Harmonie miteinander verschlungener Stunden durch den Tanz der Horen ausdrückten. Wohl mochte unter dem goldenen Duft und Schleier, der sich über das Leben eines solchen Tages breitete, mancher vereinzelte Kummer verborgen sein; trotzdem stimmten auch die Bedrückten in den gesamten Ton einer höheren Lebenssphäre ein. Vielleicht, weil ich den übrigen gesellschaftlich nicht gleichgestellt war, verbarg sich aber der Schmerz der einzelnen nicht ganz vor mir. Die Abreise war für die Stunde nach Sonnenuntergang festgesetzt, wir wollten über Brünn gehen, so daß Rudenski, der dort sein Domizil hatte, und Baron Colbert, den sein Dienst dahin zurückrief, uns begleiten konnten. Als ich nach dem Diner bei sinkender Sonne noch durch den Park streifte, begegnete ich wieder der Baronin Fittichan. Sie schien zu lesen, aber meine scharfen Augen gewahrten, daß sie das Buch umgekehrt in der Hand hielt, und bei meiner Annäherung legte sie es weg. Sie sah mich starr an, als müßte sie sich meine Person erst wieder in Erinnerung

bringen, allein ich merkte wohl, daß dies nicht mir allein galt, daß sie mit ihren Gedanken überhaupt nicht bei ihrer Umgebung war, und an dem feuchten Tuch neben ihr gewahrte ich, daß sie heftig geweint hatte. Wie hält es die Menschen, die sich hilfreich sein könnten, fremd auseinander, daß sie durch Verschiedenheit der socialen Stellung gezwungen sind, gleichgültig zu scheinen, wo ihr Herz sprechen möchte! Ich durfte vom Gram Andreas nichts gewahren und hätte mit einer Verbeugung stumm an ihr vorübergehen müssen, wenn sie nicht selbst zu einer Ansprache geneigt gewesen wäre.

„Sie begleiten Gustave nach Brünn," fragte sie, „bleiben Sie in seiner Nähe?"

Ich erklärte, daß ich jetzt zum Gefolge des Grafen Marennes gehörte, im Begriffe wäre, mit Vater und Sohn nach Wien abzureisen, und in Brünn nur noch einige Stunden verweilen würde.

„Ja," sagte Andrea mit einiger Lebhaftigkeit, „ich habe gehört, man spricht hier allgemein von Ihnen wie von einer Merkwürdigkeit unter den Menschen. Octave lächelt wieder froh, wenn er Ihren Namen nennt, und Gustave, ich meine Baron Colbert, will Sie ihm streitig machen. Ich bedaure, daß Sie nicht einige Zeit bei ihm bleiben."

Ich suchte zu ergründen, wodurch dieses Bedauern veranlaßt werden konnte, und mußte den Andeutungen Andreas entnehmen, daß ohne Zweifel eine große Scene zwischen ihr und dem jungen Baron kurz vorher gespielt hatte. Sie verriet davon mit Absicht nur so viel, daß Gustave den Entschluß ausgesprochen, den Dienst zu quittieren und nach Südamerika zu gehen, wo er im Kampf der kleinen Republiken gegen die spanische Herrschaft Aufregung und Vergessenheit suchen wollte. Wie beschämt, daß sie sich im Angesicht eines Fremden allzu lebhaft für die Zukunft eines jungen Mannes interessiert zeigte, nahm Andrea plötzlich einen gleichgültigeren Ton an und sagte:

„Gustave ist, wie Sie wissen, entfernt mit mir verwandt, ein Neffe meines Schwagers, des Grafen Marennes; aber es würde mich trotzdem nicht viel kümmern, wohin ein junger Mann, der in allen Fällen Bewegung, Erlebnisse, Abenteuer haben muß, seine Schritte lenkt, wenn er nicht gewissermaßen mich dafür verantwortlich machte, daß er den österreichischen Militärdienst zu verlassen entschlossen ist. Ich weiß, daß dies seinen Oheim höchlich verstimmen würde, der wie alle Legitimisten in Frankreich großen Respekt vor Österreich hat. Nun träfen mich die Vorwürfe der Familie, wenn Gustave behauptete, daß ich seinen Schritt verschuldet, und ich wäre unglücklich über jene Vorwürfe, wenn ich sie auch nicht im geringsten verdiente. Ach, blieben Sie doch einige Zeit bei Gustave und sprächen ihm zu, alles beim alten zu lassen, Sie würden mich wirklich verbinden!"

Diese letzten Worte wurden in einem Tone gesagt, als ob es sich um eine halb gleichgültige Gefälligkeit handelte, während ich doch deutlich erkannte, daß eine tief die Seele aufwühlende Lebensfrage für Andrea sowohl als Gustave zu Grunde lag. Dieser Kontrast stimmte mich ironisch, und ich bemerkte, daß die Aristokratie gewohnt sei, Menschen wie Werkzeuge zu gebrauchen, die ihren Dienst leisten, ohne zu ahnen, aus welcher Ursache und zu welchem Zweck. „Schade nur," fügte ich hinzu, „daß die Menschen nicht immer den Zweck erreichen können, wenn sie nicht über die Ursache und den Wert des Zweckes genügend in Kenntnis gesetzt sind."

Andrea sah mich einen Augenblick mit verwundertem Stolze an. Indessen schien dieses Gefühl vor dem wirklichen Schmerz, den sie in sich trug, zu schmelzen. Sie erhob sich, nahm Tuch und Buch in ihre Hände, und indem sie sich wendete, um mich zu verlassen, sprach sie mit trübem Ernst in der Miene, aber mit freundlichem Tone:

„An Gustave ist es, Ihnen zu vertrauen, sonst könnte auch mein Vertrauen zu Ihnen der Sache nicht nützen. Sie kommen nach Wien, wie Sie sagen; ich wohne bei meinem alten gelähmten Schwie-

gervater, dem pensionierten Hofrat Baron Fittichau, und bitte Sie, mich zu besuchen. Vielleicht bringen Sie mir gute Nachricht; jedenfalls möchte ich die Entschlüsse des Baron Colbert kennen, und er drohte schon, sie mir nicht selbst mitzuteilen."

Sie entfernte sich langsam, und ich bewunderte noch die harmonische Wellenbewegung ihres Ganges, als ich durch den Baron Colbert meiner Betrachtung entrissen wurde. Er hatte gesehen, daß sie mich gesprochen, und beschwor mich, ihm ihre Worte mitzuteilen. Ich, der ich aus Sympathie für diese beiden jungen und schönen Menschen wohlthuend in einen Konflikt eingreifen wollte, dessen Beschaffenheit mir noch unbekannt war, begnügte mich, dem stürmischen Dränger zu sagen, daß Andrea ihre Einladung für Wien wiederholt habe.

Colbert war von dieser Aussicht nicht wie noch am Morgen befriedigt.

„Vielleicht ist es bis dahin schon zu spät für mich," sagte er, „aus Ihrer Kunst, auf die Gemüter der Menschen zu wirken, Nutzen zu ziehen. Ich werde, wenn wir jetzt abreisen, im Wagen meines Oheims mit ihm allein sein. Ich bin im Begriff, ihm ein Verzeichnis meiner Schulden vorzulegen und ihn um so sicherer zur Bezahlung derselben zu vermögen, als ich ihm die Gewißheit geben kann, daß ihm keine neuen mehr vorkommen werden, denn ich verlasse die Armee und das Land und will nicht mehr zurückkehren."

Von meiner Seite bedurfte es nur mehr geringen Aufwandes diplomatischen Forschens, um alles zu erfahren, was sich begeben hatte. Aus den Gefühlen Andreas schien das Erwachen einer Neigung für den jungen Mann keineswegs für immer ausgeschlossen zu sein. Er wäre auch sonst nicht so albern gewesen, Unmögliches durchsetzen zu wollen. Man kann mit Mut und Erfolg gegen die äußeren Hindernisse einer Verbindung ankämpfen; wenn aber das Hindernis in einem Mangel an Gefühl liegt, in der Unfähigkeit, eine bestimmte Empfindung dem sich ihr versagenden Herzen abzugewinnen, dann hört jede weitere Bemühung auf. Andreas Widerstand aber schien durchaus nur auf die Vorstellung gegründet zu sein, daß sie durch ein neues Lebensverhältnis ein Sakrilegium an der Grabstätte ihres Gatten begehen würde.

„Eine Witwe," hatte sie eben erst vor einer Stunde zu Colbert gesagt, „die glückliche Gattin war, hat für immer Witwe zu bleiben, sonst verdiente sie vor Gott und Menschen nicht, glücklich gewesen zu sein."

Und sie gab hierauf dem unglücklichen Liebenden eine Schilderung von Auftritten aus ihrem Eheleben, als Baron Fittichau einmal vorübergehend erkrankt gewesen und bei der Erwägung der Möglichkeit, daß er sterben könnte, den Fall ihrer Wiederverheiratung mit ihr besprochen hatte. Er hatte von ihr keineswegs irgend ein Versprechen verlangt, Witwe zu bleiben, aber er hatte ihr eine glühende Liebeserklärung gemacht wie zur Zeit seiner Verlobung mit ihr und, als sie sich darüber so glücklich gefühlt wie damals, sie gefragt, ob sie im stande wäre, dasselbe Glücksgefühl über dieselbe Erklärung einem zweiten Manne zu äußern und sich dabei vorzustellen, wie dem ersten Mann zu Mute sein müßte, wenn er Zeuge sein könnte. Diese Zeugenschaft des Toten war es, was Andrea immer in Gedanken hatte, verbunden mit dem Bewußtsein, daß, wenn er sie verloren, er sich bald in Gram verzehrt hätte, aber jedenfalls für immer Witwer geblieben wäre. Und so kam sie stets wieder auf die Sentenz zurück, mit welcher sie der Leidenschaft Colberts schon wiederholt entgegengetreten war: daß man vielleicht einen Mann vergessen könne, den man geliebt hat, niemals aber einen Mann, von dem man so aufopfernd, so überschwenglich, so einzig und über alles geliebt worden war wie sie von Fittichau.

Ich hatte nicht mehr Zeit, Colbert einen Trost oder einen Rat zu geben. Die Sonne war untergegangen, die Reisewagen fuhren vor, Equipagen des Grafen

Leonhelm, mit Postpferden bespannt und bestimmt, uns nach Brünn zu bringen. Der Wagen der Gräfin Marennes, in welchem sie mit einer ihrer Schwestern und einer Gesellschaftsdame saß, war mit vier Pferden bespannt; ihm als Vorläufer diente der Wagen, in welchem Octave mit Rudenski und mir fuhr, und den Nachtrab bildete der Graf Marennes in Gesellschaft seines Neffen. Die entsprechende Dienerschaft war auf die Außenseiten der drei Wagen verteilt.

Es war eine warme schöne Frühlingsnacht. Die Postillone bliesen wunderschön vor und nach jedem Pferdewechsel; für mich, der ich aus den engsten und ärmsten Verhältnissen plötzlich in eine Gesellschaft versetzt war, die sich so leicht und angenehm durch die Welt bewegte, schien das Leben erst mit diesen Tagen begonnen zu haben. Ich hatte Mühe, das Jauchzen zu unterdrücken, das mir beständig aus der Brust auf die Lippen stieg, und ich ersetzte es durch Singen, das melodisch und wirkungsvoll in die Nacht hinausklang und mir die Gunst der Menschen zuführte, die es hörten.

Kaum weiß ich, ob es ein Palais oder ein Hotel war, wo ich einquartiert wurde, als wir nach Mitternacht in Brünn eintrafen. Am anderen Morgen fand ich einen Diener zu meiner Verfügung, dem ich ohne Scheu gestehen konnte, was mir zu meiner Ausrüstung noch fehlte, um als Sekretär oder, wie man damals sagte, Geheimschreiber des jungen Grafen Octave gelten zu können. Allen Wünschen in dieser Beziehung wurde rasch abgeholfen, und da die Abreise nach Wien noch für denselben Tag festgesetzt war, so beeilte ich mich, einen früher schon gefaßten Vorsatz auszuführen. Ich wollte vor meinem Scheiden aus Brünn noch einmal Emanuel Bobna besuchen.

* *
*

Was mich antrieb, das Haus des alten Wucherers wieder zu betreten, war die mir angeborene Dankbarkeit für freundliches Entgegenkommen der Menschen. Die Gattin Emanuels, obgleich mir früher ganz fremd, hatte mich wie einen Verwandten aufgenommen und wie einen Freund durch eine nicht unerhebliche Gefälligkeit verpflichtet, indem sie ihren Mann bewogen, den Schuldschein Colberts zu verlängern; ich wollte nicht die Stadt, in der sie wohnte, voraussichtlich für lange Zeit verlassen, ohne ihr lebewohl gesagt zu haben. Ich fand die ältliche, obgleich noch immer nicht unschöne Frau in Gesellschaft ihres Gatten, dessen Anblick mich stets in Erstaunen setzte, weil ich noch zu jung war, um zu wissen, daß schlechte Herzen dauerhafte Herzen sind. Er blieb stets unverändert in seinem Aussehen, schien niemals älter zu werden. Es war, als ob die Zeit ein Bittsteller wäre, sie konnte ihm nichts anhaben, kein Zugeständnis von ihm erlangen.

Zwischen den Gatten herrschte, als ich eintrat, offenbar eine kleine Verstimmung, jenes eigentümliche verlegene Schweigen, womit ein Ehestreit in Gegenwart eines Dritten plötzlich abgebrochen wird. Emanuel empfing mich, da er voraussetzen konnte, daß ich nichts von ihm verlangen werde, nicht unfreundlich, ging aber bald seinen Geschäften nach. Die Frau besann sich nicht lange, mich in die Scene, die eben vorgegangen sein mußte, einzuweihen.

„Sie wissen, lieber Konradin,“ sprach sie, „ich glaube wenigstens, es Ihnen schon bei Ihrem ersten Hiersein gesagt zu haben, daß ich in Wien eine verheiratete Tochter aus erster Ehe habe. Sie ist die Frau eines Wachstuchfabrikanten in der Vorstadt Schottenfeld und sie war es, die mich am meisten überredet hat, Bobna zu heiraten, um vielleicht der Familie ein großes Vermögen zuzuwenden. Nun, denken Sie, der Mann meiner Cilly, der Fabrikant, ist vermöglich, aber es kommen im Geschäft augenblickliche kleine Störungen vor; kurz, er will seiner Frau, die gerade jetzt zwei- bis dreitausend Gulden brauchte, das Geld nicht geben, obgleich er einsieht, daß ihre Forderung gerecht ist. Emanuel ist nicht zu bewegen, aus-

zuhelfen, er meint, sie hätte selbst den Weg angegeben, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen."

Die Frau schwieg; aber obschon ich gar nicht neugierig war, das Weitere zu erfahren, gehorchte sie, wie es schien, einer inneren Notwendigkeit, sich mitzuteilen, und erzählte mir, daß Cilly einmal von einem großen Herrn, der zu ihrer „Freundschaft" gehörte, wie man in Wien sich ausdrückt, eine Schenkungsurkunde über einige tausend Gulden erhalten hätte, daß sie sich aber scheute, das Geschenk zu verwerten, weil es Streit absetzen und sie dabei in einen üblen Ruf kommen könnte.

„O lieber Konradin," rief die Frau Emanuels, „Sie sagten gerade meinem Mann, daß Sie nach Wien gehen; Sie sind ein gescheiter Mensch, wie hübsch wäre es, wenn Sie der Cilly mit einem guten Rat zu Hilfe kämen! Ich will Ihnen gleich einen Brief an meine Tochter aufsetzen, den Sie mitnehmen, und man wird Sie mit offenen Armen empfangen, wenn Sie die offenen Arme nicht zu wörtlich nehmen, was leicht sein könnte. Denn die Cilly ist sehr hübsch, sie ist eine echte Wienerin; ich bin nur aus Graz und hab es mein Lebtag nicht zu einem solchen Aufsehen unter den Männern gebracht."

Ich verstand zwar nicht, weshalb man es als Grazerin in dieser Beziehung nicht ebenso weit bringen könnte wie als Wienerin, aber ich erklärte mich sehr gern bereit, die schöne Tochter auf dem Schottenfeld zu besuchen und ihr mit meiner jungen Weisheit beizustehen. Emanuels Gattin wartete mir mit „Kolatschen" auf, einer echt vaterländischen Mehlspeise, damit ich mich nicht zu sehr langweilte, während sie den Brief schreiben wollte. Ach, wie hatte ich für diese Speise als Kind und Jüngling geschwärmt, und jetzt, nachdem ich im gräflichen Hause wohl gefrühstückt, sah ich mit Geringschätzung auf die Schüssel und rührte sie nicht an. Das sind die schlechten Folgen der Vornehmheit, klagte ich mich selbst an, aber sobald meine adeligen Geschäfte abgethan sind, will ich wieder Mann aus dem Volke werden und zur Liebe für Kolatschen zurückkehren.

Mit diesem Vorsatz verließ ich die freundliche Frau Emanuels, nachdem ich den Brief in Empfang genommen hatte, welcher an „Frau Cäcilie Bürgerlein, geb. Schmuk, Fabrikantensgattin" gerichtet war und auch eine sehr ausführliche Wohnungsangabe trug. Ich verfügte mich zu Baron Colbert in die Kaserne, was ich früher mit ihm verabredet hatte, da wir unmittelbar nach der nächtlichen Ankunft in Brünn zu weiterer Verständigung keine Zeit gefunden.

Graf Marennes hatte auf der Fahrt, allein neben seinem jungen Neffen sitzend, diesen, wie es seine Art war, schweigsam angehört und nicht direkt Zustimmung oder Mißbilligung ausgedrückt. Lange erst, nachdem Gustave sein Herz ausgeschüttet, äußerte der Oheim, nicht ohne dadurch eine kleine Überraschung zu bewirken, er wäre dem Plane des jungen Mannes, sich nach Südamerika zu begeben, durchaus nicht entgegen und würde ihn in diesem Falle bereitwillig von allen materiellen Verpflichtungen in der Heimat befreien. Denn dort kämpfe Spanien für Thron und Altar, für ein altes Königshaus und für die ungeteilte Herrschaft des römisch-katholischen Glaubens. Und wenn Andrea sich unerbittlich zeige, so wäre es sündhaft, ihr eine so glühende Leidenschaft zu widmen, wie der Neffe sie äußere und wie sie nur der heiligen Jungfrau gebühre. Denn solche Leidenschaft wäre schon Anbetung.

Colbert hatte nicht den Mut, zu gestehen, daß, wenn er dahingebracht würde, seinen Plan auszuführen, er seinen Degen keineswegs für die legitimistische Sache führen würde, da ihn im Gegenteil die Größe und Freiheit der republikanischen Lebensauffassung reize. Er ließ sich darüber nicht in weitere Erklärungen ein, sondern war zufrieden mit der Überzeugung, daß, im Falle er sich auf den Weg machen sollte, seine Schulden bezahlt würden.

„Nun kann Andrea nicht behaupten," rief Colbert lebhaft, „wie sie es in ihrer letzten Unterredung mit mir that, daß die Vorwürfe der Familie nur sie treffen würden, wenn ich den Schritt unternähme! Immer wieder kam sie darauf zurück, nicht die Trennung von mir, nicht Schmerz bei dem Gedanken, daß ich in dem fernen fremden Weltteil untergehen könnte, immer nur die Furcht, vor dem Grafen verantwortlich zu sein, wenn ich den Dienst verließe, rückte sie mir als Grund entgegen, weshalb ich bleiben sollte, nicht durch ein einziges zärtliches Wort wollte sie mich fesseln. Jetzt können Sie ihr sagen, Freund Konradin, daß diese Furcht unbegründet, daß der Graf mit meiner Fahrt in die neue Welt einverstanden ist — und wie sie dies aufnimmt, davon will ich den Entschluß abhängig machen. Ich schreibe ihr nicht, denn bis ein Weib antwortet, hat es schon Zeit gehabt, seiner ursprünglichen Empfindung hundert neue Masken zu geben. Sie sollen es ihr sagen, sobald sie in Wien eintrifft, und mir den Eindruck, den sie davon empfangen wird, genau berichten."

So war ich denn, als ich mit meinem jungen Grafen nach angenehm durchreister Nacht in Wien eintraf, keineswegs der freie Mann, der ich zu sein wünschte, da mir gewissermaßen, ohne mein Hinzuthun, drei Geschäfte zugleich aufgebürdet waren: für den Grafen Octave, für Baron Colbert und für meine Großtante Bobna. Da indessen, wenn ich abrechnete, daß die Übergabe des Briefes von Jules Vergedier an seine Mutter mein eigenes, von der Familie und von der Pietät diktiertes Geschäft war, in keinem anderen Punkte streng bestimmte Pflichten für mich vorlagen, da ich ganz nach den Umständen zu handeln berechtigt war, wie sie sich eben darbieten würden, so lag auch in diesen mir aufgebürdeten Angelegenheiten der Reiz des Zufalls, des Abenteuers, der ungewissen Zukunft, und sie stimmten daher zu meiner ganzen Auffassung der Dinge als fahrender Geselle.

Wir waren in einem Palais der Jägerzeile abgestiegen, das dem Grafen Leonhelm gehörte. Madame Clairmont und ihre Enkelin bewohnten eine Etage auf dem Minoritenplatz, welcher der stillste und deshalb vielleicht vornehmste Teil der sonst damals so geräuschvollen inneren Stadt war.

Gegen sechs Uhr abends betrat ich an der Seite Octaves die Wohnung der Madame Clairmont. Das Wenige, was ich bisher erlebt hatte, seit ich das Vaterhaus verlassen, war zwar für mich neu und seltsam und hatte manche heftige Bewegung meiner Seele verursacht; einen solchen Sturm des Herzens aber wie in diesem Augenblicke, der eine Schicksalsentscheidung für mich wie vielleicht für andere Menschen werden konnte, hatte ich noch nicht empfunden. Es war anfangs Juni, heller Sonnenschein lag auf dem breiten, schönen Pflaster und erstarb erst unter dem düsteren Portal des Hauses und auf der großen Treppe, die bereits abendlich erleuchtet war. Diener in Livree, denen ein Diener in feierlichem schwarzen Frack folgte, empfingen uns, wechselten leise Worte mit dem Grafen, was wahrscheinlich alle anderen Förmlichkeiten des Eintritts ersetzte, und wir schritten über Teppiche durch mehrere kleine Zimmer unangemeldet in einen großen Saal, dessen offene Glasthüren zwischen zwei hohen Fenstern auf einen mit Gewächsen bedeckten Balkon gingen, von dem aus Kühle und eine Fülle von Blumenduft in den Saal strömten. Er hatte mehrere sogenannte Etablissements, gebildet von einem Tisch zwischen Sofa und Fauteuils, und zwischen ihnen verteilten sich die Gruppen der Anwesenden, die alle leise sprachen, die Herren den Hut in der Hand, die Damen in Besuchstoilette. Trotz dieser Verteilung durch den ganzen Saal ließ sich nicht verkennen, daß ein Sofa, auf welchem eine hochgebaute, stattliche Frau saß, den Mittelpunkt bildete.

Bei unserem Eintritt setzte sich das Gespräch der Gäste einige Momente lang ungestört fort, bis eine tiefe, klangvolle Mädchenstimme den Namen „Octave" rief.

Aller Augen schweiften jetzt zwischen diesem und einer blonden Gestalt hin und her, die ganz genau einem der Frauenbilder glich in einem englischen Taschenbuch oder keepsake, das ich auf dem Salontisch des Schlosses Leonhelm gesehen hatte. Sie hatte sich aus der Gruppe losgelöst, welche die Frau auf dem Sofa umgab, war mit ausgestreckter Hand vorgetreten und blieb wie erschreckt über ihre unwillkürliche Bewegung plötzlich stehen. Octave, der ihr eine Verlegenheit durch lautes Sprechen ersparen zu wollen schien, ließ lebhafte Ausrufe der Begrüßung vernehmen. Sie richteten sich zuerst an die erwähnte Dame, der er kräftig die Hand schüttelte, gingen dann auf fast alle Anwesenden über, die er bei Namen nannte, und vermischten sich mit abgebrochenen Berichten über seinen Aufenthalt in Mähren und seine Ankunft in Wien. Der blonden Gestalt aber hatte er für ihr Entgegenkommen nur mit einer tiefen Verbeugung gedankt.

Die Gesellschaft nahm wieder ihre früheren Plätze ein, und Octave ergriff meinen Arm, um mich der Frau auf dem Sofa vorzustellen. Es war die Herrin des Hauses, Madame Clairmont. Er präsentierte mich ihr als einen Künstler, als einen Sänger slavischer Volkslieder, und versicherte, sie werde, sobald sie mich gehört, ihm das Zeugnis geben, daß er ihr nichts Angenehmeres von seiner Reise hätte mitbringen können. Ich sah in ein Gesicht, das noch vor nicht langer Zeit von außerordentlicher Schönheit gewesen sein mußte; ja, ich konnte mir nicht sogleich erklären, weshalb diese Schönheit eine bereits vergangene war, bis ich bei einer gewissermaßen suchenden Wendung ihres Hauptes erkannte, daß ihre Augensterne erloschen waren. Jene suchende Bewegung forderte mich um so mehr auf, zu sprechen, um der Blinden die Richtung anzuzeigen, in der ich stand, und ich sagte, um meinem Ziele rasch näher zu kommen, daß ich eine Botschaft aus Mähren brächte, die sich auf viele, viele Jahre zurückbezöge.

„Eine Botschaft aus Mähren?" sprach sie, „eine Botschaft aus alter Zeit? Herr Graf von Marennes hat mir wohl Ihren Namen genannt, aber ich bitte, mir ihn zu wiederholen."

Ich nannte meinen Namen. Madame Clairmont bewegte ein silbernes Glöckchen, das vor ihr stand, worauf sich ihr aus einem entfernten Winkel des Saales eine Frauensperson näherte und sich lauschend zu ihr beugte, um einige leise gesprochene Worte von ihr zu vernehmen. Ich weiß nicht, auf welche Art dadurch angezeigt werden mochte, daß die leidende Frau sich zurückzuziehen wünsche, aber es dauerte nur wenige Minuten, und alle Anwesenden hatten nach und nach mit demütigen oder mit freundlichen Worten von ihr Abschied genommen. Niemand blieb im Saale als Madame Clairmont selbst, die durch das Glöckchen herbeigerufene Frauensperson, Octave, die blonde Gestalt, in der ich jetzt unschwer Miß Lucy Lussingham erkannte, und ich. Sobald der letzte Fremde verschwunden war, reichten sich Octave und Lucy schweigend die Hände, und wie sie einige Minuten beisammen standen und sich in die Augen sahen, konnte ich wahrnehmen, daß jugendliche Liebe auch durch die einfachsten Gebärden den höchsten Grad von Leidenschaft auszudrücken vermag. Diese Minuten des Schweigens aber schienen die Blinde zu beängstigen.

„Herr Konradin Bobna hat sich noch nicht verabschiedet, nicht wahr? Ich werde auch Sie bitten, Herr Graf, mich zurückziehen zu dürfen, Herrn Konradin aber, mir in mein Zimmer zu folgen, ich bin bereit, seine Botschaft zu empfangen."

Für Octave war dies ein Zeichen, das Haus zu verlassen. Ich konnte an dem Ton, in welchem Madame Clairmont sprach, wohl bemerken, daß sie ihm ein Alleinbleiben mit Lucy nicht gestattet hätte. Nach seiner Entfernung nahm Madame Clairmont den Arm der erwähnten Frauensperson, fragte, ob ich in ihrer Nähe sei, hieß mich ihr folgen und schritt voran. Lucy, indem sie sich vor mir zum Abschied verbeugte, richtete ihre großen Augen mit

dem Ausdruck der Verwunderung und der Frage auf mich.

Madame Clairmont betrat ihr Gemach, verabschiedete ihre Begleiterin und ich blieb allein mit ihr. Im Ton einer harmlosen Mitteilung begann ich die Erzählung von dem Zusammentreffen meines Vaters mit einem französischen Offizier, Namens Jules Vergedier. Sobald ich diesen Namen genannt hatte, bewegte Madame Clairmont wieder das silberne Glöckchen und bat ihre eingetretene Führerin, auch das Vorgemach zu verlassen und dafür zu sorgen, daß während meiner Anwesenheit das Vorgemach nicht betreten und ihr keine Meldung, welcher Art immer, gemacht werde. Wieder allein mit ihr, fragte sie, ob mir Graf Marennes, der Vater oder der Sohn, irgend eine Mitteilung über ihr Verhältnis zu dem genannten französischen Offizier gegeben hätte.

Ich erwiderte, daß ich sie nach den Angaben des jungen Grafen Octave für die Tante Vergediers halten müsse und weiter nichts von ihren Beziehungen zu dem Franzosen wisse, daß ich sie aber unter allen Umständen auch ohne die Bekanntschaft mit dem Grafen von Marennes aufgesucht hätte, sobald ich nur erfahren, daß ihr Vorname Hortense war. Denn es werde sich aus dem ferneren Verlauf meiner Erzählung ergeben, daß mir die Zusammenkunft mit ihr zu erstreben eine heilige Pflicht war.

Meine Erklärung, daß ich sie für die Tante hielte und nichts weiter wüßte, schien sie zu beruhigen. Sie neigte ihr Haupt lauschend ganz nahe zu mir, als ich getreulich die Aufzeichnungen meines Vaters vor ihr entrollte: die Lebensrettung, den Abschied, den Vergedier von seinem Retter genommen, und erst als ich von dem Briefe sprach, den er ihm übergeben hatte, geriet sie in eine heftige Bewegung.

„Ein Brief! ein Brief!“ rief sie. „Ist er aufbewahrt worden? Ist er erreichbar?“

Ich erklärte, auf welche Weise ich in den Besitz des Schriftstückes gekommen, und daß ich zu dem Zweck anwesend war, um es ihr zu überreichen.

Jetzt brach sie in Äußerungen des Schmerzes aus, die sich bis zum größten Jammer steigerten. Die Ursache wäre leicht zu erraten gewesen, auch wenn sie dieselbe in den wilden Ausbrüchen ihres Gefühls nicht offen gestanden hätte. War sie doch blind, also unfähig, das teure Vermächtnis unmittelbar zur Kenntnis zu nehmen, und gab es einen Menschen auf der ganzen weiten Welt, dem sie die Vorlesung einer Schrift hätte anvertrauen können, in welcher ohne Zweifel das furchtbarste Geheimnis ihres Lebens offen ausgesprochen war? Sie dachte nicht daran, daß sie mir schon einen Teil davon enthüllte, wenn sie klagte:

„Ich habe um meinen Sohn Jules geweint, bis mit der letzten Thräne, die ich noch hatte, auch die letzte Spur von Licht aus meinem Auge geflossen war. Ich bin blind! Hat damit der Himmel seine Strafen erschöpft? Nein, nein! Die Strafe ist dieser Augenblick. Er stellt mich vor das letzte, vor das teuerste Gut, das ich noch besitzen kann, und er raubt es mir, indem er es mir gewährt. Der Brief, der Brief! Wo ist er?“

Ich legte das Schreiben in ihre Hände. Sie betastete mit ihren Fingern die Siegel, ob sie noch unverletzt seien, sie berührte die Initialen, die aus dem Wachs hervortraten, sie küßte die Aufschrift und drückte den Brief mit beiden Händen an ihr Herz. Dann nahm sie ihn wieder vor die blinden Augen, als hätte sie diese durch Gewalt des Willens zwingen können, die Aufschrift zu lesen Dann reichte sie mir es plötzlich und sagte:

„Lesen Sie, was da geschrieben steht, die Adresse; ist sie an mich gerichtet, trägt sie meinen Namen?“

Ich las die Aufschrift:

„Madame Hortense Vergedier (Seraphine de Valois).“

Die unglückliche Frau sank wie ohnmächtig in die Kissen ihres Diwans zurück. Ich wollte um Hilfe gehen.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ rief sie,

krampfhaft sich emporraffend; „niemand soll zu mir, und Sie, der Sie mich so gesehen haben — verlassen Sie mich nicht!"

Eine lange Pause trat ein. Ich wollte durch keinen Laut die Art von Erholung unterbrechen, die Sammlung, der sie nach und nach fähig wurde. Endlich fragte sie, ob noch Tageslicht im Zimmer sei, genugsam, um eine Schrift zu lesen. Als ich bejaht hatte, verfiel sie wieder in ein nachdenkliches Schweigen.

„Sie sind ein Fremder," sprach sie endlich, „ein mir völlig unbekannter Mann. Sie haben aber versichert, diesen Brief noch keinem Sterblichen gezeigt zu haben, seit er aus den Händen Ihres Vaters kam, ja nicht einmal die Existenz eines solchen Briefes verraten zu haben. Dies erregt Vertrauen und auch Ihre Stimme erregt Vertrauen, und zuletzt — Sie sind mir fremd und unbekannt, was könnte es Ihnen nützen, mich noch unglücklicher zu machen, mich durch einen Verrat oder durch einen Vorwurf zu töten. Dessen wäre ich nicht sicher, wenn ich mich einem Verwandten anvertraute, und um so weniger, je näher er mir stünde. Wollen Sie, der Unbekannte, mir ein Freund sein?"

Ich gelobte mit aller mir zu Gebote stehenden Gewalt des Ausdrucks und mit einer tiefen Rührung, die ihr erkennbar werden mußte, Treue und Verschwiegenheit.

Sie fuhr langsam mit der Hand über mein Gesicht, um sich auf diese Weise meine Züge einzuprägen. Dann sagte sie: „Öffnen Sie das Schreiben und lesen Sie vor."

* *
*

Sie selbst brach die Siegel. Dann erst öffnete ich die Umhüllung und nahm eine Anzahl von Dokumenten heraus, von denen ich bloß die Überschriften zu lesen brauchte, um daß Hortense ihren Inhalt erkannte. Sie betrafen die Abstammung und die Rechte einer Tochter aus uraltem französischen Adelsgeschlecht, die Identität mit Madame Hortense Vergedier, und mitten darunter fand sich auch die Ordonnanz, welche Ludwig XVI. unterzeichnet hatte und welche die Wiederherstellung des alten Familienadels in der Person dieser Frau anordnete.

Hortense bedeutete mir mit einer Handbewegung, jedes Papier dieser Art, sobald sie seine Bestimmung erkannt hatte, beiseite zu legen. So kam ich endlich zu dem Schreiben des Sohnes an die Mutter, welches mit der Ansprache begann: „Madame!"

Es wäre mir unmöglich, was das Schreiben enthielt, wörtlich aus dem Gedächtnis wiederzugeben, auch müßte ich in diesem Falle viele Einzelheiten aufzeichnen, welche für den Verlauf dieser Erzählung völlig gleichgültig sind. Das Schreiben begann mit dem Ausdruck der Empfindungen, welche dem Sohne seit seiner fürchterlichen Entdeckung unaufhörlich das Herz zerrissen. Er sagte, daß er bis zu diesem Tage von Gefecht zu Gefecht den Tod als Erlöser gesucht habe, daß aber, als ihm der Tod heute nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in Gestalt eines elenden Meuchelmörders nahe gestanden habe, plötzlich ein seltsames Gefühl ihn überkommen, halb Reue, halb Erbitterung. Er hätte nämlich daran denken müssen, daß er ihr in der stürmischen Aufregung der letzten Begegnung widerrechtlich die Papiere entrissen habe, welche ihr dazu hätten verhelfen sollen, die Schmach ihres Daseins unter einem neuen, hochadeligen Namen zu verhüllen und zu verhehlen. War das Gefühl, das ihn dazu getrieben, fragte er, nicht ein noch zu großes Zugeständnis an sie? Bedeutete dieser Zorn nicht einen noch zu engen Zusammenhang mit ihr? Dies hätte er sich im Augenblicke der Gefahr gesagt, in dem Augenblicke, als er einen anderen Gegenstand, den er ihr blind und zufällig mit den Papieren zugleich entrissen hatte, ihr Taschentuch, dazu benutzte, das Blut des Gegners, dem er den Hirnschädel gespalten, daran abzuwischen, um es dann von sich zu thun, wie er jetzt die Papiere von sich thun wollte. Er möchte sie ihr aber nicht zuschicken, auch wenn er ihren

Aufenthalt kennte. Er möchte, daß sie die Sendung erst nach seinem Tode empfinge. Er denke deshalb daran, alles dem Manne zu übergeben, der ihm heute das Leben gerettet. Dadurch wäre es dem Fatum anheimgestellt, ob ihr jemals und wann ihr jemals dieser letzte Lebensgruß ihres Sohnes in die Hände geraten werde.

So weit hatte ich gelesen, als meine Augen, die dem Munde vorauseilten, im Schluß des Briefes nichts mehr fanden als eine Aufforderung, eine dringende Beschwörung, dem Überbringer dieses Briefes, sei er nun der Retter selbst oder sein Bruder, sein Sohn, sein Freund, den Dank für die lebensrettende That zu zollen, den Vergebier selbst nicht leisten konnte. Dies war mit einer so aufregenden Dringlichkeit verlangt, daß mich ein natürliches Schamgefühl verhinderte, über meine eigenen Lippen zu bringen, was eine unverdiente Belohnung für mich forderte. Ich unterbrach daher die Lektüre, indem ich davon sprach, daß ich auch im Besitze jenes Taschentuches sei, das den Namen Hortense in die Ecke eingestickt hatte und von welchem im Briefe die Rede war. Ich legte es in die Hände der unglücklichen Frau, die es zusammenpreßte und dann lange schweigend in sich selbst versank.

„Nicht *sein* Blut klebt daran,“ sagte sie endlich, „aber er hat es lange bei sich getragen. Lesen Sie den Brief zu Ende.“

Ich erwiderte, daß ich dies nicht wohl könnte, weil der Schluß gewissermaßen nur mich selbst betraf, obgleich ich, als er geschrieben wurde, noch nicht geboren war. Sie bat um eine nähere Erklärung, und nur andeutungsweise ließ ich sie den Inhalt dessen erraten, was ich ihr nicht vortragen wollte. Sie fragte, ob der Schluß nichts enthalte, was auf ihr Geheimnis Bezug hätte, so daß ihn vielleicht auch ein Fremder lesen könnte. Ich bejahte. Nun bat sie mich, den Schluß des Briefes von dem übrigen Teil desselben abzulösen, mittels einer kleinen Maschine, die auf ihrem Schreibtisch stand, ein Licht anzuzünden, an diesem den gelesenen Teil des Briefes sogleich zu verbrennen, den ungelesenen Schluß aber und die Dokumente in ihre Hände zu legen. Nachdem dies alles geschehen war, zog sie an einem Glockenstrang, der hinter ihr an der Wand hing, und sagte:

„Sie sind dem Grafen Marennes attachiert und wohnen bei ihm, nicht wahr? Verlassen Sie mich jetzt, aber versprechen Sie mir, augenblicklich wiederzukehren, sobald Sie zu mir gerufen werden. Sie haben mir Treue und Verschwiegenheit gelobt, und ich habe in meiner Hilflosigkeit und Vereinsamung den Drang und die Beruhigung, Ihnen zu glauben. Ja, im Ton Ihrer Stimme liegt etwas, das wie Unmöglichkeit klingt, daß Sie ein Schwächling oder ein Lügner sein könnten. Ich glaube Ihnen in dem Grade, daß ich mir den Schluß des Briefes ohne Bedenken von meiner Enkelin werde vorlesen lassen, weil Sie sagen, daß nichts darin enthalten ist, was mich kompromittieren könnte. Geben Sie mir die Hand wie ein Freund und leben Sie wohl!“

Ich drückte warm ihre Hand und entfernte mich, während ein Kammerdiener mit der Lampe und das Fräulein, das als Führerin diente, mir im Vorgemach begegneten.

Auf der Straße war es noch taghell und sommerliche Schwüle drückte auf die engen Straßen. Mich überkam eine erklärliche Sehnsucht nach frischer Luft, nach Feld und Wald. Wie war ich aber hier fremd und verlassen, ohne Gefährten und ohne Kenntnis eines Ortes, wo ich finden konnte, was ich suchte. Ich lechzte nach einer Fahrt ins Freie, nach Bewegung und Gesellschaft. Da fiel mir ein, daß ich am Morgen in der Vorstadt Schottenfeld gewesen, um Frau Cäcilie Bürgerlein aufzusuchen, und dort erfahren, daß sie tags vorher eine Landwohnung in Dornbach bezogen, die man mir genau bezeichnet hatte. Viel war mir schon von dem gefälligen Wesen und dem flinken Fahren der Wiener Fiaker erzählt worden — ich warf mich in den zierlichen Wagen eines solchen und fuhr nach Dornbach. Vielleicht war die Stunde für einen

Besuch unschicklich spät gewählt, allein die schöne Jahreszeit mit der Tageshelle, die nicht enden wollte, sollte mich entschuldigen. Duft und Luft waren in der That bezaubernd, als ich den Garten der Landwohnung betrat. Eine Gesellschaft von vier Personen saß im Freien beim Abendbrot, obenan eine überaus pikante Brünette, mit jenen rundlichen Formen, die man in Wien „molett“ nennt. Ich mußte sie als die Hausfrau erkennen, als Frau Cäcilie Bürgerlein, und sobald ich mich als Abgesandten ihrer Mutter durch den Brief legitimiert hatte, war auch die Freundschaft schon geschlossen. Der Herr Gemahl erfreute sich eines bedeutenden Embonpoints, das ihn hinderte, sich vor mir so rasch zu erheben, wie es die Höflichkeit verlangt hätte, und als ich seine Anstrengung in dieser Beziehung gewahrte, bat ich ihn um aller Heiligen willen, sich nicht zu inkommodieren, und drückte ihn auf seinen Sitz nieder. Er preßte dankbar meine Hand, als ob ich ihm das Leben gerettet hätte, und bat mich, mit einem „Löffel Suppe“ vorlieb zu nehmen.

Ich erfuhr zum erstenmal, seit ich auf der Welt war, daß ein Löffel Suppe wie ein junges Schweinchen aussieht, das in ganzer Gestalt gebraten auf dem Tische stand. Nichts hätte mich diesen Menschen besser empfehlen können als der Hunger, den ich mitbrachte, wenn es nicht meine zufällige Äußerung war, daß ich zum Hause der Grafen Marennes gehörte. Der Wiener Bürger hatte damals einen noch heute trotz aller demokratischen Bewegungen nicht ganz erloschenen, unendlichen Respekt vor der Aristokratie und übertrug ihn auf alle Personen, die mit ihr in Verbindung standen. Am meisten imponierte meine Äußerung einem Herrn, der noch am Tische saß und der mir, weil das gegenseitige Vorstellen damals noch nicht in die kleinbürgerlichen Schichten gedrungen war, nur im Laufe der Gespräche als ein Herr von Schmöller bezeichnet wurde. Die Adelserhöhung war natürlich nur Folge des Wiener Sprachgebrauches. Schmöller betrachtete mich mit wahrer Andacht, ich aber wendete meine Blicke seiner Nachbarin zu, deren Tracht mir wie ein Gruß aus der Heimat ins Gemüt drang. Ich erkannte nämlich an der Kleidung die Landsmännin, die Tochter des mährisch-slavischen Stammes der „Hannaken“. Frau Bürgerlein säumte auch nicht lange, mir die Anwesenheit des starkknochigen wohlgestalteten Weibes zu erklären; es war die Amme des „Loisl“ (Alois), des ersten Kindes, womit die „saubere“ Cilly ihren Eheherrn beschenkt hatte. Wir saßen gerade an der Schwelle des nur aus einem Parterre bestehenden Landhäuschens, und jede Regung des schlafenden Loisl wurde durch die offene Thür vernommen.

Als die Mahlzeit durch Mitteilungen und Erzählungen aus Brünn und Wien sich in die Länge zog, äußerte ich meine Besorgnis, als ein des Weges unkundiger Fremder und durch die späte Stunde verhindert, noch einen Wagen aufzutreiben, in dieser Nacht mich nicht mehr zur Stadt zurückzufinden.

„O, der Herr von Schmöller wird Sie begleiten,“ sagte Cilly, „er geht ja auch noch hinein. Die Nacht ist so schön, wir können schon noch ‚a bisserl‘ beisammen bleiben. Haben's diesmal nicht Ihre Guitarre mitgebracht, Herr von Schmöller?“

Der Angesprochene sprang wie elektrisiert empor und begab sich in das Haus, um das erwähnte Instrument zu holen, und während seiner Abwesenheit berichtete mir das Ehepaar, daß er ein ausgezeichneter Virtuose auf Guitarre und Zither sei, auch gewöhnlich den Klang der Saiten mit Liedern begleite, wobei nur zu bedauern, daß seine Stimme nicht so schön klinge wie sein Spiel. Ich ließ Schmöller sich auf der Guitarre und mit einem dazu gesungenen Liede produzieren, nahm ihm dann das Instrument ab und sang selbst. Die Wirkung war natürlich zunächst auf die slavische Amme eine außerordentliche, da ihr die Weisen ihrer Heimat ans Ohr schlugen. Aber auch Cilly war äußerst erregt.

„Ich bin ganz echauffiert vom Zuhören,“ sagte Cilly, „und während mein Mann seine Pfeife raucht und Herr von Schmöller ihm zuschaut, wollen wir im Garten auf und ab gehen, wenn's Ihnen recht ist.“

Nach dem Blick, den Schmöller auf mich warf, schien die ihm zugeteilte Rolle eines Zuschauers gegenüber dem Herrn Gemahl, an welchem allerdings sehr viel, aber nicht gerade etwas Interessantes zu schauen war, nicht nach seinem Geschmack zu sein. Ich aber war hocherfreut, Cilly in eine gewisse Aufregung versetzt zu haben, wodurch es mir ermöglicht werden konnte, den Gegenstand, der mich hergeführt hatte, noch heute zu erledigen.

Cilly schien jedoch gerade in der Stimmung, die ich in ihr geweckt, die prosaischen Sorgen und Plagen des Lebens nicht berühren zu wollen. Mit Entzücken und in ausführlichen Schilderungen sprach sie mir von den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie noch kinderlos war, wie eine vornehme Dame gelebt und auch viele Herren der großen Welt in ihrem Hause gesehen hatte. Die Verhältnisse hatten sich geändert, außerdem wäre sie durch die Geburt ihres „Loisl“ ganz und ausschließlich Mutter geworden; sie bedauere dies nicht, sie könne sich aber auch nicht enthalten, der schönen und glücklichen Tage, als sie mit dem Titel einer Frau doch frei und fröhlich wie ein Mädchen gewesen, wie eines verlorenen Paradieses zu gedenken.

„Und sehen Sie,“ sagte sie, „mit einem von den Herren, die mich damals besucht haben, hätt's bald ein Unglück gegeben. Er war zu heftig und leidenschaftlich, was ihm am Gesicht niemand angemerkt hätte. Ich muß Ihnen zeigen, wie er ausgesehen hat.“

Wir waren während dieser Unterhaltung unvermerkt aus dem Garten hinausgeschritten und zur Vorderseite des kleinen Hauses gekommen, wo der eigentliche Eintritt in dasselbe war. Sie führte mich durch den Flur in ein kleines, nett ausgestattetes Zimmer, wo sie, nachdem sie die Kerzen auf einem Armleuchter angebrannt hatte, mich auf dem Sofa Platz nehmen hieß. Inzwischen suchte sie, immer weiter schwatzend, in den Laden ihres Schreibtisches umher und brachte mir endlich in einem schmalen ovalen Rahmen das Porträt eines Mannes.

„Es ist von Daffinger,“ sagte sie, „dem ersten Miniaturmaler in Wien, und er hat aus Freundschaft für den Herrn gethan, wozu ihn sonst keiner mit noch so viel Geld hat bringen können: er hat das Bild nicht nach dem Leben gemalt, sondern den Kopf aus einem Porträt in Lebensgröße kopiert.“

Ich sah einen jungen Mann, der hübsch gewesen wäre, wenn die Jugendlichkeit seines Gesichtes nicht unter den zwei hohen steifen „Vatermördern“ und unter der Miene eines strengen, fast abschreckenden Ernstes gelitten hätte.

„Sie werden mir's jetzt schwer glauben,“ lachte Cilly, „daß der Mensch schlimm und unbändig war und daß ich hab gewaltsam ein Ende machen müssen.“

Ich vermutete, daß es sich um denselben Mann handelte, der ihr die Schenkungsurkunde gegeben und von dem mir die Frau Emanuels gesprochen hatte. Auch war ich gerade auf dem besten Wege, Cilly darüber zu Eröffnungen zu bringen, als plötzlich Schmöller die Thür aufriß und mit einer Hast, wie wenn Gefahr im Verzuge wäre, an die Rückkehr zur Stadt mahnte. Offenbar hatte ihn die Eifersucht, die ich schon durch meinen Liedervortrag und dann noch mehr durch das vertrauliche Entgegenkommen Cillys in ihm erregt, zu dieser Unterbrechung gedrängt. Ich war geneigt, ihm zu erwidern, daß ich mich nötigenfalls auch allein zur Stadt zurückfinden werde, aber eine in jedem Sinne gewichtigere Person als Schmöller erschien jetzt auf der Schwelle, Herr Bürgerlein selbst, der mit unwiderleglicher Bestimmtheit äußerte, daß man auf dem Lande früh schlafen gehen müsse. Rasch verabredete ich mit Cilly den Tag meines nächsten Besuches, da sie mich lebhaft gebeten hatte, ihr in der Art zu dienen, wie ihre Mutter es ihr ge-

schrieben und in meinem Namen versprochen hatte.

Auf dem Wege nach der Stadt gefiel sich Schmöller darin, mir von dem glänzenden Leben zu erzählen, das Frau Bürgerlein in früherer Zeit geführt haben sollte. Der Platz vor ihrem Hause wäre von herrschaftlichen Equipagen bedeckt gewesen; ins Theater wäre sie niemals gegangen, ohne in einer Loge zu sitzen, im ersten Range, und in den Zwischenakten wären dann die vornehmsten Kavaliere der Stadt zu ihr gekommen. Ich fragte, ob auch die Frauen dieser Kavaliere mit Cilly verkehrten, was Schmöller nach einigem Nachdenken harmlos verneinte, ohne zu ahnen, daß er dadurch jener gepriesenen Lebensführung ein eigentümliches Gepräge gab. Übrigens schilderte er Cilly als sehr launenhaft und kokett, was er freilich auch aus Eifersucht thun mochte, um mir die Lust zu verderben, an sie zu denken.

Ich verabschiedete mich von diesem Manne, sobald ich meinen Weg allein zu finden wußte. Der Tag war reich an Erlebnissen gewesen, und doch waren damit nur Saatenkörner ausgeworfen und es war fraglich, ob dieselben in die Halme schießen würden. Darüber nachzudenken, war ich an diesem Tage nicht mehr im stande; aber kaum hatte ich am nächsten Morgen den Schlummer von mir gestreift, als schon mein junger Graf anfragen ließ, ob ich für ihn sichtbar wäre. Ich antwortete natürlich, daß ich ihn erwarte, aber schwer fiel es mir aufs Herz, wenn ich bedachte, daß ich ihm aus der ganzen langen Unterredung mit Madame Clairmont nichts zu melden hatte, woraus ein Trost oder eine Hoffnung für ihn hervorgegangen wäre.

Indessen hatte ich die ganze Feinheit dieser Natur nicht im voraus erkannt. Wie sehr ihn die Sache auch im Gemüt beschäftigen mußte, da er unklare, aber bestimmte Voraussetzungen von meiner nützlichen Einwirkung hegte — er richtete nicht die geringste Frage über den Charakter oder den Inhalt meiner Unterredung mit der Blinden an mich, wohl überzeugt, daß ich ihm mit einer erfreulichen Meldung von selbst entgegenkommen würde.

„Ich wollte Sie so früh schon sprechen," sagte er, „weil ich einen Gesandtschaftsposten angenommen habe."

„Bei welcher Macht?" fragte ich erstaunt.

„Bei derjenigen Macht, die Ihnen innewohnt, lieber Konradin," war die lächelnde Antwort. „Fürwahr, es ist auch eine Königin, die mich abgesandt hat; ich darf es sagen, obgleich sie meine eigene Tante ist. Sie haben ja Andrea in Schloß Leonhelm gesehen. Sie hat sich beeilt, nach Wien zu kommen, ich glaube wahrhaftig, aus keinem anderen Grunde, als um Sie zu sehen. Denn sie schickte noch gestern abend gleich nach ihrer Ankunft nach mir, und mit einer Leidenschaft, die sonst gar nicht in ihrem Wesen liegt, beschwor sie mich, Sie zu einem Besuch bei ihr zu veranlassen, je früher um so lieber."

Ich bemerkte dem Grafen lachend, wie süß und sauer zugleich diese Botschaft sei, da die ungeduldige Leidenschaft der schönen Baronin von Fittichau mich beglücken müßte, wenn ich das Ziel und nicht bloß das Rohr wäre, durch das die Leidenschaft hindurchgeblasen wird. Noch am Vormittag fand ich mich bei Andrea ein. Ihr hastiges Verlangen, mich zu sehen, schien mir von guter Vorbedeutung für den Liebenden in Brünn zu sein; das Eis schien doch einen Sprung bekommen zu haben, und ich war fest entschlossen, das Äußerste zu wagen, um es völlig zu brechen.

Zu diesem Zweck hielt ich es für ratsam, mit der Zustimmung des Grafen Marennes zu dem Auswanderungsplane Colberts plump herauszuplatzen, die Miene annehmend, als ob ich ein nicht mehr zu änderndes Unglück verkündete. Die Wirkung war denn auch in der That eine außerordentliche, wenn auch deshalb noch lange nicht eine meinen Absichten günstige. Denn nachdem Andrea einen wahren Verzweiflungsschrei ausgestoßen und hierauf so herzlich wie ein kleines Kind geweint

hatte, ohne Rücksicht darauf, daß ich, ein halbfremder Mann, Zeuge dieses intimen Schmerzes war, brach sie in die Worte aus:

„Ich kann nicht, ich kann nicht! Fittichau hat mir sein Leben geopfert; aus Liebe zu mir, um nach der Forderung meines Vaters, von deren Erfüllung er die Gewährung meiner Hand abhängig machte, in der Carriere des Staatsbeamten zu bleiben, hatte er sich in die diplomatischen und politischen Intriguen und Aufregungen gestürzt, die sein früher Tod waren. Ich vermag nicht, über sein Bild, wie es in meiner Seele lebt, einen ewigen Vorhang zu ziehen, wie ich einen Vorhang über sein Bild zog, das hier an der Wand hängt."

Bei diesen Worten bewegte sie eine Schnur, und es enthüllte sich das lebensgroße Bildnis eines Mannes, in dessen Anblick sie sich wie zur Stärkung ihres Entschlusses vertiefte. Ich aber sprang überrascht auf und blieb sprachlos stehen. Es war das Bild desselben Mannes, dessen Miniaturporträt ich abends vorher in den Händen der reizenden Cilly Bürgerlein gesehen hatte.

* *
*

Andrea deutete mein stummes Erstaunen als eine nur des Schweigens mächtige Überraschung, als Huldigung für den Wert des Kunstwerkes.

„Ja," sagte sie, „das Bild ist schon viel bewundert worden, und Daffinger, der sonst nur nach dem Leben malt, hat es sich nicht nehmen lassen, in seiner Weise eine Kopie anzufertigen. Leider habe ich dieses Miniaturporträt nicht, es wurde von meinem Gatten einer alten Tante bestimmt, die im Ausland lebt.

„So?" bemerkte ich. „Und die Tante hat es richtig erhalten?"

„Natürlich," erwiderte Andrea etwas befremdet. „Alois hat es ihr geschickt."

„Wer ist Alois?" fragte ich und sah Andrea unwillkürlich neugierig in die Augen.

„Alois war der Taufname meines Gatten," war die Antwort.

Ich wollte nicht länger bei der Sache und folglich bei Andrea verweilen und bat sie, ihr meinen nächsten Besuch im voraus schriftlich ankündigen zu dürfen, damit ich sicher sei, empfangen zu werden. Mein Erstes, nachdem ich das Haus verlassen, war, an Baron Colbert zu schreiben, er möge sich mit jenem Frohmut in Geduld fassen, der durch stilles Ausharren nichts zu versäumen fürchte.

Die Stunde, die ich mit der holden und pikanten Frau Cilly verabredet hatte, um ihre Angelegenheit zu hören und ihr Rat zu erteilen, war endlich gekommen.

„Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen einen Namen nenne," sagte die angenehme Dame, „solange ich nicht weiß, ob es durchaus nötig ist, wenn Sie mir beistehen sollen. Ich will's kurz machen."

Die Kürze, welche Frau Bürgerlein liebte, war dem Begriffe, den man mit diesem Maße verbindet, keineswegs entsprechend. Sie geriet vom Hundertsten ins Tausendste und brauchte ohne Not viele Zeit, um der Hauptsache eine Staffage zu geben, welche leicht hätte entbehrt werden können. Der Kern der Angelegenheit war aber sehr einfach:

Ein Kavalier und Staatsbeamter, dessen pedantischem und ruhigem Äußeren man die Leidenschaft gar nicht angesehen hätte, deren er fähig war, verfolgte Cilly mit glühenden Bewerbungen um ihre Gunst, obgleich sie bereits verheiratet war und auch wußte, daß ihn das Band der Ehe an eine schöne Frau knüpfte. Er beteuerte, aus unbesieglicher Liebe zu Cilly alle Heuchelei zu üben, welche notwendig, um in seiner Frau keinen Verdacht aufkommen zu lassen, daß er aber, wenn er glücklich werden könnte, um diesen Preis auch den offenen Bruch und den Skandal nicht scheuen würde. Er überhäufte Cilly mit Gaben, worunter auch das Miniaturporträt, und schrieb ihr endlich einen Brief, in welchem er sie zu einer Flucht nach Italien aufforderte. So weit ließ es Cilly nicht kommen, aber es mußte doch etwas Bedeutsames oder Verhängnis-

volles vorgegangen sein. Aus Cillys gewundenen und weitschweifigen Erklärungen über diesen Punkt ließ sich Genaues nicht feststellen — genug, sie befand sich eines Morgens im Besitz einer Schenkungsurkunde, welche ihr das Recht gab, falls ein besonders bezeichnetes Ereignis einträte und der Aussteller der Urkunde dann nicht mehr am Leben wäre, von den Erben desselben einige tausend Gulden in Anspruch zu nehmen.

In der That, der Spender dieses Schriftstückes überlebte das Datum desselben nur um wenige Tage. In den Verhältnissen des Fabrikanten Bürgerlein ergab sich bald nachher viel des Verdrießlichen, und Cilly war in Versuchung gekommen, von der Schenkungsurkunde Gebrauch zu machen, volle achtzehn Monate nach dem Tode des Gebers. Denn das in der Schrift vorhergesehene Ereignis war in der Gestalt „Loisls“ schon seit zehn Monaten vorhanden — wie aber würden die Leute, meinte Cilly, besonders die Gattin des Verstorbenen, solche Ansprüche aufnehmen; und würde nicht ein schreckliches Gerede darüber entstehen, das den Ruf der guten, armen Cilly gänzlich zu Grunde richten müßte? Ich sollte nun raten, was da zu thun wäre.

„Meine liebe gnädige Frau,“ sagte ich nach scheinbarem Nachdenken und mit der Miene des wichtigsten Ernstes, „der Fall gestaltet sich zufällig so: Ihr Verehrer hieß Alois Baron von Fittichau, und wenn Sie mir jetzt seinen Brief, der die Flucht nach Italien vorschlägt, und die Schenkungsurkunde zu lesen geben, so werde ich Ihnen bis auf jedes Pünktchen genau sagen können, was Sie thun sollen und was geschehen wird.“

Cilly schlug die Hände vor Überraschung zusammen, daß ich den Namen des Helden in dieser Geschichte wußte. Indem ich mich im stillen auf meine psychologische Beobachtung Andreas stützte, in welcher die Neigung zu Colbert offenbar nur durch das vermeintliche Pflichtgefühl unterdrückt wurde, welches gebot, dem treuen Verstorbenen Gegentreue zu leisten — indem ich dies alles bedachte, konnte ich Cilly den Rat geben, sich zur Baronin Fittichau zu verfügen.

„Erzählen Sie ihr, was Sie mir erzählten,“ sagte ich, „legen Sie als Beweisstücke den Brief und die Urkunde vor, und Sie werden wohl einer sehr großen und vielleicht auch einer sehr schmerzlichen Überraschung begegnen; aber der Schmerz wird nicht lange dauern und ein Widerstreben, die Ihnen vom Verstorbenen gegebenen Versprechungen zu erfüllen, wird nicht vorhanden sein. Man wird Sie vielmehr mit einer gewissen Freude befriedigen und weit entfernt sein, deshalb Ihren guten Ruf zu bedrohen. Im Gegenteil! Die Baronin wird Ihnen Schweigen versprechen, ohne dazu aufgefordert zu sein, um den Preis, daß Sie selbst alles verschweigen, daß Sie Bild, Brief und Schriftstück ihr zurücklassen und damit die ganze Sache für immer in Nacht und Vergessenheit begraben sei.“

Ich hatte ein bestimmtes zuversichtliches Gefühl, mich in keiner dieser Voraussagungen zu irren, auch nicht darin, daß Andrea Verschwiegenheit verlangen werde. Denn sie hatte zu lange Zeit die musterhafte Treue und Liebe des Gatten gepriesen, als daß sie nicht beschämt gewesen wäre, wenn der Welt der gerade Gegensatz dazu zur Kenntnis gekommen wäre. Cilly bat ich, meinen Namen in der ganzen Angelegenheit nicht zu nennen, ja machte dies zur Bedingung des Gelingens, gab ihr aber meine Adresse, damit sie mir bloß durch Zusendung ihrer Karte anzeige, daß alles nach Wunsch abgelaufen sei.

Ich hatte darüber nicht die mindeste Sorge, und als ich mich entfernte, trat sogleich eine ganz andere Vorstellung in den Kreis meiner Bedenken und Erwägungen. Mehrere Tage waren vergangen seit der langen und gewissermaßen schicksalsreichen Zusammenkunft mit Madame Clairmont, ohne daß sie mich wieder zu sich beschieden hätte. Sollte in dieser Beziehung alles lange in der Schwebe bleiben? Dies hätte sich nicht

mit meinem Lebensberuf, mit meinen persönlichen Neigungen vertragen. Denn ich wünschte den Wanderstab weiter zu setzen, für einen fahrenden Gesellen ist nirgends langes Bleiben, die Zusage jedoch, einem Ruf von Madame Clairmont Folge zu leisten, mußte mich wider Willen in meiner gegenwärtigen Situation festhalten.

Sie wurde mir durch die Zuvorkommenheit des gräflichen Hauses allerdings leicht gemacht; allein, wie ich schon einmal bemerkte, an der Beschaffenheit des Käfigs wird nichts dadurch geändert, daß er aus Gold besteht. Trotzdem erfüllte mich Freude, als durch seine Gitterstäbe die Karte der Frau Bürgerlein mir zugestellt wurde, als Zeichen der Richtigkeit meiner Vorhersagungen, als Zeichen auch, daß das Glück nicht nur mich selbst dazu bestimmt hatte, wohlgemut und eine fröhliche Natur zu sein, sondern mir auch vergönnte, in die Verhältnisse, die ich zufällig berührte, Frieden und Fröhlichkeit oder das Glück meiner eigenen Natur zu bringen. Ich hielt es jetzt an der Zeit, mich bei Andrea anzumelden, noch ein wenig zweifelhaft, ob die erstaunlichen Thatsachen, die sie von Cilly vernommen haben mußte, die Gesinnungen der Witwe völlig umgewandelt haben würden, aber fest entschlossen, meine Mitwirkung an einer günstigen Wendung gänzlich in Verschwiegenheit zu hüllen.

Was nun jenen Zweifel betrifft, so fand ich ihn schon bei meinem Erscheinen im Boudoir Andreas gelöst. Baron Gustave Colbert saß an ihrer Seite. Die beiden schönen jungen Gestalten streckten mir ihre Hände entgegen, wobei mich Andrea so verständnisinnig betrachtete, daß ich vermuten mußte, Cilly habe ihr Wort gebrochen und, nachdem ihre Absicht erreicht war, auch verraten, daß ich das Spiel geleitet. Gleichwohl fragte ich, wie es zugegangen, beteuerte, von nichts zu wissen, und gab dadurch Andrea die Beruhigung, auch Colbert gegenüber, der offenbar den Zusammenhang der Dinge nicht ahnte, das Geheimnis zu bewahren. Er kam in den Ausrufungen seines Glückes immer wieder auf die unerklärliche Überraschung zurück, die ihm ein Brief Andreas bereitete durch die Mitteilung, daß sich ihr Herz zu seinen gunsten gewendet. Auf seine wiederholte Frage aber, was den Zauber herbeigeführt, erwiderte Andrea, daß ja Gustave selbst den Zauberer, wie er mich so oft genannt, in ihren Kreis eingeführt hätte.

Die beiden Glücklichen waren verlobt, und der erste, der nach mir die Nachricht empfing, war der zufällig erscheinende junge Graf Octave von Marennes. In die Freude, die er kundgab, mischte sich jedoch eine Wehmut über sein eigenes Geschick, die er nicht zu beherrschen vermochte. Endlich sagte er mir, er käme abermals als Gesandter einer Dame. Madame Clairmont wäre seit der Unterredung mit mir schwer leidend gewesen und hätte das Bett gehütet. Bei seinem täglichen Vorsprechen wäre er niemals angenommen worden, was ihm zu seiner tiefen Betrübnis die Möglichkeit entzogen hätte, Miß Lucy wiederzusehen. Man hätte ihn endlich vor einer Stunde erst vorgelassen und er Madame Clairmont auf der Chaiselongue gefunden. Gleich nach seinem Eintreten beschwor sie ihn, mich zu ihr zu senden, mich zu mahnen, daß ich ihr darüber eine unverbrüchliche Zusage gegeben hätte.

Ich säumte denn auch nicht einen Augenblick, mein Wort zu lösen. Hortense sorgte wieder dafür, daß wir ungestört und allein blieben, und begann die Unterredung mit der melancholischen Klage, daß der Protestantismus unglücklichen Menschen nicht eine letzte Zufluchtsstätte biete wie der katholische Glaube durch seine Klöster.

„Ich möchte die Welt verlassen,“ sagte sie, „ohne die Sünde zu begehen, mich zu töten; ich möchte in Einsamkeit und Gebet die Tage verbringen, bis der letzte erschienen ist, den mir der Himmel zugemessen hat. Sie sind mein einziger Freund, weil Sie der einzige Lebendige sind, der um mein Schicksal weiß. Täusche ich mich aber hierin nicht? Giebt es

nicht außer Ihnen, der Sie zart und diskret sind und mir Treue und Verschwiegenheit gelobten, giebt es nicht noch einen, der dies alles nicht ist und mir nichts versprach, und dennoch die gräßliche Schuld kennt, die auf meiner abgethanen Vergangenheit lastet, und sogar ohne die noch gräßlicheren Umstände zu kennen, die mich dahin gebracht hatten?"

Ich suchte sie darüber zu beruhigen, ich konnte ihr die Versicherung geben, daß mindestens in dem Kreise, der sie zunächst umgab, in der gräflichen Familie Marennes, der Name Seraphine de Valois unbekannt sei, daß jedermann sie für eine Tante des unglücklichen Jules Vergedier halten müsse, der ihr in einer demokratischen Aufwallung die Familienpapiere geraubt hätte.

„Der einzige noch lebende Zeuge aus jenen Tagen," fuhr ich fort, „ist der Pole Ladislaus von Rudenski, der in Brünn sein Domizil hat. Er war der Freund, den Jules aus der Militärschule in Dijon nach Paris mitgenommen hatte. Allein auch Rudenski kennt nicht die Identität von Madame Clairmont mit Seraphine de Valois."

Im Inneren war ich darüber nicht vollkommen klar, allein mir schien die Versicherung, daß die Vergangenheit tot und begraben sei, eine Wohlthat zu sein, die ich der unglücklichen alten Frau schuldig war. Ihre erloschenen Augen zeigten, daß sie genug gebüßt hatte. Außerdem machte ich sie auf einen Umstand aufmerksam, auf den auch der junge Graf Octave alle seine Hoffnungen stützte: die ihr wieder zugekommenen Familienpapiere — selbst wenn das letzte Dokument, der Brief Louis' XVI., bei dessen jetzt herrschender Dynastie, bei Karl X., nicht zur Geltung gebracht würde — diese Papiere rehabilitierten sie vor dem gräflichen Hause als direkten Nachkömmling eines altadeligen Geschlechtes, und mehr bedurfte es nicht, um ihr in den Augen der Welt, die sie umgab, Rang und Ansehen zu verleihen. Ihre Privatgeschichte begrub man dann gern in Schweigen, wie die intimen Verhältnisse einer Lucretia Borgia oder einer Kaiserin Katharina dem fürstlichen Glanz dieser Frauen vor der Welt keinen Eintrag thaten, ja nötigenfalls völlig in Abrede gestellt wurden.

Hortense verfiel in ein langes nachdenkliches Schweigen, welches sie mit dem Seufzer endete, daß selbst, wenn ihr aus den Reminiscenzen früherer Jahre keine Widerwärtigkeiten mehr erstehen könnten, die Erinnerungen doch bitter genug wären, um ihr den Wunsch nach einer Weltabgeschiedenheit einzuflößen, in welcher sie vor niemandem mehr zu bangen hätte und wo sie, aller geselligen Pflichten ledig, ausschließlich ihren Gedanken nachhängen könnte.

„Aber," schloß sie, „selbst wenn ein solcher Zufluchtsort aufzutreiben wäre, wie sollte ich meine junge lebensfrische Enkelin dazu verdammen, ihn zu teilen? Sie gehört mitten in die Welt. Und wenn ich mich von ihr trennen wollte — wem könnte ich sie zurücklassen? Ich bin ihr einziger Schutz, ich ersetze ihr die Mutter."

Ich war im Begriff, zu antworten, als mir Hortense mit einer plötzlichen Veränderung der Miene und des Tones zuvorkam:

„Ich bin undankbar, ich beschäftige Sie mit meinen Angelegenheiten und vergesse, daß mir obliegt, in dasjenige einzugreifen, was Sie angeht. Die Schlußzeilen, die Sie vom Briefe Jules' ablösten, habe ich mir vorlesen lassen, und Sie kennen den Inhalt. Er macht es mir zur heiligsten Aufgabe, demjenigen, der mir seine letzten Worte überbringen wird, so viel Glück zu bereiten, als in meiner Macht steht, ihm jeden Wunsch zu erfüllen und dies als die einzige, die letzte That zu betrachten, die eine Mutter für ihren unglücklichen Sohn vollbringen kann. Und Sie haben auch mir Großes geleistet, ja das Größte, was noch keinem Menschen meiner Umgebung gelungen ist: Sie haben mir unbedingtes Vertrauen eingeflößt. Sprechen Sie! Es wird mir leicht sein, es wird mich glücklich machen, Ihnen alles

zu bieten, was ich habe, alles für Sie zu thun, was ich kann."

Ich war, da ich die abgelösten Schlußzeilen gelesen, auf diesen Moment lange im stillen vorbereitet.

„Wirklich?" fragte ich im Tone des Zweifels. „Sie wollten meinen innigsten Herzenswunsch erfüllen. Nun, ich habe keinen anderen, als meinen Freund, den jungen Grafen Octave von Marennes, glücklich zu wissen, und er kann es nur werden an der Hand Ihrer Enkelin Miß Lucy Lussingham."

Hortense erschrak. Ein Wehruf entstieg ihrer Brust, der mich hätte erschüttern können, wäre mir nicht gegenwärtig geblieben, wie viel wertvoller das wahre, von der holdesten Realität umblühte Glück zweier Menschen voll Jugend und Schönheit war als das unfruchtbare Vorurteil einer alten Frau. Zugleich lag in jenem Wehruf die Gewißheit, daß sich Hortense gezwungen fühlen werde, das Verlangte zu gewähren, um die hochklingenden Verheißungen, die sie mir soeben im Namen ihres unglücklichen Sohnes gegeben, nicht zu Schanden zu machen.

Ich verwandte noch einige Beredsamkeit darauf, den Unterschied der Religionen als nichtig darzustellen und Glückliche zu schaffen als die höchste Religion zu feiern; stärker aber als dies schien eine so zart als möglich gefaßte Anspielung zu wirken, daß das Unglück, durch welches sie ein blutsverwandtes Wesen zerschmettert hatte, nur durch das Glück gesühnt werden könne, das sie einem nicht minder blutsverwandten Wesen schuf.

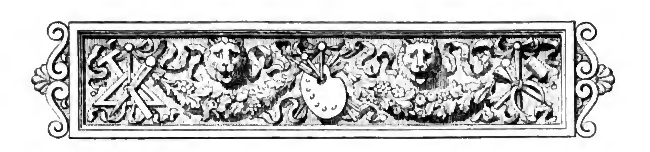
Sie senkte das Haupt, ich konnte an ihrer schweigenden Gewährung nicht zweifeln; als ich aber den Schmerz beobachtete, mit dem sie sich in meinen Willen ergab, leuchtete mir ein, daß ich noch eine Milderung in der Gewalt hatte. Sie kam diesem noch unausgesprochenen Gedanken entgegen, indem sie hörbar seufzte:

„Wie werde ich mit meinem gebrochenen Gemüt die Freudenstürme der Gesellschaft um mich her durchmachen können, die Aufregungen, welche eine Verlobung mit sich führt!"

„Dies alles ist nicht nötig," erwiderte ich. „Baronin Andrea von Fittichau vermählt sich demnächst zum zweitenmal. Sie verläßt deshalb das Haus ihres Schwiegervaters und kehrt in das ihrer Eltern, nach Schloß Leonhelm, zurück. Dem Schutz dieses Hauses, der verwandtschaftlichen Liebe dieser Frau, welche die jüngste Tante des Grafen Octave ist, übergeben Sie vertrauensvoll Ihre Enkelin. Sie aber, Madame Clairmont, folgen mir. Auf demselben Boden, auf welchem Ihr Sohn den letzten Brief an Sie geschrieben, steht das Haus meiner Eltern; dort lebt noch meine Mutter, die Jules Vergedier mit eigenen Augen gesehen hat. Dort finden Sie die Einsamkeit und Ruhe, welche Sie suchen, die Weltabgeschiedenheit, nach der Sie sich sehnen. Unter der Pflege meiner zartsinnigen Mutter, die gewohnt ist, eine übernommene Pflicht mit Liebe, Hingebung und Opfermut zu erfüllen, werden Sie bis an Ihr Ende ungestörten Seelenfrieden finden."

Es bedurfte nur noch wenig, um der Unglücklichen diesen Gedanken einleuchtend und verlockend zu machen. Noch umbrauste uns der Jubel der Verlobten und ihrer Verwandten, als ich Madame Clairmont, die ihr Alter, ihre Blindheit, ihre zunehmende Kränklichkeit als Motiv für ihr Zurückziehen geltend machte, meiner Heimat zuführte. Mutter und Großvater Wolfgang waren von mir brieflich mit der Sache vertraut gemacht worden und zeigten sich um so freudiger damit einverstanden, als ihre äußere Lebenslage dadurch bedeutend verbessert wurde.

Madame Clairmont war zu ihrer Zufriedenheit untergebracht und mit meiner Mutter so schnell befreundet, daß ich bald die Blinde sagen hörte, alle Wünsche seien erfüllt, die sie für dieses Leben noch gehegt hatte. Ich aber wandte meine Schritte, um dieses Leben erst von neuem wieder zu beginnen; wieder zog ich in die weite Welt hinaus, ich, der fahrende Geselle.



Claude Lorrain.

Eine Studie
von
Karl v. Rosen.



ls Jan van Eyck am Ausgange des Mittelalters die goldenen Gründe, die Damast-, Brokat- oder Teppichgewebe von Arras oder Mecheln hinter seinen heiligen Gestalten sinken ließ und dieselben durch den Blick in die freie Welt erfreute, war es keine getreue Nachahmung heimatlicher Natur, sondern eine vermittels der Einbildungskraft entworfene und durch das Studium ferner Gegenden ausgeschmückte Landschaft, welche er an die Stelle jener interesselosen Hintergründe treten ließ. Allerdings ist das einzelne Naturobjekt in diesen Darstellungen mit der eingehendsten, liebevollsten Treue geschildert, der Eindruck des Ganzen aber ein durchaus idealer oder, noch genauer bezeichnet, ein phantastischer; denn so schlagend sich auch in der ganzen Kunstweise der Gebrüder van Eyck ein neuer Geist verkündigt, die so häufig ans Bizarre streifende und namentlich dem germanischen Wesen in jenem Zeitraume anhaftende Phantastik des Mittelalters hallt noch vielfach in ihren Werken wieder.

Nach dem Tode jener beiden merkwürdigen Neuerer blieb die Landschaftsmalerei nicht nur viele Jahre auf dem Standpunkte stehen, den sie ihr erobert hatten; sie ging sogar eher zurück als vorwärts. Ihren unmittelbaren Nachfolgern fehlte es an Gefühl für diese Kunstgattung, und als dieselbe späterhin wieder mehr in den Vordergrund trat, als sie sich im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts sogar von einer den Hintergrund religiöser Darstellungen füllenden, also mehr beiwerklichen Verzierung mit Patenier und Herri de Bles zu einem den Schwerpunkt ihrer Wirkung in sich selbst tragenden Zweige der Malerei erhoben hatte, da traten Umstände hinzu, die trotzdem verhinderten, daß etwas vollendet Schönes in dieser Richtung hervorgebracht wurde.

Von einer einheitlichen Auffassung der Landschaft, sei es in betreff von Form oder Farbe, sei es in Hinsicht der Stimmung, ist während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts in Brabant und Flandern keine Rede. Das Einzelleben der Natur wird überall ohne Rücksicht auf die Gesamtheit, in der es dargestellt ist und von der es einen beziehungsreichen Teil ausmacht, oft mit minutiösester Pünktlichkeit abgeschrieben, und gewisse manieristische, konventionelle und dekorative Elemente verunzieren auch solche Leistungen, in denen sich vereinzelt ein reineres Gefühl kund thut.

Die landschaftliche Kunst der Italiener hatte sich um dieselbe Zeit nicht ganz ohne niederländischen Einfluß wesentlich anders gestaltet. Während in jenen nordischen Gegenden die einzelne Erscheinung mit besonderer Vorliebe angeschaut und durchgebildet wurde und das Pflanzenreich vor

allem sich der eingehendsten Teilnahme der Darsteller erfreute, ist es in Italien die Inbetrachtziehung des Ganzen, sowohl im geistigen als im formellen Ausdruck, worauf der Hauptaccent künstlerischen Strebens liegt. Das Erdreich ist hauptsächlich Gegenstand des Studiums, weniger um seiner Äußerlichkeit nach mit schlagender Wahrheit oder detaillierter Genauigkeit wiedergegeben zu werden, als damit es dem im Sinne der Natur mit Hinzuziehung ästhetischer Rücksichten frei schaffenden Künstler das einigende Element für seine Werke abgebe. Giorgone und Tizian haben also gewirkt, und obgleich sie beide die Landschaft eigentlich noch nicht als eine für und durch sich selbst bestehende Gattung der Malerei behandeln, zeigt sie doch bereits in den Werken dieser Meister durch die ergreifende und bedeutsame Behandlung, welche sie ihr zu teil werden lassen, ihren ganzen Wert. Annibale Caracci, wie in seinen übrigen Leistungen so auch im Landschaftlichen von jenen beiden großen Venetianern stark beeinflußt, machte diese Kunst von ihrer dienstbaren Stellung zur religiösen Historienmalerei frei, konnte ihr aber, trotz großer Vorliebe und andauernder Bemühungen für sie, nicht die Großheit und Würde, mit denen sie uns aus Tizianschen Hintergründen anspricht, wiedergeben.

Da kam ein flandrischer Maler nach Rom, dem es beschieden war, diese vielfach voneinander abweichenden Auffassungen und Bestrebungen derartig zu vermitteln, daß das Höchste, als es wie eine wundervolle Offenbarung in die Erscheinung trat, den genugsam vorbereiteten Boden finden konnte, um sich, ohne auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen, feierlich und in strahlender Würde zu gestalten. Dieser Flamänder war Paul Bril.

Paul Bril hat gewissermaßen das landschaftliche Gefühl des Nordländers mit dem des Italieners vermählt, und aus dieser Ehe ist Claude Lorrain geboren. Das sinnige Sichhineinversenken in das Kleinleben der Natur hatte der Künstler aus seiner Heimat mitgebracht; in Italien erschloß sich ihm beim Anschauen einer Landschaft von schöner aber meist strenger Form das richtige Empfinden einer organischen Plastik des Erdreichs. Er lernte nach und nach die Massen seines Bodens, seiner Wälder, Wasser und Wolken so zu gliedern und ihnen einen solchen Ausdruck zu verleihen, daß sie nicht als rohe Stoffe um ihrer selbst willen, sondern des Geistes, der Empfindung halber da sind, mit denen der Künstler sie zu erfüllen die Absicht hat. Die Herrschaft über die Materie war hierdurch vollendet und das edle Gefäß gefunden, dessen köstlicher Inhalt die reine Seele des Claude Lorrain bilden sollte.

Über die Kindheit und das frühere Jünglingsalter dieses unvergleichlichen Genius hat man, wie es scheint, absichtlich ungenaue, entstellende oder gänzlich falsche Nachrichten vielfach verbreitet. Die einen lassen ihn, in tiefste Armut versunken, bei einem Pastetenbäcker in die Lehre treten, die anderen schildern ihn sogar als einen Blödsinnigen, dessen Knabenjahre auch nicht im entferntesten die Möglichkeit seiner dereinstigen Größe hätten ahnen lassen. Ohne Zweifel hat man geglaubt, durch derartige Märchen das Außerordentliche in der Erscheinung des Künstlers noch zu verstärken; aber man steht der Erkenntnis eines Wesens wie desjenigen Claudes sehr fern, wenn man wähnt, der Lorbeerkrone seines Ruhmes könne durch erfundene Gegensätze auch nur ein Blättchen hinzugefügt werden. Die äußeren Lebensumstände dieses Mannes bieten nichts Ungewöhnliches, nichts besonders Fesselndes oder Spannendes dar, die Geschichte und das Weben seiner großen, reinen und heiteren Seele ist es, niedergelegt in seinen Werken, was ihm die Teilnahme der Menschen erworben, was ihn ihrer Verehrung und Liebe auf immer wert macht.

Claude Gelée, nach seinem Vaterlande der Lothringer zubenannt, ist im Jahre 1600 in einer Gegend geboren, die fünfzig Jahre vorher noch ein unbestrittenes Gebiet des Deutschen Reiches gewesen

war; denn der Ort Chamagne, den seine Eltern zur Zeit seiner Geburt bewohnten, liegt am Moselufer bei Mirecourt im Bistume Toul, einer jener herrlichen drei deutschen Städte: Metz, Toul, Verdun, die uns durch eigene Schwäche und französische Raublust in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verloren gingen. Sein Vater, Jean Gelée, war, wie es scheint, in wenig glücklicher Lage. Er hatte fünf Söhne, unter denen Claude dem Alter nach der dritte gewesen sein soll. Der älteste der Brüder, gleich seinem Vater den Namen Jean führend, lebte zu Freiburg im Breisgau, wo er die Kunst eines Holzschneiders mit Geschicklichkeit und Erfolg ausübte. Als Claude bereits in seinem zwölften Lebensjahre beide Eltern verloren hatte, wanderte der arme verlassene Knabe zu jenem Bruder und trat bei ihm in die Lehre. Von frühester Kindheit an hatte ihn eine tiefe Zuneigung für die Zeichenkunst beseelt, der er nunmehr nach Herzenslust obliegen konnte; doch waren es vorläufig nur arabeskenartige Verzierungen, Festons, Masken und Blätterwerk, denen er auf Veranlassung seines Bruders seine Studien zuwendete. Etwa ein Jahr lang hatte der Knabe sich also geübt, als ein Verwandter von ihm, ein Spitzenhändler, nach Italien abreiste. Der Wunsch, dieses schöne Land und vor allem Rom zu sehen und in diesem uralten Mittelpunkte der Künste die Bestrebungen, denen er eifrig oblag, durch herrliche Vorbilder angeregt, mit größerem Erfolge fortzusetzen, veranlaßten ihn, mit Genehmigung seines Bruders jenen verwandten Kaufmann über die Alpen zu begleiten. Er legte die weite und beschwerliche Reise glücklich zurück und erreichte endlich die ewige Stadt, das Ziel seiner Sehnsucht. Da gab es denn zu schauen und zu lernen, und die schönheitsdurstige Seele des Claude sog mit vollen Zügen alle die Herrlichkeit der ihn umgebenden Wunderwelt in sich ein. Aber selbst um den notdürftigen materiellen Unterhalt stand es schlimm. Man denke sich den hochbegabten, ohne Zweifel zart organisierten und deshalb körperlich und geistig leicht verletzbaren, etwa vierzehnjährigen Knaben in einer Lage, die ihn fast allein auf sich wies. Er hatte in der Nähe des Pantheons eine Wohnung genommen und fristete kümmerlich mit den geringen Mitteln sein Leben, welche ihm von seinem Reisegelde übriggeblieben waren. Das Studium der Kunst beschäftigte das arme Kind ausschließlich, ihm brachte es jedes Opfer. Zu arm, um einen Lehrmeister zu bezahlen, strebte er auf eigene Hand und so gut es eben gehen wollte vorwärts, indem er sich im allgemeinen der Anweisungen bediente, mit denen sein Bruder ihn versehen hatte. Ob sich ihm damals bereits die landschaftliche Kunst, das Feld seiner dereinstigen Größe, offenbart habe, scheint zweifelhaft; die glühende Liebe zur Natur, die Begeisterung für ihre Schönheit war gewiß mit ihm geboren, aber bewußt ist er sich seiner eigentlichen Bestimmung wahrscheinlich erst später geworden, als die Schöpfungen des Paul Bril, jene großartigen Landschaften voll Kraft und Wahrheit, die Vermittelung zwischen dem Gegenstande seiner innigsten Zuneigung und der in seinem Inneren verborgenen Begabung übernommen hatten.

In der eben geschilderten Weise lebte der junge Maler mehrere Jahre ruhig fort; da aber zur Zeit des Ausbruches des Dreißigjährigen Krieges selbst die geringen Geldunterstützungen, welche er bis dahin aus seiner Heimat bezogen hatte, aufhörten, mußte er, um sein Leben zu fristen, auf eigenen Erwerb bedacht sein. Zu diesem Zwecke schloß er sich anfangs einem in Hinsicht der Perspektive und Architekturmalerei nicht unbedeutenden deutschen Maler, Gottfried Waal aus Köln, näher an. Mit diesem war er in Neapel und hat ihm und seinem Unterricht gewiß manches zu danken. Das die Form einheitlich zusammenfassende Liniengesetz der Perspektive, welches dem Größten wie dem Kleinsten in der Landschaft die ihm gebührende Stelle anweist, dessen bedingenden Einflüssen sich kein

Steinchen, kein Grashalm entziehen kann, ist natürlicherweise eine der allerwichtigsten Grundlagen landschaftlicher Kunst und war für einen frei komponierenden Künstler, wie Claude es einst werden sollte, ein Hauptelement seines Wirkens. In der That hat er später im richtigen Verständnis und der wundervollen Anwendung der Linear- als, was allerdings bei dem Unterricht des Gottfried Waal nicht in Betracht kommt, der Luftperspektive das Höchste geleistet, und wenn auch die in rhythmischem Wohllaut sich schwingende Linienführung seiner Gebirge, ihre organische Verschmelzung mit den Abfällen, Felsen und Thälern der mittleren Gründe und die Übergänge dieser wiederum zu den vordersten Planen seiner Landschaften mehr seinem eingeborenen Genius als irgend einer äußeren Anregung zu danken ist, so darf doch nicht verkannt werden, daß ohne jede mathematische Kenntnis alles ursprüngliche Gefühl für diesen Teil seiner Kunst vergeblich vorhanden gewesen wäre.

Zwei Jahre verweilte Claude in der Werkstatt des Gottfried Waal, dann verließ er Neapel und kehrte nach Rom zurück. Dort angelangt, fand er sich so sehr von allen Mitteln entblößt, daß er sich genötigt sah, als Diener beim Agostino Tassi, einem Landschaftsmaler von Ruf, Schüler und sklavischen Nachahmer des Paul Bril, einzutreten. Dieser Künstler war um jene Zeit schon ziemlich bejahrt und kränklich, und da seine Arbeiten sehr gesucht und er auch gesellig vielfach in Anspruch genommen war, übertrug er dem Claude vertrauungsvoll die Leitung und Sorge für sein gesamtes Hauswesen. Tassi lebte in verhältnismäßig glänzend zu nennender Lage und sah die beste Gesellschaft von Rom bei sich; Kardinäle, Fürsten und gefeierte Damen der großen Welt kamen zu ihm, sei es, um seine angenehme Unterhaltung zu genießen, oder, wie es dazumal Mode war, ihn an seiner Staffelei bei Landschaften, Seestücken oder Architekturbildern arbeiten zu sehen.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Vorzüge des Claude von Tassi, der, wenn er auch als Künstler unbedeutend war, doch als ein geistreicher und wohlwollender Mann geschildert wird, bald anerkannt wurden und er infolge dessen, den Demütigungen und Beschwerden seiner erniedrigenden Lage entrissen, von einem Diener des Meisters zu dessen geliebtestem Schüler emporstieg. Jener Wechsel in seiner Stellung zum Agostino ist der Wendepunkt im Leben des Claude; in der Werkstatt Tassis, umgeben von den Schöpfungen eines Paul Bril und seiner besten Nachfolger fühlte der bis dahin vom Schicksal so hart behandelte Jüngling die ersten machtvollen Regungen des Genius.

Denkbar wäre es, daß Claude sich auch noch persönlich mit Paul Bril berührt haben könnte, denn dieser starb erst im Jahre 1626, und Claude hat also lange mit ihm in Rom zusammen gelebt; aber wahrscheinlich ist ein Verhältnis beider nicht. Unmittelbaren Einfluß hat er wenigstens gewiß nicht mehr durch ihn erfahren, was daraus mit Sicherheit gefolgert werden darf, daß der flamändische Maler in den letzten Jahren seines weit vorgerückten Alters, wo Claude ihn allein hätte kennen lernen können, die ihm zur Zeit seiner größten Kraft eigentümliche Kunstweise, welche seinen Ruhm ausmacht und der unser Meister einen so wichtigen Teil seiner Bildung verdankt, aufgegeben hatte, um unter dem Eindruck, den die von seinen bisherigen Leistungen so himmelweit verschiedenen Bilder des Adam Elzheimer auf ihn ausgeübt, kleine, äußerst zierlich erfundene und zart durchgeführte, aber an Wahrheit und Schönheit seinen ehemaligen Werken weit nachstehende Landschaften zu malen.

Bis 1625 verblieb Claude in der Werkstatt des Agostino Tassi. Im Frühling dieses Jahres trat er eine Reise in die Heimat an, die Seinigen nach so langer Trennung einmal wiederzusehen. Sein Weg führte ihn durch Oberitalien nach Venedig, dort verweilte er einige Wochen, überstieg darauf die Alpen, zog durch Tirol und ließ sich für mehrere Monate

in Harlachingen, einem Dorfe unweit des Ausganges der Isar in die Ebene Münchens, nieder. An diesen Aufenthalt erinnern einzelne von seinen Erstlingswerken, sowie auch aus späteren Landschaften von ihm noch ein eingehendes Studium des Isarbettes und der großartigen Terrassenbildung ersichtlich ist, welche das Thal dieses schönen aber wilden Bergwassers begrenzt. Durch Schwaben gelangte Claude endlich in sein Vaterland.

An seinem Geburtsorte brachte er nur wenige Tage zu und ging von dort nach Nancy, der damaligen Residenz der lothringischen Herzöge. Er suchte und fand hier Beschäftigung in seiner Kunst; aber der Zauber des Südens hatte sich seinem Gemüt zu tief eingeprägt, die Schönheit des hesperischen Landes all sein Denken und Fühlen zu mächtig ergriffen, als daß er nicht ein geradezu unüberwindliches Heimweh nach Rom und römischer Gegend hätte empfinden sollen. Menschen und Verhältnisse, vor allem aber die Natur wollten ihm in seinem Vaterlande nicht mehr zusagen, immer mächtiger ward der Drang, immer gewaltiger die Sehnsucht, und so beschloß er denn, seiner inneren Stimme Gehör zu schenken, und begab sich auf den Rückweg nach Italien. Diesmal reiste er durch Frankreich, schiffte sich von Marseille nach Civitavecchia ein und betrat endlich im Herbst 1627 die ewige Stadt wieder.

Von jenem Zeitpunkte an hat Claude das Land seiner Wahl, seine geistige Heimat nicht mehr verlassen. Ganz in das Studium seiner Kunst versenkt und von Begeisterung für sie erfüllt, blieb Rom während seines langen ferneren Lebens sein ausschließlicher Wohnsitz. Hier in einer durchaus großartigen Umgebung, wo nichts Kleinliches oder Niedriges den hohen Schwung seiner Empfindung störend unterbrach, wo edle Natur und die höchste Kultur einer untergegangenen Welt ihn bildend und belebend berührten, konnte sein Genius sich entfalten wie nirgend anderswo; hier, unter den Trümmern des gewaltigsten Daseins, welches jemals über die Erde dahinschritt, auf diesem Boden, gepflügt durch eine Geschichte von Jahrtausenden, nahm seine Kunst jene feierliche Würde an, deren Keime in der Anlage seines eigenen Wesens begründet sind.

Zur Erhöhung eines solchen Glückes, zur Vollendung von Claudes künstlerischer Erziehung sollte sich diesen schönen Verhältnissen eine bedeutsame Freundschaft gesellen. Schon vor der Abreise Claudes in sein Vaterland hatte Nikolas Poussin Rom zum Wohnsitze erwählt; als der lothringische Maler in die ewige Stadt zurückgekehrt war, entspann sich zwischen den zwei großen Meistern ein Wechselverkehr, ein Austausch von Ideen und Erfahrungen und endlich eine Zuneigung, die mit Ausnahme des kurzen Aufenthaltes Poussins in Frankreich erst mit dessen Tode erlöschen sollten. Der Einfluß, welchen Claude hierdurch erfahren hat, ist kaum zu berechnen. Die Anlage des Geistes war bei beiden Männern eine ähnliche, und doch waltete eine große Verschiedenheit zwischen ihnen ob; gemeinsam war ihnen vor allem das Gefühl fürs Erhabene und das Streben, demselben in der landschaftlichen Form einen würdigen Ausdruck zu bereiten; in der ernsten Seele des Poussin nahm dies Gefühl eine strenge, mitunter düstere, ja herbe Gestalt an, während Claude es in heiterer Anmut und ruhiger Feier darzustellen wußte. Die Jugendbildung des Claude war natürlich gänzlich vernachlässigt worden; Poussin, den man ebensowohl einen Gelehrten wie einen Künstler nennen kann und bei dem sogar die Gelehrsamkeit mitunter störend und erkältend auf seine künstlerischen Leistungen einwirkt, erschloß ihm eine neue Welt. Poussins Begeisterung für die Antike, seine gründlichen Kenntnisse in der römischen Geschichte und bildenden Kunst, seine durch den Dichter Marini, seinen Freund, vermittelte Belesenheit in der Poesie der Alten gingen von einer so wirkungsreichen Persönlichkeit, aus einem so beredten Munde in Claudes empfängliches Gemüt über, daß man alsbald auch in seinen Werken diesen Einfluß zu spüren

begann. Die Architektur und die figürliche Staffage seiner Landschaften bekunden solches vorzugsweise. Wo anders als in jenen Lehren und Hinweisungen ist der Ursprung der stolzen Prachtbauten zu suchen, die die schwungvollen Konturen von Claudes Bergzügen meist so glücklich unterbrechen, die, wenn auch in vielen Fällen in ihrer phantastischen Herrlichkeit weit über das Gebräuchliche und Bewohnbare, ja sogar über das architektonisch Darstellbare hinausgehend, den Landschaften so vollkommen angepaßt, so in sie hineingedacht sind, daß man sie mit ihnen verwebt nennen möchte. Weniger glücklich war die Anregung in betreff der figürlichen Staffage. Für Poussin als Historienmaler und großen Zeichner hatte die Darstellung der menschlichen Gestalt und ihrer Affekte nichts Schwieriges, und er führt dieselbe deshalb auch zum Nachteile mancher seiner Landschaften in zu großer Menge oder mit zu viel Ansprüchen in sie ein. Natürlicherweise leidet dadurch der Gesamteindruck, indem das Interesse des Betrachtenden geteilt und die volle Wirkung des Landschaftlichen gefährdet wird. Die Staffage sollte sich immer unterordnen. Dies ist nun auch bei Claude nach Poussins Vorgange nicht geschehen, und wenn es schon bei dem gewandten Figurenmaler nicht angenehm berührt, wie viel mehr bei unserem großen Meister, dem die gelungene Vorführung von Menschen und Tieren stets versagt blieb; doch muß man allerdings hinzufügen, daß er sich nicht in allen seinen Gemälden dieses Fehlers schuldig macht; nur in jenen Bildern, die in der Zeit von Poussins größtem Einfluß auf ihn gemalt sind, ist es fast durchgängig der Fall. Sein feiner Schönheitssinn erkannte auch hier endlich das Rechte, und namentlich die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens zeichnen sich durch größere Einfachheit auch nach dieser Richtung aus. Weil Claude sich in diesem Teile seiner Kunst selbst schwach fühlte — er pflegte zu sagen: „Meine Landschaften lasse ich mir bezahlen; meine Figuren aber gebe ich zu“ —, hat er sich häufig der Hand befreundeter Künstler bedient, um seine Landschaften zu staffieren, Poussin selbst, Filippo Lauri und andere haben also gewirkt; aber über solchem Schaffen scheint ein eigener Unstern zu walten. In der Regel wird bei einer gemeinschaftlichen Arbeit dieser Art die künstlerische Einheit aufgehoben, und was das Werk vielleicht an Korrektheit gewinnt, geht ihm an Gesamthaltung wieder verloren. So schwach daher Claude Lorrains Gestalten erfunden, so schlecht sie gezeichnet sein mögen, sie gehören mit zu seinen Bildern, und hat man den ersten befremdenden Eindruck ihrer Unbehilflichkeit überwunden, so wird man sie wohl gar lieb gewinnen und manche geheimnisvollen Beziehungen zwischen ihnen und den wundervollen Gegenden zu entdecken glauben, die sie durchwallen.

Viele Jahre hindurch wohnten die beiden Freunde in nächster Nachbarschaft auf Trinita del Monte zusammen. Von ihren Zimmern aus hatten sie eine fast unermeßliche Aussicht über das alte und neue Rom, die Campagna und die sie abschließenden Gebirge. Ein solcher Aufenthalt war ihrer würdig. Welche reinen, köstlichen und erhebenden Freuden mögen in diesen Zimmern genossen, welche Gespräche ausgetauscht, welche Erinnerungen heraufbeschworen sein!

Dieses der Kunst im Inneren der Wohnungen gewidmete Leben, dieses Zeichnen und Malen, diese gegenseitigen Mitteilungen von Empfindungen, Gedanken und Lehren wechselten ab mit Ausflügen in die Umgegend Roms, mit Spaziergängen durch die Trümmer, Villen und Gärten. Tivoli, das Tibur der Alten, liebten die Freunde vor allem, dorthin ging man zusammen am häufigsten, dort traf auch Joachim v. Sandrart, ein deutscher Maler, öfter den Claude an, wie er uns selbst ausführlich in seiner Academia nobilissimæ artis pictoriæ berichtet hat.

Noch weit häufiger als mit seinem Freunde ging der große Meister allein diesen Freuden nach. Die Sprache, welche die Natur mit ihm redete, war eine so

verständliche, eine so zum Herzen dringende, daß er keines Gesellschafters bedurfte, um auf seinen einsamen Spazierwegen der fesselndsten Unterhaltung gewiß zu sein. Seine Art, die auf solchen Wanderungen gewonnenen Anschauungen und Eindrücke für seine Kunst zu verwenden, war dabei eine ganz eigentümliche; die zarteste Empfänglichkeit für das Gegenständliche, nicht seiner Außenseite nach, sondern in seinem innersten Wesen, und ein selten entwickeltes Gedächtnis verstatteten ihm, das Gesehene ebenso genau in sich aufzunehmen, als es mit ungeschwächter Kraft in seiner Erinnerung zu bewahren. Deshalb hat er mit sehr geringen Ausnahmen unmittelbar der Natur gegenüber weder Zeichnungen noch Farbenskizzen ausgeführt. In diesem Verfahren liegt, wenn man die Eigentümlichkeit Claudes in Betracht zieht, nur scheinbar eine Nachlässigkeit; denn abgesehen davon, daß er bei seiner eben erwähnten Begabung der fixierten Studie nicht bedurfte, so hatte er den außerordentlichen Vorteil, daß sein Gefühl, ohne sich allzusehr an Einzelheiten zu zersplittern, immer das Ganze und den dasselbe beseelenden Geist zu umfassen vermochte. Nach und nach bildete sich unter dem Einfluß dieser Auffassungsweise sein Stil. Der Stil des Claude ist deshalb ein Höchstes in seiner Art, weil er in seinen Grundanlagen nicht aus den konventionellen Überlieferungen einer Schule hervorgegangen, sondern als eigenstes Bedürfnis einer großen Persönlichkeit geboren ist; aus demselben Grunde hat er auch nur äußerliche Nachahmer gefunden. Was diesen Stil sowohl in der Form als in der Farbe vorzugsweise charakterisiert, ist die Harmonie; das Bild war vollendet, ehe der erste Pinselstrich gethan wurde, Claude hatte es im Geiste geboren, gewandelt und abgeschlossen. Ein Rhythmus geht durch die Lineamente und Profile der sich durchschneidenden Plane seiner Landschaften, ein Grundton hallt durch die reiche Farbenmenge seiner Gebilde wieder; wie in der Form jede Linie in Beziehung auf die anderen gedacht ist, so steht in der Farbe jede Tinte in zusammenstimmendem Verhältnis mit den übrigen, musikalischer Wohllaut überall.

Aber auf die Komposition als solche wird erst im Alter des Künstlers das Hauptgewicht gelegt; in der Jugend und zur Zeit seiner mittleren Thätigkeit ist es das Licht, welchem er die hervorragendste Rolle in seinen Landschaften zuerteilt und das dieselben mit wunderbarem Schimmer übergießt. In der Tagesbeleuchtung hat Claude bekanntlich keinen Rivalen; keiner hat goldigen Sonnenschein, keiner den mattsilbernen Glanz des leise durch Wolken verhüllten Gestirns wiederzugeben gewußt wie er. Zu jeder Zeit des Tages hat er dem reizenden und geheimnisvollen Einfluß des Lichtes auf die Landschaft nachgespürt, kaum eine Stunde seines Daseins ist ihm ohne Aufschlüsse über dieses künstlerisch so wichtige Problem dahingeschwunden. Oft ist er von seinem Lager aufgestanden, lange bevor das strahlende Gestirn seine leuchtende Bahn begann, um ja nichts von dem erhabenen Schauspiele seines Aufganges zu versäumen; er hat das Morgengrauen beobachtet, jene unbestimmte, kalte Helle, die der ersten düsteren Röte des Ostens vorangeht; er hat den frischen Hauch der Luft empfunden, welcher dann auch bei völliger Windstille über die Felder dahinzustreichen pflegt, gewissermaßen den Abschiedsgruß der Nacht. Dann hat er jene kalte Helle sich in glühendes Rot wandeln und dieses immer zunehmen sehen, wobei ihm die Kontraste, die dieser heiße Schimmer mit den bleichen und trüben Lokalfarben der noch wenig erhellten Gegend bildete, nicht entgangen sind. Auf einmal ist ihm eine Stelle in dem bis dahin gleichmäßigen Glühen besonders klar erschienen, sie ist immer heller, immer glänzender geworden — und endlich ist ein schräger Strahl und einen Augenblick nachher noch einer und wieder einer über die fernen Waldberge oder Felsengrate, über die weiteren und näheren Fluren zu ihm hingezittert — stolz, unaufhaltsam,

in glühender Pracht hat die Sonne sich am Horizont emporgehoben. Das Hoffnungsreiche dieses jugendkräftigen Lichtes hat keiner gebannt, keiner dargestellt wie Claude; seine freudevollen Morgenlandschaften sind in dasselbe wie hineingetaucht. Der Duft, welcher an einem schönen Tage in den Stunden der Frühe und mitunter wohl selbst noch in denen der Mittagszeit die Fernen wie mit goldigem Staub oder zartem Silberflor zu überdecken pflegt, lagert, als wäre er hingehaucht über den schöngeschwungenen Linien seiner oft in fast unabsehbare Weiten hinausgerückten Horizonte; alles ruht unter dieser ätherischen Hülle halb verborgen und dennoch deutlich erkennbar, auch die mittleren Partien erfüllt er noch mitunter, wenn auch in minderer Stärke und Dichtigkeit; und erst im Vordergrunde unter dem Schatten himmelanstrebender Bäume blitzt und zittert er zum Tau geronnen und verdichtet auf Blatt und Blume, in Gräsern und Halmen.

Selbst die Glut des Mittags hat Claude nicht gescheut, seiner Kunst zu genügen. Wenn die Sonne hoch stand, wenn sie fast senkrecht ihre brennenden Strahlen herabsendete und der Italiener sich in seine hohen, kühlen Zimmer hinter herabgelassene Jalousien zurückzog — er mußte hinaus in Hitze und Sonnenbrand, dem Triumphe seines im Zenith stehenden Lieblings beizuwohnen. Über die Vordergründe seiner Zwölfuhrlandschaften verbreiten die dichtbelaubten und wonnetrunken in den reinen Äther hineinragenden Kronen immergrüner Eichen breite Massen erfrischender Schatten, ein klarer Quell rieselt krystallhell zwischen üppigen Kräutern und durch die moosbewachsenen Stämme der Platanen und Kastanien wird die ferne Gegend sichtbar. Seltsamer Gegensatz zu der saftstrotzenden Kühle, zu der weltgeschiedenen Heimlichkeit dieses Ortes! Die Thäler der mittleren Plane sind mit Schwüle belastet und von blendendem Glanz übergossen, das blaue Gebirge am äußersten Rande des Horizontes, die von rötlich schimmernden, halb zertrümmerten Wasserleitungen durchzogenen Felsenabfälle schmachten in einer Glut, von der die Luft zitternde Bewegungen anzunehmen scheint — dabei alles still, menschenleer, wie ausgestorben; nur die im Dunkel der Gebüsche am Rande des Quells träumerisch hingestreckte Gestalt des schönen Jünglings Narciß gemahnt an die Bewohner der herrlichen Erde — es ist die Stunde, wo „Pan schläft“.

Dem lösenden Frieden des Spätnachmittags, dem wehmutsvollen Abendrot mit seiner ernsten Stimmung und seinen unendlichen Nuancen ist Claude nicht minder teilnehmend nachgegangen als jenen mittleren Phasen des Lichtes; die „heilige Frühe“ allein hat den ersten Platz in seinem Herzen eingenommen und auf immer behauptet. Noch in den letzten Werken seines hohen Alters, da die zitternde Hand des zweiundachtzigjährigen Greises den Pinsel kaum noch halten konnte, da das einst so klare Auge trübe, aber die Seele noch frisch und heiter wie vormals war, hat er den keuschen Glanz der erwachenden Sonne mit begeisterter Vorliebe geschildert. Seine Abschiedsbilder sind alle Morgenlandschaften, und zwar von einer Größe und Herrlichkeit der Erfindung, als hätte der Morgen des neuen Tages, zu dem er bald erwachen sollte, bereits in diese Scheidegrüße des Genius hineingestrahlt.

In den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts begann Claudes Ruf sich allmählich zu verbreiten, und doch hatte er den Gipfel seiner Kunst damals noch lange nicht erreicht. Seine erste Epoche schließt etwas nach 1640 ab. Die Gemälde aus dieser Zeit, zweifelsohne in mancher Hinsicht bereits Werke ersten Ranges, zeigen die Eigentümlichkeit seiner Begabung schon in vollständiger Weise; aber die höchste Läuterung sollte erst später mit dem reiferen Mannesalter eintreten. Es haftet diesen früheren Leistungen in der Komposition bisweilen etwas Unvermitteltes, Starres und Strenges an, welches den Fluß der Linien störend

unterbricht. Der Fehler rührt daher, daß der Künstler das Einheitliche der Wirkung noch nicht genügend ins Auge faßte oder dasselbe nicht zu gestalten verstand. Er trug Studien einzelner Naturobjekte, einer Felspartie, Baumgruppen oder dergleichen in nicht immer organischer Weise zusammen, häufte das Detail auch wohl zu sehr oder führte seine Teile nicht gleichmäßig durch, weshalb den Landschaften aus jener Periode eine gewisse der Haltung nachteilige Buntheit anzuhaften pflegt.



Claude Lorrain.

In den reichen Privatsammlungen Englands, unter denen die Galerie des Earl of Leicester zu Holkham allein zehn Bilder Claudes enthält, die Grosvenor- und Bridgewatergalerie, Corshamhouse und viele andere Hauptwerke besitzen, muß man die Beispiele von des Meisters jugendlichem Streben aufsuchen; aber auch der Louvre und Italien haben noch einige frühe Gemälde aufzuweisen. Im Palazzo Doria zu Rom bewundert man „il molino“, eine die erste Epoche mit allen Vorzügen und Mängeln vortrefflich kennzeichnende Leistung.

Damals hatte sich Claude noch nicht einzig und allein den weiten Aussichten zugewendet, wie dies späterhin und auch bereits in dem zuletzt angeführten Jugendwerke geschehen ist; das Lauschige, Geheimnisvolle einer engumschlossenen Waldblöße, etwa durch eine geringe Öffnung ins Freie erweitert, hatte noch Reiz für ihn, darum hat er der Vegetation in jener Zeit größere Liebe entgegengetragen als späterhin. Es ist wahr, durch das Gezweig und das dichte Blätterdunkel seiner Bäume weht nicht jener geheimnisvoll sympathische Zug, welcher die Eichen und Buchen der großen Waldmaler des Nordens, eines Ruysdael oder Hobemma zu Helden der Landschaft erhebt; aber beim Claude ruht auch in der Regel nicht wie bei jenen das Hauptgewicht der Darstellung in diesen Kindern des Waldes. Seine Bäume sind zwar weniger ausgeführt, weniger charakteristisch als die der holländischen Meister seiner Zeit, doch — Claudes

Stil in Betracht gezogen — nicht weniger schön. Wie er in den Terrassen seines Erdreichs, in den Profilen und Abstufungen seiner Felsen alles Schroffe, Eckige und Harte sorgfältig vermied, so beobachtete er ein gleiches Verfahren hinsichtlich seiner Vegetation. Nur sehr selten kam eine Baumart seinem Verlangen entgegen, mehrere Gattungen, die gerade für die italienische Natur sehr bezeichnende sind, waren ihm unbenutzbar. Die Pinie, Cypresse, Pappel und andere waren zu spitzig in ihren Umrissen, zu wenig gewölbt und geschwungen, als daß er sie der wellenförmigen Lineatur seiner Landschaften auf eine harmonische Weise hätte einfügen können. Die Platane, die zahme Kastanie, vor allem aber die immergrüne Eiche sagten ihm besser zu. Diese letztere ist der Lieblingbaum des Claude; man fand ihn zu jener Zeit mehr wie jetzt in der Umgegend und den Villen Roms, und auf den meisten Landschaften des Meisters kann man sein majestätisches Abbild bewundern. Fast alle Bäume Claudes sind Prachtexemplare in der üppigsten Vollkraft ihres Daseins, sie zeigen herrliche Stämme, sanft geneigt und mit Moos oder wuchernden Schlingpflanzen bekleidet, die Kronen sind abgerundet und lassen ihre Einzelteile nur leise aus dem reichen Blätterschmucke hervortreten; glückselige Kinder eines paradiesischen Landes ragen ihre hochgescheitelten Häupter wonnetrunken in azurne Lüfte — kein vom Sturme gebrochener Ast, kein durch späte Nachtfröste verschrumpftes Laub, keine aus mangelnder Nahrung verdorrte Reiser unterbrechen störend die gleichmäßig harmonische Schwellung ihrer Formen — gleich Säulen eines Tempels ragen sie empor, und der Himmel Italiens wölbt sich über ihnen wie die Kuppel eines Domes.

Im Beginn der sechzehnhundertvierziger Jahre schwinden die Mängel von Claudes erster Epoche mehr und mehr; eine wunderbare Harmonie verbreitet sich über seine Gebilde, sie erglänzen wie in einem heiligen Scheine. Ungefähr von 1645 bis 1670 dauert die Zeit höchster Kraft in Bezug der Färbung, Lichtwirkung und der Abtönung der Lüfte. Seine männliche Seele hatte das Helldunkel jugendlicher Träumereien im Schoße der Wälder verlassen und war zur vollen Klarheit mit sich und der Natur durchgedrungen; die Welt lag in ihrer ganzen Herrlichkeit vor seinen Blicken; es ist, als könne er in seinen Werken nicht genug ihrer Wunder wiedergeben. Daher die fast unermeßlichen Aussichten in den Landschaften dieser Periode, wo Fernen hinter Fernen emportauchen und der endlose Ocean zuletzt dem sehnsuchtsvoll schweifenden Auge, nicht aber dem phantasiereichen Zuge des Herzens Grenzen setzt.

Damals hat sich die Poesie des Meeres in ihrer ganzen ergreifenden Gewalt dem Künstler aufgethan, seine zahlreichen Seehäfen und Marinen entstammen größtenteils diesem Abschnitte seiner Thätigkeit. Die Gebäude an den Ufern sind auf diesen Bildern in der Perspektive oft unrichtig, die Zeichnung der Schiffe unverstanden, und dennoch welch unsagbaren Zauber üben sie aus! In der That hat Claude sich aber auch gerade hier in betreff der Lichtwirkung und Abtönung oft selbst übertroffen; das ist eine Wärme und ein Leuchten, ein Glanz und sanftes Glühen, welche man sehen muß, um daran zu glauben. Seinem Wesen gemäß hat der Meister das Element nur in der Ruhe dargestellt, meist beim Aufgang der Sonne oder bei ihrem Untertauchen in die kühle Flut, das schwere Problem der Strahlenbrechung auf den Wassern ist auf das schönste gelöst. Der Louvre allein besitzt acht solcher Meereshäfen, darunter die „Kleopatra im Hafen von Tarsus landend“, ein Hauptwerk, einst für seinen großen Gönner, den Kardinal Giorio gemalt. Im Museum von Madrid, der Eremitage zu St. Petersburg, den Sammlungen von Rom, Florenz, Wien und England bewundert man herrliche Bilder dieser Art — das schönste von allen jedoch in der Londoner Nationalgalerie, „die Einschiffung der Königin von Saba“ dar-

stellend. Alle die eben gedachten Museen, sowie diejenigen von Dresden und Berlin besitzen auch im Fache der eigentlichen Landschaft treffliche Leistungen Claudes; der Louvre, die reichste Sammlung Claudescher Werke, zählt zusammen deren sechzehn; Madrid hat drei Folgen von zusammen zehn Wunderbildern aufzuweisen, welche Claude noch selbst im Auftrage König Philipps IV. von Spanien, des Beschützers von Velasquez, anfertigte; in der Eremitage sieht man jetzt unter vierzehn Claudes die vier Hauptstücke, die sich ehemals in Kassel befanden, von Jerome der Kaiserin Josephine geschenkt wurden und 1814 aus der Galerie von Malmaison in den Besitz des Kaisers Alexander übergingen. Bis zu welchem Grade er nun schon die Komposition zu vereinfachen wußte, zeigt das größte der im Besitz des Berliner Museums befindlichen Gemälde, während die märchenhaft schöne Küstenlandschaft der Dresdener Sammlung, welche mit Polyphem, Acis und Galathea staffiert ist, ein Beispiel von dem Schmelz abgeben kann, den seine Farbe erreicht hatte.

Mit der höchsten Meisterschaft des Kolorits vereinigt sich die bedeutsamste Durchbildung des Technischen überhaupt. Die Malweise Claudes hat sich zwei Jahrhunderte hindurch in ihrer Gediegenheit bewährt. Ein paar Baumkronen allein ausgenommen, welche durch Nachdunkeln ihre ursprüngliche feine Gliederung verloren haben und sich nun wie düstere Schattenrisse von den leuchtenden Tinten des Hintergrundes abheben, prangen seine Bilder noch heute in derselben harmonischen Farbenfrische wie zur Zeit ihres Entstehens; sie unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr zu ihrem Vorteil von den Werken seines Freundes Poussin, deren viele durch das Hinaustreten des mit Bolus überzogenen Untergrundes fast ungenießbar geworden sind.

Wie man aus des Künstlers eigenen und seiner Zeitgenossen Aufzeichnungen erfährt, wurden seine Gemälde bereits früh den damaligen Verhältnissen nach gut bezahlt; allerdings blieben die Preise, welche er erhielt, unendlich weit hinter den ungeheuren Summen zurück, mit denen man sich jetzt jede seiner zum Verkaufe ausgebotenen Leistungen streitig macht; aber sein Verdienst war doch hinreichend, ihm nicht nur ein sorgenfreies Auskommen zu sichern, sondern ihn auch noch in den Stand zu setzen, ein bedeutendes Vermögen anzusammeln.

Die größten Fürsten und die vornehmsten und reichsten Herren wollten von seinen Landschaften besitzen und überhäuften ihn mit Bitten, sie auf die Erfüllung ihrer Wünsche nicht allzu lange warten zu lassen. Unter den Päpsten, deren mehrere während Claudes langer Laufbahn seiner Kunst besondere Teilnahme zuwendeten, ist Urban VIII. ihm besonders gewogen gewesen; einige für ihn gemalte Hauptwerke besitzt jetzt der Louvre. Des Königs von Spanien ist bereits oben als eines Gönners von Claude gedacht, ebenso des Kardinals Giorio; aber außerdem findet man den Prinzen von Liancourt, Herrn von Bethune, französischen Gesandten in Rom, den Herzog von Bouillon, Herrn de la Garde, Herrn de Bourlemont, den Connetable Colonna und eine Menge anderer Großer als Besteller Claudescher Bilder verzeichnet.

Dieser Beifall veranlaßte betrügerisch gesinnte Menschen, Kompositionen, welche in der Weise unseres Meisters, wenngleich natürlich unendlich geringer aufgefaßt und durchgeführt waren, für von ihm herrührende auszugeben, und es gelang wirklich auf solche Art, manchen weniger gebildeten und feinsinnigen Kunstfreund irre zu leiten. Hieraus erwuchs dem Künstler nicht nur Geldverlust, er mußte auch, was ihm weit schmerzlicher war, stümperhafte Werke als die seinigen anerkannt und somit seinen wohlerworbenen Ruhm beeinträchtigt sehen. Mitunter half ihm sogar das Ableugnen der Nachahmungen nichts, denn die übervorteilten Käufer wollten ihre teuer bezahlten Bilder nicht entwerten lassen und schoben ihm eigennützige Gründe unter, wenn er sie über ihren Irrtum aufzuklären trachtete, manche fühl-

ten sich auch in ihrer Eitelkeit als Kenner durch seine Enthüllungen tief verletzt. Da verfiel Claude auf ein Mittel, dem Unwesen Einhalt zu thun: er legte sich nämlich ein Buch an, welches er „libro di verità“ nannte und in das er jedes seiner Gemälde in einem mehr oder minder vollendeten Entwurfe hineinzeichnete. Auf die Rückseite der einzelnen Blätter schrieb er bisweilen das Datum der Vollendung, öfter den Namen des Bestellers, so daß dadurch wichtige Anhaltspunkte für die Chronologie seiner Werke dargeboten sind. Die Ausführung der Zeichnungen, zweihundert an der Zahl, ist nicht gleichmäßig; manche sind auf das allerzarteste und eingehendste beendigt, andere nur in den Umrißlinien flüchtig angedeutet; alle aber legen Zeugnis von der hohen Meisterschaft des Claude auch in dieser Technik ab. Herr Waagen, Direktor der Gemäldegalerie des Berliner Museums, der diesen kostbaren Schatz in England im Besitze des Herzogs von Devonshire sah, sagt darüber in seinem Buche „Kunstwerke und Künstler in England“: „Die Leichtigkeit und Feinheit in der Behandlung von den flüchtigsten Skizzen bis zu den mit der größten Sorgfalt beendigten Blättern übersteigt in der That das Glaubliche. Mit dem einfachen Material einer Vorzeichnung mit der Feder, mit dem Pinsel aufgetragener Tusche, Sepia oder Biester und Aufhöhung der Lichter in Weiß ist hier der Charakter jeder Tageszeit: das Sonnige, das Kühle, das Duftige, ausgedrückt. Höchst glücklich hat er sich zum Gesamtton der frischen Morgenkühle des blauen Papiers, des warmen, glühenden Abendtons der Sepia bedient. Einige sind nur mit der Feder gezeichnet, bei einer sind nur die Hauptformen mit dem Bleistift ganz flüchtig angegeben und die beleuchteten Massen breit mit dem Pinsel in Weiß hingeworfen. Das übrige ergänzt die Phantasie.“

Als das Alter nahte, als Poussin gestorben war, ward es allmählich einsam um Claude; aber den Frieden seiner Seele, ihre Heiterkeit und Ruhe konnte kein Geschick zerstören. Seine Streifereien durch Feld und Wald wurden seltener; er war nicht wie sonst im stande, die steilen Felswege emporzuklimmen, als deren Endpunkte wunderbare Aussichten in die Schluchten des Gebirges oder auf weitgedehnte Ebenen und über die blaue See verlockend winkten. Die Erinnerung allein mußte ihm nun alle diese Herrlichkeit ersetzen — und sie that es. Selbst in den letzten Jahren, da er die Schwelle seiner geliebten Werkstatt nur noch schwankenden Ganges überschritt, ist sein Geist durch die herrlichsten Länder gezogen. Begleitet von dem Andenken an die köstlichen Genüsse, welche die Natur ihm einst geschenkt, wanderte der große Landschafter in diesen letzten Tagen noch einmal in die Welt hinaus. Die Einbildungskraft war seine Führerin, und ihr, der treuen Gefährtin durchs Leben, der nimmer ermattenden Helferin bei allen seinen Arbeiten, durfte er sich getrosten Mutes anvertrauen. Noch einmal, zum letztenmal durchirrte er die Trümmerwüste Roms, und die Schatten einer ungeheuren Vergangenheit stiegen vor ihm auf; übermenschliche Tugenden, unglaubliche Verbrechen, welche ehedem an diesen Stätten gewandelt, schritten über das Forum dahin, schwebten durch die gebrochenen Säulengänge, Triumphbogen und Tempelhallen und verschwanden unter den Gräberreihen der Via sacra; noch einmal, zum letztenmal ging's durch die sonnenstrahlende Campagna am Grabe der Cäcilia Metella vorüber, vorbei an verlassenen Villen, an eingestürzten Aquädukten und Thermen in die dunkelblaue Bergwelt der Albaner- und Sabinergebirge; noch einmal war es ihm, als atme er die stärkende Luft der Eichwälder Latiums, noch einmal, als umfächele ihn der balsamische Hauch des Tyrrhenischen Meeres — und so, erfüllt von Reiseeindrücken, von lieblichen und erhebenden Abenteuern aller Art, setzte er sich an die Staffelei, und es entstanden jene Scheidegrüße des Genius, die man fast eine Vorahnung der Gefilde der Seligen nennen möchte. Ganz Größe,

ganz Erhabenheit, ganz Ideal, ist es das Gefühl einer vollendeten Freiheit, welches in ihnen wie nirgend anderswo seinen Ausdruck findet. Nicht der gesetzlosen, der schrankenlosen Freiheit, sondern derjenigen, welche durch ein langes Leben voll begeisterten Ergründens der Schönheit und Wahrheit gewonnen wird. Wie die Bildhauer des Altertums, wie die großen italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts dahin gelangt waren, die schönen Formen der menschlichen Gestalt einzig als Ausdruck des die Künstlerseele erfüllenden bildnerischen Geistes zu benutzen und jedes Glied, jede Bewegung nicht um ihrer selbst, sondern höherer Zwecke wegen so und nicht anders geformt und ausgeprägt ward, so hatte Claude Lorrain nach und nach unumschränkte Herrschaft über Himmel und Erde, Meer und Sonnenschein gewonnen; die durchgeistigte Materie, ihm dienstbar geworden, gehorchte seinem Winke, und über dem unübersehbaren Reichtum des Einzellebens der Natur schwebte gebietend und einigend die Seele des großen Meisters.

Vom Jahre 1670 ab schwindet langsam aber unaufhaltbar die entzückende Klarheit der Tinten, die Zartheit der Übergänge, die Leichtigkeit der Tusche, während das eigentlich Kompositionelle bis zum letzten Tage sich steigert, die Lineatur einen immer schwungvolleren und durchgeistigteren Charakter annimmt. Zwei späte herrliche Bilder der Pinakothek in München und vieles in italienischen und englischen Sammlungen beweist, wie fleißig der Greis noch war. Der Baumschlag ist nun blechern, die Staffage unproportioniert und wie von Holz geschnitzt, der Ton trübe und fahl, und trotz dieser schwindenden Kraft, trotz dieses rührenden Stammelns lagert über diesen Gebilden der ehrfurchtgebietende Hauch des gottbegnadeten Genius in seiner vollen Gewalt.

So ist er dahingegangen in das unbekannte Land, hochbetagt, glücklich, thätig und heiter bis zum letzten Atemzuge.

Über hundertundfünfzig Jahre ruhten seine irdischen Reste in der Kirche Trinita del monte, in deren Nähe er so lange Zeit gewohnt hatte. Im Jahre 1840 glaubten jedoch die Franzosen die Gebeine Claudes, den sie, wie bereits erwähnt, als ihren Landsmann betrachten, in Anspruch nehmen zu müssen und führten dieselben in das ihrer Nation in Rom gehörige Gotteshaus des heiligen Ludwig von Frankreich über. Dort war ihnen eine schöne Grabstätte bereitet, sie wurden hineingesenkt und ihnen außer Claudes Namen und dem Datum seiner Geburt und seines Todes die Inschrift gesetzt: „La nation française n'oublie pas ses enfants célèbres même lorsqu'ils sont morts à l'étranger.“

Claude Lorrain gehört unter die geringe Zahl derjenigen Genien ersten Ranges, von denen man sagen kann, daß sie der künstlerischen Idee neue Horizonte erschlossen haben. Dem Seher allein, der im stande ist, auch in dem Wechselnden, Bedingten und durch irdische Mängel Getrübten das Unwandelbare, das ewig Große und Schöne zu erkennen, ist die Macht verliehen, also zu schauen und das Geschaute also zu bannen, daß es für jedes Herz, daß es zu allen Zeiten seine fesselnde und aufwärts ziehende Kraft bewahrt. Claude Lorrain malt wie andere Landschafter Berge und Thäler, Wald und Ocean; aber sie sind nur die Hülle, in der der Geist der Gottheit selbst sich offenbart, das Instrument, welchem überirdische Laute enttönen. Im höchsten Sinne des Wortes ein Künstler, hat Claude es verstanden, jedes Unschöne, Schmerzliche oder Verworrene zu lichter Klarheit und ehrfurchtgebietender Würde hinaufzuläutern. Keine Schwermut, keine niederdrückende Traurigkeit lagert über seinen Gebilden, aber ebensowenig eine dem Scheine huldigende bloß äußerliche Lieblichkeit. Die ruhige, heitere, in sich befriedigte Schönheit ohne alles Gepränge, ohne jeden gesuchten Gegensatz oder wesenlosen Schimmer — das ist es, was Claude feiert, das ist es, was seine Gemälde zu Andachtsbildern erhebt.



Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

I.



Zu den notwendigen Attributen der sogenannten „guten alten Zeit“, die ja bekanntlich nie ausstirbt, gehört, wie man weiß, daß alles, was man glaubt in diese hineinversetzen zu dürfen, von dem Rosenschimmer eines gewissen poetischen Zaubers gehoben, der prosaischen Gegenwart mit siegendem Glanze gegenübergestellt wird. Man mag an der Anerkennung für das, was man vor einer langen Reihe von Jahren — und diese Reihe ist bei mir recht lang — mit dem Empfinden des Wohlbehagens und befriedigter Überzeugung auf sich hat einwirken lassen, nachträglich noch so sehr die kritische Überlegenheit unserer so lebhaft im Fortschritt begriffenen Zustände anwenden — es wird in Bezug auf das Vergangene immer noch ein gewisses Residuum von jenen Gefühlen der Befriedigung und wohlthuender Erinnerung zurückbleiben, welches uns leise zuflüstert, daß das, was wir unmittelbar vor uns haben, doch hinter dem, was wir mit den Augen der Jugend gesehen, zurückbleibe.

Es gehört eben eine gewisse Entsagung dazu, sich zu vergegenwärtigen, daß auch zu jener Zeit ältere Leute sich dem Neuen gegenüber in Zurückhaltung geübt haben und daß man damals wie jetzt es liebte, den Maßstab seines Urteils aus der Vergangenheit zu nehmen und nach ihm die subjektive Auffassung zu modifizieren.

Solche und ähnliche Gedanken waren es, die sich in mir geltend machten, als ich in den Zeitungen las, daß man im Berliner Opernhause eine alte Oper von Lortzing, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in vorzüglichster Aufführung und mit stets sich gleichbleibendem lebhaften Beifall in Mannheim wiederholt hatte aufführen sehen, neu einstudiert habe. Ich war wohl überzeugt, daß diese in frischer Munterkeit dahinrauschende, von dem Genius echt künstlerischen Humors getragene Spieloper es wert sei, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Zweifelhaft aber war ich darüber, ob das Publikum der, wie einst behauptet worden, im Fortschrittsring emporstrebenden Haupt-

stadt des Deutschen Reiches eine so bescheidene, wenn auch noch so liebenswürdige Gabe, wie die alte Oper des leider in so schmerzlichen Verhältnissen dahingeschiedenen Lortzing ist, goutiren werde?

Denn die Zukunftsoper, das musikalische Drama Wagners, wie es die Opernbühne der Gegenwart in Beschlag zu nehmen droht (der geneigte Leser wird in mir hier sogleich den echten musikalischen Reaktionär erkennen), hat mit ihrem nie endenden Strome der über der unendlichen Melodie dahinquellenden psalmodierenden Recitation jenen einfachen, direkt in Herz und Gemüt überströmenden Weisen, jenen ungesuchten und natürlichen Harmonienfolgen, jener der Melodie und dem rhythmischen Gesange dienenden Orchesterbegleitung den Krieg erklärt, und der ewige Wechsel der Modulationen wie die fortdauernd hin und her geschobenen sogenannten Leitmotive müssen ersetzen, was Ohr und Gemüt an melodischem Reiz vergebens suchen.

Ich mußte mir sagen, daß mich, wenn auch wider Willen, der Paroxysmus der „guten alten musikalischen Zeit“ erfaßt habe, daß dieser mich wohl unfähig mache, den Wert des neuen musikalischen Dramas in vollem Maße zu würdigen und daß ich noch mehr wie bisher (wiewohl vergeblich) werde ringen müssen, um mein Innerstes von dem Zauber der alten Opernmusik abzuwenden und das Zukunftsdrama auf mich läuternd und von allem Staube der Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber und so vieler anderer „Meister“ reinigend auf mich wirken zu lassen.

Aber was geschieht?

Das Publikum der „Meistersinger“ und „Tristans und Isoldens“ strömt mit Freude und lebhaftem Interesse zu Lortzings alter Spieloper; das weite Opernhaus in Berlin ist bei jeder Vorstellung ausverkauft, und der „Wildschütz“ droht ein Kassenstück zu werden, wie „Zar und Zimmermann“ es geworden ist.

Ist dies Zufall? Ist es Laune oder Unbeständigkeit des Publikums? Ist es Schwäche und Kenntnislosigkeit desselben oder ist es die notwendige Rückwirkung des Kunstwerkes auf die ihm sich öffnenden Gemüter?

Als ich diese Oper in Mannheim sah, waren die Partien des Schullehrers (Ditt), der Braut (Frau Welzeck), der Baronin (Frl. Rohn) und des Grafen in den vorzüglichsten Händen. Die Rolle des letzteren hatte seiner Zeit Stockhausen gesungen. Alle anderen Partien waren gut besetzt, das herrliche Ensemble und das vortreffliche Orchester, alles unter Vincenz Lachners meisterhafter Leitung, gestaltete sich zu einer Mustervorstellung. Die Oper wurde nur an Sonntagen gegeben, um auch den von außen her in das Mannheimer Theater strömenden Fremden Gelegenheit zu geben, sie zu sehen, und stets blieben Beifall und Erfolg sich gleich.

Ich leugne nicht, daß ich bei der jetzt so vorzüglichen Aufführung auf der Königl. Bühne zu Berlin und bei dem sich in gleicher Weise wie dort vor mehr als zwanzig Jahren wiederholenden Beifall eine große Freude empfunden und mir gesagt habe, daß ein echtes Kunstwerk, wenn auch in dem bescheidenen Kleide der alten komischen Oper, weder der Reklame noch der Leitmotive bedarf, um seiner Wirkung sicher zu sein.

Eine weitere Erwägung hat sich mir bei dieser Veranlassung aufgedrängt, ob dem „Wildschütz“ nicht noch eine Anzahl anderer älterer Opern ebenbürtig sein möchte, die jetzt zu den vergessenen gerechnet werden müssen und die doch immerhin den Kunstwerken angehören, deren Rang und Bedeutung als feststehend zu betrachten ist.

Ich habe mir, indem ich diese Frage bei mir erwog, keineswegs verhehlt, daß manches in seiner Zeit epochemachend, mit einem gewissen Glanz umgeben, auftritt, von reichem Beifall begrüßt, bewundert und hoch erhoben wird und daß doch neue Erscheinungen mit ihrem neuen Prunk neuen Beifall wecken, bis der ältere Schimmer nach und nach verbleicht und endlich die einst so hochgepriesene Schön-

heit alt geworden und ergraut in die Ecke flüchten muß vor den jüngeren Geschwistern, die an sich nicht mehr Anspruch auf dauernde Geltung erheben können und die nach einiger Zeit dasselbe Los zu teilen bestimmt sind. Es giebt in der Kunst ein „ewig Schönes“; aber diese hohe Würde wird nur selten verteilt; das meiste ist dem wechselnden Geschmack unterthan und muß seinen Launen sich fügen.

Sollten in der Bühnenmusik, welcher Art sie sein wolle, ob ernst, ob komisch, nicht dieselben Gesetze obwalten wie bei allen anderen Kunstsphären?

So wird man sich bescheiden müssen, daß vieles mit Recht der Vergänglichkeit anheimgefallen ist, während die großen Gebilde höherer Art zwar eine Zeit lang vergessen werden können, doch aber sich ihren festen Platz wiedergewinnen. Man denke nur an den Staub, der Seb. Bachs herrlichste Arbeiten mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch bedeckt hat, bis er von künstlerischer Findigkeit beseitigt werden durfte!

Aus solchen Gedanken ist für mich der Wunsch entstanden und ich habe mir aus diesem die Aufgabe gestellt, eine Anzahl dieser Kunstwerke dem geneigten Leser in Erinnerung zu bringen, nicht weil ich der Meinung bin, deren Wiederbelebung für die Bühne herbeiführen zu können, auch nicht, um der sogenannten guten alten Zeit für die Oper Genüge zu thun, sondern lediglich, um frisch blühende Kränze dankbarer Erinnerung für so manche genußreiche Stunde und als Anerkennung ernster und erfolgreicher Arbeit auf die Gräber derer niederlegen zu dürfen, die in ihrer Zeit und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Großes, Edles und Schönes geleistet haben.

Ich werde bei einer derartigen Prüfung von Schätzen der Vergangenheit nicht weiter gehen, als mein eigenes Gedächtnis reicht. Ich beabsichtige also nicht, auf hochverdienstliche Werke zurückzugreifen, welche wie Himmels „Fanchon“ zu Anfang des Jahrhunderts als ein glänzendes Gestirn über die deutschen Bühnen gegangen sind. Auch Righinis „Armida“ und sein „Befreites Jerusalem“ zu besprechen, liegt nicht in meiner Absicht, obschon diese Opern auch jetzt noch nicht ohne Verdienst sind und ich sie weit über Catels einst so berühmte „Bajaderen“ und über Sachinis „Ödipp auf Kolonos“ setzen möchte, so groß und herrlich auch in der letztgenannten Oper das Duett zwischen Antigone und ihrem blinden Vater hervorstrahlt. Selbst auf Salieris einst so berühmten „Azur“ zu verweisen, liegt noch außer der Periode, die ich für meine Erörterungen in Aussicht genommen habe.

Dennoch ist die Liste der Opern, die zu meiner Zeit mit großem und gerechtem Beifall über die Bühne gegangen und seitdem so gut wie vergessen worden sind, eine recht lange.

Möchte der geneigte Leser es sich nicht gereuen lassen, einen Blick wohlwollenden Interesses auf diese geworfen zu haben.

Ich möchte bei der Besprechung derselben nicht gern einer systematischen Ordnung folgen, sondern lediglich aus dem mir zu Gebote stehenden Schatze der Erinnerungen herausgreifen, was mir gerade im Augenblick von Wert erscheint, einiges kürzer, anderes länger behandelnd, hier und da auf die scenische Aufführung, wie sie mir gerade begegnet ist, zurückgreifend, Text und Musik von der Höhe der Gegenwart aus und in Verbindung mit dieser erörternd.

Wenn man einen derartigen Rückblick auf die Vergangenheit wirft, ohne gerade zu einer geschichtlich wissenschaftlichen Behandlung schreiten zu wollen, dann muß man vor allem nicht vergessen, daß am Beginn der Zeitperiode, um die es sich hier handelt und die doch etwa fünfzig Jahre umfassen mag, weder Meyerbeer noch Wagner die Bühne beherrscht haben, daß Weber erst mit seiner „Preciosa“ und dem „Freischütz“ anfing, auf die musikalisch gebildeten Kreise einzuwirken, daß in der ernsten Oper Spontini und Gluck, in der Spieloper Mozart und seine Nachfolger unbestritten das

gesamte Terrain behaupteten, daß daher immerhin der Charakter der damaligen Musikrichtung als ein klassischer bezeichnet werden kann. Man wird also in die Beurteilung der Opernerzeugnisse jener Periode mit einer gewissen Resignation gegen die jetzt herrschenden Ansprüche eintreten müssen.

Die älteste Oper, deren ich mich entsinne, war freilich eine klassische im eigentlichen Sinne des Wortes nicht. Es war ein jetzt bis zur wirklichen Vergessenheit unbekannt gewordenes komisches Singspiel: „Das neue Sonntagskind", von W. Müller, dem alten Kapellmeister an der Leopoldstadt zu Wien, der in Hunderten von Operetten, komischen Opern und Singspielen (ich erinnere unter anderem nur an Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind") mit den denkbar einfachsten Mitteln den Volkston der Lustigkeit und heiteren Humors zu treffen wußte und dessen Arbeiten bis in die Hälfte des Jahrhunderts hinein (W. Müller ist erst im Jahre 1831 gestorben) auf einer großen Menge von Bühnen mit zum Teil nicht unverdientem Beifall gegeben worden sind.

Von dem „Neuen Sonntagskinde" erinnere ich mich nur, daß ein von Gespensterfurcht und vom Alpdrücken beherrschter Sonderling die Alpbeschwörung ceremoniell vornahm:

Ach, lieber Alp, ich bitte dich,
Nur diese Nacht verschone mich!

daß er in dieser Gespensterfurcht und Beschwörung von seinen Verwandten, die eine von ihm geplante Heirat beseitigen wollten, betrogen wurde, daß ein lustiger und betrügerischer Haarkünstler vorkam und daß dem betrogenen Bräutigam die mit Zündstoff gefüllten Papilloten seiner Frisur auf dem Kopfe angezündet wurden und als Feuerwerk abbrannten, was im Publikum großen Jubel hervorrief. Die ganze, nach den damaligen Begriffen lustige Geschichte machte den erheiterndsten Eindruck, und gewisse Gesänge: „Wer niemals einen Rausch gehabt" und „Ich sag es doch immer, es ist ein Friseur", sind noch jetzt nicht ganz vergessen, wenn sie gleich sich in den einfachsten liedermäßigen Formen hielten.

Es waren eben Erfolge der damaligen Zeit.

Auf einer viel höheren Stufe stehen desselben Tonsetzers berühmte „Schwestern von Prag". Die Lösung der Verwickelungen des Buches beruht wie so vieles in der damaligen Zeit auf Verkleidungen, deren Unwahrscheinlichkeit so sehr auf der Hand liegt, daß sie einen ernstlichen Anspruch auf irgendwelche Glaubwürdigkeit nicht machen konnten. Doch war das Ganze in seiner liederartigen Komik anspruchslos lustig, so daß es, wenn auch hier und da mit jetzt verbrauchtem Witze ausgestattet, doch weit über die Zeit seines Entstehens hinausragt.

Ich bin dieser Oper, welche ich in meiner Kindheit auf der Königstädtischen Bühne zu Berlin vortrefflich habe aufführen sehen, noch im Jahre 1866 zu Dresden im Theater des großen Gartens begegnet, an demselben Tage, an welchem der damalige König von Sachsen nach der Katastrophe von Königgrätz seine Hauptstadt zum erstenmal wieder betrat.

Gewisse Gesänge: „Was ist des Lebens höchste Lust", jetzt noch als Studentenlied allgemein bekannt und viel gesungen, und „Ich bin der Schneider Kakadu", waren doch geeignet, mit einer gewissen Elektricität auf uns zu wirken. Was uns aber überraschte und an eine sensationell berühmt gewordene komische Oper neuester Zeit erinnerte, war das nach mehr als einer Seite hin bemerkenswerte Finale des ersten Aktes, ein in breitester Anlage und in großen Dimensionen aufgebautes Musikstück, dessen Faktur weit über die sonstige Schreibweise W. Müllers hinausreicht. Dies Stück beginnt mit einer ebenso einfachen als stimmungsvollen Einleitung der beiden Soprane, welche auf der Terrasse des Hauses der Ereignisse des Abends, die sie vorhersehen, warten:

O sternenleere dunkle Nacht,
Du bist für Liebende gemacht.
Der Vater und die Mutter ruhn,
So können wir uns gütlich thun.

Sehr bald kommt der erwartete Liebhaber des Fräuleins, der als Serenade ein Violin-Solo hören läßt, zwischen dessen Sätzen er eine Romanze singt. Wie er mitten in seinem Ständchen auf ein Zeichen der Geliebten lauscht, tritt der zweite, nicht begünstigte Liebhaber, ein Franzose, hinzu, der ein Ständchen auf der Flöte zu bringen beginnt. Der erste Geliebte, entrüstet über diese Keckheit, wütet dazu auf der Violine seinen Zorn aus.

Welcher Schlingel sein so keck,
Vielleicht blase ich ihm weg!

ruft der Franzose und verdoppelt seine Anstrengungen auf der Flöte. Bei der Dunkelheit der Nacht kann einer den anderen nicht erkennen. Zu ihnen gesellt sich dann zuerst der Diener Johann, der dem Kammermädchen auf der Posaune ein Ständchen bringt, ferner Krispin, ein anderer Diener, mit der Leier, endlich der Hausmeister Kaspar mit der Strohharmonika; jedes Instrument wird in besonderer Melodie gespielt, bis die Rauferei beginnt, in der die Liebhaber des Fräuleins die Degen ziehen und die übrigen lärmend sich im Finsteren herumschlagen, bis plötzlich der Nachtwächter sein: „Meine Herren, laßt euch sagen ꝛc.“ dazwischen wirft und alles im Balgen einhält:

Stille, stille, kein Geklirre,
Haltet selbst den Atem an.
Stille wie die Todesstunde,
Laßt kein Wort aus eurem Munde.

Der Nachtwächter mit der Laterne und die hinzugekommenen Nachbarn arretieren nun den Hausmeister, die Mädchen ziehen sich mit:

Leise nun ins Haus geschlichen,
Mitternacht ist schon verstrichen,

zurück; die Bühne ist leer geworden und der Mond scheint über die Straße, die soeben noch ein so belebtes Bild bot.

Wen erinnert diese Scene aus W. Müllers alter Oper, mag diese Parallele auch vielen sehr unpassend erscheinen, nicht lebhaft an den zweiten Akt der „Meistersinger“ von Richard Wagner!

Hier beginnt dieselbe Handlung mit dem: „Hört, ihr Herren, laßt euch sagen“ des Nachtwächters. Beckmesser stimmt seine Laute, während Walthers Worte: „Den Lungrer mach ich kalt“, und Hans Sachs' Lied:

Jerum, Jerum, Hallahallohо!
Oho, Tralala!

dazwischentönen. Ein endloses Zwiegespräch zwischen diesem und Beckmesser, in welchem der letztere jenem zuruft: „Gleich hören's auf! Spielt ihr mir Streich?“ und über das Lied von Hans Sachs sein Endurteil in den Worten: „Lied voll Pech und schmierig!“ zusammenfaßt, hält die Scene auf. Endlich nach langem vergeblichem Harren der Zuschauer auf Veränderung kommen David und die Nachbarn auf die Bühne und treten in Aktion. Es beginnt die Prügelei in großen Dimensionen, wobei die Gesellen mit Knütteln bewaffnet, die Nachbarinnen an den Fenstern erscheinen und Gesellen, Nachbarn, Meister, Lehrburschen und Frauenzimmer, dazu Beckmesser, David und Magdalene in der Dunkelheit gegeneinander losgehen.

Hui, nun giebt's Plantz!
Hast's auf die Schnauz!
Ha, nun geht's krach,
Hagelwetter Schlag!

sind die angenehmen und sinnreichen Worte dazu. Dazwischen schreien die Frauen:

Schafft Wasser her!
Wasser ist das allerbest,
Das gießt hinab ihn'n auf die Köpf!

worauf endlich der Nachtwächter wieder in sein Horn stößt. Dann schließt der Akt, wie folgt: Die Frauen haben aus allen Fenstern starke Güsse von Wasser aus Kannen, Krügen, Becken auf die Streitenden herabstürzen lassen. Dieses und die starken Töne des Hornes zugleich wirken auf alle mit panischem Schrecken. Die Bühne wird leer, die Hausthüren werden geschlossen, die Nachbarinnen verschwinden von den Fenstern. Sachs, mit dem Knieriemen David eins überhauend und mit einem Fußtritt ihn voran in den Laden stoßend, zieht Walther mit sich hinein. Als die Straße und Gasse leer ge-

worden, betritt der Nachtwächter im Vordergrund rechts die Bühne, reibt sich die Augen, sieht sich verwundert um, schüttelt den Kopf und stimmt mit leise bebender Stimme den Ruf an: „Hört, ihr Leut ꝛc.“ Der Vollmond tritt hinzu und der Vorhang fällt langsam.

In der That sehen sich die Scenen der alten und der neuen Oper wie zwei Zwillingsgeschwister ähnlich, nur daß bei W. Müller die Prügelei im Rahmen der handelnden Personen des Stückes bleibt, während Richard Wagner das rauflustige Publikum von ganz Nürnberg zusammenruft, weil er sonst Evas Entführung nicht mit dem nötigen Eclat hätte stören können. In den „Schwestern von Prag“ fällt dem polizeilichen Einschreiten des Nachtwächters doch wenigstens ein Opfer, während in den „Meistersingern“ dieser nach dem greulichen Skandal auf der Bühne als der Gefoppte erscheint und (in der That unbegreiflicherweise) alles für eine Spukerscheinung hält.

Ben Akiba sagt mit vollem Rechte: „Alles ist schon einmal dagewesen.“ Der gütige Leser aber, er mag Wagnerianer sein oder nicht, möge mir verzeihen, daß ich mir erlaubt habe, die vorstehende Parallele zwischen zwei der Bühne angehörigen komischen Opern zu ziehen.*

Wenzel Müllers Singspiele leiten mich auf einen anderen deutschen Opernkomponisten, dessen Arbeiten, in ihrer Weise in hohem Grade bemerkenswert, leider und mit Unrecht zu den vergessenen Opern gerechnet werden dürfen. Es ist dies Karl Ditter v. Dittersdorf, einer der genialsten und zugleich fruchtbarsten Komponisten des vorigen Jahrhunderts (geb. 1739), von dessen komischen Opern bis vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren ihrer zwei: „Doktor und Apotheker“ und „Hieronymus Knicker“, gegeben worden sind.

Ich beabsichtige, mich nur mit der ersteren Oper zu beschäftigen, deren vortrefflicher Text und deren ebenso reizende als humoristisch-lebendige Musik sich weit über das Niveau erheben, welches die Mehrzahl der Tonschöpfungen aus der Zeit des Komponisten sowie der folgenden langen Zeitperiode bis zum heutigen Tage zu erreichen vermochte. Außer Mozart haben es nur Cimarosa in seiner „Heimlichen Ehe“ und Lortzing in mehreren seiner komischen Opern („Zar und Zimmermann“, „Der Wildschütz“, „Die beiden Schützen“) vermocht, gleichberechtigte Schöpfungen ihm an die Seite zu stellen.

Wenn man Dittersdorf richtig beurteilen will, muß man vor allen Dingen nicht vergessen, daß er in und mit seiner Zeit gelebt und nichts weniger als Zukunftsmusik getrieben hat. Seine wechselnden Schicksale vom hochgestellten, bewunderten und berühmten, vielfach durch Auszeichnungen anerkannten Tonsetzer und Gesellschafter bis zum verarmten Manne, der einen Teil der Existenz seiner letzten Lebensjahre einem seiner Verehrer und Wohlthäter verdanken mußte, haben auf seine berühmt gewordenen komischen Opern vielleicht einigen Einfluß geübt, denn diese sind zur Zeit seines höchsten Glanzes und offenbar aus einer zufriedenen Stimmung entstanden. Aber sie treten vor uns hin im Rokokostil und im Kostüm des letzten Viertels vom vorigen Jahrhundert, verleugnen ihre Zeit weder musikalisch noch künstlerisch und bilden nach allen Richtungen innerlich und äußerlich ein untrennbares, in sich abgeschlossenes Ganze.

* Louis Ehlert („Aus der Tonwelt“, S. 101) hat dieser Scene aus den „Meistersingern“ eine eigene kleine Abhandlung gewidmet, in welcher er vorschlägt, die Prügelei auf der Bühne durch eine ballettartige Inscenierung, unter Fortfall des Gesanges, zu ersetzen und dazu die von Wagner geschriebene Orchestermusik spielen zu lassen. Ich kann aus diesem äußerst gewagten Vorschlage nur das eine entnehmen, daß der feinfühlende kritische Musikschriftsteller die ganze Scene nicht an ihrem Platz und die an die Fugenform erinnernde Musik dazu ungeeignet findet. Ich erkenne diese beiden, freilich nicht verbotenus ausgesprochenen Bedenken als richtig an, bin aber der Meinung, daß, wie die Oper einmal concipiert ist, die Prügelei nicht durch eine Figurantendarstellung ersetzt werden kann. Das Rohe in derselben würde an sich nicht verbessert werden und die häßlichen Worte mit ihren gegen den guten Geschmack verstoßenden Flecken würden doch immer im Textbuch stehen bleiben.

Man wird vielleicht der Meinung sein können, daß der Rokokocharakter einer abgeschlossenen Kunstperiode angehöre und für die Gegenwart höchstens eine historische Bedeutung haben könne. Abgesehen indes davon, daß der Geschmack an gewissen, dem Rokokostil angehörigen Erzeugnissen des vorigen Jahrhunderts keineswegs erloschen ist — ich erinnere nur an die hohen Summen, welche für schön gearbeitete und gut erhaltene Möbel aus jener Zeit gezahlt werden und daß man auch Watteau und seinen Nachfolgern doch nicht jede künstlerische Berechtigung würde bestreiten können —, braucht man nur einen prüfenden Blick in das Buch und in die Partitur der vorgedachten Oper zu werfen, um sogleich eine andere Ansicht zu gewinnen.

In der ansprechendsten Form, mit den feinsten Strichen und im treffendsten Lokalton ist hier ein urkomisches Bild aus dem kleinbürgerlichen Leben einer deutschen Provinzialstadt des vorigen Jahrhunderts gezeichnet, das noch jetzt dieselbe Aufmerksamkeit, dasselbe Interesse, dieselbe Freude zu erregen vermag, mit der es sich seiner Zeit über alle Bühnen Deutschlands seine Triumphbahn erschlossen hat.

Freilich darf man nicht glauben, und dies wird der Hauptgrund des Verschwindens dieser reizenden Oper von der Bühne sein, daß man eine solche Wirkung mit einem mittelmäßigen oder unbedeutenden Personal würde erzielen können. Der „Apotheker und Doktor“ erfordert ebenso wie Cimarosas „Heimliche Ehe“ zur Darstellung Künstler von Rang und Bedeutung im Spiel wie im Gesange. Der Eindruck, den dies Stück in früherer Zeit auf der Königstädter Bühne Berlins mit Spitzeder als dem Träger der Hauptrolle und mit gleichberechtigten Kräften im übrigen Personal gemacht hat, bestätigt dies. Ich bin dieser Oper später noch einmal in Mannheim bei vorzüglicher Ausführung begegnet und habe dabei gesehen, daß dieser Eindruck nicht lediglich auf die Reminiscenzen aus der sogenannten guten Zeit meiner Jugend zurückzuführen war.

Der Inhalt des Libretto ist nicht eben sehr kompliziert. Der Apotheker und der Doktor des Städtchens, in welchem das Stück spielt, sind Feinde. Der erstere und seine sehr energische, ihn streng unter dem Pantoffel haltende Gattin möchten ihre Tochter Leonore an einen alten Hauptmann, der reich und den Eltern daher besonders genehm ist, verheiraten, während der Sohn des Doktors Krautmann und Leonore sich lieben. Ein unternehmungslustiger Liebhaber der im Hause des Apothekers befindlichen Nichte Rosalie weiß sich mit dem jungen Krautmann bei Nacht in das Haus des Apothekers, den er von dort entfernt hat, einzuschleichen, um mit den Mädchen eine Entführung zu verabreden. Sie sind bemerkt worden, werden aber, weil der Apotheker allen den Eintritt in sein Laboratorium, wo die jungen Leute sich versteckt haben, verweigert, nicht entdeckt. Vor dem Laboratorium pflanzt sich der Leonoren bestimmte Bräutigam, der ein Auge verbunden trägt und mit einem Stelzfuß geht, als Wache auf, schläft aber, da er viel Wein getrunken hat, sehr bald fest ein und wird nun von den beiden Liebhabern seiner Uniform, seines Stelzfußes und seiner Augenbinde entkleidet und dann in dem Laboratorium eingeschlossen.

Unter der Maske des Hauptmanns und eines Notars kehren sie am anderen Morgen zurück; der Heiratskontrakt mit Eleonore wird unter Täuschung der Eltern unterzeichnet und die Entführung nimmt ihren Gang, als der Hauptmann zu früh aus seinem Schlafe erwacht und den Betrug aufdeckt. Der Apotheker ruft mit ihm die Polizei zu Hilfe. Da er aber durch seine Quacksalberei einen kranken Grafen, zu dem er gerufen worden war, getötet hat und die Verfolgung vor dem Gericht fürchtet, ferner seine Frau ihrerseits den jungen Leuten beitritt, auch der alte Doktor Krautmann den Handel beseitigen möchte, der seinen Sohn zu kompromittieren droht, so wird der Kommissar der Polizei nach Haus geschickt, der Hauptmann Sternwald zieht gleichfalls mit sei-

nem Korbe ab und alles jubelt im Viktoria seine Freude aus:

Was hilft den Alten alles Paaren,
Sie müssen endlich doch erfahren,
Daß Jugend nicht das Alter freit
Und keins sich zu verlieben scheut.

Dieser sich in den einfachsten Formen abspielende, eine Menge von natürlichen und unnatürlichen Verwickelungen enthaltende, zum Teil durch die in der komischen Oper des vorigen Jahrhunderts sehr beliebten Verkleidungen (man denke an Mozarts „Cosi fan tutte") getragene Stoff wird durch eine Reihe von Charakteren gehoben, deren ebenso köstliche als komische Besonderheit mit bewunderswerter Sicherheit durch die Musik gezeichnet ist.

Man wird beim Anhören dieser Oper die sogenannten Leitmotive der Zukunftsära des musikalischen Dramas ebensowenig vermissen als im „Fidelio", „Don Juan", „Figaro", der „Zauberflöte", in dem „Belmonte", den „Iphigenien", der „Armida" oder „Alceste", dem „Freischütz", der „Vestalin", dem „Cortez" und in so vielen anderen der klassischen Oper angehörigen Charakteren. Die Musik bedarf solch kleinlicher Hilfsmittel nicht, um ihren innersten Gehalt zu offenbaren; sie steht über derartigen schematischen Äußerlichkeiten. Man betrachte die einzelnen Teile der vorliegenden Oper, und man wird sie mit Meisterhand gezeichnet finden, nie die Grenze der komischen Oper, nie den Kreis der kleinbürgerlichen Gestalten des vorigen Jahrhunderts, in dem sie sich zu bewegen hat, überschreitend, immer mit Perücke und Zopf, aber auch mit Anmut und sichertreffendem Humor und mit seltener Liebenswürdigkeit.

Der Einfluß Joseph Haydns auf die graziöse Melodienbildung und die heitere Lebensfrische der Oper ist unverkennbar. Sogleich die erste Nummer, in welcher die Familie des Apothekers in der Abendkühle vor dem Hause Luft und Erholung sucht, bekundet dies in ihrer wohlklingenden melodienreichen Ruhe und Einfachheit, indem sie in den einzelnen Zwischensätzen sogleich die Charaktere der Oper in festen Zügen markiert.

Eine wahre Perle der komischen Oper ist das Terzett Nr. 3, in welchem das Apothekerehepaar mit dem beabsichtigten Bräutigam die Ausstattung der Tochter bespricht und in welcher Herr Stößel über die seiner Meinung nach ungemessenen Ansprüche seiner Frau außer sich gerät, denen er sich doch schließlich fügen muß:

Claudia, bist du besessen!
Weißt du nicht, daß ich als Mann
Nur sechs Hemden haben kann?

Meisterhaft ist die noch jetzt nicht vergessene Arie behandelt:

Wenn man will zu Mädchen gehen,
Sei man froh und wohlgemut —

in der sich Sichel sogleich als der Hauptfaiseur der Handlung darstellt, nicht weniger das darauf folgende Terzett: „Heda! Holla! Aufgemacht!" in welchem die Eitelkeit des Medizinalpfuschers Stößel, an den Doktor Bartolo in dem ersten Finale von Rossinis „Barbier" erinnernd, ihn zum Verlassen des Hauses, welches die Liebhaber für ihre Zwecke frei wissen wollen, bringt.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf alles einzelne eingehen. Ich will nur auf die Arie Stößels: „Galenus und Hippokrates", auf die Arie Sternwalds: „Der Wein ist ein Specificum" und auf das reizende Duett der beiden Liebhaberinnen: „Zwei Mädchen saßen manche Nacht" aufmerksam machen, ebenso auf das Duo im zweiten Akt zwischen dem Apotheker und Doktor: „Sie sind ein Charlatan, ein Ignorant", das als ein Meisterstück ersten Ranges in urkräftiger und charakteristischer Komik bezeichnet werden darf.

Was aber vor allem Aufmerksamkeit erfordert, sind die beiden großen Finales, die in ihrer ganzen Anlage und Ausführung bekunden, welchen Einfluß die damals bereits sich entwickelnden neuen Grundlagen der Oper auf deren ganze Struktur ausgeübt haben. Man darf nicht vergessen, daß im Jahre 1786 „Belmonte und Konstanze" schon geschrie-

ben und „Figaros Hochzeit“ bereits aufgeführt worden war und daß die breite Anlage dieser großen Ensemblestücke, sowie deren sorgsam geordneter Aufbau zu den Grundbedingungen zu gehören anfingen, welche für das musikalische Drama, das ernste wie das komische, in Anspruch genommen wurden. Dittersdorf hat diesen in einem umfangreichen und zugleich um so bemerkenswerteren Maße genügt, als er in keinem Augenblick über die Grenzen seiner Aufgabe, wie diese oben skizziert sind, hinausgegangen, streng innerhalb derselben verblieben ist und doch die Steigerungen in der scenischen und musikalischen Wirkung mit Sicherheit zu treffen gewußt hat.

Dabei entgehen ihm die Momente keineswegs, welche für die besondere Situation entscheidend sind. Unvergleichlich ist der Moment des ersten Finale, wo die Verwirrung, die Gegensätze, Angst, Sorge, Unruhe und Erwartung zu dem Satze führen: „Mir pocht mein Herz gleich einem Hammer.“ Nicht weniger vortrefflich ist das für die obere Sopranstimme etwas hoch gelegte, sonst reizende Ensemble „Gute Nacht“, an das sich der auf der Bühne allein zurückbleibende Sternwald mit seiner beabsichtigten Nachtwache und seinem in lautes Schnarchen übergehenden, durch den Wein als Specificum herbeigeführten tiefen Schlaf anschließt.

Köstlich ist im zweiten Finale der Konflikt gezeichnet, in welchen Sternwald mit dem Beamten der Obrigkeit gerät, den der erbitterte Apotheker behufs Arretierung der beiden Liebhaber herbeigerufen hat.

Herr, hier habe ich zu sprechen,
Denn ich bin von der Polizei!

worauf jener einfach: „Das ist mir alles einerlei!“ erwidert. Hier ist der bureaukratisch-beschränkte und diesem gegenüber der eigensinnig-trotzige Ton, der durch die vielfach hintereinander folgenden Wiederholungen des kurzen Satzes noch prägnanter hervortritt, vorzüglich getroffen. Ebenso reizend und bezeichnend ist das weiterhin folgende Motiv: „Sie wissen, daß ich gut studiere“, mit welchem Sichel um die Hand der Nichte des Apothekers anhält und welches demnächst der Polizeikommissar in echt humoristischer Weise mit den Worten: „Nun giebt's nichts mehr zu arretieren“ wieder aufnimmt.

Mögen einzelne Arien, wie ich nicht bestreiten will, den augenblicklichen Ansprüchen an die Form und den Inhalt dieser Musikstücke nicht entsprechen — was will dies den von mir hervorgehobenen Vorzügen und der trefflichen Arbeit sowie der vorzüglichen thematischen Behandlung des Orchesters gegenüber besonders in den beiden Finales sagen? Man wird es in jedem Falle als einen wahrhaften Verlust beklagen müssen, den die nationale deutsche Bühne durch das Verschwinden dieser reizenden und vortrefflichen Oper vom Repertoire erlitten hat. Sie ist nicht durch Besseres verdrängt worden, sondern der Kurzsichtigkeit der Regien zum Opfer gefallen, die in mittelmäßiger Besetzung ihren Ruin herbeigeführt, vor allem nur darauf bedacht waren, Kräfte und Ausstattung für die große Oper bereit zu halten, der die komische Oper mit vollem Erfolge nur gegenüber sich behaupten konnte, wenn sie sich in ihrer Sphäre als gleichberechtigt betrachten darf. Nur in vorzüglicher Aufführung, mit dieser aber auch sicher, wird der „Apotheker und Doktor“ noch für eine weit zu bemessende Zeit ein lebhaft angeregtes und anerkennendes Publikum finden.

Nicht minder unabweisbar ist die Forderung, daß das Kostüm des vorigen Jahrhunderts bei allen Personen streng festgehalten werde. Nur wenn dies geschieht, befindet sich die Oper auf dem Terrain, auf dem sie wirken kann.

Fast unglaublich muß es dem ernsten Beobachter der Bühnenverhältnisse erscheinen, daß eine andere, demselben Genre der Musik angehörige Oper aus dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, die nicht weniger wie das eben besprochene Werk den Anspruch erheben kann, als eine durch und durch klassische

Arbeit zu gelten, zu den auf der Bühne vergessenen Opern gehört, während man doch hätte glauben sollen, daß die reizende, joviale Lebendigkeit des Textbuches sowie die feine und charakteristische Musik ihr einen dauernden Ehrenplatz unter den besten Bühnenwerken gesichert haben sollte. Es ist dies Cimarosas im Jahre 1791, dem Todesjahre Mozarts, zum erstenmal aufgeführtes Meisterwerk: „Die heimliche Ehe."

Diese Oper, der bereits mehr als siebzig Opern komischen und ernsten Inhalts desselben Komponisten vorhergegangen waren und welcher Cimarosa eine ungewöhnliche Berühmtheit in ganz Europa verdankt hatte, ist in allen ihren Teilen und nach jeder Richtung hin eine so vollendete, wie dies seitdem kaum wieder erreicht worden ist.

Auch sie bewegt sich in kleinbürgerlichem Kreise, der nur durch das Eintreten einer vornehmen Person, des in seinen Vermögensverhältnissen stark derangierten Grafen Robinsone gehoben wird. Die musikalische Kunstperiode von 1786 bis 1791 hatte die Formen und die Behandlung des Orchesters in der Oper verfeinert und vervollkommnet. Beides erscheint gegen den „Apotheker und Doktor" vornehmer, in sich abgeschlossener, weniger realistisch. Doch ist der Grundcharakter der komischen Oper auch hier wie dort streng innegehalten, nur der Lokalton, der bei der Dittersdorfschen Arbeit bestimmt erkennbar, ist weniger festgehalten. Die handelnden Personen, mit Ausnahme des Grafen, stecken zwar in kleinbürgerlichen Gewohnheiten und Verhältnissen, aber sie sind keine Kleinstädter.

Ich habe meinerseits die „Heimliche Ehe" in meiner Jugend in der Königstädtischen Berliner Oper mit Spitzeder und Genée in den Hauptrollen des Geronimo und des Grafen und in sonst vorzüglicher Besetzung, dann später ebendort in der italienischen Oper mit Rossi als Geronimo bei rauschendem Beifall, endlich noch im Jahre 1862 zu Mannheim in mittelmäßiger Darstellung und daher ohne sonderliche Wirkung aufführen sehen; insbesondere waren hier die Rollen des Grafen, des Paolino, der Elisetta und Fidalma durchaus verfehlt. Ich wiederhole hier, was ich oben über diesen Punkt geäußert habe. Seitdem ist mir Cimarosas Oper nicht wieder begegnet und dürfte auch wohl nur selten auf der Bühne erschienen sein, eine Oper, die ihrer Zeit in Wien an einem Abend zweimal hintereinander, später in Neapel an siebenundfünfzig Abenden ohne Unterbrechung hatte gegeben werden können.

Auch in ihr ist der Inhalt ein verhältnismäßig einfacher.

Geronimo, ein reicher Kaufmann, hat die Eitelkeit, seine Töchter vornehm verheiraten zu wollen, und für die älteste derselben, Elisetta, einen in zerrütteten Vermögensverhältnissen befindlichen Grafen Robinsone bestimmt, der zum Besuch bei ihm eintrifft, um die Familie und die Braut kennen zu lernen. Diese mißfällt ihm; dagegen interessiert ihn lebhaft die jüngere Schwester Karoline, die sich heimlich mit dem Buchhalter Geronimos, Paolino, vermählt hat. Diesen Paolino aber liebt wieder Geronimos Schwester Fidalma.

Elisettas und Fidalmas Eifersucht veranlaßt den völlig unter ihrem Einfluß stehenden Vater, Karoline in ein Kloster schicken zu wollen, um sie aus dem Gesichtskreise des Grafen zu entfernen, der sich inzwischen mit dem Alten bereits dahin geeinigt hatte, gegen den Nachlaß von 50000 Scudi die jüngere Tochter Karoline zu heiraten.

Am Abend, als alles bereits zur Ruhe gegangen, späht Elisetta im Hause umher, findet den Grafen, dem Karolinens Schicksal nahe geht, in der Nähe ihrer Thür und beschließt, nachdem sie ihn in sein Zimmer gehen sah, die Nacht hindurch aufzupassen. Sie hört leise flüstern, glaubt, daß der Graf sich doch zu Karolinen geschlichen habe, und weckt das ganze Haus. Man ist sehr erstaunt, als der Graf im Nachtkostüm aus seinem Zimmer tritt, und endlich wird Karoline gezwun-

gen, ihre Thür zu öffnen, und das Geheimnis der Ehe ist entdeckt. Der Graf und die inzwischen besänftigte Elisetta reden zur Vergebung, in die endlich auch der Vater willigt.

Cimarosas Oper überrascht auch jetzt noch, fast hundert Jahre nach ihrem Entstehen, durch die Frische und Lebendigkeit, den charaktervollen Humor und die geistreiche Beherrschung ihres Stoffes immer von neuem. Mag auch einzelnes in den Arien veraltet erscheinen (wenngleich unter diesen sich Meisterstücke befinden wie die Arien des Geronimo und des Paolino), so ist doch die große Mehrzahl der übrigen Nummern, insbesondere sind alle Ensembles und die beiden großen Finales so reich an melodischen Schönheiten, es tritt in ihnen eine solche Fülle von Leben, von sprudelnder Laune, von komischen Wendungen und, wo die Situation es erfordert (so z. B. in dem großen Quintett des zweiten Aktes) von feinem Gefühl hervor, dabei ist alles so einfach, so natürlich-ungezwungen, daß der Zuhörer sich sehr bald in die heiterste Stimmung versetzt fühlt.

Dazu sind die Charaktere mit Meisterhand gezeichnet. Der gutmütige, eitle und halbtaube Geronimo, der sich, obschon er so gern einen vornehmen Schwiegersohn haben möchte, im Grunde doch nur ungern von seinen Geldsäcken trennt; der Graf, der den zerfallenden Stammbaum durch eine Mesalliance zu retten bereit ist, aber als Weltmann und vollendeter Roué zugleich den Eroberer spielen will; die heiratssüchtige ältliche Fidalma, die hochmütige, das Haus und den Vater beherrschende Elisa; zwischen ihnen das geängstete junge Ehepaar — alles tritt in festen Zügen und in sichtbarer Wahrheit aus dem Rahmen des Stückes dem Zuschauer entgegen.

Welche reizende und zugleich vornehme Sprache in dem Quintett: „Nicht geniert, ich bitte, bitte", welche allseitig tiefe Verstimmung in dem Quartett: „Ich empfinde Haß und Kälte", welche fein zugespitzten Frauenzungen in dem graziös-lebendigen berühmten Terzett: „Ich beug mich zur Erde" und welch prächtig-unerschöpflicher Humor in dem großen Duett der beiden Bässe: „Sie müssen sich bequemen"! Alles ist dabei aus einem Guß, in vollster Harmonie, ohne Unruhe, ohne hastiges Vorwärtsdrängen und Jagen und ohne jede Überhebung. Man könnte, wenn man die hervorragenden Stücke der Oper bezeichnen sollte, fast alle Nummern nennen. Ich will aber hier nur noch auf das reizende und charakteristische Terzett im zweiten Akte verweisen, in welchem Elisetta und Fidalma es bei dem alten und harthörigen Geronimo durchsetzen, daß Karoline in das Kloster geschickt wird, und auf die beiden Finales, von denen das letzte mit übersprudelndem Jubel dem Schlusse der Oper zueilt.

Wenn man ein solches Singspiel doch offenbar mit dem Wunsche eines gewissen Erfolgs auf die Bühne bringt, dann berührt es wunderbar, wenn man die Partitur in einer Weise zugeschnitten sieht, welche die Wirkung von vornherein in Frage stellen muß. Bei der Aufführung der „Heimlichen Ehe" in Mannheim im Jahre 1862 hatte man nicht allein die Arien der Oper teils halbiert, teils ganz fortgelassen, sondern man hatte auch die Schlußsätze in beiden Finales so zusammengestrichen, daß das Publikum sich unmöglich in den natürlichen Fluß und Schwung der Musik hineinfinden, sich auf diejenige Höhe forttragen lassen konnte, auf die der Tonsetzer zu führen die Absicht hatte. Wenn ich jetzt nach Verlauf der langen Zeit von etwa zwanzig Jahren auf die damalige Aufführung zurückkomme, so geschieht dies, weil ich mir nicht versagen kann, über die Grenzen der mir augenblicklich vorliegenden Auseinandersetzungen hinaus meine Bemerkungen über den Mißbrauch zu machen, der zum Teil noch jetzt mit den Kürzungen in der Oper getrieben wird, und diese vom künstlerisch-musikalischen Standpunkt aus zu beleuchten.

Die oft recht langen Striche in den Opern der verschiedensten Tonsetzer, die besten nicht ausgenommen, können mit

wenigen Ausnahmen kaum einen anderen Zweck haben als den, die Oper einige Minuten früher beendet zu sehen, als dies sonst der Fall sein würde.

In der Regel wird nun durch diese Abstriche der Zuhörer in dem Augenblick, in welchem er die Höhe des Musikstückes erreichen zu können glaubt, gezwungen, unversehens über den plötzlich und unvorbereitet eintretenden Schluß zu stolpern. Ihn erfüllt das unbehagliche Gefühl des Mangels an Befriedigung, das er meist der Musik zur Last legt, obschon er es nur dem Rotstift der Regie zu verdanken hat. Bei der klassischen Oper wird man durch derartige Abstriche oft tief verletzt. Denn es ist auch in der Musik doch immer ein Teil von dem anderen in der Wirkung abhängig; die Störung des so notwendigen Gleichgewichtes ist unvermeidlich und eine willkürliche Trennung und Beschneidung daher nicht zulässig.

Man glaube ja nicht, daß die klassische Oper von derartigen Eigentümlichkeiten der kapellmeisterlichen Individualauffassung unberührt geblieben sei. Abgesehen von den Strichen in der „Heimlichen Ehe“ habe ich einer Aufführung der „Euryanthe“ beigewohnt, in welcher der schöne, wehmütig gehaltene Larghettosatz im zweiten Finale (a-dur) „Laß mich empor zu dir“ gestrichen war, ebenso ein Teil des bald darauf folgenden Männerchors (c-dur) „Wir alle wollen mit dir gehen“. Das Duett in a-moll des dritten Aktes war ganz fortgelassen worden, und von der großen Arie der Euryanthe „Zu ihm!“ in welcher diese Partie der Oper den Gipfel ihrer dramatischen Bedeutung erreicht, wurde nur die zweite Hälfte gesungen.

Man wird zugestehen müssen, daß derartige Striche weit über jedes erlaubte Maß hinausgehen. In der „Heimlichen Ehe“ hatte man in Mannheim die ganze Triolen-Passage im Finale des zweiten Aktes beseitigt, die doch ohne jeden Zweifel höchst charakteristisch, sehr komisch und von der allerfrappantesten und genialsten Conception ist. Ich habe in einem öffentlichen Konzerte das erste Finale aus „Cosi fan tutte“ mit dem Strich durch die Reprise des letzten Satzes gehört, und bei der Aufführung dieser Oper auf einer bekannten Hofbühne blieb der wundervolle Kanon in as-dur im Finale des zweiten Aktes: „Hier, weil volle Gläser blinken“, fort. Spontinis Arien und Duette werden in Berlin in großem Umfange halbiert, so z. B. das berühmte, in wahrhaft großartigem Stile gesetzte Duett im zweiten Akt der „Vestalin“: „Vor Vestas heiligem Thron“. Das heilige Feuer des Theateraltars würde, wie ich glaube, die Wiederholung dieses prachtvollen Satzes wohl gestattet haben, ohne zu früh zu erlöschen. In dem großen, wahrhaft klassischen Terzett des zweiten Aktes der „Olimpia“ blieb bei der letzten, in den Solopartien überhaupt durchweg verfehlten Aufführung dieser herrlichen Oper zu Berlin die wundervolle Stelle in des-dur: „Des Mitleids Stimme ist's“, fort; eine wahrhafte Verstümmelung! Was in aller Welt hatte die Musik dem Dirigenten zuleide gethan, daß er all den anderen Strichen auch noch diesen hinzufügte!

Würde man ein solches Zusammenarbeiten von klassischen Werken einem lebenden Tonsetzer von dem Range und der Bedeutung Spontinis zugemutet haben? Oder geschieht das etwa nur, um die Künstler zu schonen? Wer die Wagnerschen und Meyerbeerschen Opern singen kann, der kann auch wohl die Anstrengungen, welche Spontini, Weber, Mozart und Cimarosa verlangen, ertragen. Was bei Meyerbeer, Verdi, Donizetti, Rossini nicht Regel, wohl aber unter Umständen zulässig sein kann, das darf man den Autoren der klassischen Musik doch nicht bieten. Und wie verträgt sich dieses Rotstiftsystem mit dem Purismus in der Musik, der sich nach und nach bei allen, mindestens den größeren Bühnen eingenistet hat?

Man hält es für unzulässig, die kleinste Verzierung in den klassischen Opern anzubringen, während doch jeder, der die Geschichte der Oper und des Gesanges kennt, weiß, daß die Arien der klassischen

Zeit auf gewisse Verzierungen und Varianten berechnet und geschrieben waren. Es ist nicht entfernt meine Meinung, daß man die Arien der Verzierungen wegen zu singen habe; est modus in rebus; aber diese ganz verbannen wollen, ist ein durchaus falscher Standpunkt. Die oft gehörte Bemerkung: „Wenn Mozart Verzierungen oder Varianten hätte haben wollen, würde er sie geschrieben haben,“ ist einfach wertlos. — Ja, man geht selbst so weit, daß man überall, selbst im Recitativ, die für den Gesang und die Deklamation musikalisch so notwendigen Vorhalte streicht und die trockene Recitation auf dieselben Töne in schwer zu ertragender Weise eingeführt hat. — Und hier frage ich nun wieder: Wie verträgt sich dieser Purismus in der Musik mit dem Rotstiftsystem der Abstriche in der Oper?

Man hat auch behaupten wollen, daß die übermäßig schnellen Tempi bei einigen Opernbühnen dem Verlangen entsprungen seien, die Opern desto früher beendet zu sehen. Sollten schnelle Tempi und große Striche sich zu diesem Zweck verbunden haben? Ich möchte dies ungern voraussetzen. Richtig ist, daß z. B. viele einzelne Stücke in Spontinis „Cortez“ unter Eckerts Direktion in Berlin derart übereilt wurden, daß unter anderem die herrliche Ouverture kaum noch verständlich blieb.

Möge der geneigte Leser diese Abschweifung dem Wunsche zu gute halten, nicht bloß vergessene Opern in das Gedächtnis zurückzurufen, sondern auch vergessenen Fehlern, die sich doch immer wieder reproduzieren, gerecht zu werden.

Ich möchte an dieser Stelle noch mit kurzen Worten einer kleineren Oper gedenken, die, jetzt fast unbekannt, ihrer Zeit (1832) und viele Jahre hindurch mit lebhaftem Beifall in Berlin gegeben worden ist. Es ist dies Tauberts einaktige Oper „Die Kirmes“.

Das Buch ist an sich einfach, geschickt sceniert, wie dies von dem bühnenkundigen Verfasser Eduard Devrient nicht anders zu erwarten war, eine muntere Dorfgeschichte, ohne irgend einen tragischen Hintergrund, auf einem geschraubten Verhältnis eines Bauernburschen und eines Dorfmädchens basierend, deren gegenseitige Verstimmung durch das Einschreiten eines anderen Burschen und durch die Teilnahme der Dorfbewohner beseitigt wird.

Die Musik Tauberts ist dem Inhalt des Buches entsprechend melodiös und einfach, fast ländlich zu nennen, dabei charakteristisch. Das Stück war im wesentlichen auf damalige Theaterkräfte (Fräul. v. Schätzel, Mantius, E. Devrient, Wauer) berechnet, hat sich aber auch in anderweit guter Besetzung bewährt und würde sich immerhin des Versuches der Erneuerung lohnen.

Hannchens Lied (g-dur): „Will einer ein Mädchen frein“, ist graziös und melodisch und war zu jener Zeit stets vom Beifall des Publikums getragen; das Lied des Hans (Bariton) mit Chor, vor allem der Walzer mit der geschickten Verbindung des Orchesters und der Dorfmusik auf der Bühne und der sehr schön gesetzten Soloklarinette über den Streichinstrumenten sind Arbeiten von bleibendem Wert. Nicht gerade überwältigend, wohl aber erfrischend und erheiternd übte diese in ihrer Art liebenswürdige Oper auf das Publikum der Berliner Bühne (sie wurde, wenn ich mich recht erinnere, im Schauspielhause gegeben) einen besonderen Reiz aus und mag wohl etwa vierzig Wiederholungen erlebt haben, ehe sie das Schicksal traf, vergessen zu werden.

Wie manche treffliche Arbeit ist demselben Los verfallen!

Ich erinnere mich des Aufsehens, welches Gläsers von Holtei gedichtete Oper „Des Adlers Horst“ seinerzeit auf der Königstädtischen Bühne gemacht hat. Ich habe sie noch vor einigen Jahren auf kleineren Bühnen, insbesondere auf der Sommerbühne in Köln, gesehen.

Abgesehen von dem im dritten Akte eintretenden Stillstande der dramatischen Handlung atmet alles heitere Lebensfrische und lustige Thätigkeit, nur hier und da von schwermütigen Accenten unter-

brochen. Es ist ein ländliches Idyll, welches, auf den Kamm des Riesengebirges verlegt, sich in naturwahrem, Herz und Gemüt anregendem Lokalton als ein Familienbild, mit den Freuden und dem Schmerz, welche ja überall, wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual, sich geltend zu machen pflegen, abspiegelt.

Die Musik gehört an sich nicht eigentlich zu denjenigen Kunstleistungen, welche die höchste Meisterschaft bekunden; aber sie ist ein überaus glücklicher Wurf, an welchem man wohl besondere Freude haben kann, zumal wenn sie in Spiel und Gesang von Kräften getragen wird, wie diese in den ersten Aufführungen der dreißiger Jahre der Königstädtischen Bühne zur Disposition standen. Ich erinnere an die Rose des Fräulein Hähnel, dieser hochausgezeichneten dramatischen Sängerin, an den trefflichen Vater Renner Beckmans, an den für die Rolle des Cassian besonders geeigneten Greiner und den Anton von Holzmiller mit seiner in der Seele wiederhallenden sympathischen Stimme.

Einzelne Stücke der Oper sind von besonders hervortretender Schönheit, dem Besten gleich, was begabtere Tonsetzer geschaffen haben. Die dem Komponisten so sehr zusagende Liederform macht sich in hohem Grade geltend in der ersten Nummer der Oper: „Die Sonne, sie krönt mit reinem Glanz", in der Romanze Nr. 8: „Die Arme weint", von Holzmiller mit tief ergreifender Schönheit gesungen, und in dem rührenden Anfangsliede des zweiten Aktes: „Wo der Wiese grünes Band". Aber auch die Ensembles sind zum nicht geringen Teil voll von Leben und Humor und von der treffendsten Wirkung.

Das Quartett Nr. 4: „Sie ist so zart, so sanft, so lieblich", das überaus gelungene Trinkterzett: „Die Flaschen zur Hand", vor allem aber das Sextett Nr. 15: „Ist's möglich, Mann, so umgewandelt", sind überaus glückliche Treffer. Die Finales des ersten und zweiten Aktes, letzteres mit dem schönen Gebet a capella: „Ach, reich aus blauen Höhen", werden nirgends ihre Wirkung verfehlen. Wenn Mendel in seiner Operntext-Bibliothek* über diese Oper ein herb absprechendes Urteil fällt, so vermag ich dies als richtig nicht anzuerkennen. Und wenn er den Text tadelt und ihn zu dem Freischütztext von Fr. Kind in eine ungünstige Parallele stellt, so bin ich der Meinung, daß ein tertium comparationis zwischen beiden Textbüchern überhaupt nicht vorhanden ist, da Holteis „Adlers Horst" hoch auf den Bergen ohne irgend welche Beziehung zu irgend einem Teufelsspuk oder irgend einer gespenstischen Volkssage den Gegenstand der Dichtung ganz selbständig und frei behandelt.

Auch als Kapellmeistermusik kann ich diese Oper, welche sich weit über das Niveau der durch diese Bezeichnung getroffenen Kompositionen erhebt, nicht gelten lassen. Wer sich gewisser Opern aus den letzten vierzig bis fünfzig Jahren erinnert, die, mit dem Fluche der Langweiligkeit beladen, fast über alle Opernbühnen geschritten sind, und ihnen gegenüber die frische Lebendigkeit und die charaktervolle Stimmung der Holtei-Gläserschen Oper betrachtet, der wird mir gewiß beistimmen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die lange Liste der vergessenen Opern durch solche Erinnerungen zu verlängern, die mit Recht dem archivalischen Staube anheimgefallen sind. Nur ein Beispiel einer solchen Kapellmeisteroper möchte ich anführen, um an ihm zu zeigen, wie diese Bezeichnung mit Recht angewendet werden kann.

Ich will an Joseph Wolframs Oper „Maja und Alpino oder Die bezauberte Rose", Gedicht von E. Gehe, dem Dichter von Spohrs „Jessonda", erinnern, welche etwa im Jahre 1827 in Berlin gegeben worden ist. Die Worte des Textes sind stimmungsvoll und poetisch; sie geben ein wohl abgerundetes Gedicht mit einer Menge lyrischer Situationen und allen in der Oper erforderlichen Abstufungen von Liebe und Schmerz, Sehnsucht, Hoffnung, Zweifeln, Leidenschaften und Kontrasten, in den

* Berlin, S. Mobes Verlag.

Solostimmen wie im Chor. Die Musik ist durchaus korrekt, melodiös und harmonisch wohlklingend, obschon ihr Meister nicht einmal Kapellmeister, sondern Bürgermeister von Teplitz war.* Sie steht überall auf der Linie einer anständigen, selbst talentvollen Komposition und vermag doch in keinem Augenblicke zu erwärmen. Der Haupteffekt der Oper, dessen ich mich genau entsinne, war der Moment, in dem der Gesang Alpinos (damals der Tenorist Stümer in einem für seine etwas untersetzte Figur höchst unkleidsam ländlichen Kostüm) die Rose entzaubert und zur Fürstin belebt. Während des an sich melodiös-liedartigen Gesanges:

Liebe, Liebe webt in Flammen
Durch die Pulse der Natur,
Liebe fliegt, ein Geist des Ringens,
Durch die große Weltenflur.
Nimm von mir denn Herz und Seele
Rein und ganz,
Und erstehe, neu belebet,
In des Himmels Glanz!

begann die im Hintergrunde der Bühne in etwas kolossalen Dimensionen sichtbare Rose sich langsam zu entfalten und sich immer weiter und weiter zu öffnen, bis sie schließlich fast die ganze Wand der hinteren Dekoration bedeckte und aus ihrem Kelche plötzlich, von rosigem Schimmer umglänzt, der reizende Kopf der zu jener Zeit mit Recht so beliebten Sängerin Seidler herausblickte, eine scenische Wirkung, wie sie kaum glücklicher und treffender gedacht werden kann und welche nach der ertötenden Langweile mehrerer Stunden das Haus zu donnerndem Beifall hinriß.

Aber dieser sonst so glückliche Moment, der vor allem dem Komponisten die Gelegenheit geboten haben sollte, ihn musikalisch auszunutzen, war in der Musik völlig unbeachtet geblieben. In ununterbrochener melodisch-rhythmischer Eintönigkeit wird die Arie des Sängers regelrecht von dem Chor abgelöst, den nicht einmal die sprechenden Worte:

Seht, der Rose Zauber schwindet
Und der Blumen Hüll' entwindet
Sich das Leben; seht es werden,
Seht es wachsen u. s. w.

in seiner eintönig melodischen Ruhe stören konnten.

Hier ist Kapellmeistermusik vom reinsten Wasser. Ich könnte manche andere Oper ähnlicher Art aus meiner Erinnerung hervorsuchen, die nicht im entferntesten etwas von der Wirkung und den Erfolgen aufzuweisen gehabt hat, wie des „Adlers Horst“. Ich will aber auf weitere derartige Einzelheiten nicht eingehen.

(Fortsetzung folgt.)

* Der jährliche Aufenthalt des damaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., in Teplitz mag wohl zu der Aufführung der Oper in Berlin beigetragen haben.





Algier, die Stadt.

Von

Ludwig Pietsch.



Wer länger lebt und die Dinge und Menschen ruhig beobachtet, kommt — auch ohne seinen Kant gelesen und aus diesem Klarheit über das wahre Wesen der sogenannten objektiven Wirklichkeit geschöpft zu haben — zu der Erkenntnis, daß es mit der Objektivität derselben nur schwach bestellt ist. Es giebt „kein Ding an sich" für unseren Geist. Die Welt, die uns als die reale erscheint, ist doch immer nur das Bild der Welt, welches wir mit den uns gegebenen Wahrnehmungswerkzeugen aufzufassen und unserem Gehirn vorzustellen vermögen. Jeder empfängt ein anderes als seine Mitmenschen von demselben Gegenstande. Jede Schilderung eines realen Objekts kann schlechterdings immer nur eine subjektive sein. Nicht nur die größere oder geringere Schärfe und Klarheit der Auffassungsorgane bei verschiedenen Beobachtern bedingt notwendig diese Verschiedenheit des Bildes. Die gesamte körperliche Verfassung, Seelenstimmung, äußere Lage, Zweck der Beobachtung und Beruf des Auffassenden üben den stärksten Einfluß auf Ton, Farbe und gesamte Erscheinung des Angeschauten. Eine vorhandene Stadt ist sicher ein durchaus reales Ding, von fester Lage, Form, Architektur, innerer Einrichtung ꝛc. Und doch, wie völlig anders wird dieselbe Stadt dem erscheinen oder wird der dieselbe auffassen und schildern, welcher sie etwa als Ingenieuroffizier in einem sie belagernden Heere betrachtet und studiert hat, und der, welcher sie als Maler, als Kaufmann, als Schiffer, als Vergnügungsreisender, als Forscher oder gar als in ihr Heilung suchender Kranker sah und kennen lernte; gar nicht einmal Wetter und Jahreszeit mit in Anschlag gebracht, in denen sie sich ihrem Besucher gezeigt hat!

Wenn ich hier ein Bild der Stadt Algier entwerfen will, so bin ich mir jener tausendfachen Bedingtheit unserer Anschauungen und unseres Urteils zu wohl bewußt, um zu glauben, etwas anderes als persönlich empfangene Eindrücke spiegeln zu können. Immerhin sind es in diesem Fall solche, die mit freier, heiterer Seele

bei glücklicher Stimmung des ganzen Menschen und in der für diesen Ort günstigsten Jahreszeit empfangen wurden. Vor subjektiven Trübungen ist das Kolorit eines Bildes, das ich von der Stadt Algier geben kann, durchaus gesichert.

Viel fesselnder, spannender und amüsanter, als es auch im besten Fall ein solches Städtebild sein kann, würde für meine Leser — ich bin überzeugt davon — die einfache Erzählung der wunderlichen, höchst abenteuerlichen Geschichte meiner Reise nach Algier, meines zehntägigen Aufenthaltes daselbst, der Aufgabe, die mich plötzlich und unerwartet Anfang April 1879 dahin führte, und der über jedes Hoffen raschen und glücklichen, mehr durch die kaum glaubliche Gunst der launischen Göttin als durch eigene Vernunft und Kraft herbeigeführten Lösung derselben sein. Aber leider heißt es in Bezug auf diese Angelegenheit: „Ein Schwur schließt mir die Lippen zu.“ Und außerdem bin ich mit keiner Abenteuererzählung, sondern mit einer Stadtschilderung für diese Blätter beauftragt. Bleiben wir daher bei der Sache.

Die Hauptstadt des afrikanischen Frankreich genießt des Ruhmes, vom Meere gesehen den sich ihr zu Schiff Nahenden eins der malerisch prachtvollsten Küstenbilder zu gewähren, das in seiner Art nicht ärmer an charaktervoller Schönheit sein soll wie etwa Konstantinopel, Genua oder Stockholm. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser allgemein verbreiteten Meinung freilich erst bei meiner Abreise überzeugen können. An jenem Morgen des 3. April, als unser Dampfer, auf dem ich mich am Abend des 1. in Marseille eingeschifft hatte, sich der afrikanischen Küste näherte, verhüllte der dichte Regenvorhang alles Detail der Küste und ließ nur die allgemeine Silhouette ihrer Höhen erkennen. Von dem unserem Kurs direkt entgegenstürmenden Südwest aufgeregt, schlugen die Wogen mit wütender Gewalt über den Bug und die ganze Länge des Bootes hin und machten das Aushalten auf Deck fast zur Unmöglichkeit. Der nächste steile Uferhang vor uns, auf den unsere Fahrt, Wind und Wellen entgegen, gerichtet war, erschien mir durch jenen Tropfenschleier hindurch vom Ufer bis zur Höhe mit einer enormen Masse dicht gedrängter, übereinander getürmter weißer Baulichkeiten besäet. Andere Häuser, einzeln und in größeren und kleineren Gruppen zusammenstehend, zeigten sich immer deutlicher zu beiden Seiten wie weiße Flecke zwischen die dunkle Vegetation verstreut, welche die Höhenrücken ringsum anscheinend völlig bedeckte. Endlich gegen elf Uhr lenkte unser Dampfer in die breite Einfahrt zwischen der Nordmole „jetée du nord“ und der „jetée du sud“ ein und warf in dem weiten Hafenbassin Anker. Letzteres ist in seiner gegenwärtigen Gestalt wesentlich durch künstliche, mit ungeheuren Opfern in das Meer hinausgeführte Steinwälle gebildet und keine natürliche, durch die Formation der Ufer gebildete und geschützte Bucht. In der arabischen Zeit, unter dem Piratenherrscher Barbarossa II., hat man damit begonnen, eine Reihe von inselartigen Klippen, welche an der nördlichen Ecke des von der Stadt bedeckten, direkt von Süd nach Nord gerichteten Ufers in östlicher Richtung aus dem Meere aufragten, untereinander zu verbinden, eine feste Straße über ihre Höhe zu führen und das Ganze durch dagegengewälzte, versenkte Felsblöcke vor der Macht der Wellen mehr und mehr zu sichern. Vor das westliche Ende dieser etwa 200 m langen ersten Mole legt sich wie der Querbalken oder Arm eines riesigen Ankers eine zweite hier und da unterbrochene Reihe von Felseninseln in der Richtung von Nord nach Süd. Auch diese wurden durch ungeheure Arbeiten, bei welchen Tausende von den dazu verwendeten Christensklaven zu Grunde gehen mußten, in eine einzige geschlossene feste Steinmasse, einen unerschütterlichen Wall gegen den Anprall des Meeres verwandelt.

Kheir-ed-Din vollendete dies Werk, über dessen Höhe er eine breite Plattform hinführte. Unter dem Nachfolger jenes

Herrschers, Hacen, ist diese Plattform mit Befestigungen versehen; unter Salah-er-Reis noch wieder sehr bedeutend erhöht, verbreitert und immer noch gegen das Meer hin durch Felsblöcke verstärkt worden. Dieselbe Plattform (auf dem Querarm des „Ankers") ist es, welche heute die Gebäude der französischen Marine, der Admiralität und den Leuchtturm trägt. — Gegen die Wirkungen der Nordost- und Ostwinde aber war der Hafen mit jenen Arbeiten des Salah-er-Reis noch immer ungesichert. Die späteren türkischen Herrscher unternahmen es, die notwendigen Schutzbauten dagegen in Angriff zu nehmen. Sie begannen von der Südspitze des Ankerarmes aus gegen Südosten hin eine schmale Mole ins Meer hinauszuführen. Nach der Eroberung Algiers im Juli 1830 übernahmen die Franzosen die Fortsetzung dieses Werkes. Während der folgenden Jahrzehnte ist, wenn auch mit Stockungen, fortwährend an dieser kurvenförmig in konkaver Richtung gegen das äußere Meer hingewendeten Mole gebaut worden. Man behauptet, daß die seltsame launenhafte Linie, welche ihr im Gegensatz zu allen Erfahrungen und allen Gesetzen der Wasserbaukunst gegeben sei, einzig durch den Wechsel in den Ansichten und Meinungen der verschiedenen aufeinander gefolgten französischen Regierungen in Bezug auf die erforderliche Größe des Hafens und auf die Notwendigkeit dieser Bauten hervorgerufen worden wäre. Als ein „unvergängliches Denkmal administrativer Verzögerungen, diplomatischer Skrupel und Einflüsse aller Art" sei diese Kurve der Mole anzusehen.

Seine Vollendung erhielt dieser so gegen Norden und Westen geschützte Hafen erst durch eine zweite Mole, welche das große, 90 Hektar Flächeninhalt messende Bassin tief im Süden in der Fortsetzung der dortigen Befestigungsenceinte begrenzt und schützt, um dann, im rechten Winkel gegen diese Richtung umbiegend, sich in mehr als doppelter Länge gegen Norden hin fortzusetzen. Zwischen der befestigten nördlichsten Spitze dieser „jetée du sud", welche übrigens durch kolossale Betonblöcke statt der natürlichen Felsen gegen das Meer geschützt ist, und der gegenüber befindlichen südwestlichsten jener geschweiften Nordmole öffnet sich die Hafeneinfahrt, durch welche wir passierten, in einer Breite von 350 m. Dies gewaltige Becken, dessen Schutzmolen eine Gesamtlänge von 2000 m haben, bietet gegenwärtig einen ruhigen, gegen alle Stürme gesicherten Hafen, dessen Tiefe auch für die größten Fahrzeuge genügt. In der südlichsten Ecke, zunächst dem Ufer, sind die großen tiefen „radoubs", die Becken zum Ausbessern der Schiffe, angelegt. Nahe dem Ufer, in der Mitte der ganzen Länge des Bassins, ragt eine stark bewehrte Felsenbatterie („batterie d'Al Djefna") über die Meeresfläche empor. Von dem eigentlichen großen Hafen etwas abgesondert, von dem Stamme des Ankers — das heißt der „jetée Kheir-ed-Din" — im Norden, von der Südhälfte und dem südlichen Haken des Ankerarmes im Osten umrahmt und geschützt, liegt der kleine Binnenhafen „la darse". Er dient als Hafen für die Flottille der Fischerboote und für die Schaluppen der Marine, in welchen die Truppen an Bord der Kriegsfahrzeuge und von diesen ans Land gebracht werden.

Im Detail war das Bild, welches Stadt und Hafen gewährten, als an jenem schicksalsvollen 14. Juni 1830 die französische Flotte auf der Reede erschien, um das Occupationsheer auf der Halbinsel Sidi-Ferruch — 25 km westlich von Algier — auszuschiffen, wesentlich anders als das, welches beide uns heute zeigen. In der Totalität wird es demselben trotzdem geglichen haben. Besonders ermutigend für den, welcher mit der Absicht von der See her naht, diesen Platz anzugreifen, ist der Anblick gegenwärtig erst recht nicht. Drohende Forts krönen die Höhen, und von der Mole, der Leuchtturminsel, der Batterie im Hafen und auf verschiedenen Punkten der Küste strecken die Monstergeschütze den sich nähernden Schiffen ihre schwarzen, Tod und Vernichtung sendenden Mün-

bungen entgegen. Diese so bewehrte Felsenburg am Meere hat auch heute noch wie damals, als die französische Flotte heranschwamm, die Gesamtform eines kolossalen, ziemlich steil aufgerichteten Dreiecks. Seine lange unregelmäßige Grundlinie, die sich in der Richtung von Süd nach Nord erstreckt, bilden die Quais am Hafenbassin; seine beiden Schenkel die Linien der von beiden Endpunkten zur Höhe des Berghanges hinankletternden Enceinten. Sein Scheitelpunkt liegt auf dem Gipfelplateau, welches die Kasbah, die einstige Residenz des Deys von Algier, und die seitdem dahinter aufgeführte „caserne d'Orléans“ trägt.

Die Quais, dieser feste Steinwall gegen das Meer hin, zwischen der die „darse“ im Süden begrenzenden kleinen Landzunge, welche den „pavillon de la santé“ trägt, und den Gebäuden des Marinearsenals, sind dem Wasser erst unter der französischen Herrschaft abgetrotzt.

Bis nahe zu den kleinen Einfahrten der Boote zu beiden Seiten des Douanegebäudes geht, von Süden kommend, auf diesen Quais die Eisenbahn dahin, welche in der dort gelegenen Bahnhofshalle mündet. An der Westseite werden die Quais von den gewaltigen Substruktionen begrenzt, auf deren Bogenwölbungen in einer Höhe von 15 m der „Boulevard der Republik“ ruht. Erst in den Jahren 1860 bis 1864 ist derselbe, damals natürlich unter anderem Titel, durch die englische Gesellschaft Morton Peto ausgeführt worden. Zwei mächtige ausgedehnte Rampen, die sich in der Mitte der Länge kreuzen, führen von der Stelle am Bahnhof im Süden und von der Douane im Norden zur Höhe dieses Boulevards hinauf. In den tiefen Bogennischen oder Hallen ihrer Unterbauten sind Magazine und Docks etabliert, während die verschiedenen Dampfercompagnien ihre Kontors auf dem Quai in niedrigen Gebäuden zu beiden Seiten der Douane untergebracht haben.

An dieser abgefertigt, steigt man, vom Träger unseres Gepäcks geführt, auf einer der Treppen für Fußgänger im Inneren jener Unterbauten zur Höhe des Boulevards (oder des „Gouvernementsplatzes“, auf welchen dieser im Norden mündet) hinauf. Die zu letzterem führende Stiege ist durch das, was sich zu beiden Seiten derselben zeigt, besonders interessant. Hier ist in den Unterbauten des Boulevards die „pêcherie“, der Fischmarkt, untergebracht, wo auf den Steintischen und Fliesen der ganze Reichtum der Meeresfrüchte zum Verkauf ausliegt und unter Geschrei und Lärmen verhandelt wird. In anderen Bogennischen längs dieses Treppenweges sind kleine Garküchen und Schenken eingerichtet, in welchen man die Mittelmeeraustern, Crevetten, Muscheln, Fische zum Chably frisch aus der See genießt. Es ist dort ein sehr behaglicher und amüsanter Aufenthalt. Bei dem erquicklichen Genuß so guter Gaben gehen uns zugleich die anregendsten und fesselndsten Gegenstände der Beobachtung von Menschen und Lebensarten in keinem Augenblick aus.

Oben angelangt, bietet sich ein völlig überraschender Anblick von außerordentlichem Reiz. Gegen Osten und Nordosten hin schweift der Blick über die Schiffe im Hafen und dessen Molen hinweg frei weithin über das schäumend wogende Meer. Fern im äußersten Osten, fast im Duft verschwimmend, schließt der Höhenzug, welcher in dem Kap Matifou ausläuft, die Bucht von Algier. Darüber hinaus sieht man an schönen, hellen Tagen im Sonnenlicht die schneebedeckten höchsten Gipfel der dortigen Fortsetzungen der Atlaskette schimmern. Nach Norden und im Rücken nach Westen und nach Süden hin verhindern die Gebäude der terrassenförmig ansteigenden Stadt die Aussicht auf Land und Meer. Nur im Südosten sieht man die reich angebaute, in üppigem Grün prangende bergige Küste, die Abhänge des „Sahel“, sich rings um die weite Bucht hin dehnen.

Wenden wir dem Hafenbassin den Rücken, so liegt hier an dieser Stelle gerade vor uns der Hauptplatz der Stadt, der Versammlungsort aller Flaneurs, aller Neugierigen, der Fremden, der Müßigen,



Algier vom Schiff aus gesehen.

der ambulanten Händler, der Journalverkäufer, der debattierenden Politiker: der „Gouvernementsplatz“. Er bildet ein weites Rechteck, dessen inneres Feld von Platanenreihen umgrenzt wird, während ihn an drei Seiten nach außen hin Gebäude, unter denen sich die ersten Hotels und Kaffeehäuser befinden, umschließen. In der Mitte dieses inneren Vierecks erhebt sich die Reiterstatue des unglücklichen Herzog von Orleans, des ältesten Sohnes Louis Philipps, welcher in den Feldzügen zur Eroberung Algeriens manche Lorbeeren gepflückt hat, ehe ihm der Sturz aus dem Wagen an der Chaussee von Neuilly bei Paris 1841 den frühen Tod bereitete. Alle Regierungen, welche auf die des Bürgerkönigs seitdem gefolgt sind, selbst die des „Dezembermannes“, der mit so kleinlichem, tückischem Haß gegen die Familie der Orleans vorging, haben dieses wohlverdiente Denkmal des ritterlichen Prinzen verschont. Die Reiterstatue und die beiden Reliefdarstellungen am Sockel sind nach den Modellen Marochettis in Bronze ausgeführt. Am 28. Oktober 1845, vier Jahre nach dem Tode des Prinzen, wurde ihm dies Monument errichtet. Als Kunstwerk gehört es zu dem anständigen, talentvollen Mittelschlage, ohne gerade auf besondere monumentale Großartigkeit Anspruch erheben zu dürfen. Von den beiden Sockelreliefs stellt das eine die erste Waffenthat dar, an welcher der Prinz persönlich beteiligt war: die Eroberung der Citadelle von Antwerpen; das andere den Kampf der französischen Armee unter Assistenz des Prinzen um den Engpaß von Muzaia im Algierschen Feldzug von 1840. Eine Widmungsinschrift sagt, daß die Armee und die Bevölkerung Algeriens dem Herzog von Orleans, königlichen Prinzen, dieses Denkmal gewidmet habe.

Besonders bevorzugt ist die Nordseite des Gouvernementsplatzes. Dort, vor den beiden Hotels „de la tour du pin“ und „de la régence“, befindet sich eine reizende Anlage: ein Brunnen, welcher von schlanken Dattelpalmen und hohen Bambusgebüschen beschattet wird, während ganz in der Nähe, weiter gegen den Boulevard hin, die mit Orangenbäumen bepflanzte Terrasse des Café d'Apollon nicht minder zum traulichen Weilen im Genuß des vom Meere herwehenden erfrischenden Windes einladet. Alle diese Häuser zeigen ebenso wie die ganze lange Flucht derer am Boulevard der Republik gelegenen und ebenso auch der letzterem parallelen Hauptstraße im Erdgeschoß Arkadengänge wie die Straßen Bolognas und der westliche Teil der Pariser Rue Rivoli. Der ganz eigentümlich gemischte Charakter dieser wunderlichen Stadt und ihres Lebens spricht sich gleich hier am Gouvernementsplatz sehr bezeichnend darin aus, daß unmittelbar neben diesen Gebäuden europäischen modern-französischen Stils sich an der Nordostecke mit ihren weißen krenelierten Mauern, ihrem hohen Minaret und ihrer großen, kühn geschwungenen Kuppel eine echte arabische Moschee erhebt. Sie führt den Namen „Djama-Djedid“ oder auch die „mosquée de la pêcherie“. Ehemals sah man ihre mächtigen Grundbauten unmittelbar von einer flachen, sandigen Küstenstelle aufsteigen. Heute ist dieser Unterbau verschwunden und verdeckt durch den des Boulevards an dieser Stelle. Wie einem christlichen Kirchturm ist dem Minaret dieser Moschee, das übrigens nicht die schlanken cylindrischen, von der Kegelspitze gekrönten Formen der Stambuler Minarets, sondern die vierseitige plumpere Gestalt der marokkanischen zeigt, eine europäische Turmuhr mit dem bei uns gebräuchlichen Zahlenlauf dem Zifferblatt eingefügt: die Normaluhr von Algier.

Nicht weit entfernt von dieser verhältnismäßig neuen Moschee erhebt sich an der Marinestraße, die von der Nordostecke des Platzes aus weiter in nordöstlicher Richtung auf die Mole Kheir-ed-Din führt, die alte große Hauptmoschee von Algier. Man vindiziert ihr ein ziemlich hohes Alter. Nach einer Inschrift in ihrem Innern soll sie aus dem Jahre 1018 datieren. Eine bei ihresgleichen sehr sel-

tene architektonische Eigentümlichkeit an ihr ist der Mangel einer Kuppel und statt ihrer das Vorhandensein einer Folge von Satteldächern, die mit roten Ziegeln gedeckt sind. Ihr ziemlich plumpes vierseitiges Minaret erhebt sich an ihrer Nordecke. Das Peristyl an der Fassade der Marinestraße ist dem mohammedanischen Tempel durch die Regierung des allerchristlichsten Frankreich gegeben worden. Im Jahre 1837 ließ der Herzog von Nemours denselben ausführen. Schräg gegenüber an der Nordecke dieses großen arabischen Heiligtums liegt an dem freien Platz, welcher hier die nördlichste Spitze des Stadtufers bildet, das von dort an plötzlich scharf in nordwestlicher Richtung hin abbiegt, die große Kaserne Lemercier. Das Rasseln der Trommeln und das Schmettern der Trompetensignale der darin einlogierten und auf dem Platz davor exercierenden Zuaven tönt aus nächster Nähe sicher oft recht störend und zerstreuend in das Gemurmel der Gebete der Andächtigen, in die Predigt und die Gesänge des Imam in den kühlen Pfeilerhallen des Inneren der Moschee. Überall in Algier begegnen wir diesem unverschmolzenen, aber friedlich sich gegenseitig duldenden Nebeneinanderbestehen des französischen und des arabischen Elements. Die ganze Unterstadt, die südlichste Hälfte des Berghanges und ebenso die Umgebungen Algiers außerhalb der Enceinte hat die französische Kultur, welche überall ziemlich den gleichen Zuschnitt wie im Mutterlande zeigt, völlig für sich erobert und in Beschlag genommen. Das ursprüngliche arabische Wesen, das vor der Occupation hier ausschließlich und tyrannisch herrschte, haben die Eroberer mehr und mehr auf den westlich vom Gouvernementsplatz und von der „rue Bab-el-Oued“ ansteigenden Nordteil des Berghanges zurückgedrängt und auf ihn beschränkt. Daß diese französische Kultur aber auch hier wie in den Städten ihres europäischen Heimatlandes einen Ehrgeiz und eine Befriedigung darin gesucht hätte, ihres Geistes, ihres Geschmacks und ihrer Macht wahrhaft würdige, architektonische Monumente in den von ihr occupierten und begründeten Stadtteilen zu schaffen, läßt sich durchaus nicht behaupten. Das Werk der Errichtung der Boulevards auf ihren mächtigen Unterbauten ist sicher eine imponierende technische Leistung. Aber in der gesamten Straßenarchitektur der fränkischen Stadt herrscht eine für Franzosen kaum glaubliche künstlerische Öde und provinziale Monotonie und Langweiligkeit. Fast der einzige Monumentalbau, welchen sie in Algier geschaffen haben, ist die Kathedrale der Stadt an der Place Malakoff. Ihm ist leider eines der schönsten, kunstvollsten Denkmale der maurischen Architektur zum Opfer gefallen: die Moschee Djama Ketchawa, welche ehedem diese Stelle einnahm. Sie wurde einige Jahre nach der Eroberung dem katholischen Kultus geweiht. Die Einrichtung für dessen Bedürfnisse aber wurde schließlich zu einer radikalen Zerstörung und einem völligen Umbau zum bitteren Leidwesen aller Franzosen von Geschmack und Pietät für die Kunstschöpfungen der arabischen Vergangenheit Algiers. Was heute dies zerstörte und verschwundene Gebäude ersetzt: die neue Kathedrale, ist ein so absonderliches und künstlerisch wenig erfreuliches Werk, daß sein Anblick dies Bedauern nur verschärfen kann. Manches an der Fassade soll an den orientalischen Charakter erinnern. So sind die beiden Türme, welche den großen Rundbogen derselben flankieren, recht plumpen maurischen Minarets sehr ähnlich. — Viel echt arabische Innenarchitektur soll in der Residenz des Erzbischofs östlich von dieser Kathedrale und besonders in dem Gebäude erhalten geblieben sein, welches die Bibliothek und das Museum beherbergt, ein ehemaliges Haus Mustapha Paschas in der „rue de l'état-major“ mit einem Brunnenhof, von Arkaden umgeben und mannigfachen graziösen Details der Anlage und Dekoration.

Völlig vom Angesicht der Erde vertilgt ist ein berühmtes Denkmal der arabischen Zeit und Kunst: der Palast Je-

nina, die einstige Residenz der Paschas. 1854 verfiel sie der Hacke der Demolierer. Die einförmige Flucht des Boulevards der Republik wird eine Strecke südlich vom Gouvernementsplatz durch die sehr gefällige Anlage der „place Bresson“ unterbrochen. Er ist von ziemlich neuem Datum, eine städtische Anlage und eine Wohlthat für Algier; ein weiter öffentlicher Square, ganz bepflanzt mit Palmen, Jucas, Feigenbäumen, Bambus, Jacarandas, Bäumen und Gesträuchen, welche während des ganzen Winters ihr Laub bewahren.

Westlich von dieser „place Bresson“ steigt, sich nach Nordwesten hin wendend, in allmählicher Hebung und launischen Schlangenwindungen an der Berglehne hinauf die „rampe Rovigo“ bis zur Höhe der Kasbah und zur „porte Sahel.“ Sie durchschneidet so in stetem Zickzack die sogenannte „cité Bisch“ auf der Südhälfte des Berghanges. Die nördliche bedeckt noch durchaus das altarabische finstere Berggäßchenlabyrinth. Wer dasselbe von den französischen Straßen der Unterstadt her betritt, sieht sich mit den ersten Schritten bergan mit einem Schlage in eine völlig andere, fremde, phantastischseltsame Welt versetzt, die nichts mit jener dicht angrenzenden, aus Europa hierher verpflanzten gemein hat; ebensowenig in der Erscheinung ihrer Gebäude und Passagen wie im Aussehen, der Sprache, den Bewegungen, Sitten und Lebensgewohnheiten der Bewohner. Bis auf gewisse Punkte ist der afrikanische Orient in dieser arabischen Bergstadt heute noch so unverfälscht erhalten wie in den Gassen und Gäßchen von Fez. Freilich mit einigen großen Unterschieden. Diese dicht aneinander gerückten, fast fensterlosen arabischen Häuser, an welchen jedes obere Stockwerk über das nächstuntere weit hinaustritt; diese Häuser, deren oberster Teil mit dem ihres Visavis sich fast unmittelbar berührt, so daß nur ein schmaler Streifen Himmels zwischen ihren Oberkanten sichtbar bleibt — sie zeigen fast durchweg einen frischen weißen Anstrich. Und — ebenso befremdend in einer Stadt des Orients — diese engen Gäßchen, in welchen man zum großen Teil auf Stufen aufwärts klimmt, werden mehrfach am Tage reingefegt, ihre dauernde Verunreinigung durch hinausgeworfene Abgänge, tot liegengelassene Tiere, durch Kot und Müll wird von der Straßenpolizei nicht geduldet. Endlich das allerseltsamste: sie sind vom Beginn der Dunkelheit ab durch Gaslaternen wie jede kultivierte moderne europäische Stadt gut beleuchtet! Die französische Polizei befleißigt sich der größten Toleranz gegen die arabische Bevölkerung, wo es sich um die Schonung ihres religiösen Glaubens, ihres Kultus, ihres Familienlebens, ihrer Sitten und Trachten handelt; aber in Bezug auf den für den arabischen Stadtbewohner so selbstverständlichen, ihm so unentbehrlich dünkenden Straßenschmutz ist sie unerbittlich und verfährt sie mit durchgreifender Energie. In den Hausthüren, hinter den zurückgeschlagenen leichten Vorhängen, welche dieselben in diesen arabischen Häusern vielfach ersetzen müssen, auf den Thürschwellen und auf den Fußstegen dicht an den Hausfassaden aber darf sich jede diese Straßenordnung nicht direkt schädigende echt orientalische Lebensart und Gewohnheit ungehindert nach Belieben entfalten. Auch die arabischen Lungen und Kehlen brauchen sich keinen Zwang anzuthun. Das Geschrei und eifervolle Geschnatter in den bekannten Rachen- und Kehllauten klingt in diesen Gassen bei Tage und abends nicht minder leidenschaftlich kreischend und mißtönig wie auf den Märkten von Kairo, den Sukkos von Tanger und Fez.

Für malerisch geschulte Augen und einen beobachtenden Sinn und Geist bieten diese steil ankletternden Berggäßchen eine Fülle von Genüssen der fesselndsten Art. Besonders während der Tagesstunden, wenn kühles Helldunkel auf dem Steinboden und den unteren Stockwerken der die Passage eng einfassenden weißen Häuser liegt; in den Sackgäßchen, den engen niedrigen Hausfluren, den kleinen Höfen und

Schuppen und in den Winkeln, welche die überhängenden oberen Stockwerke mit der Mauer der unteren bilden, tiefe gesättigte Schatten nisten, während hoch oben ein Streifen energischer Himmelsbläue sichtbar wird und einzelne heiße Sonnenstrahlen ihren Weg aus der Höhe oder von der Seite her in diese engen Schluchten und Krater finden, so daß sie hier und da eine weiße Wand mit goldigen Lichtflecken überstreuen oder ganze Flächen schmutzig elfenbeinfarbene, und braune Burnus gekleidet mit über den Kopf gezogenen Kapuzen; andere die Häupter mit hohen farbigen Turbanen bedeckt, in roten, grünen, tiefblauen, buntgestreiften oder schwarzen Kaftans; die einen in glänzender Seide prunkend, die anderen von malerischen Lumpen aller Art umhangen; nacktfüßig, in gelben Pantoffeln oder in französischen Stiefeln über Baumwollenstrümpfen. Schwer bepackte Lastträger keuchen daher.



Vor einem arabischen Café.

sei es blendend weiß aufleuchten lassen, sei es in zarte Glut tauchen. Und hier in jenes allgemeine Schattendunkel eingetaucht, dort stellenweise von diesen Strahlen getroffen und in frappanter Helligkeit aus der Masse hervorgehoben, bewegen sich die pittoresken Gestalten der Bewohner dieser Gassen: der Handwerker, der Obst-, Gemüse-, Fleisch-, Kleider-, Pantoffel- und Geschirrhändler, der halbverschleierten braunen schwarzäugigen Weiber, der halbnackten und der grell buntgeputzten Kinder. Männer in weiße, das heißt Die Stiegen der Gäßchen hinauf- und hinabspringend hasten sich gelenkige, muntere, braune, schlanke junge Buben. Französische Chasseurs, Artilleristen, Zuaven und Turkos schlendern umher. Kleine Kaufleute und Handwerker, die sich auch in diesen Berggassen bereits einzunisten beginnen, in schäbiger fränkischer Tracht, stehen in ihren Ladenthüren. Von ihren Treibern angestachelt, klettern kleine Esel, mit gefüllten Marktkörben und Warenballen belastet, zum Plateau der Kasbah hinan oder zu der Frankenstadt herunter.

Je höher gelegen die Quartiere dieses arabischen Bergnestes sind, desto tiefer scheint das moralische Niveau ihrer Bewohner oder doch ihrer Bewohnerinnen zu stehen. Wer diese letzten und — vorletzten Häuser passiert, kann ganz sicher sein, überall auf den Hausthürschwellen und hinter den vergitterten, die Fenster ersetzenden kleinen Öffnungen über den geschlossenen Pforten, wie in der Wand mancher Erdgeschosse, „mit gemalten Wangen“ (und Brauen) manch „verlorenes schönes Kind“ sitzen, stehen, hervorblicken und lächeln zu sehen, das ihn mit der überall und jedem verständlichen Mienen-, Zeichen- und Lautsprache freundlich zum Nähertreten einladet. Folgt er dieser Einladung nach Göthes Rat „in die Spelunke“, so wird er mit rasch bereitetem Kaffee bewirtet und genießt das zweifelhafte Vergnügen, einige dieser meist erschreckend häßlichen Schönen mit gekreuzten Beinen auf Bodenteppichen oder Diwans hocken, Cigaretten rauchen und etwa die Tarabuka oder ein dünn und mißtönendes Saiteninstrument spielen zu sehen. Mit einigen Sousstücken erkauft er leicht seine Freilassung und scheidet ohne inneren Vorwurf und bitteren Nachgeschmack.

Nach Sonnenuntergang bei dem nicht in alle Winkel dringenden Licht der Gaslaternen wird stellenweise das Treiben in diesen arabischen Gäßchen oft beunruhigend und lärmend. Arabisches und französisches Geschrei, letzteres besonders von Soldaten- und Matrosenkehlen ausgestoßen und von Flüchen begleitet, schallt dann häufig genug durch die abendliche Stille, welche sich über die tieferen Regionen der Bergstadt gelagert hat. Aber die Sergents de Ville sind wachsam und überall rasch zur Hand und wissen prompt Ordnung zu stiften, ohne den Landsmann vor dem braunen Eingeborenen und den gastlichen Töchtern Thamars zu bevorzugen und diese etwa ins Unrecht zu setzen. Seltsam kontrastiert dann das tiefe Schweigen, die Verödung, die Einsamkeit, die in den Gassen an den unteren Terrassen der Höhe vom Dunkelwerden an herrschen.

Hat man sich an einem schönen sonnenhellen Frühlingstage auf diesen Kletterwegen hinauf zur Höhe des Berges gearbeitet, so wird man aufs schönste für die geringe und mit so interessanten Beobachtungen verbundene Mühe belohnt. Hier atmet und bewegt man sich frei und genießt nach allen Seiten hin von gewissen höchst gelegenen Punkten Aussichten von idealer Schönheit und Großartigkeit über Meer, Stadt und Küstenlandschaft.

Der unregelmäßige, teils aus solidem Gestein, teils gut orientalisch aus Pisé aufgeführte, ausgedehnte Bau der Kasbah, welcher diese Höhe krönt, ist seit der Eroberung zum großen Teil der Zerstörung und Zerstückelung preisgegeben worden. Kaum will es gelingen, sich von ihrer einstigen Gestalt in der Phantasie noch ein wahrscheinliches Bild zu machen.

Diese Citadelle und Residenz der Deys von Algier hatte sich aus der dort um 1618 gegründeten einfachen Janitscharenkaserne entwickelt. Zweihundert Jahre später erst verließ der Dey Ali ben Achmed den bis dahin von diesen Herrschern bewohnten Palast, die „Jenina“, in der Unterstadt und verlegte den Sitz der Regenten in die gegen die Handstreiche der Prätorianer gesichertere, mehr und mehr erweiterte Kasbah. Die französischen Eroberer fanden dieselbe von ihren hohen weißen, mit Zinnen versehenen Mauern umgeben, aus deren unregelmäßig hier und dort eingeschnittenen tiefen Schießscharten lange Geschützrohre mit rot bemalten Mündungen ihnen entgegenstarrten. Das Innere bildete ein wunderliches Labyrinth von Höfen, Kiosken, kahlen geweißten Gemächern für den Dey, Galerien, Höfen, engen, finsteren, armseligen Frauengemächern und von mit Mauern umschlossenen Gärten für die unglücklichen Weiber des Herrschers.

Die Franzosen haben das gründlich umgestaltet. Im Westen, unmittelbar hinter dem im allgemeinen erhalten gebliebenen Teil der früheren Kasbah, ist das große rechteckige Gebäude der „caserne d'Orléans“, nordöstlich in einiger Entfernung

davon das des Civilgefängnisses errichtet. Das ehemalige gewölbte Schatzhaus, das die Eroberer mit achtundvierzig Millionen Franken bar gefüllt fanden, ist nun durch einen Fechtsaal für die Artilleriemannschaften der Kaserne verbaut; der ummauerte Frauengarten des Dey ist offengelegt, zum Turnplatz für die Truppen eingerichtet und von dort gepflanzten schönen Platanen beschattet. Artilleriewagen sind in dem Hof, in den man durch das Thor von der „rue de la victoire“ her eintritt, und in dem umgebenden Schuppen aufgefahren. Die kleine Moschee des Palastes, ein eleganter orientalischer Bau mit achtseitiger, auf kannelierten weißen Marmorsäulen ruhender Kuppel, dient zum Quartier für hundertundzwanzig Artilleristen. Manche Gemächer der Kasbah, die häufig äußerlich ihren arabischen Architekturcharakter noch völlig bewahrt haben, sind den Artillerieoffizieren als Wohnungen zugewiesen, die von ihren vergitterten Fenstern aus der wunderbarsten Aussicht genießen. Aber eine noch weitere und mannigfaltigere ist dem Besucher gewährt, welcher die den Hof südlich schließende Terrasse besteigt. Von hier schweift der Blick über die fränkischen Stadtteile am südlichen Berghang, über die dortige Enceinte, über die mit prangender Vegetation bedeckten Höhen, deren nächsten höchsten Gipfel das alles ringsum beherrschende „fort de l'empereur“ krönt, und weiter nach dem Bergrücken von Moustafa supérieur im Südwesten hinüber, aus dessen Park- und Gartendickichten überall die Villen der Vornehmen und Großen, der Konsuln und Reichen Algiers hervorleuchten. In der Tiefe dort im Südosten aber dehnt sich das von Dampfern und Segelschiffen, Feluken und Fischerkähnen durchfurchte blaue Meer der Bucht, dessen weiße Schaumlinie die blühenden Ufer säumt, an denen Moustafa inférieur, der „jardin d'acclimatation“ und Hussein-Dey liegen, bis zum hoch aufsteigenden Horizont im Norden und bis zum weit vorspringenden, den Halbkreis schließenden Kap Matifou im fernen Osten. Angesichts dieses entzückenden Panoramas geschah es hier ganz in der Nähe, in der Veranda im zweiten Geschoß des Hauses, daß der von Hochmut, Jähzorn, Größenwahn völlig um Verstand und Urteil gebrachte Hussein-Dey dem Vertreter Frankreichs, Mr. Deval, im Jahre 1827 bei der Audienz als Antwort auf dessen Äußerung, der König von Frankreich könne nicht mit dem Dey von Algier korrespondieren, unter groben Schmähungen mit dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug und so sein und Algiers Schicksal unabwendbar heraufbeschwor.

Östlich, der Kasbah gegenüber, steht heute nahe der „rue de la victoire“ die kleine Kirche Ste. Croix. Eine kurze Strecke weiter von jenem freien Hochplateau, von welchem man weithin über das Meer, westlich von der Nordmole des Hafens, und über die sich zu ihm hinabsenkenden bebuschten Höhen von Bouzarrea blickt, mündet hier oben der breite geradlinige „boulevard Vallée“. Direkt in nordnordöstlicher Richtung steigt er ziemlich steil, am Civilgefängnis zur Linken und an armseligem arabischen Häusergerümpel und Getrümmer zur Rechten vorüber, auf das in der Unterstadt gelegene große Gebäude des Lyceums und dicht vor demselben auf eine der reizvollsten öffentlichen Gartenanlagen, den „jardin Marengo“.

Verfolgt man aber die nach Südwesten führende Straße, welche heute die alte Kasbahruine in zwei Hälften zerschneidet, so gelangt man zur „rue de l'Abreuvoir“, die auf der Höhe des Bergrückens immer in südwestlicher Richtung bis zur Enceinte und der „porte de Sahel“ führt. Aus letzterer heraustretend, sieht man sich in einer Landschaft von entzückender Anmut, deren Reiz durch das überall sichtbare, den Abschluß gebende, bald blaue, bald opalisierende Meer der Bucht da unten zu verdoppelter Wirkung gesteigert wird. Zur Rechten nach Westen hin blickt man in das berühmte „frais vallon“, jene von Ölbäumen und weinumrankten Espen erfüllte und beschattete, von frischen Quellen durchrieselte, von Vogelgesang durchtönte

Schlucht, in deren Schatten der „Brunnen des Dey“ plätschert. So wird er genannt, weil ehedem um die Stunde der Mahlzeiten des Regenten immer ein Janitschar dahinsprengen mußte, um für den Herrn eine Schale mit diesem frischesten Quellwasser Algiers zu füllen und zur Kasbah zu bringen.

Gerade vor uns im Süden liegt auf weitragender Höhe jenes „fort de l'empereur“, um dessen Besitz bei der Bestürmung Algiers der heißeste und hartnäckigste Geschützkampf tobte, bis es am 4. Juli 1830, trotz der heldenmütigen Verteidigung seitens der türkischen Besatzung, durch den französischen Bombenhagel unhaltbar geworden, von seinen Verteidigern in die Luft gesprengt wurde.

Mit seinem Fall war das Schicksal Algiers und des Deys entschieden. Er unterzeichnete gedemütigt die Bedingungen des Siegers. In neuer, stärkerer, festerer Gestalt ist diese wahre Citadelle der Stadt seitdem wieder erstanden. Der Sturz des zweiten Kaiserreichs hat es seines Namens nicht beraubt. Datierte derselbe doch schon aus der türkischen Zeit und steht außer Beziehung zu der napoleonischen Herrlichkeit.

Die nordöstlich von dem Fort bergab führende Straße, auf welcher man die Linie der Befestigungen der Stadt zur Linken behält, mündet auf die in südöstlicher Richtung parallel der Eisenbahn dahingehende große Chaussee. In ihr setzt sich außerhalb der Enceinte die innere Parallelstraße des Boulevard der Republik, die „rue de Constantine“, fort. Das Meer der Bucht behält man, auf ihr dahingehend, immer ziemlich nahe zur Linken. Hart an dessen hier flacher Küste geht der Schienenweg nach Blidah dahin, welcher von dem Bahnhof auf dem Hafenquai nahe der Douane in der Stadt ausgeht. Zu beiden Seiten dieser Chaussee ziehen sich fast ununterbrochen die Häuser vorstädtischer, halb ländlicher Ortschaften hin: l'Aga, Moustafa inférieur. Sie gleichen aufs genaueste den Vororten französischer Provinzialstädte und bestehen aus niedrigen, meist ziemlich schäbig aussehenden Häuschen und Gehöften, unter denen die Kneipen, Cafés, Restaurants und halb ländlichen Vergnügungsetablissements außerordentlich zahlreich sind. Der ganze Habitus, selbst die Titel und Wirtshausschilder derselben lassen erkennen, daß sie vor allem auf die Bedürfnisse des Soldaten zugeschnitten sind. Der französische Troupier — hier ist er die wichtigste Hauptperson, fühlt er sich als Herr dem „Pekkin“ wie dem Araber gegenüber. Bei Moustafa inférieur zur Linken der Straße dehnt sich bis zum Meeresstrande das breite Blachfeld des „champ de manœuvre“. In dessen Nähe soll die Ausschiffung des Occupationsheeres Kaiser Karls V. im Oktober 1541 stattgefunden haben, welches innerhalb dreier Tage vernichtet wurde. Mit Zurücklassung seines ganzen Kriegsmaterials, 6000 Gefangener und einer noch größeren Zahl Erschlagener mußte der Kaiser mit dem Rest seiner Truppen auf die Schiffe und über das Meer entfliehen. Hier wird die Chaussee nie leer von marschierenden Fußtruppen, in Staubwolken dahinreitenden Schwadronen rasselnder Artillerietrains. Aber auch abgesehen von dieser dominierenden militärischen Staffage ist die Straße zu jeder Tageszeit außerordentlich belebt. Die Wagen der Pferdebahn rollen unausgesetzt schellenläutend darüber hin und zurück; die „Corricolos“, Omnibus und Stellwagen, welche ihre Station an der „place Bresson“ haben, rasseln mit ihnen um die Wette. Reich und malerisch gekleidete vornehme Araber sprengen auf bunt und prächtig aufgezäumten Rossen daher. Arme Eingeborene, Männer in zerlumptem Burnus, ängstlich verhüllte Weiber traben, auf bepackten Eselchen oder knochendürren, abgetriebenen Schindmähren sitzend, bescheidentlich des Weges. Französische Reiteroffiziere, chasseurs d'Afrique im blauen beschnürten Spencer und roten Hosen, Spahis in flatternden Scharlachmänteln traben klirrend des Weges, und alles Volk macht ihnen bescheidentlich Platz. Corricolos (eine Art „Kremser“), mit den Teil-

nehmern fröhlicher Landpartien „bis zum Sinken überladen", kommen von der Stadt her. Jene lockt manch beliebtes und reizendes Ziel nach dieser Südostseite der Umgegend Algiers. Gewaltige laubreiche Platanen von ehrwürdigem Alter Laubschatten liegt dort nahe derselben an einem Hügel ein trauliches Café, in welchem man je nach Verlangen alla franca und alla turca bedient wird. Dieser gastlichen Erquickungsstation fehlt es nie an Gästen. Sie dankt das nicht allein ihren



Aus dem arabischen Viertel.

beschatten von da ab, wo die letzten Häuser von Moustafa inférieur stehen, die Landstraße zu beiden Seiten. Etwa 5 km von dem Stadtthor drängen sich Platanen, Eucalyptus, Ulmenbäume und Gebüsche zu einem Wäldchen auf der Südseite der Landstraße zusammen. Im eigenen Tugenden und Vorzügen, sondern mehr noch der unmittelbaren Nachbarschaft eines der anziehendsten Etablissements der Umgebung der Stadt, dem „jardin d'acclimatation", dem botanischen Garten. Der Eingang zu demselben liegt diesem Café unter den Platanen direkt

gegenüber an der anderen Seite der Landstraße.

Ich kenne in keiner anderen Stadt der Erde einen botanischen Garten, welcher sich diesem algierischen in Bezug auf Fülle, Reichtum und Mannigfaltigkeit der südlichen Vegetation gleichstellen ließe. Er hat heute ein Alter von nur fünfzig Jahren. Im Dezember 1832 wurde er von der französischen Regierung als „Versuchsgarten“ gegründet, zum Zweck, die Bäume und Nutzpflanzen zu erproben und zu verbreiten, deren Gedeihen Boden und Klima Algiers sich günstig erweisen würden.

Fünf Jahre später erhielt der rasch vergrößerte Garten den Titel „Pépinière du gouvernement“. 1867 wurde er für die Dauer von neunundvierzig Jahren der „Compagnie générale algérienne“ zugesprochen, welche sich verbindlich zu machen hatte, ihm seinen doppelten Charakter als Versuchsbaumschule und als öffentliche Promenade zu bewahren. Er gliedert sich in zwei Abteilungen. Die eine ganz in der Ebene nach dem Meere hin gelegene, ein kolossales Rechteck, enthält die Gewächshäuser und die Baumschulen. Die andere, welche sich an die Ausläufer der Hügelkette des Sahel lehnt, ist mehr sich selbst überlassen und bildet einen Naturpark, eine poetische Wildnis von ganz origineller Schönheit. Besonders herrlich und unvergleichlich grandios in ihrer Erscheinung und ihrem Eindruck sind jene Alleen, welche die erstere Abteilung in regelrecht sich kreuzenden Richtungen durchschneiden. Vom Gitter an der Landstraße her führt eine solche Allee von riesigen Platanen, zwischen denen Reihen von Bengalrosenstöcken gepflanzt sind, in der Richtung auf das Meer zu. Noch imposanter, von wahrhaft märchenhafter Wirkung sind andere Alleen hochstämmiger Palmen, zwischen deren Stämmen sich ein Netz von blütenreichen Convolvulus ausbreitet. Wie eine dunkelblaue Wand schließt die Fläche des Meeres am nördlichsten Ende dieser natürlichen, hohen, luftigen Bogenhallen die Perspektive ab. Sie werden wieder rechtwinkelig durchschnitten von prachtvollen Bambusalleen. Nichts Graziöseres und Eleganteres hat die Natur erzeugt als diese schlanken, feinblätterigen, braunen Rohre, die sich auf beiden Seiten der Straße aufwärts schwingen, um hoch über derselben sich gleichsam zu spitzbogigen Gewölben zusammenzuschließen. Ein nicht zu schildernder phantastischer Zauber webt in der sonnendurchblitzten, grünen Dämmerung dieser lebendigen, flüsternden Rohrhallen. An anderen Stellen wieder frappiert und fesselt der Anblick enormer Ficus-(Gummi-)Bäume mit den ovalen, lederartigen, dunkelgrünen, spiegelglänzenden Blättern. Von ihren Zweigen senken sich tausend Luftwurzeln herab, bohren sich in den Boden und treiben wieder Nebenstämme, so daß jeder einzelne Baum zu einer ganzen Familie von Bäumen wird und man unter seiner Krone wie in einer weiten, dem Sonnenstrahl undurchdringlichen Laube sitzt. Die offenen Flächen zwischen diesen Alleen und Rondeelen sind mit Pflanzungen von jungen Bäumen, besonders Orangen, von Nutz-, Nähr- und Zierpflanzen bedeckt.

Um einen See, dessen Wasser die breiten Blattteller der Wasserlilien stellenweise bedecken, drängt sich eine tropische Vegetation von unbeschreiblicher Pracht und Dichtigkeit; Hunderte von Baum- und Pflanzengattungen wie aus einer anderen Welt, besonders Bananen, Palmen, Dracänen, Agaven, von denen indes keine uns, die wir wie berauscht in diesem wunderbaren Dickicht umherirren, den wissenschaftlichen Zweck ihres Hierseins vergessen läßt. Trägt doch jede groß und klein das unvermeidliche weiße Brettchen mit dem oft fast unaussprechbaren gelehrten botanisch-lateinischen Namen an ihrem Stamm oder Gezweig befestigt.

Noch anders ist der Charakter des Annexes des Gartens an den nahen Hügelhängen des Sahel; hier schießt und wuchert alles in ungebändigter, schrankenloser Üppigkeit durcheinander: Cedern, Pinien, Eichen, Eucalyptus mit den blaugrauen, in der Jugend runden, dann schwertförmi-

gen Blättern, Granatbäume, japanesische Mispeln, Orangen, Akazien mit duftströmenden Blütentrauben, von Lianen und Ephen umwunden und miteinander verschlungen. Und zwischen den Lücken und Ausschnitten dieses blütenreichen, von den „selig-trüben, schluchzend langgezogenen Tönen“ frühlingstrunkener Nachtigallen durchtönten Dickichts blickt hier das tiefblaue Meer, dort die silbern flimmernde weiße Häusermasse der Stadt herein, welche vom Ufer bis zum Gipfel den Abhang der Höhen bedeckt. Örtchen der Kreuzungspunkt aller auf Algier führenden Straßen. Die Säule selbst, von welcher der kleine Weiler seinen Namen führt, trägt eine Inschrift, durch die es uns verkündet wird, wem wir die vortreffliche Straße über diese Höhen verdanken: „Route de Bir-Khradem exécutée en 1834 par l'armée française sous le commandement du général Voirol.“

Ein kurzer Weg weiter gegen Norden hin führt uns zu dem vielgepriesenen Villen- und Gartenparadiese Algiers



Arabische Reiter.

Von dem Ausgang des Botanischen Gartens eine kurze Strecke weiter östlich erreicht man das Gehöft „le ruisseau“ und auf umbuschten Wegen hügelaufwärts in der Schlucht „de la femme sauvage“, in welcher der Bach Oued Khrenis zum Meere hinabfließt, das Dorf Birmandreis zwischen baumreichen, sanften Hügeln. Von dort durch einen tiefen Hohlweg, dessen Thalsohle gänzlich der Gemüse- und Obstbaumkultur gewidmet ist, gelangt man weiter in nordwestlicher Richtung zur „colonne Voirol“ auf dem höchsten Punkt des Sahel. Lange Zeit war dies Moustafa supérieur. Was Ville d'Avray, Montretout und Bellevue für Paris sind, das ist dieser Ort für die Hauptstadt des französischen Afrika.

Maurischer, süditalienischer und parisischer Charakter ist in der Villenarchitektur wie in den Garten- und Parkanlagen hier aufs glücklichste und reizvollste verschmolzen. Aussichten, Landschaftsbilder von ähnlicher Schönheit wie die, welche sich dem von der Straße her, aus den Gärten, von den Veranden, Villendächern und aus Fenstern dieses Ortes um sich Blickenden zeigen, bieten sich dem entzückten Auge

auf unserer Hemisphäre vielleicht nur noch von den Villen auf den Uferhöhen der Riviera bei Cannes und Nizza oder denen des Posilipp und Capodimontes hoch über dem blauen Golf von Neapel.

Die Hauptzierde, der Stolz, das gepriesene Wunder von Moustafa supérieur unter allen den Konsul- und Patriciervillen bildet das sogenannte Sommerpalais des Generalgouverneurs von Algier. Als ich mich dort befand, erwartete dasselbe eben zum erstenmal einen bürgerlichen Herrn und Bewohner, den Bruder des Präsidenten der Republik, Herrn Albert Grevy. Diese Sommerresidenz — das einzige, was mich das Los und die Würde eines Gouverneurs von Algier zuweilen beneiden machen könnte — ist auf der Stelle eines maurischen Pavillons, welchen die Familie Mustapha Paschas 1830 bewohnte, 1837 durch den Marschall Vallée zu errichten begonnen. Bugeaud hat sie zuerst bewohnt, Randon, Pelissier, Mac Mahon haben Haus und Garten erweitert, so daß die ganze Besitzung allmählich zu jenem feenhaften Ganzen, jenem in Blumenmassen, Palmen, Orangen, Myrten, Pinien und Lorbeer eingebetteten arabischen Märchenschloß geworden ist, das sich uns heute dort zeigt.

Von Moustafa supérieur aus lassen sich auf den Höhen über der Stadt und im Rücken derselben die schönsten und lohnendsten Wanderungen machen, auf welchen man die ganze prangende Fruchtbarkeit und lachende Anmut des mit europäischem Kolonistenfleiß reich und sorglich angebauten Landes kennen lernen kann. Die vortrefflich gehaltenen Landstraßen sind außer mit Ulmen, Platanen, Eucalyptus und Stacheleichen mit lebendigen Hecken eingefaßt, und zu beiden Seiten dehnen sich über Hochebene, Thalhänge und Thalsohlen die Getreide- und Gemüseäcker, durchsät mit blühenden Obstbäumen. Überall aber auch hier sieht man zur Rechten im Osten und Nordosten die blaue Fläche des Meeres zum hohen Horizont ansteigen und das erquickende Naturbild abschließen. Geht man — eine der empfehlenswertesten Wanderungen — von Moustafa supérieur auf El Biar und von dort nach Bouzarrea, so hat man die ganze Stadt in weiter Kurve umgangen und kann, an den mit Buchsbaum, Lentiscus und niederen Stacheleichen bedeckten Höhen herabsteigend, bequem die Felsenküste des nordwestlichen Vororts von Algier St. Eugène erreichen.

Aber ich ersuche meine Leser, statt dieses Weges mit mir zunächst lieber den Fußsteg einzuschlagen, welcher, leider von hohen Gartenmauern eingefaßt, von Moustafa supérieur hinab nach der südlichen Vorstadt l'Agha führt, von der wir auf der großen Landstraße durch das monumentale Festungsthor der „porte d'Isly“ mit seinen von gekuppelten Säulenpaaren gesonderten, rundbogig überwölbten Einfahrten in die Stadt gelangen.

Da umschallt uns wieder der Lärm des französisch-arabisch-jüdischen Verkehrstreibens. Immer in nördlicher Richtung, erst auf der „rue d'Isly“, dann auf der östlicheren, näher dem Boulevard gelegenen „rue de Constantine“, gehen wir dahin über die „place Bresson“, an deren Westseite das Theatergebäude Algiers mit seiner antikisierenden Tempelfassade liegt, biegen in die Straße Bab Azoun, welche, immer in nördlicher Richtung parallel dem Boulevard, auf den Gouvernementsplatz mündet, um sich jenseits desselben als „rue Bab el Oued“ nach Nordwesten hin fortzusetzen. In ihnen konzentriert sich das Ladengeschäft Algiers. Stellenweise sind es nicht nur die Arkaden im Erdgeschoß sämtlicher Häuserfluchten dieser beiden Straßen, welche ihnen ihre ominöse Ähnlichkeit mit dem — Berliner Mühlendamm verleihen! Die Männer und Jünglinge, welche in den Ladenthüren stehen und im Inneren der Gewölbe ihres Amtes walten, ob sie fränkisch oder türkisch gekleidet sind, mit dem Fes oder dem „Melonenhut“ (dem Judenhelm) ihr Haupt bedecken — sie gleichen im Rassen- und Charaktertypus wie in Manieren und Ausdrucksweise ihren Berufs- und Geschlechtsgenossen an den Spreemühlen zum Verwechseln. Auch manche der von ihnen gehandelten Waren

haben teilweise eine entschiedene Ähnlichkeit mit den von diesen feil gehaltenen. Freilich fehlt es zwischen derartigen Magazinen von Shoddyartikeln auch nicht an großen glänzenden Läden, die mit guten und preiswerten europäischen und afrikanischen Kunst- und Industrieprodukten und manchen interessanten Naturerzeugnissen so reichlich versehen sind wie ein gutes Magazin in Marseille oder Lyon. Unter diesen afrikanischen Naturprodukten machen



Palmenallee im Jardin d'acclimatation.

sich in und vor den Läden beider Straßen besonders die rohen und die montierten Tiger-, Pardel-, Löwen- und Schakalfelle sehr bemerklich. Man wird bei ihrem Einkauf ziemlich sicher um das Doppelte des wahren Wertes betrogen. Aber sie bilden immer ein hübsches charakteristisches, lange halt- und brauchbares Erinnerungszeichen an Afrika, das uns daheim jederzeit Freude durch seinen Anblick macht und es uns kaum ernstlich bedauern läßt, wenn wir bei seinem Einkauf etwas „über das Ohr gehauen“ sein sollten.

Bei dem Einkauf der den Naiven so leicht verlockenden Erzeugnisse der arabischen Kunstindustrie aber ist man fast immer der völlig Betrogene. Was letztere heute in Algier selbst produziert, ist kaum noch der Erwerbung wert. Die ungeheure Mehrzahl derartiger orientalischer Artikel aber stammt aus Paris, Hanau, Pforzheim und anderen kultivierten deutschen Orten.

Ein kurzes Verbindungsgäßchen führt in westlicher Richtung von der Straße Bab Azoun zum „place de Chartres“, dem größten Fleisch-, Wild-, Frucht- und Gemüsemarkt von Algier. Dort häufen sich in prächtiger Fülle Schlachtvieh, erlegtes Wild, Feld- und Gartenfrüchte aus der Umgegend und den um ihrer Boden- und Baumkultur berühmten Stätten der Provinz zu eminent malerischen, farbenreichen Stillleben grandiosen Stils. Der Lärm kreischender arabischer und französischer Schlächter, Marktweiber und Händlerstimmen schallt inmitten dieses „Still-

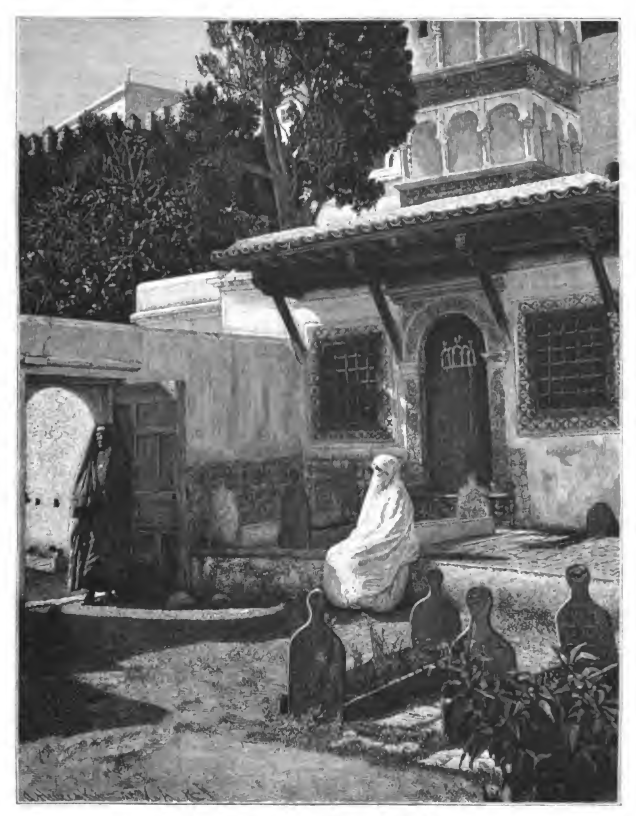
lebens“ aber ebenso laut wie auf der „pêcherie“ unter dem Boulevard. — An der Westseite dieses Marktplatzes (zu „Hallen“ hat es Algier noch nicht gebracht) vorüber führt die dem Boulevard und der Straße Bab Azoun parallele „rue de la Lyre“, die eigentliche Judengasse der Stadt, deren Specialität das Geschäft in „alten Sachen“ ist. Es tritt hier in denselben Formen in die Erscheinung wie überall auch auf europäischem Boden. Von der „place de la Lyre“ hinter der (westlichen) Rückseite des Theaters steigt die großartig angelegte, von stattlichen Häusern flankierte breite Stiegenstraße, der „escalier du centaure“, geradeauf in westlicher Richtung gegen die Kasbah und die dortigen launischen Schlangenwindungen der „rampe Rovigo“ hin, die oben geschilderten, unverfälscht erhalten gebliebenen arabischen Stadtteile im Süden begrenzend.

Die Straße Bab el Oued mündet weit im Nordwesten, nachdem sie dort soeben den „Platz“ gleichen Namens zwischen dem großen Gebäude des Lyceums zur Linken und dem „fort neuf“ zur Rechten hart am Meer durchschnitten oder sich dazu erweitert hat, auf die große baumbepflanzte Esplanade Bab el Oued, an deren Nordwestseite das Gebäude des Artilleriearsenals liegt. Über ihre Brustwehr hinaus aber blickt man direkt auf die unendliche See. Nichts schränkt hier den Blick auf dieselbe ein. Weit zurück im Südosten zur Rechten liegt für diesen Standpunkt die Nordmole des Hafens und die Halbinsel des Leuchtturms. Die Pferdebahnwagen, vom Boulevard und dem Gouvernementsplatz kommend, rollen hier, mit Schellenklang und Hornblasen zum Besteigen einladend, vorüber, dem Thor Bab el Oued zu und weiter am Meere entlang nach St. Eugène. Wir folgen dieser Einladung noch nicht, sondern wenden uns zunächst zur Linken nach der Südseite der Straße, an welcher die Terrassen des „jardin Marengo“ aufsteigen.

Ein früherer Platzkommandant von Algier, Namens Marengo, hat denselben auf diesen steilen Felsabhängen durch militärische Strafgefangene anlegen lassen. Auf seinen etagenförmig übereinander aufgeführten breiten Terrassen, welche durch bequeme Treppen miteinander verbunden sind, gedeiht eine reiche südliche Vegetation von Bambus, Yuccas, Palmen, Dracänen, Mandelbäumen, Agaven, Orangen, und zwischen den Stämmen der Bäume haucht die Blütenfülle der Rosengebüsche ihren süßen Duft. Von der obersten Terrasse, auf welche die in Zickzacklinien von dem breiten „boulevard Vallée“ westlich herabsteigende „rampe Vallée“ mündet, bietet sich wieder eine jener über alles herrlichen Aussichten über die Uferhöhen und das Meer, mit denen Algier so verschwenderisch gesegnet ist. Dieser seitab vom Lärm der Gassen gelegene öffentliche Garten mit seinem Schatten und seinem Duft gleicht fast während der ganzen Woche einer großen Kinderstube im Freien: die jungen Mütter, die Ammen und Wärterinnen mit ihren Kleinen schlagen unter seinen Bäumen, in seinen Bosketts ihr Lieblingsquartier auf. Und auch wer die Wonne des stillen Träumens kennt und sucht und sich in ihr durch solch freundlichen Anblick und fröhlichen Kinderlärm nicht stören läßt, findet innerhalb der Stadt nirgends einen anmutiger dazu geeigneten Ort als diesen.

In der höchstgelegenen äußersten Südostecke schließt sich unmittelbar an den „jardin Marengo“ ein sehr merkwürdiger Bezirk an, der in seinem ganzen Wesen und Gepräge den schärfsten Kontrast zu jenem bildet. Es ist die „Zaouia du marabout Sidi-Abderrahman-et-Tsa'lbi“. Der Name „zaouia“ bezeichnet ein Gebäude, welches eine Anzahl von Zellen für bedürftige mohammedanische Studierende und dabei eine Moschee und Brunnen für die religiösen Waschungen enthält. Mitten in einem an die alten türkischen Befestigungen anlehnenden kirchhofähnlichen Garten, dessen Grabsteine ernste schwarze Cypressen beschatten, liegt hier dieser wunderliche, unregelmäßige, weißgetünchte Bau. Von seinen zwei Etagen enthält die untere

eine kleine Moschee mit vierseitigem Minaret, das von mehreren Reihen Säulchen umrahmt und mit glasierten viereckigen derrahman, welches von einem zierlich in Holz geschnitzten Reliquienkästchen überragt wurde. Im Innern der Kuppel sind



Zaouia du marabout Sidi-Abderrahman.

Kacheln in verschiedenen Farben dekoriert ist. Die Kuppel wölbt sich über mehreren Gräbern, darunter auch das des berühmten, hochverehrten, juristisch und theologisch gelehrten Marabout Sidi-Abin Menge Fahnen und „Exvotos“ aus silber- und goldgestickter Seide aufgehängt nebst bunten Lampen und kerzenreichen Kronen, während sich Koransprüche über die türkisfarbenen Fayencefliesen hinziehen,

welche die Wände bedecken. Draußen im Kirchhof befindet sich, von einem hölzernen Gitter in Form eines Kiosks umgeben, das Grab des 1850 verstorbenen letzten Beys von Konstantine, El-Hadj-Hamed. Von dem ganz eigentümlichen malerisch-poetischen Reiz dieses von allem fränkischen Wesen unberührten, geretteten Ausschnittes des alten arabischen Algier giebt unser Holzschnitt, wenn ihm auch die Farbe fehlt, doch eine anschauliche Vorstellung.

Und nun wieder hinunter zur Straße Bab el Oued und in den Tramwaywagen. Wie jeder seinesgleichen in Algier und — in Brüssel hat er zwei Abteilungen; in der mit Holzsitzen fährt man um ein paar Centimes billiger als in der mit Polstern belegten Bänken. Grund genug für jeden Burnusträger, immer nur die erstere zu benutzen. Die Straße außerhalb des Thores führt den Namen „route Malakoff". Sie führt anfangs zwischen ziemlich armseligen Vorstadthäusern, Kneipen, Kasernen, Hospitalen, an der einstigen Stelle einer türkischen Pulverfabrik, dann am katholischen und am israelitischen Kirchhof vorüber zu dem eleganten Vorort St. Eugène, 3 km von der Enceinte, am Fuß der sich von Bouzarrea herabsenkenden, mit der Kirche Notre dame d'Alger gekrönten Höhen gelegen. Kokette Villen, manche derselben in maurischem Stil gebaut, umgeben von Gärten, folgen sich einzeln besonders an der linken südlichen Seite der Landstraße; zur Rechten in einiger Tiefe rauscht das Meer türkisfarben um den zerklüfteten Fuß der braunen Uferklippen. Weit über die Mäuerchen der Gärten und auch sonst vom Rande der ersten Terrasse zur Linken der Straße neigen sich und senken ihre dichten Zweiggeflechte besonders Buchsbaumgesträuche und -Bäume von enormer Größe herüber. Die Holzschneider dieser Erde brauchen wirklich nicht in Sorge zu geraten, daß ihnen das wichtigste Material ihrer Kunst, die Buchsbaumplatte, je ausgehen könnte durch den heutigen Massenverbrauch. Die Gärten von St. Eugène allein besitzen genügenden Vorrat daran, um uns noch für Jahrhunderte hinaus damit zu versorgen. Am nordwestlichsten Ende des Ortes ist die Endstation der Pferdebahn. Dort hören die Villen zur Seite der Straße fast gänzlich auf. Der Charakter der Landschaft wird ernster und größer. Die Chaussee, dem Felsenfuß der Höhen abgerungen, windet sich bald um deren Vorsprünge, bald schmiegt sie sich in ihre Schluchten und Thäler hinein. Diese Höhen und Hänge sind, wie oben erwähnt, meist dicht mit einer niedrigen Vegetation von Buchsbaum, Lentiscus und Stacheleichenbüschen bedeckt. Sie giebt ihnen einen tiefen, grünlichbraunen, ernsten Gesamtton, der in der Abendsonne eine Farbe von gesättigter Glut gewinnt.

An ihrem Fuß einsam dahinzuwandeln, den Blick auf die ungeheure Fläche des Meeres zur Rechten gerichtet, dessen bald weiches und sanftes, bald rauh tosendes Brausen wie eine „unendliche Melodie", von der mächtigsten aller Naturstimmen gesungen, aus der Tiefe heraufklingt — es ist mir immer eine gleiche Lust gewesen. Besonders während der späten Nachmittagstunden, wenn die Sonne gerade vor mir in der Richtung der Straße tiefer und als immer glühender gefärbte, scheinbar immer größer anwachsende Scheibe zum Meereshorizont hinabsank, die blaue Fläche zum goldenen Spiegel verwandelnd, während fern, fern im Osten hinter mir die Schneegipfel des Atlas hoch über der Bergkette des Tell sich mit sanftem Rosenhauch färbten und der blasse, noch unvollkommene Mond am östlichen Himmel sich mit zartem Glanz zu schmücken begann oder — wie an dem Abend des unvergeßlichen 5. April — als volles Rund in mild leuchtender Pracht über jenen Höhen aufstieg, um bald die zitternde silberne Brücke seines Abglanzes über die Breite des Golfes hinzuwerfen.

6 km von der Stadt tritt eine braune Klippe weit in das Meer vor, aus dessen Brandung sie hoch, steil und überhängend aufragt. Für die Landstraße hat ein breiter Durchgang in die sich davorlegende Felsmasse gesprengt werden müssen. In

der Nähe derselben sind die Landhäuser graziösen maurischen Stils wieder häufiger. Die Klippe selbst ist zum Teil mit Baulichkeiten bedeckt, welche zu einem früheren Fort gehören und heute einem Douanierposten dienen. Zur Linken der Straße aber, auf den Hügeln und in den



Arabischer Musiker.

von Bächen durchrieselten kleinen schattigen Thälern, sind ziemlich zahlreich ländliche Gastwirtschaften, Gartenrestaurants, völlig im Stil derer in der Umgegend von Marseille und von Havre, etabliert, wie das Restaurant Moïse, die „jardins de Calypso“ und andere. Ach, wie sitzt es sich so gut in ihren Bosketts beim Rauschen des Meeres und des Laubes, beim Nachtigallengesang in den Gebüschen, bei den frischen Austern, dem kühlen Wein, dem würzigen Wermut! Die muntere Jugend Algiers weiß das so wohl zu würdigen wie der fremde Gast. Diese Gärten, Salons und Kabinette sind die bevorzugten Ziele und Schauplätze so lustiger sommerlicher Partien wie die verwandten Institute in der Nähe der großen lebensfrohen Städte des Mutterlandes.

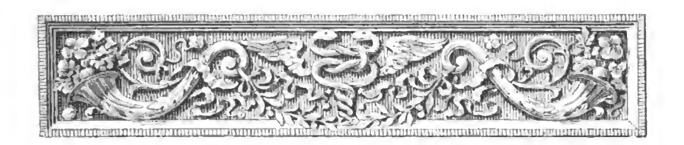
Die Kuppe der äußersten ins Meer hineinragenden Klippe dieser „Pointe-Pescada“ ist noch mit den Trümmern einstiger türkischer Befestigungswerke bedeckt. Deren überwölbte, verfallene Kammern, aus Ziegeln und Pisé roh gemauert, gewähren wundervolle Durchblicke auf die Bucht und die Stadt im Südosten. Wie

dunkel umrahmte Bilder in doppelt leuchtender Schönheit stehen diese Ausschnitte des Meeres und der Küste der Bucht vor den Bogenöffnungen dieser Ruine da. In deren Anschauen versunken, habe ich Stunden der tiefen Befriedigung, des reinsten und vollkommensten Glückgefühls in jenen Trümmern am Rande der überhängenden Klippe hoch über dem schäumend heranbrausenden Meer genossen, die ich „die Tage der Welt“ nicht vergessen werde. Dampfer zogen dort unten mit lang nachwehender Rauchfahne durch die ungeheure blaue Fläche ihre hellschimmernde Bahn nach Norden, nach Europas Küsten hin. Ich sah sie ziehen, und — nur die Wonne des Bewußtseins schwellte mir das Herz: „Du bleibst noch hier!“

Der Abend sinkt, der Mond steigt höher und höher. Zurück nach St. Eugène und im Trammwaywagen zur Stadt. Auf dem Gouvernementsplatz und auf dem Boulevard an und auf der breiten steinernen Brüstung über dem Hafen — welches laute, muntere, südliche malerische Treiben! Aus dem Hafen herauf flimmern die Laternen der Schiffe, strahlt das Feuer des Leuchtturmes. Gesang, Guitarrengeklimper, Drehorgelklang, das Geschrei der Hausierer und Zeitungsverkäufer, die Schelle der Kokohändler, der ganze elementarische Lärm der Menge durchtönt die von der Seebrise erfrischte Abendluft. Vor den Hotels, Cafés und Brasserien sitzt man in dichten Scharen um die hinaus unter die Platanen und Palmen des Platzes gestellten Tischchen beim Kaffee, Granito, Sorbet und vor allem — dem welterobernden „Bock de Bavière“. Die Mitternacht kommt, ehe man es merkt und ehe man sich trennen mag von dem Anblick des gashellen Platzes mit seiner lebendigen Staffage und des dunklen oder mondbeglänzten Meeres.

Wem es als Hauptbedingung des behaglichen und befriedigenden Daseins in einer Stadt gilt, daß ihm dieselbe ein reiches geistiges und gesellschaftliches Leben und die stete Gelegenheit zu edleren Kunstgenüssen gewähre, dem ist Algier zu längerem Aufenthalt kaum zu empfehlen. Außer den zweifelhaften Freuden, welche das Theater mit seiner Truppe dritten Ranges gewährt, blühen uns dort an Kunstgenüssen nur noch die der Militärmusik auf dem Gouvernementsplatz in den Nachmittagsstunden und die abendlichen der Tingeltangelbühne des vielbesuchten Kunstinstitutes „la Perle“. Über das gesellige Leben habe ich mir bei der Kürze meiner Aufenthaltsdauer kein Urteil zu bilden vermocht. Dem Deutschen ist fast jedes französische Haus dort selbstverständlich ebenso verschlossen wie im heutigen Paris. Unser Konsul in Algier, der treffliche Julius Fröbel, dem ich wegen seines wahrhaft liebenswürdigen Verhaltens und der mir durch ihn gewordenen bereitwilligen wirksamen Unterstützung bei meinem dortigen Geschäft mit Rat und That mich immerdar zu innigem Dank verpflichtet fühle, weiß von dieser unübersteiglichen Scheidewand zu erzählen, welche die französische Gesellschaft Algiers zwischen sich und jedem Deutschen aufgerichtet hat. Trotzdem befleißigen sich die französischen Behörden nicht nur der strengsten, von Antipathien unbeeinflußten Gerechtigkeit gegen uns, sondern selbst einer Zuvorkommenheit und Noblesse im Benehmen und Verfahren, wo man ihrer Hilfe oder ihres Wohlwollens bedarf, die ans kaum Glaubliche streift.

An vortrefflichen Hotels, in denen man durchaus in dem durch ganz Frankreich verbreiteten Stil (meist in Pension) leben kann, ist kein Mangel. Das Lob des Klimas von Algier braucht nicht erst gesungen zu werden. Das der Schönheit der Lage und Umgebung dieser Stadt, das ihrer ganzen originellen Eigenart und das der Freude des Daseins in ihr dürfte laut aus allen Teilen der Schilderung erklungen sein, welche ich in diesen Blättern von der teuer erkauften Kapitale des französischen Afrika zu entwerfen versuchte.



Über das Blut.

Von

Albert v. Brunn.



Schon in dem ältesten auf uns gekommenen medizinischen Werke, dem Ayurvedas des Susrutas, dessen Abfassung lange vor den Beginn unserer Zeitrechnung fällt, finden wir das Blut als den Urquell alles Lebens bezeichnet, als den Stoff, welcher sämtliche übrigen Körperbestandteile bildet und ernährt und der selbst aus den genossenen Nahrungsbestandteilen entsteht. Auch als des Körpers Wurzel benennt es der alte Indier, welche die dem Körper nötigen Stoffe an sich ziehe, um sie an geeigneten Stellen dem Körper zuzuführen. — Die nachfolgende Betrachtung wird zeigen, daß des ältesten medizinischen Schriftstellers Ausspruch noch heute volle Geltung besitzt.

Das Blut, welches ungefähr acht Prozent des Körpergewichtes beträgt, befindet sich im Inneren röhrenförmiger Hohlräume, der Blutgefäße, welche sämtlich im Herzen ihren Sammelpunkt haben. Vom Herzen, und zwar aus der linken Kammer desselben, entspringt die Hauptschlagader des Körpers, die Aorta, eine Röhre von der Weite eines Daumens etwa; dieselbe geht vor der Wirbelsäule herunter, giebt in ihrem Verlaufe mannigfache Äste zum Hals und Kopf, zu den Armen und den Eingeweiden und spaltet sich schließlich in die großen Schlagadern, welche zu den beiden Beinen sich begeben. Durch allseitige Abgabe von Zweigen werden diese Äste in ihrem Verlauf immer schwächer und lösen sich selbst schließlich in feine Zweige auf. Diese Zweige und Zweiglein verteilen sich nun an alle Organe des Körpers: die Knochen, die Muskeln, Nerven, Drüsen, Eingeweide, Haut u. s. w. Alle Gewebe unseres Körpers sind aufs reichlichste mit Blutgefäßen versehen, welche sich im Inneren derselben in feinste Haargefäße oder Kapillaren (Röhrchen von $^1/_{100}$ mm Durchmesser und weniger, also weit feiner als ein menschliches Haar) auflösen, welche Haargefäße, indem sie sich vielfach ineinander öffnen, ein die Organe durchziehendes dichtes Netz bilden. Aus diesem Netz sammeln sich dann wieder stärkere Blutgefäße, die Venen, welche im allgemeinen neben den Schlagadern oder Arterien zurückverlaufen, sich fortwährend mit ihresgleichen vereinigen und auf diese Weise den starken Pulsadern entsprechende Stämme darstellen. Schließlich vereinigen sich die Venen der beiden Arme, des Halses und Kopfes sowie des Brustkastens zu einem großen Stamm, der oberen Hohlvene, die Venen der Beine und der Bauchhöhle zur unteren Hohlvene, und beide Hohlvenen münden in die rechte Herzvorkammer ein. Von dort aus fließt das Blut in die rechte Kammer und kommt von ihr aus in die Lungenschlagader. Diese löst sich im Inneren beider Lungen auch wieder in Haargefäße auf, welche sich sodann zu den Lungenvenen sammeln. Letztere endlich münden in den linken Herzvorhof

ein und ergießen das durch die Lungen gegangene Blut in denselben; dieses Blut ist es, welches dann in die linke Kammer kommt und durch die Aorta dem Körper zugeführt wird.

Verfolgen wir diesen Weg, so sehen wir das Blut zweimal vom Herzen ausgehen und ebenso oft zu ihm zurückkehren, also zweimal zu seinem Ausgangspunkt zurückkommen oder einen Kreislauf ausführen; wir nennen die Cirkulation des Blutes von der Aorta durch den Körper zum rechten Vorhof den großen, den von der rechten Kammer durch die Lungen zum linken Vorhof den kleinen Kreislauf.

Das Blut führt diese ganze Bewegung mit großer Schnelligkeit aus, nämlich in ungefähr einer halben Minute, das heißt also: das Blut, welches vor einer halben Minute aus dem Herzen in die große Körperschlagader gespritzt wurde, legt dieselbe Strecke jetzt eben wieder zurück — und die gesamte Blutmenge wird in der Stunde hundertundzwanzigmal durch den ganzen Körper bewegt.

Wir werden uns nun zu fragen haben, durch welche Kräfte das Blut in Umlauf gebracht und in demselben erhalten wird. — Das Organ, welches als Hauptbewegungsmittel dient, ist ja bekanntlich das Herz dadurch, daß es in regelmäßiger Aufeinanderfolge sich zusammenzieht und wieder erweitert, sowie dadurch, daß es wegen der in ihm bestehenden, in der Art von Ventilen wirkenden Klappen das Blut stets nur nach der bestimmten Richtung hin zu bewegen vermag, welche ich soeben nannte. Die Zusammenziehungen des Herzens erfolgen nun in folgender Weise: Zuerst verkleinern sich, während die Wände der Kammern schlaff sind, die Vorhöfe und drängen das in ihnen enthaltene Blut in die Kammern hinab. Dann ziehen sich die Kammerwände zusammen und spritzen ihren Inhalt in die großen Schlagadern, die linke Kammer in die Körperarterien, die rechte in die Lungenarterien; währenddessen sind die Wände der Vorkammern wieder schlaff geworden und mit neuem, aus den Venen in sie gelangtem Blut gefüllt, und das Spiel beginnt von neuem.

Die Blutbewegung in den Schlagadern haben wir uns folgendermaßen vorzustellen: Wenn das Blut aus dem Herzen ausgetrieben wird, sind die Schlagadern nicht etwa leer, sondern mittelstark gefüllt, das heißt so, daß ihr Binnenraum vollständig mit Blut angefüllt ist, ohne daß ihre Wandungen gedehnt würden. Wird jetzt vom Herzen aus ein neuer Schub Blut hineingepreßt, so wird der zunächst gelegene Teil der großen Schlagadern überfüllt, so daß seine Wände über das gewöhnliche Maß hinaus gedehnt werden, also die Arterie wird dicker als vorher. Vermöge der Elasticität ihrer Wandung wehrt sie sich aber gegen diese Dehnung und beantwortet selbige durch eine Zusammenziehung ihrer Wände bis auf die gewöhnliche Weite; dadurch drängt sie das in ihr enthaltene Blut weiter: es wird der nächste Abschnitt erweitert, zieht sich darauf wieder zusammen und so geht es fort bis in die kleinen Arterienzweige hinein. Diese kurzdauernde Erweiterung der Schlagadern läuft also vom Herzen mit großer Schnelligkeit in alle Äste, sie kann an solchen Stellen, wo die Arterien dicht unter der Haut zwischen ihr und Knochen liegen (wie an der Daumenseite des Handgelenks, an der Schläfe), leicht gefühlt, bei mageren Personen auch leicht gesehen werden: wir bezeichnen sie als Puls. Jede Herzzusammenziehung bewirkt nun also einen Pulsschlag, und wir können demnach am Puls zählen, wie oft sich das Herz in einer Zeiteinheit kontrahiert. Aber der Arzt vermag noch weit mehr aus der Untersuchung des Pulses zu schließen. Je mehr Blut das Herz bei einer Zusammenziehung in die Schlagadern einspritzt, desto stärker wird ihre Dehnung sein müssen, desto deutlicher wird man sie also fühlen; ist also der Pulsschlag stark, so schließt man auf eine kräftige, ist er schwach, auf eine ebenfalls schwache Zusammenziehung des Herzens. — Weiter: geht letztere schnell, mit einem Ruck vor sich, so wird auch die Dehnung der Ar-

terien eine schnelle, ruckweise sein müssen, während bei allmählicher, langsamer Zusammenziehung auch die Dehnung eine allmähliche, langsam ansteigende ist; also gestattet die Pulsuntersuchung auch auf diese Eigenschaft des Herzens Schlüsse zu ziehen.

Nun, um wieder zur Blutbewegung zurückzukehren, infolge der Zufuhr immer neuen Blutes vom Herzen her, tritt durchgehends eine stärkere Füllung der Schlagadern ein. Da aber ihre Wände, wie schon gesagt, diesem Drucke nur im ersten Momente der Überraschung nachgeben, ihm dann aber vermöge ihrer Elasticität durch eine Zusammenziehung entgegenwirken, so pressen sie das Blut, da dasselbe der Klappen wegen nicht ins Herz zurückkann, nach der entgegengesetzten Seite in die Haargefäße hinein und erfüllen dieselben vollständig. Da nun aber immer mehr und mehr Blut auf diesem Wege anrückt, so wird das vorangegangene aus dem Haargefäßbezirke hinaus und weiter, in die Venen hinein, gedrängt und in diesen immer weiter gegen das Herz hin bewegt. Dieser Druck von hinten her ist genügend, um die Bewegung im Lungenkreislauf zu erklären. Beim großen Kreislauf aber müssen der Rückwärtsbeförderung von den Haargefäßen zum Herzen noch andere Mittel zu Hilfe kommen, hier ist der Weg ein viel weiterer, hier stellen sich auch dem Blutstrome mehr Hindernisse entgegen: man denke daran, daß das Blut von den Füßen zum Herzen hinauf muß, daß es also gegen seine eigene Schwere sich zu bewegen hat. Diese Aufwärtsbewegung wird durch dreierlei Momente unterstützt: erstens sind die Wände der Venen wie die der Arterien, wenn auch in geringerem Grade, elastisch, lassen sich daher durch das aus den Haargefäßbezirken in sie einströmende Blut nicht in hohem Grade ausdehnen, sondern drängen es dem Herzen zu; sie bewegen es nur in letzterer Richtung, weil zweitens in ihnen Klappenventile, ähnlich denen im Herzen, existieren, welche das Blut am Rückfluß nach den Kapillaren verhindern; und drittens wird das Blut auch in den Brustkasten gesaugt durch die Atembewegungen. Ich muß, um das verständlich zu machen, auf letztere kurz eingehen. Wenn wir einatmen, so ist die einzige wirkliche Bewegung, die wir willkürlich machen können, für gewöhnlich aber unwillkürlich ausführen, die Erweiterung des Brustkastens, also die Vergrößerung des Innenraumes desselben. Die Folge davon ist, daß die im Brustraum, das heißt in den Lungen, befindliche Luft verdünnt wird, und diese Luftverdünnung sucht sich nun wieder auszugleichen dadurch, daß von allen Seiten her bewegliche Substanzen in den Brustkasten hineingezogen werden. Eine dieser Substanzen, welche uns am meisten auffällt, ist die Luft, welche durch die offene Stimmritze und die Luftröhre den Lungen zueilt und diese füllt. Zugleich aber wird auch aus der oberen und unteren Hohlvene das Blut in den Brustraum hineingezogen, aspiriert, wie der Kunstausdruck lautet. — Man kann diese Aspiration vergleichen mit der Einziehung der Luft in einen Blasebalg. Wenn wir die Handgriffe dieses Instrumentes voneinander entfernen, so vergrößern wir seinen Innenraum, und die Folge davon ist das Eindringen der Luft durch das an seiner unteren oder oberen Fläche befindliche Ventil. Wir ziehen die Luft also nicht direkt ein, sondern sie dringt ohne unser Zuthun ein, weil wir jene Bewegung ausgeführt haben. Bohren wir an irgend einer Stelle ein Loch in den Blasebalg und schieben durch dasselbe eine Glasröhre ein, welche mit dem anderen Ende in Wasser taucht, so wird bei derselben Bewegung nicht allein Luft, sondern auch Wasser eindringen, um den infolge der Bewegung entstandenen luftverdünnten Raum zu füllen.

Das Blut wird also in die Venen hinein durch die nachdrückende Blutmasse geschoben und vom Brustkasten aus noch in das Herz hinein gehoben, während es in den Arterien allein durch die Arbeit des Herzens vorwärtsgetrieben wird. Danach ist es auch sehr leicht erklärlich, daß die Schlagadern weit stärkere Wandungen be-

sitzen als die Venen: erstere sind stets vollkommen gefüllt und können nur durch die Elasticität einer starken Wandung einer bleibenden Ausdehnung durch das stets von neuem andrängende Blut entgegenarbeiten.

Wodurch wird nun die Regelmäßigkeit des Kreislaufes erhalten? zuerst — wie kann das Herz das Blut aus seinen, des Herzens, Höhlen in die Schlagadern hineintreiben? Das geschieht dadurch, daß die Wände des Herzens zum bei weitem größten Teile aus Muskelgewebe bestehen, das heißt aus Fasern, welche die Eigenschaft besitzen, sich verkürzen, sich kontrahieren zu können. Die Folge solcher Zusammenziehung der sämtlichen in der Herzwand befindlichen Muskelfasern ist eine sehr bedeutende Verkleinerung des Herzraumes und so also die Austreibung des Blutes. Diese Zusammenziehungen, die wir, wenn wir die Hand auf die Herzgegend legen, als Herzschläge empfinden, weil dabei das Herz gegen die Brustwand stößt, erfolgen in regelmäßigen Abständen, und es fragt sich, wie dieser Rhythmus, diese Regelmäßigkeit zu stande kommt. Was ist es überhaupt, was die Herzmuskelfasern zur Zusammenziehung bringt? Das sind Nervenzellen, die in der Wand des Herzens selbst liegen und welche durch Nervenfasern mit den Muskelfasern in Verbindung stehen. Diese Zellen geben die Anregung zur Zusammenziehung, sie wird durch die Nervenfasern den Muskelfasern mitgeteilt und von diesen letzteren ausgeführt. — So hat also das Herz sein Willensorgan, sein Bewegungscentrum in sich selbst, es hat sein eigenes Gehirn, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wie aber ein jeder von uns, obwohl er doch auch sein eigenes Gehirn hat, trotzdem, da er mit anderen seinesgleichen in einem geordneten Gemeinwesen zusammenlebt, doch nicht so ganz sein eigener Herr ist, nicht immer ungestraft thun kann, was er will, sondern sich nach den anderen richten muß, mit denen er in irgend welchen Beziehungen steht, so ergeht es auch dem Herzen: das Gehirn hat ihm auch etwas zu sagen und sendet ihm durch mehrere Nerven seine Befehle; es kann durch den einen Nerven eine Verlangsamung, durch den anderen eine Beschleunigung der Herzthätigkeit, also eine Verringerung oder eine Vermehrung der Zusammenziehungen in der Zeiteinheit bewirken. Für gewöhnlich halten diese beiden feindlichen Brüder einander das Gleichgewicht, wodurch eben der normale Rhythmus stattfindet, unter besonderen Verhältnissen aber kann bald der eine, bald der andere dieser Nerven das Übergewicht bekommen, in welchen Fällen dann Änderungen der Pulsfrequenz eintreten. Jeder weiß ja von sich selbst, wie starke Gemütserregungen den Herzschlag vermehren, wie man nach einem plötzlichen heftigen Schreck sein Herz so schnell pochen fühlt und seine ganz allmähliche Beruhigung verfolgen kann.

Ist so das Herz vom Centralorgane des Nervensystems abhängig und wird auf diese Art von letzterem aus der ganze Rhythmus der Blutcirkulation beeinflußt, so giebt es andererseits auch noch Einflüsse, welche eine Abweichung vom gewöhnlichen Typus des Blutumlaufs bedingen durch Einwirkungen auf die Wandungen der kleineren Blutgefäße, namentlich der kleineren Schlagadern. Diese letzteren haben insofern einen der Zusammensetzung der Herzwandung ähnlichen Bau, als ihre Wandung ebenfalls zum großen Teil aus Muskelgewebe besteht, welches eine Verengerung des Hohlraumes bis zum Verschwinden desselben hervorrufen kann und dessen Thätigkeit ebenfalls von Nerven beherrscht wird. Diese Nerven sind solche, welche eine Anregung zur Zusammenziehung geben, die also, wenn sie in Thätigkeit sind, die Lichtung des Gefäßes verengen und so wenig oder gar kein Blut durch dieselbe passieren lassen, und welche, falls sie nicht funktionieren, sei es weil sie gelähmt, sei es weil sie ermüdet sind, eine Ausdehnung des Gefäßes durch das andrängende Blut, also reichlichere Durchfuhr von solchem gestatten. Die Wirkung dieser Nerven ist noch leichter und häufiger zu konstatieren als die der Herznerven,

weil wir die Wirkung der Zusammenziehung, resp. Erweiterung der kleinen zur Haut führenden Arterien bequem beobachten können. Die rote Färbung der Wangen, Lippen, Ohren, Hände rührt ja nur von dem Blutgehalt der Haargefäße der Haut her, welcher an den genannten Stellen wegen der Feinheit der Oberhaut vollkommener sichtbar ist als an anderen Stellen mit dickerer Oberhaut. Jeder weiß, daß diese Färbung durch Schreck oder Angst erblaßt; zu erklären ist das dadurch, daß diese und andere Gemütsbewegungen die betreffenden Nerven reizen, welche nun die Muskelfasern der kleinen Hautarterien zur Kontraktion bringen, infolge deren das hinter der Arterie gelegene Gebiet der Haargefäße blutarm wird. Jeder weiß ferner, daß andere Gemütsbewegungen das Gegenteil bewirken, daß das Gefühl der Beschämung den Betreffenden oder die Betreffende bis über die Ohren rot werden läßt, eine Erscheinung, die bekanntlich sehr anmutig aussieht und, wie die Modeberichte lehren, in Paris augenblicklich so beliebt ist, daß daselbst rote Ohrenfutterale aus Kautschuk gefertigt, und nicht bloß gefertigt, sondern auch getragen werden. Andere Einflüsse, welche durch die Nerven verändernd auf das Kaliber der kleinen Schlagadern wirken, sind Kälte und Wärme, erstere zusammenziehend auf die Gefäßmuskeln und dadurch Erblassen hervorrufend, letztere entgegengesetzt wirkend, namentlich wenn sie der Kälte nachfolgt.

* * *

Was thut nun das Blut auf seinem Wege durch den Körper, worin besteht der Dienst, den es dem Organismus leistet? Wir werden darüber am leichtesten ins klare kommen, wenn wir zusehen, wie das Blut an den verschiedenen Stellen des Kreislaufes beschaffen ist, worin sich das an verschiedenen Stellen befindliche unterscheidet.

Vergleichen wir das Blut, welches durch die Arterien dem Körper zuströmt, mit dem, welches durch die Kapillaren gegangen ist und durch die Hohlvenen in das Herz zurückkommt. Die Untersuchung mit dem unbewaffneten Auge ergiebt, daß das in den Körper gehende Blut hellkarminrot, das durch die Haargefäße gegangene dunkelkirschrot ist: es hat also eine Änderung seiner Farbe erfahren. Das hellrote, in den Arterien befindliche Blut nennen wir arterielles, das dunkle venöses Blut. Letzteres gelangt durch die rechte Vorkammer und Kammer in die Lungenarterie: das Lungenarterienblut ist also venös. Untersuchen wir dagegen den Inhalt der Lungenvenen, die also das durch die Lungenkapillaren gegangene Blut führen, so finden wir ihn wieder hellrot: es ist also in den Lungen die Farbenveränderung, welche das Blut im großen Kreislauf erfahren hatte, wieder aufgehoben worden.

Was bedeutet diese verschiedene Färbung? Untersuchen wir das Blut, nachdem es die Lunge passiert hat, also arteriell geworden ist, so finden wir in ihm eine bedeutende Menge der einen von den zwei die atmosphärische Luft zusammensetzenden Gasarten: des Sauerstoffes; das venöse Blut dagegen, welches, nachdem es durch den großen Kreislauf gegangen ist, den Lungen zuströmt, enthält wenig Sauerstoff, dafür aber eine bedeutende Menge eines anderen Gases: der Kohlensäure; es hat also das Blut in den Lungenkapillargefäßen Kohlensäure abgegeben, dafür Sauerstoff aufgenommen. Und wer hat nun die vom Blut abgegebene Kohlensäure bekommen, wer dem Blute den Sauerstoff gegeben? Das ist die geatmete Luft. Daß dem so ist, geht aus der Verschiedenheit in der Zusammensetzung der eingeatmeten und der ausgeatmeten Luft hervor. Die erstere enthält in 100 Teilen 20 Teile Sauerstoff, 80 Teile Stickstoff, nur äußerst geringe Mengen Kohlensäure; in der ausgeatmeten dagegen finden wir nur noch 6 Teile Sauerstoff, aber $4^1/_2$ Teile Kohlensäure, während die Menge des Stickstoffes eine Veränderung nicht erfahren hat. Also das Blut hat in dem großen Kreislauf

Sauerstoff abgegeben, Kohlensäure aufgenommen, in der Lunge giebt es die im Körper gemachte Acquisition wieder an die Luft ab und holt sich aus ihr Ersatz für den verlorenen Sauerstoff. Dieser Gaswechsel zwischen Blut und Luft ist das, was man unter Atmung zu verstehen hat. — Aber noch andere Veränderungen hat die Luft beim Atmen erlitten, Veränderungen, die einem jeden wohl bekannt sind. Die Ausatmungsluft enthält große Mengen von Wasserdampf, so viel, daß ein Mensch täglich cirka ein halbes Liter Wasser durch die Lungen abgiebt. Denselben sehen wir bei kaltem Wetter in Form von feinsten Tröpfchen in der der Nase entströmenden Luft sich verdichten, so ein feines Wölkchen bildend und Schleier oder Schnurrbart befeuchtend, wohl auch als Reif auf jenen respektiven Respiratoren sich niederlagernd. Dies Ausatmungswasser ist es, welches an den Fenstern unserer Zimmer sich niederschlägt, wenn wir im kalten Winter uns längere Zeit in ihnen aufhalten. Dasselbe ist es auch, welches den unglücklichen, zum Tragen der Brille verurteilten Kurzsichtigen im Winter häufig in die bemitleidenswerte Lage versetzt, beim Eintritt in ein menschengefülltes Lokal nichts sehen zu können, da seine Augengläser, deren Temperatur die der freien Luft ist, es auf ihrer Oberfläche verdichten. Endlich ist die ausgeatmete Luft aber auch viel wärmer als die eingeatmete, indem ihre Temperatur zwischen 30 und 40° C. beträgt, während die Einatmungsluft sehr verschiedene Wärme hat, aber doch mit Ausnahme weniger heißer Sommertage nicht auf jene Höhe kommt. Das ausgeatmete Wasser sowie die Wärme liefern ebenfalls das Blut an die Atmungsluft, und danach haben wir also im ganzen folgende Veränderungen des Blutes bei der Atmung: 1) Sauerstoffaufnahme, 2) Kohlensäureabgabe, 3) Wasserabgabe und dadurch Eindickung, 4) Wärmeabgabe, als Abkühlung.

Die genannten Veränderungen können nun in den Lungen stattfinden, da hier das Blut in äußerst feinen Haargefäßen fließt, welche an der Innenfläche der mit Luft gefüllten Lungenbläschen sich ausbreiten und von der eingeatmeten Luft nur durch ein äußerst dünnes Häutchen getrennt sind. Wie ergeht es nun aber den Tieren, welche keine Lungen besitzen, wie die Fische? Bei ihnen existieren eben andere Organe, als deren Konstruktionsprincip auch anzusehen ist, daß das Blut in nahe Berührung kommt mit einer Substanz, aus welcher es Sauerstoff aufnehmen und an welche es Kohlensäure abgeben kann. Das ist für die Fische das Wasser, und die Organe der Atmung dieser Tiere sind die Kiemen, das heißt die am Kopf unter den Kiemendeckeln gelegenen kammförmigen Organe; sie werden fortwährend von großen Mengen Blutes durchflossen und ebenso von großen Wassermassen umspült, welche der Fisch durch den Mund einschluckt und durch die in regelmäßigen Intervallen geöffneten Kiemendeckel ausstößt.

* *
*

Was nützen nun die Veränderungen des Blutes dem Körper? Zunächst die Einnahme des Sauerstoffes.

Der größte Teil der in unserem Körper sich abspielenden Vorgänge sind solche, welche wir als Verbrennungsprozesse bezeichnen, das heißt deren Wesen darin besteht, daß sich Bestandteile des Körpers mit Sauerstoff chemisch verbinden. Solche Prozesse bedingen die Zusammenziehung der Muskeln bei allen möglichen Thätigkeiten wie: Kontraktion des Herzens, Zusammenziehung der Atmungsmuskeln, beim Schreiben, Sprechen, Gehen, Tanzen, ferner bei der Thätigkeit der Verdauungsmuskeln, wie Kauen, Schlucken, Bewegungen der Gedärme. Derartige Verbrennungsvorgänge finden aber auch statt bei aller geistigen Arbeit; sie gehen im Gehirn vor sich beim Denken; sie finden auch statt in den Nerven bei der Vermittelung der Empfindungen an das Gehirn und bei der Mitteilung der Bewegungsimpulse an die Muskeln; Ver-

brennungsprozesse werden in den Drüsen ausgeführt bei den Absonderungen, welche diese Organe leisten, z. B. in der Leber, in den Speicheldrüsen — kurz, bei fast allen Funktionen, deren Gesamtheit wir als „Leben" bezeichnen, finden chemische Umwandlungen statt, welche durch das Vorhandensein von Sauerstoff bedingt sind; und darum ist die Einführung dieses Stoffes in den Körper eine absolute Notwendigkeit: hört sie auf, so ist schneller Tod die Folge.

Die Kohlensäure nun, also dasjenige Gas, welches statt des eingeatmeten Sauerstoffes in der die Lungen verlassenden Luft sich befindet, entsteht bei jenen Verbrennungsprozessen nebst verschiedenen anderen nicht gasförmigen Substanzen; diese aber sind alle, und die Kohlensäure nicht am wenigsten, Gifte für den Organismus und müssen, soll er seine Dienste ungestört verrichten, aus ihm entfernt werden. Das Blut, vermöge seiner äußerst feinen Verteilung in allen Geweben, nimmt diese Substanzen auf und giebt sie an geeigneten Stellen ab: die nicht gasförmigen Verbrennungsprodukte in den Nieren und den Drüsen der Haut, die Kohlensäure in den Lungen. In welchem Grade jene Substanzen gefährlich sind, ist bekannt. Nierenerkrankungen sind meist tödlich, sobald sie die Ausscheidung der zu entfernenden Massen unterbrechen — in stark kohlensäurehaltiger Luft aber ersticken sämtliche Tiere. Ja, die Kohlensäure wirkt, so absonderlich das klingt, in unserem eigenen Organismus gewissermaßen fortwährend als Gift: sie ist es nachweislich, welche durch ihr Vorhandensein in dem noch nicht durch die Lungen gegangenen Blute einen Erregungszustand eines gewissen Teiles des Gehirns erzeugt, infolge dessen die dem Atmen dienenden Muskeln eine krampfartige, unwillkürliche Zusammenziehung ausführen, durch dieselbe in die Lungen neue Luft einsaugen und dadurch diesen Feind aus dem Körper hinausmaßregeln.

Alle Verbrennungen gehen nun aber bekanntlich einher mit Wärmeentwickelung, und die Wärmeabgabe mittels der Lungen sowie außerdem diejenige durch die Haut sind die Einrichtungen, welche es verhindern, daß diese Wärme sich im Körper ansammle und denselben in schadenbringender Weise erhitze.

Was endlich die Verdunstung von Wasser durch die Haut betrifft, so ist sie ein Mittel, das Wasser, welches wir mit unseren Nahrungsmitteln einnehmen, wieder loszuwerden, die richtige Konzentration des Blutes zu erhalten.

Das ist also die Funktion des Blutes bei der Atmung; wollen wir sie mit wenig Worten ausdrücken, so können wir sagen, sie bestehe darin, den Körperbestandteilen den zur Verbrennung nötigen Sauerstoff zuzuführen und die schädlichen Produkte dieses Prozesses zu beseitigen.

* *
*

Aber durch solche Verbrennung werden die Körperbestandteile verbraucht, abgenutzt, es muß also für ihre Wiederbildung gesorgt, es muß den Organen neue Substanz zugeführt werden, damit sie aus ihr sich restituieren können; das geschieht durch die Einverleibung der mit den genossenen Nahrungsmitteln eingenommenen Nahrungsstoffe, und diese Einverleibung vermittelt auch wieder das Blut.

Der Weg aber, den die der Neubildung von Gewebsbestandteilen dienenden Nahrungsstoffe zurücklegen, bis sie in die Gewebe kommen, ist folgender. Nachdem die Nahrungsmittel durch das Kauen zerkleinert und dabei mit dem den Speicheldrüsen entströmenden Speichel durchtränkt worden sind, gelangen sie in den Magen; dort mischt sich ihnen der Magensaft bei und wird durch fortwährende abwechselnde Zusammenziehung und Erschlaffung der Magenwand innigst mit ihnen vermischt. Im Darm wird sodann den aus dem Magen kommenden Massen noch die aus der Leber entstammende Galle und der der Bauchspeicheldrüse entströmende Saft beigemengt. Die auf solche Weise entstandene Masse stellt den Speisebrei dar: in ihm wirken die genannten Säfte auf

die Nahrungsmittel ein, ziehen aus ihnen die Nahrungsstoffe aus und versetzen sie in einen Zustand, in welchem sie zur Aufnahme in den Körper geeignet sind. Die so vorbereiteten Nahrungsstoffe werden dann von feinen, in den Darmwänden nahe der inneren Oberfläche derselben gelegenen Adern, wegen ihrer Thätigkeit Saugadern genannt, aufgenommen. Diese Adern vereinigen sich allmählich sämtlich zu einem an der Vorderfläche der Wirbelsäule hinaufziehenden Gange von der Dicke des Kieles einer Hühnerfeder, der wegen der weißen Färbung seines Inhalts Milchbrustgang heißt, und dieser Gang öffnet sich hinter dem linken Schlüsselbein in eine große dort gelegene Vene. So wird dem Blute neues Bildungsmaterial zugeführt und dadurch, daß das Blut zunächst durch die rechte Vorkammer und Kammer, dann durch die Lungen und nachher durch die linke Vorkammer und Kammer getrieben wird, auf das innigste mit ihm vermischt, ehe es wieder in die Körperschlagader und durch sie in den großen Kreislauf gelangt. Und hier, in den Haargefäßen des ganzen Körpers, findet es Gelegenheit, an allen Stellen, wo es nötig ist, das erhaltene Bildungsmaterial abzusetzen. Diese Thätigkeit des Blutes ist besonders hoch anzuschlagen in Organismen, die nicht nur im gleichen Zustande erhalten bleiben sollen, sondern welche wachsen: alle die Substanzen, aus denen der kindliche Körper seine Knochen und Muskeln und anderen Organe vergrößert — alle müssen den angegebenen Weg vom Darm zu den Körperteilen gehen, alle müssen vom Blut herbeigeschafft werden.

Und noch nicht genug damit. Ich erwähnte soeben, daß die Bestandteile der Speisen, bevor sie aufgesaugt werden können, durch die Säfte der verschiedenen Drüsen in einen dazu geeigneten Zustand gebracht werden müssen. Woher stammen diese Säfte? woher beziehen die vorhin genannten Drüsen das dazu nötige Material? Aus dem Blut, ist wiederum die Antwort. In reichlicherer Menge als sonst durchströmt es zur Zeit der Verdauungsthätigkeit diese Organe; sie entnehmen ihm die nötigen Stoffe, die sie dann, durch ihre eigenen Bestandteile verändert, ausscheiden.

Jetzt können wir also die Bedeutung des Blutes so zusammenfassen: es ist das Verkehrsmittel des Körpers; es importiert in die Körperprovinzen, was sie zu ihrer Arbeitsleistung, Erhaltung und Stärkung nötig haben; es führt den Fabriken des Körpers, mit welchen ich die Drüsen vergleichen möchte, die Materialien zu, welche sie zur Herstellung ihrer dem Körper nötigen Fabrikate brauchen; und endlich hat es vor den sämtlichen Verkehrsmitteln der Welt noch den großen Vorzug, zugleich aus dem ganzen Reiche die darin sich entwickelnden schädlichen Elemente zu exportieren.

Die besprochenen Thätigkeiten verteilen sich nun auf die verschiedenen Bestandteile des Blutes und diese sind: eine farblose Flüssigkeit und die in ihr schwimmenden Blutkörperchen. Es giebt deren im Blute zwei Arten, gefärbte und farblose. Erstere, welche den Blutfarbstoff enthalten, der in dünner Schicht leicht grünlich, in dicker Schicht rot ist, sind kreisförmige Scheibchen von $^1/_{130}$ mm Durchmesser und $^1/_{526}$ mm Dicke; das heißt also: 130 solcher Körperchen mit den Rändern aneinandergelegt, würden eine Kette von 1 mm Länge bilden, während 526 solcher Scheibchen aufeinandergebaut, eine Rolle von 1 mm Höhe darstellen würden. Zwischen diesen Körperchen finden sich die farblosen in sehr geringer Menge, eins kommt ungefähr auf 350 rote. Diese sind Zellen von Kugelgestalt, nur sehr wenig größer als die farbigen. Der die Färbung der roten Körperchen bedingende Blutfarbstoff ist es nun, der den wohl einem jeden aus mannigfachen Zeitungsannoncen bekannten Teil des Blutes, das Eisen, als notwendigen Bestandteil enthält, und dieser Farbstoff ist es, welcher in den Lungen den Sauerstoff aufnimmt, um ihn im Körper wieder abzugeben und so die bei aller Arbeit notwendigen Verbrennungsprozesse zu

ermöglichen, während die farblose Blutflüssigkeit vorwiegend die übrigen Funktionen des Blutes besorgt, also die aus dem Körper zu entfernende Kohlensäure aufnimmt, die Nährstoffe transportiert u. s. w. Wie nun aber alle Materialien durch den Gebrauch leiden, wie alle die anderen arbeitenden Bestandteile des Körpers durch die Arbeit an Substanz verlieren, welche wiederersetzt werden muß, so ist das auch mit dem so ganz besonders stark in Anspruch genommenen Blute der Fall. Auch von ihm gilt, was von den meisten, vielleicht von allen Teilen unseres Leibes gesagt werden kann, daß sie einem ewigen Wandel unterworfen sind, daß die sie zusammensetzenden kleinsten Teile fortwährend zersetzt und als Zersetzungsprodukte dem Körper entführt werden, während den verschwundenen gleichartige neugebildete an ihre Stelle treten, daß wir also von den Bestandteilen unseres Leibes, welche wir vor Jahren hatten, vielleicht heute kein Atom mehr unser eigen nennen. — Während von den wässerigen Bestandteilen des Blutes eine Neubildung wohl mit Sicherheit zu schließen, aber nicht mit den Sinnen zu erkennen ist, gelingt letzteres in Bezug auf die geformten Bestandteile, die Blutkörperchen. Wir wissen, daß diese in Menge im Inneren der Leber, vielleicht auch noch anderer Organe, zu Grunde gehen und daß fortwährend neue Körperchen ins Blut gelangen, deren Bildung wir an verschiedenen Lokalitäten des Körpers belauschen können. Als solch Blutkörper bildendes Organ zeigt sich ganz besonders eine durch das ganze Skelett verbreitete Substanz, das Mark der Knochen. Besonders bei jugendlichen Individuen sind in ihm zahlreiche Entwickelungsformen roter Blutkörperchen zu finden, sie fehlen aber auch beim Erwachsenen nicht bis zum Lebensende.

*   *
*

Es ist nach all dem Gesagten offenbar, daß Veränderungen eines für alle Thätigkeiten des Körpers so überaus wichtigen Bestandteiles desselben, sei es der Quantität oder Qualität nach, mannigfache Unzuträglichkeiten hervorrufen müssen.

Verliert jemand durch eine Wunde einen beträchtlichen Teil seines Blutes, so wird die nächste Folge sein, daß sein ganzes Gefäßsystem in geringerem Grade gefüllt ist, daß überallhin weniger Blut kommt, als eigentlich sollte. Also zunächst wird die Lunge weniger Blut erhalten, deshalb auch nicht so viel Sauerstoff als sonst den Körperbestandteilen zugeleitet werden, und dadurch werden die Funktionen der Teile leiden: die Muskeln z. B. werden nicht so kräftig und so lange arbeiten können als sonst, das Gehirn keine so anstrengende Arbeit zu leisten im stande sein wie gewöhnlich; die Verdauungsdrüsen können, da ihnen weniger Blut zugeführt wird, nicht die für die Verarbeitung der normalen Speisemenge genügende Säftemasse produzieren, also wird auch die Verdauung keine reguläre sein. Will aber der verwundete, blutarm gewordene Mensch es nun doch durchsetzen, seine normale Arbeit zu leisten, so wird sein Körper den nötigen Sauerstoff vermissen, wird Sauerstoffhunger bekommen und, um diesen zu stillen, häufiger Atmungen ausführen; das ist dann der Zustand, den man als Kurzatmigkeit bezeichnet. Eine solche Vermehrung der Atembewegungen ist nun aber selbst wieder eine Anstrengung, kostet wieder selbst mehr Kräfte, so daß sie nicht lange ausgeführt werden kann. So ist also ein solch blutarm gewordener Mensch in geringem Grade leistungsfähig, matt, so lange bis die blutbildenden Organe das fehlende wieder ersetzt haben.

Blutarmut mit ihrem unvermeidlichen Gefolge von geringer Leistungsfähigkeit und Kurzatmigkeit braucht nun aber nicht in direktem, durch eine Wunde veranlaßtem Blutverlust begründet zu sein: ebensogut kann daran schuld sein übermäßiger Verbrauch des Blutes im Körper, mit dem die Wiederersetzung nicht Schritt halten kann; oder eine unvollkommene Neubildung des nicht in übermäßiger, sondern nur in normaler Menge verbrauchten

Blutes. Der erste Fall kann eintreten infolge aller möglichen Krankheiten, namentlich solcher, die mit hohem und langdauerndem Fieber einhergehen, z. B. Lungenentzündung, Typhus. Während des Fiebers werden große Quantitäten Körperbestandteile inkl. Blut verbraucht und nicht wiederersetzt, da die Verdauungsorgane nicht im stande sind, neue Nahrung aufzunehmen, zu verarbeiten, die Nährstoffe auszuziehen und durch das Blut dem Körper zukommen zu lassen. So tritt als Teilerscheinung der Gesamtabmagerung und Gewichtsabnahme des Kranken auch eine Verminderung der Blutmenge ein, die infolge der geringen Füllung der sichtbaren Blutgefäße als Blässe erscheint.

Ist nachher die Krankheit gehoben, arbeiten die Verdauungs- und anderen Organe wieder in normaler Weise, dann ist der Mensch noch nicht wieder in seinem vorherigen normalen Zustande, sondern er ist mager, blutarm, schwach, muß sich erst wieder kräftigen: er ist Rekonvalescent, das heißt wörtlich übersetzt ein solcher, welcher sich wieder kräftigt. Der zweite Fall, daß nur die normale Menge Blut verbraucht wird, aber nicht die nötige Ersetzung des verbrauchten stattfindet, ist der häufigste; es ist der Zustand, den man mit dem Namen Bleichsucht bezeichnet, weil er in dem bleichen Aussehen der Haut, der Bindehaut des Auges und des Zahnfleisches sein auch dem Laien leicht erkennbares Symptom hat, ein Symptom, welches zwar selbstverständlich bei infolge der vorerwähnten und ähnlicher Vorkommnisse blutarm gewordenen Personen gleichfalls da ist, aber dort, weil man seine Entstehung kennt, als namengebendes Moment nicht in Betracht kommt. Eine solche hervortretende Blässe kann nun offenbar veranlaßt sein entweder durch eine Verringerung der Gesamtquantität des Blutes überhaupt oder durch eine Verringerung der Zahl der gefärbten Elemente, der roten Blutkörperchen. Letzteres ist bei der als Bleichsucht bekannten Krankheit meist der Fall: es kommt vor, daß im Blut solcher Kranken nur die Hälfte oder gar nur ein Drittel der normalen Zahl dieser Gebilde vorhanden ist. Da sie nun das hauptsächliche Transportmittel für den den Organen zuzuführenden Sauerstoff sind, so versteht es sich von selbst, daß die Menge desselben mit der Menge der Blutkörperchen in gleichem Maße abnehmen wird. Und da nun ferner der eingeführte Sauerstoff zur Verbrennung der Körperbestandteile, welche als Arbeit (Muskelarbeit ꝛc.) wahrnehmbar wird, notwendig ist, so erklärt sich sehr leicht, daß die an dieser Krankheit Leidenden allen körperlichen Anstrengungen wenig gewachsen sind. Bei einigermaßen starker Muskelthätigkeit: beim Laufen, schnellen Treppensteigen, vergeht ihnen der Atem, das heißt fehlt es ihnen an Sauerstoff, müssen sie stehen bleiben, um, während die übrige Muskulatur ruht, dem Atmungsgeschäft obliegen und sich mit neuem Sauerstoff versehen zu können. — Aber auch andere Körperbestandteile werden durch den Sauerstoffmangel alteriert, dahin gehören vor allem die Nerven. Sie bedürfen zu ihrer Funktion jenes Gases ebenfalls: sein Fehlen bewirkt eine erhöhte Reizbarkeit. So ist das häufige Vorkommen von Kopfschmerzen infolge der geringfügigsten Ursachen erklärlich, sei es nun eine auf die Kopfhaut drückende Haarnadel oder nur der Zug des festgeflochtenen Haares — Nervenreize, die sonst ebenso vorhanden sind, aber nicht gefühlt werden. So ist auch das häufig vorkommende Herzklopfen zu erklären: das Herz klopft bei den Bleichsüchtigen nicht stärker als bei anderen Leuten, aber der Gesunde fühlt die Erschütterung der Brustwand nicht, seine Nerven sind nicht so empfindlich; der Bleichsüchtige aber fühlt eben feiner, fühlt krankhaft fein und wird so durch das Anschlagen des Herzens an die Brustwand belästigt.

Was ist gegen einen solchen Zustand zu machen? Der Kranke oder, was häufiger vorkommt, die Kranke muß den Mangel an roten Blutkörpern zu ersetzen suchen. Wie? das weiß der Laie ja aus Erfahrung an anderen oder an sich selbst.

Das Zeitalter des Eisens ist ja unsere Zeit genannt worden, nicht bloß der Gewehre und Kanonen wegen, sondern auch wegen des fast in jedem Hause zu findenden medizinischen Eisenpräparates. Das Eisen, welches als Bestandteil der roten Blutkörperchen bereits erwähnt wurde, bewirkt die Vermehrung dieser Gebilde und arbeitet so, in den Körper aufgenommen, der Bleichsucht entgegen. Daß aber dabei auch darauf gesehen werden muß, daß nicht zu viel Blutkörper verbraucht, also keine unnötigen Anstrengungen gemacht werden, wie z. B. zu häufiges und langes Tanzen, das ist den Laien ebensogut bekannt wie den Ärzten.

* *
*

Unsere Kenntnisse über den Kreislauf des Blutes sowie über seine Thätigkeit an den verschiedenen Stellen desselben sind verhältnismäßig neueren Datums. Dennoch war die große Bedeutung dieses Saftes, wie der eingangs genannte Ausspruch des Susrutas zeigt, im allgemeinen von jeher gewürdigt. Wie konnte das aber auch anders sein, da man oft genug Gelegenheit hatte, die Wirkung des gänzlichen oder teilweisen Blutverlustes zu beobachten. Mit dem Blut entflieht dem Körper das Leben; war es da zu verwundern, daß man des Leibes Leben im Blute sah, daß man sich den Körper aus dem lebendigen Blut und dem an sich leblosen, durch das Blut belebten Fleisch zusammengesetzt dachte? Und da nun das Herz dasjenige Organ ist, von dem die Blutgefäße ausgehen, da es außerdem vom Lebensanfang bis zum Lebensende in unausgesetzter Bewegung ist, in Bewegung auch, wenn alle anderen Organe ruhen, da sein Stillstand als mit Tod gleichbedeutend erkannt wurde — war es da nicht natürlich, daß man es nicht allein als Centralorgan der Blutmasse, sondern als das des ganzen Körpers ansah, daß man es auch als den Sitz der Seele betrachtete? So thut das Aristoteles in seinem Werke über die Naturgeschichte der Tiere. Dieser große Naturforscher läßt von ihm nicht nur die Bewegung des Blutes abhängen, sondern überhaupt jegliche Bewegung und Empfindung. In des Herzens Selbstbewegung, in der Verschiedenheit ihres Rhythmus unter der Einwirkung von Gemütsbewegungen und Leidenschaften lag so viel des Wunderbaren, daß das ganze Nervensystem und mit ihm das Gehirn gar keine Beachtung fand, daß man das letztere nur als ein schleimbildendes Organ ansah.

Die Ansicht von der höheren Bedeutung des Blutes und Herzens gegenüber dem Nervensystem und speciell dem Gehirn, wenn sie auch heutzutage selbst von demjenigen Teil der Bevölkerung, welcher nur durch die Volksschule gegangen ist, wohl nicht mehr festgehalten wird, spricht sich doch im täglichen Sprachgebrauch, der sich den Fortschritten der Naturwissenschaften nicht anbequemt, noch deutlich genug aus. Er hat von der Bedeutung des Nervensystems gar keine Notiz genommen und steht völlig auf dem aristotelischen Standpunkt. — Wir beschuldigen das Blut, die Verschiedenheit der Temperamente zu verursachen. Wollen wir jemandes Ruhe und Überlegung mit einem Worte kennzeichnen, so nennen wir ihn kaltblütig; soll eines anderen aufbrausendes Wesen charakterisiert werden, so wird er heißblütig genannt. — So suchen wir auch das Rätsel der Ähnlichkeit von Verwandten in körperlicher und geistiger Hinsicht im Sprachgebrauch durch die falsche Annahme eines Blutüberganges von Generation zu Generation zu lösen und nennen direkte Verwandte „Blutsverwandte"; erklären Ähnlichkeiten im Charakter durch den Ausspruch „das liegt im Blut", entschuldigen den Betreffenden damit zugleich, falls die in Frage stehende Eigenschaft eine nicht gute ist. Ja, man meint sogar, solche Verwandtschaft künstlich hervorbringen zu können, wenn man eines anderen Blut genießt. Wird doch von unseren Vorfahren gesagt, sie hätten Blutsbrüderschaft mit solchen, die ihnen wegen ihrer Eigenschaften besonders lieb gewesen wären, geschlossen, indem die beiden Be-

treffenden sich die Haut des Armes eingeritzt und gegenseitig das Blut ausgesaugt hätten. Solche Blutsbrüderschaft vereinigte diejenigen, welche sie geschlossen hatten, ebenso fest als die Bande der Verwandtschaft; ganz dieselbe Ceremonie sollen zu demselben Zweck noch heute die Rothäute des fernen Westens ausführen.

Und nun erst das Herz! Wie überschätzt der Sprachgebrauch dessen Funktionen! Man bezeichnet es unbewußt als den Sitz des Gemütes, wenn man von jemandem sagt, er habe ein gutes Herz, er habe ein Herz für seine Mitmenschen, oder wenn man von einem anderen gar behauptet, er habe kein Herz, er sei ein herzloser Mensch; wenn man den einen weichherzig, den anderen hartherzig nennt. — Man verlegt den Sitz der Sittlichkeit in das Herz, wenn man davon spricht, daß jemand reines Herzens sei. — Man nennt es indirekt das Organ des Denkens und liebevollen Empfindens, wenn man jemanden seiner herzlichen Liebe, seiner herzlichen Teilnahme versichert; wenn man das Auge beschuldigt, die Liebe zu verraten mit der anatomisch sehr kühnen Behauptung, das Herz liege im Auge. Es ist der Sitz der Geheimnisse, denn man bewahrt solche tief im Herzen, falls nicht etwa der, wie die Dichter behaupten, des Menschen Herz erfreuende Wein dasselbe so wanderlustig macht, daß es nach einiger Zeit auf der Zunge liegt und seine Geheimnisse ausplaudert. Nicht minder ist es auch der Sitz der Trauer, wie der Dichter beweist, wenn er fragt: „Herz, mein Herz, warum so traurig," und wie jener Bauer bestätigt, der sich, als er zur Rede gestellt wurde, weil er zur Beerdigung seiner Frau in roter Weste erschien, damit entschuldigte: „Wenn's Herz nur schwarz ist." Ja, man entäußert sich dieses wichtigen Organes sogar vollständig und singt: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier," und meint dabei, daß man gern mit ihm sein möchte. Man bezeichnet auch andere geliebte Menschen bloß mit Herz, so in dem Liede: „Das Herz am Rhein": „dort waltet ein Herz so engelgleich" — und „gehörte das Herz an dem Rheine mir."

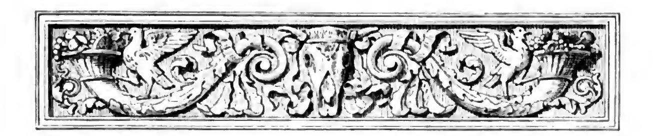
Alles in allem können wir sagen, wir identifizieren vollständig Herz und Geist, sprechen im täglichen Leben den Errungenschaften der Wissenschaft, welche im Herzen nur den Bewegungsapparat des Blutes anerkennen kann, Hohn und sehen wie Aristoteles in ihm den Sitz der Seele, das Centralorgan des ganzen Menschen, den Ausgangspunkt alles Wollens und Vollbringens.

* * *

Es ist nun endlich nicht anders zu erwarten, als daß das Blut, in dem man den Sitz des Lebens sah, auch im religiösen Kultus eine Rolle spielen mußte. Im dritten Buch Mose wird den Israeliten auf das strengste verboten, Blut zu genießen, da des Leibes Leben im Blute sei; das Blut spielt bei den Opfern eine große Rolle: mit dem Blut des Opfertieres werden die Hörner des Altars bestrichen, das übrige wird vor dem Altar versprengt; es vertritt, da es das Leben des Opfers enthält, dieses selbst.

Nicht minder natürlich ist es schließlich, daß es auch bei abergläubischen Proceduren nicht fehlen darf. Es bildet ein unfehlbares Ingredienz aller Hexengebräue, es dient als Tinte bei Pakten mit dem Teufel — denn wer mit seinem Blut unterschreibt, der unterschreibt mit seinem Leben und wird fester gebunden als durch den Schwur. Deshalb läßt auch Mephistopheles den Faust den Kontrakt mit Blut unterschreiben und motiviert diese seine Forderung mit dem vielgenannten Ausspruch: „Blut ist ein ganz besonderer Saft."

Und daß Mephistopheles mit diesem Ausdruck recht hat, das darzuthun war des Schreibers Absicht, als er sich zum Schreiben eines Aufsatzes „Über das Blut" entschloß.



Die
Steinskulpturen von Santa Lucia de Cotzamalguapa.

Von
A. Woldt.

on Jahr zu Jahr dehnt sich der Horizont unserer archäologischen Erkenntnis immer weiter aus. Während noch vor gar nicht allzu langer Zeit das harmonische Bild altklassischer, griechisch-römischer Weltanschauung unseren Gesichtskreis ausfüllte, sind jetzt von höheren Standpunkten, darüber hinaus, viel weitere Fernsichten über die ehemalige Entwickelung des Menschengeschlechtes in fast allen Ländern der Erde gewonnen worden. Zwar hat die Fülle der Details, welche sich auf dem Kreise zu unseren Füßen dicht zusammendrängen, das Einzelbild zu gunsten der Gesamtheit beeinträchtigt; zwar verhüllt nebelhaft geheimnisvoller Wolkenschleier so manche Stelle und läßt uns nur durch Lücken stückenweise hier und dort neue Einzelbilder der Erkenntnis schauen, aber wir vermögen doch schon annähernd den Grundton des Gesamtgemäldes und die ganze Anlage gleichsam vorahnend zu überschauen.

Solche Einzelbilder der Erkenntnis bietet uns sowohl die „Alte" wie die „Neue Welt" in nicht geringer Anzahl; wo früher nur Dunkelheit herrschte, erhellt plötzlich ein Sonnenstrahl glücklicher Forschung die nächste Umgebung und eröffnet uns einen überraschenden Blick in einen Mikrokosmus, in eine Geisteswelt für sich, die eines der zahllosen kleinen Entwickelungscentren am Organismus der Menschheit zu irgend einer Zeit gebildet hat.

Einem solchen glückbringenden Sonnenstrahl verdanken wir auch die Kunde von den großartigen Skulpturen der centralamerikanischen Ruinenstätten bei Santa Lucia de Cotzamalguapa in Guatemala. Es befinden sich — gerettet für die Wissenschaft — seit September 1881 in der ethnologischen Abteilung des Königlichen Museums zu Berlin acht große Steintafeln, welche mit solchen ehrwürdigen Denkmälern ehemaliger bildnerischer Thätigkeit bedeckt sind. „Sie sind als Unica zu betrachten in mehr als einer Hinsicht.* Einmal ist es überhaupt noch nicht vorgekommen, daß von dem klassischen Boden der altamerikanischen Kulturländer Altertümer gleichen Umfangs in Originalen nach Europa geschafft sind, und dann waren diese Skulpturen in ihrer amerikanischen Heimat bereits als Unica anzusehen. Bis jetzt ist ihr Vorkommen ein gänzlich isoliertes, auf die Provinz Escuintla in Guatemala beschränkt, und hat sich vorläufig nichts Ähnliches gefunden, weder im Norden in dem Kulturkreise der Azteken und Zapoteken, noch im Süden in dem der Quichua, Chimu, Cara, Chibcha u. s. w., weder auf dem an Antiquitäten so ergiebigen Boden Rica-

* „Steinskulpturen aus Guatemala", herausgegeben von A. Bastian. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1882.

raguas, noch in den Tempelpalästen Yucatans, wenn auch der Stil der letzteren aus naheliegenden Gründen am nächsten liegt."

Diese interessanten Kunstwerke, die von höherer Vollendung sind als alle aus irgend einem Teile des nördlichen, südlichen und mittleren Amerika bisher bekannt gewordenen, sind gewissermaßen zweimal entdeckt worden. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas scheint diese Gegend von einer ziemlich starken Bevölkerung bewohnt gewesen zu sein, und sie bewahrte eine solche auch während der ersten Jahrhunderte nach der Eroberung, wie die vielfachen Ruinen beweisen, die man noch jetzt antrifft. Am Ende des letzten Jahrhunderts soll eine Entvölkerung infolge verheerender Epidemien eingetreten sein, und nach dem Aussterben der einheimischen Stämme wanderten aus den benachbarten Provinzen Cakchiquels ein, deren Sprache dort jetzt geredet wird. Der größte Teil des Landes blieb indes wüst liegen, bis in der Mitte dieses Jahrhunderts der Aufschwung der Kaffeekultur Kolonisten in das fruchtbare Terrain herbeizog. Damals wurde Santa Lucia de Cotzamalguapa angelegt, und beim Ausroden des Waldes für den Anbau der Hacienden stieß man überall auf diese Altertümer.

Die ersten Steinmonumente Santa Lucias wurden im Jahre 1858 auf der Hacienda Los Tarros bei St. Juan Perdido gefunden und gingen dort wieder durch Nachwachsen des Waldes verloren; dann entdeckte man 1863 diejenigen auf der Hacienda Peor-es-Nada und ebenso andere daselbst 1864; später, im Jahre 1873, die der Hacienda Pantaleon sowie neue auf der Hacienda Los Tarros.

In keinem der neueren Werke, selbst nicht in dem allumfassenden Mr. Bancrofts, ist der Ruinen von Santa Lucia de Cotzamalguapa Erwähnung geschehen. Die einzige Notiz, die vielleicht darauf Bezug haben könnte, befindet sich im „Historical Magazine", wo es heißt, daß in einem in der Sitzung des 16. Dezember 1861 der Amerikanischen Ethnologischen Gesellschaft in New-York vorgelegten Briefe des U. S. Minister zu Guatemala Hon. Mr. Crosby gesagt wurde: „Die Regierung erhielt vor wenigen Tagen Nachricht betreffs der Ruinen einer sehr großen, soeben entdeckten Stadt. Sie liegen in einem dichten Walde der Provinz Escuintla, ungefähr sechsundfünfzig Miles von der Stadt Guatemala entfernt, verschüttet und enthalten eine sehr große Anzahl schöner Skulpturen."

Diese aufregende Kunde — wenn sie sich auf die Ruinen von Santa Lucia bezog — geriet später wieder in Vergessenheit, wenigstens vermochte sie nicht die ohnehin schon geringe Zahl der archäologischen Reisenden Guatemalas zu vermehren. Weder der Abbé Brasseur de Bourbourg, der unermüdliche Erforscher der amerikanischen Altertumskunde, noch Dr. Bernoulli, der nur wenige Tagereisen von Santa Lucia lebte, noch endlich der Altmeister der Erforschung centralamerikanischer Sprachen, Dr. Berendt, hatten von diesen wunderbaren Skulpturen etwas gehört oder mitgeteilt. Im Jahre 1866 wurde von der Regierung eine wissenschaftliche Kommission eingesetzt und zur Erforschung des Ruinenfeldes nach Santa Lucia de Cotzamalguapa gesandt. Diese Kommission scheint sich der Lösung ihrer Aufgabe mit einem gewissen Eifer unterzogen und als Resultat ihrer Thätigkeit Berichte und Zeichnungen eingereicht zu haben, welche indessen, wie so manches andere in den spanisch-amerikanischen Republiken, schnell in Vergessenheit gerieten und, wie es scheint, gar nicht der Öffentlichkeit übergeben, sondern in den Archiven irgendwo begraben wurden.

Indessen war die Kunde von diesen außergewöhnlichen Skulpturen in der Nachbarschaft und in der Hauptstadt wohl nicht ganz verborgen geblieben; wenigstens widmete sich ein österreichischer Reisender, Herr Dr. Habel, gegen Ende der sechziger Jahre insofern ihrer Erforschung, als er eine Skizzierung der Zeichnungen der Steintafeln vornahm. Es war dies um so anerkennenswerter, als der Genannte

damals noch keineswegs mit der centralamerikanischen Altertumskunde so vertraut war, daß er darauf hin ein Verständnis der bildhauerischen Darstellungen hätte finden und eine Erklärung hätte begründen können. Ihn interessierten vor allem gewisse Darstellungen von Reliefſiguren, welche Totenköpfe unter dem Arme trugen.

Durch Dr. Habel wurde, wie es scheint, die erste Kunde von diesen Steinskulpturen in Guatemala persönlich nach Europa gebracht, und sie gelangte glücklicherweise gleich an die richtige Quelle, an das Berliner Ethnologische Museum. Professor A. Bastian berichtet darüber in der oben citierten Schrift folgendes: „Die Durchreise Dr. Habels durch Berlin muß, soweit ich meinem Gedächtnisse trauen kann, Anfang der siebziger Jahre stattgehabt haben. Bei einem flüchtig kurzen Gespräch im Museum kamen die Mitteilungen über seine verschiedenen Reisen in Amerika ziemlich verworren durcheinander heraus, so daß die zwischenfließenden über einen neu entdeckten Monumentenplatz etwas problematische Färbung erhielten, zumal ich bei der deutlich erkennbaren Absicht, genauere Bezeichnung der Lokalität zu vermeiden, meine Kreuzfragen für die zugesagte Wiederholung des Besuches zu ersparen dachte. Derselbe wurde indes nicht abgestattet, und erst als ich (später) unter den Ruinen Santa Lucias stand, wurde mir deutlich, was mehrere Jahre früher erzählt war.“



Darbringung eines Opfers an eine aus den Wolken hervortretende, mit den Sonnenemblemen versehene Gottheit.

Auch an einer anderen Stelle („Zeitschrift für Ethnologie“, 1876) erwähnt Professor Bastian desselben Reisenden.

Aus dem hier Mitgeteilten erhellt, warum abermals fünf Jahre verflossen, ohne daß die Frage der Sicherung dieser Skulpturen für die Wissenschaft seitens des Berliner Museums weiter gefördert werden konnte. Man wußte eben nicht den Namen der Trümmerstätte; auch blieb Dr. Habel verschwunden, und seine in Aussicht gestellte Publikation fand nicht statt. Da brachte die in den Jahren 1875 und 1876 von Direktor Bastian im Interesse des Königlichen ethnologischen Museums unternommene amerikanische Reise Aufklärung. Vornehmlich zu dem Zwecke ausgeführt, den zahlreichen mexikanischen Altertümern der Sammlungen ein entsprechendes Äquivalent aus dem Kulturleben Südamerikas zuzuführen, begann sie in Peru und erstreckte sich von dort über Ecuador und Columbien. Da auf der Rückreise noch Einleitungen wegen Ankaufs einer jetzt bereits im Berliner Museum befindlichen yucatanischen Sammlung zu treffen waren, erschien Rücksprache mit dem in der Hauptstadt Guatemala wohnenden Dr. Berendt, durch welchen die bisherigen Verhandlungen darüber geführt waren, erwünscht.

Dieser rein zufällige Besuch, bei dem Dr. Berendt nicht einmal angetroffen wurde, führte gewissermaßen zur Wiederentdeckung der Steinskulpturen von Santa Lucia de Cozamalguapa; wenigstens brachte

er die Entscheidung über diese hochinteressanten vorgeschichtlichen Denkmäler. Einmal in Guatemala angelangt, beschloß Bastian eine Bereisung des durch viele Ruinenstätten und Altertümer ausgezeichneten Inneren des Landes auszuführen. Auf Erkundigungen nach den zu besuchenden Punkten wurden wiederholt die Ruinen von Santa Lucia genannt. Hierzu kam, daß Herr Juan Gavarrete, der gelehrte Archivar der Sociedad Economica, welche in der Hauptstadt ein kleines Museum mit etlichen Antiquitäten besitzt, sich daran erinnerte, daß er selber im Jahre 1866 Mitglied der Regierungskommission zur Untersuchung der Ruinen gewesen war und auf die damals verfaßten Berichte hinwies. Leider aber vermochte sich dieser Mann, der seit längerer Zeit, zur Schwermut neigend, kränkelte und bald darauf auch in unheilbaren Wahnsinn verfiel, nicht mehr daran zu erinnern, wo diese Berichte und Zeichnungen geblieben waren. Aus einem viel späteren Briefe des Dr. Berendt ist ersichtlich, daß diese Schriftstücke wohl für die Sociedad Economica selber angefertigt, aber nicht aufbewahrt worden waren. So sehr auch Professor Bastian sofort Nachforschungen auf der öffentlichen Bibliothek, im Museum und sogar im Ministerium anstellte, so war doch nirgends etwas von den Berichten zu entdecken. Somit entschloß sich Direktor Bastian, bei dem Entwurf seines Reiseplanes auch Santa Lucia einzuschließen. Diese Tour durch Guatemala, speciell das Ruinenfeld, hat unser berühmter Landsmann späterhin nach seiner Rückkehr nach Europa außer in den beiden bereits angeführten Publikationen noch in seinem großen zweibändigen Werke: „Die Kulturländer des alten Amerika“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1878) beschrieben. Diesen drei Veröffentlichungen sowie mündlichen Mitteilungen entstammt auch der Inhalt dieses Artikels.

Nachdem Bastian die alten Hauptstädte der Quiche und Cakchiquel besichtigt hatte, schlug er bei seiner Rückkehr vom See von Atitlan den Seitenweg nach Santa Lucia ein, der ihn bald nach seiner Ankunft in das Haus des Herrn Pedro de Anda, Kommandanten des Ortes, führte, der ihm zugleich als die mit den dortigen Altertümern am besten vertraute Persönlichkeit bezeichnet war. Santa Lucia de Cotzamalguapa, zur Provinz Escuintla gehörig, liegt in der am Südabhange der Cordillere zum Meere geneigten Ebene, und zwar an dem oberen Teile derselben, wo sie sich noch an den Vulkan del Fuego anlehnt. Das Pueblo ist rings vom Wald umgeben, der nur an wenigen Stellen durch den Anbau der Haciendeu oder der durchziehenden Straßen gelichtet wurde.

Der hauptsächlichste Teil der Altertümer ist durch Erdarbeiten auf der nahegelegenen Finca des Herrn Pedro de Anda aufgedeckt; es fanden sich dort, bei Mitzählung der Einzelstücke, gegen zwanzig oder mehr Steintafeln, sorgfältig glatt bearbeitet und zwölf Fuß oder darüber lang, drei bis vier Fuß dick und fünf bis sechs Fuß breit. Die Oberseite trägt im Hautrelief mythologische Darstellungen von einem eigentümlichen Charakter, äußerst saubere Arbeit sowie künstlerisches Gepräge, wie es in der amerikanischen Archäologie selten angetroffen wird, zeigend. Die schweren Steintafeln lagen beim ersten Besuche Professor Bastians im April 1876 nach allen Richtungen hin übereinander gestürzt, als ob sie einstmals Tempelwände oder doch wenigstens die Bekleidung derselben gebildet hätten. Die Darstellung jeder Tafel ist für sich abgeschlossen. Auf der einen dieser damals in der Hacienda Peor-es-Nada liegenden Steinplatten hebt ein Indianer, der einen Löwen oder Puma durchbohrt hat, die Hand zu der in Meditation sitzenden Gottheit empor, welche die rechte Hand auf die Brust gelegt, die linke niederhängend hält. Auf einer anderen Steintafel trägt die Menschenfigur einen Kopf an der Seite eines Skelettes und die Gottheit läßt beide Arme niederhängen, die Finger zum Greifen ausspreizend. Auf einem zerbrochenen Stein hat die Gottheit die Arme über die Brust gekreuzt und es erscheinen unter ihr Krebs

und Fisch. Auf einem anderen Bruchstück findet sich ein Zwerg neben einem Skelett. Eine andere Platte zeigt ein auf der Erde liegendes Skelett, das die Hände emporstreckt, während von oben eine Hand herabgereicht wird. An der Seite finden sich zehn Kugeln mit eingeschlossenen Hieroglyphen, welche verwischt sind. Auf einem Stein wird eine mit ausgestreckten Armen befestigte Menschenfigur von einem Adler in geöffnetem Schnabel getragen. Vor dem Hause des Kommandanten liegt, von Peor-es-Nada dorthin gebracht, eine Steinplatte mit einem Indianer, der eine Leitertreppe emporklettert. In die Wand des Hauses ist ein Steinkopf mit doppeltem Ohrschmuck nachträglich eingemauert.

Außer dieser Lokalität befinden sich in der Nähe noch zwei andere mit merkwürdigen Skulpturen. Nachdem Direktor Bastian unter Führung des Don Pedro de Anda zuerst die skulptierten Steintafeln der Hacienda Peor-es-Nada besichtigt hatte, ritten sie zu den gigantischen Steinfigurenkolossen der Hacienda Los Tarros, wo halb in der Erde begraben einige gigantische kolossale Steinbüsten in einer Lichtung des Waldes halbkreisförmig standen. Diese Büsten haben Brustverzierungen und ein ernst niederblickendes Gesicht; sie laufen nach oben turbanartig aus. Quer über den Stirnschmuck ist ein Schädel gestellt. Hinten an jeder Figur befindet sich ein Steinvorsprung, mit dem sie an der Wand befestigt war. Ringsum zeigen sich leichte Anschwellungen des Terrains und Erderhebungen über dem darunterliegenden Tempel aufgeschüttet. Ein hierher gehörender, mit Skulpturen bedeckter Felsblock, der die Darstellung einer Schlacht zeigen soll und der, wie angegeben wird, unter den verschiedenen Altertümern des Distriktes zuerst an das Licht trat, ist bereits wieder von dem nachwachsenden Walde bedeckt. Von dieser Lokalität Los Tarros sind einige Altertümer nach dem Hause des Kommandanten Don Pedro de Anda gebracht worden. Es sind dies namentlich einige große Steinköpfe mit rüsselartig verlängertem Mundteil sowie einige Steinköpfe mit heraushängenden Augen.

Die dritte Fundstelle endlich liegt bei der Herrn Manuel Herrera gehörenden Zuckerplantage Pantaleon in der Nähe von Santa Lucia. Die hier gefundenen Altertümer bestehen besonders in Steinköpfen übermenschlicher Größe, denen der Künstler einen überraschenden Ausdruck des Mienenspiels zu geben gewußt hat. Auch tierische Formen kommen vor mit einer bald an Kaimane bald an Tapire erinnernden Verlängerung des unteren Gesichtsteiles. Einen Teil dieser Skulpturen hat der Eigentümer in dem Hofe seines Wohnhauses aufgestellt, ein anderer findet sich in dem dem Don Pedro de Anda gehörigen Hause in Santa Lucia, da sie ihm auf sein Ansuchen zum Geschenk überlassen wurden. Als man bei der Pflanzung auf diese Altertümer stieß, lagen sie in regelmäßigen Entfernungen voneinander, je drei sich gegenüber, als ob sie Säulenreihen bezeichneten. Andere dagegen tragen einen steinernen Dornfortsatz zur Einfügung in die Wand, wie dies auch bei mexikanischen Tempelresten oft bemerkt ist.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Steinskulpturen von Guatemala auf Direktor Bastian machten, und begreift, daß er seinem Berichte die Worte hinzufügt: „Ich bedurfte einiger Zeit in Santa Lucia, mich von meinem Staunen über diese wunderbaren Kunstwerke zu erholen und die Vergeßlichkeit zu begreifen, in der sie, obwohl nur wenig Tagereisen von der Hauptstadt des Landes entfernt, dennoch begraben liegen!“ Aus einem Gespräch mit dem Kommandanten Don Pedro de Anda ging hervor, daß letzterer, schon seit Jahren bemüht, die bloßgelegten Steinskulpturen gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, verschiedene Eingaben an die Regierung Guatemalas betreffs anderweitiger Unterbringung der Denkmäler gemacht, darauf aber nur ausweichende Antworten erhalten hatte. Somit erschien es Herrn Bastian geboten, diese archäologischen Schätze durch einen Vertrag mit dem Kommandanten für das

Berliner Museum zu sichern, was er noch an demselben Tage that.

Alsdann kehrte er nach der Hauptstadt Guatemala zurück, woselbst er den amerikanischen Ministerresidenten Herrn Williamson, der sich bereits mehrfach mit archäologischen Studien beschäftigt hatte, für vorläufige Überwachung der Monumente zu interessieren suchte und den deutschen Ingenieur Herrn Au, Verfasser der neuesten Karte Guatemalas im Auftrage der Regierung und fast einzigen Kenner der Steinskulpturen von Santa Lucia, veranlaßte, ihn bei einem zweiten, sofort vorgenommenen Besuche der Ruinenstätte, der zwei Wochen später als der erste stattfand, zu begleiten und an Ort und Stelle einige Zeichnungen zu entwerfen, die Prof. Bastian bei seiner nunmehr erfolgenden Weiterreise mit nach Berlin nahm, woselbst sie noch in demselben Jahre in der Zeitschrift für Ethnologie abgedruckt wurden und berechtigtes Aufsehen erregten.

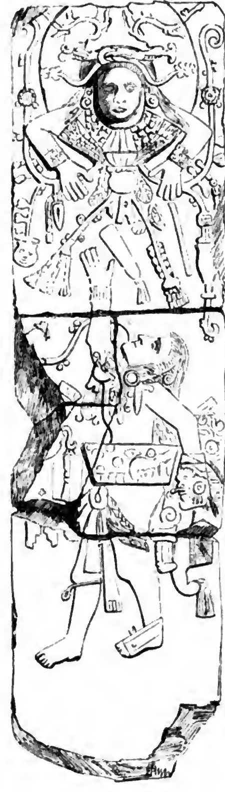
In New-York traf Bastian mit Herrn Dr. Berendt zusammen, mit welchem gründlichsten Kenner der amerikanischen Archäologie er die neue Rätselfrage der Steinskulpturen in Guatemala aufs eingehendste besprach und dessen bereitwillige Zusage, die Angelegenheit im Interesse des Berliner Museums in die Hand zu nehmen, erlangte. Zugleich aber galt es, in jener Stadt noch die Spur des obengenannten österreichischen Reisenden Dr. Habel zu verfolgen, dessen Name in Santa Lucia gewissermaßen als derjenige eines Vorläufers Bastians genannt worden war und der sich von Guatemala nach New-York gewendet haben sollte. Mit Hilfe des Dr. Berendt gelang es, in den Vorstädten New-Yorks einige Dachkammern aufzufinden, in denen der unstäte Reisende in der That gewohnt hatte, dann aber war er endlich auf und davon gegangen. Da nun Bastian sehr viel daran lag, seine Zeichnungen und Berichte für die Forschung zu retten, so benutzte er die so oft schon auch anderweitig bewährte gütige Vermittelung des bekannten Herrn Westermann in New-York, bei dem er für Dr. Habel einen Brief hinterließ. Es dauerte ein volles Jahr, bis der Gesuchte endlich erschien und das an ihn gerichtete Schreiben nach Berlin beantwortete, indem er zugleich die Vermutung bestätigte, daß er in der That in Santa Lucia de Cotzamalguapa gewesen sei. Nunmehr ersuchte Bastian sofort den Dr. Berendt, den österreichischen Reisenden mit der Smithsonian Institution in Beziehung zu setzen, und durch diese sind dann späterhin Mitteilungen aus Dr. Habels Reisen nebst vielen von ihm in Santa Lucia freihändig hergestellten Zeichnungen in einem stattlichen Bande publiziert worden.

Inzwischen hatte sich Dr. Berendt bereits im Februar 1877 nach Santa Lucia begeben und mit dem Engagement des Ingenieurs Napp seine Arbeiten begonnen, die eine hochschätzbare Unterstützung dadurch erhielten, daß Herr Werner v. Bergen zum Ministerresidenten in Guatemala ernannt worden war. Die energische Förderung, welche dieser der wissenschaftlichen Aufgabe zu teil werden ließ, verdient das höchste Lob, denn es stellten sich der Ausführung nicht wenig Schwierigkeiten entgegen. Am besten giebt über letztere folgendes Schreiben Berendts vom 8. März an seine Gemahlin Auskunft: „Die Arbeit hier ist, wie du aus meinen letzten Briefen gesehen haben wirst, vorläufig auf Rekognoscierung des Terrains und auf Sammeln des Materials für einen umfassenden Bericht beschränkt. Die Steinarbeiten können noch nicht begonnen werden, da die Minister Williamson und v. Bergen mir die nötige Regierungserlaubnis noch nicht verschafft haben, und es fängt an, mir zweifelhaft zu werden, ob sie dieselbe überhaupt erlangen werden.

„Die Hiesigen sind wie die Kinder. Ein weggeworfenes Spielzeug wird ihnen sofort zu einem unbezahlbaren Schatze, sobald ein anderer die Hand danach ausstreckt. Die Sociedad Economica in der Hauptstadt weiß seit siebzehn Jahren von diesen Steinen, ohne je darauf reflektiert zu haben. Nun haben sie einen Spion hergeschickt, um hinter meinem Rücken aus-

zuschnüffeln, was ich hier treibe und vorhabe, und der Minister des öffentlichen Fortschrittes (der oben genannte), Don Manuel Herera, hat, wie mir aus Guatemala geschrieben wird, als er meine Ankunft hier erfuhr, davon gesprochen, daß die Steine nach der Hauptstadt transportiert werden sollen, um sie in der Economica aufzustellen, obgleich dafür gar kein Platz ist. Auch hat er sich nach geeigneten Transportmitteln erkundigt, die er natürlich nicht gefunden hat.

„Don Manuel Herera ist Grundbesitzer in der Nachbarschaft. Auch er kennt die Steine seit ihrer Entdeckung, und es ist ihm nie eingefallen, sie nach Guatemala bringen zu lassen. Vor wenigen Tagen, als ich die Nachricht über ihn empfangen hatte, langte er auf seiner Hacienda Pantaleon an. Ich besuchte ihn dort und hatte gestern von ihm und seinen Damen einen Gegenbesuch, um sich von mir die Steine zeigen und erklären zu lassen. Er ist kein tiefer Diplomat, und es war nicht schwer, ihm seine Intentionen abzufragen, ohne die unseren preiszugeben.



Darbringung eines Opfers an eine mit Emblemen versehene Gottheit.

„Ich würde von vornherein versucht haben, die Arbeiten und Exportation heimlich zu machen, wenn es möglich gewesen wäre. Daran war aber gar nicht zu denken. Um unter diesen Umständen doch so viel als möglich für das Museum zu thun, suche ich aus Privathänden in der Umgegend, was sich auftreiben läßt, zusammenzubringen und kann wohl bald etliche Kisten und auch größere Stücke absenden. Versprochen ist mir wenigstens genug — aber zwischen Lipp und Kelchesrand 2c. — Ich halte mich natürlich auf dem besten Fuße mit den Gegnern, lasse sie gar nicht merken, daß ihre Opposition und Spionage mir bekannt sind: ‚Ich bin hier, um archäologische Berichte anzufertigen, Pläne für etwaige spätere Forschungen auszuarbeiten und ein Buch über das, was ich hier sehe, zu schreiben. Ich denke immer in den nächsten Wochen abzureisen, möchte aber doch noch gern dieses oder jenes sehen 2c.‘

„Vor der Hand habe ich noch vollauf zu thun. Es befindet sich nämlich anderthalb Leguas von hier im Walde vergessen und verborgen eine Gruppe von Altertümern (die Steingruppen von San Juan Perdido), die Don Pedro de Anda und der Minister Herera vor Jahren gesehen. Sie wurden damals durch zwei Indianer, die in der Nähe ihre Hütten hatten, hingeführt. Beide haben den Platz schon vor längerer Zeit verlassen. Der eine ist inzwischen gestorben, der andere lebt total erblindet hier im Dorfe. Nach den Angaben der beiden Herren und des Blinden dürften gerade diese Altertümer zu dem Interessantesten der Gegend gehören, und ich habe es mir schon viele vergebliche

Mühe kosten lassen, den Platz ausfindig zu machen. Letzten Sonntag suchte ich fast den ganzen Tag, Muskete in der Hand, im dichten Walde, wo der Blinde uns hingewiesen, wir fanden aber nichts. Neuerdings habe ich nun von einem Manne gehört, der in früheren Jahren dies Revier in allen Richtungen als Jäger durchstrichen hat und die Lage der Steine kennen sollte. Er wohnt ziemlich entfernt von hier, es ist aber Aussicht, ihn in den nächsten Tagen hier zu haben."

Daß derartige Rekognoscierungen nicht immer ganz ungefährlich waren, erhellt aus einer Stelle eines anderen Schreibens des Dr. Berendt: „Beim Suchen nach den famosen Steinen hatte ich mich mit den Leuten über einen Teil des Waldes verteilt, als ich Rufe hörte. Ich glaubte, die weibliche Figur, Tortillas machend, sei gefunden, oder die große historische Tafel, von der man mir erzählt hatte, es war aber nur eine enorme Klapperschlange, acht Fuß lang und dicker als mein Oberarm."

Eine nicht geringe Sorge machte der Umstand, daß die Steintafeln drei bis vier Fuß dick waren. Da es für die archäologischen Zwecke vollkommen genügte, wenn die Skulpturen selbst erhalten blieben, so wurde projektiert, die Steine durch Absägen der Oberfläche oder Wegmeißeln der Rückseite dünner zu machen. Zu diesem Zwecke hatte Dr. Berendt in New-York genaue technische Informationen eingezogen und die entsprechenden Steinsägen nach Santa Lucia mitgebracht, auch einen deutschen Ingenieur, Albert Napp aus Koblenz, der im Maschinenfache bewandert war, engagiert. Die Herstellung der Zeichnungen machte viel Mühe. Die Skulpturen waren oft so undeutlich, daß die Zeichnung nur bei gewisser Beleuchtung deutlich zu erkennen war. So hatte Dr. Berendt bei Aufnahme der Fundplätze ꝛc. einen förmlichen Stundenkalender, indem er einen Teil der Skulpturen morgens früh, andere um zehn Uhr, noch andere bei Mittagslicht und endlich einen Teil bei untergehender Sonne zeichnete oder bei verschiedenem Licht revidierte, da die Linien oft höchst kompliziert und schwer aufzufinden waren. Die Angelegenheit zog sich indessen endlos in die Länge; Krankheit nötigte ihn und den Ingenieur, die ungesunde Gegend zeitweise zu verlassen. Inzwischen regnete die Mine zu, so daß die Steine nicht einmal mehr sichtbar waren, und erst im Beginn des Jahres 1878 stellte sich die Möglichkeit heraus, wenigstens zwei Steine als Muster nach Berlin zur Absendung vorzubereiten. Zugleich wollte Dr. Berendt noch einmal seinen Bericht über die Santa Lucia-Skulpturen gründlich nachsehen und ausarbeiten.

Um diese Zeit befielen den wackeren und unermüdlichen Mann wiederholte Krankheiten, die in ein chronisches Nierenleiden ausarteten, dem er am 12. April in Guatemala erlag. So fiel dieser verdienstvolle Forscher auf dem Felde seiner Thätigkeit im Dienste der Wissenschaft! Es war dies, nachdem man bereits jahrelang zwischen Hoffen und Bangen geschwebt hatte, ein äußerst kritischer Moment, der sehr leicht den gänzlichen Verlust der Steine für das Berliner Museum hätte herbeiführen können. Da aber bewährte sich die Energie und der wissenschaftliche Geist des deutschen Ministerresidenten in Guatemala, Herrn Werner v. Bergen, aufs glänzendste, und seinem Vorgehen ist es denn auch zu danken, daß die Angelegenheit gut durchgeführt wurde. Die frohe Botschaft, welche er am 26. Dezember 1880 sandte, lautete: „Es gereicht mir zur Genugthuung, der verehrlichen Generaldirektion der Königlichen Museen in Berlin mitteilen zu können, daß es mir endlich nach vielen Bemühungen gelungen ist, die Santa Lucia-Steine mittels der deutschen Brigg ‚José Ginebra' nach einem der deutschen Häfen zu verschiffen, und es wird der Kapitän H. Moritte bei seiner Ankunft die erforderliche Meldung machen und die Weisungen seitens der Generaldirektion erwarten." Aus Stettin lief dann im August 1881 die Nachricht ein, daß die Steine dort angekommen seien, und wenige Tage

später wurde das nach jeder Hinsicht gewichtige Material in das Berliner Museum aufgenommen. Wohl hatte der kaiserlich deutsche Geschäftsträger in Guatemala recht, als er außer der offiziellen Nachricht in einem Privatschreiben an Direktor Bastian versicherte: „Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, als ich das Telegramm vom Hafen erhielt, daß die Steine an Bord waren; bis zum letzten Augenblick fürchtete ich immer, daß irgend ein widriges Ereignis uns dieser Schätze berauben würde.“ Die Sendung selbst bestand aus acht der wertvollsten Steinskulpturen von Santa Lucia de Cotzamalguapa. Der Stein mit dem einen Menschen im Schnabel tragenden Vogel ist unter den übrigen noch für spätere Nachlieferung in Santa Lucia zurückgeblieben.

Da der ausführliche Bericht und die Zeichnungen des Dr. Berendt noch nicht eingegangen sind und nur die Hoffnung bleibt, daß es mit Hilfe des Sohnes des leider so früh Verstorbenen, Herrn Ingenieur M. Berendt, gelingen werde, dieselben für die Wissenschaft zu erhalten, so konnte die oben citierte, von Direktor Bastian verfertigte Publikation des Berliner Museums: „Die Steinskulpturen aus Guatemala“ sich nicht darauf beziehen. Demzufolge sind die drei Tafeln Abdruck, welche sie bringt, mit Hilfe der Photographie von den Steinen selbst gewonnen und durch Kupferlichtdruck der Reichsdruckerei hergestellt worden. Wir bringen als erste Illustration unseres Artikels den Inhalt der Tafel I. Die Steintafeln bestehen aus braun-porös andesitischer Lava und besitzen jetzt folgende Dimensionen: Tafel I ist 2,97 m lang bei 2,94 m Skulpturlänge, etwa 0,94 m breit und 0,225 m dick. Die Skulptur stellt dar den „Sonnengott aus den Wolken hervortretend“. Früher war dieselbe Steintafel, deren Zeichnung (nach Herrn Au) in der Zeitschrift für Ethnologie 1876 schon einmal publiziert ist, 3½ m lang, 1 m breit und 1 m dick. Man sieht daraus, wie viel davon durch Steinmetzarbeit weggenommen ist. Die Erklärung, welche Prof. Bastian damals von der Skulptur gab, lautet: „Die Steintafel ist auf einer Seite, zwischen erhöhten Rändern, mit Figuren von erhabener Arbeit, 1 cm hoch, bedeckt, während der Kopf des sonnenartigen Götterbildes oben bis 5 cm im Relief hoch ist. Es handelt sich um die Darstellung eines Opfers, und die Gottheit kommt herab, den dargebrachten Menschenkopf von dem Priester in Empfang zu nehmen. Ein zweiter findet sich auf dem Altar nebenbei. Der Platz zwischen den Figuren ist auf der Oberfläche des Steins mit Verzierungen verschiedener Art ausgefüllt.“

Tafel II des oben angeführten Werkes ist 2,86 m lang, aber in der Entfernung von 1,70 m von oben quer durchgebrochen, 0,89 m breit und 0,21 m dick. Die Skulptur stellt dar „die Opfer für Ober- und Unterwelt“. Von diesem Stein ist in der oben genannten Zeitschrift die untere Hälfte in Holzschnitt publiziert worden, während die obere Hälfte damals — beim Besuche Prof. Bastians in Santa Lucia — sich nicht in einer für die Abzeichnung geeigneten Situation befand. Die Gesamtdarstellung enthält vier kleinere Eckfiguren, die Genien des Todes und des Lebens, deren jede einen Menschenkopf unter dem Arm trägt und nach auswärts mit ihm davonschreitet. Den Mittelraum nimmt die doppelt so große, halb gebückte Figur des Opfers ein, welche gleichfalls ein Menschenhaupt hält und ein Steinmesser in der Hand. Bezüglich der kleinen Figur unten rechts lautet die Erklärung, daß der nackte Schädel derselben das Kennzeichen des Totengottes sei.

Tafel III derselben Publikation ist 1,61 m lang, etwa 0,80 m breit, 0,24 m dick und stellt „die Erweckung“ dar, jene oben angeführte Steinskulptur mit den zehn Hieroglyphenkugeln.

Schon aus dem hier Angeführten ergiebt sich, daß die Denkmäler von Santa Lucia de Cotzamalguapa mit einem Mysterienkultus zusammenhängen. Wir müssen zu ihrer Deutung weit zurückgreifen. Zunächst ist es nötig, sich jene historischen Berichte wieder ins Gedächtnis zu rufen,

welche die spanischen Eroberer, Cortez u. a. m., über die vorgeschrittene Kultur und die alte Herrlichkeit Mexikos und Centralamerikas uns hinterlassen haben. Wie unendlich höher als heute damals die kulturelle Lage der Bevölkerung war, erhellt aus diesen Beschreibungen nur zu sehr: „Es hat die Hauptstadt Temixtitan — so heißt es — viele öffentliche Plätze, wo beständig Markt gehalten wird und allerlei Handel im Kaufen und Verkaufen. Dann hat sie auch einen anderen öffentlichen Platz, so groß wie zweimal ganz Salamanca, ganz in der Runde mit Säulenhallen umgeben, wo täglich über sechzigtausend Seelen sich beisammen finden, Käufer und Verkäufer, so an Provisionen und Lebensmitteln wie an Kleinodien von Gold und Silber, Blech, Messing, Knochen, Muscheln, Hummerschalen und Federn; auch verkauft man Werksteine, behauene und unbehauene, Kalk- und Ziegelsteine, Bauholz, zugerichtet und roh, in allerlei Gestalten. Auch ist da eine Jägerstraße, wo alle Vögelgeschlechter feil sind, die das Land erzeugt, als Hühner, Rebhühner, Wachteln, wilde Enten, Fliegenschnäpper, Wasserhühner, Turteltauben, Holztauben, kleine Rohrvögelein, Geier, Adler, Falken, Sperber und Weihen, und von einigen dieser Raubvögel verkauft man auch die Bälge mit Gefieder, Kopf, Schnabel und Klauen daran. Man verkauft Kaninchen, Hasen, Hirsche und kleine Hunde, welche verschnitten und zur Speisung aufgemästet sind. Es giebt eine Baumgärtnerstraße, wo alle im Lande erzeugten heilkräftigen Wurzeln und Kräuter sich beisammen finden. Es giebt Häuser wie Apotheken, wo man bereitete Arzneien verkauft, sowohl Tränke als Salben und Pflaster; es giebt Häuser wie Barbierstuben, wo die Köpfe gewaschen und geschoren werden; es giebt Häuser, wo man für Geld Essen und Trinken verabreicht. Es giebt Leute wie die, so man in Castilien Ganapanes nennt, zum Lasttragen. Man verkauft viel Holz, Kohlen, thönerne Kohlenpfannen und Matten von sehr verschiedener Art, teils Schlafmatten, teils feinere zu Sitz- oder Fußdecken in Sälen und Zimmern. Es giebt alle Arten der daselbst befindlichen Gartengewächse, Früchte vielerlei Art; man verkauft Bienenhonig und Wachs, auch einen Sirup aus der Maisstaude, Zucker und Wein. Auch steht zum Verkaufe mannigfaltiges Baumwollengespinst in Gebinden von allen Farben — man glaubt sich auf den Seidenwarenmarkt von Granada versetzt; aber alles ist in größeren Massen vorhanden. Man verkauft Malerfarben, so viele es nur in Spanien giebt und von so vortrefflicher Schattierung als nur irgendwo. Man verkauft Wildhäute mit und ohne Haar, weiß und verschiedenartig gefärbt; man verkauft viel Fayence und von ganz vorzüglicher Güte; man verkauft irdenes Geschirr, großes und kleines, Krüge, Töpfe und Fliesen und andere unendliche Arten von Töpferwaren, alle aus einem ganz besonderen Thon verfertigt und die meisten glasiert und bemalt. Man verkauft Mais in Körnern und in Broten, und derselbe übertrifft an Körnerfülle wie an Geschmack jeden anderen. Man verkauft Pasteten von Geflügel und Torten von Fischen. Man verkauft viele frische und gesalzene Fische, roh und zugerichtet. Man verkauft Eier von allen Vögeln in großer Menge, auch Kuchen, aus Eiern gebacken. Kurz, man verkauft auf besagten Märkten noch viele Gegenstände, von denen ich nicht einmal den Namen kenne. Jede Gattung Waren steht in ihrer besonderen Straße feil, ohne daß irgend andere Waren sich dabei einmischen dürfen, und hierin wird scharfe Ordnung gehalten. Alles wird nach Zahl und Maß verkauft; aber nach dem Gewicht hat man bis jetzt wenigstens noch nichts verkaufen gesehen. Auf diesem Platze steht ein sehr schönes Haus, gleichwie ein Rathaus, wo stets zehn bis zwölf Personen sitzen, welche Richter sind und alle auf besagtem Markt vorkommende Fälle und Sachen entscheiden und die Verbrecher bestrafen lassen. Auch giebt es noch andere Personen auf dem Platze, welche beständig unter dem Volke umhergehen, acht haben auf alles, was, und auf das Maß, womit man verkauft;

und einiges habe ich zerbrochen gesehen, weil es falsch befunden wurde."

Schon allein die Aufführung dieser Marktverhältnisse der Hauptstadt des Montezuma zeigt uns die hohe Entwickelung der Bevölkerung Centralamerikas im Mittelalter. Wir würden uns selbst auf den bedeutendsten Messen unserer Zeit vergebens nach einer ähnlichen Ordnung und gesetzmäßigen Regelung aller Verhältnisse umsehen, als hier beschrieben ist. Derartige Zustände entwickeln sich erst durch eine sehr große Reihe von Generationen in seßhaftem Verkehr. Und wenn wir dann weiter lesen von ihren vielen schöngebauten Götzentempeln, von dem Religionsberuf, dem sich alle Söhne angesehener Familien für eine gewisse Zeit ihres Lebens weihen, von der staunenswerten Größe der Götzen, von den durch zahllose Menschenopfer blutig gefärbten Tempelräumen, so müssen wir der religiös-kulturellen Richtung jener Bevölkerung eine große Rolle im öffentlichen Leben zugestehen. Es wird uns demnach nicht überraschen, daß wir auf der Mehrzahl der Skulpturen von Guatemala jenem geheimnisvollen, mit Menschenopfern und Genien des Todes verknüpften Kultus begegnen. Diese schwermütig-melancholische Weltanschauung spiegelt sich u. a. in folgendem Satze, den ich aus Bastian, „Die Kulturländer des alten Amerika" I, S. 392 entnehme, wie der: „Die Versuche der mexikanischen Könige, in Guatemala festen Fuß zu fassen, begannen mit Ahuitzotl, der durch seine spionierenden Gesandtschaften Intriguen anzuspinnen suchte. Bald schon liefen unheilkündende Vorhersagungen des dafür mit seinem Leben büßenden Sehers durch das Land, düstere Zeichen schreckten am Himmel und auf der Erde, Feuerkugeln rollten durch die Luft, pestilentische Epidemien rafften die Bewohner dahin, und dann rückte im Jahre 1524 Alvarado, bereits im Bunde mit den verräterischen Cakchiquel, vor die Hauptstadt der Quichés (in Guatemala), die dann das Los des übrigen Amerikas teilte."

Besteigung einer mystischen Leiter, auf der die Symbole des Todes sich zeigen.

Aber für die Erklärung der Steinskulpturen von Santa Lucia de Cotzamalguapa müssen wir ohne Zweifel viel weiter zurückgehen als bis zur Zeit der Eroberung Guatemalas. Fast in nächster Nähe der Ruinen der Hauptstädte der drei guatemalensischen Königreiche, der Quiché, Cakchiquel und Zotugil, befindet sich die Lagerstätte dieser Steinskulpturen, und auch sonst birgt ihre nähere und fernere Umgebung eine Menge Namen, die an die mythologische Urgeschichte des alten Guatemala erinnern. So lückenhaft und spärlich auch sonst im Durchschnitt die aus den alten Kulturländern Amerikas erhaltenen Dokumente sind, so erweisen sich diejenigen Guatemalas als verhältnismäßig reichhaltiger dotiert. Das heilige Buch der

Quiché, das „Popol-Vuh“, steht in seiner Art einzig da auf dem Kontinent. Von Brasseur als ein altes Dokument der Quichésprache in Guatemala entdeckt und bereits vor einigen Jahrzehnten in französischer Sprache herausgegeben, enthält diese ehrwürdige Tradition eine jener primitiven Schöpfungsgeschichten, wie wir sie bei vielen Naturvölkern der alten und neuen Welt finden.

Da Dr. Berendt gegen Ende seines Lebens — im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht — die Steinskulpturen von Guatemala in einem Briefe an seine Frau vom 7. April 1877 für „in Stein gehauene Illustrationen zum ‚Popol-Vuh‘“ erklärte, so mag hier der auch sonst interessante Anfang jener wunderbaren Schöpfungsgeschichte (nach Bastian) mitgeteilt werden, um eine Probe der eigentümlichen Sprachweise zu geben:

„Dies das Wort im Beginn, als alles in der Schwebe noch, ruhig das All und schweigend, ohne Bewegung, friedensruhig, und leer in ihrer Unendlichkeit die Himmel.

„Und nun ein erster Laut, die erste Rede. Noch gab es der Menschen nicht, noch kein Geschöpf und Tiere, nicht Vögel, Fische, Muschel, nicht Holz noch Stein, nicht Gras noch Busch. Die Himmel allein vorhanden, sie waren da, und mit ihnen, in Stille gebreitet, das Wasser unermeßliches Meer. Noch hatte die Erde ihr Antlitz nicht gezeigt.

„Nichts Aufgerichtetes noch, die weite Wasserfläche nur in stiller Glättung, in Ruhe ungestört.

„Unbeweglichkeit so und Schweigen ringsum, im Dunkel, in der Nacht, in der Nächte Gedunkel. Allein sind sie, der Schöpfer, der Bildner, der da droben die Schlange im Gefieder. Sie, die zeugen, sie, die Dasein geben, sie schweben auf den Gewässern gleich aufleuchtendem Licht.

„Verhüllt sind sie im Grünen, im Blauen, und daher der Name als Gucumatz. Und so das Verständnis der Weisen, denn mit des Himmels Sein, auch das des Himmelsherzens, und Gottheit dies, in geziemender Bezeichnung.

„Von ihnen nun das Wort; es kommt zu Tepeu und Gucumatz in dem Dunkel der Nacht, dort mit ihnen zu reden, mit Tepeu und Gucumatz.

„Und jetzt reden sie im Wechselgespräch, sie beraten, sie überlegen, sie verstehen einander, sie einigen ihre Worte, ihre Gedanken.

„Damals, als sie Rat pflegten, begann es zu tagen und mit der Dämmerung die Menschheit in Wirklichkeit zu treten“ u. s. w.

Es folgt hierauf die im einzelnen geschilderte Schöpfung der Tiere, denen das Urteil verkündet wurde, da sie des Heiligen Namen nicht aussprechen konnten, daß sie fortan getötet und gegessen werden würden. Es folgen dann Versuche, Menschen aus Lehm, aus Holz &c. zu bilden, aber erst mit Auffindung der Ähren des weißen Mais wird das Problem gelöst. Nachdem die Menschen ins Dasein getreten sind mit der Aufgabe, emporzuschauen, sich zum Jenseits zu erheben und den Namen der Gottheit auszusprechen, erhalten ihre späteren Nachkommen nach mancherlei Wanderungen die Verpflichtung, die Verbindung mit dem Königshofe in ihrer jenseits des Meeres gelegenen Heimat des Ostens aufrecht zu erhalten.

Bastian bezeichnet als frühesten in der Reihenfolge (unter vorläufig geltender Schätzung) auf dem Flußgebiet des Usumacinta den Sagencyklus der Votaniden mit seiner jenseits atlantischer Fahrten gelegenen Heimat, seinen Wunderbauten auf amerikanischer Erde und dann, von Osten nach dem Pacific herüberreichend, den Mysteriendienst in Huehuetenango. Der unterweltliche Charakter desselben führt auf Xibalba, das als unterirdisches Totenreich aus dem Gesichtskreis ausscheidet, nachdem sich in Gucumatz (für Guatemala auch) die historischen Züge gespiegelt haben, die der Prophetengestalt des Quetzalcoatl in Anahuac eine faßbare Form geben.

Mitten über das Terrain von Santa Lucia de Cotzamalguapa führt der aus ältester Vorzeit hervortauchende Wanderzug der Cholulteken. Als diese Anhänger

der Friedensreligion Quetzalcoatls gezwungen waren, die mit heiligen Erinnerungen geweihten Stätten ihrer Heimat zu verlassen, und sich dem Hohn wilder Barbaren ausgesetzt sahen, wandten sich ihre Fürsten an die Priesterschaft, und diese verlangte eine Frist von acht Tagen, die Götter zu befragen. Dann kam ihnen ein Orakel, das die Auswanderung anempfahl, eine heimliche Flucht. Die Fürsten zögerten ob der solchem Wagnis drohenden Gefahren, aber im vollen Gottvertrauen verhieß der Hohepriester günstigen Erfolg, und daraufhin unternahm man den Auszug, der trotz der Verfolgung glücklich ablief. Nach zwanzig Tagen der Wanderungen gelangten sie an die Ufer des Flusses Michatoyatl, und dort wurde Halt gemacht, da der greise Hohepriester, der das Unternehmen geleitet, der als Erretter gepriesen wurde, die Strapazen des Weges nicht länger ertrug. Die Schwächekrankheit, in die er gefallen, führte zu seinem Ende, und so wurde mit Vollziehung der feierlichen Leichenceremonien und darüber hinaus der Aufenthalt verlängert. Damals ward der Grund für Itzcuintepec oder Escuintla gelegt. Somit wird uns also die Gegend bei Santa Lucia de Cotzamalguapa als Sitz einer länger dauernden Ansiedelung der Cholulteken und als die Begräbnisstätte ihres Priesterfürsten bezeichnet.

Die Darstellungen der Bildwerke führen auf den mit der Totenwelt Xibalbas verknüpften Mysteriendienst von Huehuetan und die späteren Filialen desselben unter der Oberpriesterschaft des Teuti in Mictlan, bis auf Einzelheiten der Kleidung und im Hervortreten des heiligen Tapir, dessen Kopf sich ebenfalls bereits im Königlichen Museum zu Berlin befindet, da er durch die Güte des Herrn Herrera an Direktor Bastian überlassen wurde. Den Skeletten, als Zakiquaxol — der weiße Hinkende —, schließen sich in der Zusammenstellung mit dem Sonnengott die auch aus dem Kultus der Nahua bekannten Auffassungen an. So weit Bastian.

Um noch einmal auf die oben bereits angedeutete Ansicht Dr. Berendts zurückzukommen, so erklärt derselbe, daß die Santa Lucia-Steine der Periode der Kämpfe zwischen den verschiedenen Zweigen der Quiché-Familie, aus welchen Kämpfen das große Quichéreich hervorging, angehören. „Diese Entdeckung habe ich — schreibt er — erst hier in der Hauptstadt Guatemala in den letzten Tagen gemacht, als ich das Trauerspielballett Rabinal-Aché einzusehen Veranlassung hatte. Dort fand ich den ersten Hinweis. Wenn es mir gelingen sollte, die befriedigenden Beweise dieses Zusammenhanges zu führen, dürfte diese Entdeckung für die centralamerikanische Altertumskunde epochemachend werden und möglicherweise etwas Licht in die dunkle Vorzeit von Palenque, Copan, Yukatan &c. werfen. Aber — fügt er wohlweislich hinzu — man muß mit der Veröffentlichung solcher Entdeckungen sehr vorsichtig sein." Sehr richtig betont Bastian dem gegenüber, daß es auf Theorien vorläufig weniger ankomme als auf Sicherung und Feststellung des Materials, um zunächst zu sehen, um was es sich eigentlich handelt. Das übrige werde sich dann schon finden. Im übrigen aber bedauert er gerade in Bezug auf diese Frage den Verlust, welchen wir durch den Tod Dr. Berendts erlitten haben, um so mehr, da nun die Gelegenheit einer genaueren Durchsprechung beider Ansichten genommen sei, so wenig er auch glaubt, daß er seine eigene Meinung dadurch ändern würde. Es erübrigt uns noch anzuführen, daß die zweite Illustration zu diesem Artikel eine Originalzeichnung nach dem betreffenden Steine ist und die dritte der oben erwähnten Publikation der Reisen und Zeichnungen Dr. Habels in Bd. 22 des Smithsonian Instituts entstammt, wo sie Tafel VIII bildet.



Photinissa.

Novelle
von
Hans Hoffmann.

ls im vorigen Jahrhundert die alte Herrlichkeit der Republik Venedig lange vor dem letzten vernichtenden Sturme einem zähen und traurigen Siechtum anheimgefallen war, da begann auch in deren schönem Lande Korfu die früher bewahrte feste Ordnung des Lebens und des Rechtes mehr und mehr aus den Fugen zu weichen, und von den abendländisch humanen Sitten dieses berühmten Säculums war hier an der Schwelle des Orients kaum eine Spur mehr zu finden. Der Oberherr war träge geworden, und die Korfioten hatten längst verlernt sich selbst zu regieren; darum verfiel die Zucht, und wilder Unfriede fraß Herrscher und Beherrschte. Der Grundbesitz auf dem reichen Eiland war damals fast ausschließlich in den feudalen Händen weniger Familien teils venetianischen, teils rhomäischen Ursprungs; und diese waren es zumal, welche sich eifrigst bestrebten, solche ihnen vom blinden Glück gewährte übermäßige Bevorzugung dadurch wieder auszugleichen, daß sie sich gegenseitig das Leben mit allen erdenklichen Mitteln erschwerten, verbitterten und namentlich auch thatkräftig verkürzten. Es gab Menschen, welche behaupteten, die Ölbäume des Landes verdankten ihr unvergleichliches Gedeihen hauptsächlich dem Umstande, daß sie so oft mit adeligem Blute gedüngt würden.

Aber selbst in diesen wilden Zeiten war die Geschichte der beiden vornehmen Häuser der Nerulos und der Pierakos eine ungewöhnliche und durch die Zahl der verübten Greuel auffallende; man könnte dieselbe in schrecklicher Kürze etwa folgendermaßen schreiben: Georgios Nerulos erschlug den Kosmas Pierakos; Wassilios Pierakos erschoß den Georgios Nerulos; Spyridon Nerulos ließ ermorden den Wassilios Pierakos; Ilias Pierakos erstach Spyridon Nerulos; Grigorios Nerulos jagte dem Ilias Pierakos eine Kugel durch den Kopf; Panajotis Pierakos durchbohrte den Grigorios Nerulos ... und so fort in der Reihe, gleichwie zwei Zahnräder einer Höllenmaschine genau und

pünktlich ineinandergreifen. In diesem grauenvollen Vernichtungskriege trat erst dann ein plötzlicher Stillstand ein, als der letzte männliche Sproß der Familie Nerulos, der junge wilde Rhisos, durch die Pierakos gelegentlich beseitigt war. Zwar wußte niemand etwas anderes von dessen Ende, als daß man ihn auf freiem Felde mit einer Kugel im Herzen gefunden hatte, allein es gab natürlich nicht den leisesten Zweifel, wer die Urheber des Mordes waren.

Dieser letzte Nerulos hinterließ das Erbe seiner Mutter und einer unmündigen Schwester in einem sehr traurigen Zustande, da er selbst ebenso wie schon vor ihm sein früh ermordeter Vater das reiche Gut durch eine gar zu ritterliche Wirtschaft so gründlich als nur möglich verwüstet hatte. Dafür zeigte sich nun aber die Mutter, Frau Eudoxia, als eine Dame von so starker Gemütsart und so klarem Geist, daß sie mehr als zwei Männer mittleren Schlages aufwog; sie verstand das Erbe nicht nur tapfer vor allen Anfechtungen zu wahren, sondern den Wert desselben allmählich auch wieder um ein beträchtliches zu heben. Übrigens lebte sie während der nächsten Zeit im ganzen unbehelligt von den Erbfeinden, deren Haß durch die Ausrottung des Mannesstammes endlich befriedigt schien.

Weit minder versöhnlich jedoch war die Gesinnung der Frau Eudoxia selber. Sie unterzog sich der langwierigen Arbeit, den Familienreichtum wiederherzustellen, keineswegs allein aus Fürsorge für die Zukunft ihres einzigen Töchterchens Photinissa, sondern ebensosehr in dem starren Gedanken an die Rache, welche sie an den Resten der Familie Pierakos zu nehmen hatte. Ja, sie sann nichts Geringeres, als den männlichen Stamm derselben ebenso vollständig auszutilgen, wie es den Nerulos leider geschehen war. Gewiß wäre es nun nicht allzu schwer gewesen, durch gemietete Mörder das feindliche Geschlecht zu beseitigen, zumal es selbst nur noch auf sechs Augen stand; allein um sich für alle Fälle mit den venetianischen Gerichten auseinandersetzen zu können, dazu mochte sie unter Umständen sehr bedeutender Geldmittel bedürfen; denn ein ehrliebender Richter läßt sein Urteil nicht durch eine Hand voll Orangen beeinflussen. So hielt sie denn ihre Rache gleichwie ein Faß voll starken Weines zurückgelegt in stiller Gärung, bis die Stunde reif wäre.

Es giebt im Nordwesten der Insel hoch über dem Jonischen Meere auf dem Gipfel eines wild abstürzenden Felsens die Trümmer einer sehr alten, ansehnlichen Burg Angelokastron, das ist Engelsburg. In Trümmern lag sie schon damals, aber mitten hinein in das verfallende Mauerwerk hatten die Nerulos ein neues Haus gesetzt, das auch so noch seinen Besitzern Schutz und Schmuck gewährte und weithin das Land beherrschte. Hier inmitten ihrer Güter verlebte Frau Eudoxia fern der Stadt ihre einsamen Jahre.

Außerhalb des alten Burgthores, das noch immer einen bescheidenen Wachtdienst versah, stand an weitschauender Stelle eine riesige Cypresse, aus der Ferne vom Meere her wie ein schlanker Turm zu sehen; unter diesem Baume war kunstlos aus rohen Steinen ein Mal geschichtet, das Grabmal des jungen Rhisos; hier sollte der Tote harren, bis er würdig wäre, bei seinen Ahnen zu ruhen, von denen keiner ungerochen geblieben war. Oben auf den Steinen stand ein marmorner Engel, den die Mutter aus Venedig verschrieben hatte; es war eine schöne, zarte Gestalt in traurig sinnender Haltung. Eudoxia aber verstand es, ihm kräftigere Gedanken unterzulegen; sie lehnte an seine Schulter eine kleine Flinte, mit der ihr Sohn als Kind gespielt hatte, und befestigte an seiner rechten Hand einen blutigen Fetzen von dem letzten Kleide des Ermordeten, und so hatte sie sich mit geschmackloser, aber sprechender Symbolik aus dem stillen Todesgenius einen drohenden Dämon der Rache geschaffen.

Jeden Abend aber, wenn die Sonne sich dem Meeresrande näherte, kam die Herrin aus dem Thore einsam hierhergeschritten, kniete nieder neben der Cypresse und mur-

melte laute Gebete, fromme und heilige Worte; aber der Ton ihrer Stimme schien eher Drohungen auszudrücken, und ihr schön geschnittenes Antlitz sah härter und kälter aus als der Marmor über ihr, auch wenn die rosigen Abendstrahlen es zu verklären suchten. Und jedesmal in dem Augenblick, da der letzte goldene Rand der Sonne unter das Wasser tauchte, stand sie eilig auf, zog eine große, altertümlich reiche Pistole aus ihrem Busen und feuerte einen Schuß über das Grab aufs Meer hinaus. Das war der tägliche Gruß, den sie der Sonne mitgab in die Unterwelt für ihren Sohn. Und wenn aus den tiefen Rissen und von den Vorsprüngen der zackig schroffen Felswände und von den Meeresklippen her das Echo rollend wiederhallte, dann zog etwas wie ein Lächeln über die Züge der strengen Frau, als meinte sie, ermunternde Grüße ihres toten Kindes zurückempfangen zu haben.

Mit diesem Schuß erweckte sie jeden Tag aufs neue ihre Rache und ließ ihr keine Zeit, im Frieden langer Jahre heimlich zu entschlummern.

Unter dieser Weile wuchs ihre junge Tochter fern von ihr in einem städtischen Kloster auf, das durch den frommen und strengen Geist seiner Nonnen besonders gut beleumundet war. Und freilich schien das Kind Photinissa einer nachdrücklichen Zucht zu bedürfen, da es von dem steifnackigen und feurigen Geist seiner Ahnen gerade so viel geerbt hatte, daß die Mutter selbst trotz ihrer eigenen mehr als männlichen Thatkraft früh an seiner vollen Bändigung verzagte. Die Nonnen aber gaben es der Schwester Eustathia in besondere Pflege; dieselbe galt für ein Wunder von unvergleichlicher Sanftmut, und ihre Schriftgelehrsamkeit war so groß, daß sie ein heimlicher Schrecken der Geistlichen im weiten Umkreise wurde. Und dieser vortrefflichen Person gelang es zu einigem Staunen ihrer Gefährtinnen in der That, die kleine wilde Photinissa vollkommen zu bezwingen und deren leidenschaftliche Triebe in so stille Bahnen zu lenken, daß bald ihr Wohlverhalten nicht minder als ihre Fortschritte in den Wissenschaften allen andern vornehmen Schülerinnen der Klosterjungfrauen als ein leuchtendes Muster vorgehalten werden konnte.

Denn nachdem Photinissa einmal durch die siegreiche Sanftmut ihrer Eustathia unvermerkt auf den Weg der Frömmigkeit und geistlicher Studien gelenkt war, verfolgte sie denselben nun auch mit einer Kraft und einer innerlichen Glut, welche die Lehrerin zuweilen mit einer Art von unbestimmtem Bangen erfüllte, weil ein so stürmischer Flug gläubiger Begeisterung die Kräfte ihres eigenen Taubengemütes weit überstieg. Und doch wagte sie nicht, dem heftig strebenden Geiste des Kindes die immer neu begehrte Nahrung zu verweigern, und so wuchs dasselbe hastig in eine so sichere Kenntnis der Heiligen Schrift, ihrer Erzählungen und Sprüche hinein, daß die berühmte Nonne selbst nach einigen Jahren sich nahezu erreicht fühlte.

Die sanfte Eustathia empfand darob auch nicht einen Anflug von Neid für ihre eigene Person, wie es sonst unter Gelehrten Sitte ist, wohl aber begann sie allmählich leise für die Ruhe und das friedliche Beisammenleben der Schwestern zu fürchten. Die schlimme kleine Glaubensheldin fing mit der Zeit an, erschreckend scharfe Augen für die mancherlei Fehler und Schwächen zu bekommen, die, von der christlichen Sittenlehre keineswegs gebilligt, doch unleugbar in höherem oder geringerem Maße auch an den tugendhaftesten Nönnchen zu beobachten waren. Denn wenn das gerühmte Frauenkloster auch weder Mord noch Brand noch groben Diebstahl oder andere große Schande und Laster in seinen Mauern barg, so wurden doch kleine gemäßigte Feindschaften, Zänkereien, üble Nachreden, unerwiesene Behauptungen, zartgesponnene Ränke und ähnliche zumeist im Bereiche des achten Gebotes liegende Sünden keineswegs vermißt. Ja selbst ein herzhaftes Fluchwort verirrte sich wohl einmal in aufgeregten Stunden auf die ungewohnten Lippen,

und vielleicht war es für kein geringes Glück zu erachten, daß dem gelehrten Kinde der mystische Irrgarten des sechsten Gebotes noch ein völlig unbekannter Bezirk war.

Sobald nun der Kleinen solch ein Stein des Anstoßes auf den Weg geriet, eilte sie aufgeregt zu ihrer Pflegerin und peinigte diese mit der zähen Forderung, ihr den klaffenden Widerspruch zu lösen, daß diese und jene Sünde strenge verboten sei und dennoch von den frömmsten Schwestern fast wie etwas Selbstverständliches sorglos geübt werde. Dann ermahnte Eustathia nach mancherlei verzweifelten Seitensprüngen und Winkelzügen sie zuletzt mit Thränen im Auge, vor allen Dingen möge sie doch ihr eigenes Herz immerdar rein zu halten suchen vor Sünde und Anfechtung; sie werde vielleicht noch einst im Leben mit Schmerzen lernen müssen, wie schwer und fast unmöglich es sei, den klaren Spiegel der Seele ganz vor trübenden Flecken zu bewahren. Jedesmal nach solcher Unterredung rang Photinissa stundenlang mit ihrem Gott in brünstigem Gebet und flehte, ihr reines Herz ihr allezeit zu erhalten, und wenn sie aufstand, fühlte sie sich stolz und sicher, daß sie nun dies himmlische Kleinod sich wenigstens für lange Zeit gerettet habe.

Später kam sie sogar mit Schrecken dahinter, daß die feierlichen Gestalten des Alten Bundes von den Erzvätern an bis zu den Königen keineswegs einen durchweg makellosen Wandel aufzuweisen hatten, einige vielmehr mit Thaten belastet waren, die an spitzbübischer Schändlichkeit nicht überall ihresgleichen fanden. Da hatte Eustathia von neuem schwere Stunden; sie suchte von dem guten Rufe der angegriffenen Helden zu retten, was sie konnte; in der letzten Bedrängnis zog sie sich mit entschlossener Taktik in die sichere Burg des Neuen Testaments zurück. Und hier fand sie wirklich einige Ruhe, denn an den Handlungen des Heilands fand auch Photinissa nichts zu bekritteln; auch die Jünger und Apostel bestanden leidlich vor ihrem prüfenden Auge; wenn Petrus sich durch seine arge Verleugnung des Herrn in ein bedenkliches Licht setzte, so gewann er dafür wieder einen starken Stein in ihrem Brett durch sein ritterliches Vorgehen wider den Knecht Malchus und dessen Ohr.

Fast noch mehr aber als diese fern leuchtenden biblischen Ideale stärkte ihren Mut und ihren Glauben an die Kraft des menschlichen Herzens das nähere Beispiel der Schwester Eustathia selber, welche vor ihren Augen dahinlebte frei von den Leidenschaften der Menschen draußen, in zurückgezogenem Frieden, wunschlos, gleichmäßig und ohne Sünde. Und wenn der Herr gesprochen hatte: „Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind die Barmherzigen. Selig sind die reines Herzens sind. Selig sind die Friedfertigen —“ so war mit all den trostvollen Worten aber- und abermal Schwester Eustathia selig gepriesen. Und hier wurzelte vornehmlich Photinissas gläubige Hoffnung, reines Herzens zu bleiben.

Auch erlebte Photinissa den Triumph, daß ihre begeisterte Freudigkeit auf die anderen von Hause aus minder heiligen Schwestern merklich zurückwirkte; sie begannen sich nämlich bald vor ihren Blicken zu fürchten und machten alles, was sie von Sünden im Hausgebrauch nicht entbehren konnten, untereinander möglichst bei verschlossenen Thüren ab und zeigten dem Kinde fortan eine fleckenlose Außenseite.

So wuchs das letzte Kind vom wilden Stamme der Nerulos auf, eine ahnungslose klösterliche Schwärmerin.

Als nun aber die Zeit herankam, da ihre Erziehung nach den Ansprüchen des Landes vollendet schien, war inzwischen auch die ernste Thätigkeit der Mutter mit einem genügenden Erfolge gesegnet worden, daß sie daran denken konnte, ihren blutigen Racheschlag mit Ernst, wenn auch ohne Übereilung ins Werk zu setzen.

Zu diesem Zwecke mietete sie sich in aller Stille eine tüchtige Bande epirotischer Klephten als Leibgarde und sandte

zuvörderst ein Häuflein derselben in Begleitung ihres Hauspriesters Alexios Chrysikopulos zur Stadt mit Briefen, welche den Nonnen die schleunige Heimsendung der Photinissa anempfahlen. Denn es schien ihr bei Eröffnung der Fehde das beste, ihr erwachsenes Töchterlein bei sich im Schutz ihrer Bewaffneten zu haben, und sie gedachte zudem ihr in möglichster Bälde aus einer der großen Familien des Landes einen brauchbaren Gatten auszusuchen und durch solche Verbindung einen neuen Rückhalt und noch größere Wehrhaftigkeit zu gewinnen.

Gleichzeitig mit jener Sendung aber bot sich ihr eine zufällige Gelegenheit, die Aktion durch einen glücklichen Handstreich zu beginnen, indem sie von einem sorglosen Jagdzuge eines Vetters der Pierakos Kenntnis erhielt; diesen ließ sie überfallen, wegfangen und in ihren Turm einsperren. Sie beabsichtigte, durch diese kleine Neckerei die Feinde zum Jähzorn zu reizen; es war doch immer gut, vielleicht schon um des eigenen christlichen Gewissens willen, wenn die erste neue Blutthat — die natürlich nur einen ihrer Söldlinge treffen konnte — von jener Seite ausging. Zugleich hatte sie den Vorteil, von vornherein eine nicht ganz wertlose Geisel in der Hand zu haben, wenn auch der Vetter im übrigen für ziemlich unbedeutend und harmlos galt.

Es fügte sich jedoch, daß Photinissa die Boten ihrer Mutter trotz des nachdrücklichsten Drängens mehrere Tage in der Stadt hinzögerte, weil sie noch einige gelehrte Untersuchungen über das Hohe Lied Salomonis und die rechtgläubige Auslegung desselben mit der Schwester Eustathia zu Ende bringen mußte; und unterdessen hatten die Pierakos sich bereits munter zu regen begonnen.

Da diese keineswegs gesonnen waren, ihren armen Vetter, so wenig sie ihn sonst hochachteten, unerlöst oder aber ungerochen in den Händen der gewaltthätigen Dame verkommen zu lassen, so hatten sie ohne Verzug einen ihrem Hause ergebenen jungen geistlichen Schüler als unverdächtigen Kundschafter ausgehen lassen und durch diesen nicht nur Genaueres über das Los ihres Verwandten erfahren, sondern obendrein eine gewisse Notiz über die Heimholung der feindlichen Haustochter mitbekommen, und beschlossen mit raschem Geist, diese Sachlage zu einem förderlichen Gegenschlage auszunutzen.

Die Hauptlinie des Hauses Pierakos bestand damals auch nur noch aus zwei Personen, welche jedoch beide den in solchen Zeitläuften doppelt schätzbaren Vorzug genossen, dem waffenfähigen Geschlecht anzugehören. Es waren zwei Brüder, welche in so verschiedenen Lebensaltern standen, daß der ältere, Dimitrios, allenfalls auch der Vater des jungen Gennäos hätte sein können. Auch fühlte er sich als solchen und leitete daraus das Recht her, den Bruder etwas von oben herab als ein kraftvoller Pädagoge zu behandeln, so sehr er auch im Herzen ihm als der eigentlichen Zukunftssäule der Familie zugethan war. Denn er selbst hatte einmal bei irgend einem besonders blutigen Handel eine namhafte Anzahl Kugeln in beide Beine bekommen, und davon war auch nach der Heilung der Wunden eine peinliche Lähmung und Unbehilflichkeit zurückgeblieben, die dadurch nicht vermindert wurde, daß ihn in der langen Weile gezwungenen Rastens eine nicht gewöhnliche Liebe zu dem feurigen heimischen Weine ergriffen hatte. Er mußte daher bei beschwerlichen Unternehmungen auf thätiges Mitwirken verzichten und vermochte sich nur durch männlichen Rat als das wahre Haupt und die Seele des Hauses darzustellen. So fiel auch diesmal dem jugendlich raschen Gennäos die Ausführung des klugen Anschlages zu.

Derselbe rüstete also in aller Eile seine Banditen, zog an ihrer Spitze in das blühende Land hinaus und ließ sie endlich hinter die friedlichen Ölbäume am Wege gelagert in behaglichem Versteck der willkommenen Reisenden harren.

Photinissa hatte beweglichen Abschied genommen von den Pflegerinnen und den

Genossinnen ihrer Kindheit; als sie mit ihren rauhen Begleitern aus dem Klosterhofe ritt und noch einmal thränenden Auges zurückschaute, da standen die guten Nonnen in langer Reihe mit traurigen Gesichtern, hoben alle zugleich die Arme empor mit feierlicher Gebärde des Segnens und stimmten einen Gesang voll flehender Klage an: Kyrie eleison! Kyrie eleison!

Lange noch tönten diese bangen Klänge in Photinissas Ohren nach; doch nachdem sie die Stadt verlassen hatte und draußen durch die blühenden Gärten und die gesegneten Olivenhaine ritt, da vermochte sie den Kummer nicht länger festzuhalten, sondern freute sich von Herzen ihrer jungen Freiheit und des goldenen Lichtes über den Bergen. Lange weidete sie so in Freuden die jungen Augen an der strahlenden Schönheit ihres Vaterlandes, dann fing sie an ihrer engeren Heimat zu gedenken und den Alexios Chrysikopulos, welcher neben ihr ritt, mit mannigfachen Fragen nach den Dingen und Zuständen ihres ländlichen Wohnsitzes zu beschäftigen. Unter der geistlichen Führung des Klosters hatte sie wenig genug davon vernommen, denn Schwester Eustathia hielt es der reinen Entwickelung eines jungfräulichen Gemütes nicht für förderlich, dasselbe mit der Erzählung von lauter bitterbösen Mordthaten zu sättigen; und so erfuhr Photinissa hier zum erstenmal etwas Sicheres von der blutigen Geschichte ihrer Ahnen. Obwohl nun der verständige Priester sich mühte, jene wüsten Händel noch in einem möglichst milden Lichte schimmern zu lassen, so erfüllten sie doch schon in dieser gedämpften Schilderung ihre unberührte Seele mit Schaudern und Entsetzen.

In schweigendes Sinnen tief verloren, ritt sie wohl eine Stunde lang weiter; voll Mitleid beobachtete der Greis den schmerzlichen Seelenkampf, der sich unverhüllt in ihren reinen Zügen malte; er wagte nicht, sie aus dem dumpfen Brüten aufzustören.

Da auf einmal hob sie das Haupt begeistert empor, sah dem Priester mit klarem Blick ins Angesicht und rief mit fester und freudiger Stimme:

„Ich werde Frieden stiften mit diesen Feinden!"

Und bei den Worten brannten ihre Wangen von einem lieblichen Feuer des heiligsten Eifers.

Alexios erstaunte über eine so phantastische Hoffnung, warf trüben Lächelns den Kopf zurück und fragte:

„Frieden? Wer könnte Frieden stiften jetzt, wo der alte Brand der Rache eben von neuem aufzulodern beginnt? Nicht eher kann Friede werden, als bis dies gottlose Geschlecht der Pierakos vom Erdboden vertilgt ist in allen seinen Gliedern. Wahrlich, nicht ich bin es, der nach ihrem Blute dürstet, aber ich erkenne, daß dieses greuliche Ringen nimmermehr ein Ende gewinnen kann als durch die gleiche und gerechte Vergeltung aller vorgeschehenen Frevelthaten. Wo immer auf Erden eine böse Saat ausgestreut wird, da muß sie in Schrecken aufgehen und zu ihrer Ernte reifen, ehe der Acker wieder gute Früchte tragen kann. Das ist ein ewiges hartes Gesetz über alle menschlichen Dinge. Das Feuer der Rache muß jene verschlingen, dann wird Friede sein."

Diese düstere Rede, die der Priester mit bekümmerter Miene sprach, versetzte Photinissa gleichwohl in ernstlichen Zorn, und indem sie sich auf ihrem Rosse mit heftiger Gebärde gegen ihn vorbeugte, redete sie ihm mit großen, glühenden Augen gerade ins Angesicht:

„Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten! — Friede sei mit euch! ist der Gruß der Frommen. Ihr aber, Priester, Ihr selbst und leider auch meine leibliche Mutter, das sehe ich nun, ihr beide seid im Treiben dieser grausamen Sündenwelt mit angefressen von dem verderblichen Gift der Rachsucht und des ungerechten Hasses und vergesset die Gebote Gottes, der da spricht: Du sollst nicht töten! Und aber: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen,

die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen ..."

Und in solcher Weise fuhr die Jungfrau fort, im gewohnten Stil der Klosterpredigten mächtig und beredt gegen den geistlichen Irrlehrer anzukämpfen, daß dieser schwer betroffen auf seinem Maultier saß, sich den Schweiß von der Stirn wischte und kein Wort mehr zu erwidern wagte. Denn es wollte ihm ernstlich scheinen, als ob der heilige Geist selber aus diesem jungen Munde redete. Mit der Zeit jedoch, wie er sich ein wenig von dem ersten Schrecken erholt hatte, begann er zugleich im verborgensten Winkel seines Herzens eine gewisse kleine boshafte Freude zu empfinden, indem er sich die strenge Mutter selbst in seiner Lage vorstellte.

Ei, Frau Eudoxia, dachte er, wie wird Euch zu Mute werden, wenn dieses junge Erzengelein auch über Euch herbrausen und mit dem Satan um Eure Seele kämpfen wird! O schlimme Zeit, wo wir Alten von der unreifen Jugend die wahre Weisheit lernen und vor ihr im tiefen Busen unsere Sündhaftigkeit bekennen müssen! Ja, ich meine, hochgeborene Frau, es wird Euch nun weit schwerer fallen, dies herrliche Himmelsfeuer zu dämpfen, als es erst den Nönnchen geworden ist, es anzuschüren. Großer Gott, was hat dies Kind für begnadete, gewaltige Augen! Und wer hat ihr solche Worte in die Seele und auf die Zunge gelegt?

Noch fuhr des frommen Mädchens Rede ungezügelt dahin wie ein feuriges Roß, als sich urplötzlich auf der Straße hinter ihr ein wildes Getümmel erhob, ein Schreien, Stampfen, Klirren und Rasseln, dazwischen knatternde Flintenschüsse und schnelle Hilferufe. Erbleichend ließ der Greis die Zügel fahren und ächzte in dumpfer Verzweiflung:

„Das sind die Pierakos!"

Photinissa aber erschrak nicht.

„Wie?" rief sie, „was sagt Ihr? Die Bösewichter sollten es wagen, auf offener Straße guten Menschen ein Leid zu thun? Ei, laßt doch gleich sehen, ihr argen Kinder der Welt, ob wirklich eure armen Seelen so ganz verhärtet sind, daß sie den Worten des Heils zu widerstehen vermöchten!"

Und ohne sich weiter um den ganz verdutzten Priester zu kümmern, drehte sie hurtig ihr Roß herum und sprengte furchtlos mitten unter die streitenden Männer. Ohne Mühe erkannte sie, welcher der Führer der Straßenräuber sein mußte, wandte das Auge scharf gegen ihn und rief mit klingender Stimme:

„Halt ein, Pierakos!"

Da meinte Gennäos und mit ihm seine Pallikaren, sie wolle sich freiwillig in Gefangenschaft geben und ein Blutvergießen hindern. Darum rief auch er ein lautes Halt in das Gedränge, sprang selbst vom Rosse und trat mit leidlicher Höflichkeit auf das Fräulein zu. Auf der Stelle jedoch mußte er merken, daß es ganz und gar nicht so sanftmütig gemeint war, vielmehr begann die junge Heldin ihm ohne Zeitverlust eine Bußpredigt zu halten, die dreimal hitziger ausfiel als die harmlose Vorübung mit dem Geistlichen und gleich einem Strom geschmolzenen Erzes auf die Hörer niederfloß. Mit unzähligen eingestreuten Schriftworten bewies sie die Verwerflichkeit jedes Blutvergießens und Unfriedens vom Standpunkt wahrer Rechtgläubigkeit, forderte sie mit herber Mahnung auf, für heute und allezeit auf so gottlosem Wege umzukehren, und schloß zuletzt mit dem freundlicheren Spruche: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen."

Während dieser ganzen Zeit ihres Redens, die nicht klein war, blieben Freunde und Feinde stumm und regungslos wie versteinerte Bilder, und die Räuber blickten manchmal mit verlegener Neugier auf ihren Rädelsführer, wie der wohl dieses unerwartete Abenteuer aufnehmen würde. Doch auch Gennäos verharrte in tiefem Schweigen und staunte wie verzaubert zu der wundersamen Erscheinung empor. Nie hatte jemand eine gleiche Beredsamkeit bei einem Manne,

geschweige denn bei einem so jugendlichen Fräulein gefunden. Gennäos freilich vernahm von ihren prächtig herrauschenden Worten so gut wie nichts, seine ganze Seele war völlig versunken in den einzigen Anblick dieser reizenden Gestalt voll Kraft und Zartheit, dieser anmutig feurigen Bewegungen, dieses strahlenden Angesichts und vor allem anderen dieser tiefglühenden schwarzen Augen, in denen etwas lag, davor sich ein Bösewicht fürchten mochte, und das gute Menschen, wenn sie die Kraft hatten, den Blick zu ertragen, zu starkem Vertrauen begeisterte.

Der wilde Pierakos wußte nicht, wie ihm geschah, sein ganzes Inneres ward aufgewühlt von nie geahnten, heiß stürmenden, dunklen und doch wunderbar süßen Gefühlen, und er hätte eher eine Predigt des Patriarchen von Konstantinopel zu unterbrechen gewagt als die des wehrlosen Mägdleins.

Endlich, als Photinissa die tiefe und allgemeine Wirkung ihrer Rede sah, meinte sie für diesmal genug gethan zu haben, winkte den Angreifern eine gnädige Entlassung zu und lenkte ruhig ihr Roß herum, ihres Weges in Frieden weiter zu ziehen.

Jetzt endlich erwachte Gennäos aus seiner Betäubung, stand aber doch noch eine ziemlich lange Zeit in zauderndem Besinnen. Zuletzt raffte er sich kurz entschlossen empor, lief hinter der Enteilenden her und sprach zu ihr mit bescheidener Miene:

„Wisset, Photinissa Nerulos, daß Eure Rede und Eure Tapferkeit und Schönheit an mein Herz geschlagen und Euch die Freiheit erwirkt haben, ob ich gleich ein gutes Recht hätte, Euch zu fangen. Auch möchte ich Euch gern einen guten Willen zu ehrlichem Frieden zeigen, nur ist es freilich nicht so leicht, aus einem kühnen Klephtenführer ein friedliebendes Schäfchen zu werden. Wollt Ihr also dergleichen völlig bewirken, so wäre es gut, Ihr bewährtet öfter an mir die herrliche Kraft Eurer Rede. Und mehr noch: ich habe einen Bruder, der ist älter und dreimal schlimmer als ich; es ist mir auch nicht verborgen, daß er heute mit einem höllenmäßigen Donnerwetter auf mich einfahren wird, daß ich mir einen so trefflichen Fang hier habe entwischen lassen; wolltet Ihr den nun auch zu etlicher Demut bekehren, Ihr würdet ein wahrhaft verdienstliches Werk thun, denn er gebärdet sich bis jetzt als ein breitspuriger Tyrann im Hause. Leider verbieten es mir die verjährten Häkeleien unserer Ahnen, obgleich es mir selber unbekannte Dinge sind, Euch zu Angelokastron heimzusuchen, denn das hieße zu meinem eigenen Begräbnis gehen; darum bitte ich Euch herzlich, kommet Ihr vielmehr zu uns in unser Haus bei Gasturi und sagt uns mehr von Euren Sprüchen, und ich schwöre Euch beim heiligen Georg, beim heiligen Spyridon und bei der Allheiligen selber, Ihr sollt in allen Stücken so ungefährdet zu unserem Thore wieder herausziehen, wie Ihr werdet hineingekommen sein. Und wer Euch auch nur mit einem Wort und einer Gebärde kränken oder Euren jungfräulichen Sinn verletzen wollte, der soll den Gennäos Pierakos seinen grimmigsten Feind nennen, wäre es selbst mein eigener gichtbrüchiger Bruder. Glaubet mir, es gelüstet mich, mit Euch in guten Frieden zu kommen."

Während der trotzige Bandenführer so sanftmütige Worte sprach, fiel der alte Alexios aus einem Erstaunen in das andere und meinte zuletzt, das sei eitel Spott und lose Rede; Photinissa aber verwunderte sich nicht im mindesten über den glänzenden Erfolg ihrer Redekunst, sondern nickte ruhig und etwas herablassend und antwortete:

„Ja, ja, ich werde kommen, Pierakos, denn es scheint mir kein geringes Werk, Euch und Euren verruchten Bruder der Friedlosigkeit und dem Teufel gründlich zu entreißen. Rüstet Euch indessen im stillen zu ernster Buße, denn so recht leicht, befürchte ich, wird der Böse nicht von Euch weichen, obschon ich sehe, daß Euer Herz noch nicht so von Grund aus verderbt ist, wie Eure Thaten glauben

machen; Eure Rede und auch Euer Antlitz ist nicht ganz das eines Verworfenen."

Auf diese Schmeichelei errötete Gennäos wie ein zarter Knabe und rief begeistert:

„Fürwahr, der müßte ein Dämon oder ein Heiliger sein, der Euren Worten und Blicken zu widerstehen vermöchte!"

„Ja," sagte Photinissa arglos mit den Worten des Propheten Jesaias, „der Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß ich wisse, mit dem Müden zur rechten Zeit zu reden."

Hierauf neigte sich Gennäos ehrerbietig und verschwand mit seinen Spießgesellen unter den Ölbäumen.

Der Priester aber schüttelte bei ihrem letzten Spruche bedenklich das Haupt und blickte sie unterweilen etwas scheu von der Seite an; es war ordentlich ein stilles Grauen über ihn gekommen. Photinissa ritt beruhigt ihres Weges weiter, ohne sich auch nur im eigenen Herzen des großen Erfolges zu rühmen, denn sie hatte keinen Augenblick an demselben gezweifelt. Und sie freute sich wie zuvor der lieblichen Thäler und Hügel und des fröhlichen Sonnenscheins.

Allmählich hob sich der Pfad höher und ward steiniger und beschwerlicher, die Aussicht dehnte sich immer weiter über das hügelige Land und den blauen Golf. Gegen Sonnenuntergang nahten sie dem Gipfel des Felsens, welcher Angelokastron trägt.

Unter der großen Cypresse kniete Frau Eudoxia am Grabmal ihres Sohnes und betete; sie ließ sich nicht unterbrechen durch die Ankunft der Reiter; ehrerbietig harrten diese, bis sie ihre Andacht geendigt. Endlich erhob sie sich, grüßte ihre Tochter mit einem ernst-freundlichen Blick, hob sie vom Pferde, gab ihr die Pistole in die Hand und hieß sie den Schuß über die Steine hinwegfeuern nach der untergehenden Sonne zu.

Photinissa stutzte über die seltsame Begrüßung; doch sie sah ihrer Mutter strenges Antlitz und gehorchte. Im selben Augenblick, als der Schuß krachte, fiel ihr Auge auf den blutigen Lappen in der Hand des marmornen Engels und die Flinte an seiner Schulter, und sie verstand mit Schaudern die furchtbare Bedeutung dieser mahnenden Zeichen und ihres Schusses. Und als das Echo hier und dort von den Felszacken kam und grell das dumpfe Brausen der Brandung in der Tiefe übertönte, da meinte sie den häßlichen Racheschrei unreiner Geister zu vernehmen.

Hastig warf sie die Pistole von sich und rief mit beklommener Stimme:

„Mutter, es muß Friede werden zwischen uns und unseren Feinden!"

Eudoxia lächelte.

„Friede? Jawohl, der Friede des Grabes soll ihnen nicht entgehen."

Photinissa sah die gelassene Ruhe in den Zügen ihrer Mutter und erschrak; aber sogleich erwachte ihr heiliger Eifer, und sie fing an, mit immer wachsender Freudigkeit ihren frommen Vorsatz des Friedenstiftens zu offenbaren und weitläufig aus der Heiligen Schrift zu begründen.

Eudoxias Antlitz verdüsterte sich immer mehr, und da sie aus einigen Andeutungen ihrer Tochter merkte, daß derselben unterwegs etwas Absonderliches mit den Pierakos widerfahren sein müsse, berief sie zornig den Chrysikopulos an ihre Seite und ließ sich von ihm den abenteuerlichen Zwischenfall in geordnetem Vortrage berichten. Anfangs erblaßte sie ein wenig und atmete schwer bei der schrecklichen Gefahr, die ihrem Kinde gedroht; als sie aber die unbegreifliche Rettung aus der Not erfuhr, da ging ihr ratloses Staunen hastig in den bittersten Groll über, und sie schwur, es könne unmöglich etwas anderes als eine heimtückische Arglist des verhaßten Gegners dahinterstecken, und sie dürfte nun um so weniger ruhen, ehe sie nicht die Leichen beider Brüder zu ihren Füßen sähe oder doch die gewisseste Nachricht von dem Tode derselben erhalten hätte.

Ein so grimmig unversöhnlicher Ausspruch der Mutter im Gegensatz zu der freundlichen Willfährigkeit des Feindes

entsetzte und verwirrte Photinissa zuerst so sehr, daß sie sich schweigend durch das große Thor über den verfallenen Burghof ins Haus und in ihre Kammer führen ließ. In der kurzen Einsamkeit jedoch, die ihr hier vergönnt ward, sammelte sie schnell wieder ihre Besinnung und ihre Kraft: sie erkannte mit kindlichem Grauen die ganze verstockte Sündhaftigkeit ihrer leiblichen Mutter und fühlte tiefer und heißer ihren eigenen heiligen Beruf, den blutigen Absichten derselben mit aller Macht ihrer erprobten Beredsamkeit entgegenzuwirken.

Sobald Frau Eudoxia sie daher wieder zu sich rufen ließ und nun Mutter und Tochter allein sich Auge in Auge gegenüberstanden, hub Photinissa in begeisterter Kampfesglut eine herbe und langwierige Bußpredigt an und merkte durchaus nicht, wie bei ihrer unwilligen Hörerin das anfängliche Staunen über die unerhörte Keckheit langsam in eine höhnische Gelassenheit überging, die sich zuweilen in einem hastigen Auflachen Luft machte. Im Fortgang ihrer hitzigen Rede ward jedoch zu aller übrigen Tollheit offenbar, daß die junge Heilsbotin die bestimmte und ausgesprochene Absicht hegte, das eigene Schloß der Feinde heimzusuchen und daselbst mutwillig einen Frieden zu bewirken, den die Mutter selbst vielmehr im Interesse ihrer notwendigen Rache um jeden Preis zu verhindern gewillt war. Bei dieser Entdeckung verlor die starke Frau doch endlich die so lange bewahrte Ruhe, und ihre Entrüstung brach nun mit einer solchen Heftigkeit aus, daß selbst der fromme Eifer des tapferen Kindes davor in Schrecken verstummte.

„Halt ein, Wahnwitzige," rief Eudoxia, „dein eigenes Haus, deine leibliche Mutter zu beschimpfen und den verruchtesten Feinden zu verraten! halt ein und schwöre hier auf der Stelle, von so unsinnigem Vorsatz abzustehen; gedenke deines schnöde ermordeten Bruders, deines unseligen Vaters; schwöre, oder ..."

„Mein Bruder und mein Vater ruhen in Frieden; ich bin berufen, die Feinde zu versöhnen und zu bekehren, daß sie hinfort auf Gottes Wegen wandeln; du selbst aber —"

„Du bist berufen, deiner Mutter zu gehorchen, die dir zur Herrin gesetzt ist, das heißt für dich auf Gottes Wegen wandeln!"

„Ich muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, wenn sie Böses ersinnen und trachten nach dem, was dem Herrn ein Greuel ist."

„Du schwörst, Unglückliche, oder —"

„Ich kann es nicht, Mutter, nimmermehr. Gott allein leitet meinen Weg, und ich muß wandeln, wo er befiehlt —"

Jetzt verließ Frau Eudoxia der letzte Rest von Fassung und verächtlicher Geduld, und mit hart entschlossener Stimme rief sie:

„O du Narrenbrut und unverbesserlicher Trotzkopf, so muß man dir denn zeigen, wie wir mit ungehorsamen Kindern und Knechten zu verfahren gewohnt sind! Ei, so komm jetzt, daß ich dir für diese Nacht deine Lagerstatt anweise!"

Und mit scharfem Griff faßte sie das nicht widerstrebende Mädchen um das Handgelenk und zog es mit sich aus dem Gemach ins Freie.

Auf dem alten Burghofe befand sich ein noch ziemlich erhaltener Turm hart am Abhang, wo der Felsen schroff mit zerrissenen Wänden zum tiefen Meere niederstürzt; dieser Turm war unbewohnt und ward nur benutzt als Verließ für Gefangene und zuchtlose Unterthanen. Dorthinein mußte Photinissa gehen und ward im alleroberſten Stockwerk in einem wüsten Kämmerlein untergebracht, worauf die Mutter mit eigener Hand die schwere Thür zuschmetterte und verschloß.

„Hier sollst du bleiben," rief sie im Abgehen, „bis du deines Frevelmutes selbst einsichtig wirst und mir in die Hand versprichst, von solchem erbärmlichen Unterfangen abzustehen!"

Also saß Photinissa schon am Abend der glücklichen Heimkehr als rechte Gefangene im Turm der eigenen väterlichen

Burg. Sie ließ sich jedoch durch solches Mißgeschick weder entmutigen noch verstimmen, empfand auch keinerlei Reue, sondern beharrte fest im frohen Glauben, daß sie als rechte Christin gehandelt habe, und getröstete sich tapfer der Hoffnung auf irgend eine Hilfe des Himmels, sei es, daß ihrer Mutter versteintes Herz durch ein innerliches Wunder möchte gewendet werden, sei es, daß ein Engel in Person käme, sie zu befreien.

In solchen Gedanken schlief sie sorglos die ganze Nacht mit roten Backen wie ein gesundes Kind und blickte am Morgen hoffnungsvoll aus ihrem Fenster ins Freie hinaus. Dies Fenster war weder vergittert noch so klein gebaut, wie es sonst aus guten Gründen bei Kerkern zu geschehen pflegt, weil das Gemach einst anderen Zwecken gedient hatte und jetzt die Höhe des Turmes jede derartige Vorsicht überflüssig erscheinen ließ. An die Turmwand lehnte sich wenig unterhalb des obersten Fensters nur eine sehr hohe und schmale Mauer, welche sich unmittelbar am Abgrund entlang zog und, der natürlichen Neigung des Felsens folgend, sich langsam senkte, bis sie auf dem halb eingestürzten Dache eines trümmerhaften Bauteils endete. Der obere Rand dieser Mauer war für Menschen nicht gangbar, sondern so scharf zugeschrägt, daß nur allenfalls eine sehr übermütige Katze mit Vorsicht darauf entlang schleichen konnte.

Doch als Photinissa diese Mauer erblickte, da ging ein ruhiges Leuchten über ihre Züge, und freudig sprach sie zu sich selber:

„Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus.“

Darauf trat sie nach kurzer, ruhiger Umschau durch das Fenster auf die Mauerkante und schritt auf derselben entlang ohne Hast und ohne Vorsicht, als wäre es eine breite, sichere Fläche; sie blickte weder rechts noch links, sondern gerade voraus auf ihre Bahn, und kein Schwindel ergriff sie vor der schauerlichen Tiefe unter ihr, denn ihr gewaltiger Glaube machte sie fest gegen die Schwäche des Hirns und der Augen. Und unter dem Wandeln sang sie mit klarer Stimme einen Morgenpsalm, wie sie gewohnt war:

„Gott rüstet mich mit Kraft und macht meine Wege ohne Wandel.

Er macht meine Füße gleich den Hirschen und stellet mich auf meine Höhe.

Er lehret meine Hand streiten und lehret meinen Arm einen ehernen Bogen spannen.

Und giebst mir den Schild deines Heils, und deine Rechte stärket mich, und wenn du mich demütigest, machst du mich groß.

Du machst Raum unter mir zu gehen daß meine Knöchel nicht gleiten.

Ich will meinen Feinden nachjagen und nicht umkehren, bis ich sie umgebracht habe …“

Indem sie diese letzten Worte hersang, merkte sie plötzlich, wie sonderbar dieselben ihren wahren Absichten widersprachen, und weil sie dennoch von eben dem heiligen Sänger stammten, der alles andere so recht eigens für ihren Fall gedichtet zu haben schien, so gab ihr das für einen Augenblick ein inneres Stutzen und Schwanken; und eben dieser kurze Gedanke des Zweifels brachte alsbald auch ihre Augen in eine leise Verwirrung, daß sie hastig zu dem fürchterlichen Abgrund niederglitten.

Da war es ihr einzig Heil, daß sie nur noch zwei oder drei Schritte von dem breiteren Trümmerwerk entfernt war; so konnte sie einen raschen Sprung hinüberthun und sich retten.

Wie sie nun dort oben stand und die Augen mit der Hand bedeckte, um sich von dem jähen Schwindel zu erholen, vernahm sie von unten, vom Burghofe her einen vielstimmigen Aufschrei des Entsetzens zugleich und der Erlösung. Denn nicht wenige der Hausgenossen hatten ihren schauervollen Gang mit angesehen, aber keiner hatte zuvor einen Laut von sich gegeben, sie standen allzumal wie erstarrt und als wären ihre Kehlen umschnürt, und die härtesten Seelen mordgewohnter Pallikaren waren von Grauen

erschüttert bis in ihre Tiefen. Erst als die Jungfrau das rettende Dach erreicht hatte, schrieen sie auf und atmeten tief, als ginge ein furchtbarer Schmerz von ihnen, viele sanken in die Kniee und beteten laut, andere standen noch lange, als wären sie versteinert.

Auch Frau Eudoxia selber mußte von ihrem Fenster aus der wahnsinnigen Wanderung zusehen, und als sie ihre Tochter hoch über dem Abgrund schweben und dann nur kaum dem tödlichen Sturze entrinnen sah, da unterlag sie zum erstenmal in ihrem Leben einer weiblichen Schwäche und verfiel in eine kurze Ohnmacht, danach in einen langen und heftigen Weinkrampf. Sie rief aber niemand zu ihrer Hilfe und ließ sich nichts merken, bis der Zufall überstanden war; nur zu sich selber sprach sie bitter: „Wie soll ich diese Rasende halten? Sie hat einen mächtigeren Geist als ich."

Photinissa stieg nun ruhig hinab über das Getrümmer, das einen rauhen, doch sicheren Weg gab bis in den ebenen Burgraum. Und als sie leicht und heiter zwischen den Klephten hindurchschritt, da war nicht einer unter ihnen, der ihrem Willen nicht wider alle anderen Befehle selbst der gefürchteten Hausherrin gehorcht hätte. So trat sie, ohne um sich zu sehen, vor den Schließer des Turmes und sprach zu ihm:

„Gieb mir den Schlüssel, welcher die Thür zu dem Kerker des Gefangenen aus dem Hause Pierakos öffnet!"

Und der Mann sah ihr starr ins Angesicht, dann that er, ohne ein Wort zu entgegnen, nach ihrem Gebot, ging voran und erschloß ihr das Gefängnis.

„Folget mir, Pierakos," rief sie, „Ihr seid frei; und Ihr sollt mich zu dem Hause Eurer Vettern Dimitrios und Gennäos führen, daß ich ihre harten Herzen zur Buße und zum Frieden erweiche! Ich bin Photinissa Nerulos!"

Der Gefangene meinte einen Engel des Lichtes zu sehen, der zu seiner Befreiung gesandt sei, fiel ihr zu Füßen, und Thränen schimmerten in seinen melancholischen Augen.

„Ach, Photinissa Nerulos," antwortete er nach einer Pause mit trauriger Stimme, „von Buße dürft Ihr wohl reden, doch von Frieden nimmermehr, denn die Buße werden wir mit unserem Blute zahlen. Allem, was den Namen Pierakos trägt, ist bestimmt zu sterben, und ist kein Entrinnen möglich. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut. Auch ist mir's um mich selbst nicht so leid und auch nicht so um den Dimitrios, denn er ist lahm, und ich war nie zu rechten Dingen zu gebrauchen; dem Gennäos aber gönnte ich gern Glück und langes Leben, er ist schön, edel und stark, und gern auch würde ich mein Blut für ihn geben, wenn er zu retten wäre; doch das Schicksal liegt über ihm wie über uns allen. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

„Ich aber komme, euch Frieden zu bringen und Versöhnung. Folget mir!" sprach Photinissa kurz mit ruhiger Überzeugung.

Da blickte er staunend auf, und nachdem er eine kurze Weile in ihr Antlitz gesehen, setzte er leiser hinzu:

„Und lieber noch würde ich für Euch mein Blut dahingeben, könnte ich damit den altererbten Fluch von Eurem schönen Haupte nehmen."

Photinissa winkte ihm stumm, und er folgte ihr gehorsam wie ein Knecht seiner Herrin. Er war ein unansehnlicher Mann, schwach von Gliedern und nicht gewohnt, für etwas Großes zu gelten. Sie ließ darauf von den Knechten Rosse satteln für sich und ihn und zwei Mägde, die sie rasch auswählte und die sich zitternd ihrem Befehle fügten. Mit diesen dreien ritt sie ungehindert und ohne Abschied zum Burgthor hinaus; bei dem Grabe ihres Bruders schauderte sie leise und bekreuzte sich. Ihr Begleiter aber sagte:

„Es ist schön, unter dieser Cypresse zu ruhen."

Dann zogen sie vorüber.

Einige Winzer, die am Fuß des Felsens arbeiteten, hoben verwundert ihre Augen

auf, erkannten die Herrin und fragten treuherzig nach ehrfurchtsvollem Gruß:

„Wohin reitest du, Herrin?"

„Nach Gasturi zu den Pierakos," erwiderte sie freundlich.

„Kyrie eleison!" riefen die Leute und starrten ihr nach mit erschrockenen Blicken.

* *
*

Lange nach Sonnenuntergang kehrte Photinissa von ihrer Bekehrungsfahrt zurück. Glühend von stolzer Siegesfreudigkeit trat sie vor ihre Mutter und rief der Grollenden treuherzig entgegen:

„Mutter, vernimm, die Feinde habe ich besiegt mit der Kraft des göttlichen Wortes, sie beugen sich in Demut und bieten dir willig die Hand zur Versöhnung, und bieten eine Buße obenein, die du selbst bestimmen mögest. Geh nun auch du ihnen milde entgegen und versündige dich nicht an dem heiligen Willen Gottes, der den Trotz jener Wilden so wunderbar in christliche Reue gewendet hat. Gieb auch du ihnen und mir die Hand zum Frieden!"

Frau Eudoxia hörte mit eisiger Ruhe die Rede ihrer Tochter an und entgegnete fest:

„Leicht ist's Versöhnung zu bieten für den, der nichts mehr zu gewinnen und alles zu verlieren hat. Die Buße aber, die ich jenen bestimme, ist nur eine und bleibt ewig dieselbe — ihr Blut. Wenn das geflossen ist und mein Sohn in der Grabstätte seiner Väter ruht, dann soll Friede sein."

So stellten sich Mutter und Tochter von neuem unbeugsam wider einander und fanden auch in langen Reden und Gegenreden keinen Boden, auf dem ihre Gedanken sich freundlicher begegnen konnten, bis sie sich zuletzt kalt mit zugeschlossenen Herzen trennten, jede ihren eigenen Willen bewahrend. Zwar erhielt Photinissa fortan ein geziemendes Gemach im Hause und ward in ihrem Thun durch keine Schranken behindert, aber Eudoxia beschloß in dieser Nacht, den Racheplan nun mit verdoppelter Eile zur Ausführung zu bringen.

Zur selben Stunde loderte auch in dem bußfertigen Hause Pierakos plötzlich eine ungewohnte Flamme der Zwietracht empor. Nach der Entfernung des schönen Gastes blieben die drei lange Zeit in tiefem Schweigen beieinander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt; der Vetter saß mit trüben, Gennäos mit leuchtenden Blicken, und Dimitrios trank hastiger als sonst seinen dunkelfarbigen Wein.

Endlich unterbrach der letztere die Stille mit den kurzen Worten:

„Das Mädchen hat recht, diese Fehde muß ein Ende nehmen. Ich weiß ein Mittel, auch die trotzige Frau Eudoxia zu versöhnen: ich biete ihr zur Buße den ganzen Reichtum unseres Hauses, der ihre Armut neu vergolden kann; ihre Tochter Photinissa soll alles, was unser ist, mitbesitzen als mein Weib."

Der melancholische Vetter ward blaß bei dieser Rede, blickte scheu empor und verließ dann leise das Gemach; draußen füllten seine Augen sich mit Thränen.

Gennäos aber fuhr aus schwärmenden Träumen erschrocken empor, ein beglückender Wunsch, der seine Seele in schwankender Ferne umgaukelt, trat plötzlich durch die Worte seines Bruders zu klarem Gedanken gestaltet vor ihn hin, und er stammelte mit verwirrter Heftigkeit:

„Dein Weib? ... Sie ...?"

Dimitrios verstand den Sinn der zweifelnden Frage, und vom Trunk erhitzt, ward er zornig und rief mit lautem Hohn:

„Ei, mein Söhnchen, mir scheint gar, du möchtest selbst diese Perle gewinnen, du unreifes Gewächs, du lallender Knabe — mir aber scheint es nötiger, für dich eine Amme zu suchen als eine Ehefrau; einem neugeborenen Kinde magst du dich anverloben, und wenn das herangewachsen ist, wirst auch du vielleicht die erforderliche Männlichkeit erworben haben! Jetzt aber vergiß nicht, daß ich das Haupt des Hauses Pierakos und dein Herr bin. Photinissa Nerulos wird mein Weib und deine Herrin werden!"

„Photinissa dein Weib! ... Du Krüppel!" rief Gennäos in fassungsloser Leiden-

schaft und schüttelte die Faust gegen seinen Bruder. Dann stürzte auch er hinaus, warf sich auf sein Roß und suchte in wildem Ritte sein kochendes Blut zu beruhigen. Stundenlang jagte er durch die Finsternis, und als er endlich heimkehrte, hatte sich sein sehnender Traum zu heißer Begierde und die Begierde zu festem Entschluß verdichtet.

Am nächsten Morgen in aller Frühe berief Dimitrios den gehorsamen Vetter zu sich, rüstete ihn in geheimer Unterredung mit gewichtigen Aufträgen an die alte Todfeindin Eudoxia Nerulos aus und entsandte ihn in großer Eile. Als er aber einige Stunden später seinem Bruder mit spöttischer Ruhe von dieser Sendung Kunde gab, schritt Gennäos schweigend hinaus, sattelte sein Roß und verließ trotzig das Haus seiner Väter, ohne dem Bruder lebewohl zu sagen.

* * *

In den Burghof von Angelokastron ritt ein Mann, den niemand leicht mit seinem Willen hier wieder zu erblicken gedacht hatte, da er doch erst vor einem Tage durch ein halbes Wunder aus höchst übler Lage erlöst worden war. Er kam jedoch diesmal als ein beglaubigter Friedensbote, ja noch mehr, als ein offener Freiwerber für seinen Verwandten und Herrn Dimitrios Pierakos.

Als er aber mit solcher Botschaft und Bitte vor Frau Eudoxia trat, machte diese gar sonderbare Augen und warf seitwärts auf ihre Tochter einen bitterhöhnischen Blick, als wollte sie sagen: „Also darum trieb dich so gewaltiger Friedenseifer, daß du dir mit unschicklicher Eile einen Ehegemahl erjagest und noch dazu einen gichtbrüchigen Krüppel, wie man sagt?“ Sie war jedoch bei all ihrer herben Gemütsart eine kluge und feinblickende Frau und erkannte auf der Stelle genau, daß Photinissa von der raschen Werbung weder etwas wußte noch wissen wollte. Denn dieselbe stand da mit ganz erschrockenen Augen und machte eine unwillkürliche, aber so heftige Bewegung ängstlicher Abwehr, daß leicht zu merken war, von dieser lahmen Seite drohe ihr keine Gefahr einer Herzensverirrung. Vielmehr ward es Frau Eudoxia klar, daß sie ihrem Kinde selbst eine zwar unverdiente Wohlthat erweisen werde, wenn sie den Antrag kurzer Hand ablehnte. Und um für diese Ablehnung eine recht kräftig wirksame Form zu gebrauchen, ließ sie den Boten sogleich verhaften als einen Menschen, der heimtückisch ihrem Gewahrsam entflohen und außerdem ohne alle Frage als Spion zu betrachten sei.

Da aber erhob sich Photinissa mit feurigem Eifer für den schuldlosen Mann, den sie zudem mit Fug als ihren besonderen Schützling betrachten durfte, und hielt eine glänzende Rede wider einen so schmählichen Bruch alles christlichen Rechtes und wider die verstockte Gesinnung, die einen friedenbittenden Gegner mit rohem Hohn zum äußersten treiben wollte.

Durch diese Rede erreichte sie so viel, daß Frau Eudoxia einsah, es sei höchst notwendig, ihre mütterliche Obgewalt einmal ganz sichtbarlich vor sich selbst, vor dem trotzigen Kinde und vor allen ihren Leuten zu markieren. Aus diesem Grunde ließ sie den Gefangenen gar nicht erst wieder in den Kerker führen, sondern geradeswegs hinaus vor das Burgthor, woselbst er an der großen Cypresse über dem Grabmal des Rhisos Nerulos mit einem Stricke aufgeknüpft wurde.

Er hatte den letzten Trost, mit seinen wehmütigen Augen zu sehen, wie das schöne Mädchen für ihn mit thränenden Augen einen Fußfall vor ihrer Mutter that, sein Leben aber ward dadurch nicht gerettet.

Wenige Stunden danach ritt Gennäos den Felsenweg von Angelokastron hinauf, das Herz geschwellt von sehnender Leidenschaft. Auf einmal scheute sein Pferd und ließ beiseite schaudernd den Reiter aus seinem Sinnen auffahren; und wie zu einem bösen Traume starrte er zu dem armen Gehenkten empor, der jämmerlich von der schönen Cypresse herabhing.

Seine Augen füllten sich mit Thränen, er schnitt den Leichnam mit seinem Degen ab, legte ihn zur Erde und sann darüber nach, wie er ihm zu einem ehrlichen Begräbnis verhelfen möchte. Er ahnte wohl den Zusammenhang dieses Schrecknisses, das bleiche Antlitz des Toten schien ihm eine Warnung herzuwinken, und er sprach zu sich selber: „Das ist auch dein Schicksal, wenn du drinnen von der Burgfrau erkannt würdest, ehe du etwa heimlich ihre Gunst dir erworben und ihr Herz gemildert hast."

Eine große Furcht überfiel ihn, denn auch für einen tapferen Mann ist die Nähe eines solchen Todes häßlich und lähmend; und seine Sehnsucht kämpfte einen heißen Kampf mit der warnenden Sorge. Sein Auge fiel auf den marmornen Engel mit dem blutigen Fetzen in der Hand; mit dem Schrecken zugleich aber stieg eine tröstende Hoffnung in seine Gedanken. Ich bin unschuldig, dachte er, an dem Blute dieses Menschen, denn ich war noch ein Kind, als er gestorben ist, vielleicht daß darum mir die Versöhnung gelingen mag.

Noch schwankte er unschlüssig, ob er klüglich heimkehren oder sich dem todrohenden Wagnis unterziehen sollte, da stiegen einige Männer mit einer Bahre von der Burg hernieder und traten mit verwunderten Blicken an den Fremdling heran. Und als sie an der Tracht und Haltung einen Edelmann erkannten, wurden sie höflich und erzählten, daß die junge Herrin sie heimlich gesandt habe, den Leichnam nach Gasturi zum Hause der Pierakos zu tragen und seinen Verwandten zu ehrlicher Bestattung zu übergeben. Diese Kunde von dem freundlichen Sinne des Mädchens befeuerte sein Verlangen so sehr, daß er seinem ersten Entschlusse wieder getreu ward und kühnlich zum Burgthor hinanritt.

Er ließ sich der Burgherrin als ein fremder Edelmann melden, ohne jedoch seinen Namen anzugeben. Frau Eudoxia empfing ihn feierlich in dem großen Gemache, das ihr als Audienzsaal diente, weil es das einzige war, das dem Ruhme der Familie entsprechend noch mit reichem venetianischen Prunkgerät aus alter Zeit geschmückt war. Sie saß auf feingeschnitztem Thronsessel über einem schweren morgenländischen Teppich, ihre Tochter stand ihr zur Seite, und rückwärts im Kreise einige anständig gekleidete Mägde und bewaffnete Knechte.

Mit scharfer Aufmerksamkeit schaute sie dem Eintretenden entgegen, und darüber entging es ihr zum Glück, wie Photinissa bei seinem Anblick erschrocken zusammenfuhr, hastig den Arm erhob, als wollte sie ihm warnend zurückwinken, und dann erblassend mit tiefgesenkten Wimpern vor sich niederstarrte. Von den Knechten mochte ihn gleichfalls der eine oder andere kennen, aber so groß war der Respekt vor den beiden Herrinnen, daß niemand sein Wissen zu äußern wagte, aus Furcht, den Unwillen einer von beiden zu erregen; denn schon schwirrten unter den Bediensteten mancherlei Gerüchte von dem schweren Konflikt zwischen Mutter und Tochter.

Gennäos verwirrte sich anfangs bei dem Anblick der heißbegehrten Jungfrau, wie ein Taumel überkam ihn eine gewaltige Lust, sich zu ihren Füßen zu stürzen und sich laut sogleich ihr zu eigen zu schwören; doch ein Blick in die herrisch-kalten Züge der schlimmen Frau hielt ihn bei Besinnung; er vergewisserte sich bald, daß sie keinen Verdacht hegte — denn sie hatte den Jüngling nie mit Augen gesehen, ward er doch erst seit kurzem zu den Vollerwachsenen gerechnet — verneigte sich dann mit festem Anstand und begrüßte die Damen nach aller Gebühr als rechter Edelmann. Frau Eudoxia gab er an, er sei ein Kavalier aus edlem Hause, doch sei ihm aus Gründen daran gelegen, namenlos einige Tage das Gastrecht in Anspruch zu nehmen; in leiserer Rede deutete er an, die Seinigen sännen darauf, ihn zu beweiben, er aber gedenke, soweit es angehe, lieber selbst zu handeln und zu wählen. Er brachte das alles so keck und munter vor, daß niemand ahnen konnte,

wie ihm doch dabei eine rechte Angst im Herzen saß.

Aha, dachte Eudoxia, das ist ein während deines einsamen Lebens herangewachsener Sohn entweder der Quirini oder der Barozzi oder der Theotokis oder der Komutos — denn mit diesen Häusern hatte sie stille Verbindungen behufs der Heirat ihrer Tochter angeknüpft —; er ist offenbar klug und unternehmend und von eigenem Willen, und das soll ihm von mir zum Guten angerechnet werden. Es ist möglich, daß wir diesen gern zu unserem Eidam erwählen.

Er war zudem ein schöner junger Mensch, von schlankem Wuchs und frischen, entschlossenen Augen, und jetzt, wo die verschüchternde Gewalt einer echten Liebesneigung seinen ererbten adeligen Trotz zu bescheidenem Anstand herabdrückte, konnten mit gutem Recht auch mütterliche Augen auf ihm mit hoffnungsvollem Behagen ruhen.

In so wohlgefälliger Stimmung erließ sie den Befehl, für den Gast in allen Stücken auf das beste zu sorgen. Ihrer Tochter aber gab sie keinerlei Winke in Hinsicht ihrer stillen Vermutung; sie hatte in der kurzen Frist gelernt, daß es nicht gut sei, die raschen Geister des Widerspruchs in ihr mutwillig zu reizen. Sie hoffte aber heimlich einen guten Erfolg des stattlichen Kavaliers bei einem so leidenschaftlichen Herzen; und ihre Hoffnung ward dadurch nicht verringert, daß die Jungfrau während dieses ganzen Tages scheu und still umherglitt und schwer über neuen Gedanken zu brüten schien.

* * *

In früher Morgenstunde des nächsten Tages begab sich Photinissa zu dem Priester Chrysikopulos, der ein kleines Haus in einem Winkel des Burghofes neben einer Kapelle bewohnte; auch war ein winziges Gärtchen dabei, das große Aloepflanzen umhegten; diese standen in jenen Tagen in Blüte, und die schlanken Blumenstengel ragten in die Luft wie hohe Kerzen, und wilde Rosen hingen in üppiger Wirrnis darüber. Drinnen aber war nur Platz für wenige frische Kräuter und einen einzigen schönen Granatbaum, unter welchem der Greis morgens und abends bei seinen Gebeten zu sitzen liebte. Dort fand ihn das Fräulein auch heute, doch war sein Gebetbuch geschlossen, und er saß in so tiefes Sinnen verloren, daß er nicht merkte, wie die Granatblüten, vom Morgenwind geschüttelt, ihn gleich einem roten Regen überrieselten.

„Vater Alexios!“ rief sie ihn an und rührte seine Schulter leise mit der Hand, „wißt Ihr, wer der Fremde ist, der gestern zu uns kam und den meine Mutter freundlich aufgenommen hat?“

„Ich weiß es,“ erwiderte der Priester, „und seit der Morgenröte gehen meine Sorgen um ihn. Es ist einer, dem das Schwert über dem Haupte hängt, einer, dem der Tod gewiß ist, sobald nur ein einziger unserer Knechte ihn gleich mir erkennt und besseren Mut hat als ich, ihn der Herrin zu verraten. Es ist ein Tollkühner, der Unmögliches wagt — ich denke aber, Photinissa, er wagt es um Euretwillen, und deshalb gebot das Herz mir, über ihn zu schweigen. Ich habe nun vor wenigen Minuten einen Knaben zu ihm gesandt, daß er mich hier aufsuche und sich warnen lasse.“

„Um meinetwillen kommt er, ja,“ sagte sie rasch, „er kommt um des Friedens willen, denn meine geistliche Rede hat ihn zum Guten bekehrt. Ich denke, er hofft das Herz meiner Mutter unerkannt für sich zu gewinnen, daß sie ihren wilden Zorn fahren lasse und nachher der Versöhnung geneigter sei. Ich bete zu Gott, daß ihm sein löbliches Unterfangen wohlgelinge.“

„Den Frieden wünscht er, ja,“ sprach Alexios mit Bedeutung, „aber schwerlich den Frieden allein; wie sollte ein Pierakos darum sein Leben in unerhörtem Spiele wagen? Solchen Mut verleiht die heiße Leidenschaft allein — Ihr seid es, nach deren Hand und Herz er strebt; und Gott schenke, daß ihm Euer Herz gewogen

werde, das wäre die letzte und einzige Hoffnung zu einem Frieden."

Photinissa erblaßte leicht und trat einen Schritt zurück; eine große Bestürzung malte sich in ihren Zügen, und sie fand kein Wort der Erwiderung.

Auch der Priester erschrak bei so beredtem Schweigen und fragte nach langer Pause:

„So spricht Euer Herz nicht für ihn? So liebt Ihr ihn nicht? Das geht wider meine Hoffnung und ist einem großen Unheil gleich."

Hastige Thränen stürzten aus ihren Augen, und traurig entgegnete sie:

„Ich meinte es gut mit ihm, aber lieben kann ich ihn nicht wie einen Bräutigam. O nein, der müßte ganz anders sein; den ich so lieben könnte, der müßte so hoch und hehr sein, daß mein Herz mich drängte, nur zu seinen Füßen zu sitzen und seiner Rede zu lauschen, der müßte ein Mann sein, wie der Apostel Paulus gewesen ist!"

„Seltsame Schwärmerin!" rief Alexios fast unwillig aus, „wo wollt Ihr solchen Mann in allen Landen finden? Steiget herab aus Eurem geträumten Paradies und lernet unter Menschenkindern zu leben, die anders sind, als Eure üppige Einbildung sie Euch malt. Gennäos Pierakos ist mit nichten der Schlechtesten oder Geringsten einer, er ist tapfer und ansehnlich und scheint von ehrlichem Herzen — das aber wisset zumal: jenes Wort, mit dem Ihr seine Werbung verschmähen werdet, zerstört mit unerbittlicher Macht Euer schönes Werk der Versöhnung für alle Zeit, zieht Mord und aber Mord nach sich, vernichtet ein edles Geschlecht ohne Gnade vom Erdboden. Ich begann eine leise Hoffnung zu hegen, Eure Mutter könnte mit dem schon gefallenen Sühnopfer sich begnügen und dem Gennäos, der noch ein Kind war beim Tode ihres Sohnes, Frieden gewähren — wenn er selbst ihr Sohn würde und das gesunkene Haus der Nerulos neu erbauen hülfe. Das wäre eine freundlichere Sühne der alten Blutschuld zweier mordbefleckter Geschlechter; Ihr aber werdet das Todesurteil über diesen Jüngling sprechen und das zarte Gewebe des Friedens, das Ihr selbst zu spinnen schienet, mit eigener trotziger Hand zerreißen. Jawohl, ich sehe, meine Hoffnung war eitel, und meine düstere Ahnung sprach die Wahrheit, es könne kein Frieden werden, bis das Geschlecht der Pierakos vom Erdboden vertilgt sei in allen seinen Gliedern. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut!"

Der Greis verstummte bekümmert; Photinissas Farbe war nun ganz erblaßt, und ihre Augen starrten mit dumpfem Entsetzen ins Leere.

In diesem Augenblick trat Gennäos in das Gärtchen, und wie er die Jungfrau erblickte, meinte er, daß sie es sei, die ihn besandt habe, und rief mit stürmischer Freude:

„O liebe Herrliche, um Euretwillen bin ich hergeritten, den Frieden zu suchen, helfet Ihr nun vollenden, was ich glücklich begonnen. Seht, Ihr seid es, die mein Herz gefangen und meine Seele berauscht hat, ich kann nichts fühlen mehr noch denken, als wie ich Euch mir zu eigen gewinne. Das ganze Leben ist mir öde und schrecklich geworden ohne Euch, und lieber will ich heute noch den Tod vor Euren Augen erdulden, als ohne Hoffnung wieder von hinnen scheiden. Photinissa Nerulos, erbarme dich des Mannes, den du mit tödlicher Liebe geschlagen hast, den deine Schönheit siech gemacht bis zum Tode, erbarme dich und gieb mir den Frieden, daß ich in deiner Liebe genesen könne!"

Nach diesen hastigen Worten stürzte er zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

Photinissa schauderte leise bei seiner Berührung, und ihre Hand blieb kalt und regte sich mit keinem leisen Drucke; mit entschlossener Stimme aber erwiderte sie nach kurzem, bangem Schweigen:

„Ich erkenne, Gennäos Pierakos, daß Ihr Euer Herz aufrichtig zum Guten gewendet habt und zum rechten Glauben. Darum will ich Eurem Begehren nicht widerstreben, sondern will thun, was ich

thun muß um des Friedens willen, wie es Gottes Ruf mir geboten. Ich will Euer Weib werden und Euch Treue geloben, solange ich auf Erden wandle."

Gennäos sprang in trunkener Freude empor und wollte die Geliebte feurig in seine Arme schließen; sie aber trat hastig zurück und sprach:

„Noch nicht, Gennäos! Zähmet Eure Wünsche, bis wir mit meiner Mutter geredet, denn ohne ihr freundliches Wort wäre kein Segen und kein Friede bei diesem Bunde. Lasset uns darum sogleich zu ihr gehen und ihr unseren Wunsch offenbaren. Ich weiß, sie muß nun nach unserem Willen thun und kann nicht dawiderstreben: denn wir sind es, die das Gute wollen, und ihre Gedanken stehen auf Rache, auf Mord, darum ist kein Zweifel, daß wir meiner Mutter starren Sinn niederzwingen werden und sie sich dem Gebote Gottes beuge. Wir werden über ihren Groll den Sieg davontragen, weil wir den rechten Glauben haben, denn der Glaube ist allmächtig und kann nicht trügen, er reißt nieder, was ihm feind ist, und gewinnt, was seine Hoffnung ist. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler ..."

Wie Photinissa eine so begeisterte Sprache redete, blickte ihr Gennäos mit scheuer Andacht in die glühenden Augen; es überkam ihn fast eine heimliche Furcht vor dem seltsamen und feurigen Geiste, der in diesem holdseligen Leibe wohnte.

Alexios aber blickte sorgenvoll zu Boden, legte endlich die Hand auf ihre Schulter, um sie zu beruhigen, und sagte:

„Haltet ein, Kind, in so unseligem Unterfangen; wolltet Ihr heute schon der Herrin verraten, wer dieser ist, es wäre sein sicherer Tod. Denket an jenen armen Boten, der auch sterben mußte auf Eurer Mutter Gebot all Eurer Fürbitte zum Trotz; wieviel lieber würde sie aber noch diesen töten, der die beste Hoffnung seines Geschlechtes ist, dem sie den Untergang geschworen hat. Mein Rat ist vielmehr dieser: der Jüngling mag noch einige Tage unerkannt hierselbst verweilen und soll trachten, sich das Herz Eurer Mutter noch fester zu gewinnen, da sie ihm schon in einigem Wohlwollen geneigt scheint. Dann mag er fliehen und sich in seinem Hause bergen, bis wir mit langsamer Klugheit und etlicher List ihren Sinn zum Besseren gewendet haben. Ich verzage nicht, daß solches möglich sei, aber Ihr müsset weise die Zeit erwarten und alles sorglich im stillen wandelnd vorbereiten. Das ist mein Rat, und dazu will ich mit meiner Kraft Euch helfen, soviel ich vermag."

„Wie?" rief Gennäos schnell einfallend, „wie sollte mir das möglich sein, zu warten und immer zu warten, indes die heiße Sehnsucht mich alle Tage verzehrte und marterte? Nein, als ich mich hierher wagte, da war mein Gedanke, nicht ohne dich, schöne Photinissa, wieder umzukehren, und bei diesem Gedanken will ich bleiben, weil ich nicht anders kann. Ich rate aber so: laß uns noch heute den Tag hindurch einander fremd scheinen, und ich will deiner Mutter allerlei Freundlichkeit erweisen, sie mir noch besser geneigt zu machen. Sobald aber die Nacht gekommen ist, wollen wir zusammen entfliehen und uns so lange im Verborgenen halten, bis wir durch die Hilfe dieses trefflichen Priesters Verzeihung erlangt haben. Auf solche Weise kann zugleich unserer Liebe ihr Recht geschehen und der Friede zwischen beiden Häusern begründet werden. Denn man weiß, daß geschehene Dinge auch von starren Herzen leichter hingenommen werden, als wenn sie noch durch Härte zu ändern sind; und so mögen wir uns der Hoffnung getrösten, daß beide, deine Mutter und mein Bruder, sich zuletzt in das Neue fügen und selbst einander die früheren Unbilden vergessen werden."

Dieser kecke Plan schien nach einigem Bedenken auch dem Priester noch leidlich klug erdacht, und er gab zögernd seine Zustimmung, wenn es denn einmal dem Jüngling ganz unmöglich sei, allein seinen Heimweg zu suchen; das sei freilich immer für das allerbeste zu halten.

Photinissa jedoch hob das Haupt hoch empor und rief:

„Wie aber, Vater Alexios, soll ich also meine leibliche Mutter so greulich belügen und betrügen? Steht nicht geschrieben: Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit? Soll uns nun Frieden erblühen aus unreinem Wesen? Wäre uns nicht das Glück selber, wenn es so gewonnen würde, besudelt und vergiftet? Ich könnte nimmermehr vor meinem Herzen bestehen, noch mich in Freuden mit meinem Gott besprechen, wie ich gewohnt bin. Denn noch bin ich rein und nicht befleckt durch Sünde und arge List wie andere Menschen, und darum kann ich mit meinem Glauben allein wohl größere Wunder verrichten, als schuldige Seelen je begreifen mögen. Also ich will zu meiner Mutter gehen und thun, was mein eigenes Herz mir gebietet, welches mir in diesen Tagen beständig viel besser geraten hat als all eure Klugheit und List.“

„O Kind, Kind,“ fiel ihr Alexios ängstlich ins Wort, „überhebet Euch nicht Eures Glaubens und Eurer Reinheit! Es ist kein Mensch, der sündlos durchs Leben gehen kann; ja, vermöchte er's auch nur eine mäßige Weile hindurch, sein schöner Glaube würde bald ersticken unter dem Gewächs seines Hochmutes, er würde sich Gott gleich dünken und meinen, alle Dinge seien in seine Macht gegeben, daß er überall thun könne nach seinem Belieben. Und wie nun? Wenn Ihr durch Euer trotziges Wagnis diesen Jüngling in jähen Tod verstricktet, sollte Euer Herz da nicht befleckt sein von Mitschuld? Sollte es sich nicht zurufen: Ich habe ihn gemordet! Denket wohl nach, ob Ihr auch ein göttliches Recht habt, also mit dem Leben eines Menschen zu spielen; könnte Gott es nicht mit Zorn von Euch wiederfordern?“

„Sein Leben steht in Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt,“ sagte Photinissa ruhig. „Und sollte Gott sich jetzt mir versagen, nachdem er mir so herrliche Zeichen seiner Gnade gegeben? Hat er mich nicht sicher wie einen Vogel über jene Mauer geführt? Hat er nicht die Herzen unserer grimmigen Feinde unter meinem Wort gebändigt, daß sie selber kommen, den Frieden mit unserem Hause zu suchen? Sind das nicht Gottes Winke? Und soll ich nicht vertrauen, daß mein Glaube auch jetzt über unchristliches Hassen siegen muß?“

„Halt ein mit deinem Prahlen, thörichte Seele!“ rief der Priester laut und nun zum erstenmal mit zorniger Heftigkeit. „Wahrlich, wenn du ein wenig die Welt kenntest, so würdest du merken und wissen: weder dein Wort noch dein Glaube hat dir diese Herzen der Feinde bezwungen, sondern einzig ein anderes unhimmlisches und ganz irdisches Ding. Denn glaube mir, ohne deine schöne Gestalt und dein hübsches Gesichtlein, die vor jenen am lautesten gepredigt haben, wärest du nichts als ein Gespött der Männer geworden, die nie zuvor einem frommen Wort aus Priestermund ernstlich ihr Ohr geliehen. Nur deines Leibes Schönheit war es, die diesen mit weltlicher Glut entzündet — und ich will solche Glut nicht tadeln, wenn sie zum Frieden führt — aber du beuge deinen Hochmut und maße dir nicht an, daß deine Siege göttlichen Ursprungs seien!“

Wie der Greis so neue, scharfe Worte ausstieß, blickte ihm Photinissa fremd und starr ins Gesicht, als hätte er plötzlich eine andere Sprache von unbekannten Lauten geredet; und als er schwieg, schüttelte sie verwundert und halb zornig das Haupt, wandte sich kurz ab zu Gennäos und wiederholte heftiger ihr Verlangen:

„Kommt mit mir, Pierakos, ich muß thun, wie mein Glaube mir gebietet; ich will die Wahrheit reden mit meiner Mutter.“

Doch auch der Jüngling neigte sich bittend zu ihr nieder: „Geh mit mir, Geliebte, wo meine Liebe und meine Waffen dich schützen können! In diesen Mauern spüre ich's wie Blutgeruch, nicht Mut noch Trotz kann hier zum Ziele führen, sondern Klugheit allein, die sich beugt vor dem Sturm, bis er vorübergezogen.“

„Fliehet denn ohne mich!“ rief Photinissa leidenschaftlich, „flieht und suchet Eure Rettung, wenn Ihr keinen Glauben an mich habt und Euch fürchtet! Mich aber laßt meinen Willen vollbringen!“

Ihre schwarzen Augen sprühten Zorn und Bitterkeit, aber nie war ihr Antlitz schöner und ihre Gestalt herrlicher erschienen als in dieser Minute. Gennäos schaute sie an mit heißer Bewunderung, die wiederum mit einem heimlichen Schauer gepaart war, und sagte fest:

„Ich bleibe bei dir und lege mein Leben in deine Hände. Dein Glaube sei mein Glaube, und muß ich hier sterben, so soll mir der Gedanke süß sein, daß deine Augen meine letzte Stunde segnen.“

Als er das sagte, zog ein leises Leuchten des Stolzes über ihr Antlitz, mit freundlicherem Blicke ergriff sie seine Hand und führte ihn mit sich dem Hause zu, nachdem sie dem Priester den Spruch zugerufen:

„Die auf den Herrn hoffen, werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben wie der Berg Zion.“

Alexios aber senkte das Haupt, da er die beiden gehen sah, und sang schwermütig hinter ihnen her:

„Kyrie eleison! Kyrie eleison!“

Frau Eudoxia saß auf ihrem Stuhle und sah mit Verwunderung, doch nicht ganz ungnädig die beiden Hand in Hand herantreten.

Da rief Photinissa mit zuversichtlichem Blicke: „Schau her, Mutter, ein Wunder geschieht, um deine Rache zu stillen und deine Seele dem Frieden zu öffnen: siehe, dein Feind, den du zu töten sannst, kommt selbst in dein Haus und stellt sich dir als Gefangener aus freien Stücken! Hier steht er vor dir: dieser Mann ist Gennäos Pierakos, der Bruder des Dimitrios. Ich selber verrate ihn dir, denn ich weiß, daß nun die Großmut in dein Herz einziehen wird; du hast den Sieg gewonnen, dein Feind demütigt sich selbst vor dir, hier ist keine Rache mehr zu üben, nur Gnade, Vergebung und Liebe. Und nun eines wisse: um des Friedens willen habe ich ihn erwählt, daß er mein Bräutigam sei. So hebe ihn denn auf und begrüße ihn mit Freuden, du kannst nun nicht mehr anders als Frieden geben, denn er ist dein Sohn geworden, und es steht geschrieben: Wer sein eigenes Haus betrübt, der wird Wind zum Erbteil haben.“

Indem sie so redete, hatte Gennäos sich auf ein Knie niedergelassen und harrte bescheiden der Antwort; die Worte der Geliebten schlugen wie süße Glockenklänge an sein Ohr und ließen seine Hoffnung freier aufatmen, denn er meinte, es könne kein menschlich Herz solchen Bitten widerstehen.

Eudoxia blieb eine geraume Weile stumm und fast übermannt von ihrem Erstaunen. Von der Rede ihrer Tochter vernahm sie einzig den Namen Pierakos, so gewaltig nahm dieser ihr Ohr gefangen, und heftig wechselnde Gefühle gingen durch ihren Busen: Haß und Zorn, Triumph und grimmige Freude, qualvolle Erinnerung an den gemordeten Sohn, ein kurzes Schwanken und Sinnen und dann wieder einzig die Wollust der Rache — aber nicht ein Hauch des Mitleids und der Rührung spiegelte sich in ihren Mienen.

Zuletzt rief sie eine Magd herbei, flüsterte ihr einige Worte ins Ohr und schickte sie hinaus. Gleich darauf erschienen mehrere bewaffnete Pallikaren, denen sie einen leicht verständlichen Wink gab und mit ruhigem Hohne sprach:

„Führet diesen Fremdling hinauf in das oberste Gemach des Turmes, damit wir ihm eine besondere Ehre und Liebe erweisen, denn an eben der Stelle hat seine Braut die erste Nacht im Vaterhause geschlummert. Und wenn es ihn gelüstet, auf demselben Wege, wie sie gethan, den Ausgang zu suchen, so soll ihm niemand wehren; ich will doch sehen, ob es Engel giebt, die auch blutbefleckte Männer über den Abgrund tragen. Ich will indessen einen Boten zu seinem Bruder senden, der auch diesen laden soll zu einem herrlichen Feste, das ich den beiden alten Freunden meines Hauses zu geben gedenke. Denn ich trachte durchaus, ihrem Begehren nach Versöhnung zu willfahren, und darum

will ich sie auf eine kurze Weile in die Unterwelt hinabsenden, daß sie dort über den Frieden reden mit den blutigen Schatten meines Eheherrn und meines einzigen Sohnes; und wenn die Versöhnung geschehen ist und die Hölle sie wieder heraufschickt, dann bin ich die erste, die ihnen die Hand zum traulichsten Bunde entgegenstreckt."

Während sie mit steigender Stimme so grausam höhnte, hatten die Knechte sich auf den knieenden Jüngling geworfen, ihn entwaffnet und rissen ihn von dannen und hinauf in den Kerker, der ihm bestimmt war.

Photinissa versuchte nicht, ihn zu schützen und die Knechte abzuwehren; sie blieb und stand regungslos an derselben Stelle. Zum erstenmal hatte ihr Vertrauen sie ganz betrogen, und ihr hoher Glaube war erschüttert. Sie sah vor sich den sicheren Tod des Mannes, der sich mit frommer Zuversicht ganz in ihre Hände gegeben.

Und als sie sich endlich bewegte und langsam hinausschritt, sprach sie kein Wort weder des Zornes noch der Bitte zu ihrer Mutter; ihre Wangen waren ganz weiß wie einer Toten, aber auf ihrer Stirn lag ein furchtbar feierlicher Ausdruck sicheren Willens, und, was wunderbar zu sehen war, sie wandelte mit festgeschlossenen Augen.

Bei diesem Anblick fuhr Eudoxia ein schaudernder Schreck durch die Brust, denn plötzlich stand vor ihrem Geist lebendig jene Stunde, da sie ihr Kind hoch über dem Abgrund schweben sah.

Und zum zweitenmal wankte ihre starke Natur, ein Zittern und eine hilflose Schwäche befiel sie; sie vermochte weder zu reden noch sich zu bewegen, sondern lag auf ihrem Stuhl einsam in verlassener Ohnmacht.

Und als das vorüber war, ging sie hinaus zum Grabmal ihres Sohnes, verweilte daselbst ohne Regung den ganzen Tag, rang mit ihrer Seele und besprach sich mit den Geistern der Toten.

Als aber die Sonne sich zum Untergange neigte, sandte sie den Wächter am Burgthor zu dem Priester und ließ ihn zu sich entbieten, in einer Beichte ihr Herz zu entladen.

Alexios erschrak heftig, als er herzutrat und sie ansah: ihre hohe Gestalt erschien ihm gebeugt und verfallen, ihr Antlitz, sonst noch immer schön und klar wie Marmor, war jetzt entstellt und eingesunken, das Feuer der Augen war matt geworden, und ihre Stimme hatte den festen ehernen Klang verloren.

Daran erkannte der Greis mit raschem Sinne, was alles in der Seele dieser Frau während des einen Tages vorgegangen, und er dachte voll staunender Bewunderung: Also dennoch hat der Riesenglaube dieses Kindes das Unmögliche vollbracht und dies starre Herz gebändigt, das allen, die es kannten, unbezwinglich schien!

Zu der Gebieterin aber sprach er mit leiser Stimme, denn er fürchtete sich auch so noch vor ihr:

„Herrin, es ist nun Zeit, der Rache Einhalt zu thun, ehe sie weiter frißt und vielleicht auch Euer Kind und Euch selber ergreift. Denn ich weiß und sehe, Euer eigenes Herz hat es Euch geweissagt, wenn Ihr diesen Mann tötet, wird seine tote Hand noch die Rache weiterführen und auf Euer Kind zurückschlagen, das Euch teuer und Euer letztes ist. Darum gebet nach, reicht die Hand zur Versöhnung und lasset heute nach dem Wort der Schrift die Sonne nicht untergehen über Eurem Zorn!"

Eudoxia erhob langsam den Blick, der erst müde und kalt erschien, bis er auf einmal wieder Glut gewann und die alte Leidenschaft auch ihre Stimme durchtönte:

„Es ist geschehen, wie Ihr sagt, mein Herz ist besiegt und vermag nicht mehr zu widerstehen, die Angst um mein Kind hat alle Kraft in mir zu Staub zerrieben. Mein Sohn mag mir vergeben, wenn er ungerochen bleibt, denn ich kann nicht anders. Alles soll geschehen nach dem Willen meiner Tochter: eines nur, eines will ich mir vorbehalten, einen einzigen Augenblick des Triumphes, nur diesen

Augenblick, wo ich mir sagen kann: jetzt habe ich die volle Rache in meiner Hand, jetzt könnte ich, wenn ich wollte, die stumm genährten Gedanken langer Jahre vollführen! — und dann, dann will ich alles mit Frieden endigen. Ich habe zu Dimitrios Pierakos einen trügerischen Boten gesandt, der ihm verkündet, daß ich seine Werbung erhören wolle, er möge eilig kommen, sich der Braut zu zeigen. Läßt er sich nun täuschen und kommt hierher — und ich traue, er wird es, denn dies Kind hat sie alle der klaren Sinne beraubt, daß sie nicht sehen, was vor Augen liegt —, dann will ich auch ihn ergreifen und fesseln und will seinen Bruder vor ihn stellen, und beide sollen die Schrecken des Todes doppelt genießen, jeder in dem Gram um den anderen zugleich; und wenn das geschehen ist und ich mein Herz an ihrer Qual gesättigt, dann will ich ihnen den Frieden und das Leben schenken als ein freies Geschenk meiner Gnade. Es ist nur ein wildes Possenspiel, das ich zu treiben vorhabe, aber ich könnte nicht mehr leben, sollte ich auch dieses Triumphes entbehren. — Morgen um die Mittagszeit, denke ich, wird Dimitrios sich zeigen, und ehe dann die Sonne untergeht, soll alles vollendet und der alte Kampf zur Ruhe gekommen sein."

„Es mag so geschehen," sagte Alexios, „denn ich sehe, Ihr seid nicht im stande, Euer Herz noch ein wenig tiefer zu demütigen, und es ist nicht weise, von dem schwachen Menschenkinde das Unmögliche zu verlangen. Doch um eines bitte ich Euch, Herrin: gehet sogleich zu Eurer Tochter und laßt sie Eure Gedanken wissen, daß sie getröstet sei und ihres Glaubens wieder froh werde, denn ich fürchte, ihre Seele liegt gewaltig daniedergeschmettert, und wer mag wissen, ob sie sich nicht in ihrer jähen Trübsal Irrwahn und Unheil gebiert."

„Nein!" rief Eudoxia wild auffahrend, „auch sie muß meine Macht über sich fühlen, daß der Übermut sie verlasse, denn sie hat unkindlich gehandelt an ihrer Mutter und allerwege den Gehorsam verweigert. Darum soll sie inne werden, daß meine Gnade ihr alles gewährt und nichts ihr trotziger Glaube. Ich bin die Mutter und habe nach Gottes Willen Macht über sie und will sie demütigen, wie ich mich selbst heute tiefer gedemütigt habe, als ich jemals von mir gefürchtet hätte. Und wehe Euch, wolltet Ihr etwa wagen, ihr ein Wort über diese meine Absicht zu verraten! Ihr schweigt, wie ich schweige, und so lange mag sie büßen und dulden, wie sie es verdient hat durch ihren Hochmut, bis die Stunde kommt, die uns allen den Frieden bringt."

Nach diesem heftigen Bescheide verstummte der Priester und ging; er kannte die Herrin und meinte wohl selber, sie habe genug gethan.

Eudoxia aber feuerte zum letztenmal ihren Schuß über das Grabmal der versinkenden Sonne nach, und wild dröhnend wie immer rollten die Donner des Echos an den Felsenwänden hin.

* * *

Als aber die Mitternacht gekommen war und der Mond hoch stand und hell war wie gesänftigtes Tageslicht, trat Photinissa aus ihrer Kammer und aus dem Hause und schritt quer über den Hof zu jenen Trümmern, welche die Randmauer aufnahmen. Leicht erklomm sie die Höhe derselben, und wieder wandelte sie ruhig und sicher auf der schmalen Kante entlang. Niemand sah sie diesmal, und sie sang auch nicht, damit niemand ihrer inne würde, aber sie betete mit leiser Stimme desto inbrünstiger. Ihr Auge hing an dem höchsten Fenster des Turmes und ließ es nicht los, es war ihr wie eine sichere Stütze, an die sie sich klammerte, und das half ihr und gab ihr wieder den klaren Blick, daß ihr nicht schwindelte; und sie kam wohlbehalten hinüber wie das erste Mal. Nun stand sie fest an die Wand des Turmes gelehnt, griff mit der Hand in das tiefe Fenster, sich daran zu halten, und rief in das Gemach hinein:

„Gennäos Pierakos, erhebt Euch und

gehet mit mir, ich bin gekommen, Euch zu retten! Wenn mein Wort und mein Glaube vergeblich war vor einem verstockten Herzen, hier hat er Kraft, hier stützet mich Gott und sendet mir seinen Engel, und die Heiligen bitten für uns. Folget meiner Hand, und Ihr werdet sicher schreiten auch auf dieser Bahn, die sonst für Menschentritte nicht gemacht ist."

Gennäos vernahm ihre Stimme und trat erschrocken ans Fenster, denn er meinte ein Gespenst oder einen seligen Geist zu hören; er sah, ihr Antlitz war weiß wie Schnee, und ihre dunklen Augen glühten darin von einem seltsamen Feuer; ein Entsetzen ergriff ihn, als er erkannte, welches Weges sie gekommen war. Das Grauen lähmte seine Zunge, daß er nichts zu erwidern vermochte, weder ja noch nein.

Doch als sie heftiger drängte, ermannte er sich und rief fast zürnend:

„Tritt du herein, unglückseliges Kind, was drängst du dich zum Tode? Ist es nicht genug, daß einer sterbe und auch einer, der um mancher Sünden willen vielleicht den Tod verdient hat? Ich habe mich ergeben und weiß, daß morgen mein letzter Tag anbricht; wenn du aber willst, so bin ich auch bereit, schon diesen Augenblick von deiner Mauer freiwilligen Tod zu suchen, denn nichts anderes kann jener Schreckensweg bedeuten; nur gehe du herein und rette dein teures Leben!"

„Ja, wolltet Ihr ohne mich gehen," sprach Photinissa, „es wäre freilich Euer gewisser Tod, denn noch ist Euer Glaube, wie ich merke, zu schwach, Euch sicher zu tragen. Wenn aber meine Hand Euch leitet, so fürchtet nichts; Gott ist mit mir, weil ich reines Herzens bin und seine Gebote halte."

„Photinissa, das heißt mit Frevel Gott versuchen."

„Er hat mich zweimal treulich geleitet auf dieser Bahn, wie sollte er es das dritte Mal weigern, wenn ich doch glaube wie zuvor? Ich gehe nicht hinein zu Euch noch auch von hinnen, ehe denn Ihr mir folget. Ich habe geschworen, Euch zu befreien, denn ich war es, die Euch in diese Not gestürzt hat. Darum haltet Euch zu mir und glaubet mit mir an die Worte der Schrift:

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.

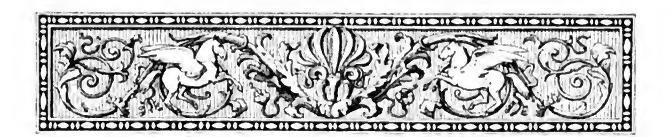
Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken;

Wenn gleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge umfielen. Sela."

Wie nun der Jüngling so felsenfesten Glauben und so gewaltige Worte vernahm und dazu das wunderbare Leuchten ihrer Augen sah, da ergriff ihn eine trunkene und wilde Begeisterung wie ein seliger Rausch. Er hörte das Meer tief unten an der Wurzel des Felsens wüten und wallen, aber er zagte nicht mehr davor und zögerte nicht, ihr zu folgen.

Er trat hinaus auf den Rand des Fensters und ließ sich von ihrer festen Hand vorwärts leiten auf den gefährlichen Pfad. Freudig erhobenen Hauptes schritt Photinissa voran; doch ehe sie noch die Mitte der Mauer erreicht hatte, wankte sie und ihr Fuß glitt aus; ihre Hand ließ die seine fahren und griff krampfhaft in die Luft. Dann sank sie mit einem leisen Schrei in den Abgrund nach dem Meere zu, und Gennäos sah nur einen weißen Schein wie eines matten Lichtes in der dämmerdunklen Tiefe verschwinden.

Er selbst schwankte noch einige Sekunden, mit dem betäubenden Schwindel ringend, auf der Mauer, dann kam ihm ein Augenblick gramvoller Besinnung, und er wollte sich der Verlorenen verzweifelnd nachwerfen in das Meer; aber seine Augen und seine Glieder sträubten sich schaudernd dagegen, und so stürzte er nach der anderen Seite in den Burghof hinab und ward dort am Morgen mit zerschmettertem Haupte gefunden.



An der Pyramide des Cestius.

Erinnerung an August v. Göthe
von
Karl Julius Schröer.

ie Sehnsucht Göthes nach Italien war vor seiner Abreise dahin bis zur Leidenschaft gestiegen. Er konnte von dem Lande nicht mehr sprechen hören, „weil es ihm Pein verursachte, bis er es gesehen hatte!“

Als er dahin kam das erste Mal, lachte ihn das Land so bekannt an, als ob er es schon früher gesehen hätte, und er fühlte sich so heimisch, daß es ihm den größten Schmerz verursachte, es wieder zu verlassen.

Der Gedanke bemächtigte sich seiner, in Rom zu leben und zu sterben. Den 23. Februar 1788 entgleiten seiner Feder in einem Briefe aus Rom die Worte: „Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen —!“ Er meinte den protestantischen Friedhof zu Rom, bei der Pyramide des Cestius. Da er kurz vor seinem Abgange von Rom das Cestius-Denkmal zeichnete, so ist daraus vielleicht die Sage entstanden: er habe sich sein Grab in Rom gezeichnet (s. S. 803). — In der siebenten der „Elegien“ sagt er ausdrücklich:

> Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich später
> Cestius Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

Der Dichter kehrte wohlbehalten den 18. Juni 1788 nach Weimar zurück, das er im Juli 1786 verlassen. Er sah Rom nicht wieder. Aber sein Sohn, der vor ihm im schönsten Mannesalter gestorben, ruht unter den Cypressen des protestantischen Friedhofs zu Rom „an der Pyramide des Cestius“.*

Es wurde jüngst in einer anderen Zeitschrift seiner gedacht** und an demselben Orte auch eine Abbildung seines Grabes mitgeteilt. Auf dem umstehend beigefügten Bilde wurde der Versuch gemacht, das Bildnis Augusts nach dem vortrefflichen Relief Thorwaldsens noch vollkommener wiederzugeben, als dies bei der Abbildung des ganzen Grabmals, welche dem oben erwähnten Aufsatz beigegeben wurde, möglich war. Es ist nach der Photographie hergestellt, die Graf Geza Kuun auf meinen Wunsch in Rom anfertigen zu lassen die Güte hatte.

Sei es gestattet, ergänzend zu jener Mitteilung einiges nachzutragen, namentlich über Augusts Tod, über den das Nähere, wenn auch nicht unbekannt, doch nur in kleinerem Kreise bekannt sein dürfte.

August v. Göthe ist geboren den 25. Dezember 1789. Sein Pate war Herzog Karl August. — Aus den Äußerungen in Göthes Tages- und Jahresheften, besonders zu den Jahren 1795, 1805 und 1807, sowie aus Briefen Göthes an

* Die Inschrift auf dem Grabstein, die von Göthe selbst herrührt (s. „Nord und Süd“, 23. Bd., S. 355), lautet: Gœthe filius patri antevertens obiit annorum XL. MDCCCXXX. (Göthe der Sohn, dem Vater vorausgegangen, starb vierzigjährig 1830.)

** In „Vom Fels zum Meere“, 1882. Seite 297 bis 306.

Herder, an Zelter, an die Frau Rat sehen wir, mit welcher Liebe Göthe seiner Entwickelung folgte. Er nahm ihn schon als sechsjährigen Knaben auf Reisen mit sich, und mancher Zug, der in den „Annalen" mitgeteilt wird, erinnert an das zur selben Zeit geschilderte Verhältnis von Wilhelm Meister zu Felix.

Der schöne Knabe und Jüngling August wurde nicht überall mit günstigen Blicken angesehen. Frau v. Stein, die dem Knaben gegenüber immer eine gereizte Stimmung verrät, giebt uns in einem vielberufenen Briefe vom Januar 1801 eine Schilderung von dem elfjährigen, die uns irre leiten könnte, wenn wir nicht ein nahezu gleichzeitiges Zeugnis von Göthe selbst besäßen, wodurch das Bedenkliche jenes Briefes aufgehoben wird, wie das a. a. O. schon bemerkt ist. So darf uns denn auch eine andere Äußerung von derselben Seite nicht beirren, wenn den 15. Januar 1806 von dem siebzehnjährigen August gesagt wird: „Der Bube kommt mir vor, als könnte er auch nicht lange leben. Gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm (seinem Vater) stirbt!" Damit steht nun in vollem Gegensatz alles, was wir über August in allen Altersstufen von anderer Seite hören. Immer wird er als gesund, schön und kräftig, dabei schlank und frühzeitig als groß und hochgewachsen geschildert. — Zu anderen schon anderwärts angeführten Zeugnissen will ich nur noch an zwei von der Malerin Luise Seidler* erinnern. Das eine wohl von 1795 oder 1796, als Göthe mit dem Knaben in Ilmenau war. Da heißt es: „August war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Göthe hing mit unendlicher Liebe an ihm."

Im Jahre 1810 speist sie bei Göthe und sagt wieder: „Auch August, sein schöner, nun erwachsener Sohn, — zog sich zurück."

* „Erinnerungen der Malerin Luise Seidler." Berlin, 1875. Seite 10 u. 54.

Auch an seiner geistigen Entwickelung hatte Göthe Freude, und August stand in Weimar, wie mich Laroche versichert, in höchstem Ansehen als ausgezeichneter Beamter.

In den letzten Jahren seines Lebens bemerkte man an ihm häufig brütenden Trübsinn, obwohl seine äußeren Verhältnisse die glücklichsten waren. Er nahm mit der größten Hingebung an allen Interessen seines großen Vaters teil, in dessen Hause er mit Frau und Kindern wohnte und, mit diesen vereint, viel beitrug zur Erheiterung und Verschönerung seines Lebens. Er leitete das ganze Hauswesen, war von größter Ordnungsliebe in allem, was besonders auch seinen und seines Vaters Sammlungen zu gute kam.

Nun hielt man in Bezug auf seinen physisch-moralischen Zustand eine Reise nach Italien für zweckmäßig und versuchte merkwürdigerweise nicht, durch ein energisch eingreifendes Heilverfahren zuerst seinen physischen Zustand herzustellen, dem die moralische Genesung wohl gefolgt wäre. — Als er die Reise antrat, ließ er ein unklar düsteres Gedicht zurück, das mit den Worten schließt:

Drum stürme (Herz) fort in deinem Schlagen,
Bis auch der letzte Schlag verschwand,
Ich geh entgegen bessern Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Als ich im Sommer 1882 in der Bibliothek zu Weimar im Katalog der Handschriften blätterte, fiel mir Seite 97 unter Nr. 4 der Titel einer Handschrift auf: „Abschiedsworte des jungen Göthe."

Da Bibliothekar Reinhold Köhler leider verreist war, konnte ich dies Schriftstück nicht sehen und wandte mich daher schriftlich an diesen hochverdienten Gelehrten, der mir denn auch eine Abschrift des Blattes — das Ganze ist nichts weiter als ein Quartblatt — sendete. Ich vermutete Abschiedsworte Augusts vor seiner Reise nach Italien, und solche wären allerdings von Interesse gewesen, konnten Einblick gewähren in die Stimmung, in der er Weimar verließ, konnten auf die Um-

stände, unter denen es geschah, Licht werfen.

In dieser Erwartung sah ich mich nun freilich getäuscht. Schon das Datum zeigt, daß es um vier Jahre früher geschrieben ist, und der Inhalt war, was Köhler sogleich bemerkte, der Hauptsache nach schon in Düntzers „Göthes Leben", Seite 632, mitgeteilt. Da daselbst kein Fundort angegeben ist, läßt sich nicht erraten, woher

[Ein Quartblatt. Schrift lateinisch.]

Abschied.

Bin ich denn ganz allein?
Ich habe Vater ja,
Ich habe Frau,
Ich habe Kinder auch,
Doch keinen Freund!
Er schied!!
Lebwohl
Dein Gœthe F.
d. 12. Octb. (18)26.
Die Minuten waren theure.



August v. Göthe. Nach Thorwaldsen.

Düntzer die Worte nimmt. Sie sind bei ihm auch nicht wie im Original als Verse abgeteilt, und Unterschrift, Datum sowie der Schlußsatz fehlen. — Die Abschiedsworte aber sind doch auch sonst merkwürdig; sie sind von Göthes Sohn und richten sich an den Sohn Schillers, mit ein Zeugnis für das innige Freundschaftsverhältnis August v. Göthes zu Ernst v. Schiller. Aus diesen Gründen möchte eine genaue Wiedergabe des Blattes hier denn doch von Interesse sein:

Das Datum weist in die Zeit, da Assessor Ernst v. Schiller in Weimar weilte, in den Herbst 1826. Den 17. September fand die seltsame Feierlichkeit statt, bei der Schillers Sohn, in Gegenwart angesehener Zeugen, den Totenschädel seines Vaters mit einer feierlichen Rede dem Sohne Göthes überreichte, der ebenso mit einer Rede erwiderte. Beide Reden sind abgedruckt in Dr. J. Schwabes „Schillers Begräbnis" (Leipzig, Brockhaus, 1865) Seite 91 f. 93 f.

Über das Blättchen bemerke ich noch, daß es durch Düntzer der Bibliothek in Weimar zugewendet ist. — Die Stimmung, die es ausspricht, kannten wir schon aus Holteis „Vierzig Jahren". Die Unterschrift „Gœthe F." ist wohl zu lesen: „Gœthe filius"; eine Selbstbezeichnung, die vielsagend ist und ein Geschick ausspricht, das etwas Tragisches hat. Er ahnte wohl nicht, daß bald auch auf seinem Grabe zu lesen sein sollte „Gœthe filius!" — Die Beziehung des Schlußsatzes oder eigentlich der Nachschrift „Die Minuten waren theure" vermögen wir nicht mehr zu erraten. Den 22. April 1830 reiste August mit Eckermann von Weimar ab nach Italien, „um zu genesen".

Diesen Ausdruck gebraucht Göthe in der Nachricht von dem Tode seines Sohnes, die u. a. in dem Briefwechsel mit Zelter (VI, 158) abgedruckt ist. So auch in dem Briefe an Kestner vom 27. Dezember 1830. Dort heißt es auch: „Seine ersten Briefe waren höchst tröstlich und erfreulich." — Eckermann trennte sich von August den 25. Juli 1830 in Genua. An demselben Tage brach August bei einem Sturz aus dem Wagen das Schlüsselbein. Er wurde in Spezzia geheilt und befand sich bald darauf völlig hergestellt in Livorno.

Einen Brief Göthes vom 6. Juli 1830 nach Mailand teilte ich a. a. O. mit. Aus demselben geht hervor, daß sich August auf der Reise sehr wohl befunden. Der Vater freut sich besonders, daß sich „ein inneres Wohlbehagen" bei ihm eingestellt habe. Den Geburtstag seines Vaters, den 28. August, feierte er in Pompeji in einem Kreise von Künstlern, von denen zu Ehren des Tages die Ausgrabung eines der schönsten Privathäuser begonnen und casa di Gœthe benannt wurde. Bekanntlich heißt es in kunstgeschichtlichen Schriften auch casa del Fauno und ward in demselben das schöne Mosaikbild der Alexanderschlacht entdeckt, das, als es in einer Nachzeichnung dem Dichter kurz vor seinem Tode zukam, ihm wohl die letzte große Freude bereitete.

Die Briefe Augusts, die er kurz vor dieser Feier aus Neapel an seinen Vater richtete, wollten diesem schon nicht mehr gefallen. „Sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation." Von Pompeji aus waren sie wieder „heiter, ja lustig lebendig".

Das Weitere erfahren wir nun aus dem von Karl Eitner nach mündlichen Erzählungen und schriftlichen Aufzeichnungen Prellers gegebenen Bericht.* Es wird nun noch ergänzt durch Otto Mejers Aufsatz in „Nord und Süd" (Dezember 1882) Bd. 23, S. 351 ff.

August kam zu Schiffe von Neapel nach Rom. Eine genauere Angabe der Zeit fehlt uns. Preller schreibt von Augusts äußerer Erscheinung: „Ich konnte mich nicht satt sehen, da er große Ähnlichkeit mit dem Vater hatte. An den hannoverschen Gesandten Kestner war er vom Vater empfohlen, und so waren wir fast ohne Unterbrechung zusammen."

Welches Zusammentreffen! Der Gesandte A. Kestner war der Sohn der im „Werther" verewigten Lotte. In seinem Hause sollte Göthes einziger Sohn, fern von der Heimat, kurz vor seinem Tode, die letzten glücklichen Augenblicke genießen.

„August v. Göthe," schreibt Preller, „war ebenso liebenswürdig, als er schön war." Freitag den 23. Oktober hatte Kestner ihn zu Thorwaldsen geführt und Sonnabend den 24. Oktober mit Preller zu Tisch gebeten. Von dem Besuch bei Thorwaldsen erzählt Kestner schön in seinen „Römischen Studien" (Berlin, 1850) S. 79. Er sagte, mit August eintretend, zu Thorwaldsen: „Hier bringe ich Ihnen den Sohn Göthes." Thorwaldsen wandte sich, überrascht, zuerst zu Kestner, dann zu Göthe und rief aus: „Das ist der Sohn Göthes?" — „Ja!" rief Kestner. — „Wirklich der Sohn Göthes?" fuhr er fort. — „Ja, ja!" bekräftigt Kestner wieder. „Und die hellen Thränen stürzten ihm

* In: „Ein Engländer über deutsches Geistesleben. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinsons nebst Biographie und Einleitung von Karl Eitner." Weimar, 1871. S. 153 ff.

nieder und er nahm ihn in die Arme und wollte ihn kaum wieder loslassen.“ Zu dem Mittagsmahle bei Kestner blieb nun August länger aus, und schon bereitete sich Preller vor, um fortzugehen und ihn aufzusuchen, als er etwas bleich eintrat. Er glaubte sich in der Peterskirche erkältet zu haben. Dies schien nicht unwahrscheinlich. Er war ziemlich stark und konnte leicht allzu erhitzt in den kühlen Raum getreten sein. Kestner schlug vor, den anderen Morgen nach Albano zu fahren, worauf er einging. Er „erzählte den ganzen Abend viel und sehr interessant von seinem Vater und dem weimarischen Leben. Thorwaldsen äußerte seine Freude, indem er freundlich jedem Worte lauschte und unausgesetzt sich die Hände rieb. Er bat Göthe, ihm für sein Porträt in Relief zu sitzen, was zugesagt wurde. Um elf Uhr begleitete ich (Preller) ihn (Göthe) in seine Wohnung.“

Da wir das vortreffliche Reliefbild von Thorwaldsens Hand auf Augusts Grabstein nun wirklich vor uns sehen, bleibt es nach Prellers Erzählung unerklärt, wann es entstanden sein konnte. — Er erzählt weiter, daß sie anderen Morgens um acht Uhr von Kestners Hause wegfuhren, daß aber August von einem Fieber befallen wurde, so daß sie abends nach Rom zurückkehrten, wo sie um zehn Uhr anlangten. Nach Kestners Aufzeichnung waren sie Montag den 25. ausgefahren und kamen erst Dienstag zurück. August hatte auf der Reise auffallende Teilnahmlosigkeit gezeigt. Preller wachte bei ihm. Am Morgen kam ein Arzt, der eine versteckte Hautkrankheit zu erkennen glaubte.* Die Krankheit nahm zu. Die zweite Nacht wacht Preller wieder mit dem Maler Rudolf Meier bei ihm. Gegen zwei Uhr in der Nacht trat Preller an das Bett des Kranken, der sehr unruhig geworden war. Da springt August auf und umklammert ihn, daß Preller erdrückt zu werden fürchtet. Beide Männer, Preller und Meier, haben Mühe, ihn wieder ins Bett zu bringen. Preller legte sein Haupt auf das Kissen, August that einen tiefen Atemzug und war verschieden.*

Bald stand nun auch Kestner an der Leiche. Bei der Sektion, der Preller und Meier beiwohnten, fand sich eine übernatürlich große Leber. Der Arzt sagte, er sei an einer zurückgetretenen Hautkrankheit durch einen Gehirnschlag gestorben.

„Die deutschen Künstler trugen ihn zur Gruft (den 29. Oktober) an der Pyramide des Cajus Cestius in einem Walde von Cypressen, wo Göthe vierzig Jahre vorher in einer melancholischen Stunde für sich selbst ein Grab gezeichnet hatte.“** (Vergl. S. 799.)

Die Diagnose des Arztes war wohl richtig. Preller wurde unwohl und mußte von Freunden vom Leichenbegängnisse weg nach Hause geführt werden. Er bekam

* Nach dieser bestimmten Angabe Prellers scheint Kestner zu irren, wenn er angiebt, daß sie erst Dienstag zurückgekehrt wären. Da Preller sich bestimmt erinnert, einmal allein (vom 25. auf 26. Oktober), ein zweites Mal mit Rudolf Meier (vom 26. auf 27.) gewacht zu haben, müssen sie schon Montag zurückgekehrt sein, wie Preller angiebt. Der Tod trat ein den 27. um zwei Uhr nachts.

* Düntzer giebt an „Göthes Leben“ S. 647: „August war Mitte Oktober von Neapel nach Rom geeilt, wo der gewaltige Eindruck der Niobe der Städte und der lebhafte Verkehr — binnen wenigen Tagen die letzte Kraft des fieberhaft Gespannten aufzehrten.“ Der Eindruck und der lebhafte Verkehr der Stadt hat ihn wohl nicht getötet.

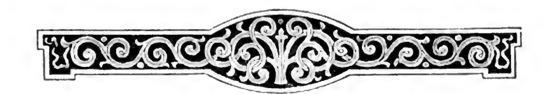
** Diese Zeichnung schien sogar erhalten zu sein. Den 26 März l. J. erhielt ich von Woldemar Freiherrn v. Biedermann folgende gütige Mitteilung: „Heute erfahre ich, daß ein hiesiger (Dresdener) Sammler, Herr Boguslav Folles, ein von Göthe gemaltes Aquarellbild besitzt: die Pyramide des Cestius darstellend. Es soll etwa 10 cm hoch sein.“ Da ich dringend um weitere Mitteilung darüber bat, erhielt ich denn durch die große Freundlichkeit des genannten hochverdienten Forschers eine flüchtige Aquarellkopie des Bildchens, mit der aber zugleich, wie auch Freiherr v. Biedermann sogleich erkannte, die Nachricht sich in Nebel auflöste. — Das Bildchen stellt wohl eine Pyramide dar, aber nicht die des Cestius, und im Hintergrund ein Wasser. Es ist auf die Rückseite eines Briefcouverts gemalt, welches an „Herrn Geheimen Rat v. Göthe, Hochwohlgeboren Excellenz“ adressiert ist. Es kann demnach nicht in Rom entstanden sein, da Göthe erst 1804 den Titel Excellenz erhielt. Dann soll es aus dem Nachlasse Quandts herrühren. Die Beziehungen Göthes zu Quandt datieren aus den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts. — Wenn das Ergebnis dieser Nachricht auch ein negatives ist, so scheint es doch mitteilenswert zur Nachricht für andere.

die Blattern und genas erst nach zwei Monaten. Er mochte durch die Umarmung Augusts angesteckt sein.

Göthe schildert den für ihn so erschütternden Todesfall seines Sohnes, der den 27. Oktober 1830 eingetreten war, in dem erwähnten Bericht vom 23. Februar 1831 in der ihm so eigenen großen Weise: „Eine Schnellfahrt (von Neapel) nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen. Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater vor seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war."

Schön war es, daß der Sohn Charlottens ihn noch mit Thorwaldsen bekannt machte, dem wir sein Bild verdanken, wie dies nun immer auch zu stande gekommen sein mag! — Es macht durchaus nicht den Eindruck, als ob es von dem Toten abgenommen sein könnte, obwohl der Meisterschaft Thorwaldsens vielleicht auch diese Belebungskraft zuzumuten ist. Möglicherweise ist hier ein Gedächtnisfehler Prellers im Spiele. Es war vielleicht ein früherer Abend, an dem Thorwaldsen August das erste Mal bei Kestner sah, so daß das Relief bis zu jenem Abend, an dem die Fahrt nach Albano beschlossen wurde, schon modelliert sein konnte. An jenem letzten Abend war er schon blaß, da hatte ihn die Krankheit schon ergriffen. — Durch eine eigene Fügung sollte der vortreffliche Preller, in dessen Armen August starb, ein Jahr und fünf Monate später derjenige sein, dem wir die herrliche Bleistiftzeichnung von „Göthe im Tode" danken, doch das erhebendste Bild, das wir von ihm besitzen! — In Rolletts Göthe-Bildnissen ist es wiedergegeben unter CIX.

Göthe selbst versäumte nicht, den Freunden in Rom für die Liebe zu danken, die sie seinem Sohne erwiesen. — In dem Archiv des Kanzlers Müller in Weimar befindet sich ein Brief Göthes an A. Kestner, etwa vom Dezember 1830, und die Auszüge aus zwei Briefen vom 10. Juni 1831 und vom 29. Juli 1831, in denen auch von Augusts Grabdenkmal in Rom gehandelt wird (s. Strehlke: „Göthes Briefe", S. 323 ff.). Thorwaldsens meisterhaftes Reliefbild auf Augusts Grabe, welches auf der schon erwähnten Abbildung dargestellt ist, macht den Eindruck, daß es uns von der Wahrheit der Darstellung überzeugt und daß wir von August eine lebendige Vorstellung gewinnen.





Korrespondenzen.

Die Hygieine-Ausstellung zu Berlin.

Von

Richard Mittag.

ohl noch nie ist ein Gegenstand mit dem aus der Asche verschönt aufsteigenden Phönix zutreffender in Parallele gezogen als die Berliner Hygieine-Ausstellung, aber auch wohl selten ist dieser längst beliebte Vergleich zur selben Zeit so häufig angewendet worden als gegenwärtig in den Einleitungsberichten der Zeitungen über diese im vorigen Jahre am 12. Mai auf so traurige Weise verunglückte Ausstellung. Diese Ausstellung, welche in einem wichtigen Zweige gerade Schutzmittel gegen Feuersgefahr enthält, gab durch jenen Unglücksfall in packendster Weise zu erkennen, wie verfehlt es war, die bekanntesten Sicherheitsmaßregeln gegen dieses schreckliche Element am Gebäude selbst zu vernachlässigen und statt dessen einen Ausstellungsraum zu schaffen, welcher ein negatives Muster für ein feuersicheres Haus bildete. Ein schweres Lehrgeld mußte mit dem Abbrande der vorjährigen Ausstellung und der dadurch herbeigeführten Vernichtung unersetzlicher Güter bezahlt werden.

Genau nach Jahresfrist wurde die Ausstellung in ihrer neuen feuersicheren, hübschen Hülle aus Eisen, Mauerwerk und Glas durch Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen im Namen der hohen Protektorin, Ihrer Majestät der Kaiserin, für eröffnet erklärt, und verwundert fragte, wer den Trümmerhaufen vom 12. Mai 1882 gesehen, wie es möglich gewesen ist, in solcher kurzen Zeit dieses Schmuckkästchen von Ausstellung zu schaffen. Einen Eifer ohnegleichen mußte hier eine Unzahl Hände bethätigen. Zuerst nach jenem Unglück war es notwendig, eine engere Konkurrenz zur Errichtung eines feuersicheren Bauwerks für die Ausstellung auszuschreiben; aus derselben wurde der eigenartige Entwurf des Ingenieurs Scharowski aus Dresden zur Ausführung erwählt. Dieser Entwurf berücksichtigt nicht allein die möglichste Feuersicherheit des Gebäudes, sondern genügt auch der nicht leicht zu erfüllenden Bedingung, das Bauwerk gewissermaßen transportabel und für Plätze anderen Grundrisses verwendbar zu machen. Dieses Erfordernis entsprang aus der Bedingung, welche der Ausstellungsausschuß stellte, daß nämlich das Bauwerk von ihm nur für die Dauer der Ausstellung mietweise übernommen werde, dasselbe demnach Eigentum der Ausführenden bleibe. Damit also eine nutzbringende fernere Verwendung des Gebäudes angängig ist, wurde dasselbe nicht als eine zusammenhängende große Halle erbaut, sondern aus achtundzwanzig ganz selbständigen quadratischen Einzelbauten, deren jede durch eine kuppelförmige Bedachung abgeschlossen ist, zusammengesetzt. Für den vorliegenden Fall sind diese Einzelbauten, welche bei 19 m Länge auf 16 m Höhe aufsteigen und sowohl Seiten- wie Oberlicht haben, zu einer quadratischen Gruppe vereinigt, in deren Vorderfront sich eine imposante, 45 m hohe, mittels eines hydraulischen Aufzuges für die Besucher zugängliche Kuppel erhebt. Jeder einzelne Teil ist sowohl zwecks Transportes leicht auseinandernehmbar, als auch für sich selbst oder in irgend einer beliebigen Zusammenstellung mit den übrigen Einzelbauten verwendbar, so daß leicht für jeden beliebig gestalteten Platz die geeignete Aufstellung eines immerhin ansehnlichen und geräumigen, feuersicheren Gebäudes erfolgen kann. Die genannten Abmessungen der Einzelbauten sind allerdings gering und gewähren keinen Raum für größere Ausstellungsgruppen, genügen jedoch den bei dieser Ausstellung zu erhebenden Anforderungen vollkommen. Auch kann nicht ge-

sagt werden, daß diese Zusammenwürfelung der Einzelbauten monoton wirkt oder gar allzu auffällig hervortritt, da, wie bemerkt, das Mittelsystem der Hauptfront als großartiger Kuppelbau mit besonders vorgezogenem Hauptportal nach den Entwürfen des Erbauers des niedergebrannten Gebäudes, Baurat Kyllmann, ausgebildet wurde.

Der leider tief unter dem Straßenniveau liegende Ausstellungsplatz wird durch die Stadtbahn in zwei Hälften geteilt, deren vordere, der Stadt zunächst liegende, das beschriebene Gebäude enthält, während auf der anderen eine große Anzahl von malerisch ausgestatteten und gruppierten Baulichkeiten von Sonderausstellungen und mehreren Restaurationen zerstreut ist. Überall aber erfreut sich das Auge an prächtigen Gartenanlagen und ihr provisorisches Dasein durchaus nicht erkennen lassenden Baum- und Gebüschanpflanzungen.

Zwischen den beiden breiten Treppen, welche zu der Ausstellung niederführen, ergießen sich mächtige Kaskaden über künstliche Felsengruppen in ein großes Bassin hernieder, welches der großen Kuppel gegenüberliegt. Besonders am Abend macht dieser Vorgarten, durch Siemens-sches elektrisches Bogenlicht erhellt, einen feenhaften Eindruck. Die gärtnerische Kunst hat überhaupt an dieser fiskalischen Wüste ein wahres Wunderwerk verrichtet, dessen Bild durch die zahlreichen geschmackvoll erbauten und phantastisch aus dem Gebüsch hervorlugenden Pavillons, Kioske und Hallen an Abwechselung und Schönheit gewinnt.

Die Stadtbahn mit ihren hohen Bogen wie auch eine in das Ausstellungsgebiet gezogene, dammartig erhöhte Straße trennen den Platz in möglichst unvorteilhafter Weise, doch hat man es äußerst geschickt verstanden, die vorhandenen üblen Unregelmäßigkeiten derart zu benutzen, daß dieselben jetzt als notwendige Requisiten eigens für den vorliegenden Zweck erbaut zu sein scheinen. Zwischen der Stadtbahn, deren Bogen gesuchte Ausstellungsräume abgeben, und jener dammartig die Ausstellung durchschneidenden Straße liegen die in besonderen Baulichkeiten untergebrachten Sonderausstellungen und mehrere Restaurationen, während der hinter jener Straße liegende, in einen Winkel auslaufende Zipfel speciell für bierdurstige Gemüter eingerichtet und von denselben ebenso sinnvoll wie bezeichnend „nasses Dreieck“ getauft ist. — —

Betreten wir zunächst die große Ausstellungshalle durch das wirkungsvolle Portal unter der Kuppel. Hier ist die einzige Stelle, welche künstlerisch ausgeschmückt ist, während im übrigen Teil der Ausstellung, wahrscheinlich wegen Vermeidung von Feuersgefahr, selbst Drapierungen der kahlen Wände und Pfeiler vermieden sind und das Auge sich vergeblich nach einer die Einförmigkeit der ausgestellten Sachen unterbrechenden Ausschmückung, sei es auch nur durch Gewächse, sehnt. Nach dieser Richtung hin hätte der Ausschuß weniger sparsam sein können.

Über dem Portal findet sich eine nach dem Entwurf von A. Brütt gefertigte kolossale Gruppe, welche in der Göttin der Gesundheit durch Hinzufügung allegorischer Nebenfiguren gleichzeitig die Menschenliebe zu symbolisieren scheint. Vor uns sehen wir, etwa unter der Mitte der Kuppel, eine von allegorischen Figuren umgebene, weit überlebensgroße Büste der Kaiserin stehen; dieselbe ist von Breuer modelliert. Der Raum unter der Kuppel ist frei von Ausstellungsgegenständen, dagegen nehmen drei Wände derselben vortrefflich erdachte, im großen Stil durchgeführte Velarien von Professor Preller ein. Dieselben ergänzen mit der Brüttschen Gruppe die ideale Seite der Ausstellung. Wir finden Darstellungen der Legende von dem barmherzigen Samariter und daneben von der heiligen Elisabeth als Versinnbildlichung der Wohlthätigkeit, während dem Äskulap opferspendende Genesene die Dankbarkeit verkörpern.

An dieser Stelle sei noch zweier künstlerischer Stücke gedacht. Wir finden als Brunnengruppe eine wundervoll komponierte Darstellung des Raubes vom Rheingold, nach einem Entwurf von E. Steiner ausgeführt, an einer etwas zu versteckt gelegenen Stelle und ferner ein paar Bernhardiner Hunde, welche einen Verschütteten aufgefunden haben, von Wolf.

Wenden wir uns nun den Ausstellungsgegenständen selbst zu und betrachten dieselben an der Hand des sorgfältig aufgestellten Kataloges und eines gut orientierenden Führers, welcher von den Schriftführern des Ausschusses herausgegeben ist. In der Ausstellung konnte leider das gruppenweise, den Überblick und das Studium erleichternde Zusammenfassen der zusammengehörigen Gegenstände nicht erfolgen, da die mannigfachen Gesamtausstellungen der Ministerien, Behörden und Städte nicht getrennt werden sollten, trotzdem sie mehrere verschiedene Gruppen einschließen. Diese Sonderausstellungen wirken sehr gut und geben an sich ein anschauliches Bild der Entwickelung und der Einrichtung einzelner Städte und dergleichen, stören aber den gesamten Eindruck.

Die Abteilung für Gesundheitslehre und Gesundheitspflege schließt den wichtigsten Teil der Ausstellung in sich, der aber mehr dem Fachmann als dem allgemeine Belehrung erwartenden Laien zusagen wird. Wir finden hier die strenge hygieinische Wissenschaft, zu deren Verständnis und Kenntnis ein volles Lebensstudium gehört.

Die Ausstellungen des Physiologischen Instituts der Berliner Universität, dessen Leiter

E. du Bois-Reymond ist, wie auch die hygieinischen, beziehungsweise pharmaceutischen Institute zu München (v. Pettenkofer), Breslau, Budapest weisen die sinnreichsten Instrumente für die verschiedensten Beobachtungen der Experimentalphysiologie vor. Wir finden hier auch Instrumente zum Nachweis des Schwefelgehaltes im Leuchtgase, wie des Durchdringens der Luft durch nur scheinbar dichte Stoffe, ferner sämtliche zu meteorologischen Beobachtungen dienende Apparate, Mikroskope u. s. w. Während Instrumente und Apparate in Originalen ausgestellt sind, wird der Ort ihrer Verwendung, also die verschiedenen gesundheitlichen Institute, in prachtvollen Modellen vorgeführt, welche derart eingerichtet sind, daß der Beschauer vollen ungehinderten Einblick in jeden Raum erhält und besonders die wichtigen und charakteristischen Teile deutlich erkennen kann. Diese Modelle bieten dem Laien wie Fachmann äußerst interessante Objekte.

Unter Vernachlässigung der wenn auch noch so wertvollen Details flechten wir hier den Bericht über zwei in besonderen Gebäuden untergebrachte Sonderausstellungen ein; wir meinen die Ausstellung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes und den sogenannten Meteorologischen Pavillon.

Das Gedeihen, Wachsen und Emporblühen eines Staates bedarf vor allen Dingen einer umfassenden Pflege und Sorge um das Wohl der Allgemeinheit. Die wichtigste Obliegenheit einer Regierung gipfelt in der Hebung und Sicherung der sanitären Verhältnisse; sie muß die Ursachen der Krankheitserscheinungen zu erforschen streben, um sie beseitigen zu können. Für Deutschland haben wir in dem Reichsgesundheitsamt eine Centralstelle, von welcher aus die Wissenschaft ihre Fühlfäden ausstreckt, um auf Grundlage weitangelegter, großartiger Versuche die Bedingungen des gesundheitlichen Wohlstandes der Nation festzustellen und nutzbar zu machen.

Einen interessanten Einblick in die Mittel, mit Hilfe welcher unsere wissenschaftliche Behörde den angedeuteten Weg zu finden strebt, gewährt diese reiche Sonderausstellung, welche in einem besonderen Pavillon liegt. Der gesamte Betrieb des Amtes, wie auch besonders der Gang der anzustellenden, äußerst komplizierten Untersuchungen, wie er in der Wirklichkeit vor sich geht, wird hier genau erläutert.

Der Pavillon ist in zwei Laboratorien getrennt, deren eines die Ausführung der experimentellen Arbeiten zur Erforschung der Ursachen der Infektionskrankheiten und ihrer Abhilfe erläutert, während das andere die zur Prüfung der Nahrungsmittel auf ihre Verfälschung notwendigen Apparate enthält. Im ersten Laboratorium finden wir die Hauptmilfswerkzeuge der Experimentatoren zur Untersuchung von Wasser und Luft eingerichtet, da beide Elemente Organismen beherbergen, welche nach Ergebnis der neuesten Forschungen die Krankheitserreger und -verbreiter der Epidemien unter Menschen und Tieren bilden. Die eventuelle Schädlichkeit dieser Organismen bleibt erst nachzuweisen, um dann in zweiter Linie die geeigneten Gegenmittel gegen ihre verheerende Wirkung zu ersinnen.

In kleinen Retorten werden einige Tropfen des zu untersuchenden Wassers mit Gelatine, welche zuvor von sämtlichen in ihr enthaltenen Organismen befreit oder, wie der fachmännische Ausdruck lautet, sterilisiert ist, erwärmt und tüchtig durcheinander geschüttelt, wonach bei erfolgter Erstarrung der Gelatine die im Wasser vorhandenen Organismen auf der Oberfläche der Haut sich sammeln und für die mikroskopische Untersuchung zugänglich werden. Eine große Anzahl der auf solche Weise gewonnenen Organismen finden wir, nach ihren Arten geschieden, in Gläsern aufgestellt, während an einer anderen Stelle Apparate vorhanden sind, mit Hilfe welcher bei den verschiedensten Temperaturen die Bedingungen für ihre Fortpflanzung und Weiterverbreitung, beziehungsweise für ihre Vernichtung studiert werden.

Gelatine in kleinen mit Wattepfropfen verschlossenen Röhren dient auch zur Auffangung der in der Luft, welche durch die Röhre geleitet wird, vorhandenen Organismen. Da aber gefunden wurde, daß in verschiedenen Höhenlagen der Luft andere Arten dieser Organismen, entsprechend ihrem Gewicht, vorhanden sind, wird eine solche lange Gelatineröhre schräg gestellt und die Luft hindurchgetrieben; man schließt nun aus der Stelle in jener Röhre, an welcher sich die Tierchen ablagern, auf ihr größeres oder geringeres Gewicht.

Die auf solche Weise gefundenen Organismen werden photographisch vergrößert, um sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen, oder man stellt mit ihnen Impfversuche an Tieren zwecks Erforschung ihrer Schädlichkeit an.

Einen wichtigen Teil dieses Laboratoriums bilden die vorgeführten Untersuchungen über die im vorigen Jahre erst von Fr. Koch entdeckten Tuberkelbaccillen. Das zweite Laboratorium dient zur Prüfung von Nahrungsmitteln auf ihre Verfälschung und ihren Nährwert. Es sind Apparate hier, deren Zweck ist, die Güte der Milch, des Bieres, des Weines zu prüfen, das Petroleum auf seine Explosivität zu untersuchen u. s. w.

Die Vorführung von Plänen und Karten über die Sterblichkeitsverhältnisse, beziehungsweise die Ursachen der Sterblichkeit (Epidemien) gewährt einen Einblick in den Zusammenhang der Luft- und Wasserverhältnisse mit der Größe der Sterblichkeit. Die Unterschiede der Sterblichkeit in verschiedenen Landesteilen werden

hier auf die Unterschiede der Temperatur, des Luftdruckes und des Grundwasserstandes zurückgeführt oder wenigstens in Zusammenhang gebracht. Eine ungewöhnliche Arbeit steckt in diesen graphischen Darstellungen.

Aus dem Angedeuteten ergiebt sich, daß die meteorologische Wissenschaft eine wesentliche Hilfsquelle zur Erforschung hygieinischer Rätsel ist, so daß auch der meteorologische Pavillon von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden muß.

Wir finden hier die sinnreichsten Instrumente zur Messung und Registrierung der Temperatur, des Luftdruckes, des Feuchtigkeitsgrades der Luft, der Windströmung u. s. w. Eine große Rolle spielen heutzutage die Wetterprognosen, welche auf Grund der mittels der angeführten Apparate vorgenommenen Messungen und Beobachtungen der Luft gestellt werden. Unsere meteorologische Wissenschaft ist weit vorgeschritten, aber noch nicht weit genug, um diese Prognosen mit Sicherheit feststellen zu können; der Umstand, daß diese Prognosen, welche zuerst durch die Hamburger See- und Wetterwarte eingeführt und von ihr dem Publikum zugänglich gemacht wurden, häufig nicht zutrafen, hat die Wissenschaft beim Publikum sehr mißkreditiert. Wenn die übereilte Nutzanwendung der gemachten Forschungen seitens der Seewarte auch mit der richtigen Angabe beschönigt wurde, daß die Wetterprognosen nur immer für einen engbegrenzten Distrikt gültig sein können und die Mitteilung der Prognosen nur auf Wunsch der Zeitungen erfolgt, so ändert dies nichts.

Einzelne größere Zeitungen beziehen die Prognosen von der Seewarte, korrigieren dieselben aber durch Vergleichung und Einführung der an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen; dies geschieht z. B. von der Magdeburger Zeitung, welche eine eigene Wetterwarte allein für diesen Zweck errichtet hat und deren Einrichtung durch Modelle und Zeichnungen im meteorologischen Pavillon zeigt. Dieses Institut veröffentlicht auch täglich an dieser Stelle Wetterkarten und Prognosen.

Kehren wir wieder in das Hauptausstellungsgebäude zurück, so erfahren wir, daß auch die neben dem Reichsgesundheitsamte bestehenden staatlichen und privaten Institute gleichen, beziehungsweise ähnlichen Zweckes manche Beweise ihres Strebens und Fleißes zur Ausstellung gebracht haben. So erhalten wir durch zahlreiche Broschüren Einblick in das Wesen und die Wirksamkeit des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Braunschweig. Von den verschiedenen Impfanstalten hat die Hamburger Anstalt ein mit Wickersheimerscher Flüssigkeit imprägniertes, also vor Verwesung geschütztes Kalb mit dreiundsechzig Pocken ausgestellt, welche zu 709 Impfungen ausreichen u. s. w.

Wir wenden uns nunmehr der Gesundheitspflege zu und zwar zuvörderst den Badeanstalten und Bädern. Außer den in den mannigfachsten Variationen und den kostbarsten wie einfachsten Einrichtungen vorhandenen Zimmerbädern und Douchen erregt vor allen Dingen berechtigtes Aufsehen die sogenannte Volksbadeanstalt, welche dem meteorologischen Pavillon gegenüber errichtet ist und fleißig benutzt wird. Dieses Bad besteht in einem einfach und schmucklos aussehenden Hause aus Wellblech, in welchem in getrennten Abteilungen für beide Geschlechter ein warmes und ein kaltes Douchebad einschließlich eines Handtuches und eines allerdings äußerst winzigen Stückchens Seife für zehn Pfennige geboten wird. Kann eine solche Anstalt bei diesen Preisen bestehen, so ist nur zu verwundern, daß besonders in großen Städten ähnliche Einrichtungen nicht schon längst getroffen sind; als notwendig sollten sie längst erkannt sein.

Die hervorragendsten Bäder Europas sind auf der Ausstellung glänzend vertreten. Wir begegnen nicht nur Broschüren mit Analysen u. s. w., Modellen der Badehäuser, sondern sogar vollständig in natürlicher Größe ausgeführten Badezellen mit dem zugehörigen Apparat. Nach dieser Richtung zeichnet sich Franzensbad in Böhmen durch die Vorführung zweier luxuriös ausgestatteter Zellen innerhalb eines reizenden Pavillons aus. Zwei Wannen sind tief in den Fußboden eingelassen; die eine enthält Moor, während die andere das Reinigungsbad aufnimmt. Der Fußboden ist mit Teppichen belegt; bequeme Sessel, stilvoll gehaltene reiche Nußbaummöbel und eine elegante Waschtoilette vervollständigen die für den ernsten Zweck etwas zu verschwenderische Einrichtung.

Auch Karlsbad präsentiert sich in ähnlicher Weise, während Marienbad bescheiden nur seine Heilmittel vorführt. Bemerkenswert bleibt noch die nette Koje eines erst in der jüngsten Zeit in die Reihe der Bäder getretenen Ortes, der Perle der märkischen Schweiz, Freienwalde; diese Ausstellung zeugt von einer imponierenden Großartigkeit der getroffenen Einrichtungen. Auch hier findet sich das Moorbad, welches in der neueren Hygieine eine große Rolle übernommen hat.

Die Kollektivausstellung der Städte giebt Einblick in die großartigen Vorkehrungen, welche getroffen werden müssen, um die Übelstände des Zusammenwohnens Tausender von Menschen auf verhältnismäßig beschränkten Räumen zu beseitigen. Wir sehen, wie gutes Wasser zugeführt, die Abwässer und Fäkalien dagegen möglichst geruchlos fortgeschafft werden müssen, um Epidemien zu vermeiden. Wir sehen aber leider auch, wie viele sich diametral entgegenstehende Principien mit Bezug auf die wesentliche Abfuhr der Abfallstoffe sich Geltung

verschafft haben; wie einerseits ein Tonnensystem für jedes Haus geschaffen, wie dagegen andererseits alles Abwasser in umfangreichen Kanälen aus der Stadt geleitet wird, um hier entweder zur Berieselung verwendet oder auf chemischem Wege so weit gereinigt zu werden, daß es ohne Schaden für Mensch und Tier in öffentliche Flußläufe gelassen werden kann. Leider haben alle vorhandenen Systeme die gleiche Anzahl Anhänger und Feinde und demgemäß auch alle ihre schlechten Seiten. Möchte bald eine endgültige Entscheidung zum Wohl der Menschheit zu treffen sein.

Die Wasserversorgung und Kanalisation für Haus und Stadt werden von den meisten Städten vorgeführt, meistens in Zeichnungen, oft aber in prachtvollen Modellen, mit welchen sich besonders Berlin, Breslau und Hamburg auszeichnen. An einer Flasche krystallklaren Bremer Leitungswassers wird mancher Berliner mit neidischen Blicken vorübergegangen sein, denn leider läßt das Berliner Leitungswasser trotz der ungemein kostspieligen aber nutzlosen Filtrieranlagen (dieselben sind in natürlicher Größe gezeigt) nicht nur viel, sondern alles zu wünschen übrig.

Auch andere Gebiete hat eine sorgsame Stadtverwaltung zum Wohle der Bürgerschaft zu pflegen. Es erweisen sich nicht nur Schulen, Turn- und Badeanstalten, Krankenhäuser, Gefangenanstalten, Asylhäuser für Obdachlose, Friedhöfe u. s. w. als notwendig, vielmehr muß auch die Ernährung der Stadt in Rücksicht gezogen werden, wie dies durch Errichtung von Markthallen, Schlachthäusern u. s. w. ihren Ausdruck findet. Großartig sind die gesamten zur Schau gestellten Einrichtungen, welche in jeder Beziehung neben der Notwendigkeit auf möglichste Zweckmäßigkeit Rücksicht nehmen. Vertreten sind in dieser Abteilung die Städte: Augsburg, Bremen, Breslau, Frankfurt a. M., Bremerhaven, Kassel, Chemnitz, Danzig, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Graz, Halle a. S., Hamburg, Hanau, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Linz, Magdeburg, München-Gladbach, München, Nürnberg, Salzburg, Stettin, Stuttgart, Szegedin, Triest, Ulm.

Die Gruppe: Heizung und Lüftung ist eine ebenso inhaltreiche wie wertvolle. Erst die Neuzeit betonte die Notwendigkeit einer guten Lüftung neben der Heizung entgegen der alten Bauernregel des möglichst luftdichten Abschlusses des zu heizenden Wohnraumes von der Außenluft. Wie so viele praktische Neuerungen auf dem Gebiet der Gesundheitspflege ist auch das Lüftungsprincip erst auf dem Wege von den Gefangenhäusern in die Allgemeinheit, in die bürgerliche Wohnung eingedrungen. Jetzt gilt der Grundsatz, daß nicht nur Massenwohnungen, wie Gefängnisse, Krankensäle, Schulen u. s. w., sondern auch jedes Wohnzimmer einer rationellen Lüftung unterzogen werden muß, das heißt daß die von den Bewohnern verbrauchte Luft möglichst beständig und selbstthätig erneuert werden muß.

Im allgemeinen verfolgt man hier drei Wege der Lufterneuerung, beziehungsweise Luftverbesserung. Entweder wird Luft von außen zugeführt oder die verdorbene Luft aus dem Raume abgesaugt, oder endlich nur die im Zimmer vorhandene Luft beständig regeneriert. Für kleinere Wohnräume vereinigt man die Ventilationsvorrichtung gern und zweckmäßig mit dem Heizofen, während bei größeren Räumen besondere, mechanisch betriebene Ventilatoren an geeigneten Stellen angebracht werden.

Wird neue Luft von außen mittels eines mechanisch bethätigten Ventilators eingepreßt, so thut man gut, die Luft durch ein Wasserbad zu schicken, um sie gehörig anzufeuchten, bevor sie in die Zimmer getrieben wird; auf diese Weise erfolgt auch eine Reinigung der Luft von Staub u. s. w. Bei Restaurationslokalen, Cafés und dergleichen sammelt sich eine Menge Cigarrenrauch an, so daß die Luft durch Zuführung frischer Luft allein nicht gehörig zu reinigen ist; in diesem Falle saugt man dann die schlechte Luft aus geeignet angeordneten Röhren ab. In anderer Weise endlich sucht man die Luft dadurch zu regenerieren, daß man durch Bethätigung einer Wasserbrause und der durch dieselbe herbeigeführten beschleunigten Luftcirkulation die Luft mit dem fein verteilten Wasser in Berührung zu bringen sucht, um sie zu waschen und anzufeuchten.

Unter den ausstellenden Firmen in dieser Gruppe bleiben hervorzuheben Rietschel u. Henneberg, welche in einem geschmackvollen kleinen Kiosk eine Anzahl Zeichnungen ausgeführter Anlagen vorführen, Schäffer u. Walker, sowie die großen Eisenwerke Lauchhammer, Kaiserslautern, Gröditz, Hirzenhainer Hütte.

Wir gedenken hier einer besonderen Art aus Amerika eingeführter Öfen, welche sich besonders für Arbeiterwohnungen, allerdings in wohlfeilerer Ausführung als der exponierten, eignen dürften. Diese Öfen, crown jewels genannt, sind eiserne Füllöfen und sollen nach der Versicherung der fabrizierenden Firma monatelang bei beständiger Heizung in Brand erhalten werden können. Das Brennmaterial wird in einen Schacht eingefüllt, von welchem aus es selbstthätig in den eigentlichen Brennraum durch eine in ihrer Öffnungsweite genau regulierbare Klappe fällt, so daß nach der Stellung dieser Klappe eine sehr genaue und sparsame Regulierung der Heizung erreichbar scheint. Marienglasscheiben lassen das Feuer durchscheinen und geben den Öfen ein behagliches Ansehen. Vor allen Dingen liegt neben

dem sparsamen Brennmaterialverbrauch der Wert solcher Öfen in einer mit denselben verbundenen Kochgelegenheit.

Haben wir das Streben anerkennen müssen, daß für Gesundheit theoretisch und praktisch gewirkt und geschaffen wird, so müssen wir einem traurigeren Felde jetzt die Beachtung widmen, auf welchem sich jedoch am allermeisten die Menschenliebe neben der Wissenschaft zu bethätigen hat; wir meinen die Krankenpflege. Wir können uns an dieser Stelle nicht mit den wertvollen Einzelheiten dieser Gruppe befassen, können nicht die ebenso behagliche wie zweckmäßige Einrichtung der in zahlreichen Ausführungen exponierten Krankenhäuser beschreiben, wir müssen es uns versagen, die Unmenge vorzüglichster Instrumente und Apparate für chirurgische und Verbandzwecke, die reiche Auswahl Vorkehrungen zur Erhöhung der Behaglichkeit des Kranken u. s. w. aufzuzählen, sondern uns mit dem Hinweise auf einzelne mehr ins Auge fallende Gegenstände begnügen.

Ein großer Wert wird selbstredend auf die möglichst bequeme Lage des Schwerkranken gelegt, und nach dieser Richtung dürfte das Bett von Feise unerreicht dastehen. Dieses Bett vermag mittels einer Handkurbel an seiner Seite, ohne den Kranken umbetten oder berühren zu müssen, derart verstellt zu werden, daß der Kranke jede beliebige Lage einnehmen kann. Ein geruchloses Klosett unter dem Sitze ist noch wertvoller für den Kranken wie ein aufklappbares Tisch- und Lesepult. Für nur an den Füßen Gelähmte, welche noch ihrer Armkraft mächtig sind, hat man Rollstühle geschaffen, die durch die Hand des Kranken mittels einer Kurbel bewegt werden können, so daß dieser sich vom Fleck zu helfen vermag, ohne die Hilfe anderer zu benötigen, wie denn auch alle möglichen Bequemlichkeiten an letzteren angeordnet sind.

Mehrere Krankenbetten ermöglichen eine Behandlung des Kranken mit Wasser verschiedener Temperatur; wie denn auch besonders sinnreiche Vorkehrungen getroffen sind, um Kranke mit Umschlägen von stets gleicher Temperatur versehen zu können. Für diesen Fall wird das zu behandelnde Glied mit einem Rohrnetz aus Zinn oder Gummi bedeckt, durch welches dann an einer beliebigen Stelle entsprechend temperiertes Wasser rinnt; so wird der Kranke auch nicht durch Wechseln der Umschläge gestört. Eine Wachsfigur in Lebensgröße erläutert diesen Vorgang.

Operationsstühle und -tische wie auch das gesamte Zimmer eines Arztes sind mehrfach ausgestellt. Hier tritt die mit dem Bildnis Gräfes geschmückte Koje von Dörffel besonders hervor, in welcher sämtliche bekannte Instrumente und Apparate, welche bei Augenkrankheiten notwendig oder brauchbar, in mustergültiger Ausführung vertreten sind. Interessant erscheint die Beleuchtung des zur Untersuchung des Auges dienenden Dunkelzimmers mit einer elektrischen Glühlichtlampe von intensiver Helle an Stelle des bislang verwendeten Gaslichtes.

Einen bedeutenden Aufschwung hat die Orthopädie gemacht; die ausgestellten Apparate zur Verbesserung und Ausgleichung von Verkrümmungen kennzeichnen namentlich das Bestreben, dem Kranken möglichst bequem trotz aller Strenge in der Erzwingung der gewünschten Körperhaltung zu sitzen.

Orthopädische Maschinen, Verbandkasten mit antiseptischen Verbänden u. s. w. passierend gelangen wir zu den elektro-therapeutischen Apparaten, welche auch erst in der Neuzeit zwecks Heilung von Nervenkrankheiten umfangreichste Verwendung gefunden haben. Wir erwähnen noch einer Reihe akustischer Apparate, Inhalationsapparate, einer reichen Ausstellung künstlicher Glieder sowie der Exposition des Vereins deutscher Zahnkünstler, um uns von dieser Gruppe abzuwenden.

Die Verhütung von Beschädigungen und Gefahren des Arbeiters durch seine Maschine ist eine durchaus anstrebensnotwendige Angelegenheit. Wenn der Arbeiter durch Maschinenbedienung nicht nur sein Brot erwirbt, sondern auch der Menschheit dient, so muß er auch möglichst gesichert sein gegen Verletzung durch die oft ungemein gefährlichen Arbeitsmaschinen. Erst die Neuzeit wieder hat die Notwendigkeit der allgemeinen Einführung von Schutzvorrichtungen an Maschinen betont, und zwar ist vielleicht weniger die menschenfreundliche Einsicht der Industriellen als vielmehr die Einführung eines immer noch milden Haftpflichtgesetzes die Ursache gewesen, daß die Fabrikanten jetzt Schutzvorrichtungen treffen. Wir finden in der Ausstellung eine ungemein reichhaltige Auswahl der sinnreichsten Schutzvorkehrungen für die verschiedensten Maschinen und Gewerbe, welche sämtlich anstreben, eine Gefährdung des Arbeiters an seiner Gesundheit so vollkommen wie möglich zu verhindern. Noch nie ist eine annähernd so reiche Sammlung dieser Vorkehrungen vereinigt gewesen wie hier, so daß Fabrikant wie Arbeiter hier sich vorzüglich über diesen beide Teile gleichviel interessierenden Gegenstand zu unterrichten vermögen.

Die Reichhaltigkeit der Kollektion ist durch die Ausstellung des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe erzielt, welches eine übersichtliche Zusammenstellung der auf diesem Gebiete getroffenen Einrichtungen giebt; es sind dies meistens die Originalberichte der preußischen Fabrikinspektoren. Aber auch zahlreiche private Industrielle haben wesentliche und besonders neu erfundene Konstruktionen dieser Art vorgeführt, so daß sich ein schönes Gesamt-

bild über die Thätigkeit auf dem Gebiete des Gesundheitsschutzes der Arbeiter ergiebt.

Neben der Abwehr der persönlichen Gefahren des Arbeiters durch die von ihm bediente Maschine erstreckt sich die Erfindung besonders auf die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen in Bezug auf Hebung ihres socialen Lebens, Einrichtung fördernder Fabrikvereine, Wohlfahrtseinrichtungen, wie z. B. Kranken-, Unfall- und Invalidenkassen, Spar- und Konsumvereine, Fortbildungsschulen, Kinderbewahranstalten und gesellige Vereinigungen. Besonders einige große Fabrikanten wie Krupp in Essen und Spindler in Berlin haben nach dieser Richtung hin mustergültige und segensreiche Einrichtungen geschaffen, und wir können nur empfehlen, sich aus einer von letzterer Firma herausgegebenen Broschüre über diesen Gegenstand zu unterrichten. Spindler hat seine Fabrik mit den dort getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen durch einen schön ausgeführten Reliefplan vor Augen geführt.

Ein besonders reicher Zweig dieses Teiles der Ausstellung bezieht sich speciell auf den bergmännischen Betrieb, dessen Gefahren um so bedeutender und schwerwiegender sind, als hier ein Schutz gegen die unberechenbaren Elemente geschaffen werden muß. Es wird in schönen, verständlichen Modellen vor Augen geführt, wie man gegen schlagende Wetter, schlechte Gase, herabstürzende Gesteinsmassen, eindringende Wasser u. s. w. zu schützen sucht. Um auch den Besuchern ein möglichst getreues Bild eines Kohlenbergwerks zu geben, ist ein solches im „nassen Dreieck" künstlich aufgeführt. Eine Schachtöffnung ladet zum Eintritt ein in diesen möglichst naturgetreu aus Steinkohlen und Schiefer zusammengestellten Bau, dessen Inneres teilweise durch qualmende Bergmannslampen, teilweise durch Siemenssche Glühlichter erhellt wird. Schienengeleise führen durch den ganzen Schacht, so daß auch eine Fahrt durch das Bergwerk ermöglicht ist. Während der Bau des Bergwerks die wesentlichsten Einzelheiten eines wirklichen Steinkohlenschachtes enthält, wurde versucht, das Bild durch in Wachs ausgeführte Arbeitergestalten anziehender und natürlicher zu gestalten. Wir sehen, wie hier Arbeiter einen neuen Schacht aufzuhauen suchen, dort ein anderer einen neben ihm stehenden Wagen mit Kohlen füllt; dort sind mehrere Bergleute beschäftigt, Löcher in die Wand zu bohren und dieselben mit Sprengpatronen anzufüllen. Aber auch die Gefahren bringt die letzte Strecke zur Anschauung: ein Bergmann ist in schlechte Gase geraten und von denselben betäubt worden, ein zweiter ist zu seiner Rettung an einem Strick zu demselben niedergelassen, aber, um die Ausführung dieses Zweckes zu gestatten, mit einem Sicherheitsapparate ausgerüstet. Ein solcher besteht in der Hauptsache wie beim Taucher in einem Luftzuführungsschlauche, welchen der Arbeiter in den Mund nimmt, während ihm die Nase durch eine Klemme geschlossen wird, um das Einatmen der schlechten Gase auch auf diesem Wege zu vermeiden.

Das Bergwerk ist vom Bergrat Haßlacher auf Veranlassung des Ministeriums für öffentliche Arbeiten ausgeführt.

Die besprochene Gruppe erläutert ferner noch Vorschläge und Maßregeln, um die Umgebung von industriellen Anlagen vor Belästigungen und schädlichen Einflüssen zu wahren. Dahin gehört besonders die Reinhaltung der öffentlichen Flußläufe von den schlechten und teilweise giftigen Abwässern chemischer Fabriken, Reinhaltung der Luft vom Rauche der Fabrikschornsteine u. s. w.

An dieser Stelle sei nur noch der Kollektivausstellung des ungarischen Ministeriums für Handel und Industrie, sowie der Stadt Wien gedacht. Letztere gewährt einen Einblick in die Wohlfahrts- und Sicherheitseinrichtungen der Stadt, ähnlich wie die Ausstellungen deutscher Städte. Interessieren dürfte, daß in Wien jeder Schutzmann, wie dies bei uns durch den Esmarchschen Samariterverein angestrebt wird, so weit als Heilgehilfe geschult ist, um die erste Hilfe bei Unglücksfällen leisten zu können, daß aber jedes Polizeiwachtlokal als kleine Sanitätswache mit Verbandkasten u. s. w. reich ausgestattet ist; diese Einrichtung empfiehlt sich allgemeiner Einführung.

Haben wir den Hauptteil der Ausstellung kennen gelernt, so bleibt uns noch ein beträchtliches Stück: das Rettungswesen, übrig, welches um so mehr in einem engen Zusammenhange mit der Hygieine steht, als mit der Vermehrung der Gefahren auf dem Gebiete des Gewerbes und des öffentlichen Lebens auch das Rettungswesen herangezogen werden muß als eine Ergänzung der nur unvollkommen zu erzwingenden Abwehr der Gefährlichkeiten.

Vorerst schenken wir dem Bestreben Beachtung, die Feuersgefahr möglichst einzuschränken. Die in letzter Zeit gemachten schrecklichen Erfahrungen mit den Theaterbränden haben eine Unzahl Vorschläge gezeitigt, welche den Theaterbesucher möglichst sichern sollen. Der Wichtigkeit dieser Sache entsprechend, hat der Ausschuß auch ein Preisausschreiben für ein möglichst feuersicheres Theater erlassen, über dessen Erfolg noch nichts bekannt ist. Wir finden in der Ausstellung dagegen eine Anzahl feuersicherer Theatervorhänge, welche bei einem entstehenden Brande auf der Bühne den Zuschauerraum wenigstens für eine zur Entleerung desselben hinreichende Zeit sicher abschließen sollen. Diese Vorhänge sind meistens aus Wellblech hergestellt, es findet sich aber eine Ausnahme in dem von Obernier vorgeführten leinenen Vor-

hange, welcher im Augenblicke der Gefahr durch Wasserbrausen beständig naß gehalten werden soll. Besonderer Wert ist mit Recht auf die leichte, wenn möglich selbstthätig erfolgende Herablassung eines solchen Vorhanges zu legen.

Für die Bühnenräume selbst schlägt man fast allgemein im Schnürboden angeordnete Wasserbrausen vor, welche gewöhnlich selbstthätig auszuströmen beginnen, wenn eine überall durch den Bühnenraum gekreuzte dünne Schnur durchgebrannt ist.

Das beste Schutzmittel gegen Ausbruch eines Feuers auf der Bühne liegt in der Imprägnierung sämtlicher Requisiten mit einem Mittel, welches dieselben unverbrennlich macht. Die Wissenschaft hat in letzter Zeit mehrere solcher durchaus wirksamer Mittel geliefert; ist ein Stoff so imprägniert, so vermag derselbe selbst unter Einwirkung einer starken Stichflamme sich nicht zu entzünden, sondern kohlt nur das von der Flamme direkt getroffene Stück ab, ohne den übrigen Stoff anzugreifen.

Die Wirksamkeit dieser Imprägnierungsmittel sucht die Fabrik von Judlin in etwas drastischer und gesuchter Weise in einem besonderen Pavillon nachzuweisen, in welchem eine in leichtes Ballkostüm gekleidete Wachsfigur — eine Balldame darstellend, welche, ohnmächtig auf einen Sessel niedergesunken, dabei eine Petroleumlampe auf ihre Schleppe geworfen hat — trotz des lustig zwischen den Kleidern fortbrennenden Petroleums nicht weiter Feuer fängt. Die Art dieser Reklame zieht natürlich ein großes, staunendes Publikum herbei.

Eine reiche Sammlung von telegraphischen Feuermeldern, wie sie in öffentlichen Gebäuden und entlegenen Straßen zur Herbeirufung der Feuerwache angebracht werden, sind von verschiedenen Fabriken ausgestellt. Die Firma Siemens u. Halske zeigt elektrische Feuermelder, welche ein in dem Aufstellungsraum derselben entstehendes Feuer selbstthätig anzeigen, indem ein Thermometer durch die steigende Temperatur über eine normale Höhe geht und dadurch einen elektrischen Kontakt bethätigt, welcher an beliebiger Stelle durch Klingeln die Gefahr meldet.

Interessant ist ein Apparat zur Ortsbestimmung von Feuersbrünsten in der Nacht. Um eine vertikale Stange sind fernrohrartige Röhren fest angeordnet, nachdem ihre Sehachsen bei Tage genau auf eine Anzahl zu beobachtender Ortschaften oder Gebäude eingestellt sind. Ein Blick durch diese Röhren giebt dann in der Nacht, wo der Ort eines Feuers besonders auf dem Lande sonst äußerst schwer zu bestimmen ist, sofortige Aufklärung.

Eine ungemeine Entwickelung hat das Löschwesen wie auch die Einrichtung von Feuerwehren und deren Gerätschaften erfahren; zahlreiche Aussteller sind in dieser Gruppe vertreten, unter ihnen besonders die Feuerversicherungs-Gesellschaften. Eine Anzahl von Hand- und Dampfspritzen, Extinkteuren sowie den verschiedenartigsten Rettungsapparaten aus Feuersgefahr werden vorgeführt. Von seiten des Berliner Magistrats findet jeden Donnerstag ein lehrreiches Exercitium der Berliner Berufsfeuerwehr an einem im „nassen Dreieck“ errichteten hohen Gebäude statt. Es werden dort besonders die verschiedensten in Gebrauch befindlichen Methoden zur Rettung der vom Feuer in oberen Stockwerken abgeschnittenen Personen dem Publikum vorgeführt, welches mit reger Teilnahme diesen Arbeiten folgt. Man sieht hier die berühmte Berliner Feuerwehr in Thätigkeit, wie ihre Mannschaft unerschrocken und blitzschnell mit Hakenleitern an der äußeren Wand des Hauses emporklettert, um oben ein Rettungstuch oder den Führungsstrick für den Rettungssack anzubringen, mit Hilfe dessen gerettet werden soll. Ein neues Objekt ist das Rettungstuch, welches, an einem Fenster befestigt, nach unten möglichst sanft abgelenkt wird, so daß auf demselben Personen, Möbel u. s. w. ohne Schaden zur Erde herunterrutschen können. Früher wurde statt des Tuches eine Art Sack verwendet, auch findet ein Sprungtuch Anwendung. Ist ein Heraufklettern am Hause mittels Hakenleitern nicht mehr möglich, so tritt die Rettungsleiter in Aktion, welche von einem Wagen aus bis zur Dachspitze eines hohen Hauses heraufgeschraubt werden kann. Bei den Versuchen der Feuerwehr treten zwei solcher Leitern in Thätigkeit, deren eine von dem Branddirektor Witte, deren andere von Porta in Mailand konstruiert ist.

Zu erwähnen bleibt noch eine eiserne Rettungsleiter, welche ständig am Dachfirst sitzt und vom Erdboden aus von oben niedergelassen wird; eine solche Leiter dürfte bei Theatern von Wert sein.

Von Neuerungen an Dampfspritzen bleibt die Verwendung eines Pulsometers statt der Dampfmaschine (Körting) wie auch der Ersatz der Dampfmaschine mit Kessel durch eine mittels Explosionen von Leuchtgas getriebene Maschine zu erwähnen.

Die Kruppsche Fabrik giebt ein von Besuchern stets umlagertes, im Modell ausgeführtes Bild von der Einrichtung und Thätigkeit ihrer Feuerwehr. Diese ist dargestellt, wie sie zwecks Löschung eines Brandes und Rettung von Personen die erforderlichen Arbeiten verrichtet. Das gegebene Modell ist ebenso instruktiv wie interessant.

Endlich bleibt hier noch mit Bezug auf Theater zu registrieren, daß Dr. v. Karajan vorschlägt, die Lampen in den Gängen nur direkt mit der Außenluft zu speisen, vom Inneren der Gänge aber völlig abzusperren; so wird einem Auslöschen der Lampen durch Rauch

u. s. w., welches Ereignis bekanntlich beim Wiener Brande so verhängnisvoll wirkte, erfolgreich vermieden.

Eine Sicherheitsvorrichtung für Feuerwehrleute, welche denselben das Betreten mit Rauch angefüllter Räume gestattet, besteht in einer Maske, welche, vor dem Gesicht getragen, von außen Luft zuführt. Damit der Träger stets mit der Außenwelt mündlich verkehren kann, ist in der Maske ein Telephon angebracht; eine solche Maske ist von der Stadt Breslau eingeführt.

Wir gelangen zur Rettung aus Wassersgefahr, welche besonders vom Staat und den verschiedensten Gesellschaften geübt wird. Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat eine Anzahl Vorrichtungen, welche von ihr gebraucht werden, ausgestellt. Wir sehen und zwar in schönen Modellen die Benutzung des Raketenapparates, mit Hilfe dessen man vom Lande aus mit gestrandeten Schiffen in Verbindung tritt, Rettungsboote, welche eine Einrichtung tragen, um auch im Eise eingebrochenen Personen Hilfe leisten zu können, Rettungsgürtel u. s. w. Die Hamburger Packet-Aktien-Gesellschaft, welche auch ein prachtvolles Modell ihres in Hamburg befindlichen Trockendocks mit einem ihrer Schiffe, der „Frisia", vorführt, wie auch die kaiserliche Marine bringen eine Menge Rettungsmittel zur Anschauung. Wir finden da besonders eine Bank für Docks, Strand- oder Schiffsdock, welche in wenigen Minuten in ein Rettungsboot umgewandelt werden kann; ferner ist da ein für den Gebrauch auf Seeschiffen bestimmtes Rettungsboot vorhanden, welches nicht umkippen und versinken kann, wenn es vom Schiff ins Wasser gelassen wird. Eine Anzahl von Seezeichen zur Bezeichnung von Schiffswegen schließt sich zwecks Sicherung des Schiffsverkehrs an.

Die kaiserliche Marine wie auch die Seebehörde in Triest stellen Küstenkarten aus, welche anschaulich machen, in welcher Weise die Leuchttürme und Leuchtfeuer den Schutz der Seefahrt an der Küste sichern. Wir bemerken, wie ein Schiff bei der Küstenfahrt stets mindestens ein besonders in die Augen fallendes Seezeichen bei Nacht und am Tage beobachten kann, um danach seinen Kurs zu regeln.

Hierher gehörig sind auch wertvolle Modelle des Hafens von Swinemünde (Reliefplan) und seiner bemerkenswertesten Einzelbauten von dem Arbeitsministerium ausgestellt.

Sämtliche für Taucherzwecke benötigte Apparate sind von der Firma v. Bremen u. Comp. in Kiel ausgestellt. In einem mächtigen großen Bassin werden dieselben stündlich von Berufstauchern dem Publikum demonstriert. Mit hoher Spannung verfolgt das stets zahlreich erscheinende Publikum die Vorbereitungen zur Einkleidung des Tauchers in seine schwere, eigenartig konstruierte Rüstung, wie auch die verschiedenen Experimente, welche er unter Wasser vornimmt. Ein nebenhergehender Vortrag des seiner Zeit der kaiserlichen Marine angehörigen Tauchers John Kock, welcher auch Prinz Heinrichs erste Seereise mitmachte, belehrt über die Übungen wie über Wesen und Treiben des gefahrvollen und aufreibenden Taucherlebens. Großer Beifall begleitet die exakt ausgeführten Exercitien. Die Taucherrüstungen sind jetzt derart vervollkommnet, daß ein Taucher bis zu zehn Stunden ununterbrochen unter Wasser bleiben und arbeiten kann.

Wir müssen eine große Anzahl wertvoller und besichtigungswerter Gegenstände übergehen und verlassen die große Ausstellungshalle, um uns zunächst die Stadtbahnbogen mit ihrem Inhalt anzusehen. Wir passieren einen Park von Eisenbahnwagen, welche besonders zum Transport Verwundeter bestimmt sind (sächsisches Kriegsministerium), und besuchen zuerst die Ausstellung des österreichischen Kriegsministeriums und der österreichischen Gesellschaft vom roten Kreuz. Wir finden hier ebenso wie in der reichhaltigen Ausstellung des preußischen Kriegsministeriums und der kaiserlichen Admiralität sämtliche militärische Sanitätseinrichtungen, wie sie für den Gebrauch im Kriege sich notwendig und gut erweisen. Besonders tritt in der preußischen Abteilung die Sorge, Kranke und Verwundete möglichst gut unterzubringen, befriedigend und wohlthuend hervor. Ein Lazarettzug enthält eben alles, was ein fahrendes Lazarett an Bequemlichkeiten zu bieten im stande sein kann. Große Krankenzelte fallen angenehm durch ihr freundliches Äußere auf.

Ein Stadtbahnbogen nimmt die Mittel auf, welche zur ersten Hilfe bei Verunglückungen dienen; von der einfachen Tragbahre bis zum mit Gummi ausgepolsterten Wagen zur Beförderung Geisteskranker ist jedes mögliche Transportmittel in zweckdienlichster Formgebung vorgeführt.

Särge, Urnen und Leichenkonservierungsapparate, Särge mit Signalapparaten für Scheintotbegrabene finden wir in der Gruppe Leichenwesen. Nebenan zeigt sich eine Anzahl Leichenfuhrwerke.

Besuchen wir zum Schluß nun noch die verschiedenen Pavillons und Kioske, welche größtenteils um einen See herum die andere Seite der Stadtbahn entlang erbaut sind.

Ein großer, im ernsten gotischen Stil gehaltener Bau birgt einen betriebsfähigen Leichenverbrennungsofen, wie er von Fr. Siemens bereits in Gotha in Thätigkeit gesetzt ist. Hier sollten wöchentlich Verbrennungen von Tierkadavern stattfinden, doch ist die Erlaubnis hierzu bisher verweigert worden. Die Auf-

lösung der Kadaver erfolgt hier einzig durch heiße Luft, geruch- und rauchlos.

Daneben steht das mit nichtexplodierbaren Kesseln ausgerüstete Kesselhaus, welches die verschiedenen Dampfmaschinen der Ausstellung mit Dampf speist. Dann folgt die im Betrieb befindliche Berliner Volksküche, deren Pavillon die Inschrift ziert:

Wir geben hier nicht Bier noch Wein,
Noch Süßigkeit und Leckerei'n,
Doch unsre Kost giebt Mut und Kraft
Dem, der mit Fleiß die Arbeit schafft.

Von zwölf Uhr ab wird hier ein einfaches aber kräftiges Essen zu fünfzehn und fünfundzwanzig Pfennigen die Portion verabfolgt, in derselben Weise, wie dies in den zahlreichen Volksküchen der Gesellschaft geschieht. Ein ungemein zahlreicher Zuspruch, besonders seitens der Provinzialen, erzwingt oft schon nach anderthalb Stunden am Eingangsfenster das Erscheinen einer roten Tafel mit der wunderbar stilisierten Anzeige: Es ist heute kein Essen mehr.

Außer dieser Volksküche ist noch eine Militärküche erbaut, welche eine nach dem Gutachten sachverständiger Damen etwas kernigere und weniger schmackhafte Kost zum Preise von fünfundzwanzig Pfennigen bietet. Die Küche ist von Rietschel u. Henneberg nach eigenem Entwurf ausgeführt. Es wird nur mit Dampf gekocht; die Bedienung versieht ein Koch des Eisenbahnregiments.

Außerdem ist noch eine Bäckerei in Betrieb gesetzt, deren Waren nicht kalt werden, ohne verkauft zu sein.

Endlich haben wir noch der höhere Ansprüche befriedigenden Küche der Kochschule des Berliner Hausfrauenvereins zu gedenken. Hier wird von zweieinhalb Uhr ab von jungen Damen unserer Bürgerschaft, welche in der Kochschule ihre angeborene wirtschaftliche Befähigkeit ausbilden wollen, ein feines Diner hergestellt und zu nicht allzu kleinen Preisen verabreicht.

An die Kochschule grenzt ein großer Pavillon, welcher die Produkte der Gesellschaft Carne pura enthält; dieselben bestehen aus getrocknetem und dann gemahlenem Fleisch, welches in verschiedenster Weise mit anderen Stoffen gemischt wird, um ein nahrhaftes, bequem und schnell zu erzeugendes Essen abgeben zu können.

In einem Wellblechhause daneben stehen Apparate, mit Hilfe deren aus Fettabfällen von der Seifenfabrikation, Petroleumraffinerie u. s. w. ein wunderschön hellbrennendes Gas gewonnen wird, welches billiger und besser wie gewöhnliches Steinkohlen-Leuchtgas ist. Dieses Gas, sogenanntes Fettgas, wird stark zusammengedrückt und in cylindrische Behälter gefördert, welche, in Eisenbahnwagen eingeschaltet, die Beleuchtung für diese schaffen. Eisenbahn- und Pferdebahnwagen, Schiffe u. s. w. werden besonders auf diese Weise reinlich und gut erleuchtet. Auch große Seebojen, welche an schwer zugänglichen oder weit von der Küste entfernten Stellen anzuordnen sind, werden mit solchem komprimierten Fettgas gespeist; die Flamme in der die Spitze der Boje krönenden Laterne brennt natürlich Tag und Nacht, hat aber bis zu zwei Monaten Nahrung in dem Ballon der Boje.

Um den Teich herumgehend, welcher eine solche Boje, von Pintsch ausgestellt, sowie einen kleinen mit einem künstlichen Leck versehenen Dampfer trägt, der trotzdem durch einen Pulsometer (Dampfwasserhebeapparat) flott gehalten wird, passieren wir einen mit Turngeräten aller Art ausgerüsteten freien Platz, ferner einen Kiosk mit Eismaschinen von Baas u. Littmann und einen geschmackvollen Pavillon der Firma Blooker u. Comp. in Amsterdam, deren Kakao in zierlichen Tassen von einer Holländerin in Originaltracht gratis angeboten wird. Mehrere Buden mit Selterwasser und Sauerbrunnen, ein transportabler Pavillon mit frischer Milch bieten Erfrischungen. Es folgt nun das Bauersche Wiener Café, hinter welchem noch von einer Italienerin ein wohlschmeckender Wermutwein ausgeschenkt wird. An dem Musikpavillon vorbei, welcher von ein Uhr mittags ab von einer guten Kapelle besetzt ist, gelangen wir an einigen Baracken für Lazarettzwecke zu dem Pavillon, in welchem die Verwendung der bekannten selbstleuchtenden Balmaineschen Farbe demonstriert wird. Wir finden ein ganzes mit selbstleuchtender Tapete bekleidetes Zimmer angenehm erhellt und bemerken, wie man sich bestrebt hat, die Leuchtfarbe auf Rettungsgürtel, Kompasse, Rettungsboote, Segel u. s. w. aufzutragen, um diese in der Nacht leuchten zu lassen. Für den Seeverkehr wäre die Brauchbarkeit der Farbe ein großer Gewinn, leider ist die Farbe aber nicht wetterbeständig. In der Nähe der oben erwähnten Militärküche liegt ein Gebäude, welches eine kolossale Dynamomaschine von Edison zur Erzeugung von elektrischer Kraft und Licht enthält; dieselbe wird durch eine Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt. Gegenüber derselben liegt ein großer Pavillon, welcher die Ausstellung von Körting in Hannover aufgenommen hat; dieselbe ist, wie so viele andere Gegenstände, nicht hygieinischen Charakters. Es ist überhaupt auffällig, mit welcher Milde der Ausschuß bei der Zulassung von Ausstellungsgegenständen vorgegangen ist; es ist nichts einzuwenden, wenn an sich beachtenswerte Gegenstände, deren Zusammenhang mit der Hygieine oder dem Rettungswesen nur sehr locker ist, zugelassen werden, weshalb aber das später zu erwähnende sogenannte Normalwohnhaus erbaut und ein-

gerichtet und ferner Geldtaschen aus Krokodilleder sowie Papierlaternen zugelassen wurden, ist nicht recht begreiflich.

Der Schaulust des großen Publikums sind bedeutende Konzessionen gemacht; allgemein packende Objekte sind mehrfach vorhanden und jedenfalls nur aus diesem Grunde der Ausstellung eingereiht. Wir finden so in einem Anbau des Hauptausstellungsgebäudes das prachtvolle Panorama von Gastein, ein Werk von Hertel in Berlin. Man nimmt den Zutritt durch eine künstliche, ganz kahle, schmucklose Felsengrotte, welche mit der Nymphe von Gastein geschmückt ist, um in das Innere eines Bauernhauses zu gelangen, an dessen Wänden überall Theaterzettel, Führertaxen u. s. w. von Gastein hängen, so daß man sich ganz an Ort und Stelle versetzt glaubt. Drei Wände eines Zimmers sind fensterartig durchbrochen und gewähren nun über die Veranda des Hauses hinweg einen Blick auf das feenhafte Fleckchen Erde.

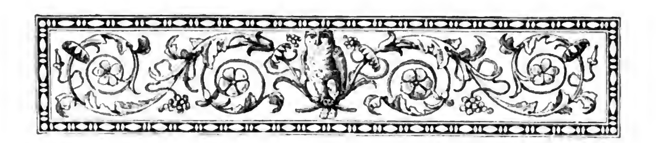
Ein fernerer viel besuchter Ort ist das sogenannte Normalwohnhaus, ein im Villenstil gehaltenes Renaissancegebäude. Dasselbe ist in drei Stockwerken von Berliner Tischlern ausmöbliert, ohne daß auch nur ein Zusammenhang mit dem Thema der Ausstellung in dem Besucher aufdämmert. Gegen den Hauptgrundsatz einer gesunden Wohnung: Luft und Licht zu schaffen, ist völlig verstoßen, überall herrscht Dunkelheit, während keine andere Ventilation wahrnehmbar ist als durch geöffnete Thüren und Fenster. Ebensowenig normal kann die gesamte Einrichtung der Wohnung genannt werden, deren kleine Zimmer mit den kostbarsten Möbeln so überladen sind, daß der Besucher kaum unbehindert passieren kann. Was die Berliner Tischler leisten können, weiß man auch ohne diese Ausstellung derselben, so daß man das Normalwohnhaus, welches im Katalog „Gebäude für häusliche und Wirtschaftseinrichtungen“ heißt, als überflüssig auf dieser Ausstellung bezeichnen muß.

Wir sind zu Ende mit unserem Gange durch die Ausstellung, wobei wir wohl wissen, eine große Menge besichtigenswerter Gegenstände unerwähnt gelassen zu haben. Fassen wir den gesamten Eindruck zusammen, so müssen wir im allgemeinen hervorheben, daß die Ausstellung mehr ein Museum als ein Warenhaus ist, daß sie sich also vorteilhaft von anderen Ausstellungen unterscheidet, deren Zweck allein die Förderung von Geschäftsinteressen der Aussteller schien. Allerdings muß betont werden, daß ohne die reichen streng sachlichen Ausstellungen der Ministerien und Behörden dieser wohlthuende Eindruck nicht so voll zur Geltung gekommen sein könnte.

Im Anschluß an die Ausstellung, teilweise zu ihrer Ergänzung, wird von angesehenen Hygieinikern ein Vortragscyklus gehalten, welcher die neuesten Errungenschaften der Hygieine dem Publikum bekannt geben soll. Sei es nun, daß in diesen Vorträgen nicht der richtige populäre Ton getroffen wurde, oder fehlt dem Publikum noch das richtige Interesse an der Wissenschaft der Hygieine — kurzum, die bisherigen Vorträge wurden nur sehr schwach besucht, trotzdem hervorragende Männer wie Esmarch, Mundi, Fleck, König lesen.

Der Besuch der Ausstellung dagegen ist ein sehr lebhafter. Besonderen Anklang hat die Einrichtung gefunden, die reizenden Gartenanlagen und guten Restaurationen nach Schluß der Ausstellung zugänglich zu machen; in den prachtvollen geräumigen Anlagen, welche teilweise durch elektrisches Bogenlicht, teilweise durch Regenerativgasbrenner erhellt werden, weilt bis spät abends ein zahlreiches Publikum.

Dieser Aufsatz werde nicht geschlossen, ohne einer Agitation zu gedenken, welche darauf ausgeht, die Stadt Berlin zum Ankauf des Ausstellungsgebäudes zu bestimmen; es geschieht dies mit der Begründung, daß sich Berlin auf die Weise billig in den Besitz des tief entbehrten ständigen Gebäudes für Ausstellungen setzen könne, wie dies Städte wie Paris, London, München bereits erreicht haben. Berlin bedarf ohne Frage in seiner Lage als Weltstadt eines ständigen Ausstellungsgebäudes; ein solches muß aber durchaus dem weltstädtischen Charakter unserer Reichshauptstadt entsprechen, und das vermag der Hygieinebau keineswegs. Wie oben bemerkt, ist das Bauwerk bei seiner Herstellung durchaus nicht auf ein beständiges Ausstellungsgebäude zugeschnitten worden, sondern nur als transportabler Wanderbau, um nicht zu sagen Baukasten geschaffen. Hieraus folgen, ganz abgesehen von der völlig unzulänglichen gesamten Größe, Unzuträglichkeiten, wie sie keineswegs bei einer anderen Ausstellung, z. B. einer Gewerbeausstellung, welche umfangreiche Gesamtgruppen vorführt, in den Kauf zu nehmen sind. Endlich eignet sich der Platz der Ausstellung wegen seiner entlegenen, ungünstigen Lage unter dem Straßenniveau und zwischen Güterverladestellen ganz und gar nicht für den erhabenen Zweck. Das Streben Berlins muß auf den Erwerb eines würdigen Gebäudes am rechten Fleck ausgehen und darf dabei der Kostenpunkt kein Hindernis bieten; den vorgeschlagenen Erwerbsantrag sollte Berlin aber zurückweisen, um nicht zu spät das nachhinkende Übel solcher nur scheinbar billigen Gelegenheitskäufe schmerzlich empfinden zu müssen.



Litterarische Mitteilungen.

Milchhöfers „Anfänge der Kunst in Griechenland".



Der Begriff des indoeuropäischen Volkstumes wurde durch die Sprachvergleichung geschaffen. Beständig noch ist die Wissenschaft damit beschäftigt, diesen großartigen Bau in seiner Entwickelung und seinen zahlreichen Gliederungen zu untersuchen und das Besondere auf jene letzte Form zurückzuführen, die ein Gemeingut des Urvolkes gewesen sein muß. Es ist eine billige Forderung, daß nun auch für das Gebiet der bildenden Kunst eine gleiche Arbeit unternommen werde: denn „auch die Formensprache wurzelt in den Tiefen der Nationalität und weist einen ähnlichen Fortschritt vom Elementaren zu höherer Entwickelung auf". Die ersten Versuche in dieser Richtung, gleichsam eine indogermanische Ur-Formensprache zu entdecken, hatten bisher als das Gemeinsame dieser Völkerschaften einen geometrischen Dekorationsstil nachzuweisen gesucht. Welcher Art aber und auf welchen Wegen sich aus gemeinsamen Anfängen die einzelnen Kunstgattungen entwickelt hatten, blieb im wesentlichen noch unerklärt. Besonders erschien die griechische Kunst in keinem lebendigen Zusammenhang mit jenen Rudimenten der Kunst, sondern wie ein zu neuer Einheit gebrachtes Gemisch fremdländischer Einflüsse. Dem vorliegenden Buch: **Die Anfänge der Kunst in Griechenland**, Studien von Dr. A. Milchhöfer (Leipzig, F. A. Brockhaus), gebührt das Verdienst, die Methode einer ethnologischen Kunstgeschichte gefördert und speciell für die älteste Kunst auf griechischem Boden neue, überraschende Aufschlüsse gefunden zu haben. Das Material der Untersuchung danken wir zumeist Dr. H. Schliemann. Ein Studium der mykenischen Funde nämlich brachte Milchhöfer zu der Überzeugung, daß sie nicht in dem gewöhnlichen Sinne „griechisch", nicht „homerisch" seien, nicht der Schatz des Atreus oder Agamemnon, sondern daß sie einer weit älteren Kulturepoche angehören, für die er den Namen der Pelasgischen in Anspruch nimmt. Dieses Volk hatte, wie uns ihre in Stein oder Gold eingeschnittenen Bilder erzählen, noch die schlichtesten Lebensformen: die Krieger und Jäger gingen unbekleidet bis auf einen Schurz, die Frauen waren von den Hüften ab bekleidet und trugen reichen Schmuck an Kopf und Hals, der Schmuck der Männer waren ihre Waffen. Ihre Religion beruhte anscheinend auf einem elementaren Glauben, der sich neben dem einzigen Gotte, dem „pelasgischen Zeus", die Kräfte der Natur in der Gestalt dämonischer Wesen vorstellte. Als solche faßt Milchhöfer einige fabelhafte Gestalten auf, die aus Pferdeköpfen und Vogel- oder Heuschreckenleibern zusammengesetzt sind und zum Symbol ihrer Unwiderstehlichkeit Löwen und Stiere würgen. Es ist eine Entdeckung von der weittragendsten Bedeutung, die Milchhöfer bei dieser Gelegenheit macht, daß nämlich alle mythischen und symbolischen Wesen, an deren Gestaltung das Pferd Anteil hat, arischer Herkunft sind. Die Semiten haben das Pferd erst verhältnismäßig spät kennen gelernt, als die Zeit ihrer Mythenbildungen schon vorbei war; bei den Assyrern, Babyloniern und Ägyptern konnte es daher symbolisch überhaupt nicht vorkommen, während doch andere Tiere wie Adler, Löwen, Stiere u. s. w. eine bedeutende Rolle in der religiösen Symbolik spielen. Wenn also Götter, Halbgötter, Dämonen in der Gestalt von Pferden oder nur mit Pferdefüßen, Pferdeohren, Pferdeschwänzen gebildet sind, so genügt dieses, um ihre arische Herkunft außer Zweifel zu setzen. Dadurch ist mit einem Schlage die bisher rätselhafte Herkunft der Kentauren, Silene, Satyrn, des Pegasus, für die man die Vorbilder im Orient zu suchen nicht müde wurde, im wesentlichen angedeutet. Dazu kommt, daß sich auch im Indischen in Sprache und Bild verwandte dämonische Wesen nachweisen lassen, die wir deshalb für indogermanisches Gemeingut zu halten haben. Aus

den ersten Anfängen einer pelasgischen Kunst entwickelt sich dann durch die von den stammverwandten Phrygiern und von dem Orient gegebenen Anregungen vermutlich auf Kreta die Stufe der Kunstfertigkeit, welche durch die mykenischen Funde vertreten wird. Hat Milchhöfer recht, so muß auf Kreta die griechische Kunst gewissermaßen ihre Knabenjahre durchgemacht haben, und stände zu erwarten, daß man dort durch Ausgrabungen eine überreiche Ausbeute an Funden aus dieser frühen Kunstepoche machen könnte. Auf Kreta müßte noch einmal ein Schliemann graben! Der Eintritt des höherbegabten ionischen Stammes sodann und besonders die reformatorische Thätigkeit der homerischen Sänger, welche an die Stelle der finsteren dämonischen Wesen die allmählich herausentwickelten olympischen Götter bevorzugten, hat auch der bildenden Kunst neue Stoffe und edlere Formen zugetragen.

Aber wie die dämonischen Wesen den olympischen Göttern zum Trotz fortfuhren, ihren Spuk zu treiben, und sich lieber in dienende Stellung zu Dionysos oder anderen Göttern begaben, als auf ihre Existenz verzichten wollten, so ließ sich auch die älteste pelasgische Kunst zwar weiterbilden und ummodeln, in ihrem innersten Wesen aber nicht aufheben. Diesen durch die alte Kunst durchgehenden ältesten Stock von Ideen und Formen sucht Milchhöfer bis in die spätere griechische Zeit nachzuweisen und erkennt ihn auch in der italisch-etruskischen Kunst wieder, die er daher folgerecht auf dieselben letzten Quellen zurückführt. Das Buch beabsichtigt nichts Fertiges zu bieten, und es steht zu erwarten, daß infolge der Anregung, die es geben wird, die vorgetragenen Ansichten im einzelnen mannigfache Änderungen werden erfahren müssen; die Hauptergebnisse aber darf man schon jetzt als erwiesen betrachten, und schon dadurch ist dem Buche ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der Archäologie für alle Zeit gesichert.

L. G.

Aus der politischen Welt.

Gesammelte kleine Schriften. Von J. K. Bluntschli. „Aufsätze über Recht und Staat.“ (Nördlingen, C. H. Becksche Buchhdlg.) Nunmehr eine Hinterlassenschaft des berühmten Heidelberger Staatsrechtslehrers. Die Sammlung ist auf Anlaß seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums veranstaltet worden. Sie zeigt die edle Popularität, den freien Sinn, das geschichtliche Auge Bluntschlis — Vorzüge, durch welche seine Schriften, obwohl Schärfe in ihnen nicht selten vermißt wird, doch eine dauernde Stelle in unserer staatswissenschaftlichen Litteratur behaupten werden. — **Mein politisches Glaubensbekenntnis.** Von J. Freiherrn von Kalchberg. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) Auch eine Art von Testament. Der Verfasser hat in hervorragenden Stellungen das politische Leben Österreichs gründlich kennen gelernt und mit patriotischer Liebe die Wandlungen von 1839 bis zur Gegenwart dargestellt. — **Melchior von Diepenbrock.** Von Hubert Reinkens. (Leipzig, L. Fernau.) Man darf wohl auch dies Buch der politischen Welt einrechnen, denn sein Verfasser hat als Bischof der altkatholischen Kirche eine hervorragende kirchenpolitische Stellung, und sein Held, Melchior v. Diepenbrock, ist die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit des deutschen Episkopats seit einem halben Jahrhundert. Mit inniger Zuneigung ist der milde Katholicismus einer nun lange hinter uns liegenden Zeit in diesem Buche dargestellt, und dasselbe enthält ein reiches Material für die Geschichte der katholischen Kirche bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts. — **Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union.** Von Rud. Döhn. Erster Band. (Leipzig, F. W. Grunow.) Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat zwölf Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt und entfaltet seit seiner Rückkehr eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit, welche das Leben jenseits des Oceans zum Gegenstande hat. Die vorliegenden Beiträge behandeln die Administration des Präsidenten Grant und die weitere Geschichte der Wahl und der Thätigkeit nordamerikanischer Präsidenten.

Litterarische Notizen.

Ein reich illustriertes Prachtwerk, welches in jeder Hinsicht die wärmste Empfehlung verdient, erscheint gegenwärtig bei J. Engelhorn in Stuttgart unter dem Titel: **Die Kunstschätze Italiens.** In geographisch-historischer Übersicht geschildert von Karl v. Lützow. Mit Radierungen von gediegenen Künstlern und zahlreichen Textillustrationen. Der Ruf der Verlagshandlung bewährt sich in der wirklich vortrefflichen Anlage des ganzen Werkes; mit vollständiger Sachkenntnis beherrscht Herr v. Lützow den beschreibenden Teil, und die

Radierungen, deren jeder Lieferung zwei beigegeben sind, tragen sämtlich das Gepräge hohen künstlerischen Wertes. Bis jetzt sind besonders die reichen Kunstschätze Venedigs und der nördlichen Provinzen Italiens vorgeführt, und es stehen also noch höchst interessante Abteilungen in Aussicht. — Von Friedrich v. Hellwald, dem berühmten Ethnographen, wird im Verlage von Schmidt u. Günther in Leipzig ein reich ausgestattetes Werk unter dem Titel: **Amerika**, eine Schilderung der Vereinigten Staaten in Wort und Bild, herausgegeben, dessen erste Lieferungen bereits eine hohe Meinung für das Ganze erwecken. Die Illustrationen sind nicht nur nach den verschiedensten Richtungen hin interessant, sondern auch malerisch wirksam, und der Text entspricht vollkommen den Erwartungen, welche der Name des Verfassers erweckt. — In demselben Verlage erscheint, gleichfalls in reicher künstlerischer Ausstattung, ein Illustrationswerk, wie es zeitgemäßer kaum gedacht werden kann: **Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung**, geschildert von M. Ring. Es wird nicht wenig dazu beitragen, den von vielen Seiten oft nur widerwillig anerkannten Aufschwung der Reichshauptstadt dem Publikum vor Augen zu führen. Namentlich sind die Abbildungen der hervorragenden öffentlichen Gebäude vortrefflich ausgeführt. — Aus dem Verlage von Friedrich Bruckmann in München sind bereits mehrere Lieferungen eines wichtigen naturhistorischen Werkes versandt worden: **Die Säugetiere** in Wort und Bild von Karl Vogt und Friedrich Specht. Es sind auf diesem Gebiete sowohl wissenschaftlich wie künstlerisch in neuerer Zeit mächtige Schritte vorwärts geschehen, und offenbar steht dieses neue Werk nach beiden Seiten hin auf einem sehr hervorragenden Standpunkte. Die Mitwirkung von Karl Vogt sichert dem Texte nicht nur die Gediegenheit, sondern auch die Frische und populäre Verständlichkeit. — Ein anderes Illustrationswerk aus demselben Verlage soll eine Sammlung von sechshundert **Porträts der berühmtesten Personen aller Völker und Stände seit dem vierzehnten Jahrhundert** vorführen, die mit kurzen biographischen Daten versehen sind. Das Unternehmen ist in großartiger Weise angelegt. Es soll zwölf Serien, jede zu zehn Lieferungen, umfassen, und jede Lieferung wird fünf Porträts in Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen bringen, in der That ein Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich ziehen wird. — Seiner Vollendung entgegen geht das reich illustrierte Geschichtswerk: **Bilder aus der Altmark** von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius (Hamburg, J. F. Richter), von denen ersterer die Landschaften und architektonischen Bilder an Ort und Stelle aufgenommen und die Porträts nach alten Originalen kopiert hat, während Ludolf Parisius die geschichtliche Darstellung von Land und Leuten in alter und neuer Zeit unter Beihilfe von Oskar Schwebel ausführte. — Ein anderes historisches Werk von Otto Henne am Rhyn (Leipzig, J. G. Bach) schildert: **Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit** und ist dabei geschmückt mit hundert großen Illustrationen von dem verstorbenen Gustav Doré und außerdem mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Auch dieses Prachtwerk wird ohne Zweifel seine Verehrer finden, denn der Verfasser des Textes ist in seinem Fache eine tüchtige Kraft, und die Doréschen Illustrationen haben auch in Deutschland immer Anklang gefunden. — Das in der Deutschen Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) erscheinende Prachtwerk: **Palästina**, mit Text von Georg Ebers und H. Guthe, dessen ersten Band wir bereits ausführlich besprochen haben, wird ganz in derselben Weise fortgesetzt und bietet in Text und Illustrationen auch in den bis jetzt erschienenen Lieferungen des zweiten Bandes ebenso Vortreffliches wie vorher. — In gleicher Weise schreitet der Ergänzungsband zu dem schönen Werke: **Nordlandfahrten**, mit Text von F. v. Hellwald und Weitemeyer (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn), welcher malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark schildert, rüstig vorwärts und giebt landschaftliche Abbildungen, Typen und Architekturbilder in schönster Ausführung. — Ein Prachtwerk in wahrhaft großartigem Stile erscheint im Verlage von Franz Hanfstängl in München: **Die Königliche Pinakothek älterer Meister zu München** in Photographien nach den Originalen, mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Es handelt sich hier um ein sehr kostbares, in jeder Hinsicht mit vollendetem künstlerischem Geschmack ausgestattetes Werk von ganz zwangloser Auswahl in Bezug auf die einzelnen Blätter, bei welchen nur der hohe Kunstwert der Originalwerke maßgebend ist. — **Eine freie Rheinfahrt** betitelt sich ein wunderhübsch ausgestattetes, reich und mit wirklich künstlerischem Geiste illustriertes Buch von Walther v. Diest, welches im Verlage von L. Voß u. Comp. in Düsseldorf erschienen ist. Der Verfasser will die Freude am frischen und kräftigen Leben in freier Luft, an Leibesübungen und Reisen befördern als Gegenmittel für die übermäßige geistige Anstrengung, welche unser Zeitalter charakterisiert. So hat er denn eine Fahrt von Biebrich nach Düsseldorf und eine zweite von Düsseldorf nach Antwerpen im Stile der Turn- und Sängerfahrten geschildert, und mehrere rheinische Künstler haben sein liebenswürdiges Buch in ganz entsprechender, frischer und fröhlicher Weise illustriert, so daß das Ganze einen recht herzerquickenden

Eindruck macht. — Zwölf radierte Skizzenblätter aus der Studienmappe von Marie Galle, reizende Kindergestalten und kleine Gruppen in allerliebsten und originellen Situationen darstellend, sind unter der Bezeichnung **Marie Galle-Album** bei Franz Ebhardt in Berlin erschienen. Es ist in letzter Zeit etwas viel in diesem Genre geboten worden, aber den Blättern von Marie Galle darf man trotzdem die volle Existenzberechtigung zugestehen. — Wir erwähnen noch eine neue, die dritte Auflage der Prachtausgabe von V. v. Scheffels **Bergpsalmen** mit den Bildern von A. v. Werner. (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.) Wo Dichter und Künstler so innig miteinander Hand in Hand gehen, kann nur etwas vollendet Harmonisches entstehen, und dies ist bei dem vorliegenden Buche, das längst der Nation ans Herz gewachsen ist, in hohem Grade der Fall.

* *
*

Montenegro. Schilderung einer Reise durch das Innere nebst Entwurf einer Geographie des Landes von Bernhard Schwarz. Mit Illustrationen nach eigenen Aufnahmen und einer Karte. (Leipzig, Paul Frohberg.) Einen starken Band von 471 Seiten über ein so kleines Ländchen wie Montenegro abzufassen, das dürfte wohl manchen Leser überraschen. Noch überraschender aber ist, daß es in unserem Erdteil Europa Länder giebt, über welche im Publikum die wunderlichsten Vorstellungen existieren, und zu diesen Ländchen gehört eben Montenegro. Aber das ist auch wiederum sehr erklärlich, denn die Bereisung ist so beschwerlich, daß sich nur wenige veranlaßt gesehen haben, ihre Schritte diesem Teile der Balkanhalbinsel zuzuwenden. Nicht nur das lesende Publikum, sondern auch die Geographen vom Fach werden es dem Herrn Verf. Dank wissen, daß er sie mit diesem Werke beschenkt hat. Der Inhalt zerfällt in zwei Teile. Erster Teil: Reise durch das Innere der Cruagora. Zweiter Teil: Geographie der Crnagora. Gern folgt man den lebensfrischen Schilderungen vom freundlichen, lachenden Gestade der Adria hinauf zu den wilden, öden, schroffen Höhen und wieder zu den reichen und fruchtbaren Teilen des Landes, wo Viehzucht und Ackerbau blühen, in das Gebiet der immer grünen Laubhölzer, zu den Orangen, Oliven, Wein- und Feigengärten. Die Schilderung der eigenen Erlebnisse auf der Reise, die Mitteilungen über das uns noch wenig bekannte Volk der Crnagora webt sich zu einem recht frischen, farbenreichen Tableau zusammen, das jedem Leser oder geistig Mitreisenden die größte Befriedigung gewähren wird. Die einzelnen Abschnitte des zweiten Teiles sind: Die einschlägige Litteratur, der Stamm des Landes, die horizontale Gliederung des Bodens. Vertikale Gliederung des Territoriums. Höhentabelle (der Ostrikuk, 2300 m). Geologisches und Mineralogisches. Analyse der aufgefundenen Petroleumquelle. Das Klima. Hydrographie. Flora. Fauna der „schwarzen Berge“. Die Bevölkerung. Von einem noch allgemein so wenig gekannten Ländchen wie Montenegro, das auf vielen Karten keinen größeren Raum einnimmt als ein Markstück, war es notwendig, eine Karte beizugeben. Diese im Maßstab von 1:600000 von Schwarz gelieferte Karte ist in Farbendruck ausgeführt. Die Hydrographie blau, Schrift schwarz, Berge braun, Tiefland grün. Die alte und die neue Grenzlinie sind ebenfalls durch farbige Striche gekennzeichnet.

Algerien nach fünfzig Jahren französischer Herrschaft. Reiseschilderung nebst einer systematischen Geographie des Landes von Bernhard Schwarz. Mit Illustrationen und einer Karte. (Leipzig, Paul Frohberg.) Das Werk zerfällt in zwei Teile, einen unterhaltenden, erzählenden und einen speciell geographischen Teil, den Anhang. Damit soll nicht gesagt sein, daß in dem unterhaltenden Teil nicht reichlich geographischer Stoff zur Verarbeitung kommt. Dem Inhalte nach gruppiert sich der Stoff in folgende Kapitel: Ein neuer Weg nach Afrika. — Von Narbonne über die Ostpyrenäen, Barcelona, Valencia durch die Mancha nach Carthagena folgen wir dem Verfasser nach Oran und dem Westen von Algerien. — Die Bahnlinie von Oran nach Algier bis zum Atlas-Durchbruch. — Die Bahnlinie von Oran nach Algier vom Atlas-Durchbruch bis zur Hauptstadt. — Die Residenz Algier, einschließlich der Geschichte Algeriens und der französischen Kolonisation. — Von Algier zu Lande nach Konstantine. — Die Hauptstadt Numidiens. — Über den Atlas in die Sahara. — In der Wüste. — Mit diesem neunten Kapitel schließt die Reiseschilderung, und das zehnte Kapitel enthält die Geographie Algeriens in systematischer Ordnung, 144 Seiten umfassend, während das ganze Werk 398 enthält. Die lebensfrischen, buntfarbigen Bilder, welche uns der Verfasser vor die Seele zu führen versteht, werden ihm den Ruf eines der gesuchtesten Verfasser von Reisewerken verschaffen. Sein Werk über Montenegro, so reizvoll es für den Naturforscher und Geographen auch sein mag, dürfte doch weniger verlangt werden als Algerien. Algerien ist dem gebildeten Europäer durch die vorgeschrittene französische Kultur, wenngleich ferner in der Lage, doch näher getreten als das noch mit vielen Mühseligkeiten zu bereisende Montenegro. Niemand, der Algerien einen Besuch zugedacht hat, darf es unterlassen, das Buch von Schwarz zu lesen, aber auch der großen Zahl von Freunden der geographischen und Reiselitteratur mag das

Werk bestens empfohlen sein. Auf der dasselbe begleitenden Karte findet sich auch eine Markierung der Depression der Sahara, der großen Schott Melvir und ihrer Anhängsel, welche unter dem Niveau des Oceans liegen — die beliebte Tagesfrage, ob die künstliche Herstellung eines Saharameeres denkbar und ausführbar ist. — Hier sei gleichzeitig einer Abhandlung: **Die Region der Schotts in Nordafrika und das Saharameer** von Karl Ochsenius in Marburg in Nr. 15 bis 23 der „Natur" gedacht, sowie auch einer Broschüre von Charles Grad: **Les Travaux Publics en Algérie** (Nancy, Berger-Levrault u. Co.). Die genannten Schriften enthalten eine reiche Fülle von Belehrung und anregenden Gedanken, die im einzelnen zu verfolgen uns leider der Raum nicht gestattet. Es sei nur noch angeführt, daß der bewohnbare Teil von Algerien von cirka 4000 bis 5000 Quadratmeilen, das ist etwa die halbe Größe des Flächeninhaltes des Deutschen Reiches, von nur 2900000 Menschen, darunter 354000 Europäern, bewohnt wird, während hier zehnmal so viele Menschen ihre Existenz finden könnten. — Wäre es nicht ein Segen für die übervölkerten Landesteile Europas, diesem klimatisch gesunden und fruchtbaren Lande von dem Volksüberschuß einen Bruchteil abzugeben? Unter englischer oder nordamerikanischer Regierung würden die Verhältnisse hier andere sein.

Peru. Reise- und Forschungserlebnis in dem Lande der Incas von E. George Squier. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Schmick. Autorisierte Ausgabe. Mit 260 Illustrationen. (Leipzig, Alwin Georgi.) Das Werk von Squier ist allen, die sich für das Land der Incas interessieren, längst bekannt, und über die Verdienste Squiers reden zu wollen, wäre etwas verspätet. Für die Wissensdurstigen, welche nicht der englischen Sprache mächtig sind, wird die Ausgabe des berühmten Werkes eine sehr willkommene That sein. In der Mitte der siebziger Jahre hat E. George Squier, Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten für Peru und Bolivia, fast zwei Jahre der teils sehr mühsamen und entbehrungsreichen Untersuchung der Baudenkmäler und Kunstwerke des alten Incareiches gewidmet und dann die Resultate seines Unternehmens in einem umfangreichen Werke veröffentlicht. Das uns vorliegende Buch ist eine gute Übersetzung, die wir hiermit willkommen heißen. Zu tadeln ist die Karte, welche dem ersten Hefte beigegeben ist. Bei den tüchtigen kartographischen Anstalten in Leipzig dürfte es dem Herrn Verleger im Interesse des Werkes und im eigenen Vorteil nicht schwer geworden sein, eine glücklichere Wahl zu treffen. Auf der Karte ist nicht einmal das uns erst in neuester Zeit durch die vorzügliche Arbeit von W. Reiß und A. Stübel so frisch ins Gedächtnis gerufene Totenfeld von Ancon in der Nähe von Lima verzeichnet. — Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auf die Originalarbeit unserer deutschen Landsleute hinzuweisen. Das Werk nennt sich **Das Totenfeld von Ancon**, ein Beitrag zur Kultur und Industrie des Incareiches, nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen und mit Unterstützung der Generalverwaltung der Königlichen Museen von W. Reiß und A. Stübel (Berlin, Asher u. Co.). Dieses Prachtwerk ist freilich nicht billig, denn jede Lieferung kostet 30 Mk., während das oben angezeigte Werk von Squier-Schmick (in 20 Lieferungen) für 20 Mk. zu haben ist.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



